Biographiſche Denkmale.

[1]

Von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Berlin, 1824.
Gedruckt und verlegt
bei G. Reimer.

UNIVERSITÄTS
BIBLIOTHEK
LEIPZIG

73-8-4038
.D
Tu. 11.6.76
NK I
DK
Rv 15/1

Vorwort.

Weniges habe ich diesen Lebensbeschreibungen voranzuschicken. Sie sind Versuche einer Behandlung, die sich durch sich selbst zu rechtfertigen hat. Die Quellen, aus denen geschöpft worden, sind zum Theil die bekannt zugänglichen, zum Theil neue, oder doch bisher unbenutzte. Die Anführung derselben im Einzelnen wurde unterlassen, aus guten Gründen, obwohl einer oder der andre unsrer strengeren Freunde damit unzufrieden sein möchte; vielleicht läßt sich in der Folge, mit Weglassung alles dessen, was bloßer Luxus bei der Sache ist, das Nöthige in gedrängte Rechenschaft zusammenfassen. Daß hin und wieder ein schon vorgefundener Ausdruck aus diesen Quellen beibehalten worden, darf wohl keinen Tadel erleiden,

wenigstens nicht in den Fällen, wo jener Ausdruck schon in dem geeignetsten Gepräge vorgefunden worden, welches besonders bei dem Leben des Grafen zur Lippe häufiger eintreten konnte, über welchen schon früh mit würdiger Beredsamkeit gesprochen worden.

Die Fortsetzung dieser Lebensbeschreibungen, wenn eine solche erscheinen soll, möchte zunächst die Gruppe der drei preußischen Feldmarschälle, des Freiherrn von Derfflinger, des Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau und des Fürsten Blücher von Wahlstadt, sodann die der beiden Prinzen, Heinrich und Ludwig Ferdinand von Preußen, liefern, für welchen Zweck im voraus manche günstige Beihülfe und billige Rücksicht in Anspruch genommen sei!

Berlin, im Januar 1824.

K. A. Varnhagen von Ense.

Inhalt.

I. Graf Wilhelm zur Lippe.

II. Graf Matthias von der Schulenburg.

III. König Theodor von Corsica.

Graf Wilhelm zur Lippe.

Graf Wilhelm zur Lippe.

Die deutschen Lebensgebiete haben von jeher den eignen Anblick gewährt, daß sie die Fülle der herrlichsten Gaben und Kräfte immer auch durch den Drang der größten Schwierigkeiten und Hindernisse umstellen, und kaum der übermächtigsten Anstrengung dann und wann gestatten, zu ihrem Ziel in das offene Weite völlig durchzubrechen. Die Anlage zum Großen, die Kraft zum Thätigen, der Eifer der Gesinnung, erscheinen hier stets in reichster Darbietung, aber alsobald setzt das Leben sich ihnen entgegen von allen Seiten, drängt sie nieder auf geringere Stufen und beschränkt sie auf engeren Raum, als ihrem inneren Berufe zu gebühren schien. Die Gemüthskraft und Geistesstärke des Einzelnen mag noch so groß sein, die der Nation, vertheilt und belebt in ihren getrennten Gliedern, steht mächtiger daneben, und verwehrt die großen freien Bahnen, die wir bei an-

dern Völkern jedem Außerordentlichen so bald und leicht eröffnet sehn. Unsre Litteratur wie unsre Politik sind reich an Beispielen dieser Eigenheit; unsre Helden in beiden, unsre Fürsten, Feldherren, Staatsmänner, Reformatoren, Bildner in Kunst und Leben, alle mußten ihre größten Gaben, ausgestattet für Vollgewinn, um geringeren verwenden, der selbst nur um jenen Preis erreichbar wurde. Auch Luther und Friedrich der Große, gerüstet und berufen für die Gesammtheit des Vaterlandes, konnten in dessen Vielgestalt und Zersplitterung, wie mächtige Werke sie auch darin gebildet, nicht das Ganze vereinigend umfangen.

In dieser Eigenthümlichkeit, die über unsere Geschichten, wie über die griechischen, einen beseelenden Reiz, aber auch eine wehmüthige Trauer verbreitet, müssen wir auch den Gesichtspunkt festhalten für die würdige Betrachtung des Helden, dessen Leben hier erzählt werden soll. Eines Helden unstreitig, im vollen Sinne des Wortes; der, indem er Großes ausführte, nur bewies, wie viel Größerem er gewachsen war. Regierender Fürst mit eignem Kriegsgefolge und Feldhauptmann fremder Heere, dreien Königen verbündet und dienend, führte er Krieg mit Glück und Ruhm gegen Franzosen und Spanier, erbaute Festungen, noch

daurend mit seinem Namen, in Deutschland und Portugal, wirkte nah und fern unabläſſig in hoher Geſinnung und ſegenvoller Thätigkeit, nahm regen Antheil an Geiſtesbildung und Wiſſenſchaft, deren vaterländiſches Gedeihen er früh zu ſchätzen wußte und zu pflegen, und gewährte in ſeinem ganzen Daſtehn das Bild eines großen Mannes, der durch innre Tugend aus der Menge von Gleich- und Höhergeſtellten hervorglänzt, und nur in allzu engen Schranken den Werth ſeiner unverhältniß-mäßigen Eigenſchaften entfaltet.

Wilhelm Graf zur Lippe, von dem wir eben geredet, auch Graf zu Schaumburg genannt, aus einem uralten in Weſtphalen landesherrlichen Geſchlechte, wurde am 9. Januar 1724. in London geboren. Seine Mutter, eine ſchöne und geiſtreiche Frau, war eine geborne Gräfin zu Oynhauſſen, Tochter Georgs I. und der Herzögin von Kendal; ſie lebte damals in England, wegen Mißhelligkeiten, die zwiſchen ihr und ihrem Schwiegervater, dem regierenden Grafen zur Lippe, aus widerſprechenden Gemüthsarten immer neu hervorgingen. Als letzterer im Jahre 1728. ſtarb, trat ihr Gatte die Regierung an, ſie ſelbſt aber blieb mit ihren beiden Söhnen, von denen Wilhelm der jüngere war, noch in England zurück, und folgte

ihm erſt ſpäterhin nach Bückeburg, wo ſie aber bald nach ihrer Ankunft ſtarb. Die erſten Lebenseindrücke hatte Graf Wilhelm demnach in England empfangen, und dieſes war bei dem lebhaften Feuer ſeines Geiſtes, der jener früheſten Eindrücke ſich tief bemächtigte, von entſcheidenden Folgen für ſein ganzes Leben. Seine erſte Sprache war die engliſche; Behandlung, Umgang und Unterricht gaben ihm engliſche Sitte und Sinnesart. Schon in dem Knaben zeigte ſich ſtolze Strenge und kräftiger Wille; er war von auffallend ſchöner Geſichtsbildung, und wurde deßhalb oftmals bewundert und geliebkoſet, dieſer Ruhm der Schönheit aber dünkte ihm höchſt verächtlich, er färbte ſein Geſicht mit Wallnußfarbe braun, dem Vater, der ihn darüber anſprach, erwiedernd, die Leute hätten ihn gelobt wie ein ſchönes Mädchen, er aber wolle kein Weibergeſicht haben. Für die Ausbildung des Körpers wie des Geiſtes wurde bei zunehmenden Jahren verhältnißmäßig geſorgt; mit außerordentlichen Fähigkeiten begabt, zeichnete er ſich zuerſt doch vorzüglich in körperlichen Uebungen aus; er ritt, focht und tanzte vortrefflich; auch wird angemerkt, daß er mit ungewöhnlicher Stärke — im kraftreichſten Alter 19. Fuß in die Weite und 5½. Fuß in die Höhe —

zu ſpringen vermochte. Er lernte Muſik nnd Zeichnen mit gutem Erfolg. Aus der Fülle des dargebotenen wiſſenſchaftlichen Unterrichts eignete er ſich hauptſächlich mathematiſche und geſchichtliche Kenntniſſe an; mit beſonderer Vorliebe vernahm er die großen Thaten der Römer, die ſeine ganze Seele ergriffen, und ihm als erhabene Vorbilder lebenslang gegenwärtig blieben. Auch Sprachen trieb er mit Glück; die engliſche und franzöſiſche waren ihm von Kindheit geläufig, die italiäniſche und ſpäterhin die portugieſiſche wurden ihm leicht; im Latein brachte er es ziemlich weit, doch hatte er es in der Folge beinahe ganz wieder vergeſſen; das Deutſche wußte er aus dem Lebensverkehr, aber ſelbſt in ſpäteren Jahren, trotz vieler angewandten Mühe, nie ganz regelfeſt, ein beinahe allgemeiner Fehler der deutſchen Vornehmen damaliger Zeit, wo der feine und richtige Ausdruck nur im Franzöſiſchen geſucht wurde.

Als zweiter Sohn konnte er kaum eine andere Laufbahn, als die der Kriegsdienſte, vor Augen haben. Sein Vater, der ſich mit der Wittwe des Fürſten Leopold von Anhalt-Köthen wieder vermählt hatte, überließ ihn dieſer Beſtimmung und dem damit verbundenen Unterricht, ohne andere Abſicht und Sorge, als die, ihn möglichſt

entfernt zu halten; so schickte er ihn in seinem eilften Jahre nach Genf, wohin seine Lehrer Bechefer und Dufresnoy ihn begleiteten, würdige Männer beide, in deren zufälliger Wahl das Glück ihn begünstigt hatte; sie waren in mannigfachen Kenntnissen, der zweite besonders in mathematischen Wissenschaften, in Feuerwerks- und Geschützkunst, sehr ausgezeichnet, und hauptsächlich zum Praktischen hingeneigt. Nachdem er hier zuvörderst im Glauben der reformirten Kirche vollständig unterrichtet und bestätigt worden, legte er sich mit ungestörtem Eifer auf die sämmtlichen Kriegswissenschaften, welche dömals ein berühmter Lehrer Namens Calandrini in Genf mit großem Zulaufe vortrug. Mit guten Kenntnissen und feiner Bildung ausgestattet, kehrte er im sechszehnten Jahre an den Hof seines Vaters zurück, der ihn aber gleich wieder zur Fortsetzung seiner Studien nach Leiden und Montpellier schickte, wo er zwei Jahre blieb, dann mit Erlaubniß seines Vaters nach England ging, und daselbst als Fähndrich in die Königliche Leibgarde eintrat. In seinem achtzehnten Jahre sah er durch den Tod seines älteren Bruders unvermuthet seine Aussichten verändert, und kehrte als nunmehriger Erbe dem Wunsche seines Vaters gemäß nach Bückeburg

zurück. Das heimiſche Verhältniß mußte ihm jedoch bald drückend werden, und der Vater trug ſelbſt immer gern wieder zu ſeiner Entfernung bei. Dieſer ſonſt wohlmeinende und nicht ungebildete Herr führte in ſeiner ſteifen Hofhaltung unmäßige Pracht, verſchwendete in feſtlichem Aufwande die Einkünfte des kleinen Landes, und belaſtete daſſelbe durch große Schulden. Mit ſeiner zweiten Gemahlin lebte er in kinderloſer Ehe, und überdies, wegen ſeiner anderweitigen Verbindungen, in ſehr unangenehmen Verhältniſſen. Die geiſtleere und unbedeutende, aber überaus ſtolze Fürſtin ſuchte durch andächtelnde Frömmigkeit, in der ſie ſelbſt gleichwohl keine Befriedigung fand, ihrem Gemahl zu trotzen. Eine Gräfin von Bentink dagegen, die ſich an dem kleinen Hofe aufhielt, war die Geliebte des Grafen, und herrſchte durch Geiſt, Kenntniſſe und Schlauheit; ſie verurſachte am meiſten die Verſchwendung der Landeseinkünfte, und ſchaltete mit Allem nach Willkühr. Die Spannung, welche in dieſem Kreiſe für den Erbgrafen entſtehn mußte, machte ſein Benehmen nach den verſchiedenen Seiten ſo ſchwierig als ungleich, und ſeine Gegenwart ihm ſelbſt wie den Andern läſtig. Nachdem er ſeinen Vater, der damals General in holländiſchen Dienſten war, zu dem Feldzuge in den Nie-

berlanden begleitet, und der Schlacht bei Dettingen am 27. Juni 1743. mit Auszeichnung beigewohnt hatte — dieses waren seine ersten Waffen — reiste er nach England, um sich dem Seedienste zu widmen, gab jedoch dies Vorhaben, da er seekrank wurde, bald wieder auf, und ging nach Italien, wo er als Freiwilliger im Kaiserlichen Heere den Feldzug von 1745. unter dem Fürsten von Lobkowitz mitmachte, und sich durch ungestümen Muth sehr hervorthat, aber auch so tollkühn in Gefahren stürzte, daß der Kaiserliche General Graf von Schulenburg einen Vorwand benutzte, um ihn auf gute Weise von dem Heere zu entfernen.

In Wien wurde ihm der Antrag gemacht, als Oberst in österreichische Dienste zu treten; allein er lehnte diesen Antrag ab, weil er die Unabhängigkeit jetzt vorzog. Auch begab er sich alsbald wieder auf Reisen, und besuchte die Schweiz, Italien, Deutschland und England. Die Liebe zur Freiheit verband sich in ihm mit dem brennendsten Ehrgeiz. In Ermangelung größerer Gegenstände, die ihm Befriedigung geben konnten, warf seine stürmische Leidenschaft sich auf Abentheuer des täglichen Lebens, und es gab alsbald keine Unternehmung und Thorheit der Jugend, in der er nicht gesucht hätte, seine Genossen zu übertreffen.

Er wetteiferte mit jedem Engländer in jeder Sache, ſie mochte noch ſo ſeltſam erſcheinen. Er ritt, verkehrt auf dem Pferde ſitzend, einer Wette wegen, von London nach Edinburg; er machte ſchwierige Fußreiſen, und bettelte ſich in Geſellſchaft eines deutſchen Fürſten durch einen Theil von England. Heldenmuth und Tollkühnheit wechſelten in dieſen Ausführungen nach Gelegenheit und Zufall. In Italien beſtand er mit dem Degen in der Fauſt mörderiſche Anfälle, denen er für einen Freund ſich großmüthig bloßgeſtellt. Bei Regensburg, als er gehört, die Donau ſei an einer Stelle ſo reißend, daß kein Menſch jemals dort durchgeſchwommen, warf er ſich unbedenklich in die gefahrvolle Fluth, und konnte kaum noch gerettet werden. In Wien zeichnete er ſich durch vornehmen Anſtand und glänzende Glückserfolge aus; in allen ritterlichen Uebungen erwarb er hier den größten Beifall; als Reiter, als Fechter, blieb er unübertroffen, auch im Ballſpiele wurde ſeine Fertigkeit bewundert. Er durfte ſich großer Gunſt bei Frauen rühmen, die er doch wenig beachtete; auch hierin behielt er ſeine eigenthümliche Weiſe. Eine ſchöne Sängerin, in der erſten Blüthe der Jugend, erweckte unbewußt die Neigung ſeines Herzens. Seine Freunde behaupteten, es würde ihm nicht

gelingen, das Mädchen zu gewinnen und zu entführen, denn sie lebte durch angesehenen Schutz eines vornehmen Mannes in beneideten Verhältnissen. Er unternahm das Abentheuer nun aus Ehrgeiz, und bezwang seine Neigung. Er näherte sich dem schönen Frauenzimmer mit edler Zuversicht, und gewann alsbald, mehr noch als ihre Neigung, ihr Vertrauen. Sie war überrascht, statt eines Liebhabers einen ermahnenden Freund zu finden, nahm aber seinen ernsten Vorschlag, sie auf bessere Lebensbahn zurückzuführen, ohne Zaudern an, verließ den Ort ihrer Verirrung, und reiste mit ihrem neuen Führer in dessen Wagen nach England. Streng und fest blieb er auf dem langen Wege seiner gefaßten Absicht getreu, das schöne Kind erwachte mit tiefer Rührung zu edlerem Loose, und blieb unter der fürsorgenden Obhut des großmüthigen Freundes, bis dieser eine Gelegenheit fand, sie mit einem wackern und wohlhabenden Manne glücklich zu verheirathen. Diesen Seelenwerth ausgenommen, der in seinen Handlungen immer neu hervortrat, zeigte sein Leben den ganzen Leichtsinn und die Wildheit vornehmer Jünglinge, zu deren Gunsten eine ganze Welt von Einrichtungen zurechtgestellt ist; für den Anschein war er von den vielen Engländern, mit

denen er ſich immer zuſammenfand, nicht zu unterſcheiden. Ja er vermochte ſogar, weil ſeine Stärke ihn in keiner Lage verließ, in vornehmer Leerheit mehr als Andre auszudauern, und in lärmendem Getreibe über die Gebühr zu verharren. Der Beſuch von Engländern weckte ſelbſt in ſeinen ſpäteren Tagen eine Spur ſolcher Gewohnheiten auf, in welchen ſich Würde und Ungebundenheit ſeltſam verſchwiſterten. Seine natürliche Ungeduld, und das bewegte Leben, das er führte, ließen ihn auch im Gebiete des Wiſſens, wie eifrig er nach Erweiterung ſeiner Kenntniſſe ſtrebte und nach allen Seiten lernbegierige Blicke warf, während dieſer Reiſen nur wandelbare und zerſtreute Beſchäftigung finden. Einzig Muſik und Mahlerei, die er leidenſchaftlich liebte, pflegte er gründlicher und anhaltender, und erwarb vorzüglich in Italien ſeine tiefere Kenntniß und höheren Geſchmack in beiden. Die frühen Erfahrungen zu Hauſe und in der Fremde, ſein vielfacher Umgang, und die beſonderen Lagen, in die er ſich verſetzte, reiften deſto mehr ſeinen Karakter, in welchem ernſte Verſchloſſenheit neben glühender Lebensfülle, heftiges Aufbrauſen neben kalter Ueberlegung, und Abentheuerluſt neben Ordnungsliebe ungeſtört beſtanden. Aus dem Wechſel ſolcher Zu-

ſtände und Prüfungen rief ihn nach zweijähriger Abweſenheit eine empfangene Mahnung nach Hauſe zurück, wo er ſeinen Vater krank fand, und kurz nachher im Jahre 1748. durch den Tod verlor.

Kaum hatte der Graf die Regierung angetreten, als ſeine Sinnesart ſogleich im ſchroffen Gegenſatze der väterlichen erſchien. Er war vier und zwanzig Jahr alt, und in der ganzen Kraft jugendlichen Wollens. Die Fürſtin Mutter verließ Bückeburg, und ging auf ihren Wittwenſitz nach Stadthagen, die Gräfin von Bentink zog ſich in ihre Heimath zurück. So war ihm das Feld von ſelbſt geräumt, und rückſichtslos begann er ſeine Veränderungen. Sie geſchahen mit Nachdruck, und von Grund aus; der ganze Zuſtand wurde mit Einem Schlage umgeſchaffen. Alle vorhandene Pracht wurde nicht ſowohl abgeſtellt, als mit einer Art von Wuth ausgerottet. Gebäude wurden niedergeriſſen, Gärten verwüſtet, Geräthe verſchleudert oder zerſtört: die Trümmer blieben zum erinnernden Anblick rings umher liegen. Man konnte aus dieſer Heftigkeit ermeſſen, mit welch unterdrückten Empfindungen der Graf an des Vaters Hofe bisher die verderbliche Wirthſchaft angeſehn hatte, was alles ihn im Innern verletzt, geärgert und empört haben mochte! Auch mit

den Beamten gingen große Veränderungen vor; nur diejenigen wurden beibehalten, welche ganz in die neuen Ansichten eingingen, manche verließen von selbst einen Ort, an welchem sie für sich nichts mehr zu gewinnen sahen. Alle Gedanken des Grafen richteten sich nun mit Macht auf seinen Lieblingsgegenstand, das Kriegswesen. Bevor er jedoch in dieser Richtung seine Thätigkeit entfaltete, beschloß er, wegen des Mangels, den er in sich verspürte, eine neue große Reise bloß in dieser Absicht anzutreten, um neue Kenntnisse und Erfahrungen in diesem Fache einzusammeln.

Er begab sich zuerst nach Berlin zu Friedrich dem Großen, um den schwarzen Adlerorden, den sein Vater gehabt, dem Könige zurückzustellen, und bei diesem Anlasse so viel als möglich die kriegerischen Anstalten dieses beispiellos gerüsteten Staates in Augenschein zu nehmen. Durch seinen ungewöhnlichen Geist, durch seine Kenntnisse und großen Fertigkeiten erregte er die Aufmerksamkeit des gewaltigen Königs, der ihm durch die ganze Folgezeit geneigt blieb. Er zeigte sich auch hier in den abstechenden Eigenschaften, deren Verein ihm stets eine Art abentheuerlicher Seltsamkeit verlieh. Er setzte zu Pferde, zum Schrecken der Anwesenden, über einen breiten Graben hin-

weg, den der König bei Charlottenburg hatte ziehen lassen, gerade um das Entkommen seiner Reiter zu verhindern. Während er sich durch solche Kraftstücke muthiger Gewandtheit berühmt machte, gewann er zugleich durch kenntnißreichen Eifer den Beifall der Gelehrten, und die Königliche Akademie der Wissenschaften nahm ihn zum Ehrenmitglied auf. Von Berlin reiste er neuerdings nach Italien, wo er sich lange aufhielt, abwechselnd in reicher Lebensfülle und in einsamer Zurückgezogenheit den Uebungen der Welt und den Studien der schönen Kunst ergeben. Späterhin besuchte er Ungarn, und dachte über Konstantinopel nach Griechenland vorzudringen, woran ihn aber der Ausbruch der Pest, oder, nach Andern, der Mangel an zureichenden Hülfsmitteln verhinderte. Ueberall suchte er jetzt besonders den Umgang kriegskundiger Männer, um von ihnen in seinem Fache noch mehr zu lernen, er beachtete sorgfältig alle Anstalten und Einrichtungen, und entwarf selbst viele Plane sie zu verbessern und zu veredlen. Während dieser großen Reise entwickelte und befestigte sich völlig sein Karakter, in welchem Ernst und Gründlichkeit nunmehr entschieden herrschend wurden. Auf seiner Rückkehr kam er abermals durch Berlin, und wurde von dem Könige und von der

ganzen Königlichen Familie mit Achtung und Zuneigung aufgenommen; auch empfing er jetzt mit großer Feierlichkeit den ſchwarzen Adlerorden. Friedrich der Große, ſchon als Kronprinz mit dem Vater als einem feingebildeten Geiſte in vertraulichem Briefwechſel — noch jetzt in ſilberſtoffenem Beutel im Archive zu Stadthagen aufbewahrt — ſcheint in dieſer Zeit auch mit dem Sohne nähere Freundſchaft angeknüpft zu haben, obwohl die beiderſeitige Sinnesweiſe manche bedeutende Verſchiedenheit offenbarte.

Nachdem Graf Wilhelm im Jahre 1753. zu Bückeburg wieder eingetroffen, ging er mit verdoppeltem Eifer an ſein großes Werk. Da die Grafſchaft ſeit dem weſtphäliſchen Frieden keine Landſtände mehr hatte, ſo ſtand ſeinem unumſchränkten Walten kein Hinderniß entgegen. Er rief zuvörderſt ein altes Geſetz wieder in's Leben, wonach jeder Einwohner zum Kriegsdienſte verpflichtet war, und er hielt mit größter Strenge auf deſſen rückſichtsloſe Ausführung. Auf hundert Seelen jedes Geſchlechts und Alters rechnete er ſechs bis acht Soldaten, ein Verhältniß, das ſelten in Kriegszeiten vorkommen mag, aber in Friedenszeiten überall unerhört iſt. Er errichtete ein Regiment zu Fuß von 800. Mann, eine Ab-

theilung Artillerie von 300. Mann, und eine Schwadron ausgesuchter vortrefflicher Reiter. Diese Truppen, lauter einheimische und vertraute Leute, bildeten einen Kern von Mannschaft, die an Tüchtigkeit und Fertigkeit nicht ihres Gleichen hatten. Der Graf unterrichtete und übte sie in den Waffen und im Dienst unablässig. Alle Zweige der Kriegswissenschaften wurden dabei mit Eifer betrieben, merkwürdige Versuche gemacht, neue Aufgaben gestellt, größere Entwickelungen in's Auge gefaßt. Die Unterthanen fanden die Strenge der Kriegsverfassung, welche das Land mit eiserner Schwere niederzudrücken drohte, nach dem ersten Schrecken, den ihre Verkündigung verbreitet hatte, weniger schlimm, als sie gefürchtet; die Soldaten wurden gut behandelt und gut bezahlt, nach abgelaufener Dienstzeit regelmäßig entlassen; diese Ordnung gefiel, sie war damals ungewöhnlich; da nur Landeskinder angenommen wurden, so bildete sich unter den jungen Leuten alsbald eine Art von stolzem Ehrgefühl, das sich nach und nach allen Klassen mittheilte, und selten eine Klage über die Strenge der Waffenpflicht aufkommen ließ. Zudem war der Graf in allen übrigen Verhältnissen mild und gütig, persönlich bei dem Volke sehr beliebt, unter dessen Augen er lebte, und dessen Wohlfahrt er auf alle

Weise

Weise, auch durch viele Anordnungen, die jetzt gewöhnlich geworden, aber in damaliger Zeit noch neu und selten waren, thätig zu fördern strebte. Geld erpreßte er niemals; vielmehr brachte er im Lande selbst durch seine Anstalten wohlthätig in Umlauf, was sonst durch üppige Verschwendung in das Ausland zu fließen pflegte. Gleichwohl ist dem Grafen oftmals der Vorwurf gemacht worden, durch seine heftige Liebhaberei für das Kriegsfach das Glück seines kleinen Landes gestört, eine große Verwilderung seiner Unterthanen herbeigeführt, und diese, wie sich selbst, bei den Nachbarn großer Mißachtung ausgesetzt zu haben; dabei lag die gangbare Meinung zum Grunde, daß nur ein größer Staat zu kriegerischen Anstrengungen berufen sei, in einem kleineren aber jeder Versuch dieser Art so lächerlich als unnütz ausfallen müsse. Jene Vorwürfe jedoch erwiesen sich der Hauptsache nach völlig ungegründet, und was die angeführte Meinung betrifft, so hat der Graf zur Lippe durch seine großen Anlagen und musterhaften Ausführungen grade das würdigste Vorbild gegeben, wie auch der anscheinend Geringe in seinem Verhältnisse mit zusammengenommener Kraft bedeutend zu sein vermag, und möchte nur Deutschland in der späteren Zeit viele ihm Gleichdenkende

und Nachstrebende unter seinen kleineren Fürsten gezeigt haben?

Die Prüfung blieb nicht lange aus. Der siebenjährige Krieg brach über Deutschland herein, und brachte den Werth und Ertrag der von dem Grafen so leidenschaftlich betriebenen Kriegsbildung in ihm selbst wie in seinen Truppen glänzend an Tag. Ein Fürst seiner Art konnte für England bei der kriegerischen Verwickelung Hannovers in solcher Nähe nicht unbeachtet bleiben. Der König von Großbritannien schloß daher im Einverständnisse des Königs von Preußen am 28. August 1756. mit dem Grafen zur Lippe einen Staatsvertrag, vermöge dessen der Graf seine Truppen zum Kriege gegen die Franzosen mit den hannöverschen verband, dagegen von England Hülfsgelder und eine angemessene Befehlshaberstelle erhielt; er wurde zum hannöverschen Generalfeldzeugmeister ernannt. Mit Eifer und Uneigennützigkeit, wie selbst seine Widersacher mit großem Lob anerkannten, erfüllte er seinerseits die eingegangenen Verpflichtungen. Im Anfange des Jahres 1757. rückte ein bedeutendes französisches Heer unter dem Marschall von Etrees zuerst gegen das nördliche Deutschland vor. Der Herzog von Cumberland kam aus England und übernahm den Oberbefehl über das verbündete

Heer, welches außer preußiſchen und hannöverſchen Truppen auch die Mannſchaften von Heſſen, Braunſchweig, Gotha und Lippe enthielt. Unter den letzteren waren die bückeburgiſchen Jäger vorzüglich geübt und brauchbar für den leichten Feldbienſt, ſie thaten den Franzoſen, nach dem Zeugniſſe damaliger Kriegsnachrichten, ungemein vielen Abbruch; ihre Schnelligkeit erſetzte, was ihnen an Zahl gebrach, ſie waren überall gegenwärtig, wo man ſie am wenigſten vermuthete, ſie überfielen feindliche Abtheilungen, hemmten deren Bewegung und Verbindung, und machten im Rücken des Feindes häufig Gefangene. Nicht weniger tüchtig erwieſen ſich die lippiſchen Reiter, eine Art Reiſige oder Karabiniers, in ſchwarzen Kollern von gebranntem Leder, mit gelb und ſchwarzen Wehrgehängen, gewaltigen Schwertern an der Seite, behelmt mit Sturmhauben, beritten auf lauter ausgewählten Hengſten; den Reiterpartheien des Feindes im einzelnen Begegnen jederzeit verderblich, unter dem Namen les hommes de fer bei den Franzoſen lange in Andenken. Der Graf ſelbſt fand in dieſem übelgeführten Feldzuge noch keine Gelegenheit ſich hervorzuthun. Nach dem unglücklichen Treffen bei Haſtenbeck am 26. Juli vermochte der Herzog von Cumberland nicht mehr

das Feld zu halten, und schloß den schmählichen Waffenstillstand von Kloster Seven, durch den das verbündete Heer, von welchem die Preußen sich schon getrennt hatten, ganz in Unthätigkeit und Schwäche versank. Die Franzosen ließen den Grafen seinen kriegerischen Eifer entgelten und bedrückten sein Land sehr hart. Er selbst nahm in dieser unglücklichen Zwischenzeit seinen Aufenthalt in Hamburg, und zuletzt in eingezogener Stille zu Nienstedten, einem bei Altona an der Elbe gelegenen Landhause, welches er angekauft hatte. Hier arbeitete er an Planen für den künftigen Feldzug, studirte die Stellungen und Bewegungen, die der vermuthliche Schauplatz des Krieges darbieten konnte, und widmete seine meiste Zeit wissenschaftlichem Nachdenken.

Im folgenden Jahre 1758., nachdem der englische Hof den Waffenstillstand aufgehoben, und den Herzog Ferdinand von Braunschweig zum Oberbefehl der verbündeten Truppen bestellt hatte, begab sich auch Graf Wilhelm wieder zum Heere, und unterstützte den neuen Feldherrn, der vieles neu zu schaffen und alles zu verbessern fand, mit Einsicht und Thätigkeit. Sein Land wurde durch das Vorrücken der Verbündeten mit in den Schauplatz der Feindseligkeiten gezogen, und seine Untertha-

nen hatten viel zu leiden; er ſuchte den Bedrängten alle Hülfe und Erleichterung zu ſchaffen, allein die allgemeinen Ereigniſſe nahmen zu gebieteriſch ſeine Aufmerkſamkeit und Mitthätigkeit in Anſpruch, als daß er ſeinen heimiſchen Angelegenheiten eine gleiche Sorge widmen konnte. Die Eroberung von Minden, das Treffen bei Crevelb, in welchem die Franzoſen mit großem Verluſt geſchlagen wurden, worauf die Verbündeten bis an die Maas vorrückten, dann aber wegen des Vordringens eines zweiten franzöſiſchen Heeres wieder nach Weſtphalen zurückwichen, endlich das Gefecht bei Lutterberg, in welchem die Franzoſen zwar den Sieg, aber um theuern Preis, davontrugen, waren die hauptſächlichſten Gelegenheiten, in welchen Graf Wilhelm ſich auszeichnete, und beſonders durch ſeine Leitung der Artillerie, ſo wie überhaupt durch ſeine großen Einſichten, den Verbündeten wichtig und werth wurde. In dem Gefechte bei Lutterberg, welches nicht verloren worden wäre, wenn der braunſchweigiſche General von Oberg den Rath des Grafen hätte befolgen wollen, befand ſich dieſer in großer Gefahr, indem die Franzoſen alles aufboten, ihn, der ſtets unerſchrocken voran war, von den Seinigen abzuſchneiden und gefangen zu nehmen.

Im Laufe dieſes Feldzuges erſchien ein Kaiſerliches Mandat, welches dem Grafen befahl, ſeine Truppen von dem verbündeten Heere zu trennen, und dagegen ſein reichspflichtiges Kontingent zu dem gegen den König von Preußen verſammelten Reichsheere zu ſtellen, widrigenfalls in die Acht des Reichs, das iſt vogelfrei, ſich erklärt zu ſehen. Die deutſche Reichsverfaſſung, welche zu keiner Zeit vollkommene und unbeſtrittene Wirkſamkeit genoſſen, zwar dem Namen nach beſtehend und in manchen Fällen auch gehandhabt, hatte der That nach längſt in dem neuen Zuſtande aufgehört, der aus den fortſchreitenden Lebensbewegungen emporſtieg, und in welchem Preußen eine ſo bedeutende Stelle einnahm. Die Sache des Grafen zur Lippe war nur ein geringer Nebentheil in der großen Hauptſache des Königs von Preußen, des Kurfürſten von Hannover, und anderer angeſehenen Fürſten des Reichs; ſo lange die Frage auf dieſem höheren Gebiete nicht gelöſt war, konnte der Graf die an ihn gerichtete Mahnung ruhig dahingeſtellt ſein laſſen. Allein die Ehrfurcht, welche er den Geſetzen ſeines Vaterlandes, und auch ihrer Scheingeſtalt noch, ſchuldig zu ſein glaubte, vermochte ihn, vor allen andern mit ihm in gleichen Fall geſtellten Fürſten, bei der Reichs-

verſammlung eine ausführliche Vorſtellung und Rechtfertigung ſeines Benehmens einzureichen. Er ſchilderte darin ſeine ganze Lage, die Geſetzmäßigkeit ſeines mit dem Könige von England geſchloſſenen Vertrages, die untadelhafte Verwendung ſeiner Truppen, die ausdrücklich nur gegen die Franzoſen, nicht aber gegen den Kaiſer und das Reich gebraucht werden durften, den feindlichen Einbruch eines franzöſiſchen Heeres in das nördliche Deutſchland, die erlittenen Bedrückungen ſeines Landes, und die Unmöglichkeit, in ſo großen und ſchweren Verwickelungen ſeinerſeits allein den gebieteriſchen Zeitumſtänden zu widerſtehn. Er ſchloß mit dem Geſuche, die Reichsverſammlung möchte bei Kaiſerlicher Majeſtät es dahin einleiten, daß die gegen ihn ergangenen harten Verfügungen zurückgenommen, und ihm vielmehr zu einer billigen Vergütung des durch die Franzoſen erlittenen großen Schadens verholfen würde. Dieſes Aktenſtück, welches durch ſeinen muthigen und angemeſſenen Ton in Regensburg großes Aufſehn erregte, war von dem Grafen eigenhändig verfaßt, und verdiente deßhalb und als ein Denkmal vergangener Verhältniſſe hier aufbewahrt zu werden, wenn nicht die weitläuftige und barbariſche Sprache, die unſeren vaterländiſchen Verhandlun-

gen ſchon von jeher vererbt ſcheint, von ſolcher Mittheilung zu ſehr abſchreckte.

Im Jahre 1759. erhielt Graf Wilhelm den Oberbefehl über die ſämmtliche Artillerie bei dem verbündeten Heere, welches große Nachtheile erlitten, und ſich vor dem überlegenen Feinde bis an die Weſer zurückgezogen hatte. Der Herzog Ferdinand von Braunſchweig aber lieferte bei Minden am 1. Auguſt den Franzoſen unter dem Marſchall von Contades eine Schlacht, und brachte ihnen die völligſte Niederlage bei, indem er, während ſie von vorn angriffen, ſie ſelbſt in Rücken und Seite angriff. An dieſem glänzenden Erfolge hatte der Graf zur Lippe den größten Antheil, beſonders durch ſeine treffliche Anordnung der Batterien und geſchickte Richtung des Geſchützes, wobei er faſt immer ſelbſt Hand anlegte, und keiner Gefahr achtend dem größten Feuer ſich bloßſtellte. Nachdem er in der Schlacht ſelbſt den herrlichſten Muth und die angeſtrengteſte Thätigkeit bewieſen, zeigte er nach dem errungenen Siege die großmüthigſte Menſchlichkeit, und gönnte ſich keine Erholung und Ruhe, bevor nicht für die vernachläſſigten Verwundeten und Gefangenen gebührend Sorge getragen war. Für ſeine entſcheidende Mitwirkung zu dem ruhmvollen Siege gaben ihm der König

von England und der Herzog von Braunſchweig durch beſondere Schreiben ihren Dank eifrigſt zu erkennen. Die ferneren Ereigniſſe dieſes Feldzuges entwickelten ſich raſch in glücklicher Folge. Kaſſel ergab ſich am 19. Auguſt, das Schloß von Marburg am 11. September; letzteres hatte Graf Wilhelm zur Uebergabe gezwungen, indem er das Geſchütz, aller Zweifel ungeachtet, mit großer Anſtrengung auf die Berge geſchafft, von wo die Beſchießung allein möglich war. Er rückte ſodann gegen Münſter, welche Stadt, nach fehlgeſchlagenem Verſuch einer Ueberrumpelung, förmlich belagert werden mußte. Er führte dabei den Oberbefehl, und traf alle Anſtalten mit größter Einſicht und Schnelligkeit. Aber die Belagerten waren zahlreicher, als die Belagerer, und der franzöſiſche General Armentieres eilte zum Entſatz herbei; der Graf befand ſich in augenſcheinlicher Gefahr, von zweifacher Uebermacht in die Mitte genommen und zu Grunde gerichtet zu werden. Seine Entſchloſſenheit kam dem Feinde zuvor; im entſcheidenden Augenblicke brach er in aller Stille auf, rückte dem General Armentieres entgegen, ſchlug ihn, und ſtand ſiegreich wieder vor Münſter, bevor die Beſatzung etwas zu unternehmen gewagt. Eifrig ſetzte er nun die Belagerung fort; in den Lauf-

gräben ordnete er alles selbst, unter dem stärksten Kugelregen mit kaltem unerschrockenen Muthe; da trat einsmals ein Schaumburger hastig an ihn heran, riß ihn mit dem plattdeutschen Zurufe, daß es hier nicht für ihn tauge, ungestüm von seinem Platze, und hatte diesen kaum selber eingenommen, als eine Kanonenkugel aus der Festung ihm den Kopf abschlug. Wunderbare Fügung, die den Grafen tief erschütterte, und mit nachdenklichem Staunen über seine eigne Rettung, mit bittrem Schmerz über die ahndungsvolle Hingebung des freiwilligen Opfers erfüllte! Endlich, nachdem er einige Tage hindurch alles Feuer hatte einstellen lassen, befahl er am 20. November eine allgemeine Beschießung. Die Stadt gerieth an mehreren Orten in Brand, und zwei Stunden wütheten schon die Flammen; der Graf stand auf einer Anhöhe, und staunte das schrecklich prachtvolle Schauspiel an, welches ihn so bewegte, daß er sich abwandte und Thränen vergoß. Die furchtbare Beschießung hatte indeß ihr Ziel erreicht; die Stadt ergab sich noch am nämlichen Tage.

Inmitten der kriegerischen Bewegungen war Graf Wilhelm zugleich mit wichtigen Befestigungsanlagen beschäftigt. Nach seinem Entwurfe wurde in dieser Zeit das Fort St. Georg auf dem Berge

Klüth bei Hameln angelegt, dessen weitere Ausführung er dem Major Dufresnoy übertrug, seinem ehemaligen Lehrer und nunmehrigen Vorsteher seines Genieweſens. Auch Kassel und Lippstadt setzte er durch neue zweckmäßige Werke, über deren Anlage er selbst die Aufsicht führte, in guten Vertheidigungsstand, desgleichen befestigte er das Lager bei Landau im Waldeckischen. Der Krieg selbst wurde während des Jahres 1760. mit abwechselndem Glücke fortgesetzt. An der Lippe, in Westphalen, im Waldeckischen gab es überall vielfache Bewegungen und hitzige Gefechte; die Verbündeten siegten am 31. Juli in dem Treffen bei Warburg, und in mehreren nachfolgenden Scharmützeln, mußten aber wieder zurückweichen in dem hartnäckigen Gefecht am 15. Oktober bei Kloster Kampen, wo der Graf zur Lippe durch seine einsichtsvollen und entschlossenen Maßregeln mit seinem Geschütz den Rückzug deckte, den der Feind hierauf nicht weiter beunruhigte.

Im folgenden Jahre 1761., als bei dem Vordringen des verbündeten Heeres die Franzosen sich an den Main zurückzogen, übertrug der Prinz von Braunschweig dem Grafen die Belagerung von Kassel, und dieser ging mit gewohntem Eifer an das Werk. Die Laufgräben waren schon eröffnet,

und ein Ausfall der Belagerten von dem Grafen zurückgeschlagen, als der Marschall von Broglie, nach einem in Oberhessen errungenen Vortheile, mit ganzer Macht unvermuthet heranzog, und die Verbündeten zur Aufhebung der Belagerung nöthigte. Die Lage des Grafen war höchst mißlich; auf beiden Seiten von Uebermacht umdrängt mußte er im Angesichte des Feindes das schwere Geschütz abführen und die ausgestellten Truppen wegziehen; er vollführte beides, und wußte durch seine wohlbedachten Anstalten dem Feinde solche Scheu zu gebieten, daß er am 27. März schlagfertig mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel ohne Verlust und Beschädigung den ehrenvollsten Rückzug nahm. Dennoch war er durch dieses Ereigniß tief gekränkt, und verhehlte seine Empfindlichkeit so wenig, daß er sogar eine besondere Denkschrift zu seiner Rechtfertigung in Druck gab, durch welche sich mancher Andre in höchst nachtheiliges Licht gesetzt sah. Aber auch Friedrich der Große spricht in seinen Geschichtbüchern, übereinstimmend mit dem Grafen zur Lippe, die Meinung aus, daß der Prinz von Braunschweig sehr gefehlt habe, bei ohnehin schlechten Wegen und Anstalten drei Festungen zu gleicher Zeit belagern zu lassen, durch welche Zersplitterung der Angriff gegen Kassel nicht

früh genug mit gehörigem Nachdruck habe geschehn können. Außer mehreren andern Bewegungen und Gefechten machte der Graf in diesem Feldzuge auch die Schlacht von Vellinghausen in gewohnter Weise mit, wo am 16. Juli die beiden vereinigten Heere der Franzosen unter Broglie und Soubise geschlagen wurden.

Inzwischen war die Stimmung in dem verbündeten Heere durch manche Vorfälle, in welchen die Leidenschaften ihr verderbliches Spiel getrieben, auf vielfache Weise gestört worden. Der Herzog Ferdinand hatte bei allen Unternehmungen mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, die aus der Eifersucht, dem falschen Ehrgeiz und daher der Uneinigkeit seiner Generale und Truppen hervorgingen. Mittelmäßigkeit und Dünkel machten dem Verdienste fast immer den Vorzug streitig, und nicht selten mit Erfolg. Graf Wilhelm fügte sich schlecht in diese Verhältnisse; er selbst wurde zwar von Allen hochgeachtet und allgemein als ein vollendeter Kriegsmann geehrt, an Kenntniß überstrahlte er Alle, an Einsicht im Rathe, an Entschlossenheit im Ausführen, an persönlichem Muthe that es ihm niemand zuvor; allein die rückhaltlose Freiheit seines Urtheils verwundete dadurch nur um so schärfer; er sagte Allen grade heraus,

was er zu tadeln fand, und wie er es meinte; er konnte seinen Unwillen über die Unwissenheit und Schwäche so vieler Hochgestellten niemals verbergen, und höchst erbittert durch Ungerechtigkeiten und Hindernisse, die er selbst erfahren, verursachte er manchem stolzen Uebermuthe die grausamste Demüthigung. Seine bloße Anwesenheit war ein vorwurfsvolles Beispiel, das man fürchtete und haßte. Auch legte er es sonst nicht darauf an, sich durch sein Benehmen Freunde zu machen. Er gefiel sich in einer gewissen Strenge und Erhabenheit, die jeden Annahenden abschreckte. Er suchte überall das Schwierige und Gefahrvolle, und spielte damit in einer Art, die auch Andre oft wider Willen an seiner abentheuerlichen Kühnheit Theil zu nehmen zwang. So hatte er einst während dieser Kriegsereignisse einige hannöversche Offiziere zum Mittagessen in sein Zelt geladen. Plötzlich fielen Kanonenschüsse ganz in der Nähe, und einige Kugeln, dicht über dem Zelte hinsausend, unterbrachen die muntere Stimmung der Tafel. Die Offiziere meinten, der Feind müsse in der Nähe sein, der Graf verneinte dies, und bat seine Gäste, ruhig weiter zu essen. Gleich darauf neue Schüsse, und die Kanonenkugeln schlugen oben durch das Zelt. Die Offiziere standen auf, und riefen: die

Franzoſen ſind da! „Nein, ſagte der Graf, die Franzoſen ſind nicht da; meine Herren, bleiben Sie ſitzen, und glauben Sie mir auf mein Wort.“ In regelmäßigen Zwiſchenräumen wiederholten ſich die Schüſſe, die Kanonenkugeln riſſen Löcher in das Zelt, blieben jedoch alle ziemlich in derſelben Höhe, und dies dauerte bis zu Ende der Mahlzeit. Der Graf ſchwieg, die Offiziere aßen und tranken fort, und machten nur ganz leiſe, die Augen auf den Grafen gerichtet, ihre Bemerkungen über das wunderliche Gaſtmahl. Endlich erhob ſich dieſer, und ſagte, er habe den Herren nur zeigen wollen, wie ſehr er ſich auf ſeine Artilleriſten verlaſſen könne, denn er habe ihnen befohlen, ihre Schüſſe während der Tafelzeit nach der Spitze des Zeltes zu richten, und das hätten ſie, er hoffe zu ihrer Aller Zufriedenheit, genau ausgeführt. Unſtreitig hatten die Gäſte allen Grund, die Geſchicklichkeit der Artilleriſten anzuerkennen, aber dieſer und ähnliche Züge wurden dem Grafen von ſeinen Kriegsgenoſſen mit Groll nachgetragen; man rächte ſich, indem man die Blößen, welche ſeine Perſönlichkeit zu geben ſchien, voll Schadenfreude benutzte, um ihn bei jeder Gelegenheit zu verkleinern und herabzuſetzen. Ohne Zweifel mußte er allen denen, welche für inneren Werth keinen eigen-

thümlichen Maßstab hatten, eine seltsame Erscheinung sein. Was man dem schwachen Unverdienste gern verziehen hätte, sollte dem hervorleuchtendsten Verdienste unverzeihlich sein, ja dasselbe ganz aufheben. Man spottete über seine ernste Haltung, über den erhabenen Schwung, der über sein ganzes Wesen verbreitet war, man machte sich lustig über seine lange Gestalt, über seine Kleidung, seinen großen Hut und kleinen Degen, man tadelte selbst seine Wissenschaft, seine Versuche, besonders aber seine Gesinnung, die sich, wie man im Tadel unwillkürlich lobend meinte, besser für ein Königreich, als für eine Grafschaft, schickte. Diese Dinge blieben ihm nicht verborgen, und er bestärkte sich dadurch in seiner Weise nur desto mehr. Das beiderseitige Benehmen führte zu den verdrießlichsten Spannungen, die den Grafen schon in höchstem Unfrieden den verbündeten Waffen — das Heer hatte er schon verlassen und sich nach Bückeburg begeben — ganz zu entziehen drohten, als glücklicherweise eine unverhoffte Wendung ihm den glänzenden Abgang zu einem höheren Berufe gönnte.

Der französische Hof glaubte für die vielen Unfälle, welche seinen Heeren in diesem Kriege beschieden waren, einen kleinen Ersatz in der Eroberung von Portugal zu finden, welches durch seine

Verbin-

Verbindung mit England genugſamen Grund zum Kriege zu geben ſchien, und in ſeiner damaligen Lage eine leichte Beute zu werden verſprach. Portugal, ſo wurde geſagt, müſſe von dem Joche der engliſchen Herrſchaft befreit und aus der Verblendung geriſſen werden, in welcher ihm ſolch unwürdige Abhängigkeit als vortheilhaftes Bündniß erſcheine. In dieſem Sinne geſchahen herbe Erklärungen, begleitet von Truppenbewegungen an der Gränze. Der König von Portugal erkannte bald, daß die beleidigenden Anforderungen und Drohungen, mit welchen Spanien auf Anreiz Frankreichs immer ſtärker hervortrat, von Seiten beider Mächte zu einem förmlichen Bruche führen ſollten. Er ſchloß ſich daher nun völlig an England an, bereitete ſich zum Kriege, und erließ gegen die Höfe von Spanien und Frankreich, welche die Feindſeligkeiten ſchon begonnen hatten, eine förmliche Kriegserklärung. Allein der Zuſtand der portugieſiſchen Angelegenheiten entſprach dieſer raſchen Handlung keineswegs, ja es ſchien, als würde dieſelbe bald zu bereuen ſein. Die ſpaniſche Kriegsmacht, welche ungeſäumt gegen Portugal anrückte, war durch zwölf franzöſiſche Bataillons verſtärkt, und den portugieſiſchen Truppen in jedem Betrachte weit überlegen. In Portugal war alles Kriegs-

weſen in kläglichſtem Verfall, die Gränzen ohne Vertheidigung, das Heer im traurigſten Zuſtande, und ohne bewährten Anführer. Die Sorgfalt der großbritanniſchen Miniſter ſuchte dieſen Mängeln möglichſt abzuhelfen; ſie ſendeten Truppen und gaben ſich alle Mühe, für Portugal in dieſer gefährlichen Lage einen kriegskundigen General ausfindig zu machen. Ihre Bemühung und Wahl traf alsbald den Grafen zur Lippe, der alles zu vereinigen ſchien, was die Umſtände hier von einem Manne ſeiner Art wünſchen ließen. Durch die eifrige Vermittlung des Lord Bute und des portugieſiſchen Geſandten in London wurde der Graf wirklich mit den glänzendſten Anerbietungen als Oberfeldherr der verbündeten engliſchen und portugieſiſchen Truppen nach Portugal berufen; ſeine Freunde und Feinde ſchienen ſich diesmal in gleichem Zwecke vereinigt zu haben, und der engliſche Hof ſelbſt mochte dabei eben ſo ſehr wünſchen, den Grafen von dem deutſchen Heere zu entfernen, als ihn an der Spitze des portugieſiſchen zu ſehn. Ihm ſelbſt mußte der neue Schauplatz, der ſich ſeinem Kriegseifer und Waffenruhm eröffnete, reizend genug ſein, um gern den bisherigen, der für jene kaum noch Befriedigung zeigte, damit zu vertauſchen; der Graf übernahm, nach kurzem Bedenken, die

angebotene Würde, und schiffte, nachdem er seine heimischen Angelegenheiten bestens geordnet, im Frühjahre 1762. über England nach Portugal.

Der Ruf seiner Kriegskunde und seiner Waffenthaten ging ihm glänzend voran. Die Wiederherstellung der portugiesischen Kriegsmacht, die Erneuerung ihrer Waffenehre, die Rettung des ganzen Landes, alles erwartete und hoffte man einzig von ihm. Als er in Oporto landete, wurde er mit den größten Freuden- und Ehrenbezeigungen empfangen, und gleichsam im Triumphe über Aveiro und Coimbra nach Lissabon geführt. Er war von einem zahlreichen Gefolge ausgezeichneter Offiziere begleitet, die zum Theil in seinem eignen Dienste standen, zum Theil für den portugiesischen geworben waren. Sein Erscheinen am Hofe wirkte Ehrfurcht und Bewunderung, er wußte den Glanz des Fürsten mit der Einfachheit des Kriegers glücklich zu verbinden, und auf alle Weise sein gebietendes Ansehn geltend zu machen. Der König ernannte ihn zum Feldmarschall, und ertheilte ihm solch unumschränkte Vollmacht, wie er sich ausbedungen hatte; einen Jahrgehalt von 3000. Pfund Sterling und ein Geschenk von 40,000. Kruzaden, die ihm der König gleich nach seiner Ankunft auszahlen ließ, lehnte er entschieden ab, nahm für sich

nur gerade so viel davon, als seine Feldmarschalls-uniform kostete, und ließ das Uebrige zum Besten der Truppen verwenden, die solcher Hülfe nur allzu bedürftig waren. Diese Handlung setzte ihn in der Bewunderung und Zuneigung des Königs nur um so höher und fester. Nicht so zuvorkommend, wie der König, bezeigte sich gegen ihn der Minister Carvalho Graf von Oeyras, nachheriger Marquis von Pombal; dieser kühne und mächtige Staatsmann erkannte zwar und ehrte in dem Grafen den hochgesinnten Geistesgenossen, allein den Feldherrn und Ordner des Kriegswesens, das der persönlichen Stellung des Ministers keine anziehende Seite bot, mochte er nicht sonderlich begünstigen, und oft genug in der Folge war er den neuen Maßregeln und Anstalten, mehr aus Abneigung als Unkunde, entgegen und hinderlich. Durchaus feindlich aber war die Mehrzahl der portugiesischen Generale und Offiziere, die trotz ihrer eigenen Unfähigkeit ungern dem Fremden gehorchten, dessen große Ehre und Gewalt sie mit Eifersucht und Neid erfüllte. Der Marquis von Marialva insbesondere suchte ihm durch mannichfache Zwistigkeiten zu widerstreben. Manche seiner Gegner gingen so weit, mit den Spaniern in landesverätherische Verbindung zu treten. Der Dolmetscher selbst, den man

dem Grafen beigegeben hatte, wurde solcher Verbindung überwiesen, und in Ketten nach Lissabon zurückgeführt. Nur wenige Offiziere, diese aber grade die tüchtigsten und verdienstvollsten, schlossen sich gleich anfangs dem neuen Oberhaupte mit redlichem Eifer an.

Die Vorstellung, welche sich der Graf von dem Zustande des portugiesischen Kriegswesens nach den traurigsten Berichten im voraus gemacht hatte, wurde durch die Wirklichkeit noch weit übertroffen. Für seine Augen, welche an deutsche Einrichtungen, besonders an preußische Ordnung und Fertigkeit gewöhnt waren, konnte es keinen niederschlagenderen Anblick geben; von allem, worauf dort vorzüglich gerechnet wurde, war hier nichts zu sehen; die Haufen von Bewaffneten und Unbewaffneten, die das portugiesische Heer vorstellten, hatten weder Gestalt noch Gliederung, weder Zucht noch Waffenübung. Die Stärke der Truppen wurde zu 18,000. Mann angegeben, allein kaum die Hälfte dieser Zahl war vorhanden. Dabei waren die Festungswerke überall zerfallen, die Zeughäuser leer; weder Geschütz noch Kriegsvorräthe, noch Verpflegungsanstalten und Fuhrwesen, noch Generalstab und Geniekorps, noch Plane und Dienstlisten fanden sich bei diesem Heer. Die Sol-

baten waren ſchon lange nicht mehr in den Waffen noch im Dienſte geübt worden; ohne Kleidung und Wehr, ohne Brot und Sold, irrten ſie aufgelöſt umher, fielen in den Straßen bettelnd die Vorübergehenden an, und begingen, hauptſächlich auf dem Lande, die gewaltſamſten Plünderungen. Selbſt die Leibwachen im Königlichen Palaſt erflehten von den Fremden, welche den Hof beſuchten, mit Knieverbeugungen und dargehaltenen Hüten geringe Almoſen. Dieſe kriegeriſche Bettelei erborgte zuweilen die Geſtalt der hergebrachten frommen, und es fanden Umzüge Statt, in welchen die Soldaten, am meiſten noch bei ſolchen Gelegenheiten von ihren Ober- und Unteroffizieren angeführt, für die Seelen im Fegefeuer und für die Sündenvergebung der Mildthätigen kleine Spenden heiſchten. Unter den Offizieren war an Ehrgefühl, wenigſtens in dem bei den neueren Kriegsleuten herkömmlichen Sinne, nicht zu denken. In ihrer Dürftigkeit trieben ſie allerlei Gewerbe, der Mann zuweilen das Schneiderhandwerk, während die Frau für Geld wuſch; man ſah einen Hauptmann die weiße Wäſche abbringen, und die ſchmutzige in Empfang nehmen; die meiſten waren Hausbediente ihrer Generale und Oberſten, oft aus Bedienten ſelbſt zu Lieutenants und Rittmei-

ſtern erſt erhoben, um durch den Sold ihren Lohn zu erhöhen; ſie leiſteten alle Arten von Dienſt, bei Tiſche ſtanden ſie hinter den Stühlen, und beſorgten die Aufwartung. Dieſe Herabſetzung, welche jedoch in den Sitten des Lehns- und Ritterweſens einſt nicht als ſolche galt, mußte den Grafen in ſeiner Denkart und Gewohnheit auf das Tiefſte beleidigen; er ſah darin die niedrigſte, empörendſte Schmach des Standes, dem er ſelbſt anzugehören für ſeine größte Ehre halten wollte, und deſſen Tüchtigkeit, ja deſſen Beſtehn, ihm ohne gewiſſe Standesſatzung gar nicht denkbar war. Die Begriffe und Sitten der Portugieſen vor allem hierin zu berichtigen und umzuändern, dünkte ihm das nothwendigſte Erforderniß, die unerläßlichſte Bedingung, wenn ihr Kriegsweſen jemals wieder emporkommen ſollte. Er ſchritt ſogleich zur That in dieſem Sinne, bei jeder Gelegenheit, mit entſchloſſener Kraft und unerbittlicher Strenge. Als er bald nach ſeiner Ankunft bei dem portugieſiſchen General Grafen von Arcos zu Mittag ſpeiſte, gewahrte er hinter ſeinem Stuhle einen Kammerdiener, der in Offiziersuniform aufwartete und ihm den Teller wechſelte; er fragte, was dies bedeute, und da man ihn verſtändigte, der Mann ſei Rittmeiſter in dem Regimente des Generals,

ſtand er ſogleich auf, und betheuerte, er würde keine Speiſe mehr berühren, bis nicht dieſer Offizier, wie ſeinem Stande zukomme, ſich mit zur Tafel geſetzt; es mußte geſchehn, und der General zwiſchen ſich und dem Oberfeldherrn dieſem Rittmeiſter Platz geben, nicht ohne tiefe Beſchämung des vornehmen Stolzes, mit dem der portugieſiſche Hofadel auf die geringeren Edelleute im Heere als auf ſeine natürlichen Dienſtboten herabſah. Auf gleiche Weiſe durchbrach der Graf bei allen Gelegenheiten, durch ſein perſönliches Benehmen und durch ſeine Verfügungen, alle Vorurtheile und Gebräuche, durch welche die Ehre des Kriegerſtandes beeinträchtigt erſchien. Doch das bloße Beiſpiel fruchtete wenig, nur mit Strenge und Gewalt konnte hier etwas erreicht werden. Er ſah ſich zu großen Veränderungen in den perſönlichen Verhältniſſen genöthigt; viele Offiziere, ganz untaugliche, wurden verabſchiedet, andre verſetzt, andre in Unterweiſung gegeben; er mehrte dadurch die Zahl ſeiner Feinde, und allgemein erſchollen die Klagen über ſeine Härte, ſeine Ungerechtigkeit, ſeine unleidlichen Unternehmungen. Beſonders großen Anſtoß gab auch ſeine Meinung über den Zweikampf, und man nahm ſogar die Kirchengeſetze zu Hülfe, um ſeine Vorſchriften zu

entkräften. Die portugiesischen Offiziere waren gewohnt, die Religion, deren sonstige Gebote sie ohne Gewissen mit Füßen traten, zur Entschuldigung der Feigheit vorzuschützen, mit der sie persönliche Beleidigungen ungeahndet ertrugen. Der Graf aber erklärte öffentlich ohne Scheu, daß kein Offizier, der unter jenem Vorwande sich dem Zweikampf entzöge, ferner im Heere dienen dürfte, denn der Stand eines Kriegers erfordere unter allen Umständen Muth und Tapferkeit, und wer nicht jederzeit bereit wäre diese zu beweisen, dem stünden in Portugal Klöster genug offen. Er glaubte hier dieses Vorurtheil, denn als solches sah er es selbst an, zur Besserung des kriegerischen Geistes unentbehrlich; bei seinen eignen Truppen war der Zweikampf verboten. Die Furcht, welche seine strengen Grundsätze und sein gewaltsames Verfahren den Portugiesen einflößten, gewann ihm die Herzen freilich nicht, aber sie verschaffte ihm unbestrittenes Ansehn und meist auch, wenigstens unter seinen Augen, den schnellen Gehorsam, ohne welchen in dieser gränzenlosen Verwilderung gar nichts zu beginnen war.

Allein bevor der Graf zur Lippe zu gründlicheren Einrichtungen schreiten und eine ordentliche Kriegsverfassung herstellen konnte, mußte er, bei

ſchon ausgebrochenen Feindſeligkeiten, die vorgefundenen Mittel, wie ſie eben waren, dem heranbringenden Feind entgegenſetzen. War ſchon die Wiederherſtellung des portugieſiſchen Kriegsweſens in ruhiger Zeit eine höchſt ſchwierige Aufgabe, zu deren Löſung alle Entſchloſſenheit, Kenntniß und Ausdauer gehörten, die dem Grafen eigen waren, ſo wurde dagegen die unmittelbare Kriegsführung unter dieſen Umſtänden ein beinahe verzweiflungsvolles Wagniß, dem nur die größten Eigenſchaften des wahren Feldherrn ſich unterziehen durften. In geregelter Dienſtverfaſſung und an der Spitze eingeübter Truppen den Feind beſtehen, iſt das Verdienſt des guten Generals; der wahre Feldherr aber unterſcheidet ſich von jenem dadurch, daß er in jedem Gegebenen ſein Werkzeug zu finden, ſolches nach den Umſtänden zu ſchaffen, und ſeine Mittel und ſein Verfahren wechſelsweiſe zu bedingen weiß. Der Graf ſtrebte in dieſer Bahn mit angeſtrengtem Eifer und größter Unverdroſſenheit, er unternahm es, jammervolle Haufen in's Feld zu führen, und ſie als Truppen ſo zu handhaben, daß ſie dazu würden; ſelten aber gab es in dieſer Hinſicht eine ſchwierigere Lage, als die ſeinige; ſelbſt was zur Hülfe dienen ſollte, gereichte zu neuer Störung. Außer den eigentlichen engli-

schen Hülfsvölkern fand er in Portugal noch andre fremde Truppen, die man in großer Eile durch Werbung zusammengerafft hatte. Von allen Seiten, besonders aber aus England, waren Abentheurer und Gesindel in Menge herbeigeströmt, und Offiziere und Soldaten in diesen neuen Regimentern geworden; die Unordnungen und Ausschweifungen dieser Leute überstiegen jedes Maß; vor dem Feinde ohne Nutzen, wurden sie dem Lande die größte Plage und selbst ein offenbarer Feind, gegen welchen die Eingebornen in der Folge förmlich zu den Waffen greifen mußten. Der Zustand der portugiesischen Truppen selbst ist schon geschildert worden, von ihnen war höchstens guter Wille, und in manchen Fällen kaum dieser zu erwarten. Unter solchen Umständen konnte der erste Feldzug der Portugiesen kein thatenreicher und glänzender werden; der Graf sah ein, daß der Krieg hier mit Beiseitesetzung sonstiger Grundsätze nach besonderer Weise geführt werden müsse. Durch die Beschaffenheit und Minderzahl seiner Truppen im ungeheuersten Nachtheil gegen die feindliche Macht, durfte er weder im offnen Felde eine Schlacht wagen, noch selbstthätig eigne Ausführungen beginnen, sondern mußte sich darauf beschränken, nach Maßgabe der feindlichen Bewegungen vertheidigungsweise die seinigen ein-

zurichten, auf seiner Seite vor allem die natürlichen Befestigungen des Landes, die örtlichen Vortheile und Gelegenheiten mitstreiten zu lassen, und den Feind mehr durch die geschickte Verknüpfung solcher Umstände, als durch die Tapferkeit im Gefecht, aus dem Felde zu schlagen.

Das spanische Heer, mit Einschluß der nachrückenden französischen Hülfsvölker unter dem Prinzen von Beauveau über 42,000. Mann stark, und mit beinahe 100. Stücken Feldgeschütz, hatte im Frühjahr 1762. an Portugals nordöstlicher Gränze bei Zamora ein Lager bezogen; die Truppen waren in gutem Zustande, mit Waffen, Kriegsvorräthen und Lebensmitteln wohl versehn, allein ihr Befehlshaber, der Marquis von Saria, ein siebenzigjähriger andächtelnder Mann, taugte besser zum Mönch, als zum Kriegsanführer. Die Spanier drangen zwar in die Provinz Tras os Montes ein, wo sie mehrere Plätze wegnahmen, und selbst Oporto einen Augenblick bedrohten; allein die Engwege und angeschwollenen Gewässer dieser gebirgigen Landschaft setzten ihrem weiteren Vordringen große Hindernisse entgegen, die durch den Aufstand der portugiesischen Bergbewohner, deren kriegerischer Muth sich zu allen Zeiten gleich erwiesen, ganz unübersteiglich wurden. Eine Abtheilung von 3000.

Spaniern, die gegen Oporto vorrückte, wurde bei Villa Real durch einen Haufen von 400. bewaffneten Landleuten auf dem Marsche unvermuthet angegriffen und völlig geschlagen. Solcherlei wiederholte Unfälle, die in der Hofzeitung von Madrid lächerlicherweise als glänzende Siege verkündet wurden, bewogen den Marquis von Saria seine Truppen wieder nach Zamora zurückzuziehen; nachdem er daselbst gehörig ausgeruht, beschloß er endlich einen neuen Versuch, und setzte sich gegen die portugiesische Festung Almeida in Bewegung. Indessen hatte der Graf zur Lippe den persönlichen Oberbefehl der portugiesischen Feldmacht übernommen, deren Stärke, da beträchtliche Abtheilungen zum Schutze der nördlichen Provinzen und zu den nöthigen Besatzungen verwendet bleiben mußten, selbst mit Einschluß der englischen Hülfstruppen kaum 15,000. Mann betrug. Nicht ohne Schwierigkeit vereinigte er 7000. Mann am 9. August im Lager bei Abrantes, wo erst nach und nach mehrere Truppen, deren Ausrüstung sich verzögerte, zusammenstießen. Diese Stellung auf dem rechten Ufer des Tejo, durch Oertlichkeit besonders begünstigt, dünkte ihm mit Recht die wichtigste für die Vertheidigung des Königreichs; durch felsiges Gebirg, reißende Waldbäche, tiefe Schluchten und

die Fluthen des Tejo gesichert, konnte er hier der Uebermacht des Feindes die Stirn bieten, während Lissabon im Rücken lag, und nach beiden Seiten die Wege offen standen, sowohl nördlich gegen den Mondego als südlich gegen den Guadiana Vertheidigung oder Angriff zu führen. Die nördlicheren Gegenden jenseits des Mondego und des Doiro lagen außerhalb dieses Bereichs, hatten aber eine selbstständige Vertheidigung in ihren rauhen Gebirgen, in dem kriegerischen Geiste ihrer Bewohner, und in den Truppen, die unter dem Marquis von Marialva dorthin beordert waren.

Die Festung Almeida war durch eilige Arbeiten in leidlichen Zustand gebracht, hinlänglich mit Vorräthen versehn, und durch 3000. Mann besetzt; auf die Nachricht von dem Anrücken der Spanier sandte der Graf zur Lippe mehrere tüchtige Offiziere dahin ab, mit den gemessensten Befehlen, den Platz, dessen Vertheidigung sie leiten sollten, bis zum Aeußersten zu halten; er rechnete bei der Langsamkeit der Spanier wenigstens auf sechs Wochen. Mit seiner kleinen Truppenzahl vermochte er zwar nicht im offenen Felde zum Entsatze vorzurücken, allein er hoffte durch anderweitige Bewegungen und Versuche den Fall dieses Platzes zu verhindern, oder wenigstens zu erschweren. Zu die-

sem Zwecke sandte er den General, Townshend mit einigen Regimentern nordwärts über Vizeu dem Feinde in die Seite, um ihn zu beobachten und zu beunruhigen; den Obersten Hamilton, Anführer der Königlichen Freiwilligen, einer aus allen portugiesischen Regimentern ausgewählten Schaar von 600. Mann Fußvolk und Reiter, ließ er das Schloß und die Gegend von Celorico, den General Grafen von Santiago die Gegend von Guarda besetzen, um das Land in allen seinen Zugängen gegen die Streifzüge des Feindes zu decken, oder im Falle ernstlichen Vorrückens desselben gänzlich zu verheeren. Nach diesen nordwärts getroffenen Anstalten ging der Graf selbst mit seiner Hauptstärke am 24. August über den Tejo, in der Absicht, auf dem linken Ufer desselben südwärts in das spanische Gebiet einzufallen, die Vorräthe, welche der Feind dort aufgehäuft, wegzunehmen oder zu zerstören, und die Truppen, welche 3000. Mann stark von Badajoz auf dieser Seite heranzogen, zu zerstreuen; durch solchen raschen Angriff durfte er hoffen, in den spanischen Gränzprovinzen eine allgemeine Bestürzung zu erregen, und die Aufmerksamkeit des Feindes, vielleicht einen Theil seiner Truppen, von Almeida wegzuziehen. Mit kluger Vorsicht hatte er seinen Marsch eingerichtet, und den Feind

durch verſtellte Schritte getäuſcht, der Uebergang über den Tejo war in aller Stille geſchehn; allein in Gavião angelangt, wo die nöthigen Verpflegungsanſtalten getroffen ſein ſollten, fanden die Truppen, trotz der genaueſten und ſtrengſten Befehle, die deßhalb ergangen waren, keinerlei Vorräthe, und Mannſchaft und Pferde mußten, durch die Schuld der ſäumigen Beamten, Mangel leiden. Durch dieſe und andere Ungelegenheiten verſpätet, kam die Hauptſtärke der Portugieſen erſt am 28. Auguſt in Niza an; inzwiſchen hatte der Brigadier Bourgoyne auf einem andern Wege die Stadt Valença glücklich überrumpelt, aber auch den Feind aus ſeiner Sorgloſigkeit aufgeſchreckt; da die übrigen portugieſiſchen Truppen nicht ſo ſchnell heranzukommen vermochten, um den errungenen Vortheil ſogleich mit ganzer Macht zu verfolgen, ſo gewannen die Spanier alle Zeit, der Gefahr zu entgehn, und zogen ſich in guter Ordnung zurück unter den Schutz von Badajoz. Mittlerweile kam die Nachricht, daß Almeida ſich am 26. Auguſt an die Spanier ergeben habe; der portugieſiſche Befehlshaber Don Alexander Palhares, ein frömmelnder Schwächling von achtzig Jahren, hatte die unbequemen Fremden, die ihm von Muth und Ausdauer ſprachen, gefangen ſetzen laſſen, und

ſich

ſich ſelbſt in ſein Zimmer eingeſchloſſen, um ungeſtört den Roſenkranz zu beten, die Soldaten waren gegen die Offiziere, die ſie zur Beſetzung der Außenwerke befehligen wollten, in offner Empörung aufgeſtanden, und auf dieſe Weiſe die Feſtung, nach einigen Kanonenſchüſſen, unvertheidigt gefallen.

Der Graf zur Lippe empfand über dieſen ſchnellen Verluſt den höchſten Unwillen; er ſah ſich von allen Seiten preisgegeben, ſeine beſten Anſtalten halfen zu nichts, ſeine trefflichſten Plane wurden vereitelt. Jezt galt es die ſchleunigſten Maßregeln, um die größeren Nachtheile abzuwehren, die jeden Augenblick bevorſtehn konnten. Er beorderte ſogleich vier engliſche Regimenter in allergrößter Schnelligkeit gegen den Mondego nach Ponte da Murcella, um die Verbindung mit dem General Townſhend zu erhalten, und die große Straße nach Coimbra zu decken, die dem Feinde, welcher nach der Einnahme von Almeida bereits das Schloß von Celorico genommen hatte, nunmehr offen ſtand. Der Graf von Santiago erhielt Befehl, ſich ſo lang als möglich in den Gebirgspäſſen zwiſchen dem Zezere, der bei Punhete in den Tejo fällt, und dieſem Fluſſe zu halten, beſonders aber den Paß von Sobreira Formoza zu vertheis

digen; der Brigadier Bourgoyne wurde beauftragt, auf dem linken Ufer des Tejo die Gränze zwiſchen Portalegre und Villa Velha zu ſichern; der Graf ſelbſt aber kehrte mit allen übrigen Truppen auf das rechte Ufer des Tejo zurück, und ſtellte ſie von Abrantes bis Ponte da Murcella zwiſchen dem Tejo und Mondego in ſtufenweiſen Abtheilungen auf, um ohne Zeitverluſt jede beliebige Richtung einſchlagen zu können, welche durch die Bewegungen des Feindes, der unter mehreren zu wählen hatte, nöthig würde. Die Spanier, nach Abberufung des Marquis von Saria durch den thätigeren Grafen von Aranda befehligt, rückten bereits von Almeida über Sabugal und Penamacor längs der Gränze gegen den Tejo, eine Abtheilung ging ſogar in das ſpaniſche Gebiet zurück, ſetzte dort über den Fluß, und zog ſüdlich gegen Alcantara. Dieſe Bewegung nahm der Graf zur Lippe für ein entſchiedenes Zeichen, daß der Feind mit ganzer Stärke über den Tejo gehn und in die Provinz Alemtejo einbrechen wolle; dies war am meiſten zu fürchten, und am ſchwerſten zu hindern. Die Hauptmacht der Spanier, nachdem ſich ihr die beiden Gränzfeſtungen Salvaterra und Segura, troß der beſtimmteſten Befehle, ſogleich ergeben, zog ſich bei Caſtello Branco gegen den Tejo zu-

ſammen, und ſchien den Uebergang bei Villa Velha erzwingen zu wollen. Der Graf zur Lippe hatte ſeine Truppen gleichzeitig mit dem Herannahen des Feindes wieder bei Abrantes zuſammengezogen, den General Townſhend, der inzwiſchen bis Pinhel gegen Almeida vorgerückt war, wieder an ſich gerufen, und nur einige Regimenter unter dem Brigadier Lord Lenox und dem Oberſten Hamilton zur Beobachtung der Beſatzung von Almeida und einiger in Leon verſammelten Truppen in jener Gegend zurückgelaſſen. Er beorderte den Brigadier Bourgoyne auf dem ſüdlichen Ufer des Tejo gegenüber von Villa Velha eine Stellung zu nehmen, die von Natur ungemein ſtark und vortheilhaft, gedeckt von vorn durch den Tejo und in der rechten Seite durch einen kleinen Fluß, vollkommen geeignet war, von geringer Mannſchaft gegen große Uebermacht behauptet zu werden; ſie war nicht leicht anzugreifen, und verwehrte dem Feinde den vortheilhafteſten Uebergangsort, indem ſie durch ihr Geſchütz die ganze Strombreite und die enge Straße beſtrich, die am jenſeitigen Ufer zwiſchen dem Fuß des Berges von Villa Velha und dem Tejo hinläuft. Die Spanier rückten mit Macht an, und verſuchten den Uebergang durch ſtarkes Geſchützfeuer zu erzwingen, wurden aber von den

Portugiesen so tüchtig zusammengeschossen, daß sie unter ansehnlichem Verluste für diesmal ihren Vorsatz aufgaben; doch nahmen sie die Höhen und das Schloß von Villa Velha weg, wo abermals der portugiesische Befehlshaber seine Schuldigkeit außer Acht setzte.

Dieser erste Versuch war glücklich abgewendet, aber er konnte bei öfterer Wiederholung gelingen, und der Graf zur Lippe, welcher von dem Feinde am meisten das Eindringen in die Provinz Alemtejo fürchtete, suchte denselben nach derjenigen Seite zu locken, die weniger zu befürchten gab. Der spanische Feldherr, dem es ruhmvoller schien, auf der graden Straße gegen Lissabon vorzudringen, ließ in der That mehrere starke Abtheilungen seines Heeres von Castello Branco gegen Sobreira Formoza und gegen den Zezere anrücken. Hier stießen sie zuvörderst auf die Truppen unter dem Grafen von Santiago, die verstärkt worden waren, und fechtend in den steilen Gebirgsengen sich langsam zurückzogen. Als die Spanier mit größerem Eifer unbedacht nachdrangen, nahm der Graf zur Lippe die Gelegenheit wahr, ließ vier englische Regimenter wieder umkehren und plötzlich auf den Feind einbrechen, der solches Angriffs nicht gewärtig eine bedeutende Niederlage erlitt. Aehnliche

Vorfälle wiederholten ſich öfters, und erhoben den Muth der Portugieſen in demſelben Maße, als ſie das Vertrauen der Spanier ſchwächten. Der Graf hatte den Befehl ertheilt, keinen Anlaß zu verſäumen, um durch Ueberfälle und kleine Gefechte den Feind in Athem zu erhalten, und in Nachtheil zu bringen. Den kühnſten Streich dieſer Art, und der die Spanier am meiſten beſtürzte, ließ der Brigadier Bourgoyne bei Villa Velha durch den Oberſtlieutenant Lee ausführen; dieſer ging mit 300. Engländern, worunter 50. Dragoner, durch einen Furth des Tejo bei Nacht auf das jenſeitige Ufer, überfiel den Kern der ſpaniſchen Truppen unter dem Befehl des Brigadiers Don Eugenio Alvarado, welche ſich durch den Fluß völlig geſichert hielten, in ihrem Lager, und richtete groſſe Verwüſtung unter ihnen an; ſie büßten viele Leute ein, verloren anſehnliche Vorräthe, die in Brand geſteckt wurden, einen groſſen Theil des Gepäcks, und ſelbſt mehrere Stücke Geſchütz; der Oberſtlieutenant Lee aber kehrte mit den Seinigen und mit vieler Beute am hellen Morgen unverſehrt über den Tejo zurück. Was aber immer in dieſer Art ſich ereignen mochte, ſtets blieb der Erfolg in den Schranken des Augenblickes, und ließ den künftigen derſelben Ungewißheit ausgeſetzt, die bei dem

vorigen zu fürchten gewesen. Der Graf mußte alle Meisterschaft kriegskünstlerischer Geschicklichkeit, alle Hülfsmittel der Klugheit, der Vorsicht und des Muthes aufbieten, um den Gefahren, die ohne Unterlaß drohten, unaufhörlich zu entgehn. Der geringste Fehler, die kleinste Versäumniß konnte den Untergang herbeiführen, und immer die größten und unerwartetsten hatte er auszugleichen und gut zu machen. Auch durch das Beispiel persönlicher Tapferkeit mußte er bei jedem Anlasse seinen Truppen vorangehn, und sich öfter, als dem Oberbefehlshaber zukommt, mit dem Degen in der Faust dem Feinde bloßstellen. Auf einem der Streifzüge, die er häufig genöthigt war in Person anzuführen, stieß er an der Spitze von 600. Mann auf 2000. Spanier, die aus einem Gehölz unvermuthet hervorbrachen; das Gefecht war nicht mehr zu vermeiden, seine Entschlossenheit fand Rath zu dem ungleichen Kampfe. Er hatte im Rücken einen großen Teich, vor diesem dehnte er seine 200. Reiter in weitläuftiger Stellung aus, und drängte sein Fußvolk auf einem Flügel zusammen; als die Spanier, um nicht überflügelt zu werden, sich gleichfalls ausdehnten, und in ausgebreiteten Reihen anrückten, zog er plötzlich seine Reiter wieder zusammen, und stürmte an ihrer Spitze, während

das Fußvolk heftig nachdrang, auf die dünne Ordnung des Feindes, durchbrach ſie, und ſtob ſie mit großer Niederlage nach beiden Seiten auseinander. Solcher Geiſtesgegenwart bedurfte es hier immerfort; jeden Augenblick ſchlug eine Berechnung fehl, kam irgend eine ſchlimme Nachricht; ſelbſt von der Hauptſtadt her wurden ihm nur Störungen bereitet; bei jeder Bewegung, die er machte, hielt man ſich dort für verloren, und erwartete jeden Augenblick die Ankunft der Spanier; der König und ſein ganzer Hof waren mehrmals im Begriffe, ſich nach England einzuſchiffen; man ſchrie laut über den Unverſtand, wohl gar über den Verrath des Feldherrn, und ſprach davon, ihm den Oberbefehl abzunehmen.

Inzwiſchen rückte die ſpaniſche Hauptmacht, ungeachtet der einzelnen Unfälle, nach und nach vor, und ſetzte ſich, zwar langſam, aber doch täglich mehr, in den Gebirgen feſt. Der Graf zur Lippe fürchtete zwar in der ſtarken Stellung, die er vorwärts von Abrantes und Punhete bei Mação behauptete, keinen ernſtlichen Angriff; ſein ausgedehntes Lager war durch ſteile Felſenwände und zerriſſene Schluchten der Gewäſſer vollkommen gedeckt, zur Seite ſtrömte der Tejo, im Rük-

ken der Zezere, das Geſchütz war ſo vortheilhaft aufgeſtellt, daß jede Truppenmacht, bevor ſie zum Angriff gelangte, ſchon im Anrücken niedergeſchmettert wurde. Allein obwohl ſelbſt in dieſer Stellung unangreifbar, durfte der Graf in dieſer Sicherheit doch keineswegs unthätig bleiben, da den Spaniern das ganze übrige Land offen blieb, und ſie bei ihrer Ueberzahl zugleich ihn umſchloſſen halten und anderweitige Eroberungen verſuchen konnten. In dieſer Schwierigkeit glaubte er wagen zu müſſen, was unter andern Umſtänden ihm nicht erlaubt geſchienen hätte, ſeine geringe Truppenzahl durch eine bedeutende Entſendung noch mehr zu ſchwächen. Er ließ den General Townſhend, den er eben erſt an ſich gezogen hatte, denſelben Weg, den er gekommen, wiederum nordwärts zurückmarſchiren, mit dem Auftrage, vereinigt mit Lord Lenox gegen Penamacor in den Rücken des ſpaniſchen Heeres vorzubringen, und demſelben die Verbindung mit Almeida und Ciudad Rodrigo ſo wie jede Zufuhr von dorther abzuſchneiden. Der General Townſhend vollführte dieſen beſchwerlichen und weiten Marſch durch unwegſames Gebirg und verödete Gegend zur größten Zufriedenheit des Grafen; die Portugieſen zeigten dabei die ſtandhafteſte Ausdauer, indem ſie die größten Entbehrungen und

härteſten Mühſale — der ſteinigte Boden trug ihre blutigen Fußtapfen — ohne Murren erduldeten.

Durch dieſe kühne Bewegung war die Lage des ſpaniſchen Heeres, dem weder bei Villa Velha, welches wiederholt angegriffen wurde, noch bei Abrantes ein gewünſchter Erfolg erſchien, äußerſt mißlich geworden. Sie war von Anfang in dieſem verwickelten Erdreich nicht günſtig, und hatte ſich von Tag zu Tag verſchlimmert. Durch Veranſtaltung des Grafen zur Lippe hatten die Portugieſen bei Annäherung des Feindes alle Lebensmittel und Vorräthe, die nur irgend brauchbar waren, fortgeſchafft oder zerſtört, alles Zug- und Schlachtvieh weggetrieben, ja die Menſchen ſelbſt hatten ihre Wohnungen verlaſſen müſſen, in welchen nicht einmal das nöthigſte Geräth zurückblieb. Die Spanier fanden bei ihrem Vorrükken rings umher nur Wüſte und Einöde, in der ſich keinerlei Hülfsmittel weder für den Unterhalt, noch für das Fortkommen darboten; ſie mußten ihre Verpflegung und jedes andre Bedürfniß mit großer Beſchwerde aus den nächſten ſpaniſchen Provinzen beziehen; die Zufuhren blieben häufig aus, und die Truppen hatten große Entbehrungen zu leiden; die Pferde der Reiterei mußten als Laſtvieh dienen, und gingen groſtentheils dabei zu Grunde,

die Soldaten ſelbſt erlagen der täglichen Arbeit, die ſie in Ermangelung der Landesbewohner zu verrichten hatten. Aus Rache wütheten die Spanier nur deſto heftiger gegen die wenigen zurückgebliebenen Bauern, die in ihre Hände fielen, zündeten die Wohnungen an, und zerſtörten alles, was noch übrig war; ſie vermehrten aber dadurch nur ihre eigne Noth und die Erbitterung der Bauern, die aus ihren Schlupfwinkeln bewaffnet hervordrangen und ganze Abtheilungen der Spanier niedermachten. Durch den General Townſhend wurde die Zufuhr vollends erſchwert, ganze ſpaniſche Regimenter mußten mühſame Märſche machen, um die Abſendungen in Empfang zu nehmen und zu begleiten, und oft fielen ſie dennoch den Portugieſen in die Hände. Bald herrſchte drückender Mangel im ſpaniſchen Lager, die Soldaten, ermattet und abgeriſſen, wurden vom Hunger geplagt. Der Graf von Aranda war in peinigender Verlegenheit; er dachte wohl einen Augenblick mit ganzer Macht die Portugieſen anzugreifen, allein die ſtarke Stellung und ſchlagfertige Bereitſchaft des Grafen zur Lippe ließen ihn ſolche Gedanken alsbald wieder aufgeben; er vermochte auf keiner Seite etwas Zureichendes auszuführen, und ſah ſich unthätig in die nachtheiligſte Lage verſetzt; an-

drerſeits ſchämte er ſich, mit ſolcher Ueberzahl vor ſo geringem Feinde den Rückzug anzutreten; doch als zuletzt noch heftige Stürme und unendliche Regengüſſe die Leiden ſeiner Truppen auf's Höchſte brachten, blieb keine andre Wahl mehr. Am 15. Oktober brach das ſpaniſche Heer aus allen ſeinen Stellungen auf, und zog nach Caſtello Branco zurück. Der Graf zur Lippe ließ dem Feinde den General Frazer im Rücken nachfolgen; dem General Townſhend und dem Brigadier Bourgoyne gab er Befehl, von beiden Seiten lebhaft vorzugehn und durch wiederholte Angriffe den Rückzug zu beſchleunigen, erſterer beſetzte Penamacor und Monſanto, letzterer das Schloß von Villa Velha. Die Spanier behaupteten ſich noch eine Weile in Caſtello Branco, welches ſie im November dann auch räumten, ſo wie Salvaterra und Segura, nachdem ſie die Befeſtigung dieſer Orte geſprengt.

Die Portugieſen hatten durch den Regen ebenfalls ſehr gelitten, und ſich einen Augenblick ſogar in höchſt gefährlicher Lage befunden; der Zezere war durch die ſtürzenden Gebirgswäſſer dergeſtalt angeſchwollen, daß alle Brücken fortgeriſſen, und die Verbindung mit Liſſabon eine Zeitlang ganz unterbrochen wurde; die Spanier waren glücklicherweiſe nicht in der Verfaſſung, dieſen Umſtand zu

benutzen, sie schienen aber nicht einmal Kunde davon zu haben, und die Gefahr ging glücklich vorüber. Da die Truppen sehr der Erholung bedurften, so gab der Graf den allgemeinen Bitten nach, und ließ sie ausgedehnte Quartiere beziehn; doch blieb der Brigadier Bourgoyne mit seiner Abtheilung zwischen Niza und Portalegre aufgestellt, um die Spanier, die sich nach Alcantara gezogen hatten, zu beobachten, auch wurden alle Päſſe von Elvas bis zum Tejo sorgfältig bewacht. Die Spanier schienen nichts mehr unternehmen zu wollen, es hieß sogar, der Graf von Aranda habe das Heer verlassen, und sei nach Madrid gereist; während er selbst dieses Gerücht verbreiten ließ, befand er sich mit dem Kern seiner Truppen in Valença, und beabsichtigte einen Ueberfall auf Campomajor. Der Graf zur Lippe jedoch, sich stets gleich bleibend in seinen Feldherrneigenschaften, war auf seiner Hut, und vernachläßigte trotz des sichern Anscheins keine Vorsicht; hierauf durch aufgefangene Briefschaften aus Badajoz von dem feindlichen Anschlag in Kenntniß gesetzt, zog er mit größter Schnelligkeit seine zerstreuten Truppen wieder zusammen, und traf so gute Anstalten, daß der Versuch der Spanier auf Campomajor mißlang, und ihre Angriffe auf Marvão und Oguela nicht glücklicher waren.

Hierauf nahm er mit gesammter Stärke eine Stellung bei Portalegre, dem spanischen Lager nah gegenüber. Jetzt schien es zu ernsthaften Ereignissen und entscheidenden Schlägen kommen zu müssen, eine Schlacht schien unvermeidlich bevorzustehn, und unter Umständen, die für die Portugiesen noch immer ungünstig genug waren. Allein der Feind, abgeschreckt durch die letzten Gefechte und ohne Zutrauen zu sich selbst, verließ am 15. November aus eignem Antriebe das Lager von Valença, und ging nach Spanien zurück. Der Abschluß der Friedensgrundlagen zwischen Frankreich und England war inzwischen am 3. November erfolgt, und machte allen weiteren Feindseligkeiten zwischen Spanien und Portugal ein Ende.

Der Feldzug gegen Portugal war indeß völlig gescheitert; das Königreich stand, fast ganz vom Feinde gereinigt, in gerüsteter Haltung. Das spanische Heer war auf die Hälfte seiner anfänglichen Zahl herabgekommen, des Krieges überdrüssig, durch Mangel und Ungemach in Muthlosigkeit gesunken, bloß die französischen Hülfstruppen, die sich besser vorzusehn gewußt, machten hierin einige Ausnahme. Entgegengesetzt war der Zustand der Portugiesen; sie hatten trotz aller Unordnung und Mängel, die noch bei ihnen herrschten, an kriegerischer

Bildung gewonnen, so wie an Muth und Selbstvertrauen; sie durften ansehnlicher Verstärkung entgegensehn. An Eroberung des Königreichs, die wenigstens von französischer Seite ernsthaft beabsichtigt worden, wäre bei Erneuerung des Feldzuges im kommenden Jahre nicht mehr zu denken gewesen. Was Spanien betrifft, so ist ausgemacht, daß der Zug gegen Portugal am Hofe zu Madrid viele Gegner gehabt. Die Königin Mutter liebte zärtlich die Königin von Portugal, ihre Tochter, und suchte daher in aller Weise die Absichten ihres Sohnes auf jenes Königreich zu vereiteln. Die spanischen Minister waren dadurch in zwei Partheien getheilt, und die Generale empfingen widersprechende Befehle oder unausführbare Vorschriften. Der Marquis von Pombal wußte durch seine geheimen Verbindungen und wohlangebrachten Geldspenden diese Umstände geschickt zu benutzen, und rechnete mehr auf die Siege seiner Staatskunst, als auf die Ereignisse im Felde. Man darf jedoch, ohne ungerecht gegen den großen Staatsmann zu sein, wohl behaupten, daß seine Thätigkeit allein, wie wirksam sie auch gewesen, die Eroberung des Reiches nicht würde verhindert haben. Auch priesen der Hof und das Volk, ungeachtet der früheren Mißstimmung, jetzt einmü-

thig den Grafen zur Lippe als den Retter und Schützer von Portugal, ihm wurden Triumphbogen und Ehrenſäulen errichtet, ihm die befliſſenſte Huldigung dargebracht; der Ruhm des großen Grafen, wie man ihn mit Begeiſterung nannte, erſcholl durch das ganze Land.

Der förmliche Friedensſchluß zwiſchen den kriegführenden Mächten erfolgte zu Paris am 10. Februar 1763., und gab den Portugieſen die von den Spaniern noch beſetzten Feſtungen, dem Grafen zur Lippe aber, der in der Eigenſchaft eines Verbündeten in dem Frieden mitgenannt war, ſeine von den Franzoſen in Deutſchland beſetzten Lande zurück. Der Graf begab ſich zuerſt nach Liſſabon, um das Werk der Wiederherſtellung des portugieſiſchen Kriegsweſens, die ihm kaum erſt begonnen dünkte, mit Eifer fortzuſetzen. Der König Joſeph empfing ihn mit glänzender Huld, und bezeigte ihm auf alle Weiſe ſeine Anerkennung und Dankbarkeit. Eigenhändig ſchrieb er in den belebteſten Ausdrücken an den König von Großbritannien, um demſelben für die geleiſtete wirkſame Hülfe und beſonders dafür zu danken, daß er ihm den Grafen zur Lippe geſandt habe. Zu den Titeln eines Feldmarſchalls und Generaliſſimus verlieh er dieſem, wegen der Verwandtſchaft, die ſich zwiſchen

den Häusern von Portugal und Lippe erwies, den noch höheren einer Alteza, welcher in Portugal sonst nur dem Kronprinzen gebührte, gab darüber eine öffentliche Bekanntmachung, und behandelte den Grafen fortan als einen Verwandten des Königlichen Hauses, er umarmte ihn bei jedem Zusammenkommen, und nannte ihn nie anders, als seinen Vetter, im Portugiesischen il mio Primo. Diese Titel und Würden verblieben ihm, und man hielt ihn durch sie auch in Dentschland zu größeren Ehren berechtigt, als einem Reichsgrafen sonst gebühren mochten. Gleich dem Könige näherte sich ihm jetzt auch mit großer Hochachtung der Marquis von Pombal, obwohl den Kriegsleuten im Allgemeinen abgeneigt, bewunderte den Geist und die Einsichten, die sein Gespräch zu erkennen gab, ging nunmehr williger in seine Entwürfe ein, und zog ihn selbst bei wichtigen Angelegenheiten oftmals zu Rath. Wirklich soll der Graf in Betreff der inneren Staatsverwaltung und des Finanzwesens die zweckmäßigsten Rathschläge ertheilt haben, deren heilsame Befolgung alsbald auch in dem Fache, das ihm zumeist oblag, verspürt wurde, indem fortan die Truppen regelmäßig ihren Sold erhielten, und die beträchtlichen Kosten der neuen Anlagen und Einrichtungen zu gehöriger

Zeit

Zeit aufgebracht wurden. Der bedeutende Einfluß des Grafen auf die innern Angelegenheiten läßt ſich ſchon daraus ermeſſen, daß alle hohe und niedere Beamte des ganzen Reiches ausdrücklich angewieſen wurden, den Verfügungen deſſelben zum Behufe ſeiner Kriegsmaßregeln unbedingt zu gehorſamen, und erſt nach dem Vollzuge das Nöthige darüber an den Hof zu berichten. Doch hat er dieſen Zweig ſeiner Wirkſamkeit ſtets mit großem Geheimniſſe behandelt, theils um das Zutrauen des Königes nicht zu mißbrauchen, theils auch wohl, damit die Eiferſucht des mächtigen Miniſters nicht zu ſehr erregt würde. Er vermied jedes Geſpräch über dieſe Gegenſtände, und auch ſeine Offiziere mußten hierüber ein ſtrenges Schweigen beobachten. Durch dieſe kluge Mäßigung blieb ſein Anſehn und Einfluß, bei aller Steigerung und Ausbreitung, von dieſer Seite ſtets ungefährdet. Auf die Beſetzung der Aemter, das politiſche Syſtem des Hofes, die Anſtalten der Volksbildung und manche beſondere Angelegenheit, die das Hof- und Staatsleben erzeugte, wirkte er durch Meinung und That kräftig ein. So trug er unausgeſetzt zur Fortdauer der engen Verbindung Portugals mit England bei, indem er Mißverſtändniſſe und Störungen mancher Art, die ſich öfters einſchlichen,

ſtets im Beginn, ehe ſie weiter führen konnten, zu beſeitigen wußte. So gab er einer Geſellſchaft von portugieſiſchen Gelehrten, die in ihrer Sprache für die ausgezeichnetſten Schriftſteller galten, den bedeutenden Auftrag, die beſten engliſchen, franzöſiſchen und deutſchen Bücher zu überſetzen.

Seine wichtigſte und umfaſſendſte Einwirkung erfuhr jedoch, wie natürlich, das Kriegsweſen ſelbſt. Den regelmäßigen Stand der Truppen brachte er auf 32,000. Mann, nämlich 32. Regimenter zu Fuß, jedes von 800. Mann, 12. Reiterregimenter, und 2. Regimenter Artillerie. Er entwarf ausführliche Vorſchriften des Dienſtes und der Waffenübung, von den geringſten Handgriffen bis zu den bedeutendſten Feldbewegungen, alles war darin genau feſtgeſetzt, und im Sinne eines großen, in allen ſeinen Theilen zweckmäßig übereinſtimmenden Vertheidigungsſyſtems gedacht. Für dieſe Seite der Kriegsführung hatte er überhaupt große Vorliebe, die mit ſeinen ſittlichen Anſichten, wie mit ſeinen wiſſenſchaftlichen Erkenntniſſen, eng zuſammenhing; der Lage von Portugal war ein ſolches Syſtem unſtreitig am angemeſſenſten. Er bereiſte das ganze Königreich, um ſich eine vollſtändige Kenntniß des Landes zu verſchaffen, und in Hinſicht auf Vertheidigungsanſtalten jede Oertlichkeit ſelbſt zu un-

terſuchen. Er ließ auf mehreren Punkten neue Befeſtigungen anlegen, oder die ſchon vorhandenen verſtärken. Am wichtigſten aber war die Erbauung des Forts, welches der König ihm zu Ehren la Lippe genannt. Dieſes Fort liegt auf einer felſigen Höhe bei der Feſtung Elvas in der Provinz Alemtejo, und vollendet mit dem benachbarten Fort St. Lucia die Befeſtigung dieſes bedeutenden Plazzes, der früherhin durch feindliches Geſchütz von jener Höhe beſchoſſen werden konnte. Das Fort la Lippe bildet ein Viereck von vier Baſteien mit einem nach dem Abhange des Berges verlängerten Hornwerk und einigen Außenwerken, hat verdeckte Batterien, wohlangelegte Minen, bombenfeſte Kaſematten, und iſt geräumig genug für eine Beſatzung von 2000. Mann. Das Fort iſt in manchem Betracht getadelt worden, aber ſelbſt bei ihrem Tadel haben die Sachverſtändigen die große Kriegseinſicht des Erbauers rühmen müſſen, und noch in den Feldzügen der Engländer unter Wellington fanden die Eng länder daſſelbe eine der ſtärkſten Feſten in Europa. Die Hauptſtadt ſelbſt ließ er neu befeſtigen, und mit einer bleibenden Beſatzung von 8. Regimentern verſehn. Die Thätigkeit des Grafen war unermüdet, in den Truppen Ehrgefühl, Geiſt, Dienſteifer und Kriegszucht zu

beleben; Beiſpiel, Vorſchrift, Belohnung, Strafe, alles wurde zu dieſem Zwecke nachdrücklichſt in Bewegung geſetzt. Die Uebungen aller Art wurden unabläſſig wiederholt, die Regimenter oft in größere Maſſe vereint, Märſche unternommen, Lager bezogen. Dem Könige und dem ganzen Hofe gab er in dem Luſtlager zu Villa Viçoſa das in Portugal ſeit vielen Jahren unbekannte Schauſpiel kriegeriſcher Feldübungen, allen Anweſenden zum größten Erſtaunen. Zum Behufe dieſer Unterweiſung und Uebung zog der Graf durch die Zuſage doppelter Beſoldung viele deutſche und franzöſiſche Offiziere in portugieſiſche Dienſte, und er hatte das Glück, in ſeiner Auswahl ſelten zu fehlen; ein General Böhm, Major von Zanthier, Hauptmann Prätorius, ſo wie Graf Ferdinand zur Lippe, Vetter und nachheriger Schwager des Grafen Wilhelm, wurden noch ſpäterhin mit Auszeichnung genannt. Viele andre Ausländer dagegen, untüchtige Abentheurer, die er durch Zufall oder Gunſt befördert vorfand, ſuchte er wegzuſchaffen, mit großem Beifall der Portugieſen, die den Fremden überhaupt abgeneigt waren, und höchſtens dem unbeſtreitbarſten Verdienſte den Platz verzeihen wollten, der ihm in ihren Reihen zu Theil wurde. Der Graf von Ponte de Lima und der Marquis

von Lavradia gingen so weit, jedem ausländischen Offizier, selbst wenn ihn der König unmittelbar empfohlen hatte, die Aufnahme in ihre Regimenter standhaft zu verweigern; glücklicherweise war der Graf zur Lippe mit diesen beiden Regimentern ausnehmend zufrieden, und brauchte solcher Gesinnung, die hier durch die That gerechtfertigt war, keine Gewalt anzuthun. Die hauptsächlichste Sorge des Grafen blieb auf die Artillerie und das Genieweſen gerichtet; für beide wurde in Lissabon nach seinen Angaben eine Kriegsschule errichtet, und mit den tüchtigsten Lehrern besetzt. Auch dem Seewesen widmete er seine thätige Aufmerksamkeit. Durch unermüdetes Betreiben brachte er es dahin, daß 300. Engländer zur Erbauung neuer Kriegsschiffe angestellt wurden, deren Zahl man bis auf 30. bringen wollte.

Die großen Verbesserungen, welche der Graf durch seine rastlose Thätigkeit und strengen Eifer bewirkte, wurden zwar vielfach anerkannt, und besonders abseiten des Hofes nach Verdienst gewürdigt, allein er regte dadurch zugleich den Neid und Haß vieler Einzelnen, so wie die Vorurtheile der Menge heftig auf. Gegen den Ausländer, der alles umkehre, ohne die portugiesischen Gebräuche und Vorzüge nur zu kennen, der mit willkürli-

cher Gewalt nur seinen Eigensinn durchsetze, ohne die Angemessenheit der Dinge und Personen zu beachten, gegen diesen schrieen Alle, die durch seine Anordnungen verletzt oder bedroht waren. Die Geistlichkeit entflammte gegen den Ketzer, von dessen Gesinnung und Einfluß sie für sich nie Vortheilhaftes zu hoffen sah, den Widerwillen und Haß des Volkes auf alle Weise. Dadurch fand er sich bei jedem Schritte von zahllosen, unerwarteten Schwierigkeiten umgeben, die oft erst nach hartem Kampfe zurückwichen; seinen entschiedensten Befehlen wurde häufig mit üblem Willen halb und verkehrt, oder mit völligem Ungehorsam gar nicht Folge geleistet. Ein Außenwerk des Forts la Lippe machte unter andern die Wegräumung einer alten Kapelle nothwendig, welche, unsrer lieben Frauen der Gnade geweiht, von Wallfahrern besucht wurde. Die Geistlichkeit erhob sogleich die heftigste Klage, und als diese fruchtlos blieb, streute sie eifrig die Weißagung aus, die Muttergottes werde solche Beleidigung rächen, und dem Festungsbau durch ein Wunder Einhalt thun. Diese Sage ging von Mund zu Mund, und war bald allgemein verbreitet. Als der Graf davon hörte, verdoppelte er, einen tückischen Anschlag befürchtend, seine Wachsamkeit. Eines Tages, da er sich am Eingange

einer Mine befand, die schon geladen war, um einen Felsen zu sprengen, kamen die Arbeiter voll Schrecken hervor, und riefen, es sei Feuer in der Mine, ein Genieoffizier selbst bestätigte, er habe den Rauch aufsteigen sehn; die Leute schrieen, hier geschehe ein Wunder, das Feuer rühre zuverlässig von der heiligen Jungfrau her, die ihr Mißfallen an dem Werke kund gebe. Der Graf aber ließ sich unerschrocken in die Mine hinab, um selbst nachzusehn, und das Feuer, wenn es wirklich vorhanden, zu ersticken, oder, falls es erdichtet, den Aberglauben zu beschämen. Die Leute staunten über seine heldenmüthige Kühnheit, und mußten sich bald überzeugen, daß alles in guter Ordnung und ohne Gefährde sei; sie gingen getrost wieder an ihre Arbeit, der Kapelle wurde nicht weiter gedacht, und die Befestigung wurde vollendet. Die blinde Wuth seiner Gegner ließ es nicht bei Versuchen solcher Art bewenden, sie trachtete ihm sogar nach dem Leben. Der Graf stand eines Tages in einem Uebungslager vor den Zelten, als eine Kugel, aus einer Windbüchse geschossen, ihm durch den Hut ging. Er blieb ruhig stehn, und rief einige Offiziere heran; eine zweite Kugel sauste dicht an ihm vorüber; man drang in ihn, diesen Platz sogleich zu verlassen; doch er stand unerschüttert, und sah

ſich forſchend um, den Thäter zu entdecken. Sein ſcharfer Blick gewahrte ſchnell einen portugieſiſchen Soldaten, der hinter ſeinem Zelt hervor eben den dritten Schuß verſuchen wollte. Ergriffen geſtand der Unglückliche alsbald, daß eigner Glaubenseifer und fremde Anſtiftung ihn zu dem Mordanſchlage verleitet, und er habe den Grafen umbringen wollen, weil es keine Sünde, vielmehr ein Verdienſt ſei, einen Ketzer aus dem Wege zu räumen. Der Graf befahl, den Verbrecher nach Kriegsrecht ſogleich zu erſchießen, und zwar ohne Beichte und letzte Oelung. Alles entſetzte ſich über dieſen Befehl, der, trotz der dringenden Vorſtellungen der Feldprediger und trotz der eifrigen Verwendung vieler Generale und vornehmen Portugieſen, in aller Strenge vollzogen wurde. So furchtbar grauſam dieſes Verfahren gegen den Einzelnen ſein mochte, deſſen Seligkeit dadurch zugleich mit dem irdiſchen Leben verloren ſchien, ſo war es doch das einzige Mittel, die Wuth des Aberglaubens durch ihre eigene Macht zu bekämpfen, und von ähnlichen Mordverſuchen auf immer abzuſchrecken.

Nachdem der Graf unter allen Schwierigkeiten endlich die Herſtellung des portugieſiſchen Kriegsweſens ſo weit gefördert, daß die Grundlagen einer neuen Ordnung der Dinge überall ein ſicheres Wei-

terbauen nach seiner Anleitung gestatteten; ohne seiner persönlichen Aufsicht unmittelbar zu bedürfen, so begann er seine Gedanken ernstlich auf die Rückreise nach Deutschland zu richten, wo seine angestammten Lande, aus den vieljährigen Kriegsdrangsalen endlich wieder aufathmend, der heilsamen Gegenwart ihres Fürsten dringend begehrten. Er glaubte auch, daß sein Werk am Ende doch nur dann bleibenden Werth haben könne, wenn es durch thätiges Fortwirken der Portugiesen in der eröffneten Richtung befestigt und heimisch geworden, welchem Zwecke die ununterbrochene Oberaufsicht eines Fremden in der Folge sogar hinderlich sein konnte. Die Hauptsache war gethan, die Bahn gebrochen, talentvolle und kenntnißreiche Männer in allen Fächern vorangestellt; was weiter nöthig war, durfte von den Einrichtungen selbst, so wie von der Theilnahme und Ausbildung der Inländer, erwartet und gefordert werden. Der Graf meldete daher dem Könige seinen Entschluß, und da weder er selbst noch seine Offiziere in portugiesischem Solde noch eigentlichem Dienste waren, so konnte seinem Vorhaben kein wesentliches Hinderniß entgegenstehn. Da sein längeres Verweilen in Portugal und noch mehr seine Anstalten den Hof von Madrid fortwährend in unangenehmer Spannung

erhielten, die man jetzt gern vermieden wünschte, so kam die Eröffnung des Grafen in diesem Augenblicke sogar nicht ganz ungelegen, und vermehrte nur die Beeiferung ihn glänzend zu entlassen. Mit uneigennützigem Stolze verbat er jede dargebotene Belohnung; nur einige Ehrengeschenke, welche der König hatte bereiten lassen, vermochte dessen eifriges Verlangen ihm bei der Abreise noch aufzudringen; ein reich besetztes Biid des Königs; einen Hutknopf und Schleife von Diamanten; sechs kleine Kanonen von gediegenem Golde, mit dem Wappen des Grafen geziert, auf Lavetten von Ebenholz mit Beschlag von Silber, man rechnete den Werth einer jeden auf 3000. Dukaten; ein kostbares Münzkabinet; eine Anzahl der prächtigsten Pferde; vier seltne Adler, und andre Merkwürdigkeiten, welche nachher in Bückeburg lange Zeit die Bewunderung der Schaubegierigen waren. Der Graf mußte versprechen, auch in der Ferne für Portugal seine Sorgfalt zu erhalten, und dieses Land nicht auf immer zu verlassen. Er nahm Abschied von den Truppen durch ein rührendes Schreiben, in welchem er ihnen die Sorge für die Erhaltung seiner Anordnungen dringend anempfahl, und sie in allen Angelegenheiten an den Marquis von Pombal verwies, unter dessen unmittelbaren Be-

fehl ſie fernerhin ſtehn würden. Gegen dieſe letztere Verfügung gab es im Heer und Volk viele Unzufriedene, die den gehaßten Miniſter ungern an der Spitze der Kriegsmacht ſahen. Der Graf aber urtheilte ganz anders, er legte demſelben eine der größten Seelen bei, und glaubte ſeine neue Schöpfung keinen würdigeren Händen vertrauen zu können. Von Ruhm und Segenswünſchen begleitet, in welche zum Abſchiede nun auch manche Gegner einſtimmten, ging er zu Schiff und begab ſich zuerſt nach London, wo er mit großen Ehrenbezeigungen aufgenommen wurde, und vom Könige einen reichbeſetzten Degen empfing. Am 17. November 1763. kam er glücklich in Bückeburg an, zur herzlichſten Freude ſeiner Unterthanen, die ſeinen Thaten und Ehren in der Ferne mit theilnehmenden und ſtolzen Blicken gefolgt waren.

Er fand hier ein weites Feld eröffnet für ſeine mannigfache, nach den verſchiedenſten Richtungen mit Ernſt und Nachdruck wirkende Thätigkeit. Es war nach dem Kriege viel Altes herzuſtellen, Unterbrochenes fortzuſetzen und Neues zu beginnen. Er hatte von Grund ſeines Herzens den edlen Vorſatz gefaßt, ſeine bürgerliche Regierung gut zu führen; er wollte redlich das Seinige thun, um ſeinem kleinen Lande alle Vortheile zu gewähren, die

der Gang fortschreitender Entwickelung und das Licht des Zeitalters den Menschen durch einen aufgeklärten und pflichtbedachten Fürsten so wohlthätig verleihen können. Die Erfahrungen, die er in Portugal gemacht, waren ihm hiebei von großer Wichtigkeit, sie gaben ihm reichen Stoff zum Nachdenken, und bestimmte Richtung im Handeln. Das Beispiel und der Umgang eines Staatsmannes, wie der Marquis von Pombal, welcher mit gewaltigem Geist und bedeutendem Erfolge das Innere des Landes zu neuer Kraft und Bildung emporzuheben strebte, war für ihn nicht fruchtlos geblieben. Seine gütige und reine Gemüthsart hielt ihn dabei mehr als früher von allem Gewaltsamen zurück, seine strenge Denkweise und starke Willenskraft ergaben sich aber auch nicht jeder Schwierigkeit; in dieser gemessenen Haltung durfte er jene heftigen Spannungen nicht fürchten, welche bei allzu rascher Ausführung des Guten so leicht den Zweck verfehlen, und zuletzt auch den Karakter trüben. Seine erste und dringendste Sorge verwandte er auf die Verbesserung der Landeskultur, die Förderung der Gewerbe, und besonders des Ackerbaues, als des ersten von allen. In dieser Absicht führte er eigne Versammlungen ein, zu welchen die angesehensten Hauswirthe, aus den Städten sowohl

als vom Lande, berufen wurden, um sich über gemeinnützige Angelegenheiten frei zu berathen, und das Ergebniß dieser Berathungen als Vorschlag oder Wunsch bei der Regierung einzureichen; eine Art Volksvertretung, auf guter Grundlage und in wahrer Richtung aufgestellt, obgleich in damaligen Zuständen noch keiner weiteren Entwickelung fähig! Indem er auf solche Weise jede freie Meinung und Thätigkeit auf ihrem Standpunkte ehrte und gelten ließ, suchte er von dem seinigen nach bester Ueberzeugung auch die eigne Meinung und Thätigkeit geltend zu machen. Mit dem glücklichen Beirathe seines treuen Kammerdirektors Westfeld, eines kraft- und sinnvollen Mannes, den ihm der berühmte Käſtner in Göttingen empfohlen hatte, hob er gegen geringe Entschädigung alle Frohndienste in seinem Lande auf; er vertheilte die großen Vorwerke zum Nutzen des Landmannes in kleinere Wirthschaften; seine Hausgüter verpachtete er an tüchtige Bauersleute, welche den eignen Fleiß darauf verwandten, statt daß vorher die Beamten solche Pachtungen als Pfründen übernahmen, und mit großem Gewinn an geringere Pächter überließen, die bei den harten Bedingungen niemals gedeihen konnten. Er schränkte die Zahl der Feiertage ein, deren zu häufige Wiederkehr ihm doppelt

ſchädlich dünkte, indem ſie den Fleiß hemme und die Verſchwendung begünſtige; er ſtiftete Hülfskaſſen, Verſicherungsanſtalten — damals noch ſelten —, gute Armenpflege, ein Waiſenhaus. Wüſte Strecken, deren es in der Grafſchaft viele gab, ließ er urbar machen, Moore austrocknen, und auf dem gewonnenen Boden neue Anſiedelungen gründen; in Waldgegenden beſonders, die er minder verödet zu ſehn wünſchte, ſtiftete er Niederlaſſungen für ſeine alten verdienten Krieger, die mit Haus, Hof, Garten und Feld verſorgt wurden. Ueber den Zuſtand der Haushaltungen auf dem Lande ließ er ſich regelmäßig Bericht erſtatten, der Fleiß fand vielfache Aufmunterung und Belohnung, die Fahrläſſigkeit und Verwilderung aber blieben nicht ohne Rüge; bei Unglücksfällen kam er den Getroffenen durch Geldvorſchüſſe zu Hülfe, oder milderte ihre Noth wenigſtens durch Erlaß der Abgaben. Seine Verordnungen enthielten jedesmal, außer dem Befehle ſelbſt, auch die Gründe, aus welchen der Befehl gegeben ward; viele derſelben ſchrieb er ſelbſt, und dieſe trugen in der Angemeſſenheit des Inhalts wie in der Klarheit des Ausdrucks ganz das Gepräge ſeines Geiſtes und Karakters. Er ſuchte die Verbeſſerungen, die er bezweckte, faſt nur durch Wetteifer und Ehr-

liebe, selten durch Strafe, zu bewirken, und in diesem Bemühen sah er sich durch den glücklichsten Erfolg belohnt; die Vergehungen aller Art minderten sich bedeutend, die Sitten wurden reiner und sanfter, und dadurch nur um so stärker. Seine Beamten wählte er mit großer Sorgfalt, und beachtete dabei nur Verdienst, nicht Herkunft oder Empfehlung der Gunst; sie durften sich keine Willkür, keinerlei Bedrückung erlauben; seine Wahl war meistens glücklich, wackre und geschickte Männer fanden eine Ehre darin, in seine Dienste zu treten. Er selbst machte häufig kleine Reisen im Lande und unvermuthete Besuche, um sich von allen Dingen mit eignen Augen zu unterrichten; jedermann konnte ihn ansprechen, er vernahm freundlich jede Bitte und Beschwerde, die an ihn gerichtet wurde, und antwortete bestimmt und klar; seine Verneinung war schwer umzuändern, auf seine Zusage konnte man sich ganz verlassen. Wohlthätig und freigebig bis zur Großmuth, bedurfte er bei seiner Ordnungsliebe doch niemals außerordentlicher Hülfsquellen, seine gewöhnlichen Einkünfte genügten ihm; ja, was wundervoll erscheint, die großen Anstalten und Bauten, welche für die Kräfte des kleinen Landes ungeheuer und ganz unerschwinglich dünkten, bestritt er aus jenen Einkünften,

ohne jemals neue Auflagen zu machen, oder die bestehenden zu steigern; er bezahlte sogar noch mehrere Schulden ab, die von seinem Vater her auf dem Lande lasteten; sie insgesammt zu tilgen dünkte ihm unzweckmäßig und unnöthig, sonst würde er auch dies leicht ausgeführt haben. Unter dieser wahrhaft väterlichen zugleich und fürstlichen Obhut gelangte das kleine Land nach beendigtem Kriege alsbald zu dem blühendsten Wohlstande, überall vermehrte sich Leben und Thätigkeit in segenvollem Gedeihen. Der Graf war allgemein als wahrer Landesvater geliebt und verehrt, seine Unterthanen waren stolz auf ihn, und nannten seinen Namen mit Begeisterung.

Vor allen aber ausgezeichnet und merkwürdig waren seine umfassenden Anstalten und Einrichtungen im gesammten Kriegsfache, dieses blieb der Gegenstand seiner entschiedensten Neigung; leidenschaftlich wandte er Gedanken und Kräfte auf diese Seite. Schon im Jahre 1761. hatte er im Steinhuder Meer, einem beträchtlichen Landsee der Grafschaft, mit den größten Schwierigkeiten und Kosten durch eingesenkte Steine den Grund zu einer künstlichen Insel gelegt, auf welcher er späterhin eine Feste erbaute, die durch ihre Lage für unüberwindlich gelten konnte. Diese Feste, deren Bau und

Einrich-

Einrichtung ihn nach seiner Rückkehr aus Portugal viele Jahre fortgesetzt beschäftigte, nannte er Wilhelmstein. Sie hatte die Gestalt einer Sternschanze, deren Spitzen durch sechszehn Außenwerke gedeckt wurden, jedes wieder eine besondere Insel bildend und für die Besatzung mit kleinen Gebäuden und Gärten versehn. Ein bombenfestes Schloßgebäude auf der Hauptinsel enthielt, außer der Wohnung des Grafen, mehrere Säle für Lehrstunden und Sammlungen, viele Zimmer für Offiziere und Gäste, große Gewölbe für Pulver und Mundvorräthe, endlich Kasernen für die Soldaten. Die Feste konnte bei gehörigen Vorräthen durch 400. Mann jahrelang vertheidigt werden, nöthigenfalls aber dreimal so viel Truppen aufnehmen, dagegen hätte ihre völlige Einschließung wenigstens 12,000. Mann und viel schweres Geschütz erfordert. Sie erfüllte den hauptsächlichen Zweck, als ein vollkommenes Muster für die Kunst der Befestigung dazustehn, aber sie konnte auch im Kriege selbst von praktischem Nutzen sein, indem sie einen unerreichbaren Zufluchtsort darbot, und selbst die Weser und die Leine beherrschen half. Wirklich widerstand sie im Jahre 1787. allen Versuchen des Landgrafen von Hessen-Kassel, der sich der Grafschaft gewaltsam bemächtigt hatte, aber den Wil-

helmſtein nicht zur Uebergabe bringen konnte. Der Graf ging bei dieſer Anlage von noch tiefern Abſichten aus. Er hatte den groſsen Gedanken, daſs ganz Deutſchland für jeden äuſsern Feind ein feſtes und unbezwingbares Land werden könnte, wenn jeder deutſche Fürſt, groſs oder klein, nach ſeinen Kräften in ſeinem Gebiete die von der Natur mehr oder minder dargebotenen Oertlichkeiten benutzte, und durch Kunſt zu unangreifbaren Plätzen erhöbe. Er ſeinerſeits wollte ein Beiſpiel der Ausführung dieſes wichtigen Gedankens geben, und er dachte ſich den Wilhelmſtein am liebſten als einzelnes Glied einer ſolchen groſsen durch das ganze Vaterland vielfach geſchlungenen Kette. Hier gründete er zugleich eine vollſtändige Kriegsſchule, beſonders aber für die Artillerie und das Genieweſen, unter der Aufſicht des Majors St. Etienne, eines vortrefflichen Offiziers, den er aus Frankreich verſchrieben hatte; er berief die ausgezeichnetſten Lehrer und Führer, ſchaffte mit groſsem Aufwande die nöthigen Bücher an, Modelle, Naturalien, mathematiſche und aſtronomiſche Geräthe, und was ſonſt dem Unterrichte tauglich ſchien, der ſich, obwohl mit ſteter Hinſicht auf das beſtimmte Fach, über alle Zweige des Wiſſens verbreitete.

Am wenigſten wurde die ausübende Thätigkeit verabſäumt. Unfern von Steinhude, am Ufer des See's, erſtreckten ſich vielfache Befeſtigungen und andre kriegswiſſenſchaftliche Anlagen. Alle Arten von Feldſchanzen, Lager, Kaſematten, Minen, Feuerwerke und Geſchütze waren hier vorhanden; die mannichfachſten Uebungen und Verſuche in Stellung und Bewegung der Truppen fanden hier Statt; viele, zum Theil bedeutende, Erfindungen und Verbeſſerungen gingen von hier aus, beſondere Waffenarten, leichtere Geſchütze und Lavetten, neue Minirkünſte, worunter die Eisminen beſonders merkwürdig, die in Bückeburg einige Jahre früher, als in Schweden, wo man dieſe Erfindung zuerſt verſucht zu haben meinte, in Ausführung kamen. Zur Prüfung der Pulverkraft überhaupt, und insbeſondre zur Berechnung der Wurfweiten beim Bombenwerfen, ſtellte der Graf viele tauſend Verſuche an, die er genau zu Buch bringen ließ, um wiſſenſchaftliche Ergebniſſe daraus entnehmen zu können. Seine Stückgießerei in Bückeburg, welche viele Kanonen für England und Portugal geliefert, war auf eigne Weiſe eingerichtet, unter andern wurde darin ein Bohrer von des Grafen eigner Erfindung mit gutem Nutzen angewandt. Bei den Truppen ſelbſt wurden neue

taktiſche Anordnungen gemacht, beſonders in der Aufſtellung und dem Gebrauche des Fußvolks, wobei die Abſicht hauptſächlich war, dieſer Waffengattung mehr innere Tiefe und dabei doch ein wirkſames Feuer zu geben, ſie mit leichtem Geſchütze vortheilhaft zu verbinden, und gegen die Angriffe der Reiterei in feſten Stand zu ſetzen. In ſeinem Syſtem übrigens ſtanden alle Theile der Kriegskunſt, Befeſtigung, Geſchütz, Reiterei, Fußvolk, in engſter Beziehung untereinander, und bildeten ein großes Ganze, aus dem ſich das Einzelne nicht trennen ließ. Die größte Sorgfalt bewies der Graf beim Auswählen der Zöglinge, denen er die Aufnahme in ſeine Kriegsſchule verſtattete; auch hier ſah er weder auf Geburt noch Vermögen, ſondern einzig auf Fähigkeiten und Karakter; denn nur edlen und tugendhaften Menſchen, ſagte er, dürften die großen Vortheile einer Ausbildung eröffnet werden, welche jeden Einzelnen für ſich ſelbſt auf einen höheren Standpunkt ſtellen müßte, und in der Welt zu höchſtem Anſehn und Einfluſſe erheben könnte. Er wohnte ſtets den Prüfungen und ſehr oft dem Unterrichte bei, durch ſeine Anweſenheit Lehrer und Schüler geiſtig anregend; mehrere Theile der Kriegswiſſenſchaft wurden nach ſeinen Handſchriften vorgetragen, er ſelbſt gab häu-

sig lehrreiche Erörterungen; er stellte besondere Fragen an die Zöglinge, veranlaßte sie zu schriftlichen Ausarbeitungen, und besprach sich mit ihnen über geschichtliche und sittliche Gegenstände, um ihr Inneres kennen zu lernen, ihren Geist zu wecken, und ihr Gemüth zu erheben. Sein eignes Beispiel, seine edle, freie Denkart und sein großartiger kühner Sinn wirkten mächtig auf den Karakter der jungen Leute, sie hingen ihm mit schwärmerischer Liebe an, und suchten seinem Vorbilde nachzustreben. In der That gingen ausgezeichnete Männer aus dieser Schule hervor, die zum Theil in auswärtigen Diensten späterhin zu großen Ehren aufgestiegen sind. Sein großer und schöner Zweck, eine polytechnische Lehranstalt der Kriegskunde, eine Universität für Offiziere zu gründen, die hier zugleich den geistigen und sittlichen Werth ihres furchtbaren Berufes würdig erfassen sollten, hat sich auf diese Weise durch die That glänzend erfüllt und gerechtfertigt; mochte immerhin von Vielen, besonders im Beginne, dieser Zweck verkannt und verspottet, so wie die Arbeiten und Kosten dieser Anstalten als thörigte Verschwendung mißbilligt werden, die Einsichtsvolleren wurden bald gewahr, daß der Graf in allem, was er betrieb, einen höheren Gesichtspunkt hatte, und mit Beharrlichkeit ver-

folgte. In seinen Anlagen und Versuchen war alles ernst und streng, nirgends eine bloße Spielerei oder ein leerer Anschein, kein Leichtsinn im Unternehmen, überall das sicherste Gelingen im Ausführen. Sein vorschreitender Geist ist in der That zu bewundern, wenn man das Streben, welches ihn beseelte, mit den späteren Geschichtsentwickelungen, die er nicht mehr erlebte, zusammenhält. Was die nachfolgende Zeit gebieterisch in größter Fülle und ungeheuren Massen forderte und hervorbrachte, hatte damals ein kleiner deutscher Fürst mit klugem Sinn und richtigem Scharfblicke in leisen Anfängen erfaßt und gehegt, ganz entgegengesetzt so manchen späteren Beispielen, wo bei schon entwickelteren Gestalten auch die lauteste Stimme der Zeit weder Sinn noch That wecken konnte!

Ueber die kriegswissenschaftlichen Anstalten und Arbeiten des Grafen hat der nachherige preußische General von Scharnhorst, damals hannöverscher Fähndrich, und früher selbst fünf Jahre lang bis zum Tode des Grafen ein Zögling der Kriegsschule auf Wilhelmstein, einen lesenswerthen Aufsatz geschrieben, der im neunten Theile von Schlözers Briefwechsel abgedruckt worden. Nachdem er in Kürze angeführt und erläutert, was der Graf geleistet und beabsichtigt, und darauf dessen Geist und

Karakter gebührend gepriesen, fährt er also fort: „Ich kann ohne eine Art von Enthusiasmus mich nicht der Anordnungen dieses Herrn erinnern, und mir ist nie was lächerlicher vorgekommen, als wenn Leute, die in allem weit unter ihm sind, die Dreistigkeit haben, ihn entscheidend zu beurtheilen, zu loben oder zu tadeln!“ Dies sind die Worte eines Mannes, dessen Urtheil durch seine ruhmvolle Thätigkeit im Kriegsunterricht und durch sein unsterbliches Verdienst um vaterländische Heeresbildung hinreichend beglaubigt ist, und in dessen Seele vielleicht am meisten das Vorbild seines großen Lehrers die stillen und reichen Kräfte wecken und nähren half, deren Hervorbrechen in dem allgemeinen Waffenaufstande der Preußen das Jahr 1813. zu einem der Wendepunkte gemacht hat, in welchen die Weltbegebenheiten zu neuen Richtungen übergehn! Vieles von dem, was der Graf betrieb und erdachte, wurde in der Folge durch andre Männer an's Licht gestellt, indem sie seine Angaben unmittelbar benutzten oder zu weiterer Ausbildung brachten; der Major von Zanthier, späterhin in portugiesischen Diensten, schöpfte den Inhalt seines Versuches über Märsche und Läger, der Major St. Etienne den seines Werkes über die Minen großentheils aus den handschriftlichen Mittei-

lungen des Grafen, welcher dieſe Gegenſtände mit großer Sorgfalt eigenhändig bearbeitet hatte. Er ſelbſt aber legte den Ertrag ſeines Denkens und ſeiner Erfahrungen in einem Werke nieder, welches die Kunſt, einen kleinen Staat gegen eine große Macht zu vertheidigen, ausführlich entwikkeln ſollte; es war dem Könige von Portugal gewidmet, und zunächſt für dieſes Land berechnet; viele Stellen daraus, die Vertheidigung der Schweiz betreffend, pflegte er wohl vorzuleſen, allein die Hauptſachen, Portugal angehend, theilte er nie mit, wie er überhaupt alles, was dieſes Land betraf, nur mit Vorſicht und Zurückhaltung berührte. Ein Auszug dieſes Werkes wurde unter dem Titel Mémoires sur la guerre défensive im Jahre 1775. zu Stadthagen in ſechs kleinen Bändchen gedruckt, aber niemals ausgegeben, nur zehn Abdrücke davon wurden veranſtaltet, und dieſe im Archive zu Bückeburg verſchloſſen. Der Graf hat in dieſer Schrift, wie berichtet wird, die Abſicht aller ſeiner Verſuche, die Bedeutung aller ſeiner Anſtalten im Zuſammenhange dargelegt; ſein großer Zweck iſt die Verminderung des Krieges durch deſſen Ausbildung und Veredlung, wie er in folgenden Worten zu erkennen giebt. „Der Menſch, heißt es in der Vorrede des genannten Buches,

ſcheint von Natur eine Neigung zum Kriege zu haben, wie gewiſſe Thiere zum Raube. Was der Menſch mit jedem thieriſchen Triebe thun muß, um nicht zum Thiere hinabzuſinken, muß er auch bei dieſem thun, ihn bilden und veredeln. Die Neigung zum Kriege, die, roh und ungebildet, Schande der Menſchheit iſt, wird dann Quelle von neuen Tugenden, von Großmuth, Tapferkeit, und jeder männlichen Größe. Die Bemühung, die Kriegswiſſenſchaften zu vervollkommnen, iſt alſo nicht das traurige Geſchäft der Erfindung neuer Arten künſtlich zu morden, ſondern Verdienſt um die Menſchheit. Je vollkommener die Kriegswiſſenſchaften ſind, deſto gefährlicher iſt es Kriege anzufangen, deſto ſeltner werden Kriege geführt, deſto mehr entfernt ſich die Art ſie zu führen vom wilden Erwürgen. Mißbrauch dieſer höheren Kunſt zum Angriffskriege führt uns dahin zurück, worüber ſie ſelbſt uns erhob. Keiner, als der Krieg der Vertheidigung iſt rechtmäßig, jeder Angriff unter der Würde des rechtſchaffenen Mannes.“ Und in einer andern Stelle: „Die Vertheidigungseinrichtungen verringern die Kriege, indem der Nachbar, wegen der vielen Schwierigkeiten, die er bei entſtehendem Kriege zu überwinden hat, zurückgehalten wird, etwas zu unternehmen. Den Krieg

verhindert man auf dieſe Art durch ihn ſelbſt, oder vermindert ihn wenigſtens.“ Die Vertheidigung zu verſtärken, und ihr auf alle Weiſe die Ueberlegenheit über den Angriff zu verſchaffen, dahin trachtete ſein edler Geiſt in ſeinem wiſſenſchaftlichen Bemühen aus allen Kräften.

Bei allen dieſen Einrichtungen und Arbeiten behielt er beſonders Portugal fortwährend im Auge; dieſes Land war ihm durch den Beruf, welchen das Geſchick ihm daſelbſt zugewieſen, für immer theuer geworden, und er widmete demſelben ſeine Fürſorge und Thätigkeit als unwandelbare Pflichtgebühr. Sein Einfluß auf die portugieſiſchen Angelegenheiten blieb auch in der Entfernung ſtets bedeutend; der König verlangte ſeinen Rath in den wichtigſten Dingen, und befolgte denſelben mehrentheils mit völligem Vertrauen. Auf wiederholte dringende Einladung reiſte der Graf im Jahre 1767. durch Frankreich und Spanien zum zweitenmale, jedoch nur auf kurze Zeit, nach Portugal, um ſeinen Anordnungen, die zu verfallen drohten, neue Kraft zu geben, und ſie durch nachträgliche Einrichtungen zu vollenden. Er ſetzte neuerdings den Beſtand der portugieſiſchen Truppen in beſtimmter Zahl und Ordnung feſt, und muſterte darauf das wieder zu regelmäßiger Geſtalt vervoll-

ſtändigte Heer in dem Luſtlager bei Palmela, wohin der König ſelbſt ſich begab, der Heerſchau beizuwohnen. Dieſer bezeigte dem Grafen unverändert die zuvorkommendſte Geneigtheit und ausdrücklichſte Hochachtung, er behandelte denſelben mit einer zarten Scheu, die eine Anerkennung der Ueberlegenheit deſſelben war, er hörte nicht auf, ihn den Retter, den Wiederherſteller Portugals zu nennen, und als ſolchen bei jeder Gelegenheit zu ehren. Auch im Volke war ſein Anſehn, wie bei Hofe, während ſeiner Abweſenheit nur geſtiegen; die Zeit hatte die Trefflichkeit ſeiner Anordnungen vielfach bewährt, und die guten Folgen ſeines Wirkens vor Augen geſtellt; zu bedauern blieb nur, daß ſeine Kraft und Strenge nicht tiefer in das eigentliche Leben des Volkes einzudringen vermochte; ſeine Schöpfungen gediehen nicht von ſelbſt, ſie bedurften, gleich fremdartig aufgedrungenen Gebilden, ſtets einer künſtlichen Pflege. Der Einfluß der Geiſtlichkeit, trotz aller Schläge, welche der Marquis von Pombal gegen ihre Macht geführt, erhielt den Geiſt der Nation in dumpfer Unterdrückung, und in einem Lande, wo die Inquiſition noch herrſchen durfte, war keine dauernde Verbeſſerung, die auf Wiſſenſchaft und Geiſtesbildung beruhte, zu hoffen. Der König ſelbſt vermochte

den Grafen nicht vor allen Angriffen und Gefahren jenes damals noch furchtbaren Tribunals zu schützen, und dieser kehrte noch im nämlichen Jahre mit der Ueberzeugung heim, daß die Kriegsverfassung Portugals an Gebrechen leide, deren Heilung nicht mehr in ihrer eignen Anordnung, sondern nur in der des ganzen Staates zu suchen sei. Schon im nächsten Jahre bedauerte man am Hofe die Abwesenheit des Grafen, und wünschte die Eindrücke, die seine Rückkehr nach Deutschland beschleunigt hatten, wieder auszulöschen. Der Marquis von Sa und Mello kam als außerordentlicher Gesandter von Lissabon mit geheimen Aufträgen nach Bückeburg; es hieß, der Marquis von Pombal habe den Grafen über die obwaltenden Streitigkeiten mit dem Pabste und den Jesuiten zu Rathe gezogen, und ihm Vorschläge zu neuen Entwürfen gemacht, die seine Mitwirkung in Anspruch nehmen durften. Allein dieser scheint darauf nicht besonders eingegangen zu sein. Ein bei dieser Gelegenheit abermals angebotenes Jahrgehalt von 3000. Pfund Sterling lehnte der Graf wie früher beharrlich ab. Seine enge Verbindung mit Portugal erhielt sich darum nicht minder durch seine ganze nachfolgende Lebenszeit; immer blieb sein aufmerksamer Blick dorthin gerichtet, immer empfing er von dorther neue An-

regung. Im Jahre 1773. ließ er bei allen portugiesischen Regimentern nach seiner eignen Anordnung zweckmäßige Soldatenschulen errichten, und drei Jahre später sandte er sechszehn seiner Offiziere nach Lissabon, welche daselbst die gesammte Artillerie in neuen Stand setzten. Späterhin, als für Portugal wiederum Krieg mit Spanien zu befürchten schien, glaubte er zwar den ihm angetragenen Oberbefehl über die portugiesischen Truppen wegen seiner zerstörten Gesundheit vorläufig ablehnen zu müssen, doch würde er sich bei wirklichem Ausbruche des Krieges diesem Berufe nicht entzogen haben; noch seine letzten Lebenstage waren mit dem Gedanken einer dritten Reise nach Portugal lebhaft beschäftigt.

Inmitten aller großen Entwürfe und Thätigkeiten empfand Graf Wilhelm tief das Bedürfniß inniger Verhältnisse und edlen geistigen Umgangs. Von früher Jugend schon aus Grundsatz dem Heirathen entgegen, konnte er doch die Sehnsucht nach dem stillen Glücke einer liebevollen Verbindung nicht unterdrücken. Marien Gräfin zur Lippe-Büsterfeld, die Schwester seines Freundes und Waffengefährten, des Grafen Ferdinand, lernte er zuerst durch ihr Bild und durch einige Briefe kennen, die ihm bei dem Bruder zu Gesichte kamen, und er faßte eine lebhafte Neigung zu dem schö-

nen Gemüth, das ſich in dieſen Zügen unſchuldig entfaltete. Noch hatte er ſie nicht ſelbſt geſehn, als er um ihre Hand werben ließ; ſie willigte mit freudiger Zuverſicht ein, und im Herbſte des Jahres 1765. fand die Verbindung Statt. Die Gräfin war eine Frau von großer Schönheit, liebenswürdig und edel in ihrem ganzen Weſen. Sie wirkte durch ihre Sanftmuth und Frömmigkeit mit lindem Zauber auf ſein ſtarkes Gemüth, und ſtimmte ſeinen rauhen Ernſt in ſanftere Empfindung herab. Obwohl von ungleichem Alter und dem Anſcheine nach von entgegengeſetzter Gemüthsart, liebten ſie einander mit inniger faſt romanhafter Zärtlichkeit, vielleicht zu ſehr, ſagte man, um ein ganz glückliches Ehepaar zu ſein. Die Gräfin ſchien ganz von dem Willen und den Meinungen ihres Gemahls abzuhängen, ohne deßhalb die lebhafte Heiterkeit ihres jugendlichen Alters im Umgange mit ihm und Andern zu verläugnen. Er fühlte ſich überaus glücklich in ihrer Geſellſchaft, und lebte ganze Zeiten mit ihr in Einſamkeit und Ruhe auf dem ſchöngelegenen Luſtſchloſſe zum Baum. Das Glück der Gräfin ſchien bei zunehmenden Jahren nur zu ſteigen, da ihr Gatte ſich ſtets näher und vertrauter zu ihr hinneigte, und das ganze Verhältniß mehr in Gleichgewicht kam. Im Jahre

1771. gebar ſie eine Tochter, worüber der Graf, der einen Sohn gehofft, eine Zeitlang betroffen blieb, und ſich die erſten Stunden auf ſeinem Zimmer einſchloß, bald aber gefaßt wieder hervortrat, und keine andre Empfindung mehr blicken ließ, als die der zärtlichſten Theilnahme für ſeine Gattin. Die Tochter ſtarb indeß nach einigen Jahren wieder, zum großen Schmerze der Aeltern, die keine Kinder mehr bekamen. Mehrere Briefe der Gräfin an Herder ſind in der Lebensgeſchichte dieſes Gelehrten aufbewahrt, und zeugen von dem liebenswürdigen, beſcheidenen und frommen Sinne der vortrefflichen Frau. Moſes Mendelsſohn, der ſie mit dem Grafen bald nach dem Verluſt ihrer Tochter in Pyrmont kennen gelernt, giebt von ihr und ihrem Verhältniſſe zu ihrem Gatten eine anziehende Schilderung, die ganz jenen Briefen entſpricht, und aus der mehrere Ausdrücke hier abſichtlich beibehalten worden. Die Gräfin war die innige Vertraute ihres Gemahls, die Bewahrerin ſeiner Handſchriften, die Theilnehmerin ſeines Leſens; nur diejenigen Seiten ſeines Innern, die dem unterſuchenden Denken über die höchſten Dinge zugewendet waren, hielt er gegen ſie einigermaßen verſchloſſen, er fürchtete ihre ſtille Frömmigkeit durch ſeine philoſophiſchen Gedanken zu ſtören, und ih-

ren unterrichteten, aber nicht kühnen Geist durch den hohen Schwung des seinigen zwecklos zu verwirren.

Einen vertrauten Freund des Herzens besaß er in seinem Major Riepen, einem Manne von edlem Karakter und theilnehmender Seele. Für diesen Freund hatte er kein Geheimniß; alle seine Handlungen theilte er ihm ohne Rückhalt mit, seine geheimsten Entwürfe und Neigungen, selbst seine Schwächen, sofern er sie erkannte und sich selber eingestand. Innig vertraut war ihm auch sein Rath Springe, ein Mann von biederer Treuherzigkeit, der ihn ohne Scheu tadeln durfte, und dieses Vorrecht mit allem Ernst ausübte. Geistig bedeutender war des Grafen Verhältniß mit Thomas Abbt. Dieser junge Gelehrte war Professor in Rinteln, als der Graf nach seiner Rückkehr aus Portugal dessen Schrift vom Tode für's Vaterland zu lesen bekam. Er war entzückt von der beredten Darstellung großer Gedanken, deren Gegenstand ihn selbst lebhaft beschäftigt hatte, schrieb an den Verfasser, und lud ihn zu sich ein, indem er gleich einen sechsspännigen Wagen mitsandte, um ihn nach Bückeburg abzuholen. Bald nachher verließ Abbt seine Anstellung in Rinteln, und trat als Hof- und Regierungsrath in des Grafen Dienste.

Er

Er bekam keinen bestimmten Geschäftskreis angewiesen, sondern sollte frei seinen Geistesarbeiten leben; er wohnte und speiste mit dem Grafen auf dem Schlosse, und wurde sein täglicher, liebster und vertrautester Umgang. Abbt spricht in seinen Briefen an Moses Mendelssohn und Justus Möser mit wahrer Begeisterung von ihm. Folgende Stellen daraus mögen hier als ursprüngliche Züge zur näheren Schilderung der Verhältnisse und Personen ihren Platz verdienen. „Der Herr Graf von der Lippe-Bückeburg, heißt es darin, hat mir den Einwurf gemacht, daß ich die starke Seele zu sehr vom großen Geiste unterscheide; daß seiner Meinung nach die Stärke ohne die Größe nicht sein könne, und daß die starke Seele nur ein großer Geist wäre, durch den Enthusiasmus in Bewegung gesetzt. Was sagen Sie zu dieser Kritik? Er schien am meisten damit zufrieden, daß ich dem Kaiser Otho Gerechtigkeit hatte widerfahren lassen, und das Stück aus dem Tacitus hielt er für unverbesserlich erzählt.“ Ferner: „Wenn Sie ihn bei Tische ganze Stellen aus dem Shakspeare mit der vollen Empfindung des Inhalts hersagen hörten, und ihn bei einer gestirnten Nacht, mit philosophischem Tiefsinn und bescheidenem Zweifel, über die wichtigsten Materien, die den Menschen

angehn, sprechen hörten, so würden Sie ihn hochschätzen. Wozu Sie noch setzen müssen, daß er sein Handwerk, die Kriegskunst, zu einem hohen Grade der Vollkommenheit studirt hat. Ich habe ihn und einen englischen Obersten Lloyd eine schwere Stelle des Cäsars bei der Tafel erklären hören, und habe mich geschämt. Man glaubt zuweilen, daß alles Studiren im Kabinette sich befände; aber ich bin versichert, daß das thätige Leben, mit jenem verbunden, viel weiter bringt, als jenes allein." Und an andrem Orte: „Ich halte den Grafen nicht für einen von den lebhaften Geistern, denen die Einfälle mit den Wachskerzen bei Tische kommen, und die manchmal so was Glückliches sagen, daß sie sich fast selbst Verstand zutrauen. Er hat auch nicht die Leichtigkeit im Ausdrucke, die einen zuweilen der Mühe des Denkens überhebt, und dadurch einem mit den Worten ganz unvermuthet ein Gedanken zurollt, so wie bergab ein Wagen läuft, auch wenn er nicht mehr gezogen wird. Hingegen scheint er mir eine tiefe und richtige Ueberlegung zu haben, und mit Langsamkeit zum guten Denken zu gelangen. — Locke scheint ihn gelehrt zu haben, denn er führt ihn öfters mit Ehrerbietung an. Das Große in den Thaten, glaube ich, ist für ihn, wenn er es beschrieben fin-

bet, seine Delikatesse; er sucht darnach, und läßt es doch eine Weile auf der Zunge liegen, ehe er es verschlingt. Er glaubt, daß die Würde der menschlichen Natur heruntergebracht sei in Vergleich mit den alten Völkern. Vielleicht würde er hinzugesetzt haben, seit Einführung der christlichen Religion, wenn er es gewagt hätte. Er führte uns bei Tische einen Zug aus dem Sallust an, wo erzählt wird, daß sich zwei Brüder aus Karthago lebendig hätten einscharren lassen, nur damit sie bei einer Gränzstreitigkeit etwas mehr Land für ihren Staat gewinnen möchten. Kein Mensch bei Tische erinnerte sich des Zugs. Er wußte ihn auch nicht nach den übrigen Umständen. Als ich nach Rinteln zurückkam, suchte ich etwas zweifelhaft im Sallust nach, fand auch die Stelle glücklich, machte eine Uebersetzung davon, und schickte sie mit einem Briefe. In seiner Antwort werden die bedächtlichen Ueberlegungen über die Erzählung des Sallust für Sie dasjenige bestätigen, was ich von seinem bedächtlichen Denken gesagt habe. — Zur Kenntniß seines Geistes gehört vielleicht noch der Gedanke, den er mir als eine seiner Träumereien, wie er sie nennt, angegeben hat: die Landenge zu durchgraben, die das mittelländische Meer vom röthen Meere trennt, und das

durch ohne Schwertſchlag die Handlung, und folglich die Lage aller vier Welttheile zu verändern. — Sie können noch hinzuſetzen, daß ihm in meiner Schrift vorzüglich die Gerechtigkeit gefallen hat, die ich der edlen Entſchließung des Otho widerfahren laſſe. Denn dem Tode entgegengehn mit der vollkommenſten Gewißheit, daß man ihn antreffen werde: dies hält er für die einzige Größe bei der Tapferkeit. — Er ſprach mit Enthuſiasmus vom General; hielt dafür, daß bei der Ausübung bloß die wenigſten Fehler den größten General machten; daß unter den Neuern Turenne ſeines Gleichen noch nicht gefunden, daß der letzte Krieg bei den trefflichen Truppen, die vorhanden geweſen, und bei den großen Moyens, noch nicht die großen Generale gezeigt hätte, die man hätte vermuthen ſollen; und daß man wenigſtens ſagen könnte, ſie hätten ſich nicht in ſo mancherlei und höchſt verſchiedenen Formen gezeigt, wie Turenne.“ — So weit Abbt in ſeinen Briefen. Der Graf verehrte ſeinen Freund mit aller Wärme einer gleichgeſinnten Seele; er wurde durch ihn in ſeiner Denkart vielfach geläutert und verändert; viele Vorurtheile, in denen er noch befangen war, legte er allmählich ab, und faßte eifrig die neuen Anſichten, die ſich ihm geiſtreich darboten. Abbt wußte durch große

Nachgiebigkeit und geschicktes Fügen auch auf die Angelegenheiten des Landes einen wohlthätigen Einfluß zu erlangen, und hatte Theil an vielen Verbesserungen, besonders im Kirchen- und Schulwesen. Als dieser junge Schriftsteller nach kurzer Frist schon im Jahre 1766. den Hoffnungen des Vaterlandes allzuschnell entrissen wurde, war der Graf über seinen Verlust lange Zeit untröstlich. Er ließ dem Frühverstorbenen in der Hofkirche ein Denkmal errichten, dem er die selbstverfaßte Inschrift gab: „Wenn reine Gottesfurcht, ungeheuchelte Menschenliebe und ausgebreitete Gelehrsamkeit Verdienste sind, so besaß der Selige, dessen Gebeine hier ruhen, das, was er der Welt angepriesen hat.“ Er sprach nie ohne heftige Rührung von ihm, und behielt sein Bild stets vor Augen in seinem Zimmer aufgestellt.

Geraume Zeit später, im Jahre 1771. berief er den schon damals berühmten Herder, ihm vorzüglich durch eine Lobschrift auf Abbt werth geworden, als Konsistorialrath in seine Dienste nach Bückeburg; demselben war eine ähnliche Stellung, wie die von Abbt, beschieden, eine ansehnliche Besoldung sollte ihn zu keiner bestimmten Arbeit verpflichten. Allein der Graf wurde mit ihm keineswegs so vertraut, wie er es mit Abbt gewesen,

das Verhältniß bildete sich anders. Erst durch die Gräfin, die Herdern als ihrem Beichtvater mit frommer Zuversicht entgegenkam, wurde bei diesem eine größere Annäherung zu ihrem Gemahle bewirkt. Der Graf hielt Herdern allerdings für einen Mann von größeren Talenten und umfassenderen Kenntnissen, als bei aller Vorliebe ihm Abbt hatte dünken können; er freute sich mit lebhaftester Theilnahme der Auszeichnung, die Herder gleich im ersten Jahre durch die Akademie der Wissenschaften zu Berlin erhielt, indem seiner Abhandlung über den Ursprung der Sprache der Preis zuerkannt wurde, und war stolz darauf, daß Friedrich der Große doch nun erfahre, welch treffliche Geister auch im Vaterlande, und selbst unter so geringer Pflege, erblühen könnten, auch sagte er öfters, er wundere sich, daß man ihm einen solchen Mann so lange lasse; allein bei aller gerechten Würdigung des Geistes vermochte sein Herz keiner innigen Zuneigung hier froh zu werden. Herder war zwanzig Jahre jünger, als der Graf, und bei großer Schüchternheit doch sehr unbiegsam; auch war er kein eigentlicher Denker, im strengen Sinne, und als Geistlicher zu einer unfreien Haltung genöthigt, beides dem Sinne des Grafen wenig gemäß, und für Herder selbst, diesem gegenüber, sehr peinlich;

seine zugleich feurige und höchst befangene Art stand mit dem ernsten, nachdenkenden, wortkargen, würdevollen und gebietenden Wesen des Grafen in scharfem Gegensatze. An stete Huldigung gewöhnt, schien dieser von seiner Umgebung eine solche Weise des Umgangs, ohne sie jemals zu fordern, doch stets zu erwarten, und nur da nicht zu vermissen, wo inniges Vertrauen an die Stelle trat. Der tägliche Umgang eines Fürsten, der durch großen Geist hervorragte, und dessen weltliches Ansehn und geistiger Anspruch sich leicht verwechseln ließen, mußte den Untergebenen, selbst wenn der fürstliche Herr seinen Vorrang noch so sehr verläugnen wollte, in der Dauer völlig niederbeugen, oder zur Widersetzlichkeit aufreizen. Dieses Mißverhältniß, sagte man, welches selbst Friedrich der Große und Voltaire nicht zu bezwingen vermocht, habe auch Abbt in der letzten Zeit sehr bitter empfunden, Herder aber gar nicht mehr verhehlen gekonnt, weßhalb er auch die erste annehmliche Veränderung, die ihm durch die Fürsorge seines Freundes Goethe dargeboten worden, begierig ergriffen, und im Jahre 1776. ein erwünschteres Verhältniß in Weimar angetreten habe. Außer diesen beiden Männern, die ihm unmittelbar angehörten, hatte der Graf noch mit andern ausgezeichneten Geistern seines Vater-

landes freundschaftliche Verbindung angeknüpft, in welcher Hinsicht hier Justus Möser, Zimmermann und Moses Mendelssohn hauptsächlich anzuführen sind.

Der Graf, ohne im Gespräche geistreich zu sein, hatte eine angenehme Unterhaltung, er sprach gedrungen, sorgsam bis zum Gesuchten, aber edel und gehaltvoll, mit eigenthümlichem Gepräge; eignes Nachdenken und große Lebenserfahrungen gaben ihm unerschöpflichen Stoff zu bedeutenden Mittheilungen. Außer den Kriegswissenschaften waren Staatsverhältnisse, merkwürdige Menschen und Ereignisse, Philosophie und Kunst die hauptsächlichsten Gegenstände, auf welche er das Gespräch zu richten liebte. Daß er aus Dichtern, besonders aus Shakspeare, ganze Stellen auswendig wußte, ist schon erwähnt worden. Er machte sogar zuweilen selbst französische Verse, und nicht ohne Geschick; er übersetzte auf diese Weise mehrere Stücke von Herder, der dagegen ein französisches Gedicht des Grafen über das menschliche Leben in deutsche Alexandriner übersetzt und im zweiten Theile seiner Gedichtesammlung aufbewahrt hat. Einige Stunden des Tages waren regelmäßig der Musik gewidmet, besonders der italiänischen, die er jeder andern vorzog; er spielte selbst das Klavier vortreff-

lich; sehr oft ließ er bei seiner Gemahlin Abendkonzerte aufführen, die sein Kapellmeister Johann Christoph Bach, einer der berühmten Tonkünstler dieses Namens, leitete. Er hatte große Freude an Gemählden, und besaß in seiner Sammlung sehr schöne und kostbare Stücke, sogar eines von Raphael. Im Zeichnen war er selbst sehr geübt; ein eignes Buch, das er gern zur Hand nahm, war mit Versuchen der bildlichen Darstellung grosser Thaten angefüllt, deren Erzählung ihn besonders ergriffen hatte. Den geistreichen Witz, der die Schriftsteller Frankreichs damals vor allen auszeichnete, und sie in Litteratur und vornehmer Welt zu den Ersten erhob, wußte er mit glücklichem Gedächtniß heiter vorzutragen, allein sein eigner Geist nahm selten diese Richtung, sondern war ausschließlich auf das Ernste, Große und Erhabene gerichtet; große Thaten, Tod für Freiheit und Gerechtigkeit, zukünftiges Leben und Vorsehung waren die Gegenstände, die ihn beredt machten. „Am Sonntage in Pyrmont, erzählt Zimmermann, unter tausend Menschen in der großen Allee unterhielt er mich zwei Stunden lang auf Einem Fleck von allen Beweisen für das Dasein Gottes, ihren Mängeln, und wie ihm dünke, daß man alle könnte übertreffen.“ Und Moses Men-

delsohn sagt von ihm: „Ich habe nie einen Menschen mit mehr Wärme von den Wahrheiten der natürlichen Religion reden hören; frei von allen Vorurtheilen, die zu Zwiespalt und Menschenhaß führen, war er von den ächten wohlthätigen Lehren der Religion bis zur Schwärmerei durchdrungen.“ Er hatte den Wahlspruch droiture et probité, dann dévouement à la mort, und andre Lieblingsausdrücke dieser Art, die er auch durch sein Leben zu bewähren suchte, wie er denn die Gelegenheit einer heldenmüthigen Hingebung fast zu wünschen schien, und in diesem Sinne keine Gefahr scheute, ja zu beweisen pflegte, die größte Gefahr und keine seien ganz einerlei. Er liebte einsam nachzudenken und zu arbeiten. Um Rath fragte er nicht leicht, überdachte alles selbst, und führte das Erwogene mit schneller Kraft und Sicherheit aus. Wenn er nicht sprach, hatte er etwas Abschreckendes; sein Auge drang scharf in das Innerste; man ließ ihm gerne freien Raum, und wich ihm aus; doch war sein Betragen menschenfreundlich und liebevoll, niemals beleidigend; seine Höflichkeit konnte sich in manchen Fällen bis zu der zarteſten Aufmerksamkeit steigern. Mit seinen Dienern wurde er nicht vertraut, aber ungeachtet seiner kriegerischen Gewöhnung an strenges Gebieten und augenblick-

lichen Gehorsam behandelte er sie bei ihren Fehlern mit Leutseligkeit und Milde. Den niedern Leidenschaften des Eigennutzes, des Neides, blieb seine hohe Seele stets verschlossen; sein Stolz war auf das Bewußtsein inneren Werthes gegründet, sein Ehrgeiz auf ächte Ruhmliebe; er sprach über sich selbst mit unbefangener Offenheit, ohne eitle Prahlerei, wie ohne heuchlerische Bescheidenheit; willig gewährte er seine Anerkennung, eifrig sprach er seine Achtung aus, wo nur immer ein Verdienst ihm begegnete, vom bloßen Glück aber dachte er gering, obwohl ihn Unglück tief rührte; zurückhaltender war er mit dem Ausdrucke seiner Zuneigung, selbst da, wo sie längst entschieden, und seinem Herzen kein Zweifel übrig war. Er lebte äußerst mäßig und enthaltsam, seine Tafel und sein ganzes Hofwesen waren sehr einfach, nur die Festtage der Könige von England und Portugal pflegte er mit einigem Aufwande zu feiern. Krank war er selten, und heilte sich dann meist ohne Hülfe der Aerzte, deren Kunst er wenig vertraute; sein Gemüth war empfindlicher als sein Körper, und durch jenes wurde auch dieser leicht verletzbar, obwohl sonst durch Kriegsmühen und rauhe Lebensweise genugsam abgehärtet; doch fror ihn leicht, und er bekleidete sich deßhalb etwas wärmer, als sich nach

seiner sonstigen Strenge gegen sich selbst erwarten ließ. Von seiner äußeren Persönlichkeit giebt Zimmermann, der ihn viel gekannt hat, in seinem Buche über die Einsamkeit folgende Schilderung: „Einen allgemeiner mißverstandenen und verlachten Mann habe ich in Deutschland nie gesehn. — Er hatte etwas Auffallendes beim ersten Anblicke. Der Graf von Lacy, vormals spanischer Gesandter in St. Petersburg, hat mir in Hannover erzählet, er habe als General bei der spanischen Armee gegen die Portugiesen gestanden, die der Graf zur Lippe anführte; das Aeußerliche dieses Grafen habe alle spanischen Generale, als sie ihn beim Rekognosziren zuerst durch ihre Ferngläser entdeckten, so sehr frappirt, daß einer nach dem andern ausrief: Sind denn die Portugiesen von Don Quixote kommandirt? Aber dieser Graf von Lacy, ein Mann von großem Verstande, sprach mir von dem ganzen Verhalten des Grafen zur Lippe in Portugal und von der Größe seines Geistes und seines Karakters mit Entzücken. — Er hatte von Weitem ein romantisches Wesen, wegen der heroischen Gestalt seines Körpers, wegen seiner fliegenden Haare, wegen seiner außerordentlichen, langen, hagern Figur, und zumal durch das ungewöhnlich lange Oval seines Kopfes. Aber in der

Nähe sah und dachte man ganz anders. Erhabenheit, Scharfsinn, Feinheit, tiefe Beobachtungsgabe, Güte und Ruhe sprachen aus seinem ganzen Gesichte.“

Mit reichen und edlen Gaben hatte das Leben dem Grafen zur Lippe ein zwar nicht ungetrübtes, doch würdiges und schönes Loos ausgestattet. Durch die Natur begünstigt, von der Welt emporgetragen, voll höherer Glückesfähigkeit in Gemüth und Geist, war er von früher Zeit in einer Bahn vorgeschritten, die nur wenigen Menschen auf solche Weise gegeben ist. Was ihm als härtere Schickung begegnen mochte, traf ihn in Fülle der Kraft und des Muthes, weniger als Hemmung, denn als Anreiz zu höherem Erfolge. Seine Lebensaufgabe war groß und schön seinem richtigen Streben dargelegt, er löste sie wohlgerathen, ohne Verwirrung, ohne Schreckniß und Noth. Den Heldenruhm eines Feldherrn hatte er erworben, und sah seinen Lorbeer unverkümmert grünen. Freie Thätigkeit, durch Mittel erhöht und Macht, ein liebebeglücktes Herz, geistreicher Umgang, alles schien seinen glücklichen Tagen gewährt. Erst an der Schwelle des Ausganges sollte dieses Leben die volle Schwere seines Geschicks in finsterer Umwölkung dahinnehmen!

Das herannahende Alter, mehr dem Inhalt als der Zahl der Jahre erfolgend, brachte dem Grafen frühzeitige Krankheitsleiden. Seine Gesundheit zeigte sich zerstört, sein Körper, ehemals so stark und abgehärtet, erlag endlich dem langeverhehlten Folgewirken so großer Anstrengungen. Inmitten dieser herabstimmenden und an die allgemeine Hinfälligkeit erinnernden Mahnung traf ihn sodann unvermuthet der härteste Schlag, den seine Seele zu empfinden vermochte. Seine geliebte Gattin, die Freundin seines Herzens und der Trost seiner Gedanken, das ganze Glück seiner Lebenstage, sie die Jüngere, die ihn weit überleben sollte, starb am 16. Juni des Jahres 1776. zwei und dreißig Jahr alt, auf dem Landhause zum Baum, an an ihrem Geburtstage selbst. Hier zerbrach die Stärke seines Muthes, ihn verließ der Stolz seiner Seele; tiefgebeugt stand er an dem Sterbebette, ohne Klage, ohne Thränen, und überschaute gramvoll seinen unnennbaren Verlust. In tiefer Einsamkeit suchte er seinem Schmerze nachzuhängen; abgesondert von allen Menschen, unthätig, fast ohne Nahrung, nur von seinem Freunde Riépen gesehn, verbrachte er die erste Zeit in trostloser Trauer. Rings um ihn her war alles verödet, sein Gefühl und selbst sein Wunsch ohne möglichen

Gegenſtand. Wie reich immer an That und Bewegung ſein Leben geweſen, abgeſchloſſen lag es jetzo vor ihm, kein Ertrag deſſelben fand ſich gerettet als Troſt des Alters. Ohne Nachkommenſchaft, ohne Geſchwiſter, ohne Genoſſen der Jugend, ſtand er ganz allein, Fremden ſein Land hinterlaſſend und ſeine Anſtalten, deren Verfall und Zerſtörung er mit Bekümmerniß vorausſah. Das Andenken der abgeſchiedenen Gattin wurde ſeine einzige Beſchäftigung; ſeine liebſte Sorge war die Fortſetzung und künftige Sicherung ihrer ausgebreiteten Wohlthätigkeit. In einem ſtillen Gehölz erbaute er für die Geliebte ein Grabdenkmal, welches auch ihn mit jener vereinigt umfaſſen ſollte; von ihm ſelbſt war, Zeugin ſeiner Stimmung, folgende Inſchrift: „Heilige Hoffnung, Ausfluß göttlicher Kraft! Quelle des beglückenden Gedanken, daß Verbindungen, welche den erkenntnißfähigen Theil unſres Weſens vereinigen, allen Umbildungen des Wandelbaren ungeachtet, unzerſtörbar beſtehen.“ An dem Eingange des Gehölzes waren von ihm die Worte: „Ewig iſt das Fortſchreiten zur Vollkommenheit, wenngleich am Grabe die Spur der Bahn unſerem Auge verſchwindet.“ An dieſer Stätte, bei jenem Denkmale, weilte er oft ſtundenlang in ſtiller Einſamkeit, in ſchmerzvoller Betrachtung,

erfüllt von den Bildern ſchöner Vergangenheit, von den Gedanken einer nicht mehr irdiſchen Zukunft. Ein neuer Ruf nach Portugal, wo man ſeiner dringend bedurfte, weckte ihn für einen Augenblick aus ſeiner Schwermuth zu neuen Ausſichten und Entwürfen; ſchon war er entſchloſſen, die Reiſe anzutreten. Allein auch dieſer neue Lebensblick ſollte bald wieder erlöſchen, ſeinem trauervollen Daſein war eine andre Wendung verhängt; ſeine Kraft war gebrochen, er fiel in auszehrende Krankheit. Den Aufenthalt am Grabe ſeiner Gattin wollte er kaum wieder verlaſſen. So ſtarb er in tiefem Leide, doch gefaßt und hoffnungsvoll, den 16. September im Jahre 1777.

Der Schmerz ſeiner Freunde, die Trauer ſeiner Unterthanen, erhielten lange ſein Andenken mit leidenſchaftlicher Verehrung. Friedrich der Große, der ihn im Jahre 1768. zu Hagenburg perſönlich beſucht hatte, ſagte von ihm, er ſei ein großer Feldherr ſeiner Zeit geweſen. Die Dichter Gleim und Jacobi ehrten preiſend ſeinen Namen, der auch in Portugal ruhmvoll gefeiert blieb. Das nachfolgende ſchöne Gedicht, vom Freiherrn de la Motte Fouqué nach einer mündlichen Sage verfaßt, fügen wir mit freundlicher Bewilligung des Dichters hier an. Demſelben danken wir auch

die

die Ueberſetzung einer pindariſchen Canzone von Antonio Diniz da Cruz e Silva, welche als Gedicht und als vaterländiſche Merkwürdigkeit gleicherweiſe hier eine Stelle verdient.

Graf Wilhelm von der Lippe.

Volksſage.

Im Norden unſres Land's, des lieben, alten,
Das ſie vor langer Zeit Germania hießen,
Weil's brüderlich zuſammen hat gehalten,

Dem Ort nicht allzufern, wo ſich ergießen
Der Weſer Fluthen durch's weſtphäl'ſche Thor,
Um friedlich durch ein blühend Land zu fließen,

Steigt ehrenwerth ein alter Wald empor,
Groß, ſchattig, friſch, an Büſchen reich und Bäumen,
Sie alleſammt ein feierliches Chor,

Und mitten drin auf kaum behau'nen Räumen
Ein ſchönes Haus, doch nun beinah verfallen,
Bewohnt nur von vergang'ner Tage Träumen.

Weit durch hört man die Tritte wiederhallen,
Die Thüren auf, am Boden Gräſer ſchwankend,
Und oben Einſturz drohend ſchon die Hallen,

Epheu ſich kühn empor die Mauern rankend,
Des Garten Pflanzen all' ein wild Geſtrippe,
Nicht mehr der einſt genoſſ'nen Pflege dankend.

Graf Wilhelm wohnte hier, der von der Lippe,
Nachdem er, Lenker krieggeübter Schaaren,
Vorbeigeschifft im Leben mancher Klippe.

Nicht konnt' ihn Einsamkeit vor Leid bewahren',
(Wer scheitern soll, der scheitert noch im Hafen!)
Der süßen Gättin Tod mußt' er erfahren.

Drauf, nur bedacht, geruhig einst zu schlafen
Als Leiche bei dem heißgeliebten Leib,
Sah man verwelken still den edlen Grafen.

Ein Grab zu bauen war sein Zeitvertreib,
Dort brannt' unausgelöschter Lampenschimmer,
Dort blühten Blumen für sein holdes Weib.

Und bei der Sterne trüblichem Geflimmer,
Wo alle Welt des Schlafes Düft' umwehn,
Fand ihn die Mitternacht ein Denkmal immer.

Was dort ihm einst in Einsamkeit geschehn,
Erzählen Jäger, und wie ich's vernommen,
Laß ich vor euch auch das Gebild' erstehn.

In tiefem Dunkel fast dahin gekommen,
Wo all sein Lieben lag, auf ödem Wege,
War's ihm, als sei'n zwei Lichter dort entglommen.

Ein's still herstrahlend aus dem Buschgehege,
Das in der Gruft schon lang' ihm wohlbekannte,
Das andr' im weiten Kreis beständig rege.

Wie ward dir, tapfre Bruſt? Ob Schauer ſandte
Dir wohl der Geiſterwelt geheimer Rund,
Der ewig fremd' und ewig wohlbekannte?

Ob Schau'r, ob nicht. Mit eigner Kraft im Bund,
Gewiß, daß eigner Klarheit ſie entſtamme,
Trat'ſt du heran zu ungewiſſem Fund.

Und plötzlich war dir nah die Wandelflamme,
Nicht Flamme mehr; in menſchlicher Erſcheinung
Stand's trüb gelehnt am alten Buchenſtamme.

Laut rief der Graf: „Wer du? Was deine Meinung?
Menſch oder Geiſt, wer kömmt zu meinen Klagen?
Wer ſucht mit mir im tiefen Schmerz Vereinung?"

Wie aus entfernter Waldkluft hergetragen
Auf Windesflügeln, klang's in leiſem Laute:
„Dir ſoll dein eignes Aug' die Antwort ſagen."

Und langſam, faſt als ob ſie niederthaute,
Sank ab des Hauptes feuchte Nebelhülle,
Daß frei der Graf in's bleiche Antlitz ſchaute.

„Wie nun? Wie faßt dich nun des Grauſens Fülle?"
Sprach ihn der Todte an: „Du, froh im Krieg,
Achtlos, ob rings Kanonendonner brülle!

Sonſt labte dich mein Blick. O, wie der Sieg
Nach manches Tages wetterſchwangerm Dräuen
Begeiſternd uns am Abend niederſtieg!

Du Fürſt, ich dein Gefährt'. Es mußt uns ſcheuen
Der Frank, auf den weſtphäliſchen Gefilden,
Sich deutſcher Muth an unſerm Muth erneuen.

Wie dann wir ſüdlich zogen, nach den milden
Provinzen Portugals, und ſeiner wahrten,
Bemüht, ſein Volk zu wackrer That zu bilden, —

Weh mir, daß wir zum Rückweg je uns ſchaarten!
Die Fahrt, den andern Brüdern all' erfreulich,
War die unſel'ge mir von allen Fahrten.

Sei Tod im Kriege ſchwer, im Meer abſcheulich,
Doch gleicht er ſeinem Bruder nicht, dem graſſen,
Den uns die eigne Bruſt gebiert untreulich.

Es kam dein ſüßes Weib, dich zu umfaſſen, —
Da klang's im glüh'nden Herzen mir: Entbehrung!
Und nimmer konnt' ich nun vom Grame laſſen.

Verderben ward mir deines Glücks Gewährung,
Doch ſchwieg ich, wie's der Gott in mir gebot,
Nur froh in eigner nahender Verzehrung.

Es ſchwand der Augen Gluth, der Wangen Roth,
Die ſüße Mörd'rin nah, mitleidig immer,
Und ſein gejagtes Wild ergriff der Tod.

Wenn andre Geiſter nun mit Klaggewimmer
Des eignen Lebens Ruheſtell umwanken,
Lockt hieher mich der Lampe bleicher Schimmer.

Selbſt abgezehrt zum trauernden Gedanken,
Wo ſollt' ich lieber ſeufzen, lieber flüſtern,
Als wo hinab auch deine Freuden ſanken!"

Da rauſchten windbewegt die Buchen, Rüſtern,
Der Luftgeſtalt zerfloß ihr bleiches Scheinen,
Einſam, verlaſſen blieb der Graf im Düſtern.

„So muß fortan ich — rief er — zwei beweinen;
Mehr hat des Gram's mir ihre Gruft erworben,
Mehr Sehnſucht nach unendlichem Vereinen!"

Bald drauf iſt fromm und ſelig er geſtorben.

Ao Conde Reinante de Schauenbourg Lippe

Marechal General dos exercitos Portugnezes.

Estrophe 1.

Eu não sei, temperando as varias cores,
Dar vida c'o pincel a heroe famoso,
Ou com subtis lavores
Em bronze erguer-lhe o vulto magestoso;
Fragil escudo contra o braço irado
Do ferreo Velho alado:
Mas no sagrado Pindo
Com destra mão, de eterna fama abrindo,

Ao vulgo rude incognitos, thesouros,
Levo seu nome aos seculos vindouros.

Epodo 1.

Soberbo Tejo, se brilhante croa
De Dirceos hymnos teço,
A' tua invicta prole os não offreço,
Que não he do valor só mãi Lisboa.
Gradivo em toda a parte ama a virtude:
E entre as guerreiras lides,
Oh quantos tem mandado a Scythia rude
A Aurora a fulminar bravos Alcides!

Antistrophe 1.

Tu a meta serás, Lippe famoso,
A que do Argivo carro a ardente roda
Guiarei glorioso,
E destro auriga cercarei em roda.
Já entrão na carreira impacientes
Meus Pegasos ardentes;
E d'escuma banhando
Os fumantes pescoços, vão voando,
Levando-me a tecer em tua areia
Ao grande Buckebourg a palma Eleia.

Estrophe 2.

Entre as lisonjas d'inconstante Marte,
França guerreira os campos teus talava,

E irada em toda a parte
Un diluvio de estragos derramava.
Solta corria a indomita licença,
Sem que achasse defensa
Na tenra flor da idade,
Ou no pranto a formosa honestidade;
E fumando na mão da Tyrania
Vermelha a espada com horror luzia.

Epodo 2.

E tu, de duros ferros carregado,
Aos filhos teus bradavas:
Ora o jugo pesado lhes mostravas,
Ora o campo em ruinas inundado.
E que vezes, olhando a fera gente,
Temeste em tantas magoas
Dos densos batalhões á sede ardente
Estancadas ver na urna as tuas aguas?

Antistrophe 2.

Mas, qual raio veloz, Guilherme vòa
Em teu socorro: e quanta o genio augusto
Te traz brilhante còa!
Quanta aos contrarios teus affronta e susto!
Já os raios marciaes, rasgando o vento,
De membros cento e cento
Juncão a roxa terra:
Entre nuvens de fumo brama a Guerra;

E de sangue infeliz n'um triste lago
Ufano se revolve o bruto Estrago.

Estrophe 3.

Tu, o Minden feliz, cheia de gloria,
Em torno viste de seu braço invicto,
A prospera Victoria
Voar serena no fatal conflicto.
Ao rijo som do golpe penetrante,
Descorado o semblante,
Tremeo Paris soberba:
E tu, Senna infeliz, na magoa acerba,
Trocado o louro em funebre cipreste,
A' fria gruta pavido correste.

Epodo 3.

Mas já a altiva Iberia no seu seio
Nova de louros messe
De Lippe ao campião ousado offrece,
Que de gloria a segalla parte cheio.
Já a soberba, já se despovòa:
Já sobre a Lusa terra
Feroz se lança, e insana lhe apregòa
Primeiro o cativeiro do que a guerra.

Antistrophe 3.

Elysia, diz: Elysia combatida
De sulfureo vapor, que alçando a fronte,

Quasi a tem sumergida
De frias cinzas n'um confuso monte:
Elysia, que da paz no almo regaço
Inerme tem o braço;
A' vista inopinada
De minha hoste infinita, onde assustada
Os Manoeis achará, onde os Menezes,
Que seu escudo forão tantas vezes?

Estrophe 4.

Esperará talvez que fausta estrella
Do Reino triste da implacavel Morte
Conduza a defendella
Albuquerque terrivel, Castro forte?
Que do Tejo entre as ondas cristalinas
Volva a vibrar ruinas
Do grão Pacheco a sombra?
Que o Conde sem igual, que o mundo assombra,
Da paz nas bellas artes empregado,
A socorrella saia em campo armado?

Epodo 4.

Assim triunfante Iberia se acclamava:
E em tanto o heróe sobrano,
De troféos rodeado, do Oceano
A immensa espalda intrepido pisava,
E Lysia, que fiel na alta mente
Revolve a avita gloria,

A arrostalla já parte; e frente a frente,
Das mãos lhe arranca a croa da victoria.

Antistrophe 4.

Tu, pequeno Mação, foste a barreira,
Onde confuso, com eterna injuria,
Da arrogante carreira
O Hispanico Leão suspende a furia.
Irado ruja em vão, que em toda a parte
Lippe, emulo de Marte,
Lhe doma a feroz ira:
Já do terror nas asas se retira;
E na fronte levando impresso o pejo,
Lhe pinta o susto a cado passo o Tejo.

Estrophe 5.

Entre os receios, que o temor revolve
Do astuto antigo Chim na cauta mente,
A lavrar se resolve
O grande dique á Tartara corrente.
Já o valle á insultar o erguido monte
Vaidoso eleva a fronte:
Jnundão a campanha
Soberbas torres de estatura estranha;
E á vasta sombra, que a muralha lança,
Sem susto a China, mas em vão, descança.

Epodo 5.

Se, populoso Imperio, aureo destino
Aos campos teus descera,

E a teu immenso septro concedera
Um varão, qual a Elysia deo benino;
A' fabrica arrogante de alto muro
O teu suor negaras,
E á sombra de seu braço, mais seguro
De Astréa no regaço repousaras.

Antistrophe 5.

Mas de enrolar he tempo as prenhes vélas
Ao pinho voador: que o golfo ufano
Arar das acções bellas,
He contar as areias do Oceano.
Vós Dimel, Fulda, e Embs, que victorioso
Vistes o heróe famoso
Correr vossas campanhas,
Vós direis de seu braço as mais façanhas:
E tu, Münster, que os altos baluartes
Humilhaste de Lippe aos estandartes.

An den regierenden Grafen von Schaumburg-Lippe.

General-Feldmarschall der portugiesischen Heere.

Aus dem Portugiesischen übersetzt von L. M. Fouque.

Strophe 1.

Nicht ward die Farbenmischung mir zu Theile,
Die auf der Tafel Helden kann beleben;
Nicht auch mit zarter Feile
Weiß ich in Erz dem Antlitz Form zu geben, —
Ein schwaches Schild nur vor den Sichelkreisen
Des zornbeschwingten Greisen! —
Doch Pindus Heiligthume
Entring' mit kräft'ger Hand zu ew'gem Ruhme
Ich Schätze, fremd dem rohen Pöbelstreiten,
Und bring' des Helden Namen künft'gen Zeiten.

Epode 1.

Du stolzer Tejo, wenn an deinem Gleise
Ich grüße prächt'ge Helden,
Hab' ich von deinen Kindern nichts zu melden.
Fort schickt sie Lissabon nach kühner Weise.
Um Ehre streben sie auf fernen Küsten,
Wo Kampf entbrennt hienieden.
Wie viele sandtest du nach Scythiens Wüsten!
Gen Osten flammend kühn, wie viel Alciden!

Antistrophe 1.

Mein Ziel sei, Lippe, deines Ruhmes Kunde,
Das ich, die griechisch glüh'nden Räder wendend,

Umfahr' in dreiſter Runde,
Als kräft'ger Lenker meine Bahn vollendend.
Schon ſtampfen ungeſtüm die Rennbahn-Erde
Pegaſiſch meine Pferde,
Mit Schaum ſich kühn bebrauſend
Die heiße Bruſt, entfliehn ſie ſchon, hinſauſend,
Fortreißend mich, um dir, nach Elis Rechten,
O großer Bückeburg, den Kranz zu flechten.

Strophe 2.

Vom unbeſtänd'gen Mars geliebkoſt, plagte
Die kriegeriſche Gallia dein Gefilde.
Weitfluthend Elend nagte
Ringsum und Zorn durch tauſend Gräu'lgebilde;
Man ſah Raubhorden zügellos ſich rotten,
Frech das Verbot verſpotten,
Nicht ſchonend Kindheitsblüthen,
Vor edler Schönheit hemmend nicht ihr Wüthen!
Und rauchend in Tyrannenhänden blitzte
Die Klinge, die blutrother Graus beſprützte.

Epode 2.

O Land, in herber Feſſeln Schmachbekümmern,
Du riefſt nach deinen Söhnen!
Bald zeigteſt du auf's Joch mit ſchwerem Stöhnen,
Bald auf die Flur, ganz überſä't von Trümmern.
Wie oftmal, wenn du ſahſt im Graungedränge
Dir nahn die wilden Heere,

Erbangteſt du: „Ach, daß nicht ihre Menge
Mir, dürſtend, noch die Stromesbetten leere!“

Antiſtrophe 2.

Doch Wilhelm fliegt — ein Blitz, der trifft und blendet —
Zu deinem Schutz. Wie hat ſo freud'gen Sieger
Der Himmel dir geſendet,
Und Schmach und Schreck für all' die Feindeskrieger!
Kampfſtrahlen, drob die Luft, zertheilt, ſich wundert,
Streu'n auf das Blutfeld hundert
Und nochmal hundert Glieder.
Durch Rauchgewölke rauſcht des Kriegs Gefieder.
Als traur'ger See von Blut und Todesplage,
Schwillt üppig weit die grauſe Niederlage.

Strophe 3.

Beglücktes Minden, überreich an Glorie,
Du ſchauteſt rings vor ſeinem Siegerarme
Befreundete Victorie
Einſchweben heiter zu dem Kämpferſchwarme! —
Es bebt dem Wiederhall vom Zorngerichte,
Entſtellt im Angeſichte,
Paris, ſo reich ſonſt prangend.
Und, Nymphe Seine, du, in Schreck erbangend,
Verkehrſt den Lorbeerſchmuck ſchnell in Cypreſſen,
Und eilſt, die tiefſten Grotten zu durchmeſſen.

Epode 3.

Da läßt Iberien neue Lorbeern ſprießen',
Die ſtolze, weitentfernte,
Dem kühnen Ritter Lippe. Hin zur Aernte
Winkt ihn der Ruhm, ſein Theil mitzugenießen
Schon läßt die Stolze all ihr Volk entbieten;
Auf Luſitaniens Erde
Schon bringt ſie vor, ihr thöricht anzubieten,
Noch ehr als Krieg, Knechtſchaft am eignen Herde.

Antiſtrophe 3.

„Elyſiſch Land," — ſo ſpricht ſie — „doch beſtritten
Vom Sulphurathauch, dem verderblichraſchen,
Du, faſt ſchon hingeglitten
In einem wirren Berg von öden Aſchen, —
Elyſia, dem nur Frieden Heil kann ſchaffen,
Leg' ab vom Arm die Waffen!
Du ſiehſt mein Heer erſcheinen,
Schnell, zahllos! Und der Helden ſieht es keinen,
Menezes, Manuel nicht, die ſiegentbrannten,
Die ſonſt wohl oftmal ihm den Schild durchrannten.

Strophe 4.

Hofft du noch, banges Reich, daß günſt'ge Sterne
Aufrufen dir zu deinem Rettungswerke
Aus ſtrengen Todes Ferne
Des Albuquerque Macht, des Caſtro Stärke?

Daß zwiſchen Tejo's ſilberklarer Bläue
Mit Trümmern um ſich bräue
Pacheco's edler Schatten?
Daß der erhabne Graf *), zu dem ſich gatten
Die ſchönen Künſte, die den Frieden ſchmücken,
Zu ihrem Schutz bewehrt in's Feld ſoll rücken?"—

Epode 4.

So rühmte ſich Iberien triumphirend,
Indeß der Held der Ehren
Bereits einherſchwamm auf maſtloſen Meeren,
Rings mit Trophäenglanz ſein Fahrzeug zierend.
Und Lyſia ſtark in treuen Muthes Segen,
Gedenkt der Ahnenglorie,
Zieht, eine Heldin, kühn dem Feind' entgegen,
Und ringt ihm aus den Händen die Victorie.

Antiſtrophe 4.

Du, kleines Mação, du biſt die Verwallung,
Davor verſtört, und endlos hohnbelaſtet,
Nach ſtolzen Laufes Wallung
Hiſpaniens Löw' in ſeiner Furie raſtet.
Umſonſt brüllt grimmig er, da allerwegen
Lippe, der Mavors-Degen,
Ihn zähmt mit herben Zügeln.
Schon weicht zurück er auf des Schreckens Flügeln,

*) Pombal.

Und, heiß die Stirn ihm von Beſchämungsgluthen,
Mahlt Furcht auf jedem Schritt ihm Tejo's Fluthen.

Strophe 5.

In ſtets lebend'ger Aengſte bangem Grauen
Gedacht' einſt China mit uralten Liſten
Ein Bollwerk zu erbauen,
Um vor dem Strom Tartaria's ſich zu friſten.
Schon hebt, zum Trotz des Thals, durch Menſchenhände
Ein Berg die ſchroffen Wände!
Weithin ſchaut durch's Gefilde
Manch ſtolzen Thurmes ſeltſamtlich Gebilde!
Im weiten Schatten ſeiner Mauerrunden,
Wähnt China trüglich, hab' es Schutz gefunden.

Epode 5.

Wenn, volkreich Land, an goldner Himmelskette
Die Macht, die alles lenket,
Dir — wie ſie's huldreich Luſitanien ſchenket —
Zum Thronſchutz einen Held geſendet hätte, —
Du hätt'ſt erſpart mit ſauern Schweißes Träufeln
Die Mauer zu bereiten.
Im Schatten ſeines Arms, von bangen Zweifeln
Befreit, genöſſeſt du Aſträa's Zeiten.

Antiſtrophe 5.

Doch ſcheint es nun mir Schiffersmann gerathen,
Die Segel einzureffen. Denn durchſchwimmen

Solch Heer von ſchönen Thaten,
Hieß, ocean'ſchen Sandes Zahl beſtimmen.
Ihr, Dimel, Fulda, Ems, die ihr den Krieger
Saht als ruhmvollen Siezer
Durch eure Felder bringen,
Ihr könnt mehr Thaten ſeines Arms beſingen,
Und, Münſter, du, deß ſtolze Zinnenſcharten
Tief beugten ſich vor Lippe's Kriegsſtandarten!

Graf Matthias v. d. Schulenburg.

Graf Matthias v. d. Schulenburg.

Neben dem Grafen zur Lippe, der als Oberfeldherr in Portugal Retter dieſes Königreichs würde, ſteht ſchicklich ein anderer Deutſcher, der ruhmvoll in gleicher Würde als Feldherr Venedigs durch ſeinen Heldenmuth dieſe Republik, ja ganz Italien, gegen die Macht der Osmanen vertheidigt und bewahrt hat. An Kriegskunſt und Tapferkeit jenem nicht nachſtehend, iſt er demſelben auch vergleichbar in dem vielfachen Ringen gegen hemmende Widerwärtigkeiten, die ihn faſt in allen Lagen, ohne Beihülfe günſtiger Umſtände, nur auf ſein perſönliches Verdienſt und entſchiedenes Talent zurückwieſen, welches ihm allerdings in den verſchiedenen Thätigkeiten des Kriegs- und Weltlebens überſchwänglich verliehen war. Seinen Ruhm erwarb er in den mißlichſten Verhältniſſen, mit den untauglichſten Werkzeugen, und nicht minder, in

den Unfällen, die er dadurch erfuhr, als in den Erfolgen, die er deß ungeachtet errang. Seine Begegniſſe, Thaten und Lebensberührungen vereinen ſich zum anziehenden Gegenſtande vaterländiſch denkwürdiger Betrachtung.

Matthias Johann von der Schulenburg, eines altadelichen Geſchlechtes, das, aus Gelbern ſtammend, unter dem Kurfürſten von Brandenburg, Albrecht dem Bären, durch Kriegsdienſte gegen die Wenden großes Anſehn und bedeutende Niederlaſſung in den Ländern der Mittelelbe gewonnen hatte, wurde geboren am 8. Auguſt des Jahres 1661. zu Emden bei Magdeburg. Sein Vater Guſtav Adolf war Kurfürſtlich brandenburgiſcher Geheimrath, Kammerpräſident im Herzogthum Magdeburg, Hauptmann zum Giebichenſtein und zu Moritzburg bei Halle; ſeine Mutter war eine geborne Schwenckin von Frieſenburg. Nach den Amtsverhältniſſen des Vaters, welche Bildung und Kenntniſſe erforderten, darf man annehmen, daß er der Erziehung ſeiner Kinder, unter welchen Matthias das zweite war, frühzeitige Sorgfalt gewidmet habe, die überhaupt damals mehr, als in den nachfolgenden Zeiten, der vornehmen proteſtantiſchen Jugend zu Theil wurde. Wir finden den Jüngling in reiferem wiſſenſchaftlichen Unterrichte

zuerſt auf der hohen Schule zu Wolfenbüttel, dann, zugleich mit einem jüngeren Bruder, auf der Univerſität zu Saumur, einer berühmten Lehranſtalt der Proteſtanten in Frankreich, woſelbſt glaubensverwandte Ausländer neben anderen Kenntniſſen auch die lebendige Uebung der franzöſiſchen Sprache zu erlangen ſuchten, welche ſchon damals in allem höheren Weltverkehr unentbehrlich ſchien. Die Grundſätze der proteſtantiſchen Lehre, von geiſtreichen Männern in allen Geſtalten der Bildung eifrig mitgetheilt, prägten ſich tief in das Gemüth des Jünglings ein, der in der Folge ſtets der hier empfangenen Richtung treu blieb, und keine Gelegenheit verſäumte, ſeine Meinungen und Neigungen in dieſer Hinſicht darzulegen. Die Einwirkung dieſer Grundſätze mußte um ſo größer ſein, als grade in jener Zeit der proteſtantiſche Geiſt durch die Verfolgungen, welche neuerdings in Frankreich gegen ihn ſo bedenklich anhoben, zu friſcher Kraft und Ehre erweckt hervortrat. Schulenburg ſelbſt erlebte in Saumur die verhängnißvolle Zurücknahme des Edikts von Nantes im Jahre 1685., und demgemäß die Aufhebung der Univerſität, wodurch er genöthigt war, noch in demſelben Jahre den Ort zu verlaſſen. Nach ſeiner Rückkehr in die Heimath ſollte er im Staats-

dienſte ſein Glück verſuchen. Die vornehmen Geſchlechter der Deutſchen, über weite Länderſtrecken ausgedehnt, gehörten mehreren Staaten zugleich an, und ſuchten Aemter, Ehren und Niederlaſſungen überall, wo ſich dergleichen Vortheil am günſtigſten darbot, oft genug im fernen Auslande, wenn das Inland in ſeinen engeren Abtheilungen nicht befriedigende Ausſicht gab. So ſehen wir Schulenburg den zunächſtliegenden brandenburgiſchen Verhältniſſen frühzeitig entgehn, und günſtigen Anerbietungen folgend zuerſt in braunſchweig-wolfenbüttel'ſche Dienſte treten, welche alsbald wieder gegen andre vertauſcht, und nochmals gewechſelt, insgeſammt nur eine Stufenfolge perſönlichen Emporſteigens bilden, deſſen Gipfel zuletzt außerhalb des Vaterlandes, doch in Eintracht mit deſſen Ruhm und Ehre, glänzend erreicht wurde. Eine ſolche Laufbahn war in Zeit und Umſtänden gegründet, und niemand ſah darin etwas Tadelnswerthes, da ein grades und ſichres Verhältniß zu einem großen Ganzen in Geſinnung und Thätigkeit, wie ſich bei andern Völkern ſo leicht ergab, unter den Deutſchen dem Einzelnen in dem entſprechenden Maße nicht immer offen ſtand.

Am Hofe der Herzoge Rudolf Auguſt und Anton Ulrich von Braunſchweig-Wolfenbüttel, in de-

ren Dienſte er als Kammerjunker zugleich und Hauptmann getreten war, konnte Schulenburg wenig Befriedigung finden; die Ruhe des dortigen Lebens wurde ihm bald verhaßt, und ſein muthiger Sinn verlangte heftig nach kriegeriſcher Thätigkeit. Endlich wurde ihm gewährt, den erfolgreichen Feldzug gegen die Türken im Jahre 1687. in Ungarn unter dem Herzoge von Lothringen und dem Kurfürſten von Baiern als Freiwilliger mitzumachen. Er fand hier einen Waffengefährten und Freund in dem nachherigen General Allart, einem Deutſchen von der gründlichſten Kenntniß und größten Erfahrung im Kriegsfache, der in der Folge dem Czar Peter ausgezeichnete Dienſte leiſtete, und für Schulenburg ſtets ein Vorbild kriegsmänniſcher Tüchtigkeit blieb. Nach dieſem Feldzuge begab er ſich an den Rhein, um der Belagerung von Mainz und von Bonn beizuwohnen. Im folgenden Jahre ging er mit den braunſchweigiſchen Truppen, welche das Heer Kaiſer Leopolds in dem pfälziſchen Erbſchaftskriege gegen Ludwig XIV. zu verſtärken eilten, abermals nach dem Rhein und den Niederlanden, und machte daſelbſt während neun Jahren, unter abwechſelnden Ereigniſſen, alle Feldzüge dieſes hartnäckigen Krieges mit. Sein gutes Glück führte ihn hier zuerſt unter den

Befehl des General Scovet, eines Lothringers, der als Sohn eines Hufschmidts durch Verdienst und Tapferkeit sich vom Gemeinen zum Befehlshaber aufgeschwungen hatte. Schulenburg machte unter Anführung dieses vollendeten Kriegsmannes, der sich seiner fürsorgend annahm, die größten Fortschritte in Kenntniß und Ausübung alles desjenigen, was seiner Laufbahn angehörte, und noch spät rühmte er sich desselben als seines ersten Lehrmeisters im Kriegshandwerke. Inmitten dieser Feldzüge verlor er seinen Vater, der im Oktober 1691. zu Halle starb. Nachdem er im Fußvolke dienend mancher Auszeichnung theilhaftig geworden und schon bis zum Oberstlieutenant aufgestiegen war, gab ihm der General Scovet den Rath, sich um ein Dragonerregiment zu bewerben, auf daß er die verschiedenen Waffengattungen prüfen und nach ihrem Werthe schätzen lernte; diesem Rathe folgend erlangte er alsbald die Frucht seines Bemühens, und wurde im Jahre 1693. Oberst eines Dragonerregiments, in dessen Führung er sich nicht minder auszeichnete, obwohl die Vorliebe, welche er für das Fußvolk gefaßt hatte, ihn sein ganzes Leben hindurch nicht mehr verließ. Nachdem er unter dem Befehl des Königs Wilhelm von England gegen die Franzosen in den Niederlanden

eifrig fortgedient bis zum Frieden, der im Jahre 1697. zu Ryßwick zu Stande kam, sah er sich plötzlich durch diesen in unthätige Ruhe versetzt. Seinen Mißmuth hierüber zerstreute jedoch bald der Antheil, welchen ihm sowohl der König Wilhelm als auch der Kurfürst von Baiern bezeigten, deren Rath und Empfehlung ihn veranlaßte, in die Kriegsdienste des Herzogs von Savoyen zu treten. An der Spitze eines selbstgeworbenen Regiments zu Fuß, welchem sein Name schon leicht aus den verabschiedeten deutschen Völkern ansehnlichen Zulauf verschaffte, zog er noch im nämlichen Jahre nach Italien, wo er zum Generalmajor ernannt wurde, und zugleich als Oberst den Befehl über sein mitgebrachtes Regiment behielt. Beim Ausbruche des spanischen Erbfolgekrieges war der Herzog von Savoyen mit Ludwig XIV. verbündet, und Schulenburg sah sich gegen seine Neigung dem österreichischen Feldherrn, Prinzen Eugen von Savoyen, gegenübergestellt, unter dessen Befehlen er künftig selbst so ruhmvoll dienen, und dessen Vertrauen er einst in so hohem Grade genießen sollte. Die piemontesischen Truppen theilten am 1. September 1701. bei Chiari die Niederlage der Franzosen unter dem Marschall von Villeroi, der vom Prinzen Eugen geschlagen wurde, und Schulen-

burg hatte das Unglück in diesem Treffen so schwer verwundet zu werden, daß er kaum hoffte, mit dem Leben davonzukommen. Nach seiner gleichwohl erfolgten Wiederherstellung sollte er im folgenden Jahre einen Kriegszug gegen die Waldenser ausführen, welche, nach harten Bedrückungen, endlich zur Vertheidigung ihrer Glaubensfreiheit die Waffen ergriffen hatten. Dieser Krieg gegen die verfolgten protestantischen Glaubensbrüder, deren Sache er lieber zu der seinigen gemacht hätte, war gegen sein Gewissen, und da er ohnehin des Lebens unter Franzosen, Spaniern und Piemontesern längst überdrüssig war, und von diesen Leuten völlig zu scheiden wünschte, so nahm er jenen entscheidenden Anlaß wahr, begehrte plötzlich seinen Abschied, und eilte nach Holland zum Könige Wilhelm, der eben im Begriffe stand, den Krieg gegen die Franzosen in den Niederlanden wieder anzufangen. Doch schon unterwegs erfuhr Schulenburg den Tod dieses Fürsten, der im März des Jahres 1702. unverhofft verschied, und entschloß sich nunmehr, die Anträge des Kurfürsten von Sachsen und Königs von Polen, Augusts II., anzunehmen, in dessen Heer ihm sogleich der Rang eines Generallieutenants zu Theil wurde. Unerschrockener Muth, kriegskundige Einsicht und rasche Thä-

tigkeit hatten seinen Ruf in den zurückgelegten Feldzügen so sehr begründet, daß man ihn schon jetzt den tüchtigsten Feldherren beizählte. Er kam nunmehr auf einen Schauplatz, wo solchem Rufe die furchtbarste Prüfung bereitet war.

Der König von Schweden Karl XII. hatte den Krieg, welchen seine verbündeten Feinde gegen ihn mit der Absicht begonnen, sich in die besten Länder des jungen und, wie sie dünkte, unvorbereiteten Fürsten zu theilen, mit ungeheurer Kraft und staunenswerthem Erfolg auf seine Gegner zurückgeschleudert. Die Dänen waren bereits zum Frieden gezwungen worden, die Russen aus dem Felde geschlagen, unaufhaltsam drangen die siegreichen Schweden in Polen ein. Dem Könige August fehlte es weder an Geist noch an Muth, er hatte vielfache Einsichten und sehr oft ein richtiges Urtheil, sein Ehrgeiz strebte nach Ruhm und nach Vergrößerung seiner Macht; allein diese Eigenschaften, kaum auf Augenblicke hervorleuchtend, gingen dann sogleich wieder in dem Hofleben unter, wo Liebesverhältnisse, Verschwendung, Gunst und Ueppigkeit unbeschränkte Herrschaft führten. Ein Fürst dieser Art war schon wenig geeignet, ein unruhiges und zerrüttetes Reich, wie Polen fast immer und besonders damals war, im Frieden mit

ordnender Kraft zu leiten, noch weniger aber, einem ſtarken und unverſöhnlichen Feinde, wie Karl XII., im Kriege Trotz zu bieten. Seine beſten Truppen waren die Sachſen, denen jedoch unter ihrem Anführer, dem Feldmarſchall Steinau, nur Niederlage auf Niederlage beſchieden war. Dieſer Mann, der vom Kriegsweſen genugſame Kenntniß, aber weder Kraft noch Ueberblick beſaß, ſchien ordentlich als derjenige auserwählt, der von den Schweden geſchlagen werden ſollte. Immer erhielt er den Oberbefehl wieder, weil er gute Verbindungen am Hofe hatte, und der König, aus Großmuth zugleich und Schwäche, ihn nicht kränken mochte. Unter dieſem Anführer erhielt Schulenburg den Befehl über das Fußvolk, dem traurigen Schickſal ausgeſetzt, nicht ſo ſehr in den Schweden, welche doch furchtbar genug das Kriegsfeld beherrſchten, als in dem eignen Vorgeſetzten den Gegenſtand ſteter Beſorgniß und Gefahr zu finden! In ſolcher Lage that er ſein Möglichſtes, um Unheil abzuwehren oder zu mindern. Unter andern wohnte er der Schlacht bei Cliſſow am 19. Juli 1702. mit Auszeichnung bei, und hielt mit ſeinem Fußvolke, nachdem die Reiterei längſt die Flucht ergriffen, den ſiegreichen Feind geraume Zeit auf. Gleichen Dienſt leiſtete er bei dem Treffen

von Pultusk am 1. Mai 1703., wo Steinau ſich mit ſeiner Reiterei hinter dem Bug ſo ſicher dünkte, daß er diejenigen, welche ihm den Uebergang Karls XII. über dieſen Fluß und ſein raſches Anrücken meldeten, als falſche Boten in Ketten legen ließ. Die Folge war, daß er von den Schweden überfallen, und ſein Heerhaufen gänzlich zerſprengt wurde; er ſelbſt flüchtete unbegleitet von dem Schlachtfelde, und entging kaum der Gefangenſchaft. Schulenburg aber behielt ſein Fußvolk in guter Faſſung beiſammen, rückte vor, und nahm die Trümmer der geſchlagenen Truppen auf; bald fand ſich auch der Feldmarſchall wieder ein, welcher, zwiſchen Uebermuth und Verzagtheit keine Mitte kennend, jetzt aus Verzweiflung in ein Kloſter gehn wollte, ein Vorhaben, von deſſen Ausführung ihn nur das großmüthige Zureden Schulenburgs abhielt, der ſeinen eignen Vortheil dabei ganz außer Acht ließ.

Karl XII. wurde durch einen Sturz mit dem Pferde, wobei er das Schenkelbein gebrochen, mehrere Monate zu Krakau in völliger Unthätigkeit zurückgehalten. Der König Auguſt verſäumte dieſe einzige Gelegenheit, und anſtatt ſeinen Gegner jetzt nachdrücklich zu bedrängen, und die Sachen in Polen auf guten Fuß zu bringen, gab er dem öſter-

reichiſchen Geſandten williges Gehör, der ihm mit der Hoffnung ſchmeichelte, daß der Kaiſer ihm den Frieden mit dem Könige von Schweden vortheilhaft vermitteln werde, und der ihm deßhalb unaufhörlich anlag, ſeine nunmehr in Polen unnöthigen Truppen dem Kaiſer zu Hülfe zu ſenden; der König fand kein Bedenken, dieſe Forderung zuzugeſtehn, und ließ den Feldzeugmeiſter Röbel mit 10,000. Sachſen über Böhmen in das Reich ziehen, um daſelbſt in dem Kaiſerlichen Heere gegen die Franzoſen zu fechten. Der Hof von Wien machte jedoch, ſo willkommen ihm die Truppen waren, Einwendungen gegen deren Anführer, indem der General Röbel ſeinem Range nach nicht füglich dem öſterreichiſchen General Grafen Schlick nachſtehn konnte, welchem der Oberbefehl über die am Inn vereinigten Truppen entſchieden vorbehalten war. Wegen dieſes Umſtandes wurde der General Röbel zurückgerufen, und zum Befehlshaber in Thorn ernannt. Den Befehl über die ſächſiſchen Hülfstruppen im Reich erhielt nunmehr Schulenburg, welcher dieſe Beſtimmung um ſo lieber annahm, als ihm die Verhältniſſe in Polen ohnehin wenig Befriedigung gaben. Dem Kurfürſten von Baiern, mit dem er ehemals in gleichem Heere gedient, ſtand er jetzt feindlich gegenüber; ihn ſchmerzte,

dieſen

dieſen Fürſten auf der Seite der Franzoſen zu erblicken, doch konnte dieſes Gefühl ſeinen Eifer in Bekämpfung deſſelben nicht ſchwächen. Nach dem Gefechte bei Paſſau, wo die Baiern geſchlagen wurden, drang Schulenburg nach Schwaben vor, doch ohne die errungenen Vortheile lange verfolgen zu können, denn bei Höchſtädt gewannen am 20. September 1703. die Franzoſen und Baiern ein Treffen gegen die Oeſterreicher unter dem General Grafen von Styrum, der ſich überfallen ließ, und mit Verluſt von Geſchütz, Gepäck und 4000. Todten die Flucht nahm; Schulenburg ſtand in dieſem unglücklichen Kampfe auf der Seite gegen Dillingen, und behauptete ſich, wie bei Pultusk, in ſeiner Stellung, bis der Rückzug der geſchlagenen Truppen gedeckt war, welche ohne ihn ſämmtlich gefangen geweſen wären. Bald nach dieſem Vorgange ſtieß er mit einer Abtheilung leichter Truppen im Rücken des Feindes auf eine Wagenreihe, welche von Schaffhauſen kommend unter guter Bedeckung zu dem franzöſiſchen Heere ging; er griff die Bedeckung ohne viel Beſinnen an, warf ſie nieder, und erbeutete außer vielen Vorräthen von Kriegsbekleidung und andern Gegenſtänden eine Summe von 30,000. Louisd'or, ein Glücksfall, den er für den Augenblick wenig ſchätzen mochte, der ihm aber

in der Folge, da die öffentlichen Mittel oft unzureichend wurden und oft ganz ausblieben, wohl zu Statten kam.

Auch hier bei dem Kaiserlichen-Heere hatte Schulenburg, trotz seiner geschickten und ruhmvollen Führung der ihm anvertrauten Truppen, die Wirkungen des Neides und der Eifersucht zu erfahren, die an dem Hoflager des Königs von Polen unaufhörlich thätig blieben. Die Zufriedenheit der österreichischen Feldherren, die Belobungen des Kaisers und der ehrende Beifall der öffentlichen Stimme, vermochten nicht eine Menge von Unannehmlichkeiten, Vorwürfen und Ansprüchen abzuwehren, die seine Ungeduld heftig aufregen mußten. Der Kaiser und seine Minister, von dieser unangemessenen Behandlung eines so vorzüglichen Generals unterrichtet, ließen ihm sogleich die vortheilhaftesten Bedingungen antragen, wenn er den sächsischen mit dem österreichischen Kriegsdienste vertauschen wollte. Schulenburg war nicht abgeneigt, allein die große Bedrängniß, in welche gleich darauf der König von Polen gerieth, machte es ihm zur Ehrensache, in diesem Augenblicke seine bisherigen Dienstverhältnisse nicht aufzugeben. Der König bedurfte dringend in Polen seiner Hülfe, und sandte ihm den Befehl, alle seine Truppen

auf gute Art von dem Kaiſerlichen Heere abzuziehen, und dieſelben eiligſt nach Polen zu führen. Dieſer Auftrag hatte jedoch in der Ausführung manche Schwierigkeit; da indeſſen die wiederholten Befehle immer dringender wurden, und ihm zuletzt bei Lebensſtrafe einſchärften, um jeden Preis, und wie immer es ſich thun ließe, das Kaiſerliche Heer zu verlaſſen, ſo zögerte er nicht länger, benachrichtigte die öſterreichiſchen Feldherren in Kürze von dem erhaltenen Befehl, und brach unverzüglich auf, ohne deren Einwilligung abzuwarten; ſeinem perſönlichen Verdienſt und der beſonderen Achtung, die er genoß, war es hauptſächlich zuzuſchreiben, daß dieſer entſchiedene Schritt, durch welchen er um undankbarer Verhältniſſe willen ſeine beſten Gönner aufgab, ohne hemmende Widerwärtigkeiten geſchehn konnte.

Die ſächſiſchen Truppen hatten ihren Rückmarſch glücklich vollführt, und ſtanden verſtärkt bei Guben im Lager, woſelbſt auch Schulenburg, nachdem er den König in Sendomir geſprochen, wieder mit ihnen zuſammentraf, aber leider auch den unvermeidlichen Feldmarſchall Steinau wiederum als Oberbefehlshaber vorfand. Unordnung, Habſucht und Zaghaftigkeit walteten hier ohne Scheu; man rückte zwar über die Oder, ſetzte ſich

aber gleich hinter den ſumpfigen Ufern der Warthe in Sicherheit; weiter vorzurücken hatte man keine Luſt. Schulenburgs einzelnes Unternehmen mit einiger Reiterei gegen Poſen, wo er die Stellung und Stärke des ſchwediſchen Generals Meyerfeld ausforſchte, blieb ohne Folge. Der Oberbefehlshaber benutzte die Zeit nach ſeiner Weiſe, indem er beträchtliche Geldſummen aus den Beſitzungen des Gegenkönigs Stanislaus erpreßte, welchen der König von Schweden inzwiſchen durch ſeinen Anhang in Polen hatte wählen laſſen. Er ſuchte auch Schulenburg durch die Lockungen des Geldes zur Theilnahme an dieſen Räubereien zu verleiten, und gab demſelben von der Beute einen Antheil von 2000. Thalern, welche dieſer jedoch unwillig von ſich wies, und ſogleich in die Kriegskaſſe ablieferte; nicht minder ſchonend und uneigennützig geſinnt bewahrte Schulenburg ſeinerſeits auch die Schlöſſer von Stanislaus ſoviel als möglich vor Plünderung und muthwilliger Zerſtörung; als er ſpäterhin ſogar Befehl erhielt, das ſchöne Luſtſchloß Renſau, im italiäniſchen Geſchmacke gebaut und mit fürſtlicher Pracht ausgeſtattet, niederzubrennen, jammerte ihn des herrlichen Gebäudes, er gewann Zeit, und bewirkte die Zurücknahme jener grauſamen Verfügung. Der König Auguſt war in Betreff des Feld-

marſchalls Steinau nur ſchwach, keineswegs aber verblendet; er wußte, daß von ihm nichts zu erwarten ſei, und wandte ſich daher in den meiſten Fällen unmittelbar an Schulenburg, mit dem er einen lebhaften Briefwechſel unterhielt. Endlich fühlte er doch die Unmöglichkeit, ein ſolches Verhältniß länger beſtehn zu laſſen; der Feldmarſchall erhielt Befehl, die Anführung der Truppen dem General Schulenburg zu übergeben, ſich ſelbſt aber in das Hauptquartier zu dem Könige zu verfügen. Schon war er abgereiſt, kam aber, da er den Weg durch die Schweden verſperrt glaubte, wieder zurück; Schulenburg, in Selbſtverläugnung ſchon geübt, bot ihm den Oberbefehl neuerdings an, den jener aber aus Aengſtlichkeit eifrig ablehnte, und nur als Freiwilliger im Lager blieb, ohne ſelbſt ehrenhalber das Loſungswort für die Truppen geben zu wollen. Er reiſte nachher ein zweitesmal ab, und kam glücklich zu dem Könige.

Schulenburg hatte nun die Hand frei, jedoch fürs erſte ohne großen Gewinn. Denn alle ſeine Generale und Oberſten, die ihre Meinung ſchriftlich äußern mußten, widerriethen jedes Vorgehen, und waren einzig auf Sicherung des Rückzuges über die Oder bedacht. Schulenburg aber ſtellte die Unmöglichkeit vor, ohne Lebensmittel und Geld

in dieſer erſchöpften Gegend länger zu weilen, ſo wie die Nothwendigkeit, in dieſem Augenblicke, da der König von Schweden in vollem Anzuge gegen Sendomir begriffen, zu Gunſten des Königs Auguſt einen Gegenzug auszuführen; es wurde demnach zuletzt denn doch, wiewohl mit großem Widerwillen, beſchloſſen, gegen Poſen vorzurücken. Durch die gute Mannszucht, welche Schulenburg aufrecht zu erhalten bemüht war, gewann er die Gemüther der Polen wieder, die ſein Vorgänger durch entgegengeſetztes Benehmen abwendig gemacht hatte, und viele Edelleute aus Großpolen ſo wie der Feldherr dieſer Provinz ſchloſſen ſich ihm mit ihren Truppen an. Ihm gegenüber bei Poſen ſtand der ſchwediſche General Meyerfeld mit 3000. Reitern, zu deren Verſtärkung man den General Stenbock mit größerer Macht ſchon unterwegs wußte. Er beſchloß daher jenen zu überfallen, bevor dieſer einträfe. Mit kluger Vorſicht erforſchte er den Feind, und ſchnitt ihm durch polniſche Partheigänger alle Nachrichten ab, die ihn von der Bewegung der Sachſen hätten unterrichten können. Einen Theil der Truppen ließ er im Lager ſtehn; mit gewählten 4000. Mann, halb Reiterei, halb Fußvolk, und vier Stücken Feldgeſchütz, brach er auf, anſcheinend um ſich von Poſen zu entfernen, wandte

ſich dann ſchnell, und ging oberhalb Poſen über die Warthe; mit dem Feldherrn von Großpolen war verabredet, daß dieſer zu gleicher Zeit unterhalb über dieſen Fluß gehn ſollte. Alle Maßregeln und Anſtalten traf er mit genaueſter Fürſorge und umſichtigſter Klugheit, da er ſich auf ſeine Untergebenen wenig verlaſſen konnte, und unaufhörlich gegen die Verwöhnung der Truppen, und beſonders der Offiziere, anzukämpfen hatte. Einen Theil des Fußvolks und des Geſchützes ließ er am Ufer zur Sicherung des Ueberganges zurück. Mit den übrigen Truppen zog er anfangs von Waldung gedeckt, ſodann in offener Ebene, bei Mondſchein in tiefſter Stille raſch gegen das ſchwediſche Lager vor. Unterwegs empfing er die Nachricht, daß auch die Polen auf dem dieſſeitigen Ufer angelangt. Trotz aller Vorkehrungen war jedoch ein aus Liefland gebürtiger Dragoner von den Sachſen ausgeriſſen, und in das ſchwediſche Lager gekommen; der General Meyerfeld, welcher den Abend vorher mit ſeinen Offizieren einer Hochzeit beigewohnt hatte und in voller Sicherheit im tiefſten Schlafe lag, raffte ſich auf, verließ das Lager, zog eiligſt aus Poſen einiges Fußvolk und Geſchütz an ſich, und ſtand mit Anbruch des Tages die Sachſen erwartend in Schlachtordnung. Schulenburg

ſah den Vortheil des Ueberfalls entſchlüpft, aber den des Gefechts noch übrig. Er traf in der Schnelligkeit ſeine Anordnungen, unterrichtete ſeine Generale wiederholt von dem, was ſie zu thun hätten, ermahnte die Truppen, und begann den Angriff. Er ſelbſt an der Spitze des linken Flügels der Reiterei ſtürzte zuerſt auf die Schweden, und warf zwei Schwadronen ihres rechten Flügels über den Haufen. Inzwiſchen rückte ſchwediſches Fußvolk mit Geſchütz gegen das ſächſiſche Fußvolk an. Plötzlich ergriff der ganze rechte Flügel der ſächſiſchen Reiterei ohne Gefecht die Flucht, und wurde von dem ſchwediſchen Oberſten Taube bis in den Wald hinein verfolgt. Meyerfeld ſelbſt brachte hierauf den linken Flügel der ſächſiſchen Reiterei zum Weichen, Schulenburg aber ſtellte ſie hinter dem Fußvolke, welches gegen die feindliche Reiterei tapfer Stand hielt, wieder auf, und erneuerte ſeinerſeits den Angriff; man ſchlug ſich auf dieſe Weiſe eine gute Stunde, bis endlich Meyerfeld für gut fand, ſich in die Vorſtädte von Poſen zurückzuziehen. Als der Oberſt Taube mit 12. Schwadronen von Verfolgung des rechten Flügels der Sachſen zurückkehrte, fand er die Schweden nicht mehr auf dem Kampfplatze, und da er den General Schulenburg, dem er den Sieg wohl noch zu

entreißen hoffen durfte, in fester Haltung herzhaft gegen sich anrücken sah, gab er es auf, eine neue Entscheidung zu bestehn, und warf sich gleichfalls eilig in die Stadt. Die Sachsen hatten zwei Kanonen und eine Standarte nebst zwei Paar Pauken erobert, und einige Schweden kriegsgefangen gemacht; auf beiden Seiten waren viele Todte und Verwundete. Schulenburg selbst wäre beinahe getödtet worden, ein Unteroffizier vom schwedischen Nachtrab hatte das Gewehr ganz nah auf ihn angelegt, und wollte eben losdrücken, als ein sächsischer Dragoner jenen gewahrte und niedermachte. Die Sachsen hatten die Ehre des Tages; Schulenburg verbrannte das schwedische Lager, und zog sich in möglichster Ordnung in den Wald und endlich über die Warthe in seine alte Stellung zurück; die große Auflösung, in welcher die Truppen nach dem Gefechte sich befanden, machte solche Vorsicht nothwendig. Dieses Treffen bei Posen fiel am 9. August 1704. vor. Es würde einen ganz andern Ausgang genommen haben, wenn Schulenburg auf seine Untergebenen besser hätte zählen dürfen, oder wenn, der Abrede gemäß, nach begonnenem Kampfe die Polen herangerückt wären; diese aber blieben am Ufer der Warthe stehn, vernahmen den Lärm des Gefechtes nicht, gingen wieder über den Fluß,

und beglückwünschten nachher um so eifriger den General Schulenburg wegen seines errungenen Erfolgs. Sie erwiesen ihm alle möglichen Ehren, und hielten im offenen Felde mehrere Landtage, wobei er den vornehmsten Sitz einnehmen und viele lateinische Reden zu seinem Ruhme anhören mußte.

Nachdem Schulenburg durch strenge Verordnungen seinen Truppen bessere Kriegszucht eingeschärft und neue polnische Verstärkung an sich gezogen hatte, rückte er mit gesammter Macht neuerdings gegen Posen vor. Der General Meyerfeld erwartete ihn nicht, ließ in Posen nur 800. Mann Besatzung, und zog sich mit den übrigen Truppen nach Thorn. Schulenburg hatte außer den polnischen Schaaren gegen 12,000. Mann sächsischer Truppen, wovon ein Drittheil Reiter; jedoch bei dem gänzlichen Mangel schweren Geschützes konnte diese Uebermacht nur durch Sturm die befestigte Stadt einnehmen, und es schien, die Schweden wollten es darauf ankommen lassen. Schon wurden die Anstalten dazu vorbereitet, und an zehn bis zwölf Stellen zugleich sollte die Leitererſteigung unternommen werden, als die Nachricht anlangte, daß König August seinen heftigen Gegner glücklich getäuscht, durch Eilmärsche unvermuthet Warschau erreicht und am 26. August eingenommen habe;

mit dieſer Nachricht empfing Schulenburg zugleich den dringenden Befehl, unverzüglich aus Groſspolen aufzubrechen, und ſich mit dem Könige ſo ſchnell als möglich an der Weichſel zu vereinigen. Wenige Tage längeren Aufenthalts hätten den Beſitz von Poſen unfehlbar zur Folge gehabt, allein der Befehl des Königs erlaubte keine ſolche Friſt, und nach vierzehntägiger Berennung überließ Schulenburg den weiteren Gang der Sache dem Feldherrn von Groſspolen, er ſelbſt aber zog in möglichſter Schnelle nach der Weichſel. Unterwegs ſchrieb er an den König, daß er im Vorbeigehn den General Meyerfeld in Thorn einſchließen, und dieſe durch die Schweden entfeſtigte Stadt ohne groſsen Verluſt erobern könnte, welches ein groſser Vortheil ſein würde, da ſonſt dieſer gefährliche Feind in der Flanke ſtehen bliebe. Er hatte in dieſer Abſicht, deren Billigung er hoffen durfte, bereits ſeine Maſsregeln genommen, als ein neuer Befehl des Königs ihn dieſe Unternehmung völlig aufgeben und einzig ſein Heranrücken beſchleunigen hieſs. Kaum war Schulenburg aus der Gegend von Thorn weggezogen, ſo brach Meyerfeld wieder hervor, erſchien vor Poſen, und überfiel und verſprengte die dortzen zurückgebliebenen Polen, die ſeiner nicht im mindeſten gewärtig geweſen waren.

Der König war in voller Freude über den geglückten Anſchlag auf Warſchau und die bedeutenden Folgen, die ſich daraus täglich günſtiger für ſeine Sache ergaben. Er empfing den General Schulenburg äußerſt gnädig, bezeigte ihm fortgeſetztes Vertrauen und ſo hervorleuchtende Huld, daß Neid und Haß der Nebenbuhler nicht ausbleiben konnten. Auch entſprachen die Handlungen des Königs nicht lange dem Anſcheine ſeines Benehmens. Die Kriegsangelegenheiten wurden überhaupt bald bei Seite geſetzt. Da Karl XII. noch in Lemberg verweilte, ſo überließ man ſich an der Weichſel gleich wieder der ſorgloſeſten Ruhe. Der König Auguſt lagerte ſeine Truppen, zu welchen 12. Bataillons Moskowiter unter Patkuls Befehl geſtoßen waren, bei Pultusk am Narew, und ſchickte einen guten Theil der Reiterei über den Bug. Schulenburg benutzte die Zeit, welche der Hof in Vergnügungen zubrachte, um ſeine Truppen, wie er ſchon bei Poſen gethan, alle Uebungen des Angriffs und der Vertheidigung fleißig durchmachen zu laſſen, beſonders das Fußvolk zur ſchnellen Bildung von Vierecken und zum feſten Widerſtande gegen die Reiterei abzurichten, wie er denn behauptete, daß ſelbſt im offenen Felde, und ohne Hülfe ſpaniſcher Reiter, das Fußvolk dem

heftigſten Reiterangriffe erfolgreich Stand zu halten habe. Die andern Generale folgten dieſem Beiſpiele wenig, ſie mußten darin nur einen Vorwurf ihres eignen Benehmens finden. Unter dem Könige befehligte das Heer wiederum der Feldmarſchall Steinau, deſſen alter Groll gegen Schulenburg in der Eiferſucht Patkuls, eines Mannes von trotzigem Geiſt und großen Mitteln, eine willkommene Hülfe gewann; auf beider Betrieb geſchah es, daß Patkul beauftragt wurde, mit einem Theile des Heeres, wozu aus Sachſen noch Truppen und Geſchütz ſtoßen ſollten, gegen Poſen zurückzugehn, und dieſen Ort zu belagern. Schulenburg war ſehr entrüſtet, daß, nachdem er verhindert worden, im guten Augenblicke bei ſchon ganz nahem Erfolge, die Einnahme von Poſen zuwege zu bringen, jetzt, ohne ſein Vorwiſſen und ſeine Mitwirkung, da er doch der Oertlichkeit vor Allen kundig war, dieſen Auftrag ein Andrer erhielt, mit unverhältnißmäßigen Mitteln, im bedenklichen Augenblicke, wo eine ſo beträchtliche Entſendung nicht ohne Gefahr für das Heer ſein konnte. Da er mit ſeinen Vorſtellungen nicht gehört wurde, ſich ſelbſt zurückgeſetzt und dem Heere fortan unnütz, die Zahl ſeiner Feinde aber täglich ſteigen und den König immer unſichrer werden ſah, ſo gedachte er aus

dieſen unerſprießlichen Verhältniſſen völlig auszuſcheiden. Er ſchrieb dem Könige, es ſcheine der Feldzug, welchen er lediglich aus ehrerbietiger Ergebenheit für Seine Majeſtät noch mitzumachen bewogen worden, ein glückliches Ende erreicht zu haben, und er bäte demnach um ſeine gnädige Entlaſſung. Er ordnete ſogleich zu dieſem Behufe ſeine Angelegenheiten, und wiederholte, da die Antwort zögerte, ſein Geſuch dringend. Doch der König, deſſen Urtheil nicht wie ſeine Entſchließungen beſtochen war, wollte nichts davon wiſſen, in dieſer Zeit, die noch genug der Kämpfe verſprach, ſeinen beſten Feldherrn aufzugeben; durch Zärtlichkeiten, Schmeicheleien und Verheißungen aller Art wurde dieſer gleichſam genöthigt, noch ferner im Dienſte zu bleiben, den er ſich jedoch feſt vornahm, unmittelbar nach Endigung des Feldzuges dennoch zu verlaſſen.

Jetzt erhielt man die Nachricht, der König von Schweden ſei von Lemberg aufgebrochen, und ziehe raſch gegen den Bug heran. Im erſten Augenblicke wollte man die Sache kaum beachten; deſto größer waren die Sorgen und die Rathloſigkeit, als die Gefahr näher kam. Schulenburg allein behielt Beſonnenheit und Ueberblick, aber es koſtete Mühe, ſie gegen die thörichten und wider-

ſinnigen Anſchläge, die ſich wirr durchkreuzten, zu behaupten. Zwiſchen dem Bug, dem Narew und der Weichſel durften die Sachſen nicht länger verweilen; eine der Abtheilungen des noch getrennt anrückenden ſchwediſchen Heeres auf dem Marſche anzugreifen, fehlte der Muth; es blieb daher nichts übrig, als auf das linke Weichſelufer zurückzugehn, und hier vertheidigungsweiſe zu verfahren. Schulenburg erlangte wenigſtens, daß zu dieſem Zweck eine Brücke über die Weichſel geſchlagen wurde. Erſt im letzten Augenblicke, ſchon gedrängt von den anrückenden Schweden, entſchloß man ſich zu dieſer Ausführung. Bei Warſchau ſtanden endlich die beiden Heere einander gegenüber, die Weichſel zwiſchen ihnen. Der beſte Theil der ſächſiſchen Truppen war unnützerweiſe gegen Poſen entfernt, die Polen unzuverläſſig, die Moskowiter ganz untüchtig. Von den letztern erzählt Schulenburg zwei Züge, welche den damaligen rohen Zuſtand dieſes Volkes in entgegengeſetzter Richtung merkwürdig bezeichnen; längs des Weichſelufers waren 12. Bataillons dieſer Truppen aufgeſtellt, ſie wurden von den Schweden beſchoſſen, und bei jedem Kanonenſchuſſe ſah man alle 12. Bataillons regelmäßig zur Erde niederfallen, um nicht von der Kugel getroffen zu werden; dagegen Einer von ihnen, wegen

Plünderung zum Strange verurtheilt, und wegen Mangel eines Henkers ſchon halb wieder begnadigt, gelaſſen hervortrat, mit dem gehorſamen Erbieten, ſich ſelbſt aufzuhängen! Schulenburg machte dem Könige den Vorſchlag, mit allen Truppen nach Krakau oder nach Großpolen abzuziehen, wo man Verſtärkungen zu finden hatte, allein der Hof ſchmeichelte ſich thörichterweiſe noch mit dem Gedanken, das linke Weichſelufer zu behaupten, und im Beſitze von Warſchau zu bleiben. Karl XII. ſäumte nicht, und verſuchte an mehreren Orten den Uebergang; Schulenburg wurde bei Warſchau ſelbſt ihm entgegengeordnet mit einem beträchtlichen Theile des Fußvolks; der Feldmarſchall Steinau, welcher auch hier nicht fehlte, ſollte zwei Stunden oberhalb Warſchau den Fluß vertheidigen. Hier aber war Karl bald perſönlich zugegen, und betrieb den Angriff am 19. Oktober 1704. mit größtem Ungeſtüm. Der Feldmarſchall berichtete nun, die Schweden würden unfehlbar überſetzen, und er könne mit ſeinen wenigen Truppen keinen Widerſtand leiſten. Hierauf endlich verließ König Auguſt mit ſeinem Hofſtaate das bedrohte Warſchau; die Sachſen und Polen, denen der König von Schweden auf der Ferſe folgte, nahmen ihren Rückzug nach Lowitz und Uniejow an der Warthe, wo ſich das flüchtige

Heer

Heer theilte; der König mit seinem Hofe, der Feldmarschall Steinau und die gesammte Reiterei schlugen den Weg nach Krakau ein; Schulenburg sollte mit 12. sächsischen Bataillons, denen 500. Reiter zugegeben wurden, nach Sachsen zurückgehn, und unterwegs die Moskowiter, welche des schnelleren Fortkommens wegen seitwärts entsandt worden, wieder an sich ziehen.

Nunmehr begann der beschleunigte Rückzug, wohl eine Flucht zu nennen, durch welchen Schulenburg, der dem Untergange nicht mehr entrinnen zu können schien, ein Meisterstück seiner Kriegskunst und Unerschrockenheit darlegte, das unter solchen Umständen seinen Ruhm mehr erhöhte, als in andern Verhältnissen eine gewonnene Schlacht gethan hätte. Der König von Schweden ließ den König August ungestört nach Krakau ziehen, und warf sich mit seiner gewohnten Heftigkeit an der Spitze von 10,000. Reitern einzig auf die Sachsen; er hatte seine besten Generale, wie auch den König Stanislaus mit einiger polnischen Reiterei, bei sich. Schulenburg suchte nach dem Aufbruche von Uniejow, wo er die Brücke über die Warthe zerstört hatte, einen großen Wald zu gewinnen, aber ehe er denselben erreichen konnte, wurde seine wenige Reiterei von der schwedischen gejagt, und

er mußte ſie an die Spitze ſeines Zuges nehmen, um ſie zuerſt durch den Wald und in Sicherheit zu bringen; ſodann ließ er alle Zimmerleute und andre Arbeiter, die ſich unter den Truppen fanden, zu dem Nachtrabe ordnen, um Bäume zu fällen, Gräben zu ziehen, und Verhaue zu machen, damit die ſchwediſche Reiterei in ihrem unglaublich raſchen Nachdringen durch ſolche Schwierigkeiten in etwas aufgehalten würde. Nachdem er vermittelſt dieſer Anſtalten den Wald ziemlich unbeläſtigt zurückgelegt, benutzte er gleicherweiſe die Engwege der nunmehr ſumpfigen Gegend zu Durchſchnitten und Aufwürfen von Erde, hinter welchen er Grenadiere aufſtellte, die den Feind anfangs durch ihr Gewehrfeuer aufhielten, und bei ſtärkerem Andrange deſſelben ſich auf die Pferde von eigends dazu beſtellten Reitern mitaufſchwangen, und von dieſen raſch entführt wurden, um nach einigem Zwiſchenraume daſſelbe Spiel zu erneuern. Durch einen angeſtrengten Marſch wurde auf dieſe Weiſe endlich Kaliſch erreicht, wo die ermüdeten Truppen die Nacht ruhten, am andern Morgen aber ſchleunigſt wieder aufbrachen, da die Schweden ſchon nicht mehr fern waren. Ein ſächſiſcher Oberſt mit etwa 100. Mann erhielt Befehl, ſich in Kaliſch ſo lange zu behaupten, als nöthig

ſei, um den Feind eine Weile in ſeiner Verfolgung zu hemmen. Der König von Schweden erſchien vor Kaliſch, griff den Ort an, und eroberte ihn erſt nach hartnäckiger Gegenwehr. Allein ungeachtet dieſes Zeitverluſtes und aller andern Hinderniſſe, die Schulenburgs erfindungsreiche Kriegskunde ihm entgegenſetzte, war er demſelben mit ſtürmender Eile doch alsbald wieder dicht auf den Ferſen. Schulenburg durfte hoffen in der Gegend von Poſen ſich mit den Truppen zu vereinigen, welche dieſen Platz belagerten; Patkul aber hatte auf die Nachricht von den neuen Ereigniſſen ſogleich die Belagerung aufgehoben, und war mit Fußvolk und Geſchütz bei Guben über die Oder gegangen, ſeine treffliche Reiterei, 2000. Pferde ſtark, ſandte er unter dem Befehl des Generals Plötz, nach Krakau zu dem Könige. Unterwegs traf Schulenburg auf dieſe Truppen, und der General Plötz war bereitwillig, ſich ihm anzuſchließen und den Rückzug nach Sachſen mitzumachen, wenn jener ihm dazu den Befehl ertheilen wollte. Da Schulenburg hiezu nicht berechtigt war, und auch andre Rückſichten ihm nicht erlaubten, dieſe Truppen dem Könige vorzuenthalten, ſo mußte er mit Schmerz dieſe unvermuthet erſchienene Hülfe wieder abziehn und ſich auf die geringen eignen Mittel beſchränkt

ſehen. Der General Plötz entkam glücklich den Schweden, die ihn ſchon mit Schulenburg zuſammen aufzuheben meinten, und dieſer blieb nun allein in der unausweichbaren Bedrängniß. Der König von Schweden war abermals ganz in der Nähe, und die Sachſen mußten eiligſt aufbrechen. Schulenburg befahl dem General Droſt mit dem Fußvolke zwei Stunden vor Tag abzumarſchiren, um eine große Ebene, durch welche der Weg führte, zurücklegen. Er ſelbſt blieb mit den 500. Reitern, die der General Ertz befehligte, zunächſt an dem Feinde zurück, um dieſen zu beobachten, und dem Fußvolke die nöthige Zeit zu gewinnen. Statt ohne Aufenthalt auf der graden Straße fortzuziehen, hatte jedoch der General Droſt, aus Klugheit, wie er meinte, und um ſeine guten Wegweiſer benutzen zu können, beſchwerliche Seitenwege gewählt, und dadurch drei Stunden Zeit verloren. Schulenburg fand die Truppen erſt mitten auf der Ebene, die ſie längſt völlig zurückgelegt haben ſollten. Unangegriffen glücklicherweiſe, aber ſpät und ermüdet erreichten ſie gegen Abend die kleine Stadt Punitz, fünf Meilen von der Oder, wo ſie die Nacht ruhig zuzubringen hofften; die 12. Bataillons Moskowiter ſollten hier zur Wiedervereinigung ſchon eingetroffen ſein, aber ſie ka-

men nicht, und Schulenburg ſah ſich mit Verdruß wenn auch nur des Geſchützes beraubt, das ſie mit ſich führten. Die Schweden holten indeß die Verſäumniß des Tages ſchnell wieder ein, überfielen den General Erh, der nicht auf ſeiner Hut war, ſprengten ſeine Reiter in einem Augenblicke in die Flucht, und kamen faſt zugleich mit dieſen vor Punitz an. Hier ſtieg ſogleich der Schrecken und die Verwirrung auf's höchſte. Schulenburg mußte ſeine in Gärten und Feldgehegen zerſtreuten und aufgelöſten Truppen eiligſt in's Freie ziehen, und ließ ſie rückwärts, in ſchon vorher erſehener und günſtig gedeckter Gegend, eine angemeſſene Aufſtellung nehmen; er ſelbſt eilte vor, um von einer Windmühlenanhöhe die Stärke und Richtung der Schweden zu überſchauen; ſie ritten ſchon mit voller Macht im Trabe gradesweges heran; Schulenburg erkannte, daß kein Augenblick mehr zu verlieren ſei, ſprengte zurück, ließ die Truppen, die nur noch 200. Schritt entfernt von ihrem beſtimmten Platze waren, plötzlich Halt machen, und ordnete ſie auf der Stelle zum Kampfe, der endlich unter den ſchlimmſten Umſtänden unvermeidlich geworden war. Außer der wenigen Reiterei und einigen ſchlechten polniſchen Haufen, die er, ohne auf ſie zu rechnen, zu einem Seitenſtreiche gegen den Feind

ſchon früher in Verſteck gelegt, hatte er nur ſeine 19. Bataillons Sachſen, die im Ganzen nicht über 3000. Mann betrugen. Er ſtellte 8. Bataillons in das erſte Treffen, einen Trupp Reiter hinter 4. Feldgeſchützen in deſſen Mitte, und 4. Bataillons in das zweite Treffen; die noch übrigen Reiter vertheilte er auf beide Flügel, und einen kleinen Trupp hielt er als Rückhalt abgeſondert. Er konnte ſich nicht verbergen, unter welch üblen Ausſichten er diesmal die Waffen verſuchen mußte. Die Schweden in voller Siegesbahn, eine furchtbare Reiterei, gewohnt alles vor ſich niederzuſtürmen, weit überlegen an Zahl, ſo wie an Kriegszucht und Tapferkeit, einen König zum Anführer, vor deſſen eiſernem Muthe noch jeder Feind gewichen war; die Sachſen muthlos durch frühere Niederlagen, auf dem Rückzuge, ſchon halb durch Schrekken geſchlagen, nur Fußvolk, ermattet durch Märſche, mit Entbehrungen ringend. Schulenburg ermahnte jedoch ſeine Leute ſtandhaft zu ſein, ſtrenge Ordnung zu halten, Schießgewehr und Pike zweckmäßig zu gebrauchen, nur ganz in der Nähe und auf die Köpfe der Pferde zu feuern; in ihrer guten Faſſung allein, ſo mahnte er unaufhörlich, ſei die Zuverſicht eines guten Ausganges! Die Schweden waren indeß näher herangeſprengt, und riefen

den Sachſen zu, das Gewehr zu ſtrecken, es ſolle dann keinem ein Leid geſchehn. Schulenburg aber ritt eifrig vor den Truppen einher, und erinnerte ſie an ihre bei Thorn treulos behandelten Brüder, die noch jetzt in Schweden in harter Feſſel lägen! Da die Sachſen, hiedurch auf einen Augenblick geſtärkt, dem Zurufe der Schweden zu entſprechen ſäumten, ſo griffen dieſe nunmehr mit aller Heftigkeit an, und ſogleich war die ſächſiſche Reiterei verſchwunden und 2. Bataillons Fußvolk in Unordnung; aber dennoch konnten die ſchwediſchen Reiter den gedrängten Wall von Schuß- und Stichwaffen der übrigen Bataillone nicht durchbrechen, ihre Pferde wurden übel zugerichtet, warfen ſich zum Theil ſcheu zurück, und erregten unter ihren eignen Leuten Verwirrung und Flucht. Dieſen Augenblick benutzte Schulenburg, um durch eine Rückwärtsbewegung ſchnell die Stellung zu gewinnen, die früher nicht zu erreichen geweſen war. Die Sache gelang vollkommen, und alles ſtand ſchon wieder in guter Ordnung, als die Schweden mit verdoppelter Heftigkeit zum Angriffe wiederkehrten. Die Sachſen durch den erſten Erfolg ermuthigt, hielten abermals tapfer aus. Um nicht 'm Rücken gefaßt zu werden, ſtellte Schulenburg ſeine Truppen in ein längliches Viereck, deſſen

Seiten von 4. und von 2. Bataillons gebildet wurden; doch ehe daſſelbe geſchloſſen war, ſtürzten durch eine Lücke 200. feindliche Reiter hinein, und zahlreichere Haufen ſprengten nach; in dem Augenblicke aber ſchloß ſich das Viereck, und jene wurden ſämmtlich darin niedergeſchoſſen. Drei furchtbare Angriffe hintereinander wurden in dieſer Stellung glücklich abgeſchlagen. Schulenburg fürchtete nur, der König von Schweden möchte einen Theil ſeiner Dragoner abſitzen und zu Fuß angreifen laſſen, wo dann ohne Zweifel die Sachſen verloren waren, allein Karls heftige Gemüthsart ließ ihn nicht in eine ſolche Ueberlegung eingehn, und die Dunkelheit machte diesmal dem Gefecht ein Ende.

Schulenburg wollte in der Nacht mit einigen Zügen Grenadieren gegen die Schweden anrücken, ihre Unordnung zu vermehren, und ſeinen übrigen Truppen einige Raſt zu ſichern; als er aber von gefangenen ſchwediſchen Offizieren vernahm, daß der König jeden Augenblick den General Velling mit einer Verſtärkung von 4000. Pferden erwarte, gab er jenes Vorhaben auf, und gedachte einzig des beſchleunigteren Entkommens. Fünf Kanonen, die er noch bei ſich führte, denn Eine hatten die Schweden im erſten Angriff erobert, ließ er, da die Fortſchaffung unmöglich war, in verſchiedene Brun-

nen werfen; die Lavetten wurden zerſtückt, der Schießbedarf verſtreut. Auf dem durchſuchten Schlachtfelde dagegen fanden ſich fünf ſchwediſche Standarten und zwei Paar Pauken, die mitgenommen wurden. Den Polen und Moskowitern, die ſich den Meldungen zufolge ganz in der Nähe befanden, ließ er die nöthigen Weiſungen zugehn; ſachkundige Offiziere ſandte er an die Oder voraus, um den Uebergang an guter Stelle durch was immer für Mittel ſchleunigſt vorzubereiten. Nachdem dies geſchehen, ſetzte er die Truppen in derſelben Ordnung, wie ſie gefochten, noch während der Nacht in Marſch nach Guhrau, einer kleinen Stadt in Schleſien; aller Lärm und ſelbſt das Tabackrauchen war unterſagt; die Schweden wurden in der That nichts gewahr. Unterwegs trat Schulenburg in ein Haus, um ſeine Wunden verbinden zu laſſen; von acht Kugeln, die er bekommen, hatten ihm zwei die Bruſt geſtreift, eine die Hand ſehr übel verletzt, die übrigen ihm Hut und Kleider durchlöchert; ſein Pferd war durch und durch geſchoſſen. Die Truppen fanden ſich durch andauernde Anſtrengung und Hunger ſo ſehr ermattet, daß man ſie von Zeit zu Zeit eine halbe Stunde mußte ruhen laſſen. Schulenburg ſelbſt eilte dem Zuge mehrmals auf einige hundert Schritt voran, ſtieg

vom Pferde, und ruhte am Boden, bis die Truppen wieder herangekommen. Die Kriegszucht war völlig aufgelöst; ein Oberstlieutenant mit 30. Reitern, den man unterwegs antraf, machte sich, ungeachtet des von dem Feldherrn selbst empfangenen Befehls, auf eigne Hand davon, d einige Offiziere, die noch beritten waren, mußten als Nachtrab zurückbleiben, um den Feind nicht ganz aus dem Gesicht zu verlieren. Nachdem die ganze Nacht marschirt worden, erreichte man um acht Uhr Morgens endlich Guhrau. Allein auch hier sollte noch keine Rast gefunden sein. Die Nachricht, der König von Schweden sei mit seiner gesammten Reiterei kaum noch eine Stunde entfernt, traf zugleich mit der Meldung ein, der Uebergang über die Oder sei möglichst eingerichtet; sogleich brach alles in Eile dahin auf, die Schwierigkeit war, wohlbehalten diesen Ort zu erreichen. Schulenburg mußte einen Theil des Weges, ungeachtet seiner Wunden, zu Fuß zurücklegen, da seine Reitknechte mit den Pferden sich im Gewirre verloren hatten. Die Sachsen mußten über die Parz, einen Bach, der nahebei in die Oder fließt; den Feind schon wieder im Auge habend zogen sie sich längs des Gehölzes hin, um in Sicherheit die kleine Brücke zu gewinnen, bei welcher der Vortrab der Schweden, den

nächſten Weg grabaus nehmend, faſt zugleich mit ihnen anlangte, aber durch Flintenſchüſſe fürerſt noch abgewehrt wurde. Endlich kam Schulenburg an den Uebergangsort ſelbſt, ein großes Dorf mit Hecken und Gräben, zur Rechten eine Windmühle auf einer Anhöhe, die mit Grenadieren beſetzt wurde, zur Linken ein Moraſt. Ein Müller, deſſen Mühle an der Oder lag, bot hülfreiche Hand, um durch Fahrzeuge und Flößholz eine ſchmale Brücke zu Stande zu bringen; der Abend war indeß herangekommen, und einen Theil der Nacht hindurch gingen die Truppen einzeln in aller Stille über den Fluß; kaum war dies vollbracht, ſo wurde die Brücke wieder zerſtört, und Schulenburg ſelbſt fuhr der Letzte in einem Nachen hinüber. Der König von Schweden, überzeugt, daß die Sachſen, nunmehr zwiſchen Parz und Oder eingeſchloſſen, ihm nicht mehr entgehn könnten, hatte inzwiſchen, wider ſeine Gewohnheit und alles Verhoffen, ſeinen Truppen einige Ruhe gewährt, und ſich ſelbſt dem Schlaf ergeben, der ihn, nach langem Verſagen, dann feſt und andauernd zu befallen pflegte. Zwei Bauern, die ſich als Kundſchafter gebrauchen ließen, berichteten in der Nacht, der König ſchlafe ganz in der Nähe des Ufers, abgeſondert von ſeinen Truppen, nur von ſechs Leibwächtern umge-

ben, die gleichfalls in Schlaf gesunken seien. Schulenburg, unermüdet im Geiste, wollte auf das jenseitige Ufer zurückkehren, und den König aufheben; er dachte an der Spitze ausgewählter Mannschaft in Person den kühnen Streich auszuführen: allein der Mangel an tauglichen Fahrzeugen und die allgemeine Ermüdung nöthigten ihn von dem, wenn es geglückt wäre, folgekräftigen Unternehmen abzustehn. Nach vierstündiger Ruhe setzte er seinen Marsch nach Sachsen fort, wo er in langsamen Tagemärschen mit allen Truppen zur allgemeinen Verwunderung glücklich eintraf, nachdem der General Erß, der mit seiner Reiterei gleich im Beginne des Treffens davongeritten war, überall das Gerücht von Schulenburgs Niederlage und Untergang verbreitet hatte. Karl XII. ging nicht über die Oder; die Verletzung des schlesischen, damals Kaiserlichen, Gebietes hätte ihn nicht abgehalten, aber seine Generale stellten ihm ernstlich vor, daß seine Reiterei durch die ungeheuern Märsche zu Grunde gerichtet und nicht mehr im Stande sei, den Feind ferner einzuholen und anzugreifen, diese Absicht sei als mißglückt zu betrachten, die Sachsen hätten Unerhörtes ausgestanden, und es sei großmüthig und sogar christlich, die armen Leute nun in Ruhe heimziehen zu lassen. Karl ergab sich

diesen Gründen und bekannte, daß diesmal Schulenburg den Vortheil über ihn davongetragen. Einen Offizier, den dieser an ihn wegen Bestattung der Todten sandte, nahm er ehrenvoll auf, und sagte, man dürfe sehr zufrieden sein, einen Kampf, wie diesen, so glücklich und ruhmvoll geendigt zu haben, die Gebliebenen aber werde er auf der Wahlstatt beerdigen lassen, wie er auch für sich selbst, wenn das Loos ihn getroffen, schon angeordnet gehabt, denn kein anderes Ehrenbette könne schöner sein!

Diese Ereignisse waren am 7. und 8. November vorgefallen. Die Sachsen verloren von Warschau bis an die Oder gegen 500. Mann; die Versprengten fanden sich größtentheils wieder ein. Der schwedische Verlust betrug in diesen letzten Gefechten über 600. Mann und ebensoviele Pferde; die Reiterei brauchte längere Zeit, um von diesem Verfolgungszuge sich wieder zu erholen. Schulenburg berichtete umständlich den Hergang dieser merkwürdigen Kriegsthat an den König August; auch schrieb er nach Breslau und Wien, um seinen unangekündigten Durchzug durch Schlesien zu entschuldigen, wo er jedoch strenge Ordnung hatte halten und alle Bedürfnisse baar bezahlen lassen.

Dem Prinzen Eugen von Savoyen, mit welchem er in fortgesetztem Briefwechsel geblieben, gab er gleicherweise von dem Vorgefallenen Nachricht, welche diesen grade bei der Belagerung von Lyndau traf. Schulenburgs Ruhm verbreitete sich durch alle Lande. Den König von Schweden persönlich hatte noch kein Feldherr ungestraft mit gleichen Waffen zu bestehn gewagt, mit geringeren dies ohne Niederlage vollführt zu haben, sah einem Wunder ähnlich. Der König August erließ ein Schreiben an Schulenburg voll der schmeichelhaftesten Lobeserhebungen, ernannte ihn zum General der Infanterie und zum Obersten der Garde zu Fuß, mit dem Ersuchen, diese Würden einstweilen anzunehmen, bis der König, der jetzt wenig anzubieten habe, späterhin sich im Stande sähe, ihn besser noch zu belohnen. Der König hoffte durch den höheren Rang ihm zugleich den Eintritt in andre Kriegsdienste zu erschweren; denn Schulenburg blieb stets des früheren Vorhabens eingedenk, und wiederholte von Zeit zu Zeit dringender sein Abschiedsgesuch; ihm wurde ein Jahr lang der Gehalt seiner neuen Würde ausgezahlt, während er sich noch immer weigerte sie selbst anzunehmen. Die polnisch-sächsischen Angelegenheiten befanden sich in der That in einem trostlosen Zustande, und gewährten keine

Aussicht zu einer freudigen und erfolgreichen Thätigkeit. Das Kriegswesen gerieth, ungeachtet aller Bemühung, die darauf ernsthaft von Untergebenen, aber nur scheinbar von obenher verwendet wurde, in immer größeren Verfall; nirgends war Einheit, Ordnung und Plan. Der Hof lebte in den Genüssen des Tages, und ließ in Sorglosigkeit untergehn, was er nicht durch Ränke der Gunst und Laune noch entschiedener zu Grunde richtete. Schulenburg ließ sich am Ende dennoch überreden, in diesen Verhältnissen ferner auszuharren, wobei mehr als die schmeichelnde Hofgunst die Betrachtung wirkte, daß sein Weggehn dem Ganzen die letzte Stütze rauben würde, durch die es noch einigermaßen zu bestehen schien. Die nachfolgenden Ereignisse waren aber von der Art, daß er seine Nachgiebigkeit bitter bereuen mußte.

Während des Jahres 1705. hielt Schulenburg sich größtentheils in Sachsen auf, wo er mit Bildung eines neuen Heeres hinreichend beschäftigt war. Die Angelegenheiten von Polen, und selbst die Lage von Sachsen, wo man einen feindlichen Einbruch des Königs von Schweden fürchtete, geboten ungemeine Anstrengung. Die Truppen wurden so viel als möglich in Stand gesetzt, und nachdem sie bei Torgau eine Zeitlang in Uebungen zu-

gebracht, rückten sie endlich 18,000. Mann stark an die Oder vor, wo sie bei Guben ein Lager bezogen. Schulenburg begab sich von Dresden, wo er zuletzt krank gelegen, noch nicht ganz hergestellt nach Guben, und erkrankte bald auf's neue. Hier besuchte ihn der König August zu mehrerenmalen, und unterhielt sich gern mit ihm; die erneuerte Bitte um Entlassung wurde wie früher beseitigt. Der eintretende strenge Winter nöthigte jedoch bald wieder zur Aufhebung des Lagers, und die Truppen bezogen in Sachsen Winterquartiere. Der König reiste von Guben mit einiger Bedeckung nach Grodno, wo der Czar Peter an der Spitze beträchtlicher Heeresmacht seiner wartete; er ließ dahin von Krakau auch seine Garden und einige Reiterei kommen, wobei der Bruder unsres Schulenburg sich als Generalmajor befand. In Sachsen selbst ergaben sich inzwischen bedenkliche Verhältnisse; nicht bloß von Seiten der Schweden drohte Gefahr, auch im Innern hatte man einen Feind zu fürchten. Der Liefländer Patkul, früher General in Diensten des Königs von Polen und jetzt bei demselben Gesandter des Czars und zugleich Befehlshaber der moskowitischen Hülfstruppen, die Schulenburg auf dem Zuge von der Weichsel nach Sachsen glücklich mit durchgebracht hatte, glaubte

Ursache

Urſache zu haben, den König Auguſt zu befeinden, und knüpfte im Namen des Czars mit den Höfen von Berlin und Wien gegen jenen ſolche Verhandlungen an, daß den ſächſiſchen Miniſtern, als ſie dieſelbe entdeckten, die äußerſte Beſorgniß daraus erwuchs. Die Gegenwart der moskowitiſchen Truppen gab den Anſchlägen Patkuls ein gefährliches Werkzeug, das ihnen jeden Augenblick zur Ausführung verhelfen konnte; man glaubte daher ohne Säumen einen Entſchluß nehmen zu müſſen. Die Miniſter hielten eine Berathung, zu welcher auch Schulenburg, als Befehlshaber der Truppen in Sachſen, ſo wie andre angeſehene Generale, gezogen wurden. Alle waren unſicher und zaghaft, bis auf Schulenburg, der allein auf Ergreifung entſchiedener und raſcher Maßregeln drang, zu denen die Lage der Dinge hinreichende Vollmacht ſei, und ſo erhielt er ſelbſt von der Verſammlung den Befehl zur Verhaftung Patkuls, den er ſogleich in aller Stille aufheben und nach Königſtein in Gewahrſam bringen ließ. Die Sache erregte vielfaches Aufſehn und großen Unwillen, ſowohl in Sachſen ſelbſt, wo Patkul bedeutende Verbindungen hatte, als bei den Höfen von Berlin und Wien, beſonders aber bei dem Czar, der über dieſe Verletzung des Völkerrechts anfangs die heftigſte Beſchwerde führte, ſpäterhin jedoch, — ob in

Wahrheit oder zum Schein, ist ungewiß, — den Vorgang durch die Beweise, die sich gegen Patkul aus dessen Papieren ergeben sollten, als hinlänglich gerechtfertigt annahm. Schulenburg spricht von Patkuls Verrätherei als einer unzweifelhaften Sache; möglich allerdings, daß er ohne Vollmacht gehandelt, aber wahrscheinlicher ist freilich das Gegentheil; es scheint, derselbe habe die geheimen Betreibungen der sächsischen Minister zu einem besonderen Frieden mit dem Könige von Schweden, wobei der Czar seinem Schicksal überlassen bleiben sollte, durch nicht minder listige Einleitungen zu einem besonderen Frieden für diesen, wobei Sachsen das Opfer werden sollte, zu überbieten gesucht; ein Wetteifer, in welchem freilich, bei statthabender Entdeckung, der zuerst an Tag gezogene Unterhändler erliegen, und die schwersten Folgen eines wenn auch verstellten Zornes auf sich nehmen mußte! Als der König August späterhin von Grodno nach Dresden zurückgekommen war, billigte er das Verfügte, und Patkul, den der Czar nicht mehr zurückforderte, blieb in sächsischem Verhaft, unglücklicherweise so lange, bis der unversöhnliche Haß Karls XII. ihn zu grausamem Todesloſe ausgeliefert erhielt.

Unterdessen hatten üble Nachrichten aus dem Innern seines Reiches den Czar aus dem Lager

von Grodno schleunigst abgerufen, und der König August verließ nun gleichfalls diesen Ort, und ging mit einem Theile der Truppen nach Warschau. Von hieraus schrieb er an Schulenburg wiederholt die dringendsten Mahnungen, die in Sachsen befindlichen Truppen aus den Winterquartieren zu ziehen, und ungeachtet der heftigen Kälte, welche die Elbe nnd Oder mit starker Eisdecke überzogen hatte, sofort nach Polen vorzurücken, um daselbst den schwedischen General Rehnschöld, der mit einigem Kriegsvolk in Großpolen stand, während Karl XII. in Litthauen Winterquartiere hielt, unvermuthet anzugreifen und zu schlagen. Dieser Auftrag hatte große Schwierigkeiten. Die sächsischen Truppen, der Zahl nach beträchtlich genug, waren übel zusammengesetzt; das Fußvolk bestand aus 15. Bataillons größtentheils neuausgehobener Leute, aus 4. Bataillons der bei Höchstädt gefangen genommenen Franzosen und Schweizer, die sammt ihren Offizieren gleich wieder Dienste genommen hatten, und aus 10. Bataillons Moskowitern, deren schon mehrmals Erwähnung gethan worden; die Reiterei war 40. Schwadronen stark, alles zusammen 18,000. Mann. Aber Kriegszucht, Muth und Tüchtigkeit wurden gänzlich vermißt, niemand that seine Pflicht, alle Ordnung und al-

ler Gehorsam fehlte, und Schulenburg, der dieselben mit fester Strenge handhaben wollte, wurde dafür bitter gehaßt und getadelt. Der Feldmarschall Steinau hatte zwar den sächsischen Dienst endlich verlassen, aber unter den Generalen und Offizieren behielt er viele Anhänger, die sich bei seiner Weise gut befunden hatten; es gab eine Menge Partheiungen und Ränke, die sich einander leidenschaftlich bekämpften, wobei zuletzt immer der Dienst den größten Schaden litt. Die sächsischen Soldaten, Neulinge vor dem Feinde, zitterten bei dem bloßen Anblick der Schweden, und viele Generale und Offiziere theilten diese Stimmung. Einen solchen Heerhaufen, der nur darauf zu warten schien, daß er eine Gelegenheit fände sich aufzulösen, inmitten des strengsten Winters unter den größten Entbehrungen dem kriegsmuthigen abgehärteten Feind entgegenführen, hieß sich der Vernichtung aussetzen. Schulenburg schrieb dies alles dem Könige, dem der Zustand ohnehin schon genug bekannt war, und beschwor ihn, nicht solchergestalt das Unglück herauszufordern; er legte ihm zugleich andre Plane vor, die sich mit besserer Zuversicht befolgen ließen; er drang vor allen Dingen auf Vereinigung der gesammten Streitkräfte, deren bester Theil bei dem Könige war;

oder wünschte wenigstens das Frühjahr abzuwarten. Doch der König verwarf diese Vorstellungen, und wiederholte die ertheilten Befehle; ja er schrieb nebenher einen besonderen Brief an Schulenburg, worin er diesen persönlich nochmals ermahnte, nicht länger zu säumen, sondern nur eiligst nach Polen vorzurücken und den General Rehnschöld, der nur wenige und schlechte Truppen habe, aufzureiben, der Augenblick sei günstig, der Erfolg unzweifelhaft. So träumte man im Hoflager, und täuschte sich nach Belieben über die feindliche wie über die eigne Stärke. Es war eine List von Rehnschöld, daß er sein Kriegsvolk überall für sehr gering angeben ließ; Schulenburg aber, der vielfache und genaue Kundschaft einzog, hatte bald erfahren, daß die Schweden 40. Schwadronen Reiter und 12. Bataillons Fußvolk, im Ganzen gegen 11,000. Mann zählten, größtentheils alte versuchte Truppen. Freilich waren die Sachsen an Fußvolk beinahe doppelt so stark, und mit vielem Geschütz versehn, welches jenen ganz abging; allein an Reiterei hatten die Schweden die Ueberzahl. Zu den Ermahnungen und Befehlen des Königs kam noch die Erklärung der sächsischen Regierungsbehörde, daß sie die Truppen nur noch wenige Tage verpflegen könne, nach deren Ablaufe weder Geld noch Brod ferner zu erwarten stände. Gedrängt von

allen Seiten, aber unter den schlimmsten Vorgefühlen und mit äußerstem Widerstreben, führte Schulenburg endlich die sächsische Heeresmacht, die er bei Sabor zusammengezogen hatte, über die Oder, und lagerte in dem durchschnittenen Ufergelände drei Stunden von Fraustadt, wo sich der Feind schon zeigte. Noch immer hätte er diesen, trotz der bestimmten Befehle, zu vermeiden gewünscht, um die Truppen erst nach und nach zum Feldbienste zu gewöhnen, wäre nur auf irgend eine Weise für den Lebensunterhalt Rath zu schaffen gewesen; allein es blieb kein Ausweg, als gradaus vorzurücken, und die Schweden mit Gewalt aus Fraustadt und Lissa zu vertreiben, wo man Zufuhr aus der Gegend zu hoffen hatte. Die zum Kriegsrathe berufenen Generale und Obersten wußten sämmtlich keinen besseren Vorschlag, nach ihren Worten durfte man überdieß den Feind schon besiegt glauben, so zuversichtlich rühmten sie sich der großen Ueberlegenheit. Der General Wustromirsky, der die Moskowiter befehligte, denen man eine Anzahl deutscher Offiziere beigegeben hatte, versicherte, diese Truppen seien jetzt ganz andre geworden, und bloß mit ihnen wolle er die Schweden schlagen. Aehnlicher Betheurungen vermaßen sich andre Generale, und jede Besorgniß galt beinahe als Feigheit.

Schulenburg beſchloß nun, obwohl ſchweres Herzens, den Feind anzugreifen. Der General Rehnſchöld hatte ſich etwas zurückgezogen, aber in der Abſicht, wie die von Reiterpartheien eingebrachten Gefangene ausſagten, am folgenden Tage zum Angriff gegen die Sachſen wieder vorzurücken. Schulenburg traf demnach die ſorgfältigſten Anſtalten, gab die umſtändlichſten Befehle, ordnete alles ſelbſt an, und ſchärfte wiederholt den Generalen, Offizieren und Gemeinen die genaueſten Vorſchriften für alle die Fälle ein, die ſich vorauszuſehenderweiſe ereignen konnten. Nichts entging ſeiner Aufmerkſamkeit, er nahm Bedacht auf jedes Erforderniß, keinen Umſtand wollte er dem Zufall überlaſſen. Das Fußvolk ſollte zu drei Mann hoch geſtellt werden, die Reiterei zu zweien; die Staabsoffiziere der Fußvölker ſollten während des Gefechtes zu Pferde bleiben, um jeder entſtehenden Unordnung perſönlich deſto ſchneller abzuhelfen. Die größte Ordnung und Stille wurde anbefohlen, die Aufſparung des Feuers bis zur Annäherung auf 60. Schritt. Die Aufſtellung der ſpaniſchen Reiter wurde beſtimmt; ſie ſollten noch insbeſondere durch aufgeſtellte Schützen, hauptſächlich die Offiziere des Feindes bezielend, vertheidigt werden. Die Reiterei ſollte gar nicht ſchießen, ſondern

gleich mit dem Degen in der Faust angreifen. Jeder Einzelne, wie jede Truppe, sollte trachten die andern durch Beispiel und Aufsicht zu ermuthigen; bei Todesstrafe wurden feige Reden untersagt. Wenn Unordnung in einem Bataillon oder in einer Schwadron entstünde, sollten die nebenstehenden sich nicht daran kehren, sondern nur selbst ihrer Schuldigkeit eingedenk sein; Verlust des Lebens und der Ehre wurde auf das Verlassen des Schlachtfeldes gesetzt, zugleich aber durch ausgestellte Rückwachten dafür gesorgt, daß die Weichenden wieder zum Standhalten gebracht würden. Die Bestimmung der Geschütz- und Gewehrladungen wurde für eintretende Fälle verschieden angeordnet, und den Offizieren besonders anempfohlen. Nachdem diese und andere Vorschriften ertheilt waren, rückte man in guter Ordnung vor, und kam Abends bis dicht vor Fraustadt. Es war mitten im strengsten Winter, und alle erdenkliche Sorgfalt nöthig, um die Menschen und Pferde gegen die heftige Kälte zu schützen, die Wachen wurden häufig gewechselt, die Patrouillen mußten die ganze Nacht in Bewegung bleiben. Noch vor Tage erhielt Schulenburg Nachricht von dem Anrücken der Schweden, und wählte schnell eine gute Stellung zwischen zweien Dörfern. Röhrsdorf, zur linken Seite, war von

sieben- bis achtfachen Hecken und Zäunen umgeben, und bot eine treffliche Vertheidigung dar; 2. Bataillons besetzten dasselbe, und gleiches geschah mit Jägersdorf, das zur rechten Seite lag; die Reiterei bildete beide Flügel, zum Theil durch Hohlwege und glattgefrorne Teiche gedeckt; den linken Flügel befehligte der General Dünewald, den rechten der General Lützelburg, beide zusammen der General Plötz, der sich jedoch mehr zu dem rechten halten sollte, weil der linke ohnehin völlig gesichert schien. Den Zwischenraum beider Dörfer füllte das Fußvolk in vertiefter Linie aus; die besten sächsischen Bataillons, die bei Punitz mit gefochten, wurden in das erste Treffen rechts gestellt, dann von 2. Bataillons ein Haken gebildet, um die links angereihten Moskowiter, welche etwas zurückstanden, besser zu unterstützen. Das zweite Treffen war nach Verhältniß aus den gleichen Truppengattungen gebildet. Die ganze Linie war mit 32. Kanonen und 44. Granatenmörsern besetzt, ferner mit spanischen Reitern, die, mit Eisenspitzen und scharfen Messern beschlagen und durch Ketten verbunden, vorzüglich den Moskowitern als starke Brustwehr bestimmt waren. In Betreff dieser Truppen wurde noch eine besondere Maßregel genommen. Sie galten für den unzuverlässigsten

Theil des Ganzen, und es war zu befürchten, daß der Oberst Görtz, der sie ehemals befehligte, jetzt aber als Ueberläufer bei den Schweden diente, sie sogleich erkennen, und die ganze Stärke des schwedischen Angriffs auf sie lenken würde. Die Sachsen trugen damals rothe Röcke, die Moskowiter weiße mit rothem Unterfutter; Schulenburg ließ daher letztere ihre Röcke umwenden, und das Futter herauskehren, damit sie gleich den Sachsen rothbekleidet erschienen; um nicht durch die Fahnen kenntlich zu werden, sollten diese im Beginn des Treffens gesenkt bleiben. Zum Rückhalt waren die nöthigen Truppen schicklich angeordnet; für Sicherung des Gepäckes hinlänglich gesorgt. In dieser Verfassung konnte man selbst einer Uebermacht des Feindes mit allem Erfolge Trotz bieten, niemals befanden sich Truppen vortheilhafter und sicherer, angemessener und sorgfältiger aufgestellt. Schulenburg beritt die ganze Schlachtordnung, wiederholte alle Vorschriften und Ermahnungen, zeigte die Gewißheit des Sieges, wenn man ihn nur ernstlich wolle, verhieß den Tapfern Belohnung und Strafe den Feigen. Leider jedoch fand er schon jetzt mehrere Offiziere und selbst Generale nicht mehr des muthigen Sinnes, mit dem sie im Kriegsrathe geredet; er schalt ihre Niedergeschla-

genheit, und hielt ihnen vor, daß hier selbst Weiber es mit dem Feinde aufnehmen könnten, so lange sie nur dem Schrecken nicht Raum gäben. Er befahl noch, die Truppen in unaufhörlicher Bewegung und bis zum Augenblicke des Gefechts in allerlei Kriegsübung zu erhalten, gab das Losungswort: „Gott mit uns!“ und ritt sodann zu seinem Generalstabe, der vorwärts Röhrsdorf nach dem Feinde hin bei einer Windmühle hielt, wo man die ganze Gegend überschaute. Die Schweden rückten in einer einzigen Linie heran, deren Mitte aus 12. Bataillons Fußvolk, untermischt mit vielen Schwadronen Reiterei, die beiden Flügel aus der gleichgetheilten übrigen Reiterei bestanden. Das Erdreich neigte sich von ihrer Seite abwärts, und gab dadurch dem Vordringen beschleunigten Ungestüm. Schulenburg ertheilte seine letzten Befehle, sprengte zu seinen Truppen zurück, und ließ der ganzen Linie nochmals kund thun, durch eine bloß viertelstündige Ausdauer werde der Sieg errungen sein. Zu seinem Erstaunen fand er den General Dünewald mit der Reiterei des linken Flügels schon jetzt nicht mehr auf der angewiesenen Stelle, sondern aus zaghafter Verlegenheit hinter das Fußvolk zurückgewichen; er führte ihn wieder vor, und ermahnte den Obersten; hierauf besich-

tigte er noch den rechten Flügel, und begab ſich ſodann zu dem Fußvolk, wo er für das Treffen ſeinen Stand erwählt hatte.

Die Schweden griffen an. Der General Rehnſchöld ſtürmte zuerſt mit 8. Schwadronen gegen Röhrsdorf und den linken Flügel der Sachſen heran. Sogleich ergriff General Dünewald die Flucht mit ſeiner ganzen Reiterei, die den Feind kaum recht erblickt hatte; Rehnſchöld verfolgte ſie heftig zwei Stunden weit, ohne ſich um die übrigen Truppen zu kümmern. Gegen den rechten Flügel der Sachſen drangen die Schweden gleichfalls 8. Schwadronen ſtark heran; der glatte Spiegel der gefrornen Teiche machte ſie ſtutzen, aber nur einen Augenblick; ſie ſaßen ab, führten ihre Pferde an der Hand hinüber, ſtiegen wieder auf, und ſtürmten ohne Beſinnen auf 20. ſächſiſche Schwadronen los, die jenem Uebergange ruhig zugeſehn hatten, und jetzt mit verhängtem Zügel davonjagten. Das ſchwediſche Fußvolk, mit Reiterei vermiſcht, griff herzhaft die Mittellinie an, drang, wiewohl nicht ohne Verluſt, durch die ſpaniſchen Reiter, und warf ſich zuerſt auf die Moskowiter, die, nach einmaligem verlornen Losſchießen, die Gewehre wegwarfen und ihr Heil im Weiten ſuchten. Einige ſächſiſche Bataillons thaten an-

fangs gute Gegenwehr, und warfen den Feind sogar zurück, aber nach wenig Augenblicken wurde die Flucht allgemein; Abtheilungen, die durch Zahl und Stellung der ganzen feindlichen Macht gewachsen waren, Fußvolk, Reiter, Artilleristen, alles floh noch ehe das Gefecht sie erreichte. Junge geputzte Offiziere flohen zuerst; andre, welche die Ordnung herstellen wollten, wurden von ihren eignen Leuten erschossen. Schulenburg in Verzweiflung suchte vergebens Einhalt zu thun; an der Spitze der 4. Bataillons Franzosen und Schweizer wollte er eine vereinzelte schwedische Abtheilung zurücktreiben, doch jene waren nicht von der Stelle zu bringen, sie blieben eine Weile unbeweglich stehn, bis endlich die Mehrzahl die Gewehre wegwarf und zu den Schweden überlief. Noch hatten die Sachsen kaum 50. Todte und Verwundete, die Schweden waren überall aufgelöst, und wenige Truppen konnten hinreichen, das Schicksal des Tages zu wenden. Während Schulenburg im Getümmel ermahnend und scheltend angestrengt seine ganze Kraft aufbot, traf ihn eine Kugel gegen den Hüftknochen, deren heftiger Schlag, obwohl durch Mantel und Pelz geschwächt, ihn beinahe vom Pferde warf; er nahm sich indeß zusammen, verhehlte Wunde und Schmerz, und suchte

mit 11. Bataillons und 3. Schwadronen, die noch nicht alle Faſſung verloren hatten, einen geordneten Rückzug gegen Frauſtadt zu machen. Er wiederholte ſein kraftvolles Zureden, zeigte die Gewißheit der Rettung, und gelobte alle glücklich heimzuführen, wenn ſie nur einige Haltung behaupten und ſeinen Befehlen genau gehorchen wollten. Aber kaum zeigten ſich 2. ſchwediſche Schwadronen, die noch ziemlich von fern aber gradeswegs im Trabe herankamen, ſo floh die noch übrige ſächſiſche Reiterei, das Fußvolk warf die Waffen weg, und drängte ſich verwirrt in einen Klumpen zuſammen, der ſein Geſchick wehrlos erwartete. Schulenburg befand ſich anfangs mitten darin, nicht ohne Mühe wickelte er ſich aus dem Gewirr hervor, und verließ, da nirgends mehr ein Halt zu erblicken war, von einem Fähndrich und einem Reitknechte begleitet, das gräuelhafte Schlachtfeld. Vier ſchwediſche Reiter verfolgten ihn; er wandte ſich, und ſchoß den nächſten, eben im Begriffe ihn von hinten zu durchſtechen, mit der Piſtole vom Pferde, und ſetzte dann ſeinen Weg ungeſtört fort. Alles Geſchütz, alle Fahnen und alles Gepäck ging verloren. Die Schweden fanden auf dem Wahlplatze 6000. noch geladene Gewehre. Von den Sachſen entkamen viele durch die frühe Flucht glücklich

über die Oder, von den Moskowitern wenige, sie wurden nach schon beendigtem Gefechte, gleich geduldigen Schafen, von den Schweden grausam niedergemacht. Ein panischer Schrecken hatte gleich anfangs die ganze sächsische Linie ergriffen, Geist und Muth waren außerdem durch die furchtbare Kälte betäubt. Einzelne Züge von Heldenmuth fehlten zwar nicht, sie blieben aber, wie gewöhnlich bei solch allgemeiner Niederlage, unwirksam und ungerechnet. Die Schweden hatten gesiegt, weniger durch eignes Verdienst der Tapferkeit, als durch Feigheit, Schwäche und vielleicht sogar Bosheit, welche auf Seiten der Gegner waren. Die Sachsen verloren gegen 9000. Mann, die verwundet oder todt auf dem Platze blieben; was noch übrig war, befand sich auf der Flucht aufgelöst und versprengt. Der Verlust der Schweden betrug kaum 1000. Mann. Solchen Ausgang nahm dieses Treffen, von dem Schulenburg mit Recht schreiben konnte: „Aller Vortheil war auf unsrer Seite, nur der göttliche Beistand war entzogen.“

Der König August, der inzwischen von Warschau mit seinen Truppen aufgebrochen war, stand nur 15. Meilen entfernt, als dieses Treffen am 13. Februar 1706. bei Fraustadt vorfiel; auch der General Krause war mit einiger Reiterei von Kra-

kau über Petrikau vorgerückt; alles zu spät und ohne Nutzen! Schulenburg ging über die Oder, und sammelte die Trümmer seiner Truppen in Sabor. Er schrieb von hier einen ausführlichen Bericht über das Vorgefallene an den König, mit großer Mäßigung, ohne jemanden namentlich anzuklagen, doch voll tiefes Schmerzes über das erlittene Mißgeschick; die Reiterei, sagte er darin unter andern, habe gleich anfangs zu einem scharfen Gefechte wenig Belieben erwiesen, sie und das Fußvolk habe weder Herz noch Hand gebrauchen wollen, er wünschte daß mit Aufopferung seines Lebens solches Unglück zu verhüten gestanden. Doch versagte er sich nicht, dem Könige selbst vorzuhalten, wie wenig derselbe von dem Erlittenen überrascht sein könne, da ihm die Beschaffenheit seiner Truppen längst bekannt gewesen; er erinnerte an alles, was er früher in seinen Briefen gegen die erhaltenen Befehle eingewendet, an die Klagen, die er geführt, und deren Grund dennoch stets unverändert geblieben, so daß bloß die Einsicht, wie alles Bemühn hier unnütz und vergeblich sein müsse, ihn so oft habe bewegen dürfen, um seine Entlassung zu bitten. Hierauf begab sich Schulenburg nach Dresden, wo er alles in der größten Bestürzung fand. Er suchte die Minister des Königs in

etwas

etwas zu beruhigen, traf die nöthigſten Anſtalten zur erſten Unterkunft der geretteten Truppen, und reiſte dann zum Könige, der ſich indeß nach Krakau wieder zurückgezogen hatte. Der König empfing ihn ſehr gnädig, und ſagte unter andern, er wiſſe ſelbſt aus Erfahrung, wie wenig er ſich auf ſeine Truppen verlaſſen könne. In dem Kriegsgerichte, welches mit Unterſuchung des ganzen Vorganges beauftragt wurde, ſollte Schulenburg den Vorſitz führen, er bat aber den König, ihn ſolcher Ehre zu überheben, da er in dieſe Angelegenheit perſönlich zu ſehr verflochten ſei, als daß er hoffen dürfe, ſeine Unpartheilichkeit in den Augen der Welt vollkommen zu behaupten. Der Vorſitz wurde darauf dem Gouverneur von Dresden, Grafen von Zinzendorf, übertragen, der zu Schulenburgs entſchiedenen Gegnern gerechnet wurde. Man ſchmiedete allerlei Ränke, um die Schuld, welche man durch keine Bemühung auf den Oberbefehlshaber bringen konnte, — ſo klar und ſtark ſprachen alle Thatſachen und Zeugniſſe, — doch wenigſtens von denen abzuwälzen, auf welchen ſie in Wahrheit haftete. Schulenburg verhielt ſich während der ganzen Unterſuchung höchſt gelaſſen und gleichgültig, und that keinerlei Schritte, weder zu ſeiner eignen Rechtfertigung, noch zur Anklage An-

derer. Die allgemeine Stimme hatte ihn längst von jedem Vorwurfe freigesprochen, und sein Kriegsruhm wurde durch das Treffen bei Frauſtadt so wenig geschmälert, daß derselbe vielmehr nur um so ehrenvoller sich ausbreitete, je nachdem seine getroffenen Anstalten und sein persönlich tapferes Benehmen allgemeiner bekannt wurden. Der König, unzufrieden mit dem unredlichen Gange der Untersuchung, durch welche mit schamloser Frechheit die strafbarsten Leute, sobald nur einige Hofgunst sie stützte, freigesprochen, dagegen minder strafbare, aber schutzlose, zu den grausamsten Strafen verurtheilt wurden, verwarf die Ausprüche des Kriegsgerichts, und erklärte, er sehe nur allzusehr aus allen Ergebnissen, wie wahrhaft Schulenburg ihm den Zusammenhang der Sache berichtet habe, die Truppen hätten freilich ihre Schuldigkeit nicht gethan, aber mehrere Generale und Offiziere noch weit weniger, und die Feigheit der Anführer habe die der Truppen zur Folge gehabt. Eine neue Untersuchung fand aber nicht Statt; einige Soldaten, die zuerst feldflüchtig geworden, wurden des Beispiels wegen gerädert, einige andre gehangen, und drei Offiziere schimpflich weggejagt; im Uebrigen blieb alles beim Alten.

Schulenburg führte während des anbauernden Aufenthalts, den der König August in Polen genommen, nach wie vor den Oberbefehl über die Truppen in Sachsen, deren Herstellung er unabläſſig aus allen Kräften betrieb, obwohl der Erfolg keinesweges ſeinem Eifer entſprach, denn die Miniſter erklärten ſich außer Stand, die nöthigen Hülfsmittel herbeizuſchaffen. Dieſer traurige Oberbefehl konnte gleichwohl den Neid des Generals Grafen von Flemming erregen, der von Berlin, wo er Geſandter des Königs war, an den Hof nach Polen reiſte, um die Umſtände, die er ſich günſtig glaubte, gegen Schulenburg zu benutzen. Flemming hatte mit ihm früherhin einen Zweikampf gehabt, worin Schulenburg, ſtets großmüthig in fremden Vortheil willigend, unbegleitet den zahlreich begleiteten Gegner beſtanden hatte, der ihm von daher nur um ſo tieferen Haß nachtrug. Er kehrte jedoch aus Polen diesmal unverrichteter Sache zurück, und Schulenburg behielt die Führung der Kriegsſachen. Inzwiſchen traf gegen Ende Auguſts 1706. in Dresden die Nachricht ein, daß Karl XII. über die Weichſel gegangen, in Großpolen den General Rehnſchöld an ſich gezogen habe, und gradesweges auf Sachſen losgehe. Der König von Schweden war der unauf-

hörlichen Hin- und Herzüge in dem weitläuftigen und zerrütteten Polen, durch die nichts zur Entscheidung kam, endlich überdrüssig, und wollte diese, trotz alles Widerrathens seiner Generale, nun auf dem kürzesten Wege dadurch herbeizwingen, daß er den Krieg unmittelbar in die Erbstaaten seines Gegners hineinspielte. Hier gerieth sogleich alles in die äußerste Bestürzung; niemand wußte irgend Rath in dieser furchtbaren Bedrängniß; die geängsteten Minister beriethen sich jeden Tag mit Schulenburg. Allein die Lage der Dinge gestattete auch diesem wenig mehr auszurichten. Wohl waren alsbald einige Bataillons Fußvolk in nothdürftigen Stand gesetzt, die Reiterei dagegen war in solcher Eile nicht herzustellen; die Aushebung von Mannschaft konnte nicht ohne Schwierigkeit geschehn, frühere Anwerbungen von Hamburg her waren schon zu dem Könige nach Polen abgegangen. An kräftigen Widerstand gegen Karl XII. war bei den geringen Mitteln nicht zu denken; die Minister entschlossen sich, bei dem Könige von Schweden für Sachsen um Frieden anzuhalten. Der Kammerpräsident Imhof und der geheime Referendair Pfingsten wurden nach Bauzen gesandt, um von dort aus mit dem Könige, der schon über die Oder gegangen war, Unterhandlungen anzu-

knüpfen. Schulenburg folgte ihnen dahin mit einigen Truppen, um die weiteren Bewegungen des Feindes wenigſtens zu beobachten. Er ſandte den Oberſten Jordan mit 500. Reitern gegen Görlitz vor, mit dem gemeſſenen Befehl, immer auf ſeiner Hut zu ſein und ſich in kein Gefecht einzulaſſen; die Schweden überfielen ihn dennoch, ſeine Mannſchaft wurde auseinandergeſprengt, er ſelbſt büßte ſeine Unaufmerkſamkeit mit dem Leben. Dieſer Vorgang, den das Gerücht ſehr vergrößerte, erfüllte die ſächſiſchen Truppen neuerdings mit Schrecken, und der Gedanke, auch nur den Anblick der Schweden im freien Felde zu beſtehn, mußte gänzlich ſchwinden. Die aus Polen eingehenden Willensmeinungen des Königs, die Rathſchläge der Miniſter und Schulenburgs eigne Anſicht der Dinge ließen keinen andern Entſchluß mehr übrig, als ein möglichſt vortheilhaftes Abkommen mit dem Feinde zu treffen, bis dahin aber einige feſte Plätze zu bewahren, und die übrigen Truppen in Sicherheit zu bringen. Zur Beſatzung von Dresden, von Königſtein und Sonnenſtein blieben demnach 4000. Mann zurück, mit den übrigen nahm Schulenburg den Weg über Meißen nach Leipzig, wo er auch die Pleißenburg mit einiger Mannſchaft beſetzte. Er ſuchte den Magiſtrat von Leipzig zu bewegen,

eine Summe Geldes zur Ausrüſtung der Truppen vorzuſchießen, aber nur nach vieler vergeblichen Bemühung, und bloß auf ſein perſönliches Wort, erhielt er zuletzt 8000. Thaler nebſt einigen andern Gegenſtänden des dringendſten Bedarfs, doch ſchon zu ſpät, um dieſelben gehörig in Gebrauch zu ſetzen, da die ſchwediſche Reiterei ſchon über die Mulde gegen Leipzig heraneilte, um die Sachſen anzugreifen. Schulenburg brach ungeſäumt auf, und zog ſich nach Weißenfels und Naumburg, in der Abſicht über Chemnitz nach Böhmen zu entkommen, und auf dieſem Wege zu dem Könige nach Polen zu gelangen; der Mangel an Verpflegungsmitteln, dem er auf dieſer Straße nur durch baares Geld hätte abhelfen können, nöthigte ihn dieſen Plan aufzugeben, und ſeinen Rückzug gegen den Thüringer Wald fortzuſetzen. Unſägliche Mühſale hatte Schulenburg auszuſtehn; die Einwohner, überall ſchon der Schweden gewärtig, verſagten den Sachſen jede Hülfe, jedes noch ſo geringe Darlehn; unter den Truppen ſelbſt herrſchte die größte Auflöſung. Der General Dünewald, der ungeachtet ſeiner bei Frauſtadt bewieſenen Feigheit durch die Gunſt, welche die Gräfin Hoym, damalige Geliebte des Königs, ihm zuwandte, wieder auf's neue einem Theil der Reiterei vorgeſetzt war,

erbat ſich von Schulenburg in dem Augenblick, da ein Zuſammentreffen mit den Schweden befürchtet wurde, die Erlaubniß ſich zu entfernen, weil er ſich nicht wohl befinde; ein Gleiches that ein Oberſt von den Dragonern, und obgleich dieſem ſein Begehren abgeſchlagen wurde, ritt er dennoch davon und ließ ſein Regiment im Stich, welches hierauf unbefehligt in die Irre ging, und zurückgeholt werden mußte. Ganze Abtheilungen Reiter flohen vor dem Feinde, ſobald er ſich zeigte, und ließen ſich gar nicht wieder ſehn; truppweiſe kehrte das Fußvolk, nachdem es die Waffen weggeworfen, nach Sachſen zurück. Die noch bei den Fahnen blieben, litten Mangel und Noth in allen Dingen; die Einwohner hatten ihre Habe meiſtens geflüchtet, und ſperrten die Wege gegen die Nachdringenden durch Verhaue und ſonſtige Anſtalten. Ueber Weimar und Ilmenau ſetzte Schulenburg ſeinen bedrängnißvollen Rückzug fort. Ein ſchlimmer Umſtand vermehrte noch ſeine Verlegenheit. Er hatte die 8000. Thaler, die ihm in Leipzig dargeliehen worden, und einige Bekleidungsvorräthe, die zu vertheilen keine Zeit geweſen, dem Hauptmann Benkendorf übergeben, der damit nach Eiſenach vorausgehn und dort neue Befehle erwarten ſollte. Dieſer Offizier flüchtete aber von Eiſenach, wo er

ſich nicht ſicher glaubte, ſogleich weiter nach Kaſſel, wo er dem Prinzen von Kurland erſt ſeine Sendung, und, durch deſſen Vorſpiegelungen verleitet, alsbald auch die ganze Summe anverttaute, mit dem Beding, ſie dem General Schulenburg, ſobald dieſer ſie fordern würde, abzuliefern. Aber der Prinz hatte kaum die Summe in Händen, als er eine Stafette an Schulenburg ſandte, anzeigend, daß er das Geld behalten werde, um ſich wegen einer Schuldforderung an den König von Polen bezahlt zu machen, auch würde ja den ſächſiſchen Truppen ohnehin jetzt das Geld weniger nöthig ſein, da der Abſchluß des Friedens ganz nah bevorſtehe. Schulenburg antwortete dem Prinzen in ſtarken Ausdrücken, und ſchrieb auch dem Landgrafen von Heſſen-Kaſſel bittre Beſchwerden über dieſes hinterliſtige und gewaltſame Benehmen, aber beides ohne Erfolg. Er ſah niemals etwas von dieſem Gelde wieder, fand ſich für den Augenblick ohne alle Baarſchaft, und mußte, um nicht ganz entblößt zu bleiben, zur Beſtreitung der dringendſten Bedürfniſſe 2000. Thaler aus Prag holen laſſen, wo zum Glück noch einige Gelder zu heben waren.

Inzwiſchen hatten die Sachſen in Zerrüttung und Noth den Thüringer Wald zurückgelegt, und die Schweden, deren Reiterei unter dem Oberſten

Görz ihnen bisher nachdrücklich auf den Ferſen geweſen, ſetzten hier endlich ihrer Verfolgung ein Ziel. Während Schulenburg dem Ueberreſte ſeiner Leute einige Ruhe gewährte, erhielt er vom Könige den Befehl, dieſe Truppen jetzt nicht mehr nach Polen zu führen, wo ſie bei ihrer Ankunft nichts mehr nützen, ſondern nur zur Laſt fallen würden, indem der Frieden mit Schweden ſchon ſo gut wie abgeſchloſſen ſei; vielmehr habe er ſich zu bemühen, dieſe Truppen in gutem Dienſtverhältniſſe bei dem verbündeten Heere anzubringen, wozu durch die ſchon in Anſpruch genommene Verwendung des Kurfürſten von Hannover bei dem Herzoge von Marlborough die beſte Hoffnung vorhanden ſei. Schulenburg begab ſich nach Bamberg, um ſich mit dem Kurfürſten von Mainz zu beſprechen, und ein erſtes Unterkommen für die Truppen zu beſprechen. Allein die Sache fand große Schwierigkeiten. Nur nach vielen Einwendungen nahm der Prinz Ludwig von Baden in ſeinem Heere vor Philippsburg endlich 1500. Moskowiter auf, welche dennoch bald nachher wieder entlaſſen wurden, und durch Böhmen und Polen heimziehen mußten. Den Reſt der Truppen führte Schulenburg auf die Nachricht von dem zwiſchen Sachſen und Schweden am 14. September 1706. zu Alt-

ranſtädt geſchloſſenen Frieden nach Thüringen zu-
rück, wo ſie Quartiere bezogen; er ſelbſt reiſte nach
Warſchau, wohin der König ſich mit ſeinen Trup-
pen einſtweilen verfügt hatte, um ſich den Mos-
kowitern zu entziehen, von welchen er, nachdem
ſein Bündniß mit dem Czar durch den Frieden auf-
gelöſt war, nur Ungelegenheiten befürchten mußte.
Schulenburg fand eine ziemlich kalte Aufnahme;
ſeine Feinde hatten nicht unterlaſſen, in einer Zeit,
wo die Zuſtände des Krieges nur traurige Ergeb-
niſſe darboten, die widerwärtigen Eindrücke auch
gegen den Feldherrn zu wenden. Ihm widerfuhr
ſogar eine beleidigende Zurückſetzung. Der König
hatte nämlich in Grodno dem General Ogilvi, der
das Heer des Czars befehligte, das Verſprechen ge-
geben, ihn nach dem Abgange Steinau's an deſſen
Stelle zum Feldmarſchall zu ernennen; dies geſchah
jetzt, wiewohl auch Schulenburg von dem Könige,
als dieſer ihn von ſeinem Abſchiedsgeſuche zurück-
zubringen bemüht geweſen, mündlich und ſchrift-
lich die betheurende Zuſicherung empfangen hatte,
daß niemand ihm in Betreff der Befehlsführung
jemals vorgehn würde. Sein Inneres empörte
ſich mehr um der Wortbrüchigkeit und Schwäche,
die ihm gegenüber ſtand, als um der Beeinträchti-
gung willen, die er ſelbſt erlitt; und die derjenige

nicht allzuhoch in Anſchlag bringen konnte, der dieſe Verhältniſſe mit allen Ausſichten nur immer gewünſcht hatte zu verlaſſen. Er unterdrückte jedoch ſeinen Unwillen und führte keine Beſchwerde, da er dies für den Augenblick völlig zwecklos hielt; er war ſogar bedacht, mit Ogilvi ſelbſt im beſten Einverſtändniſſe zu leben. Der König begab ſich von hier zuerſt wieder nach Krakau, wo er inmitten ſeines glänzenden Hofes und in der reizenden Geſelligkeit von Polen die Unglücksfälle ſeiner Staaten zu vergeſſen ſchien, dann endlich nach Leipzig, wo auch Schulenburg bald eintraf, und plötzlich wieder, gegen alles Erwarten, in großer Gunſt erſchien. Der König gab die angenehmſten Feſte, erluſtigte ſich mit Scheibenſchießen und Ringelſtechen, hielt Jagden bei Fackelſchein, und dieſen Vergnügungen, an denen die damalige Geliebte des Königs Gräfin Koſel, und viele ſchwediſche Generale Theil nahmen, mußte auch Schulenburg regelmäßig beiwohnen, zum größten Verdruſſe ſeiner Gegner, die ihn bald auch wieder in den wichtigſten Staatsgeſchäften zu Rath gezogen ſahen.

Karl XII. hielt Sachſen fortwährend beſetzt, und drückte das Land durch harte Kriegslaſten; er ſelbſt hatte ſein Hauptquartier auf dem Edelhofe zu Altranſtädt, wo er in ſtrenger Einfachheit wie

ein rauher Krieger lebte. Der König August, den er in Polen entthront und durch sonstige harte Friedensbedingungen tief gedemüthigt hatte, besuchte ihn mehrmals, und es fanden zwischen beiden viele Höflichkeiten statt. Auch Schulenburg machte dem Könige von Schweden zu Altranstädt seinen Besuch. Der König empfing ihn in seinem Kabinet, und trat ihm sogleich entgegen, und da Schulenburg nach einer Verbeugung schweigend die Anrede des Königs erwartete, schritt dieser, ohne ein Wort zu sprechen, immer näher auf ihn ein, und drängte den allmählich Zurückweichenden auf diese Art bis zu einer Ecke des Zimmers; nach dieser seltsamen bildlichen Wiederholung von Punib brach er das Schweigen, und begann ein Gespräch über die Kriegsbegebenheiten, welche sie zusammen gehabt; einige schwedische Generale mischten sich in die Unterhaltung, die alsbald so lebhaft wurde, daß der König gegen seine Gewohnheit lachte und scherzte, und eine Stunde auf solche Weise zubrachte. Während der Mittagstafel, bei welcher Schulenburg neben dem Könige saß, sprach dieser kein Wort, und sah ernsthaft vor sich hin. Nach dem Essen, das nicht über eine halbe Stunde dauerte, folgte Schulenburg nebst den schwedischen Generalen dem Könige wieder in sein Kabinet,

und man verbrachte abermals eine Stunde in munteren Gesprächen über mannigfache Gegenstände. Schulenburg speiste noch ein zweitesmal bei ihm, und sprach ihn auch bei andrer Gelegenheit öfters, immer auf gleiche Weise begünstigt und ausgezeichnet, indem der König Gefallen fand sowohl allgemeine Verhältnisse als besondre Vorfälle aus dem Fache des Kriegswesens mit ihm durchzusprechen. Schulenburg entwirft in seinen Denkwürdigkeiten von diesem großartig sonderbaren Fürsten eine gute Schilderung, von vielen merkwürdigen Zügen belebt, und im Ganzen dem Bilde nicht unähnlich, welches späterhin durch Voltaire's Feder lebhaft ausgeführt, der diese Züge dabei vor Augen hatte, allgemeine Verbreitung und bewundernden Beifall gefunden hat. Der Anschein guten Vernehmens zwischen dem Könige August und Karl XII. hinderte indessen letzteren so wenig als der geschlossene Frieden, in Sachsen völlig wie in einem eroberten Lande zu hausen; man rechnete, daß die Schweden binnen 13. Monaten an baarem Geld und andern Leistungen über 21. Millionen Thaler daraus gezogen. Bei dieser Bewandniß glaubten die Sachsen durch den für sie ganz unwirksamen Frieden auch ihrerseits gegen die Schweden nicht mehr gebunden zu sein, und man sann auf Mittel, sich der unleidlichen Be-

drückung zu entledigen. Schulenburg unter andern entwarf einen Plan, den König von Schweden in Altranstädt, wo er mit geringem Gefolge, und auf Stundesweite von den nächsten schwedischen Truppen entfernt, im Quartiere lag, nächtlich aufzuheben, ihn nach Königstein zu führen und dort so lange gefangen zu halten, bis er den Frieden, unter billigen Bedingungen neu geschlossen, treu erfüllt, und alle seine Truppen nach Schweden zurückgeschickt hätte. Die Sache war leicht und fast ohne Gefahr auszuführen, Schulenburg hatte selbst mit vier Offizieren die Oertlichkeit genau erkundet, und drang mehrmals in den König, ihm Vollmacht und Auftrag zu ertheilen; allein dieser konnte sich nicht entschließen, und erschrak immer auf's neue vor dem Gedanken an die Folgen, welche die Sache haben könnte, nicht erwägend, daß die Furchtbarkeit des Feindes mit dessen Gefangenschaft aufgehört hätte. Als bald nachher im September 1707. Karl XII. bei seinem endlichen Abzuge aus Sachsen unvermuthet in Dresden erschien, und nur von vier Generalen begleitet sich der Gewalt seines bisherigen Gegners anvertraute, wurde derselbe Vorschlag von Andern angeregt, der jedoch diesmal weniger rechtlich zu begründen war; allein die bestürzten Gemüther vermochten sich nicht so schnell

zu faſſen, und ehe ein Entſchluß zu Stande kam, war die Gelegenheit ſchon vorübergegangen. Schulenburg aber befand ſich in dieſer Zeit gar nicht in Dresden, ſondern auf einer Reiſe in Hannover, wohin beſondere Umſtände ihn geführt hatten.

Seinen Unmuth über ſo mancherlei Mißgeſchick, das ihn niederbeugte, hatte der König Auguſt auf die Werkzeuge geworfen, die ihm bei dem unheilvollen, aber von ihm ſelbſt beeilten Friedensſchluſſe gedient hatten. Der Präſident Imhof und der geheime Referendair Pfingſten waren verhaftet und nach Königſtein gebracht worden, weil ſie, ſo hieß es, bei dem Friedensgeſchäft über ihre Vollmachten hinausgegangen waren. Das Gerücht hatte ſich verbreitet, auch der General Schulenburg, dem man allerlei vorwerfe, ſolle verhaftet werden. Auf dieſe Nachricht ſandte der Kurfürſt von Hannover, mit Schulenburgs Schweſter durch Bande dauernder Zuneigung innig verbunden, und dadurch auch für dieſen mit lebhaftem Antheil erfüllt, ſogleich deſſen jüngeren Bruder, der in ſeinen Dienſten ſtand, mit dem Auftrage nach Dresden, den General zu warnen, und ihn einzuladen, im Falle wirklicher Gefahr nur ſogleich an den Hof nach Hannover zu kommen. Schulenburg war allerdings in der Gunſt des Königs wieder geſunken, fürchtete

aber keine solche Maßregel, zu welcher auch, wie er wußte, nicht der geringste Grund vorhanden war; doch mochte er selbst wünschen, sich eine Zeitlang zu entfernen, und die Ungunst selbst zu ihrer eignen Widerlegung gebrauchend bat er den König, nach vieler Klage, daß so nachtheilige Gerüchte über ihn in Umlauf gesetzt würden, um die Erlaubniß, durch sein persönliches Erscheinen an mehreren Höfen den Ungrund jener Ausstreuungen thatsächlich darzuthun. Diese Erlaubniß wurde ihm gern ertheilt, und er reiste zuvörderst nach Hannover, dem Kurfürsten für seine besondere Theilnahme sich dankbar zu erweisen. Dieser war eben im Begriff nach dem Rhein abzugehn, um daselbst den Oberbefehl der Reichstruppen zu übernehmen, und ließ durch seinen Gesandten in Dresden für Schulenburg um die Anführerstelle über die sächsischen Kriegsvölker nachsuchen, allein diese Stelle war bereits dem General Wackerbarth zugesagt, der als sächsischer Gesandter in Wien die Verwendung des Kaiserlichen Hofes für sich hatte. Nichtsdestoweniger überwog zuletzt der Einfluß des Kurfürsten, in welchem schon der künftige König von Großbritannien berücksichtigt wurde, und Schulenburg erhielt den Oberbefehl über die sächsischen Truppen, welche 9000. Mann stark im Juni 1708. nach den

Niederlanden zogen, um in holländiſchem Solde gegen die Franzoſen zu fechten.

Der Krieg um die Erbfolge in Spanien wurde von Ludwig XIV. und ſeinen verbündeten Gegnern mit aller Erbitterung fortgeführt. Den franzöſiſchen Befehlshabern, dem Herzoge von Vendome und ſpäter dem Marſchall von Villars, ſtanden der Prinz Eugen von Savoyen und der Herzog von Marlborough, beide in ſeltner Eintracht ſiegreich verbunden, als Anführer des verbündeten Heeres in den Niederlanden gegenüber. Schulenburg fand hier erwünſchte Verhältniſſe, tüchtige Streitkräfte, geſchickte Führung, erprobte Feldherren, welche ſeinen Werth erkannten, und ſein Vertrauen verdienten. Die Verbündeten hatten eben am 11. Juli 1708. den Sieg bei Oudenarde erfochten, und Prinz Eugen belagerte Ryſſel, als Schulenburg mit ſeinen Truppen bei dem Heere anlangte, wo bald nachher auch der König Auguſt ſelbſt eintraf. Schulenburg that ſich alsbald in Rath und Ausführung hervor; ſein geiſtvolles Urtheil und ſeine beſonnene Tapferkeit gewannen ihm vor allen die Zuneigung des Prinzen Eugen, der ihn durch beſonderes Vertrauen und ehrenvolle Aufträge auszeichnete. Seine Stellung jedoch brachte es mit ſich, daß der Ruhm ſeines Namens minder ausſchließlich glänzte, als

da er ſelbſt den Oberbefehl eines unabhängigen, wenn auch geringeren Ganzen geführt. Dagegen ſollte ſein Verdienſt hier auf einem ganz neuen Gebiete hervorleuchten. In den Niederlanden hatte man viel mit Belagerungen zu ſchaffen, und Schulenburg, der zwar in jedem Theile der Kriegskunſt bewährte Kenntniß und Einſicht beſaß, aber bisher faſt nur im freien Felde gegen den Feind geſtanden hatte, lernte hier durch werkthätige Erfahrung in dem Feſtungskriege dasjenige Fach kennen, dem er künftig ſeines Ruhmes ſchönſten Lorbeer verdanken ſollte! Als im folgenden Jahre 1709. unter der Oberaufſicht des Herzogs von Marlborough die Belagerung von Dornik begann, erhielt er die Leitung eines der drei Angriffe, welche gegen die Feſtung gerichtet wurden. Seinem Befehle waren hiebei drei Generallieutenants untergeben, der Herzog von Argyle, der General Weck und der Graf Wackerbarth. Sein Angriff rückte von allen am ſchnellſten vor, und beunruhigte die Franzoſen am meiſten; er hatte bereits den bedeckten Weg von der Schelde, das dortige Hornwerk und die dabei befindlichen Baſteien mit Sturm erobert, und einen Ausfall glücklich zurückgeſchlagen, als die Beſatzung die Stadt übergab und ſich auf die Citadelle beſchränkte. Schulenburg eröff-

nete auch gegen dieſe die Laufgräben, und führte ſeinen Angriff über und unter der Erde, — denn in den Minen ſogar kam es zu förmlichen Gefechten, — mit ſolcher Geſchicklichkeit, daß die Franzoſen nach 26. Tagen hartnäckigſter Gegenwehr ſich kriegsgefangen gaben. Kaum war dieſe Belagerung beendigt, ſo eilte Schulenburg mit ſeinen Truppen zu dem verbündeten Heere, welches ſich anſchickte, den Franzoſen eine Schlacht zu liefern, die aber der Prinz Eugen nicht zulaſſen wollte, bevor nicht die Belagerungstruppen von Dornik eingetroffen wären; ſie kamen Abends den 10. September an, und am 11. begann die große Schlacht von Malplaquet, in welcher von beiden Seiten mit hartnäckiger Ausdauer und größtem Verluſte geſtritten wurde, bis zuletzt doch die Franzoſen erlagen. Schulenburg ſtand mit den Sachſen an dieſem heißen Tage im erſten Treffen, unter dem Befehl des Prinzen Eugen, und bewies ſo außerordentliche Proben der Einſicht und Tapferkeit, daß dieſer Feldherr ihm laut ſeine Bewunderung zollte, und ihn von dieſer Zeit mehr als irgend einen andern ſeiner Generale ehrte. Im Juli des Jahres 1710. wurde den Generalen Schulenburg und Fagel die Belagerung von Bethune aufgetragen, welche Feſtung mit einer ſtarken Beſatzung

verſehn und dem tapfern General Vauban, einem Verwandten des berühmten Marſchalls, zur Vertheidigung anvertraut war. Sie rückten mit 20,000. Mann am 15. Juli vor den Platz, der ſogleich berennt und bald nachher beſchoſſen wurde. Anfangs machte der General Fagel auf ſeiner Seite raſchere Fortſchritte; Schulenburg hatte bei ſeinen Arbeiten größere Schwierigkeiten zu überwinden, weil der Boden, durch Ueberſchwemmung verdorben, erſt ausgetrocknet werden mußte, bevor der Angriff geſchehn konnte. Seine Anſtalten waren aber ſo zweckmäßig, daß ſelbſt die Holländer, jedes Waſſerbetriebes vor allen kundig, ihr Erſtaunen darüber ausdrückten; die Abzapfung des Waſſers, welche man für unmöglich gehalten, wurde mit großer Anſtrengung in wenig Tagen bewirkt; der Prinz Eugen und der Herzog von Marlborough kamen ſelbſt, um die merkwürdige Arbeit in Augenſchein zu nehmen. Schulenburg ſchlug hierauf mehrere Ausfälle der Belagerten ſiegreich zurück, und ſetzte dann ſeinen Angriff ſo raſch und nachdrücklich in's Werk, daß er bereits alle Anſtalten zum Hauptſturme traf, als die Franzoſen, in Erwägung dieſer Gefahr, den bisher hartnäckig vertheidigten Platz am 28. Auguſt an ihn übergaben. Der General Fagel empfand über Schulenburgs

unvermuthetes Gelingen ſolchen Verdruß, und konnte ſich ſo wenig in das Geſchehene finden, daß er kaum davon abzubringen war, die ſchon übergebenen Werke noch weiter zu beſchießen, um ſie auch ſeinerſeits einzunehmen. Mit der Eroberung einiger andern Feſtungen, wobei wir Schulenburgs jedoch nicht erwähnt finden, wurde dieſer Feldzug geendigt.

Inzwiſchen hatten die Wandlungen der Gunſt und die Ränke der Selbſtſucht am ſächſiſchen Hofe nach wie vor ihr verderbliches Spiel, und erſtreckten ihren gehäſſigen Einfluß auch auf Schulenburgs Verhältniſſe, und dies um ſo mehr, als mit ſeinem Verdienſt und Ruhm auch die Eiferſucht und Erbitterung ſeiner Feinde zunehmen mußte. Ueberdrüſſig der vielen Widerwärtigkeiten und unaufhörlichen Plackereien, ging er während eingetretener Waffenruhe nach Sachſen, wiederholte ſein oftmals erneuertes Geſuch, und beſtand auf ſeinen Abſchied, den er endlich im April des Jahres 1711. erlangte. Vergebens ſuchte der König ihn auch diesmal wieder durch Verſprechungen und Schmeicheleien von ſeinem Vorhaben abzuwenden; er fand ihn unerſchütterlich in ſeinem Entſchluſſe beharrend, und mußte ihm willfahren. Er that es in Gnaden, und ließ ihm noch zuletzt, als Zeichen

dankbarer Anerkennung seiner vieljährigen ruhmvollen Dienste, ein ansehnliches Geschenk reichen, zugleich als Ersatz für so mancherlei Opfer, die er aus eignen Mitteln im Laufe dieser Dienste aufgewendet. Von hier an mangeln uns über die nächsten Lebensjahre Schulenburgs die umständlicheren Nachrichten. Wir können nur angeben, daß er diese Zeit theils auf seinem Gute Emden bei Magdeburg, theils auf Reisen in Deutschland, Holland und England zugebracht, und unter andern im Jahre 1712. zu Frankfurt am Main der Kaiserkrönung Karls VI. und im Jahre 1713. dem Friedenskongresse zu Utrecht, der den spanischen Erbfolgekrieg beendigte, beigewohnt habe. Ohne Zweifel war er in dieser Zwischenzeit, auch ohne in Staatsdiensten zu sein, in den öffentlichen Angelegenheiten vielfach thätig und wirksam. Seine Verbindungen in Sachsen dauerten fort; andre sehr angesehene hatte er, wie schon erwähnt, in Hannover; aus dem Kriegsdienst in dem verbündeten Heere, der ehrenden Freundschaft des Prinzen Eugen und der Hochachtung des Herzogs von Marlborough verblieben ihm nahe und wichtige Verhältnisse. Seinen Reisen, seiner Anwesenheit bei den genannten großen Staatshandlungen, dürfte wohl, neben persönlichen Zwecken, ein politischer

Antheil nicht ganz fremd geweſen ſein. Doch fehlen hierüber die ſichern Angaben. Wir finden ihn gegen Ende des Jahres 1714. zu Wien in der ausgezeichnetſten Gunſt bei dem Kaiſer und im vertrauteſten Umgange mit dem Prinzen Eugen, der in den wichtigſten und geheimſten Arbeiten der Kriegs- und Friedensgeſchäfte ihn häufig zur Theilnahme berief. Sein wirklicher Eintritt in Kaiſerliche Kriegsdienſte würde ſonder Zweifel bald erfolgt ſein, wenn nicht von andrer Seite eine ganz neue Ausſicht ihn gerufen hätte, welche dem Kaiſerlichen Hofe wie ihm ſelbſt genehm und erwünſcht ſein mußte.

Die Republik Venedig befand ſich in ſchweren Krieg mit den Türken verwickelt, welche das Königreich Morea, durch die Venetianer unter Franz Moroſini heldenmüthig erkämpft und im Frieden von Karlowitz glücklich behauptet, mit allen Kräften wiederzuerobern ſtrebten. Venedig, ſeit Jahrhunderten nachtheilig ringend gegen die Wirkung der neuen Wege des Welthandels, fühlte längſt im Stillen die Wandlung der Zeiten, deren Zukunft ihm fortan kein neues Emporſteigen zu hoffen gab. Aber die Macht und Größe dieſes Staates waren ſo außerordentlich, daß ihre glänzende Entfaltung noch oft über ihre wirkliche Abnahme

täuſchen konnte; Staatsklugheit und Tapferkeit erhielten noch weithinaus, und mehrten ſogar auf Augenblicke, den erworbenen Beſitz und das überkommene Anſehn aus älterer Zeit. Geſchickte Unterhandlung wendete manche Gefahren ab, die aus den politiſchen Verwickelungen der europäiſchen Mächte oftmals hervorgingen; entſchloſſene Kriegsführung beſtand mit abwechſelndem Glücke diejenigen, welche der furchtbare Andrang der türkiſchen Macht immer näher gegen Venedig heranwälzte. Die Republik nahm ſeit langer Zeit in ſolcher Bedrängniß ſtets ihre Zuflucht auch zu auswärtiger Hülfe; ſie beſoldete fremde Kriegsvölker und berief auswärtige Anführer. Groß iſt die Zahl beſonders deutſcher Namen, die in den Kriegen Venedigs neben den alten venetianiſchen Namen mit Ruhm genannt werden; unter den Feldherren dieſes Freiſtaats finden ſich Prinzen von Braunſchweig, Grafen von Mansfeld, Waldeck, Trautmansdorf, und viele andre Kriegsmänner, auch von minder berühmter Herkunft. Es war zum eingeführten Gebrauche geworden, daß, während die Seemacht nur Einheimiſchen anvertraut blieb, Ausländern der Oberbefehl über die Landtruppen übertragen wurde. Auch jetzt, da die Gefahr größer als je über die beſtürzte Republik hereinbrach, und alle Mittel

des Heils aufgeboten werden mußten, wandte der Senat seine Sorgfalt mit größtem Eifer dahin, dem Staate Truppen und Anführer vom Auslande herbeizuziehen. Die venetianischen Gesandten, welche nach Wien geschickt worden, um mit dem Kaiser gegen den gemeinschaftlichen Feind ein Bündniß abzuschließen, bei dessen Verhandlung der Prinz Eugen durch Schulenburgs Rath und Thätigkeit eifrig unterstützt wurde, erhielten den Auftrag, wegen Berufung dieses letztern in venetianische Dienste die nöthigen Schritte zu thun. Schulenburgs Name war durch den Ruf seiner Thaten, besonders als Gegner Karls XII., auch in Italien längst berühmt. Kaiser Karl VI. sah die Sache Venedigs als seine eigne an, und während er selbst sich mit aller Macht zum Kriege rüstete, welchen seinerseits der Prinz Eugen in Ungarn führen sollte, mußte er eifrigst wünschen, auch die Venetianer einen Feldherrn wählen zu sehn, der, durch seine eignen Fähigkeiten sowohl als durch gutes Einverständniß mit dem Kaiserlichen Heerführer, dem gemeinschaftlichen Unternehmen gutes Vertrauen und glücklichen Fortgang gewährte. Hatte der Prinz Eugen die Venetianer wiederholt versichert, sie könnten niemals einen tüchtigeren und dem Kaiserlichen Hofe erwünschteren Feldherren berufen, so unter-

ſtützte nun auch der Kaiſer mit größter Wärme bei Schulenburg die Anträge der Venetianer. Die Republik bot dem General die Würde eines Feldmarſchalls an, für die Kriegszeit 10,000. Zechinen jährlicher Beſoldung, ein Regiment zu Fuß von 1000. Mann, und andre angemeſſene Vortheile. Auf dieſe Bedingungen kam zu Wien am 5. Oktober 1715. zwiſchen Peter Grimani und Schulenburg der Dienſtvertrag des letzteren mit der Republik, einſtweilen auf drei Jahre, glücklich zu Stande. Der Kaiſer bezeigte ſeine lebhafte Theilnahme an dieſer Sache ſogleich durch Schulenburgs Erhebung in den Reichsgrafenſtand, die unter dem 23. Oktober ausgefertigt wurde. Dieſer ordnete ſeine Angelegenheiten ſo gut es die Kürze der Zeit erlaubte, und beeilte ſeine Ankunft in Venedig. Mehrere Offiziere, beſonders Sachſen, die unter ihm gedient hatten, folgten ihm dahin nach. Den Freiherrn von Noſtitz nahm die Republik als Generallieutenant für Dalmatien noch beſonders in Dienſt.

Im December 1715. langte Schulenburg in Venedig an, und wurde höchſt ehrenvoll empfangen. Gleich bei ſeinem erſten Auftreten erwarb er ein überwiegendes Anſehn, wie niemals vor ihm ein fremder General in Venedig beſeſſen hatte. Er verband entſchloſſene Stärke mit vorſichtiger

Klugheit. Die reichen Erfahrungen, welche er auf den Schaubühnen des Staatslebens, die ſchlaue Gewandtheit, welche er im mannichfachen Verkehr ſo vieler Höfe gewonnen, und das feine Betragen, welches ihm von daher in hohem Grade eigen war, mußten ihm bei den Edlen Venedigs beſonders zu Statten kommen, als welche von jeher in ſolchen Eigenſchaften Auszeichnung und Ruhm fanden. Hier kam es darauf an, nicht eines Einzelnen Gunſt, ſondern den Beifall und die Mitwirkung von Vielen in mannichfacheu Verhältniſſen dauernd zu gewinnen. Er wußte die Schwächen der Meiſten bald zu erkennen und geſchickt zu benutzen. Die Vorzüge, welche Wahn und Eitelkeit ſich anmaßten, ließ er gern als wirkliche gelten, den Schein von Tugenden, welcher oft das Gegentheil derſelben nur ſchlecht verhüllte, hütete er ſich zu verletzen; in der Geſtalt von Andrer Vorſchlägen und Entwürfen ſchaffte er den ſeinigen ſichren Eingang. Kein Verhältniß durfte er unbeachtet laſſen; wichtiger jedoch, als alle übrigen in Venedig, war für ihn das zu dem Savio alla Scrittura. Dieſer Beamte, urſprünglich nur Zahlmeiſter bei den Truppen, hatte in Kriegszeiten nach und nach die bedeutendſte Wirkſamkeit erworben; zu ſeinem Bereiche gehörten alle Verwaltungsgegenſtände, Fe-

ſtungsbau, Ordnung und Ausrüſtung der Truppen, die ſämmtlichen Beförderungen; von ihm hing es größtentheils ab, welche Mittel dem Feldherrn zur Ausführung ſeiner Zwecke verliehen würden. Schulenburg fand einen Savio im Amte, der ihm perſönlich abgeneigt und dabei von keiner ſehr edlen Denkungsart zu ſein ſchien; dieſen zu gewinnen war die nächſte Aufgabe. Derſelbe befand ſich grade auf ſeiner Villa in ländlicher Behaglichkeit, als er durch Schulenburgs Beſuch plötzlich überraſcht wurde. Dieſe unerwartete Zuvorkommenheit, die Ehre die ihm dadurch widerfuhr und der Ruf des Mannes ſelbſt ſetzten ihn ſchon in Verwirrung; als jener mit aller Ueberlegenheit der großen Welt ihm ſeine Hochachtung in verbindlichen Ausdrücken bezeigte, den Garten, das Haus, und alles was vor Augen kam, lobpreiſend bewunderte, endlich aus einer prächtigen Doſe ihm Taback bot, und dieſe Doſe, die unter dem Taback mit Zechinen reichlich gefüllt war, dem erſtaunten Savio zum Geſchenk machte, wurde dieſer völlig hingeriſſen, bekannte ſeine frühere Abneigung, gelobte aber ſtatt deren jetzt die beſte Freundſchaft und Ergebenheit, die er auch nachgehends durch die That bewährte! Wenn Schulenburg auf dieſe Weiſe nicht eben zart in der Wahl ſeiner Mittel

erſcheint, ſo gebührt ihm dagegen das Lob, in der Wahl ſeiner Zwecke deſto ſtrenger geweſen zu ſein. Allgemein wurde anerkannt, und durch alle Folgezeit beſtätigt, daß er die durch Klugheit und Liſt erlangten Vortheile mit größter Rechtſchaffenheit immer zum Guten verwendet, keinerlei Mißbrauch weder für ſich noch für Andre damit geübt, und ſeine Verhältniſſe nur geſichert und erhöht habe, um deſto freier und nachdrücklicher ſeinem Berufe Genüge zu thun.

Schulenburg ſchonte zwar die einzelnen Perſonen mit großer Vorſicht, aber die allgemeinen Anſtalten und Einrichtungen, welche ihrem Zwecke nicht entſprachen, behandelte er mit rückſichtloſer Strenge. Genug gab es hier zu tadeln, abzuſtellen, zu erſetzen. Die wenigen Truppen waren in ſchlechtem Zuſtande, das Feſtungsweſen vernachläſſigt, die Arbeiten im Arſenale höchſt mangelhaft. Was er von den Offizieren, die aus der Levante anweſend waren, über den Zuſtand der dortigen Angelegenheiten hörte, machte ihn an dem Gelingen des bevorſtehenden Feldzuges faſt verzweifeln. Eifrig drang er darauf, daß größere Anſtrengungen gemacht würden. Seine Vorſtellungen erwirkten ihm von dem Senate den Auftrag, von den deutſchen Fürſten für den venetianiſchen Dienſt noch

6000. Mann in Sold zu nehmen. Außer dieser für die Folge ersprießlichen Vermehrung, mußte für das Bedürfniß des Augenblicks noch schleunigere Hülfe geschafft werden. Es gelang ihm, viele kriegsgefangene Schweden anzuwerben, und das gute Handgeld, das sie erhielten, lockte noch andre tüchtige Soldaten unmittelbar aus dem schwedischen Heere herbei. Da die Berathschlagungen in Venedig über den Plan des Feldzuges eine große Vorliebe für die Wiedereroberung von Morea und Candia zeigten, so übergab Schulenburg dem Senat in einer ausführlichen Denkschrift die Entwikkelung seiner ganz entgegengesetzten Ansicht. Die Unfälle, welche die venetianischen Waffen in den letzten Feldzügen erfahren hatten, leitete er hauptsächlich von dem Unzusammenhang und der Entlegenheit jener Besitzungen ab. Morea, Candia und die übrigen Inseln, sagte er, erforderten in ihrer vereinzelten Lage auch vereinzelte Vertheidigungsanstalten, die ungemeine Kosten verursachten, und gleichwohl unzureichend blieben, da jeder Punkt für sich allein der ganzen Macht des Feindes bloßgestellt sei, ohne die Kräfte zum Widerstande gleicherweise daselbst vereinigen zu lassen. Anstatt dieser Länder möchte die Republik lieber die Eroberung Albaniens versuchen, eines nahgelegenen, an

Dalmatien angeſchloſſenen Landes, welches durch hohe Berge, deren Vertheidigung der große Skanderbeg einſt gelehrt, von den übrigen türkiſchen Provinzen getrennt, und daher um ſo leichter zu behaupten ſei; die Republik würde auf dieſe Weiſe ihren Verluſt reichlich erſetzen, an Land und Volk und Einkünften beträchtlich gewinnen, und ihre Herrſchaft über den adriatiſchen Meerbuſen durch neue Bande ſichern. Zugleich gab er die Mittel an, durch welche die Ausführung dieſes Planes, der zuvörderſt die Eroberung von Preveſa, Voiniza und Lepanto bezweckte, im Einzelnen zu erreichen ſtünde. Die kleine oder Galeerenflotte, meinte er, würde jene Unternehmungen der Landmacht von der Seeſeite zu unterſtützen haben, während die große Flotte der türkiſchen Seemacht den Ausgang aus den Dardanellen verwehrte, oder ſie wenigſtens verhinderte in die ioniſchen Gewäſſer zu gelangen, welches durch Kreuzen unter Zante am ſicherſten bezweckt werden möchte.

Bevor noch ein feſter Schluß genommen war, ging Schulenburg am 2. Februar 1716. mit 300. deutſchen Soldaten und großen Vorräthen von Lebensmitteln und Schießbedarf nach den ioniſchen Inſeln unter Segel. Alle Nachrichten aus der Levante machten eine furchtbare Schilderung von

den ungeheuern Zurüſtungen der Türken, deren geſammte Kriegsmacht, nachdem Candia, Morea und mehrere Inſeln mit allen feſten Plätzen bereits in ihrer Gewalt waren, nunmehr zunächſt, ſo mußte man vermuthen, gegen Corfu ſich wenden würde. Die ſämmtlichen Inſeln, Venedig ſelbſt, ja ganz Italien war dem verheerenden Einbruche der Osmanen bloßgeſtellt, wenn dieſes Bollwerk in ihre Hände fiel. Die Inſel Corfu, von etwa 50,000. Einwohnern bevölkert, liegt der Küſte von Albanien gegenüber, und bildet mit dieſer einen langen Kanal, der in der Mitte ſich zu einem Becken erweitert, an beiden Enden aber enger zuſammenzieht. In dieſes Becken erſtreckt ſich von der Oſtküſte der Inſel ein Vorgebirge, welches von dem übrigen Lande faſt getrennt ſcheint, und auf deſſen Felſenboden die der Inſel gleichnamige Stadt erbaut iſt. Gegenüber, auf der Küſte von Albanien, in der Tiefe einer kleinen Bucht, liegt die Bergſtadt Butrinto; in dem Kanale ſelbſt, dem Hafen gegenüber, die Inſel Vido. Die Stadt Corfu, mit etwa 14,000. meiſt griechiſchen Einwohnern, war von Alters her mit anſehnlichen Feſtungswerken verſehn, deren kunſtvoller und ſogar prächtiger Bau über ihre Zweckmäßigkeit täuſchen konnte; ein ſtarkes Schloß, von drei Seiten her

her meerumfluthet, erhob ſich, auf der Spitze des Vorgrundes; die eigentliche Stadt, zwiefach vom Meere angeſpült, lag unmittelbar dahinter, gegen die Landſeite durch eine Reihe von Baſteien und andern Werken genugſam befeſtigt, wenn nicht die nahe vor der Stadt aufſteigenden Anhöhen St. Abraham und St. Salvador dieſe Werke beherrſcht hätten. Corfu mußte für den Schlüſſel der dortigen Meere gelten. Schulenburg ſollte daher die Feſtungswerke und ſonſtigen Vertheidigungsmittel beſichtigen, und das etwan Mangelhafte ſchleunigſt herſtellen. Er fand alles im traurigſten Zuſtande, die Werke ſchlecht angelegt und verfallen, die Beſatzung äußerſt gering, die Einwohner abgeneigt, ja feindlich geſtimmt. Er ſetzte den Senat ſogleich von allem in Kenntniß, und verlangte die nöthigen Hülfsmittel; inzwiſchen gab er Befehl, die Feſtungswerke ſchleunigſt auszubeſſern und durch neue Anlagen zu erweitern, beſonders aber nach der Landſeite die beiden Anhöhen, und, zur Sicherung des Hafens, die Inſel Vido zu verſchanzen. Der Senat gab ſeinen Vorſchlägen völligen Beifall und bewilligte zu deren Ausführung alle verlangten Mittel; aber dieſe blieben dennoch aus, und ſogar die Schanzarbeiten geriethen in Stokken, da die ſchwache Beſatzung kaum für den täg-

lichen Dienst ausreichte, und die Einwohner unbezahlt nicht Hand anlegen wollten. Man harrte in Venedig mit banger Ungeduld auf die Kriegserklärung des Kaisers, der als Bundesgenosse gegen die Türken aufzutreten zögerte; ungeachtet der flehentlichen Mahnungen des Pabstes und des dringenden Betreibens abseiten des venetianischen Botschafters Grimani in Wien, erfolgte sie erst am 13. April, und diese ganze Zwischenzeit verlor sich in Hemmung und Schwanken. Schulenburg bereiste indessen die übrigen Inseln und nahliegenden Küsten, ließ Parga in Vertheidigungsstand setzen, und auch sonst überall, soviel es die Umstände erlaubten, die nöthige Vorkehr treffen. So vergingen mehrere Monate. Inzwischen erhob sich auf dem Festlande gegenüber von Corfu ein türkisches Lager, dessen Absicht deutlich auf Corfu zu beziehen war; die außerordentliche Anhäufung von Truppen in demselben und das Auslaufen der türkischen Flotte aus den Dardanellen unter dem Kapudan-Pascha Dianun Cogia ließen befürchten, daß der Zeitpunkt des Angriffs ganz nah bevorstehe. Schulenburg gab dem Senate hievon Nachricht, und fügte die dringendsten Vorstellungen hinzu, wie sehr es nöthig sei bei so großen Zurüstungen des Feindes die kräftigsten Maßregeln zu ergreifen, um

Corfu aus der Gefahr zu retten, die unmittelbar hereinzubrechen drohe. Der Senat höchstbestürzt beschloß die verlangte Hülfe in möglichster Eile zu senden, um aber in der Zwischenzeit, bis jene Hülfe einträfe, Corfu nicht bloßgestellt zu lassen, sollte die venetianische Flotte, obgleich noch nicht verstärkt durch die versprochenen Hülfsgeschwader andrer christlichen Mächte, durch jedes Mittel die türkische Seemacht aus den ionischen Gewässern entfernt halten, und Schulenburg erhielt den Befehl, zur desto sichreren Führung der Sache selbst mit auf die Flotte zu gehn, und mit ihr nach Zante zu schiffen.

Auf die Nachricht, daß die türkische Flotte schon weit in See und ziemlich in der Nähe sei, liefen die Venetianer in den Hafen von Zante ein, um daselbst frisches Wasser einzunehmen, und mehrere beschädigte Schiffe auszubessern. Vergebens ermahnte Schulenburg, den Feind in dessen eignen Gewässern aufzusuchen und anzugreifen, damit dessen weiterer Lauf nach Corfu und die Ueberschiffung der auf der Küste gegenüber bereitstehenden Landtruppen um so sichrer verhindert würde; die venetianischen Anführer hatten beschlossen, die feindliche Flotte bei Zante zu erwarten und sich hier auf ein Treffen gefaßt zu machen. Bald aber

brachte ein englisches Schiff die erschreckende Nachricht, daß die türkische Flotte bereits an Zante vorübergesegelt und auf der Rhede von Corfu vor Anker gegangen sei; sie bestand aus 22. Linienschiffen und 35. kleineren Kriegsschiffen, die zusammen über 2000. Kanonen führten. Dieser Macht war die venetianische keineswegs gewachsen, und ein Angriff, der in offner See, wegen der venetianischen Ueberlegenheit im Manövriren, noch zu wagen gewesen wäre, jetzt kaum mehr rathsam. Schulenburg aber fand sich von Corfu abgeschnitten, wo seine Anwesenheit mit jedem Augenblick dringender nöthig wurde. Schon wollte er auf einem französischen Schiffe heimlich hineinzuschlüpfen suchen, als die Venetianer einen besseren Rathschlag faßten, und ihn durch die Galeeren, wiewohl nicht ohne Gefahr, im Angesichte der türkischen Flotte am 5. Juli glücklich an's Land setzten. Er fand die Einwohner in Flucht und Schrecken, die Truppen völlig muthlos. Noch war keine Verstärkung eingetroffen, die anbefohlenen Arbeiten waren grossentheils unterblieben, in allen Anstalten herrschte Mangel und Verwirrung. Er überschaute ganz das Schreckliche seiner Lage; sein Muth aber beschloß, auch so den Platz zu vertheidigen, und der türkischen Macht, wenn auch nur durch seinen Un-

tergang, hier entgegenzustehn. Wenn nur das Meer offen bliebe, und die verheißene Verstärkung nicht zu spät einträfe, hielt er einen glücklichen Ausgang nicht für unmöglich. Er suchte den Geist der Truppen zu ermuthigen, den Eifer der Einwohner zu beleben, die venetianischen Anführer zu gutem Vertrauen zu ermuntern. Die Galeeren, welche ihn übergeschifft, ließ er wieder zur Flotte abgehn, nachdem er einige sclavonische und italiänische Mannschaft daraus zurückbehalten. Mit unglaublicher Anstrengung und Eile traf er die übrigen Anstalten; in ununterbrochener Arbeit von drei Tagen und Nächten wurde die Versäumniß von Monaten eingebracht, die Werke und Schanzen in Stand gesetzt, das Geschütz aufgeführt, die ganze Vertheidigung angeordnet; kaum blieb auch nur diese Zeit übrig, denn schon am 8. Juli setzte der Kapudan-Pascha, welcher inzwischen die besten Landungsplätze ausgewählt, das ganze Heer des Seraskiers, 30,000. Mann zu Fuß, 3000. Reiter und unendliches Geschütz, von der Küste Albaniens auf die Insel über. Gegen diese Macht hatte Schulenburg nur 1600. Mann dienstfähiger Soldaten, welchen allein jede Verrichtung oblag; denn als er die Einwohner und geflüchteten Landleute, die sich zahlreich in der Stadt befanden, zu mancherlei

Dienſtleiſtungen in Kompanieen abtheilen wollte, mit dem Verſprechen, ſie nicht gegen den Feind zu ſtellen, ſondern nur im Innern zu verwenden, widerſtanden ſie ſeinem Zuſpruch und Beiſpiel mit hartnäckiger Weigerung, die zuletzt ſogar in heftigen Aufſtand auszubrechen drohte. Sein anfängliches Vorhaben, die Landung der Türken zu hindern oder doch zu erſchweren, hatte er aufgeben müſſen; die venetianiſchen Anführer konnten ihn aber nicht bewegen, ſich auf die Vertheidigung der eigentlichen Stadt allein zu beſchränken, vielmehr beſetzte er mit ſeinen wenigen Truppen die Außenwerke, und ſelbſt die vor der Stadt liegenden Anhöhen; er hoffte durch eintreffende Verſtärkung bald den ganzen Bereich wirklich behaupten, oder, im Falle früheren Angriffs, doch immer zeitig genug ſich in die Stadt werfen zu können.

Seine Hoffnung betrog ihn nicht ganz. Während die Ausſchiffung der Türken noch fortdauerte, und der Kapudan-Paſcha mit dem Seraskier am Land eine Unterredung hielt, erſcholl plötzlich Kanonendonner vom Norden der Inſel. Es war die große venetianiſche Flotte unter dem Proveditor Cornaro, vereinigt mit der leichten unter Piſani, welche das nördliche Vorgebirge der Inſel umſchiffend die Kapelle der heiligen Jungfrau von Caſſopo be-

grüßte, ſie fuhr mit günſtigem Winde in den Kanal von Corfu ein, und richtete ihren Lauf gradezu gegen die türkiſche Flotte. Der Kapudan-Paſcha konnte nicht eilig genug zu ſeinen Schiffen gelangen, wo bereits Verwirrung und Schrecken herrſchte. Cornaro begann das Gefecht mit heftiger Beſchießung der Türken, welche um die Hälfte ſtärker dennoch mehr Schiffe verloren, und ſich endlich in die Bucht von Butrinto zurückzogen. Cornaro blieb auf der Rhede von Corfu; Piſani mit den Galeeren nahm inzwiſchen die Hülfsſchiffe auf, die er von Venedig unterwegs wußte, und geleitete ſie glücklich in den Hafen; ſie brachten 1000. Mann deutſcher Truppen und vielerlei Kriegsbedürfniſſe mit, auf welche man ſehnlichſt geharrt hatte. Die türkiſche Flotte nahm bald darauf eine Stellung am Kanal zunächſt der Küſte, und begnügte ſich das Belagerungsheer zu decken, während die venetianiſche Flotte den Belagerten die freie Verbindung mit dem Meer erhielt, und ſie von dieſer Seite gegen Angriff ſicherte. Da fortan der Wind immer ungünſtig war, ſo konnten Cornaro und Piſani gegen die türkiſche Flotte fürder nichts Wirkſames unternehmen; der Kapudan-Paſcha hingegen bezeigte keine Luſt, ein zweites Seetreffen gegen die Venetianer zu verſuchen.

Der Seraskier hatte sein Lager eine Stunde von der Stadt bei den Sälzwerken von Potamo genommen, und war beschäftigt das schwere Geschütz, das in ungeheurer Menge ausgeschifft worden, theils zur Sicherung des Ufers aufzustellen, theils zum Angriffe gegen die Stadt heranzubringen. Die Langsamkeit dieser mühvollen Anstalten gab für Schulenburg eine kaum gehoffte Frist, die unvollendete Befestigung mit rastloser Anstrengung noch um ein Bedeutendes zu fördern. Er vermehrte die Waffenplätze, Gräben, Einschnitte, legte Blockhäuser und Flatterminen an, ließ mit Macht an der Verschanzung der beiden Anhöhen fortarbeiten, setzte die Truppen in guten Stand, und ertheilte die nöthigen Vorschriften. Nichts wurde verabsäumt, was nur immer die Kriegskunst in ihrer ganzen Ausdehnung einem tapfern Feldherrn unter bestimmten Umständen darbieten kann. Auch die Türken indeß betrieben ihre vielfachen Eingrabungen, zwar ihrer Gewohnheit nach ohne feste Regel und innere Verbindung, doch für ihre Fechtweise zweckmäßig genug; ihre Ungeduld begnügte sich aber mit diesem langsamen Vorrücken nicht, sie schwärmten unaufhörlich in großen Haufen bis dicht unter die venetianischen Schanzen heran. Schulenburg nahm seinen Vortheil wahr, brach

an der Spitze von 400. Mann unvermuthet hervor, und warf die verwegenen aber ungeordneten Schwärme mit großem Verluſt gegen das Lager zurück. Dieſes erſte Gefecht, worin Schulenburg mit perſönlichem Beiſpiel tapfer voranging, ſtärkte durch ſeinen Erfolg den Muth der Truppen. Sie ſchlugen um ſo leichter das nächſte Anrennen der Türken gegen die Anhöhen St. Abraham und St. Salvador zurück, wobei dieſe abermals bedeutenden Verluſt erlitten. Die Werke waren jedoch trotz aller Arbeit noch ſehr unvollkommen, und wegen Kürze der Zeit noch nicht überall umpfählt und geſchloſſen, die Türken kehrten in verſtärkter Anzahl zum Sturme wieder, drangen endlich durch eine Lücke in die Befeſtigungen von St. Abraham ein, wo ſie die dort aufgeſtellten Sclavonier nach verzweifelter Gegenwehr niedermachten; ſie bemächtigten ſich gleicherweiſe durch ſtürmenden Ueberfall des Poſtens von St. Salvador, den die deutſchen Truppen faſt ohne Widerſtand verließen. Schulenburg, obgleich betroffen über den ſchnellen Verluſt jener Anhöhen, mußte zufrieden ſein, von den Truppen, die dort geſtanden, noch einige erhalten zu ſehn. Die Türken, im Beſitze der günſtigſten Stellung, führten nunmehr ihre Laufgräben und Linien näher gegen die Stadt, legten mehrere Bat-

terieen an und trafen alle Anſtalten zu einer heftigen Beſchießung.

Nach kurzer Friſt eröffneten ſich, auf beiden Seiten längs des Meerufers, in der Mitte zwiſchen beiden Anhöhen, und von dieſen herab, in raſcher Folge an neun verſchiedenen Punkten gegen 50. Feuerſchlünde vom ſtärkſten Belagerungsgeſchütz, welche durch Kugeln und Bomben die Stadt dergeſtalt beſchoſſen, daß ſie bald in Flammen ſtand, und binnen wenig Tagen faſt ganz eingeäſchert und in Schutt verwandelt war. Die Trümmer der Häuſer ließen den Feldherrn unerſchüttert, für ihn waren die Feſtungswerke die Stadt. Dieſe jedoch wurden von den Anhöhen herab völlig überſchaut, und jede Schwäche des Platzes, ſo wie jede Bewegung innerhalb deſſelben, dem Feinde jeden Augenblick kund. Die Türken führten dieſer Ueberſicht gemäß ihren Angriff hauptſächlich gegen den Scarpon, ein geſchloſſenes Werk, welches unterhalb St. Abraham den Hauptwall deckte, und ohne Graben und bedeckten Weg augenſcheinlich der ſchwächſte Punkt der Feſtung war; einen zweiten Angriff richteten ſie unterhalb St. Salvador gegen das Thor Raimondo. Mit wildem Eifer ſuchten ſie in ſtets wiederholtem Anlaufe dieſe Werke zu erſtürmen, wurden aber mehrmals nach hartnäcki-

gem Kampfe tapfer zurückgetrieben, und erlitten dabei groſsen Verluſt durch das Feuer der Feſtung. Die Schwäche der Beſatzung wurde jedoch in dieſen Gefechten ſogleich offenbar. Schulenburg ließ den Hauptwall nur zum Scheine durch die wenig zuverläſſigen Griechen, das alte Schloß aber nur von Invaliden beſetzt, und legte die übrigen Truppen geſammt in die Außenwerke. Die Türken ſtürmten Tag für Tag in unnachlaſſender Wuth; ſie achteten der zahlreichen Opfer nicht, mit welchen ihr Rückzug den Kampfplatz jedesmal bedeckt ließ. Spaniſche Reiter und Fußangeln hinderten zwar faſt bei jedem Schritte ihr Vordringen; Kartätſchen, Flatterminen, Granaten und Pulverſäcke, beſonders das wohlgeleitete Kleingewehrfeuer, ſchlugen mörderiſch in ihre dichten Schaaren; aber unerſchrocken und unermüdet boten dieſe jedem Verderben Trotz; ſie erſetzten ſchnell ihre unaufhörlichen Verluſte durch Verſtärkung vom nahen Feſtlande, und erneuerten in ſtets geſteigerter Anzahl und Wuth ihre furchtbaren Angriffe. Auch die Venetianer verloren viele Leute, und die noch übrigen Truppen waren durch die wiederholten Gefechte, die ſteten Anſtrengungen und das viele Wachen gänzlich abgemattet; die kleine Zahl tauglicher Soldaten war ohne Unterlaß im Dienſt, und

dabei ſchutzlos unter freiem Himmel der verzehrenden Gluth ausgeſetzt, mit welcher die Sonne in den heißen Tagen des Juli und Auguſt, in denen man ſich befand, jenen Felſenboden heimſucht. Die Gewehre waren vielen Soldaten von dem unaufhörlichen Feuern in der Hand zerſprungen; auch die Geſchütze mit ihren Lavetten und Bettungen hatten beträchtlich gelitten, und ſtanden zum Theil ihrer Bedienung beraubt. Alles war dem feindlichen Feuer ohn' Unterlaß bloßgeſtellt, nirgends eine Zuflucht oder Erholung. Die Einwohner hatten ſich in unterirdiſche Gemächer, hinter Schutt und Trümmer verkrochen, angſtvoll des völligen Untergangs gewärtig. In dieſer ſchlimmen Lage, da bei dem geringſten Verſehn oder Unfall die Feſtung in einem Augenblick erobert ſein konnte, wurde Schulenburg von den Türken durch abgeſchoſſene Briefe mit verfänglichen Anerbietungen aufgefordert den Platz zu übergeben, im Weigerungsfalle ſollte er ſelbſt und der Reſt ſeiner Truppen bei der unausbleiblichen Einnahme in Stücken gehauen werden. Corfu ſchien wirklich ohne Rettung; unabſehbar erſtreckte ſich das Gewimmel der türkiſchen Truppen über die Inſel, niemals konnte Venedig gegen dieſe Kriegsmacht eine genugſame Hülfe ſchicken, und alles rieth dringend zur Uebergabe.

Nur Schulenburg blieb unerschüttert, verachtete die Drohung des Feindes wie seine Anerbietungen, sprach den Seinigen Muth ein, und verkündigte seinen Entschluß, den Platz bis zum Aeußersten zu vertheidigen, und mit ihm unterzugehn, wenn kein andres Heil mehr zu hoffen bliebe.

Bald offenbarte sich ein neuer Nachtheil. Den Türken wurde durch Ueberläufer, wie man aus den Folgen ersehen konnte, die Lage der Minen und andrer solcher Vorkehrungen verrathen, und bei dem täglich erneuerten Anstürmen erreichten sie öfters und entzündeten dann die in den Werken gegen einen Hauptsturm vorräthig bewahrten Feuerkünste, die solchergestalt unnütz in die Luft flogen. Um solchen Verrath weiterhin unmöglich zu machen, besetzte Schulenburg den ganzen bedeckten Weg lediglich mit Sclavoniern, auf deren Treue unter allen Truppen am meisten zu bauen war. Die Türken fuhren indeß fort, tagtäglich gegen die Werke in großen Schaaren stürmend anzulaufen, mit abwechselndem Glücke, so daß sie bisweilen, nicht ohne größte Gefahr der Festung, mehrere Stunden im Besitz eines Punktes blieben, und nur mit größter Anstrengung daraus vertrieben werden konnten. Auch die Beschießung aus den Batterieen dauerte ohne Unterbrechung fort,

hauptſächlich gegen das Thor Raimonds und die benachbarten Werke, wo der Wall an mehreren Stellen einzubrechen anfing; hieher führten ſie zugleich ihre Minen, an denen mit großem Eifer gearbeitet wurde. Alle Anſtalten und Bewegungen von dieſer Seite deuteten auf einen nahen Hauptſturm. In dieſer Zeit höchſter Bedrängniß langte ein Geſchwader von zehn engliſchen Schiffen aus Venedig an, welche nebſt anſehnlichen Vorräthen von Mund- und Kriegsbedürfniſſen auch eine Verſtärkung von 1500. Soldaten mitbrachten, meiſt Deutſche und Schweden, welche die Republik aus den in Pommern gemachten Kriegsgefangenen hatte anwerben laſſen. So gering dieſer Zuwachs erſchien, in Vergleich ſowohl des wirklichen Bedürfniſſes der Feſtung, als der gewaltigen Uebermacht des Feindes, ſo wurde doch Schulenburgs Muth dadurch ungemein erhoben, und ſein kühner Geiſt ſogleich zu ſelbſtthätiger Unternehmung angeregt. Die Anſtalten der Türken zum allgemeinen Sturm wurden indeß mit jedem Tage ſichtbarer, und es mußte für höchſten Gewinn gelten, dieſe bedenkliche Prüfung, wenn auch nur von einem Tage zum andern, entfernt zu halten. Schon hieß es, der ſehr nahe 19. Auguſt ſei von dem Feinde zu der großen Unternehmung feſtgeſetzt, und Schu-

lenburg durfte daher keine Zeit mehr verlieren. Er beſchloß die Türken durch einen Ausfall anzugreifen, ihre Laufgräben zu zerſtören, und wo möglich das Geſchütz ihrer Batterieen zu vernageln, damit ſie durch die Nothwendigkeit neuer Anſtalten in ihrer Hauptabſicht für einige Zeit geſtört würden. Die venetianiſchen Befehlshaber Antonio Loredano und Sala mußten ein Vorhaben billigen, dem ſie in der augenſcheinlichen Lage der Dinge nichts entgegenzuſetzen ſahen. Schulenburg traf ſeine Anordnungen mit gewohnter Vorſicht und Sorgfalt. Eine Anzahl Galeeren erhielten Befehl, an beiden Meerufern, zwiſchen denen das türkiſche Lager ſich ausdehnte, auf Schuſſesweite in der Nacht ſtill vorzurücken. Gegen 1000. Mann gewählter Truppen, halb Deutſche halb Sclavonier, wurden an verſchiedenen Thoren in Bereitſchaft gehalten. Genaue Ordnung und tiefſte Stille waren ſtreng anempfohlen. Um Mitternacht vom 18. auf den 19. Auguſt, unter heftigem Feuer aus allem Geſchütz der Feſtung und der Galeeren, brachen dieſe Truppen raſch hervor, und ſtürzten ungeſtüm gegen den Feind. Sie waren, um deſſen Aufmerkſamkeit deſto mehr zu zerſtreuen, in mehreren Abtheilungen ausgerückt, zwei kleinere, größtentheils Deutſche, aus dem Thore Raimondo, die dritte größere, meiſt

aus Sclavoniern beſtehend, aus dem Scarpon hervor; ſie warfen die erſten Wachten, auf die ſie ſtießen, mit dem Degen in der Fauſt nieder, und ſtürmten unter heftigſtem Kleingewehrfeuer unaufhaltſam in die Laufgräben vor, wo die Türken, von den Sclavoniern und Deutſchen zwiſchen zwei Feuer gebracht, nicht Stand hielten, ſondern in Schrecken und Unordnung die Flucht ergriffen. Sie wurden bis an den Fuß der Anhöhe St. Abraham heftig verfolgt, hier aber, durch zuſtoßende Truppen verſtärkt, boten ſie wieder die Stirne, und es entſtand ein wüthendes Gefecht, in welchem ſie endlich doch wieder zu weichen begannen. Allein in der Dunkelheit waren die Deutſchen mit den Sclavoniern nahe zuſammengetroffen, und dieſe für Feinde haltend ſtreckten ſie im erſten Abfeuern 200. derſelben zu Boden. Die Unordnung, welche dadurch einriß, war nicht zu ſtillen; die Befehlshaber ſahen zwar den Irrthum bald ein, die Truppen aber glaubten ſich umgangen, hörten nicht auf die Stimme der Führer, und nur mit Mühe gelang es dieſen, mit der verwirrten Schaar, eine Art von Rückzug in den Hauptgraben der Feſtung zu bewerkſtelligen. Durch dieſes Mißgeſchick ging der gehoffte Vortheil des wohlerdachten und gutgeführten Ausfalls inmitten des Gelingens wieder verloren.

verloren. Die Türken rückten in ihre Laufgräben wieder ein, und ſtellten ihre verſtörten Arbeiten leicht wieder her.

Hierauf erfolgte bei den Türken eine groſe Stille; im Lager und in den Laufgräben war weder Laut noch Regung zu ſpüren. Schulenburg fand dieſe auffallende Ruhe alsbald bedenklich, und ſchloß daraus, daß der Feind den auf den 19. feſtgeſetzten Sturm nicht aufgegeben habe. Er traf demnach ſeine Anſtalten, hieß die Wachten fleißig aufmerken, ertheilte mündlich und ſchriftlich allen Befehlshabern die nöthigen Weiſungen, was ſie in den verſchiedenen Fällen thun ſollten, und ließ den Einwohnern beſtimmt anſagen, auf welches Geſchick ſie ſich zu bereiten hätten, wenn der Feind, was jetzt zur Entſcheidung kommen müßte, ſich der Stadt bemeiſterte. Sein warnend Aufgebot blieb diesmal nicht ohne Wirkung, ein groſer Theil der ſtreitbaren Männer aus allen Klaſſen griff zu den Waffen, und ſchloß ſich den Truppen an. Schulenburg ſelbſt brachte den Reſt der Nacht mit ſeinen Generalen in dem Graben zu, den bevorſtehenden Tag überdenkend, und alle Hülfsmittel ſeines Muthes und ſeiner Kriegskunde um ſeine Bruſt verſammelnd. Der Seraskier, durch jenen Ausfall nur deſto heftiger aufgereizt, wollte ſeine

Rache keinen Augenblick mehr verzögern; mit Tagesanbruch ordnete er seine Heerschaaren zum allgemeinen Sturm. Anfangs in größter Stille, durch ungeheuren Staub verdeckt, dann mit wildem Geschrei, wuth- und rachentflammt, drangen die Türken in reißender Fluth gegen die Festung an, überschwemmten den beengten Boden, erstiegen aufgedrängt den Scarpon, welchen die Besatzung von 300. Deutschen nicht Zeit hatte zu vertheidigen, rissen die Verpfählungen nieder, ergossen sich unwiderstehlich in die Waffenplätze und Gräben, und waren in wenig Augenblicken Meister mehrerer Werke, auf welchen schon ihre zahlreichen Fahnen wehten, bevor Schulenburg rechte Kunde von dem Unternehmen erlangt hatte. Sie kam ihm zuerst theilweise mit den flüchtigen Truppen zu, welche die ganze Nacht im Gewehr gestanden, und durch Arbeit und Schlaflosigkeit ermüdet einem so frischen Anfall nicht zu widerstehn vermocht, und nun von allen Seiten nach der Stadt zurückwichen. Schulenburg eilte an den Ort, wo die Gefahr am dringendsten hereinbrach, warf sich den Flüchtigen entgegen, raffte sie zusammen, verwies ihnen ihre Feigheit, und ihnen streng vorhaltend, daß in der Flucht keine, in Muth und Kampf noch die einzige Hoffnung sei, führte er sie

herzhaft wieder an den Feind hinan, wurde aber gleich mit einem ſo mörderiſchen Gewehrfeuer empfangen, daß auch er für den Augenblick ſich zum Rückzuge gezwungen ſah. Die Türken drangen ohne Unterlaß ſtürmend vor; trotz des heftigen Feuers, das aus dem Feſtungsgeſchütz von den Wällen, aus dem Kleingewehr von den Seitenwerken unaufhörlich in ihre Maſſen ſchlug, trotz der Minen, Pulverſäcke und Flatterminen, die längs der ganzen Linie verheerend aufflogen, hatten ſie ſich alsbald, indem auch die Italiäner und Sclavonier wichen, des bedeckten Weges, aller Waffenplätze, Caponieren, ja ſogar ſchon einiger Ausfallpforten bemeiſtert, und richteten ihre Anſtrengung nun verdoppelt gegen Thore und Hauptwall, zu deſſen Erſteigung ſie Sturmleitern von beſonderer Zurüſtung und Größe herantrugen. In dieſem Augenblicke ſchwebte die Feſtung auf dem Gipfel der Gefahr; jeder nächſte Vorſchritt der Türken entſchied unrettbar ihren Fall. Schulenburg bewies in dieſer verhängnißvollen Drangſal die ganze Größe ſeines Heldenmuthes. Auf allen Punkten war er zugegen, kämpfend, anordnend, ermuthigend. Sein Beiſpiel befeuerte die Generale Loredano und Sala, die ihn kräftigſt unterſtützten. Die Truppen wandten ſich wieder dem

Feind entgegen, und der Kampf wüthete geraume Zeit sonder Entscheidung noch Wanken. Alles war im Gefecht, Deutsche, Italiäner, Sclavonier, Griechen, die Corsioten selbst; ja Mönche, Weiber und Mädchen halfen wetteifernd bei der Vertheidigung. Auch die Juden hatten sich bewaffnet, und thaten guten Dienst; Einer von ihnen bewies so glänzende Tapferkeit, daß Schulenburg ihn auf der Stelle zum Hauptmann ernannte. Ein griechischer Mönch stürzte wüthend auf das Handgemenge los, und auf Schulenburgs Anruf, was er beginne? rief er, ein großes eisernes Kreuz schwingend, in verwirrtem Eifer die Lästerung: „Laßt mich, laßt mich! dieser verfluchte Christus soll sie auf die Köpfe treffen!“ — Sechs Stunden schon dauerte dieser Sturm; die Verwirrung war gränzenlos, das Gemetzel schrecklich; in Pulverdampf und Staub eingehüllt, von Schußgetöse und Geschrei betäubt, erkannte sich oft Freund und Feind nicht. Die Wuth der Türken war noch keineswegs in Abnahme; stets frische Truppen gegen Wall und Thore ansetzend schien der Seraskier den Besitz von Corfu heute um jeden Preis erringen zu wollen. Schulenburg rang mit gleicher Anstrengung um diesen Preis des Tages; er setzte sich an die Spitze seiner Truppen, und versuchte

vor allem den Scarpen ſtürmend wiederzuerobern, fünf- bis ſechsmal erneuerte er den verzweifelten Angriff, jedesmal mußten die Seinigen vor dem heftigen Feuer der Türken wieder zurückweichen; nach unſäglichem Ringen und mit großem Verluſt gelang es endlich durch Leitererſteigung dort feſten Fuß zu faſſen, und den Feind aus dem Scarpen zu vertreiben. Dieſem Gelingen, als dem entſcheidenden Wendepunkt, reihten ſich ſtufenweiſe fernere Erfolge an. Die Truppen auf den Wällen fochten mit erneutem Eifer, warfen die Anſtürmenden zurück, und drangen ſelbſt allmählig wieder vor. Doch blieb der Ausgang noch immer zweifelhaft, und alles war verloren, wenn der Feind im Beſitz der Außenwerke blieb, und von daher ſeinen Angriff beliebig erneuern konnte; die Türken hatten an dieſem Tage einen Theil nur ihrer Truppenmenge, die Venetianer dagegen ihre letzte Kraft angeſtrengt. In dieſer Erwägung faßte Schulenburg den kühnſten Gedanken, das Aeußerſte wagend für das einzige Heil. An der Spitze von 800. Mann, nicht achtend der Entblößung der Wälle, ſtürmt er aus einem Seitenthore hinaus, wirft ſich auf den Feind, den er im Rücken angreift und in Unordnung bringt, und treibt ihn mit großer Niederlage nun völlig in die Flucht. Die Außen-

werke ſind in einem Augenblicke ſämmtlich wiedergenommen, und die Türken werden von dem kühnen Häuflein in verwirrter Fluchtmaſſe bis in ihre Laufgräben verfolgt. Sie ließen vor den Wällen 4000. Todte und Verwundete, alles Sturmgeräth und 20. Fahnen zurück. Die Belagerten hatten den geringen Verluſt von 500. Mann, worunter viele Offiziere, in ihrer Lage noch mehr zu betrauern, als jene den ihrigen.

Corfu war diesmal gerettet. Aber Schulenburg durfte bei einem folgenden Angriffe, der wahrſcheinlich noch bevorſtand, um ſo weniger auf gleichen Erfolg zählen, als durch den jetzt errungenen die Truppen und Einwohner ſchon ganz erſchöpft waren. Alle wollten nach dem heißdurchkämpften Tage ſich der augenblicklichen Ruhe freuen, und jede Befehlsordnung mußte dem allgemeinen Bedürfniſſe weichen. Die furchtbarſte Spannung der Einbildungskraft hatte ſich der gewaltigen Körperanſtrengung geſellt, und in gränzenloſer Ermüdung fand jetzt keine neue Vorſtellung Eingang. Schulenburg mußte der entſtandenen Auflöſung eine Weile nachgeben, und inzwiſchen die Bewahrung des Platzes dem bloßen Glück anheimſtellen. Doch ſchon nach wenigen Stunden regte ſein Eifer allmählig neue Thätigkeit an. Er befahl die Minen eiligſt herzuſtellen

und mit Pulver zu füllen, neue Flatterminen anzulegen und Bomben einzugraben, ließ das beschädigte Geschütz wieder in Stand setzen, und überhaupt alle Vorkehrungen treffen, welche die Lage der Dinge erforderte und zuließ. Wie begründet seine Sorge war, zeigte sich alsobald. Schon am folgenden Tage kehrte der Feind zum Angriff zurück, aber glücklicherweise mit geringer Anzahl und wenig Nachdruck, so daß die Wirkung des Geschützes hinreichte, ihn von den Werken abzuhalten. Die Türken begnügten sich hierauf, das Feuer von den Wällen aus ihren Batterieen zu erwiedern. Inzwischen ereignete sich ein schreckliches Ungewitter mit Donner und Blitz und heftigem Sturmwind, der das Meer finster emporwühlte. Die Schiffe im Hafen geriethen in Gefahr; der Regen stürzte in Strömen vom Himmel, und überschwemmte die Festungswerke, das Wasser füllte die Minen und machte das Pulver unbrauchbar. Gleicherweise wurden die Laufgräben der Türken und ihr ganzes Lager zerstört, die Zelte umgestürzt und zerrissen, Menschen und Thiere beschädigt. Dieses Naturereigniß schlug ihren schon gesunkenen Muth vollends nieder. Noch am 20. August hatte der Kapudan-Pascha neue Verstärkung an's Land gesetzt, und ein heftiges Feuer wurde aus Stücken und

Mörſern bis nach Mitternacht unterhalten; dann aber wurde alles ungewöhnlich ſtill, und am 21. mit Tagesanbruch fand man die Laufgräben und das Lager völlig verlaſſen. Schulenburg beſetzte mit Vorſicht die beiden Anhöhen St. Abraham und St. Salvador, und nahm dann das verödete Lager in Augenſchein. Der Abzug der Türken war in ſolcher Unordnung und Eile geſchehn, daß ſie weder Geſchütz noch Vorräthe mitgenommen. Man fand über 60. Stücke Geſchütz, ungeheure Vorräthe von Pulver und Kugeln, mehrere tauſend Pferde, Mauleſel und Kamehle, Schlachtvieh und Lebensmittel aller Art. Man begriff nicht, was die Türken zu ſolch übereilter und ſchmählicher Flucht zunächſt beſtimmt haben konnte. Endlich erfuhr Schulenburg von einigen Gefangenen, die er dem türkiſchen Nachzuge vor deſſen Einſchiffung noch abgenommen, daß die Janitſcharen ſich geweigert, zu einem neuen Sturme vorzurücken, daß die Nachricht von einer anderweitigen Niederlage der Türken eingegangen, und die Annäherung einer groſſen Flotte gemeldet worden. Gleich darauf erſchien dieſe Flotte in See heranſchiffend; es waren die vereinten Geſchwader ſpaniſcher, portugieſiſcher, päbſtlicher und andrer italiäniſchen Schiffe, welche zu der venetianiſchen Flotte ſtoßen ſollten. Eines

der Schiffe lief in den Hafen ein, und brachte die Nachricht von dem herrlichen Siege, welchen der Prinz Eugen von Savoyen am 5. August bei Peterwardein über die Türken erfochten hatte. Einige Tage später kamen noch 2000. Mann Verstärkung aus Venedig und Dalmatien an, und Corfu sah jetzt voll Stolz und Freude zu Wasser und zu Lande sich von befreundeter Streitmacht, wie eben noch von feindlicher, umgeben. Schulenburg ließ wegen der glücklichen Erlösung der Insel in der Hauptkirche der Stadt, die noch einigermaßen erhalten war, ein feierliches Tedeum halten, dem er mit allen Truppen beiwohnte. Die Belagerung hatte 42. Tage gedauert, die Türken durch Schwert und Krankheiten gegen 15,000. Mann, die Venetianer über 3000. gekostet. Die Stadt lag in Trümmern, viele Einwohner waren umgekommen; eine furchtbare Seuche, durch den entsetzlichen Gestank der unbegrabenen Leichname verursacht, wüthete unter den Uebriggebliebenen.

Dies war die Belagerung von Corfu. An diesem Felsen brach sich die grimmigste Wuth der Türkenmacht, welche seitdem nie wieder so drohend und gefahrvoll gegen die christlichen Staaten sich erhoben hat. Schulenburg allein gebührt das Verdienst und die Ehre dieser außerordentlichen Ver-

theidigung: in ſchlechten Feſtungswerken, mit ſchwacher Beſatzung, hatte er den Sturm eines furchtbaren Heeres, dem das Mißlingen zur Niederlage ward, ſiegreich beſtanden, und einen Platz behauptet, der mehr als einmal unrettbar ſchien. Unerſchöpflich an Muth wie an Hülfsmitteln zeigte er hier alle Eigenſchaften des Feldherrn und des Kriegers; ſeine Erfahrenheit, ſeine Geiſtesgegenwart, ſeine Ausdauer und Tapferkeit leuchteten wetteifernd hervor. Seine Plane und Anordnungen, noch ſpät in den Händen kriegskünſtleriſcher Meiſter, wurden von dieſen, ungeachtet die Kriegskunſt ſeitdem ſo weſentliche Aenderungen erfahren, als höchſt vortrefflich anerkannt und bewundert. Willig unterordneten ſich ihm die andern Befehlshaber, die Truppen ſelbſt hingen ihm ſtaunend in ſcheuer Ehrfurcht an. Sein Ruhm erſcholl durch ganz Europa. Der deutſche Kaiſer, der König von Spanien, die Fürſten Italiens insgeſammt, voll Preis und Freude über die abgewandte Gefahr, gaben ihm durch beſondre Schreiben ihre Glückwünſche und Dankſagungen zu erkennen. Venedig ſelbſt, welches den nahen Fall jener Vormauer mit Zittern erwartet und ſchon türkiſche Raubſchiffe in ſeinen Gewäſſern hatte ſehen müſſen, war von unbeſchreiblichem Jubel erfüllt. In der St. Mar-

kuskirche wurde ein feierliches Dankfeſt gehalten, begleitet von dem Donner des Geſchützes und dem Jubel des Volkes, das ſich der ausgelaſſenſten Siegesfreude überließ. Der Senat, nachdem er dem heiligen Spiridion, dem Schutzpatron von Corfu, gebührende Dankſagung zuerkannt, vergaß den weltlichen Schützer keineswegs; er beſchloß in derſelben Sitzung, dem heldenmüthigen Feldmarſchall bei ſeiner Ankunft in Venedig einen koſtbaren Ehrendegen und die Zuſicherung eines lebenslänglichen Gehalts von 5000. Dukaten darzubringen, am Eingange des Arſenals ſein Bruſtbild, in Corfu ſelbſt aber ſeine Bildſäule in Lebensgröße auf dem großen Marktplatze aufſtellen zu laſſen. Franz Imvianchi, ein damals berühmter Bildhauer, bekam den Auftrag, beide Werke in Marmor auszuführen. Auch zwei Denkmünzen ließ der Senat zu Ehren Schulenburgs prägen, auf welchen ſeine Thaten bildlich vorgeſtellt waren. Außer dieſen beiden kamen noch andre zum Vorſchein, worunter eine, ſein wohlgetroffenes Bild mit der Umſchrift zeigend: Auspiciis Venetum virtus germana tuetur, Corcyrae 22. aug. 1716. beſonders ſelten geworden iſt, vielleicht auf Betrieb der Regierung, welche dabei irgend eine Mißfälligkeit finden mochte. Das Standbild aber in Corfu wurde ſchon im fol-

genden Jahre wirklich aufgerichtet, und erhielt zur Inſchrift die würdigen Worte: Mathiae comiti Schulemburgio, summo terrestrium copiarum praefecto, christianae reipublicae in Corcyrae obsidione laborantis fortissimo assertori, adhuc viventi, Senatus. Anno 1716. die 12. sept. Damit das Denkmal deſto ſchöner daſtünde, befahl der Senat zugleich die Niederreißung aller andern Bildſäulen, welche die niedrige Schmeichelei des Adels der Corſioten in früherer Zeit mehreren unverdienten Provedítoren errichtet hatte. Schulenburgs Bild ſtand demnach allein, von hoher Stelle weit über das Meer hinſchauend; ſie blieb auch in dem Unglück, welches durch Pulverentzündung im Jahre 1718. einen Theil der Stadt zerſtörte, inmitten von Trümmern allein unverſehrt.

Wir kehren zu den Kriegsbegebenheiten zurück. Die türkiſche Flotte ſetzte den Seraskier mit ſeinen geretteten Truppen auf der nahen Küſte von Albanien bei Butrinto an's Land, von wo ſie alsbald ſich in das innere Land verzogen. Der Kapudan-Paſcha nahm ſeine Richtung nach Candia, von der venetianiſchen, jetzt ſehr anſehnlichen Flotte verfolgt, aber wegen ungünſtigen Windes nicht erreicht. Schulenburg indeß verlor keine Zeit, ſondern traf alle Anſtalten zum Wiederaufbau der zer-

ſtörten Feſtungswerke, ließ die Stadt möglichſt ſäubern und herſtellen, und die ſchon vor der Belagerung angeordneten, aber durch dieſe unterbrochenen, neuen Befeſtigungen thätig fördern. Auf die Nachricht, daß der Feind in Butrinto einige Vorräthe zurückgelaſſen, beſchloß er dieſe kleine Feſte zu nehmen; er ſchiffte am 8. September mit 800. Mann hinüber, und halb durch Liſt, halb durch Kühnheit gewann er den Ort und alles was darinnen war. Anfangs dachte er den Hafen zu verſchütten und die Feſtungswerke in die Luft zu ſprengen; bald aber, die Wichtigkeit erwägend dieſer Lage in ſolcher Nähe von Corfu, fand er gerathener, den Poſten durch einige Anlagen völlig haltbar zu machen, und zur Verſtärkung jener Inſelfeſte zu behaupten; er ſchrieb deßhalb an den Senat, und ließ vorläufig, bis deſſen Genehmigung einträfe, eine kleine Beſatzung dort. Zur beſſern Sicherung wurden die nahgelegenen Feſten und Schanzen auf der Küſte von Albanien, aus denen die Türken der Beſatzung von Butrinto leicht gefährlich werden konnten, ſämmtlich erobert und geſchleift. Hierauf begab ſich Schulenburg mit 9000. Mann auf die kleine Flotte, beſuchte die Inſeln Zante und Cefalonia, wo er die Arbeiten in Augenſchein nahm, vereinigte ſich alsdann mit der

groſsen Flotte, und kreuzte eine Zeitlang an der Küſte von Morea; da jedoch hier, wie er bald einſehn mußte, nichts zu unternehmen war, ſo wandte er ſich nach der Inſel St. Maura, welche die Türken nach Sprengung der Feſtungswerke verlaſſen hatten, und ſetzte dieſelben wieder in guten Wehrſtand, da ſie durch ihre Lage und örtliche Beſchaffenheit in den Zuſammenhang der umfaſſenden Plane gehörte, die er zur Vertheidigung dieſer Gegenden entworfen hatte. Nochmals kehrte er von hier auf die groſse Flotte zurück, welche aber, der ſtürmiſchen Jahreszeit wegen, nicht länger in See bleiben konnte, ſondern ohne den Feind getroffen zu haben im December zur Ueberwinterung in Corfu einlaufen mußte. Er beſichtigte daſelbſt die inzwiſchen hergeſtellten Werke, ertheilte für die fortdauernden Arbeiten weitere Befehle, und nachdem er alle Sachen beſtens beſtellt und angeordnet, ſchiffte er gegen Ende Decembers, auf die öffentliche Einladung des Dogen, in Begleitung vieler Offiziere nach Venedig.

Sein Empfang war überaus glänzend. Als er nach gehaltener Quarantaine am 3. Januar 1717. am Markusplatze ausſtieg, ſtrömten ihm alle Einwohner entgegen, jeder wollte den Helden von Corfu, den Retter der Republik ſehen. Das Volk

erhob ihm ein unendliches Jubelgeschrei und unaufhörliches Händeklatschen, alles war von Freude begeistert. Die Seeleute wollten von ihm nicht ablassen, sondern trugen ihn auf ihren Schultern im Triumphe bis zum Throne des Dogen, der umgeben von der glänzenden Versammlung der Edlen ihn als Helden begrüßte, und ihm feierlich den prächtigen Ehrendegen überreichte, welchen der Senat ihm zuerkannt hatte. Schulenburg sprach mit edlem Anstand und würdiger Fassung eine kurze kriegsmännische Anrede, beglückwünschte den Dogen und die ganze Versammlung wegen des Entsatzes von Corfu, und rühmte, ohne der seinigen zu erwähnen, preisend die Verdienste der Edlen, welche sich in dem Feldzuge hervorgethan. Der versammelte Adel brach in die rauschendsten Beifallsbezeigungen aus, den großen Feldherrn bewundernd, der seinen Ruhm nicht auf Verdunkelung der Andern eifersüchtig zu gründen brauchte, sondern dadurch um so herrlicher leuchten ließ, daß er ihn großmüthig seinen Umgebungen mittheilte. Die Häuser derjenigen Edlen, welche mit ihm gedient hatten, beglückwünschten ihn noch besonders durch feierliche Botschaften, und erstatteten ihm für seine gütigen Aeußerungen ihren eifrigsten Dank. Alles bestrebte sich, ihm Ehre und Huldi-

gung zu erweiſen, ſeines Anblicks, ſeiner Reden konnte man ſich nicht erſättigen; das Volk insbeſondre folgte ihm überall in ſchwärmeriſcher Zuneigung; daß er ein Fremder, ein Proteſtant ſei, wurde ganz vergeſſen, er hieß in Aller Munde der getreue und gute Marcolin, ein volksthümlicher Ausdruck, welcher den ächten, wohlgeſinnten Venetianer mit höchſtem Lobe bezeichnen ſollte.

Schulenburg benutzte den Taumel der Freude, welchen ſeine Gegenwart in Venedig erweckte, um in dieſem Augenblicke, da man gern alles nur irgend Gewährbare ihm zugeſtand, für ſeine proteſtantiſchen Glaubensgenoſſen den Genuß größerer Rechte und überhaupt ſo viel Duldung und Freiheit auszuwirken, als mit dem Grundgeſetze der Republik, das nur den katholiſchen Gottesdienſt öffentlich erlaubte, irgend vereinbar ſchien. Obgleich Venedig niemals der römiſchen Kirche übertrieben gehuldigt, hätte doch kein Andrer dieſe Maßregel ohne Mißſtimmung und Gährung zu bewirken vermocht; jetzt wurde an keinen Vorwurf oder Tadel gedacht. Nach dieſer redlichen Fürſorge, deren Gegenſtand von früher Jugend ſeinem Herzen immer werth und gegenwärtig geblieben, wandte er alle Gedanken und Bemühungen mit verdoppeltem Eifer auf den neuen Feldzug, der gegen die

Türken

Türken in diesem Jahre mit dem Frühsten eröffnet werden sollte. Auf alle Weise betrieb er die vielfachen Kriegsanstalten, welche bei aller Dringlichkeit in der herkömmlichen Behandlung saumseliger Behörden häufig vernachlässigt wurden; geschickte Gewinnung der Personen durch geschicktes Betragen, Erhaltung ihres guten Willens durch angemessene Reden und Geschenke, mußten hier oft mehr ausrichten, als strenger Dienstbefehl und anklagende Beschwerde. Den gleich anfangs vorgelegten Kriegsentwurf zur Eroberung von Albanien, dessen Ausführung im vergangenen Jahre durch die Ereignisse von Corfu verhindert worden, dachte Schulenburg im nächsten Feldzuge mit Eifer zu verfolgen. In der That schien in diesem Plane für Venedig ein neuer Keim von Ruhm und Größe niedergelegt, der einen unberechenbaren Umfang künftiger Entwickelung verhieß, und vielleicht die ganze Bedingung darbot, unter welcher das sinkende Ansehn dieses Staates neue Gewähr dauernden Machtbestandes gewinnen konnte. Schulenburgs richtiger Blick hierin gehörte eben so sehr dem großen Staatsmann als dem kühnen Feldherrn; Venedig im Besitze von Albanien konnte, auf das italiänische Festland verzichtend, einen neuen Körper im Osten gewinnen, das Haupt ei-

nes großen Reiches werden, deſſen Geſtalt ſpäterhin unter Ali-Paſcha's Herrſchaft nur als unvollkommene Erſcheinung vorüberzog, und vielleicht unter ganz andern Bedingniſſen ſich vollſtändig entwickelt! Zur Ausführung dieſes Plans war vor allen Dingen die Vermehrung der Landtruppen nöthig, deren Stärke ſich im vergangenen Feldzug als viel zu gering erwieſen hatte. Demnach ließ Schulenburg die ſchon beſtehenden Werbungen in Deutſchland auf alle Weiſe befördern; beſonders kam aus Baiern und Sachſen viele Mannſchaft, welche großentheils der glänzende Ruf ſeines Namens herbeilockte. Die Ausrüſtung der Flotte wurde mit nicht geringerem Eifer betrieben; die Venetianer hatten immer große Vorliebe für die Seemacht, die überdies auch für die Ausführung des großen Vorhabens unentbehrlich war, um jede ſtörende Dazwiſchenkunft der türkiſchen Flotte in den venetianiſchen Gewäſſern abzuwehren.

Das Frühjahr 1717. erſchien, und Schulenburg reiſte von Venedig ab, um auf den Inſeln und Küſten, wo die Türken ſich bereits zu regen anfingen, die Kriegsunternehmungen zu leiten. Er machte den Anfang ſeiner Reiſe zu Lande, und ging zuerſt nach Rom. Niemand hatte über die Rettung von Corfu größere Freude bezeigt, als

Pabſt Clemens XI., der darin eine Sache der ganzen Chriſtenheit erblickte, und ſich überhaupt die Sorge des Türkenkriegs eifrigſt zu Herzen nahm. Er hatte mehrmals das ſehnliche Verlangen ausgeſprochen, den deutſchen Helden, der dieſes groſſe Werk vollbracht, in Rom zu ſehn, und ſich mit ihm über die Fortſetzung des Krieges zu beſprechen. Dieſe Gelegenheit ſollte Schulenburg benutzen, um die Beſchleunigung der Hülfsgeſchwader zu bewirken, welche Venedig von dem Pabſte auch in dieſem Jahre zu erhalten hoffte. Die Zuſammenkunft hatte jedoch ihre Schwierigkeiten, und wäre beinahe unterblieben, bis endlich nach einiger Unterhandlung ein Ausweg vermittelt wurde. Obwohl für den Pabſt von perſönlicher Hochachtung erfüllt, und voll Ehrerbietung für die hohe Stelle deſſelben in der Chriſtenheit, weigerte Schulenburg als Proteſtant dennoch jede Handlung, die mit dem Sinne ſeiner Glaubensgenoſſen nicht verträglich ſchien. Es wurde demnach ausgemacht, daß nur eine Privatunterredung ſtatt finden ſollte. Alſo ſprach Schulenburg den Pabſt im Garten des Vatikans, mit bedecktem Haupte, den Degen an der Seite, ohne ſonſtige Ceremonien, als die jedem weltlichen Fürſten gebühren konnten; dies alles nicht aus ſchnödem Trotz und übermüthiger An-

maßung, wie ſpäterhin wohl ſelbſt katholiſche Fürſten bei ſolcher Gelegenheit gegen ein ehrwürdiges Oberhaupt bewieſen, ſondern aus treuer Pflichtgeſinnung, damit der proteſtantiſchen Kirche, deren Mitglieder er hier gleichſam vertrat, an ſo bedeutender Stelle in ſeiner Perſon nichts vergeben würde. Der Pabſt war hocherfreut über den Anblick des bewunderten Feldherrn, und fand großes Gefallen an deſſen verſtändiger Rede. Er ſah ihn im Verfolge noch zweimal auf dieſelbe Weiſe, gab ihm wiederholt ſeinen Dank, ſeine Zufriedenheit zu erkennen, und beſchenkte ihn beim Abſchiede mit einer koſtbaren Denkmünze, die er auf die Befreiung Italiens eigends hatte prägen laſſen. Der Kardinal Gualtieri war beauftragt, ihn während ſeiner Anweſenheit feſtlich zu bewirthen; viele andre vornehme Römer wetteiferten in gleichem Bemühn, und überhäuften Schulenburg mit Ehrenbezeigungen und Aufmerkſamkeiten. Nach kurzem Aufenthalte in Rom begab er ſich nach Neapel, wo ihn der Vicekönig gleichfalls mit größten Ehren empfing, und mit der Zollfreiheit für alle Gegenſtände beſchenkte, die er für ſein Regiment aus Neapel etwan beziehen möchte. Von hier ging er nach Otranto, und ſchiffte in Begleitung vieler angeſehenen Freiwilligen, die ſeinem Ruhme folg-

ten, hinüber nach Corfu, wo er zu Ende des Aprils glücklich eintraf.

Hier fand Schulenburg alles in großer Bewegung; bald nach ihm erschienen der General Noſtitz und der Proveditor Mocenigo, eiligſt aus Venedig ihm nachgeſandt, weil man daſelbſt aus eingegangenen Nachrichten die Beſorgniß gefaßt, der Feind würde ſeine ganze Macht auf's neue gegen Corfu wenden. Die Inſel war jedoch durch Schulenburgs Vorkehrung im beſten Vertheidigungszuſtande, und durfte einen Angriff ſo ſehr nicht fürchten. Er ſetzte indeß auch die Feſte Butrinto, höchſt wichtig für ſolchen Fall, in gute Verfaſſung, ſo wie die Inſel St. Maura, gegen welche die Türken ſchon einen fehlgeſchlagenen Streich verſucht hatten. In einem gehaltenen Kriegsrathe wurde beſchloſſen, die große Flotte ſollte die türkiſche Seemacht in ihren Häfen einſchließen, oder durch eine Schlacht zum Rückzuge dahin nöthigen, die kleine Flotte aber bei den Unternehmungen in Dalmatien und Albanien mitwirken. Nachdem einige Zeit in vergeblicher Erwartung der verheißenen Hülfsgeſchwader hingegangen, ſegelte Ludwig Flangini als außerordentlicher Befehlshaber mit den venetianiſchen Schiffen allein bis vor die Dardanellen, und lieferte nach mehreren Vorgefechten

in den dortigen Gewäſſern am 16. Juni dem Kapudan-Paſcha eine große Seeſchlacht, in welcher die Venetianer ſiegten, Flangini ſelbſt aber tödtlich verwundet wurde. Ein zweites Seetreffen, unter Anführung Piſani's am 19. Juli bei dem Vorgebirge Matapan, war ebenfalls ſiegreich, doch keineswegs entſcheidend. Seitdem der Seekrieg mehr mit Linienſchiffen, als mit Galeeren, der urſprünglichen Stärke der Venetianer, geführt wurde, hatten die letztern ihr früheres Uebergewicht allmählich eingebüßt. Der Kapudan-Paſcha drang, ungeachtet jener Treffen, in die ioniſchen Gewäſſer vor, und ſuchte ſich daſelbſt zu behaupten, während zugleich von Morea her die Türken durch eine anſehnliche Kriegsmacht neue Angriffe gegen die Inſel drohten, beſonders gegen Zante und St. Maura. Durch dieſe ſchwebenden Ungewißheiten und die deßhalb in Venedig ſtets erneuerten Beſorgniſſe wurde Schulenburg wider Willen in Corfu zurückgehalten. Nach mancherlei Wechſel entworfener Abſichten und begonnener Bewegungen gelang es endlich den Venetianern, die türkiſche Flotte zu verſcheuchen und das ioniſche Meer ungeſtört zu beherrſchen; aber ein großer Theil des Sommers war darüber hingegangen. Schulenburg hatte die Ausführung ſeines Hauptplans gegen Albanien um

dieſer Umſtände willen abermals verſäumen müſſen; doch gab er denſelben keineswegs auf, und wünſchte die noch übrige Zeit zur vorgängigen Eroberung einiger feſten Plätze auf der gegenüberliegenden Küſte zu benutzen. Er trug ſeine Abſicht dem Kriegsrathe vor, und entwarf zuerſt eine Unternehmung gegen Prevesa, welche Feſte den Eingang des Meerbuſens von Lepanto beherrſcht. Nach ſorgfältiger Zurüſtung ſegelte Schulenburg von Corfu mit 5000. Mann im Oktober dahin ab, von der kleinen Flotte unter Piſani begleitet, während die große bei Zante liegen blieb, um das Unternehmen gegen jeden Verſuch türkiſcher Seemacht ſicher zu ſtellen. Er ſetzte ſeine Truppen an's Land, und bemächtigte ſich einer Anhöhe, unter deren Schutze ſogleich die Laufgräben eröffnet und der Platz heftig beſchoſſen wurde. Die türkiſche Beſatzung, zwar nur 600. Mann ſtark, aber von einem Paſcha befehligt, widerſtand mit großer Tapferkeit, und machte mehrere Ausfälle, um die Batterieen der Venetianer zu zerſtören; ſie wurden aber zurückgeſchlagen, und die Beſchießung dauerte in vermehrter Stärke fort. Endlich ſteckten die Türken die weiße Fahne auf, und verlangten freien Abzug. Schulenburg wollte dieſen zugeſtehn, wenn auch Voiniza, wo ein Unterbefehlshaber des Pa-

scha in Besatzung stand, übergeben würde. Der Pascha verneinte jedoch, daß er über diese Feste mitverfügen könne, indessen schrieb er zum Scheine die verlangten Befehle zur Uebergabe. Während des Waffenstillstandes aber, der einstweilen bewilligt worden, brachen die Türken unvermuthet mit dem Säbel in der Faust unter furchtbarem Geschrei in das venetianische Lager, und gewannen nach blutigem Kampfe, worin beiderseits viele Offiziere getödtet wurden, glücklich den Weg nach Larta. Schulenburg besetzte nun Prevesa, wo er 30. Kanonen und große Vorräthe fand, ließ in der türkischen Moschee ein feierliches Tedeum halten, und schiffte sich dann sogleich wieder ein, um nunmehr Voiniza anzugreifen. Dieser Platz, auf einer Höhe zwischen Meer und Sümpfen gelegen, leistete ungeachtet seiner natürlichen Festigkeit wenig Widerstand. Nachdem die Beschießung einige Tage angedauert, und Schulenburg die Entsatztruppen, welche aus der Umgegend heranrückten, zweimal in die Flucht geschlagen hatte, zog die Besatzung von 1800. Mann unvermerkt ab, und überließ dem Sieger die Festung mit 40. Kanonen, vielen Vorräthen und 36. Kriegsfahrzeugen, die im Hafen zurückblieben. Larta, ebenfalls von den Türken geräumt, unterwarf sich freiwillig der Re-

publik, und verſprach jährlichen Tribut. Nachdem dieſe Feſten ſämmtlich in guten Stand geſetzt und mit Truppen wohl verſehen worden, kehrten Schulenburg und Piſani gegen Ende des Novembers nach Corfu zurück. Weniger glücklich betrieb der Provedítor Mocenigo die Sachen in Dalmatien, wo die Venetianer, obwohl über 10,000. Mann ſtark, nichts Erhebliches ausführten, zum großen Mißvergnügen Oeſterreichs, welches von daher eine kraftvolle Ablenkung zu Gunſten des Heeres an der Donau vergeblich erwartet hatte.

Venedig ſah mit großer Freude durch den Beſitz der wichtigen Feſtungen Preveſa und Voiniza den ſicheren Zugang nach Albanien eröffnet, und der Senat beſchloß, in Schulenburgs tiefdurchdachten Plan jetzt völlig eingehend, im nächſten Feldzuge dieſe Eroberungen nachdrücklich zu verfolgen. Mit lebhaftem Eifer wurde durch vielfache Anſtalten die große Unternehmung vorbereitet. Während alle Thätigkeit nach dieſer Seite gerichtet war, trübten ſich die politiſchen Verhältniſſe höchſt bedenklich von Weſten her. Der Kardinal Alberoni, Miniſter des Königs von Spanien, ganz Europa mit ſeinen Ränken umſpinnend und geübt in allen hinterliſtigen Anſchlägen, ſann auf Wiedereroberung der im Kriege über die Erbfolge Spaniens verlo-

renen Nebenländer dieſes Reiches. Seine trügeriſche Staatskunſt enthüllte ſich jetzt deutlich durch die unerwartete Wegnahme Sardiniens, zu welcher die Flotte und die Truppen verwendet wurden, die er dem Pabſte ſelbſt als eine nach Corfu beſtimmte Hülfsmacht vorgeſpiegelt hatte; ganz Italien ſchien bedroht, von ſpaniſcher Heeresmacht überfallen zu werden. Kaiſer Karl VI. ſah mit größter Beſorgniß die anbringende Gefahr, welcher zu begegnen ſeine ganze Macht erforderlich ſchien, und um nicht mit getheilten Streitkräften auf den entgegengeſetzten Gränzen ſeines Reiches zwei Feinde zugleich bekämpfen zu müſſen, ſuchte er den Türkenkrieg im vortheilhaften Augenblicke ſchleunig zu beenden. Nach vorläufigem Waffenſtillſtande wurden alsbald im Frühjahr 1718. die Friedensunterhandlungen zu Paſſarowitz eröffnet, zum größten Verdruſſe der Venetianer, welche jetzt erſt die Bahn glänzender Vortheile zu beginnen dachten; ſie ſchloſſen ſich den Verhandlungen zwar an, hofften aber deren Fortgang durch außerordentliche Waffenerfolge bald wieder zu hemmen. Mit verdoppelter Anſtrengung wurden daher alle Rüſtungen beſchleunigt. Der Proveditor Mocenigo zog ſeine Truppen bei Spalatro zuſammen; Schulenburg landete mit anſehnlicher Streitmacht und vie-

lem Geſchütz in Sebenigo, und ſchickte ſich ernſtlich zu dem Einfall in Albanien an. Nachdem Piſani die türkiſche Flotte durch ein glückliches Seetreffen entfernt, begann Schulenburg mit den Landtruppen am 22. Juli die Belagerung von Dulcigno, einem türkiſchen Raubneſte am adriatiſchen Meere. Schon waren die Feſtungswerke großentheils niedergeſchoſſen, die türkiſche Heeresmacht, welche ein Seraskier zum Entſatze heranführete, mit großem Verluſte zurückgeſchlagen, und der Platz der Uebergabe nahe, als am 1. Auguſt Abends eine Feluke von Venedig mit Briefen des Senats anlangte, welcher die Einſtellung aller Feindſeligkeiten anbefahl, indem der Friede ſo gut wie geſchloſſen ſei; die Republik fühlte ſich zu ſchwach, mit ihren eignen Kräften allein den Krieg gegen die ganze türkiſche Macht auf ſich zu nehmen, und mußte ſich der Nothwendigkeit unterwerfen, welche aus der allgemeinen Lage der Staatsverhältniſſe hervorging. Schulenburg, inmitten vielverſprechender Fortſchritte gehemmt, ergab ſich voll Unmuths in ſein neues Geſchick, ſtellte das Feuer ein, ließ an der Spitze der Laufgräben die weiße Fahne aufſtecken, und der Beſatzung die erhaltene Nachricht mittheilen; allein die türkiſchen Befehlshaber trauten der Sache nicht, ſondern verwieſen ihn an den

Seraskier, der mit verstärkten Entsatztruppen wieder nahe herangekommen war, und setzten indeß die Feindseligkeiten ihrerseits fort. Der Seraskier, schon unterrichtet, nahm den Schein an, als ob er an der Zuverlässigkeit der Nachricht zweifle, und erklärte sich zur Einstellung der Feindseligkeiten nur unter Bedingungen bereit, welche Schulenburg mit Unwillen verwerfen mußte. Auch der späteren Nachricht von dem zu Passarowitz am 21. Juli wirklich erfolgten Friedensschlusse verweigerten die Türken, sich im Vortheile wähnend, allen Glauben. Mittlerweile erhob sich ein ungeheurer Sturm, der alle Fahrzeuge der Venetianer an der Küste zerstreute oder zerschmetterte; ohne Möglichkeit des Rückzugs und ohne Zufuhr von Lebensmitteln, von den Türken täglich näher bedrängt und angegriffen, ohne selbst vorrücken zu dürfen, befand sich Schulenburg in nicht geringer Verlegenheit. Da die Türken nicht aufhörten, ihn feindlich zu belästigen und immer drohender zu umstellen, so beschloß er durch einen kühnen Angriff sie zurückzuwerfen, und lieber den Krieg, weil sie ihn doch wollten, zu ihrem Nachtheil zu führen, als zu dem seinigen den Frieden zu halten; allein Pisani widerrieth ängstlich solchen Schritt, dessen Folgen, wie er meinte, für Venedig höchst un-

glücklich ſein könnten. In dieſer ſchlimmſten aller Lagen verlor Schulenburg die Faſſung nicht; ſein Muth und ſeine Geiſtesſtärke zeigten ſich in ganzer Größe. Nachdem er eine Zeitlang in gänzlicher Abgeſchnittenheit ausgedauert, legte ſich endlich der Sturm, und die meiſten der zerſtreuten Fahrzeuge erſchienen wieder an der Küſte; nun war die Rettung vor Augen, und es galt die Schiffe ohne Zeitverluſt zu erreichen. Allein der Rückmarſch zu dem Einſchiffungsorte war unterdeſſen ſehr gefahrvoll geworden; der Seraskier hatte ſich mit der Beſatzung von Dulcigno vereinigt und die ſämmtlichen Anhöhen beſetzt, durch deren Schluchten die Venetianer das Ufer gewinnen mußten. Schulenburg durfte nicht ſäumen, er brach in der Nacht auf, und da die Türken ihm den Weg verſperrten, griff er ſie mit Ungeſtüm an, und eroberte die Höhen, auf welchen ſie ſich ſchon feſtgeſetzt hatten. Kaum hatte er ſeinen Zug eine Strecke fortgeſetzt, ſo kehrten ſie in vermehrter Anzahl wieder, und umringten ihn von allen Seiten; neuer Kampf mußte wiederholt den Weg öffnen. Er bedurfte aller ſeiner Kriegserfahrung und Geſchicklichkeit, um unter ſo ſchwierigen Umſtänden ohne weſentlichen Verluſt davonzukommen. Alle Brunnen waren in türkiſcher Gewalt, und

Schulenburg mußte persönlich an der Spitze von Grenadieren das nöthige Wasser mit dem Degen in der Faust erkämpfen. Um das allzu hitzige Eindringen des Feindes auf seinen Nachtrab zu mäßigen, raffte er, in Ermangelung andrer Reiterei, einen Theil seiner Offiziere und etwa 30. Dragoner zusammen, und warf sich an der Spitze dieses Häufleins einhauend so tapfer auf die gedrängten Türkenschaaren, daß diese mit großem Verlust auseinanderstoben, und geraume Zeit brauchten, sich wieder zu sammeln. Ueberall selbst anordnend und ermuthigend durch Wort und Beispiel, führte er seinen Zug vermittelst künstlicher Bewegungen und kluger Aufstellungen, unter unaufhörlichen, aber stets vergeblichen Angriffen der Türken, unverletzt durch alle Schwierigkeiten des verwickelten Erdreichs, und erreichte glücklich das Meer, wo er die Truppen, ohne daß die Türken es hindern konnten, mit allem Geschütz und Gepäck einschiffte, und wohlbehalten nach Cattaro brachte. Sein Rückzug war ein Gegenstand allgemeiner Bewunderung, und die Ehre davon blieb ihm allein um so vollständiger zugeeignet, als kein andrer Befehlshaber ihn bei den vielfachen Anordnungen und Gefechten hatte unterstützen wollen.

Der Friede von Paſſarowitz war günſtiger für Oeſtreich, als für Venedig. Das Königreich Morea, Cerigo und andere Inſeln blieben in der Gewalt der Türken; dagegen behielt die Republik die letzten Eroberungen Schulenburgs, Butrinto, Parga, Preveſa, Voiniza, und mehrere Plätze in Dalmatien; dieſer Gewinn, an ſich nicht unbedeutend, für die Herrſchaft in jenen Meeren und für den Beſitz von Corfu höchſt wichtig, konnte gleichwohl für den Verluſt von Morea nicht entſchädigen, und die Venetianer fühlten tief, daß ſie von ihrer Macht herabſtiegen. Schulenburg eilte, nach eingetretenem Friedenszuſtande, eine perſönliche Angelegenheit abzumachen, die ſich ihm während des Krieges erhoben hatte. Er war ſehr unzufrieden mit dem General Noſtitz, der ſeinen Anordnungen bei mehreren Gelegenheiten widerſetzlich geweſen, und überhaupt das Anſehn des Oberbefehlshabers zu mißkennen gewagt. In Zurechtweiſung und Widerſpruch hatte ſich ein Wortwechſel entſponnen, den beide übereingekommen waren nach beendigtem Türkenkriege durch den Zweikampf auszugleichen. Inzwiſchen wurde die Sache ruchtbar und ihr Ausbruch durch mancherlei Hemmungen hingehalten; man ſuchte mittlerweile eine Ausſöhnung zu Stande zu bringen; durch das Bemühen

des Kaiſerlichen Hofes gelang es endlich, den Streit ohne Zweikampf zu Schulenburgs Zufriedenheit beizulegen. In dieſem Jahre ereignete ſich ein großes Unglück in Corfu, durch welches Schulenburg, dem nach dem Kriege wenig zu thun übrig ſchien, unvermuthet zu neuer Thätigkeit berufen wurde. Ein ſchrecklicher Sturm verheerte die Inſel; der Blitz ſchlug in das neue Schloß und entzündete den Pulverthurm, es erfolgte eine gräuelhafte Verwüſtung; viele Häuſer und Paläſte ſtürzten ein, über tauſend Menſchen, unter ihnen der Seeheld Piſani, kamen um's Leben, die Schiffe wurden im Hafen gegen einander geſchmettert, die Feſtungswerke lagen völlig zerſtört danieder. Daß Schulenburgs Bildſäule wie durch ein Wunder inmitten der Trümmer unbeſchädigt blieb, iſt ſchon erwähnt worden. Dieſes Unglück gab Anlaß, daß Schulenburg den Auftrag erhielt, die bisherige, zwar ſorgfältige, aber in ihrer erſten Anlage verfehlte Befeſtigung von Corfu nach ſeinen Planen in ganz neuer und regelmäßiger Geſtalt wieder aufzubauen. Dieſes große Werk wurde von ihm, gemäß den Vorſchriften des Senats, dem an ſchleuniger und vollkommener Herſtellung dieſes Bollwerkes der Republik äußerſt gelegen war, ſogleich unternommen, und nach ſeinen Entwürfen, unter

ſeinen Augen, da er oft und lange in Corfu verweilte, während zehn Jahren ununterbrochen fortgeführt, bis mit groſser Anſtrengung und ungeheurem Aufwande endlich im Jahre 1729. das Ganze vollendet war. Alle Männer vom Fache ſtimmten überein, daſs Schulenburg in dieſem Werke ein Meiſterſtück der Befeſtigungskunſt aufgeſtellt, und Corfu jetzt durch ſeine Anlagen für immer ſo unüberwindlich gemacht habe, als es vor kurzem bloſs durch ſeinen Heldenmuth geweſen.

Venedig pflegte nach geendetem Kriege ſeine ausländiſchen Generale und Truppen mit angemeſſener Belohnung zu entlaſſen. Dieſer Fall trat jedoch nicht für Schulenburg ein, deſſen Thätigkeit der Republik auch im Frieden bedeutend blieb, und deſſen Anſehn und Kriegsruhm mit ihren Staatsverhältniſſen vortheilhaft verflochten war; der Senat erneuerte daher ſorgfältig den geſchloſſenen Dienſtvertrag in herkömmlichen Friſten von drei zu drei Jahren. Auf dieſe Weiſe verblieb Schulenburg ſeine ganze folgende Lebenszeit im Dienſte Venedigs, und in ſeiner Würde nicht minder einflußreich, als hochgeehrt und geprieſen. Die herrſchenden Häuſer des Staates, beſonders das groſse Haus der Piſani, waren ſeine Freunde, und

unterſtützten ihn kräftigſt in allen Unternehmungen und Arbeiten, die er in Betreff des venetianiſchen Kriegsweſens nothwendig erachtete, und für welche die beträchtlichen Ausgaben im Frieden gar leicht zu hoch gefunden werden. Er bereiſte das venetianiſche Gebiet nach allen Richtungen, und ſchiffte beſonders häufig nach den griechiſchen Inſeln, wo außer dem großen Feſtungsbau von Corfu noch viele andre Aufgaben und Anlagen ihn beſchäftigten. Sein raſtloſer Eifer und ſeine beharrliche Thätigkeit achteten kein Hinderniß; er gönnte ſich keine Ruhe, bevor nicht alles gethan war, was zu ſeinem Zwecke geſchehen konnte. Er hatte dabei vielfaches Ungemach, auch ſelbſt Lebensgefahr auszuſtehn; auf einer Rückreiſe von Corfu litt er bei der Inſel Liſſa in Dalmatien Schiffbruch, und wurde nur mit genauer Noth gerettet. Auch in der inneren Einrichtung verſuchte er mancherlei Verbeſſerungen zu erwirken, nachtheilige Formen oder üble Gewohnheiten abzuſchaffen. Er wußte aus Erfahrung, wie zweckwidrig die große Verwaltungsmacht des Savio alla Scrittura auf den Gang der Kriegsführung hemmend einwirken könne, und wie wenig überhaupt die Anſtalten ſelbſt den Abſichten und dem Aufwande des Staats entſprächen. Durch ſein großes Anſehn und unabläſſiges Bemühn

brachte er es auch wirklich dahin, daß im Jahre 1721. eine eigne Kriegsbehörde eingesetzt wurde, welche nach zweckmäßiger Vorschrift die Verwaltungsgeschäfte führen sollte; sie bestand aber nicht lange, und die alte Einrichtung kehrte mit allen ihren Mängeln und Mißbräuchen zurück. Von der Zeit an gab Schulenburg es auf, die unüberſteiglichen Schwierigkeiten, die ſich in dem Weſen ſelbſt der venetianiſchen Verfaſſung begründet zeigten, weiterhin nutzlos zu bekämpfen.

Unſre Nachrichten über Schulenburgs weiteres Leben und Wirken werden von nun an ſehr mangelhaft. Nur einzelne Vorgänge ſchimmern abgeſondert aus dem Verlauf der Jahre hervor. Als Oberbefehlshaber der ſämmtlichen Landtruppen der Republik hatte er ſeinen regelmäßigen Wohnſitz in Verona, wo er jedoch erſt in ſpäteren Jahren ſich bleibend aufhielt, indem er früher meiſt in Venedig und in der Levante, theils auch auf anderen Reiſen abweſend war, die er in perſönlichen Angelegenheiten unternahm. Im Jahre 1720. reiſte er nach Deutſchland, beſuchte ſein Stammgut Emden bei Magdeburg, und ging hierauf nach Berlin und Wien. Eine größere Reiſe unternahm er ſechs Jahre ſpäter nach England, wo ſeine Schwe-

ſter Irmengard Meluſina am Hofe König Georgs I. in Verhältniſſen lebte, deren etwan mangelhafte Seite nicht nur durch Macht und Größe, ſondern auch durch Würde und Bildung glänzend überdeckt war. Sie hatte ſchon am Hofe zu Hannover, als Kammerfräulein der Kurfürſtin Mutter, durch ihre außerordentliche Schönheit und trefflichen Verſtand die heftigſte Neigung des Kurfürſten erweckt, deſſen entſchiedene und dauernde Gunſt ſie zwar nicht zu ſeiner Gemahlin erheben gekonnt, aber nach ſeiner Thronbeſteigung von England ihr mit andern vornehmen Titeln den einer Herzogin von Kendal verliehen, und bei dem Kaiſer Karl VI. ihre Erhebung zur Reichsfürſtin von Eberſtein bewirkt hatte. Im Juli 1726. traf Schulenburg bei ſeiner Schweſter im Pallaſte zu Kenſington ein. Der König war über ſeine Ankunft ſo ſehr erfreut, daß er ihn ſogleich in den Reiſekleidern vor ſich kommen ließ, und nach einer lebhaften Unterhaltung von zwei Stunden ſofort zum Abendeſſen zurückbehielt. Die außerordentliche Gunſt dieſes Fürſten, und die Ehrenbezeigungen, welche, nach dem Willen und Beiſpiele des Königs, von allen Großen des Hofes, und ſelbſt von den fremden Geſandten, ihm bei allen Gelegenheiten erwieſen wurden, machten ihn faſt

betreten. Er empfing von den angeſehenſten Perſonen, die dem Könige gefällig zu ſein wünſchten, den erſten Beſuch, unter andern von dem franzöſiſchen Geſandten, Grafen von Broglie, deſſen Stolz ungern zu ſolcher Zuvorkommenheit ſich verſtehn wollte. Er muſterte die Truppen in deren Reihen er mehrere Offiziere begrüßte, welche mit ihm in den Niederlanden gedient hatten. Der König fand ungemeinen Reiz in ſeiner Unterhaltung; er lud ihn faſt täglich zu Spaziergängen ein, die oft bis tief in die Nacht dauerten. Die langen Unterredungen, die Schulenburg mit dem Könige hatte, und das große Vertrauen, deſſen er genoß, gaben Anlaß zu politiſchen Vermuthungen; man glaubte, der König habe durch Schulenburg den Beitritt Venedigs zu dem Bündniſſe gewinnen wollen, das im Jahre vorher zu Herrenhauſen zwiſchen Großbritannien, Frankreich und Preußen aus Eiferſucht gegen die entſtandene Befreundung Oeſterreichs und Spaniens geſchloſſen worden. Doch dieſe Vermuthung beſtätigte ſich nicht; das Verhältniß der Herzogin von Kendal und Schulenburgs perſönliche Eigenſchaften waren hinlänglicher Grund zu der ausgezeichneten Aufnahme, die er am engliſchen Hofe fand. Das Anerbieten des Ingeburtrechtes, verbunden mit großbritanniſchen Dienſten,

Titeln und Würden, scheint Schulenburg beharrlich abgelehnt zu haben. Nach längerem Aufenthalte in England beurlaubte er sich bei dem Könige, der ihn höchst ungern entließ, zu seiner Rückreise. Er ging über Berlin und Wien, wo ihm ebenfalls große Ehren erwiesen wurden, nach Venedig zurück. In Berlin empfing er bei seiner damaligen Anwesenheit aus den Händen des Königs Friedrich Wilhelms I. den schwarzen Adlerorden.

Nachdem Schulenburg viele Jahre hindurch dem venetianischen Kriegswesen vorgestanden, und alle Einrichtungen und Arbeiten so weit vollendet hatte, daß einstweilen das Geschehene überall genügen mochte, um so mehr, als die Republik während der ganzen Zeit einer tiefen Friedensruhe genoß, so glaubte sein Zartgefühl die Fortdauer seines Dienstverhältnisses, dem er bei zunehmendem Alter nur abnehmende Kraft zu widmen hatte, in Frage stellen zu müssen. Als daher beim abermaligen Ablaufe des dreijährigen Vertrages im Herbste des Jahres 1730. die gewöhnliche Erneuerung desselben sich ungewöhnlich verzögerte, gab er sein Bedenken dem Senate schriftlich zu erkennen, und verhehlte nicht, daß, wenn auch seine Wünsche ihn nach Deutschland hinzögen, er gleichwohl aus Erkennt-

lichkeit für genoſſene Güte ſich die Hände dergeſtalt gebunden ſähe, daß ihm keineswegs freiſtünde zu erwählen, was er ſonſten etwan, Alters und und vieler andern jetzigen und künftigen Umſtände wegen, zu wünſchen und zu ſuchen hätte, ſondern entſchloſſen ſei, ſich des Senats Befehle hierin gänzlich zu unterwerfen. In derſelben Zeit, wie ſein Schreiben, kam in Venedig die Nachricht von einer großen Empörung an, die in Konſtantinopel ausgebrochen war, und eine wichtige Staatsveränderung daſelbſt bewirkt hatte. Der Senat begehrte deßhalb von Schulenburg, ohne deſſen perſönlicher Angelegenheit nur zu erwähnen, eiligſt ſein ſchriftliches Gutachten über die zweckmäßigſte Sicherſtellung der venetianiſchen Beſitzungen in der Levante, falls dieſelben in Folge jenes Ereigniſſes gefährdet werden ſollten. Schon nach zwei Tagen lieferte Schulenburg einen ausführlichen Aufſatz, der alles Erforderliche gründlich angab, und mit größtem Beifall aufgenommen wurde. Gleichwohl verzögerte ſich noch immer die Erneuerung des Dienſtvertrages, und Schulenburg mußte glauben, daß ſein Bedenken Eingang gefunden habe, und die Republik ſeiner Dienſte wohl entrathen dürfte. Dieſe Ungewißheit dauerte bis zum 25. November, nicht aber aus zweifelnder Ueberlegung, oder ſonſt

einer Abſicht, ſondern aus bloßer Zufälligkeit, weil viele Mitglieder des Senats abweſend waren; denn kaum war die Sitzung wieder vollzählig, ſo erfolgte ſogleich am genannten Tage jene Erneuerung durch einhelligen Beſchluß des Senats, unter freudigſter Zuſtimmung von ganz Venedig. Dieſe zufällige Stockung blieb die einzige, und fortan bis zu ſeinem Ende ſah Schulenburg ſein Dienſtverhältniß von dem Senate fürſorglich in den gewohnten Friſten vor dem Ablauf erneuert. Es gab faſt kein Beiſpiel, daß ein ausländiſcher Feldherr ſo viele Jahre in dem Dienſte Venedigs ausgedauert, und in einer ſo mürriſchen Republik, wie ein früherer Schriftſteller ſie nennt, die allgemeine Zufriedenheit in ſo hohem Grade zu erhalten gewußt. Es ereignete ſich fernerhin wenig, was ſeine Thätigkeit hätte in Anſpruch nehmen können. Doch trat er im hohen Alter zuletzt noch einmal auf, als im Jahre 1741. die Republik, wegen der bedenklichen Ausſichten nach Kaiſer Karls VI. Tode, ein Beobachtungsheer von 20,000. Mann unweit Verona zuſammenzog; er fand ſich bei demſelben ein, ohne jedoch den eigentlichen Oberbefehl zu übernehmen.

Als Voltaire die Lebensgeſchichte Karls XII. neu herausgeben wollte, und ſeiner beredten Dar-

ſtellung das Verdienſt größerer Genauigkeit zu geben wünſchte, wandte er deßhalb, durch Vermittelung des franzöſiſchen Geſandten in Venedig, auch an Schulenburg die Bitte um mancherlei Nachrichten und Aufſchlüſſe, welche dieſer allerdings vor andern der Wahrheit gemäß ertheilen konnte. Schulenburg erwiederte die ſchmeichelhafte Zuſchrift durch Ueberſendung ausführlicher Denkblätter, welche ſowohl die Kriegsereigniſſe der Jahre 1703. bis 1706., als auch andre bedeutende Vorgänge jener Zeit in franzöſiſcher Sprache abhandeln. Voltaire benutzte dieſe Schriften, und ließ ein zweites Schreiben an Schulenburg der neuen Ausgabe jenes Geſchichtbuches, als öffentliches Zeichen ſeiner Dankbarkeit, vordrucken. Dieſer Briefwechſel fällt in das Jahr 1740., und es ſcheint, daß die Denkſchriften ſelbſt erſt in dieſer Zeit aus Tagebüchern und andern Aufzeichnungen zu dem beſtimmten Zwecke zuſammengeſtellt wurden, denn ſie tragen unverkennbar die Mängel des hohen Alters, obwohl die Schreibart ſonſt kräftig und zuweilen muſterhaft iſt. In der Zeitſchrift für die Kriegskunſt, welche von Offizieren des preußiſchen Generalſtabs im Jahre 1817. herausgegeben worden, ſind jene Mittheilungen, ſoweit ſie Voltaire empfangen, großentheils im Druck erſchienen. Wahr-

ſcheinlich befanden ſich in dem handſchriftlichen Nachlaſſe Schulenburgs auch über andre Zeiträume ſeines Lebens ähnliche Nachweiſungen und Aufſchlüſſe, deren Verluſt oder Verborgenheit wir zu bedauern haben.

Schulenburg ſtarb am 14. März 1747. zu Verona im ſiebenundachtzigſten Jahre ſeines Alters, nachdem ſchon vier Jahre vorher das Gerücht ſeines Todes fälſchlich ergangen war. Er war nie verheirathet geweſen, und hinterließ keine Kinder. Seiner Schweſter älteſter Sohn, Ludwig Graf von Oynhauſſen, den er ſchon lange an Kindesſtatt angenommen, war der einzige Erbe ſeines beträchtlichen Vermögens. Venedig huldigte dem Andenken des Helden, den es im Leben ſo hochgeehrt, nicht minder nach ſeinem Tode. Der Proveditor der Terraſirma, Simon Contarini, hielt ihm zu Verona ein prunkvolles Leichenbegängniß. Späterhin wurde ſeine Hülle nach Venedig gebracht, wo ihm die Signoria ein prächtiges Grabmahl zu errichten beſchloß.

Von Schulenburgs Perſon und Karakter dürfte folgende Schilderung, durch kundige Hand nach dem Anblicke ſeines wohlgeprägten Bildes entwor-

ſen, am Schluſſe dieſes Abriſſes nicht ungezie-
mend ſtehn. „Ein ſehr ſchönes Geſicht, wie man
nur ſelten eines ſieht. Man erahndet in ihm die
haltungsvolle Größe und kriegeriſche Würde der
ganzen Geſtalt. Das Koſtüm, wie unſer großer
Kurfürſt; leichte und doch dichte Locken, in der
Mitte der Stirn aufgekrauſt, ſo daß dieſe ganz zu
ſehen iſt: eine von denen, die man durchaus ſchön
nennen kann, und die ſelten vorkommt, grade in
die Höhe ſteigend, und nur, wenn man ſie genauer
unterſucht, ſieht man, daß ſie genug rückwärts ge-
bogen iſt. Sie iſt der Platz des größten, kräftig-
ſten Nachdenkens, und nicht nur den ſieht man
vollkommen gebildet vor ſich, ſondern die ſchönſten
Spuren einer ſolchen Arbeit ſelbſt, und dies iſt
der Ausdruck des ganzen würdigſchönen Geſichts.
Beſorgte, gütige, und doch dem Entſchluß nicht
wehrende, aber erwägende, nach den vollkommen
ſchönen Schläfen hin ſanft gebogene Augenbrau-
nen; ausgearbeitete Augenwinkel, wo man wohl
Scherz und die Luſt daran wahrnimmt. Etwas
Verachtung aller Dinge — wohlverſtanden, aller
— in dem ſehr belebten, ebenfalls Erwägung und
eben ſo Entſchloſſenheit andeutenden Munde, deſ-
ſen Unterlippe vorſtehen will, weil ſie ſtärker iſt
als die obere, den aber der Wille ganz bemeiſtert.

Ueberhaupt iſt Selbſtherrſchaft der vorwaltende Ausdruck des länglichen, großen und großartigen Geſichts; etwas Trauer; viel Entſchluß, große Ausdauer, Talent, Erwägung und Güte, eine durchaus edle, und wenn auch ſinnende, doch zumeiſt thatkräftige Natur."

König Theodor von Corsica.

König Theodor von Corsica.

Außer dem Königreich Portugal und der Republik Venedig hat auch die Insel Corsica im vorigen Jahrhundert einen Deutschen zu sich gezogen, dessen Leben durch die fremde Schaubühne zur unerhörtesten Entwickelung gesteigert worden. Theodor von Neuhof verdient durch die ansehnliche Rolle, welche er in den Ereignissen seiner Zeit gespielt, und an welche er, zwar mehr Abentheurer als Held, doch den Muth, die Standhaftigkeit und den Geist eines Helden gewandt, in unserem Andenken nicht vergessen zu sein. Sein Leben ist in Betracht der wechselvollen Verhältnisse und unaufhörlichen Irrfahrten, denen er ausgesetzt war, nicht ohne geschichtlichen Reiz; und aus der reichen Gruppe vielfacher Abentheurer, die wir mit und nach ihm

in allen Geſtalten über die glänzendſten Schauplätze der europäiſchen großen Welt wandeln ſehn, leuchtet er immer noch als einer der außerordentlichſten hervor.

Theodor Stephan Freiherr von Neuhof, aus einem altadelichen und angeſehenen Geſchlechte der Grafſchaft Mark in Weſtphalen abſtammend, wurde in Frankreich geboren. Sein Vater Anton von Neuhof hatte früher als Hauptmann in der Leibwache des Biſchofs von Münſter gedient, allein unbefriedigt mit dieſem beſchränkten Looſe eine gründliche Verbeſſerung deſſelben durch die Heirath mit der Tochter eines Kaufmanns aus Viſet im Hochſtift Lüttich geſucht, der durch Lieferungen im Kriege ein großes Vermögen gewonnen hatte. Die adelichen Verwandten aber ſahen durch eine ſolche damals noch hartbeurtheilte Mißheirath den Stolz ihres Namens mehr als durch ein wirkliches Verbrechen entehrt, und Neuhof hatte deßhalb ſo bittere Anfeindung und gehäſſige Verfolgung zu erdulden, daß er es vorzog, die Heimath zu verlaſſen, und ſein weiteres Glück in Frankreich zu ſuchen. Er fand in Paris eine wohlwollende Beſchützerin an der Herzogin von Orleans, welche als geborne pfälziſche Prinzeſſin ihre deutſchen Landsleute mit Vorliebe aufnahm. Ihre Fürſprache verſchaffte

ſchaffte ihm auch alsbald die Kommandantenſtelle eines kleinen Forts im Gebiete von Metz, wo er fortan zufrieden lebte, und mit ſeiner Gattin zwei Kinder bekam, einen Sohn und eine Tochter, die ſein im Jahre 1695. erfolgter Tod unmündig in der Welt zurückließ. Die Herzogin von Orleans nahm ſich jedoch der beiden Kinder, die von ausgezeichneter Schönheit waren, lebhaft an, und ließ ſie an ihrem Hofe auferziehen. Die Tochter, Namens Eliſabeth, wurde in der Folge Hofdame der Herzogin, und traf dann eine anſehnliche Heirath mit dem Grafen von Trevoux, der von ihren liebenswürdigen Eigenſchaften heftig eingenommen war. Der Sohn aber, Theodor Stephan, empfing als Page der Herzogin ſogleich alle Vortheile jenes Unterrichts, der zumeiſt die Perſönlichkeit ausbildet und in der großen Welt von überwiegendem Nuzzen iſt. In allen ritterlichen Uebungen zeigte er Muth und Gewandtheit, Waffen und Kriegsweſen waren ſeine früheſte Beſchäftigung, während zugleich die Gewöhnung des Hoflebens den Sinn bedeutender Verhältniſſe und geſelliger Feinheit in ihm ausbildete. Aber auch die eigentlich geiſtige Entwickelung wurde nicht vernachläſſigt. Er faßte eine leidenſchaftliche Vorliebe für das Studium der Geſchichte, und die Beiſpiele heldenmüthiger

Unternehmungen und großer Thaten, die ihm besonders Plutarch darbot, entflammten seinen jugendlichen Ehrgeiz. Den genannten Schriftsteller soll er unaufhörlich gelesen und theilweise auswendig gelernt haben. Doch entzog ihn der Reiz leichtsinnigen Jugendlebens in dem reichen Glanze der französischen Hauptstadt allzuleicht dieser strengeren Richtung, und er gab sich allen Zerstreuungen und Vergnügungen hin, welche in dem Wetteifer müssiger Verkehrtheit auch noch den Ehrgeiz anregen und befriedigen. Er machte sich in diesem Kreise bemerklich, und gewann durch seine Anmuth und Klugheit viele angesehene Freunde und theilnehmende Gönner. Der Prinz von Birkenfeld trug ihm eine Lieutenantstelle im Regiment Elsaß zu Straßburg an; allein Theodor mochte den Aufenthalt von Paris um einer so geringen Stelle willen nicht verlassen. Der Marquis von Courcillon, Oberst eines Reiterregiments, machte ihn bald darauf zum Rittmeister; sie lebten einige Jahre in vertrauter Freundschaft, und Theodor genoß alle Annehmlichkeiten eines solchen Verhältnisses, bis ein ausgebrochener Zwist dasselbe trübte, und nun auch die Dienstverbindung lästig wurde, die er daher ohne Bedenken verabsäumte. Er blieb in Paris, und lebte mit ziemlichem Aufwande, wozu

ſein Glück im Spiel die reichlichen Mittel gab. Bald aber ſpielte er unglücklich, verlor mehr als er beſaß, und gerieth in Verlegenheiten, welche die Fortdauer ſeines bisherigen Wandels unmöglich machten. Er zog ſich zurück, und beſchloß ein ernſteres Lebensziel zu faſſen.

Unzufrieden mit ſeinen nunmehr in Frankreich beſchränkten Ausſichten, gedrängt von den Zerrüttungen ſeiner Lage, und mächtig angezogen von dem ſtrahlenden Ruhme des kriegeriſchen Königs von Schweden, der ſelbſt als wirklicher König und Held mehr noch den kühnen Abentheurer hervorzukehren ſchien, nahm Theodor ſeine Entlaſſung aus franzöſiſchen Dienſten, eilte nach dem Norden, und wurde Offizier im Heere Karls XII. Hier zeichnete er ſich bei mehreren Gelegenheiten aus, und bewies den unerſchrockenen Muth, der den Beruf des Kriegers zwar begründet, aber den des Feldherrn bei weitem nicht erfüllt. Die vielfachen Erfahrungen, welche der Dienſt im Felde dem Jünglinge darbot, und die rege Aufmerkſamkeit, mit welcher ſein Geiſt die dargebotenen Gegenſtände verfolgte, machten ihn bald des Kriegsweſens hinreichend kundig, um überall in dieſem Fache mit Ehren auftreten zu können; allein der innere Zuſammenhang ſeiner eigenſten Fähigkeiten und Neigungen zog

ihn überwiegend nach einer andern Seite hin. Dem Freiherrn von Görz, Rathgeber und Freund Karls XII., war Theodor einigermaßen verwandt; jetzt wurde er demselben auch persönlich bekannt, und der scharfblickende Staatsmann erkannte schnell in dem jungen Offizier die vorherrschenden Talente, zu deren vortheilhaftem Gebrauche die grossen Entwürfe und betriebsamen Thätigkeiten des Ministers leicht Rath wußten. Dieser seltne Mann, aus einem deutschen reichsritterschaftlichen Geschlecht entsprossen, im Staatsdienste des jungen Herzogs von Holstein angestellt, und an Schweden durch kein anderes Verhältniß, als das des persönlichen Vertrauens, gebunden, hatte in dieser Stellung die ungeheure Aufgabe übernommen, die verzweifelten Angelegenheiten Schwedens aus innerer und äußerer Zerrüttung mächtig wieder aufzurichten. Ihm waren für diesen Zweck keine andern Mittel als die seiner Geistesanstrengung vergönnt; alles mußte er aus den erfinderischen Gedanken seines Kopfes hervorrufen. Das unbedingte Zutrauen des Königs war die erste Frucht seiner Ueberlegenheit; er wußte dasselbe in dem Augenblicke zu gewinnen, als er wegen früherer Anschläge, die er zum Besten Holsteins, aber im anscheinenden Nachtheile Schwedens, betrieben

hatte, ſich zu rechtfertigen kam, und dem unver-
ſöhnlich zürnenden Könige gegenüber unrettbar ver-
loren ſchien. Der niegebeugte Eigenwillen des un-
geſtümen Helden fügte aber ſich der kühnen
Staatsklugheit, die zum erſtenmal in ſolcher gei-
ſtesmächtigen Geſtalt ihn anſprach. Görz wußte
auch wirklich in kurzer Zeit durch geſchickte Anord-
nungen die gebrochene Kraft des Reiches ſo weit
herzuſtellen, daß es möglich ſchien, den äußern
Frieden ſchon unter günſtigeren Bedingungen zu er-
langen, als bis dahin denkbar geweſen. Dieſen
Frieden ehrenvoll und vortheilhaft herbeizuführen,
war eine Aufgabe, zu deren Löſung die politiſchen
Verhältniſſe faſt aller Staaten in gewaltige Be-
wegung gebracht werden mußten. Schon war die
Geſinnung des Czars Peter von Rußland vermit-
telſt kluger Unterhandlungen zu erwünſchtem Ein-
verſtändniſſe umgeſtimmt; in Wien, im Haag, in
Paris ſtanden die eifrigſten Thätigkeiten damit in
entſprechendem Zuſammenhange. Nun kam es
noch darauf an, den König von Großbritannien,
auf welchen Karls XII. ganzer Haß ſich geworfen,
in politiſches Unheil zu verſtricken, und hiezu dünkte
der Verſuch, den Prinzen Karl Eduard, als Er-
ben der Stuarts, dem Hauſe Hannover auf dem
engliſchen Throne entgegenzuſetzen, ein unfehlba-

res Mittel, dem die Theilnahme des Hofes von Madrid entscheidenden Nachdruck geben sollte. Hier führte die Zügel allmächtiger Ministerherrschaft der Italiäner Alberoni, ein Staatsmann, dessen niedrige Denkart gleichwohl mit großen Eigenschaften verbunden war, und auf dessen Willen und Einsicht Görz rechnen durfte. Um die beiderseitigen Entwürfe, die aus Norden und Süden solchergestalt auf ein gemeinsames Ziel zusammentrafen, in völliges Einverständniß zu bringen, fand Görz eine geheime Sendung nach Madrid nothwendig, für welche niemand geeigneter schien, als Theodor, dessen reiche persönliche Hülfsmittel in solchen Angelegenheiten schon bewährt waren; seine Fähigkeiten ließen jedes Gelingen hoffen, seine noch dunkeln und untergeordneten Verhältnisse im Fall eines Unglücks wenig Aufsehn befürchten. Theodor empfing demnach seine Beglaubigungen und Aufträge, und reiste nach Spanien. Er verschaffte sich bei dem Minister geheimes Gehör, und trug ihm seine Sachen so geschickt vor, daß Alberoni für das große Unternehmen mit neuem Eifer beseelt wurde, zugleich aber eine hohe Meinung von dem Geiste des jungen Abgesandten faßte, und demselben seine ausgezeichnete Gunst und Neigung schenkte. Mit glücklichem Erfolge seiner Sendung, die ihm sogar

Beweiſe der Huld abſeiten des Königs von Spanien ſelbſt eintrug, kehrte Theodor nach Schweden zurück, wo Karl XII. ihn wohlzufrieden aufnahm.

Görz glaubte nunmehr, zu beſſerer Leitung ſeiner ausgebreiteten Verbindungen, ſich ſelbſt in die Mitte der angelegten Fäden verſetzen zu müſſen, und ging nach dem Haag, wohin Theodor ihn begleitete, jetzt völlig eingeweiht und mitthätig in den verwegenen Betreibungen ſeines Meiſters. Der ſchwediſche Geſandte in London, Graf von Gyllenborg, war eines der Hauptwerkzeuge, deren ſich Görz bediente, um die Anhänger des Hauſes Stuart in Großbritannien aufzuregen. Theodor wurde die Mittelsperſon des lebhaften und gefahrvollen Verkehrs, den Görz mit Gyllenborg unterhielt; er machte mehrmals geheime Reiſen zwiſchen dem Haag und London, und hatte das Glück immer unentdeckt zu bleiben; die Sachen gediehen bald zu einer förmlichen Verſchwörung der Jakobiten, und Theodor hatte öftere Zuſammenkünfte mit den Häuptern derſelben. Durch die Unvorſichtigkeiten der Parthei wurde jedoch der Anſchlag, bevor er zur Reife gedeihen konnte, der engliſchen Regierung kund, und dieſe verſicherte ſich im Februar des Jahres 1717. plötzlich der Per-

ſon Gyllenborgs und aller ſeiner Schriften. Theodor befand ſich bei dieſem unvermutheten Schlage grade in London, flüchtete aber im erſten Augenblick, und entkam nach Holland. Neue Schrecken erwarteten ihn hier. Da ſich aus Gyllenborgs Papieren die unbeſtreitbare Theilnahme Görzens an den verätheriſchen Anſchlägen ergab, durch welche jener ſich der geſandtſchaftlichen Unverletzbarkeit verluſtig gemacht hatte, Görz aber nicht einmal in öffentlicher Geſandteneigenſchaft anerkannt war, ſo bewirkte das Anſehen der engliſchen Regierung bei den Generalſtaaten auch deſſen Verhaftung, als er ſich eben durch die Flucht ſeinen Verfolgern entziehen wollte. Theodor wandte ſich in dieſer Noth zu dem ſpaniſchen Geſandten, der ihn willig aufnahm und gegen jede Nachſuchung ſchützte. Jene Verhaftungen machten inzwiſchen an allen Höfen großes Aufſehn, und es fehlte nicht an heftiger Einſprache; beſonders führten Spanien und Rußland bittre Beſchwerden über eine Verletzung des Völkerrechts, welche auch ihre Angelegenheiten mitbeträfe, ſofern Görz grade in Verhandlungen mit ihren Bevollmächtigten geſtanden. Auch gelang endlich den dringenden Forderungen des Czars Peter, durch Vermittelung des Herzogs Regenten von Frankreich die Freilaſſung der Ver-

haſteten zu bewirken. Görz ging nach Schweden zurück, um von dort aus die unterbrochenen, aber keineswegs aufgegebenen Entwürfe in neuen Unternehmungen fortzuſetzen, und Theodor begleitete ihn mit guter Zuverſicht, in dem ſchwediſchen Staatsdienſte durch ſeine bewährte Brauchbarkeit in kurzem eine bedeutende Wirkſamkeit zu erlangen.

Allein neue unerwartete Schläge zerſtörten ſchrecklich dieſe Ausſicht. Karl XII. wurde in Norwegen vor der Feſtung Friedrichshall durch verrätheriſche Hand erſchoſſen, und unmittelbar darauf ſein Miniſter und Freund in Stockholm verhaftet. Theodor ſah durch Görzens Fall nicht nur jede Hoffnung plötzlich entſchwunden, ſondern auch ſich ſelbſt von Gefahren umringt, denen nur durch ſchleunige Flucht zu entrinnen war. Zu rechter Zeit wählte er dieſe, um nicht vielleicht das traurige Schickſal ſeines Gönners und Verwandten zu theilen, der bald nachher zum Tode verurtheilt und enthauptet wurde! Theodor begab ſich nach Spanien, wo ihm die Gunſt Alberoni's einen neuen Anhalt verſprach; er fand dieſelbe in vollen Maſſen bewährt, und wußte ſich nur immer mehr darin zu befeſtigen. Der allvermögende Miniſter verſchaffte ihm eine Oberſtenſtelle im ſpaniſchen Kriegsdienſt, und ſetzte ihm nebenher noch

eine anſehnliche Beſoldung aus. Dem neuen Günſtlinge wurden von allen Seiten Auszeichnungen und Geſchenke zu Theil; er galt als der ſicherſte Weg, um für allerlei Geſuche die Gewährung des Miniſters zu erlangen. Einen neuen Gönner und Freund fand er in dieſem Kreiſe an dem Freiherrn von Ripperda, nachherigem Herzoge und erſten Miniſter, der ſchon damals am ſpaniſchen Hofe in groſſem Anſehn ſtand. Auch dieſer merkwürdige Emporkömmling, ein geborner Niederländer, vereinigte bedeutende Eigenſchaften mit geringfügiger Sinnesart; als Kriegsmann, Geſandter, Fabrikunternehmer, Höfling und Staatsminiſter, abwechſelnd in niederländiſchen, ſpaniſchen, und endlich ſogar marokkaniſchen Dienſten, nach Umſtänden Katholik, Proteſtant und Bekenner des Islam, war er überall, wo er auftrat, durch glänzende Perſönlichkeit und gewandtes Benehmen für eine Zeitlang des vortheilhafteſten Eindrucks und des gröſſten Erfolges gewiß, nur ſichre Dauer blieb ſeinen Glückesloſen verſagt. Er faßte für Theodor, in welchem er den Geiſtes- und Schickſalsverwandten leicht erkennen mochte, eine lebhafte Zuneigung, die ſich auch in der Folge durch allen Wechſel treu erhielt. Er wünſchte eifrig das Glück ſeines Freundes zu befördern, und gab ihm in dieſer Abſicht

den Rath, ſich um die Hand der Lady Saresfield zu bewerben, eines Frauenzimmers von vornehmer inländiſcher Abkunft, einer Tochter des Lords Kilmarnok und nahen Verwandten des Herzogs von Ormond; ſie entbehrte zwar aller Vorzüge der Schönheit und Liebenswürdigkeit, im Gegentheil, ſie war häßlich und ſtolz, allein als Hofdame der Königin ſtand ſie bei dieſer Fürſtin in hoher Gunſt, und ſchien ihrem Gemahl eine glänzende Beförderung zu ſichern. Doch dieſe Heirath, zu der ſich Theodor bereden ließ, entſprach nicht im geringſten den gehegten Erwartungen; vielmehr ſah er ſich nach einiger Zeit vom Hofe vergeſſen, durch Alberoni und Ripperda kaum noch geſtützt, von ſeiner Gemahlin mit hochfahrendem Dünkel behandelt. Als noch überdies bald darauf Alberoni's plötzlicher Sturz eine Veränderung aller Verhältniſſe ankündigte, fühlte er jeden Boden unter ſeinen Füßen gewichen; unfähig, ſo gehäuftes Unheil zu ertragen, ſo entſchloß er ſich raſch, und eines Tages, da ſeine Gemahlin mit dem Hofe nach dem Escurial gefahren war, raffte er ſeine Gelder und Koſtbarkeiten zuſammen, verließ Madrid, ſetzte ſich in Cartagena zu Schiff, und landete in einem franzöſiſchen Hafen, von wo er ſogleich nach Paris eilte. Seine Gemahlin blieb ſchwanger in

Spanien zurück, und gebar ſpäterhin einen Sohn, mit dem ſie in der Folge gleichfalls nach Frankreich kam.

Ein Abentheurer andrer Art ſtand damals in Paris auf dem Gipfel der Gunſt und des Einfluſſes. Der Schottländer Law hatte für ſeine ausgezeichneten Talente im Rechnungs- und Finanzfache lange vergebens einen Wirkungskreis geſucht; England meidend wegen eines Zweikampfes, in welchem er ſeinen Gegner getödtet, aus Venedig und Genua um zweideutiger Geſchäfte willen vertrieben, war er endlich in Frankreich bei dem Herzog Regenten mit großen Entwürfen durchgedrungen, und an die Spitze einer Zettelbank getreten, die den ungeheuerſten Aufſchwung in alle Vermögensverhältniſſe brachte, und ihm ſelbſt mit der unbeſchränkten Gunſt des Regenten die entſchiedenſte Macht im Staate verlieh. Es iſt gegenwärtig anerkannt, daß Law in ſeinen erſten Einrichtungen von den richtigſten Grundſätzen ausging, und mit treffender Einſicht neue Mittel des Verkehrs eröffnete, die den Einzelnen wie dem Staate die größten Vortheile gewähren mußten, wenn nicht von Seiten der Regierung ſelbſt ein verderblicher Mißbrauch mit dieſen Vortheilen getrieben wurde. Law hatte nicht Stärke genug,

dieſen von der gewinnſüchtigen Macht ihm aufgedrungenen Mißbrauch abzuwehren, und ſein in der Anlage redliches Werk ſteigerte ſich im Fortgange zu der ſchwindelnden Höhe des Betrugs empor, aus welcher der Sturz in den Abgrund eines furchtbaren Bankbruches unvermeidlich war. Noch aber ſtand Law in allem Schimmer des Reichthums und der Macht, als Theodor mit ihm bekannt wurde. Die wahlverwandten Geiſter zogen auch hier ſich gegenſeitig an, und es entſtand zwiſchen beiden ein vertrauliches Verhältniß, welches für Theodor ſogleich erſprießlich wurde. Von der bedeutenden Geldſumme, die er aus Spanien mitgebracht, verwandte er einen Theil zur Befriedigung alter Gläubiger; mit den übrigen ſpielte er in den Aktien der Miſſiſſipi-Geſellſchaft, welche Law geſtiftet hatte. Sein anfänglicher Gewinn, vermehrt durch Law's verſchwenderiſche Freigebigkeit, gab ihm Mittel zu glänzendem Aufwand, er lebte angeſehn in der großen Welt, und machte bedeutende Bekanntſchaften, die ſeinen thätigen Geiſt mannigfach in Bewegung ſetzten. Aber dieſer täuſchende Zuſtand ſollte nicht lange dauern! Law ſelbſt rettete in dem beſchleunigten Einbruche ſeines Syſtems, durch den das ganze Königreich erſchüttert wurde, kaum noch das Leben, und Theo-

dor ſah durch den Verluſt ſeiner ganzen Habe ſich plötzlich verarmt, und inmitten alles Prunks in neue Verlegenheiten geſtürzt, deren Gegenſtände noch kurz vorher in keinen Betracht kommen durften. Bei ſeinem Aufwande war er manche Summen ſchuldig geblieben, deren Bezahlung jetzt unmöglich fiel, aber nur um ſo dringender eingefordert wurde. Zu den alten, nicht ganz befriedigten Gläubigern geſellten ſich neue, und Theodor fand ſich ihren vereinten Angriffen und zugleich dem drückenden Mangel des Augenblicks bloßgeſtellt. [illegible]. dieſer Bedrängniß fand er Hülfe bei ſeiner Schweſter, der Gräfin von Trevoux, die ihn mit zärtlicher Liebe aufnahm, und mit beträchtlichen Summen unterſtützte. Zugleich benutzte ſie ihre genaue Verbindung mit dem ſchwediſchen Geſandten Grafen de la Mark, um auch dieſen für den Bruder in Thätigkeit zu ſetzen. Es gelang den vereinten Bemühungen, einen Beſchluß des Parlements zu erwirken, durch welchen die Gläubiger in ihrem Verfahren gegen Theodor gehemmt wurden; doch kaum war dies geſchehn, ſo verhalf derſelbe Graf de la Mark, der plötzlich von Eiferſucht entzündet in Theodor einen Nebenbuhler zu ſehn wähnte, den Gläubigern durch ſeinen Einfluß zu einem verſiegelten Verhaftbriefe, gegen

welchen der Beſchluß des Parlements ohne Wirkung blieb. In Gefahr ſeine Freiheit zu verlieren, und begierig neue Glückswege aufzuſuchen, hatte Theodor keine andre Wahl, als Frankreich zum zweitenmale zu verlaſſen.

Ohne feſten Plan und ſicheres Ziel durchirrte er hierauf mehrere Länder. Der Unſtern, welcher ihn bisher verfolgt, und aus allen Verhältniſſen, die ihm eine dauernde Lebensrichtung geben konnten, in Sturm und Zerſtörung vertrieben hatte, ſchien ihm ein Recht zu verleihen, ſein Heil und Fortkommen mehr dem Ungefähr zu überlaſſen, als an ein überlegtes Vorhaben zu knüpfen. Er begab ſich zuerſt nach England, dann nach Holland, von wo er eine Reiſe nach der Levante gemacht haben ſoll, man weiß nicht mit was für Mitteln noch in welcher Abſicht. Vielleicht verſuchte er eine Handelsunternehmung, denn in Amſterdam hatte er von portugieſiſchen Juden anſehnliche Geldſummen erlangt, und ſeinem regen Kopfe blieb kein Gebiet gewinnreicher Thätigkeit verſchloſſen. Ohne zuverläſſige Einkünfte wußte er faſt immer in großem Aufwande zu leben, und wenn einige Hülfsquellen verſiegten, andre zu eröffnen. Unerſchöpflich war ſein Talent im Schuldenmachen überall flößte er Theilnahme und Vertrauen ein;

sein Geist erfand unaufhörlich neue Gebilde und Aussichten, die er einleuchtend vorzustellen wußte; in seiner ganzen Persönlichkeit lag ein Zauber, der die Menschen zu seinen Gunsten bestach; man glaubte alles von ihm erwarten zu können, und eher das Glück beschuldigen zu müssen, als ihn selbst, wenn irgend eine seiner Zusagen nicht eintraf. In der wechselnden Bewegung, seinen alten Gläubigern auszuweichen und neue zu finden, vergingen mehrere Jahre. Er zeigte sich verschiedentlich in Paris, darauf an mehreren Orten Italiens. Ihn müssen jedoch auf seinen Irrfahrten außer jenen Verwickelungen auch angesehene Verhältnisse berührt, und ihm das Gebiet der höheren Staatsgeschäfte neu eröffnet haben, denn im Jahre 1732. sehen wir ihn unvermuthet zu Florenz in der Eigenschaft eines Residenten Kaiser Karls VI. auftreten. Hier mußten für ihn in den damaligen Ereignissen vor andern die Angelegenheiten von Corsica der Gegenstand ernstlicher Aufmerksamkeit und Beschäftigung werden. Diese Angelegenheiten erfordern, ehe wir weiter gehen, einige Erläuterung.

Corsica, nach Sicilien und Sardinien die größte der zu Italien gerechneten Inseln, hat auf 178. Geviertmeilen ungefähr 200,000. Einwohner,

Nach-

Nachkommen verſchiedenartiger Bevölkerungen, die ſich hier im Wechſel der Zeiten gemiſcht. Außer den europäiſchen Ankömmlingen, die ſich auf der Inſel feſtgeſetzt, hatten auch die Sarrazenen ihre Herrſchaft hieher ausgedehnt, und in einer Reihe afrikaniſcher Könige behauptet. Die Einmiſchung dieſes wilden Blutes hat ſich bei den Corſen in manchen Zügen bemerkbar erhalten. Sie vereinigen überdies den Karakter der Inſelbewohner mit dem der Bergvölker, das ſelbſtiſche Gefühl der Sonderung und Eigenart mit dem freien Sinne kraftwirkender Natur. Die Inſel iſt zwar im Ganzen fruchtbar, in manchen Gegenden wohlbebaut, und reich an ſüdlichen Erzeugniſſen, aber hohe Berge, mit immerwährendem Schnee bedeckt, erheben ſich im Innern; ein rauher Rücken durchzieht die ganze Länge von Norden nach Süden, ein andrer ſcheidet von Nordweſten nach Südoſten zwei ungleiche Theile, zwiſchen welchen nur wenige Verbindungen offen ſind; den Zugang wehren tiefe Wälder und wilde Felsſchluchten. Dieſe Beſchaffenheit des Erdbodens macht die Kriegsführung in dieſem Lande ſehr beſchwerlich, nährt den Geiſt der Unabhängigkeit bei den Bewohnern, und bietet alle Hülfsmittel zur Vertheidigung. Die Corſen galten immer für wild, hartnäckig, grauſam und ge-

malitthätig, aber auch für tapfer, gaſtfrei, mäßig und enthaltſam. Ihr unbändiger Trotz war ſchon den Römern bekannt, die deßhalb keine Corſen zu Sklaven haben mochten, welchen Vorwurf aber Napoleon mit Recht ſeinen Landsleuten vielmehr zum Lobe rechnet. Ihre guten Geiſtesanlagen bildeten ſie ehemals wenig aus, dagegen ſtanden ſie von jeher als tapfre Krieger in gutem Rufe. Rachſüchtig bis zur furchtbarſten Ausartung, übten ſie Blutrache bis in das ſiebente Glied, und dadurch in zahlloſe tödtliche Feindſchaften zerriſſen, erſchlugen ſie ſich untereinander, wenn nicht größerer Haß gegen fremde Unterdrückung ſie in leidenſchaftlicher Vaterlandsliebe zuſammenhielt. Dieſer Haß traf am heftigſten die Genueſer, welche ſeit alten Zeiten die Herrſchaft über die Inſel anſprachen, mit den Waffen durchſetzten, und dann mit barbariſcher Unterdrückung ausübten.

In der That war der Zuſtand der Corſen unter den Genueſern höchſt bedauernswürdig. Sie ſollten elende Sklaven ſein, und wurden demgemäß behandelt. Die Stellung des Adels in Corſica war vernichtet, jedes Lehnsverhältniß aufgehoben, ſelbſt die Titel ſollten nicht fortdauern, nur damit in der ſchrecklichen Gleichheit des Elends

und der Knechtſchaft keine Ausnahme bleibe! Jedes Verhältniß auf der Inſel war einzig für den Vortheil der Gebieter eingerichtet. Die Erzeugniſſe des Bodens durfte der Landmann weder verkaufen, noch ſelbſt in der Inſel mit andern austauſchen, er mußte ſie ungenützt verderben ſehn, oder ſie zu niedrigſtem Preis einem Genueſer überlaſſen, der dann mit übermäßigem Vortheile ſie vielleicht dem Nachbar verkaufte. Kein Corſe war fähig irgend ein Amt zu bekleiden, einer Gemeinde oder einem öffentlichen Geſchäfte vorzuſtehn. Statt geſetzlicher Verwaltung ſchaltete rückſichtsloſe Willkühr genueſiſcher Staatsdiener, die in ihren Erpreſſungen und Grauſamkeiten durch nichts gezügelt waren; ſie konnten nach Gutdünken zum Tode verurtheilen, ohne irgend eine Rechenſchaft. Die Abweſenheit aller Rechtspflege gab der Selbſthülfe das freieſte Feld, in manchen Jahren ſtieg die Zahl der Ermordungen in der kleinen Völkerſchaft nah an tauſend, und die ſchändliche Habſucht der Genueſer beſteuerte das Verbrechen, ſtatt ihm zu wehren; der öffentliche Schatz in Genua rechnete auf den Ertrag der Gnadenbriefe, die für begangenen Meuchelmord verkauft wurden, oft ſchon im voraus für zukünftigen! Wie in Elend, ſo auch in Unwiſſenheit mußten die Corſen ſchmachten; jede Bil-

dung wurde gehemmt, keine Anſtalt des Fleißes und Unterrichts geduldet; vergebens flehten die Unglücklichen ihre Herren um Schulen wie um Geſetze an, und es iſt rührend wie in der Aufzählung ihrer Forderungen und Wünſche dieſes geiſtige Bedürfniß immer ausdrücklich erwähnt wird. Solch ſchmachvoller Druck hatte endlich nach vielen Jahren dumpfer Erbitterung die Verzweifelten zu den Waffen getrieben. Im Jahre 1729. war ein Aufſtand ausgebrochen, der für die Genueſer bald gefährlich wurde; es kam zum förmlichen Kriege, und die Corſen fochten unter ihrem kühnen Anführer Pompiliani mit ſolchem Heldenmuthe, daß den Genueſern nur noch der Beſitz der Hauptſtädte Baſtia und Ajaccio und einiger andern Punkte an der Küſte verblieb, das Innere der Inſel aber ſich unabhängig behauptete. Mehrere Verſuche, die Empörung durch Friedensvorſchläge beizulegen, ſcheiterten an der Treuloſigkeit der Genueſer ſelbſt, welche keinen Vertrag hielten, ſobald ſie im Vortheile zu ſein glaubten, und keinen Verrath ſcheuten, um dahin zu gelangen. Inzwiſchen fühlte die Republik ſich bald zu ſchwach, durch eigne Kriegsmacht allein das tapfre Inſelvolk, dem überdies die Höfe von Verſailles und Madrid faſt offne Unterſtützung gewährten, wieder zum Gehorſam zu bringen; ſie

rief den Beiſtand des deutſchen Kaiſers an, und dieſer als Bundesgenoſſe konnte nicht umhin, aus Mailand eine Anzahl Truppen unter dem General Wachtendonck nach Genua vorrücken zu laſſen, welche nach Corſica übergeſetzt dort unter wechſelnden Ereigniſſen kämpften; ihnen folgte bald eine gröſſere Macht unter dem Prinzen Ludwig von Würtemberg, gegen welche jeder Widerſtand der Corſen unzureichend werden mußte. Doch wollte der Kaiſer dieſe Dazwiſchenkunft ſeiner Waffen nicht ſowohl zur unbedingten Unterwerfung der Corſen unter die Willkürherrſchaft der wuth- und rachentflammten Genueſer, deren grauſames und treuloſes Verfahren ihn ſelbſt mit Unwillen erfüllte, als vielmehr zur angemeſſenen Beilegung des Krieges durch geſicherte Verträge bewilligt haben, und der Prinz von Würtemberg war hauptſächlich dahin angewieſen, eine billige Uebereinkunft, welche die beiderſeitigen Rechte feſtſetzte, zu Stande zu bringen. Nach einigen für die Corſen nachtheiligen Gefechten, wurden wirklich Unterhandlungen angeknüpft, zum groſſen Mißvergnügen der Genueſer, welche den Empörern keinerlei Rechte zugeſtehen wollten. Die Corſen dagegen verweigerten nicht, die Oberherrſchaft der Republik anzuerkennen, aber ſie verlangten ehrenvolle Be-

dingungen und billige Zugeſtändniſſe unter Kaiſerlicher Gewährleiſtung.

Der Prinz fand die Forderungen der Corſen, unter welchen die wegen Einrichtung zweckmäßiger Schulen wiederum nicht vergeſſen war, in allen Stücken wohlbegründet. Durch ſeine Vermittelung kam der Entwurf eines Vertrages zu Stande, der zur Genehmigung des Kaiſers nach Wien geſandt wurde. Darin war eine völlige Amneſtie für das Geſchehene, die Abſchaffung einiger drückenden Laſten, die Aufnahme eines Theils der corſiſchen Adelichen in die Vorrechte der genueſiſchen, die Anſtellung eines corſiſchen Oratore in Genua zur Vertretung corſiſcher Rechte, die Verbeſſerung des Kirchenweſens und die Errichtung von Schulen, und manches andre von dieſer Art feſtgeſetzt, deſſen Bewilligung für die Genueſer keinen Nachtheil hatte, wenn ihrem verkehrten Sinne nicht ſchon die Wohlfahrt ihrer Unterthanen dafür gegolten hätte! Sie wollten unbedingte Unterwerfung ohne allen Vertrag, und um die Sachen abzubrechen, bevor ſie zum Abſchluſſe kämen, wählten ſie das kürzeſte Mittel. Ihre Abgeordneten zu Corte, der innern Hauptſtadt des Landes, wo die Verhandlungen unter der Aufſicht des Prinzen von beiderſeitigen Bevollmächtigten geführt wurden,

traten unvermuthet mit dem aus Genua empfangenen Befehle hervor, vier der angeſehenſten corſiſchen Abgeordneten, unter dem Vorwande, daß ſie neue Unruhen zu ſtiften ſuchten, zu verhaften und nach Genua zu führen. Der Prinz hatte dieſen corſiſchen Häuptern, die im Vertrauen auf ſeine Einladung nach Corte gekommen waren, bisher alle Hochachtung und Zuneigung bewieſen; überhaupt hatte der Anblick des wirklichen Zuſtandes der Dinge ihn mit Theilnahme für die Corſen erfüllt. Gleichwohl vermochte er dieſe Verhaftung, da die Genueſer im Vollgebrauch ihrer obrigkeitlichen Rechte zu handeln behaupteten, nicht zu verhindern, wie laut er auch ſeine Mißbilligung ausſprach. Andre Verhaftungen geſchahen gleichzeitig mit dieſer; die Corſen, ihrer Anführer beraubt, zum Theil ſchon entwaffnet, ſchienen keines Widerſtandes mehr fähig, und Genua ſah unbeſorgt den Prinzen bald nachher mit den meiſten deutſchen Truppen aus Corſica heimkehren. Die Republik zog ſich aber durch den verübten Gewaltſtreich allgemeinen Haß und bittern Tadel zu. Der franzöſiſche Hof erklärte ſeine Meinung in ſehr ſtarken Ausdrücken; der genueſiſche Geſandte Doria mußte es hinnehmen, daß ihm geſagt wurde, wie man zwar für ſeine Perſon alle Achtung, für

die genueſiſche Regierung aber ſehr wenig hegen könnte, da ſie ſich durch ihr jetziges Benehmen derſelben nicht würdig bezeigte. Die Genueſer hofften indeß, durch ihre ämſigen Bemühungen am Hofe zu Wien die Mißbilligung des Kaiſers abzuwenden, oder doch zu mildern.

In dieſer Lage der Dinge beginnt Theodor, zu welchem wir endlich zurückkehren, für die corſiſchen Angelegenheiten thätig aufzutreten, und ihnen eine Theilnahme zu widmen, welche fortan ſein ganzes Leben erfüllen, und alles Glück und Unglück deſſelben bedingen ſollte. In Florenz und Livorno, wo er als Reſident des Kaiſers abwechſelnd ſich aufhielt, hatte er Gelegenheit, viele Corſen, und unter ihnen die bedeutendſten Häupter, perſönlich kennen zu lernen, die ſich mit ihm häufig von den Verhältniſſen ihres Vaterlandes unterhielten. Der lebhafte Antheil, den er ihnen bezeigte, wurde von ihnen eifrig erwiedert; die bedeutenden Geſichtspunkte, die er für ſie aufſtellte, die entſchloſſenen Rathſchläge, die er ertheilte, erwarben ihm unter ihnen ein hohes Anſehn; ſeine freigebige Großmuth verpflichtete ihm ihre Dankbarkeit. Seine Bemühungen bei dem Prinzen von Würtemberg, ſeine fortgeſetzten Berichte, und die thätigen Verwendungen, die er nach allen Seiten

in Bewegung ſetzte, trugen weſentlich zu der günſtigeren Geſinnung bei, welche ſich bei der Vermittlung des Vertrages, der das künftige Verhältniß zu Genua feſtſetzen ſollte, für die Corſen wirkſam zeigten. Als die Genueſer jene gehäſſige Verhaftung ausgeführt hatten, und die Corſen, jetzt häufiger die Inſel verlaſſend, ihren entrüſteten Schmerz dem bewährten Freunde zu klagen kamen, begnügte er ſich nicht, an ihrem Unwillen müſſig Theil zu nehmen, ſondern gab ihnen das kühne Verſprechen, den Gefangenen die Freiheit zu verſchaffen. Dies war jedoch ſo leicht nicht zu bewirken; der Hof von Wien, obgleich den Genueſern zürnend, hielt ſeine Entſcheidung noch zurück, und die Genueſer verſäumten kein Mittel, dieſelbe zu ihren Gunſten zu wenden. Theodor hatte in Kaiſerlichen Aufträgen mit der Republik über dieſe Angelegenheit zu verhandeln, und konnte daher aus ſeiner Stellung mit ſachkundigem Ueberblick ermeſſen, wie das Innere der Verhältniſſe ſtand, und welche Entwickelung ſie zuließen. Ungewiß, ob einzig als Theodors Werk, aber gewiß nicht ohne ſeinen Antheil, erfolgte bald nach ſeinem ertheilten Verſprechen eine glückliche Aenderung in dem Benehmen des Kaiſerlichen Hofes. Ausgemacht iſt, daß dem Prinzen Eugen von Savoyen

durch einen Corſen die gehäſſigen Kunſtgriffe der Genueſer in Wien zuerſt enthüllt wurden, und die edle Entrüſtung des vielvermögenden Feldherrn den Kaiſer, der ſeine wohlwollenden Abſichten getäuſcht und das Anſehn ſeines Namens beleidigt ſah, plötzlich zu ſtarken Schritten gegen die Republik entſchied. Der Kaiſer drohte ihr mit feindlicher Truppenüberziehung, wenn nicht die gefangenen Corſen freigelaſſen, und der unter ſeiner Gewähr errichtete Vertrag in Corſica vollzogen würde; worauf die Genueſer beſtürzt in beides willigten.

Durch dieſen Erfolg, den die Corſen kaum zu hoffen gewagt, ſtieg Theodors Anſehn unter ihnen nur um ſo höher. Seine Zuſage war erfüllt, ſein vermögender Einfluß durch die That bezeugt, man verehrte ihn als einen Wohlthäter und Beſchützer. Wenn gegründet wäre, was ſpäter behauptet worden, daß ſein Verdienſt bei dieſem Vorgange lediglich in der Einbildung beſtanden, die er den Corſen über ſeinen Antheil an jenem Erfolge vorzuſpiegeln gewußt, ſo würde wenigſtens der Ruhm ſeiner Geſchicklichkeit dabei nichts verlieren; denn die Wirklichkeit dürfte hier kaum ſchwieriger hervorzubringen geweſen ſein, als der Anſchein, durch welchen die verſchiedenartigſten, ſcharfſinnigſten und verhältnißkundigſten Männer dauernd getäuſcht

bleiben ſollten! Genug, die Corſen zweifelten nicht an Theodors entſchiedener Einwirkung, und wandten dafür ihm vorzugsweiſe ihr Vertrauen und ihre Dankbarkeit zu, deren Ausdruck durch Abgeordnete des Volks aus Corſica ihm eigends nach Florenz überbracht wurde. Bei den fortgeſetzten Zuſammenkünften und Berathungen, welche die corſiſchen Eiferer mit ihm hatten, wußte er die Gemüther ſtets inniger zu feſſeln, und ihre Einbildungskraft ſtärker in Flug zu ſetzen. Die Ueberlegenheit ſeines Geiſtes gebot ihnen Ehrfurcht, ſie ſtaunten ſeine kühnen Gedanken an, und hielten ihn jeder großen Unternehmung fähig. Vielfach und andauernd muß eine ſolche Meinung durchgearbeitet und beſtätigt worden ſein, um die Möglichkeit eines Antrages zuzulaſſen, der unter allen Umſtänden bei ſeinem Vortreten eine ungeheure Kluft aufdringlichen Einſpruches ſchon überſprungen haben muß! Der nähere Hergang, über welchen andere Nachrichten ſchweigen, wird von Theodors Sohne Friedrich, in ſeiner Denkſchrift zur Geſchichte von Corſica, folgendergeſtalt erzählt.

In einer Unterredung mit den erwähnten Abgeordneten begann Theodor die corſiſchen Angelegenheiten mit ernſtem Nachdruck gründlich vorzunehmen. Der Frieden, ſtellte er ihnen vor, den

Genua eingegangen, verdiene diesen Namen nicht, und sei bloß eine Täuschung. Die Genueser würden ihre Gesinnung gegen Corsica nie verändern, und begierig jeden Anlaß ergreifen, um sich für den augenblicklichen Zwang, der ihnen auferlegt worden, zu rächen. Ihre Geschichte zeige nur eine ununterbrochene Folge von Unheil, Raubgier, Mord und Verrath, und auf diese Unterlagen allein gründe sich ihr Ruhm und ihr Stolz. Durch lange Gewöhnung im Bösen verhärtet, und durch freie Wahl nur stets auf's neue darin bestärkt, seien sie unfähig geworden, die Stimme der Menschlichkeit zu vernehmen. Die Corsen insbesondere hätten tausend Beispiele ihrer treulosen Arglist, ihres meineidigen Verraths erfahren. Die Kaiserliche Gewährleistung könne unter nichtigen Vorwänden, an welchen es nie fehle, umgangen werden, und die alte Unterdrückung ungestraft wieder emporsteigen. Daher würden sie wohlthun, ihre Angelegenheiten ernstlich zu erwägen, und, durch die Vergangenheit gewarnt, mit Vorsicht ihrer Zukunft wahrzunehmen. Er führte ihnen zu Gemüthe, welch schönes und glückliches Land ihre Insel sein könnte, wenn sie nicht mehr, wie bisher, eine Beute habsüchtiger Fremden, sondern unabhängig von diesen, in freiem eignen Bestehn sich selbst an-

gehörte. Er ſchloß damit, nur in einer völligen Umänderung all ihrer Verhältniſſe, in der gänzlichen Losſagung von Genua, und in der Annahme einer beſtimmten Staatsform dürften ſie ihr dauerndes Heil erwarten; es ſtünde nun bei ihnen, ob ſie lieber einen Freiſtaat errichten, oder einen König wählen wollten, zu einem von beiden aber müßten ſie ſich entſchließen. Die Corſen erwiederten hierauf mit Seufzen und Wehklagen, daß ſie ihren Zuſtand vollkommen einſähen, und wohl wüßten, was ihnen von den Genueſern bevorſtünde. Auch ſeien ſie feſt entſchloſſen, das verhaßte Joch abzuſchütteln, und ihre Freiheit mit den Waffen in der Hand zu behaupten; aber ihnen fehle ein Oberhaupt, deſſen perſönliches Anſehn die Corſen zu Ehrfurcht und Gehorſam vereinigte, und deſſen kriegeriſche Tüchtigkeit die Genueſer von der Inſel vertriebe, welches beides bisher noch niemals gelungen, und deßhalb alle ihre Anſtrengung vergeblich geweſen ſei. Sie gingen hierauf weiter, und bekannten, daß ſie die Augen auf ihn geworfen hätten, als den Nächſten und Fähigſten, ihr Anführer und Befreier zu ſein; er möchte daher ſich an ihre Spitze ſtellen, und zum Lohne des glücklichen Erfolgs die Krone auf ſein Haupt nehmen! Das außerordentliche Anerbieten kam Theodorn

vielleicht nicht unerwartet; ein Abentheuer, dem eine Krone zum Preiſe geſtellt war, mußte ſeinen Ehrgeiz mit unwiderſtehlichem Zauber hinreißen: doch zögerte er, ſich entſcheidend zu erklären. Erſt nach einigen Tagen, als die Corſen nicht aufhörten, ihn bittend zu beſtürmen, und ihm die Verſicherung gaben, daß ihr Unternehmen den allgemeinen Beifall ihrer Landsleute haben würde, ergab er ſich in ihren Antrag, an den freilich zunächſt nur Gefahren und Hinderniſſe geknüpft erſchienen. Auch kamen die nun Verbündeten bald überein, daß für das Gelingen ihres Werkes der Beiſtand einer auswärtigen Macht unentbehrlich ſei, nicht allein wegen der Feinde, die ſie würden bekämpfen müſſen, ſondern auch wegen der Corſen ſelbſt, damit ihr Oberhaupt, außer der Macht und dem Anſehn, welche der Volkswillen ihm leihen würde, auch durch eigengehörige Stärke deſto überlegner Ehrfurcht und Vertrauen einflößte. Dieſen Beiſtand verſprach Theodor mit Zuverſicht, und er ſchmeichelte ſich, in den Verwickelungen der europäiſchen Staatshändel die Mittel zu finden, den Eifer irgend eines Hofes in den corſiſchen Angelegenheiten für ſeine Abſicht thatkräftig zu betheiligen. Seine Kenntniß ſo mancher Verhältniſſe und Menſchen, und ſeine Geſchicklichkeit in ränkevollen

Anſchlägen mußten vor allen ihm dieſe Aufgabe erleichtern.

Nachdem Theodor mit dem Kanonikus Orticoni und dem Grafen Rivarola, beide Agenten für Corſica in Livorno und Florenz, und beide Haupttriebfedern der neuen Sache, das ganze Verhältniß in weiteren Verabredungen befeſtigt, ihnen ſeine vorhabenden Schritte mitgetheilt, und ſie zu gleichmäßiger Thätigkeit und ausdauerndem Eifer ermahnt, ſtand er nicht länger an, und betrat die beſchwerliche Laufbahn, an deren Ziel ein Thron ihn erwartete. Im Gegenſatze eines ſo ſtolzen Ziels war der Anfang demüthig und dürftig genug. Der künftige König mußte vor allem eine Anleihe machen; dazu war zu allen Zeiten Noth und Rath, der jüdiſche Wechsler Jabach in Livorno übernahm die Sache; demüthigend war nur die Geringheit der Summe, welche nicht über einige tauſend Lire ſtieg. Was aus Theodors Reſidentenſtelle geworden, wird nicht erwähnt, das ganze Verhältniß ſcheint nur von ſchwankender Art geweſen zu ſein. Mit jenen geringen Mitteln, durch die Zuſchüſſe einiger Corſen nur wenig erhöht, begab er ſich auf die Reiſe. In Rom, wo er bedeutende Verbindungen hatte, und bei den angeſehenſten Perſonen in großer Achtung ſtand,

versuchte er zuerst den Gedanken anzuregen, daß Corsica ein unabhängiger Staat würde, wobei sich mancherlei die römische Kirche Ansprechendes, — als welche schon in früherer Zeit die Oberherrlichkeit von Corsica gehabt, — in's Spiel setzen ließ. Allein er fand diesen Boden nicht günstig, und eben so wenig den der andern Regierungen von Italien, obgleich manche Gesinnungen insgeheim den Genuesern entgegenwirkten, und andre bald gegen Frankreich, bald gegen den Kaiser neue Verwickelungen gewünscht hätten. Die Gefahr, seine Entwürfe durch allzu vollständige Mittheilung voreilig preiszugeben, vermehrte die Schwierigkeit in Theodors Unterhandlungen; sein Geheimniß blieb jedoch, obgleich er nach einander die Höfe von Wien, Versailles und Madrid anging, und nirgends die Gelegenheit günstig fand, völlig bewahrt. Nachdem er eine Zeitlang diese vergeblichen Versuche fortgesetzt, mußte er wohl einsehn, daß bei keinem der europäischen Fürsten unter den waltenden Umständen für Corsica öffentlicher Schutz und Anhalt zu hoffen sei. Diese Widerwärtigkeit schlug indeß seinen Muth nicht nieder, der im Gegentheil durch Hindernisse nur noch mehr befeuert wurde. Im sechszehnten Jahrhundert hatte Sampiero, ein berühmter corsischer Anführer, in ähnlicher Bedrängniß

niß den Beiſtand der ottomanniſchen Pforte mit gutem Erfolge angerufen, und den Corſen war dieſe Gemeinſchaft mit den Ungläubigen nicht anſtößig erſchienen. Dieſem Beiſpiele beſchloß nun Theodor zu folgen, und ſeinem Sinne widerſprach nicht, daß Bemühungen, die in Rom angefangen, in Konſtantinopel enden ſollten! Er ſchiffte ſich nach der Levante ein, und gelangte glücklich nach Rodoſto, einem Hafen am Meer von Marmora.

Schon früher hatte Theodor auf ſeinen Reiſen den Fürſten von Siebenbürgen Franz Ragoczy kennen gelernt, einen Mann von kühnem Geiſt und bedeutenden Schickſalen. Im Aufſtande gegen den Kaiſer Leopold I. war er zu ſolcher Macht emporgeſtiegen, daß er das Königreich Ungarn von der öſterreichiſchen Herrſchaft abzureißen drohte, und nach glänzenden Waffenerfolgen an der Spitze von 100,000. Mann ſchon gegen Wien anrückte. Wechſel der Umſtände und Wandel des Kriegsglücks aber vernichteten ſeine Macht eben ſo ſchnell wieder, als ſie entſtanden war. Nach vergeblichen Bemühungen, Rußland und Polen für ſeine Sache gegen Oeſterreich zu bewaffnen, beſchloß er ſein Vaterland auf immer zu meiden, obgleich die Amneſtie, welche der Kaiſer Joſeph I. in dem Friedensvertrage mit den ungariſchen Ständen bewil-

ligt hatte, ihm die Rückkehr freistellte, und Besitzungen und Würden sicherte. Nachdem er eine Zeitlang in Frankreich gelebt, wo er als ein ehemaliger Bundesgenosse sehr ausgezeichnet wurde, aber für seine Zwecke nichts mehr zu hoffen sah, hatte er sich endlich in die Türkei zurückgezogen, wo ihm noch die meiste Aussicht zu Befriedigung seines unauslöschlichen Hasses offen schien. Hier suchte ihn Theodor auf, um ihn über seine Anschläge zu Rathe zu ziehen, und fand ihn in großem Ansehn, von der Pforte hochgeehrt, aber im Ueberdrusse der Unthätigkeit, und voll Begier jeder neuen Unternehmung beizutreten. Ragoczy war bald entflammt von den unerwarteten Mittheilungen seines Freundes, und eilte denselben mit einem Manne bekannt zu machen, der durch unternehmenden Geist, abentheuerliche Schicksale und jetziges Verhältniß wohl befähigt war, bei den vorhabenden Angelegenheiten zu jenen beiden der dritte zu sein.

Dieser war Achmet Pascha, ehmals Graf von Bonneval, ein Franzose von vornehmer Herkunft, der mit glänzendem Kriegsmuthe den leidenschaftlichsten Leichtsinn verband, zuerst wegen übler Händel aus französischem Dienst entwichen, dann aus dem österreichischen Heere, nachdem er als General der Infanterie und Hofkriegsrath in großem An-

ſehn geſtanden, wegen Ungehorſam ſchmachvoll entlaſſen worden, und endlich nach Konſtantinopel hingerathen war, wo er den muhamedaniſchen Glauben angenommen, und von dem Großherrn hohe Würden und große Reichthümer empfangen hatte. An leidenſchaftlichem Haſſe gegen Oeſterreich wetteiferte er mit Ragoczy; beide verzehrten ſich in heißer Ungeduld, den Tag der Rache noch immer nicht erſcheinen zu ſehn, und ſetzten alle Triebfedern in Bewegung, um die Pforte zum Kriege gegen Oeſterreich aufzureizen. Als dieſer in der Folge wirklich ausbrach, zeigte ſich Bonneval in der That als ein furchtbarer Feind. Jetzt aber ſchwankten die Verhältniſſe noch unentſchieden, der Krieg gegen Rußland gab keine Befriedigung, und Theodors nähere Eröffnungen wurden daher um ſo begieriger aufgefaßt. Dieſer erkannte ſehr bald, mit was für Männern er zu thun habe, und daß ihre kräftige Mitwirkung nur ſolchen Entwürfen gegönnt ſein würde, die ihren heftigen Durſt nach Rache zu befriedigen verſprächen. An dieſe herrſchende Leidenſchaft, dieſe dargebotene Schwäche, mußte er ſeine Plane, wenn ſie gelingen ſollten, anknüpfen, nach dieſem Zwecke ſeinen Vortrag einrichten. Seine Gewandtheit im Leben, ſeine einnehmende Art des Umgangs, und die Leichtigkeit

seine Absichten mit fremden Vorstellungen und Neigungen zu verknüpfen, verschafften ihm hier, wie in allen ähnlichen Gelegenheiten, den entschiedensten Einfluß; seine Beredsamkeit wußte durch überraschende Wendungen in Erstaunen zu setzen, das Unwahrscheinlichste glaublich darzustellen. Er bemühte sich die Rachsucht der beiden Freunde nur noch heftiger anzufachen, indem er ihnen die Ursachen dazu wiederholt hervorhob. Der Plan, welchen er dann mittheilte, ging auf nichts geringeres hinaus, als das Haus Oesterreich völlig zu Grunde zu richten. Die Türken, sagte er, müßten zuvörderst ganz Italien erobern. Die Ausführung durfte nach seiner Meinung gar nicht schwierig sein. Auf Corsica, dessen Besitz ihm durch türkische Hülfe gleich zuerst zu sichern wäre, würden die Truppen von Algier und Tunis ihren Sammelplatz haben, von wo sie leicht und ohne Gefahr auf den Küsten von Genua und Toscana landen könnten, während andre Truppen von Tripolis nach Calabrien übersetzten, und aus Albanien die Türken selbst in die Mark Ancona einfielen. Das Gelingen dieses dreifachen Angriffs war ihm augenscheinlich, man durfte gar nicht zweifeln. Hierauf ging er weiter! Durch die Eroberung von Italien, die schnell vollbracht sein mußte, bahnte

ſich das türkiſche Heer durch Friaul und Steiermark einen Weg in das Herz der öſterreichiſchen Länder. Mittlerweile drang ein zweites Heer, unter Ragoczy's Anführung, durch Ungarn vor, und beide konnten zu gleicher Zeit vor Wien ſtehn, deſſen Fall dann unvermeidlich war. An Kühnheit fehlte es dieſem Plane nicht; er beſchäftigte die ſchon gewonnene Einbildungskraft; die Hinderniſſe, auf die man bei der Ausführung ſtoßen mußte, blieben in Schatten geſtellt, die Täuſchungen der Eitelkeit behielten freien Spielraum. Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß Theodor mit einem ſolchen Entwurfe es jemals ernſt gemeint, daß er die Ausführung für möglich gehalten, oder gar gewünſcht habe; ihm konnte genügen, wenn nur die erſten Schritte verſucht wurden, mit denen ſein Ziel alsbald erreicht war. Wer übrigens durfte den Plan für ausſchweifend und thörigt halten, da ſelbſt Feldherren, wie Ragoczy und Bonneval, welche die genaue Kenntniß jener Kriegsverhältniſſe in eigner Erfahrung erprobt hatten, ihn billigten und anempfahlen?

Auch ging die Pforte, auf Bonnevals Betrieb, wohlgeneigt in Theodors Abſichten ein. Ihm wurden anſehnliche Geldſummen und hinlängliche Truppenhülfe zugeſichert. Da jedoch die Sachen in

Konſtantinopel, wo Geſchäfte und Anordnungen ſich drängten, leichter befohlen, als vollzogen wurden, ſo ließ Theodor durch ſeine Freunde einen Befehl des Großherrn an den Bei von Tunis auswirken, das auf Corſica gerichtete Unternehmen von dieſem nähergelegenen Punkte mit allen Hülfsmitteln zu fördern. Die Pforte nahm die Sache wenigſtens ernſthaft genug, um Theodorn die Bedingung aufzuerlegen, als König von Corſica die türkiſche Hoheit anzuerkennen; eine Bedingung, die er unbedenklich gelten ließ, da ihre Erfüllung nur zur Sprache kam, wenn ſein Ziel gewiß erreicht war, dann aber konnten die Umſtände ihn derſelben leicht überheben. Er ſah ſeine Angelegenheit auf's beſte eingeleitet; mit dem Beiſtande des mächtigſten Herrſchers der Erde ſchien er jeder europäiſchen Macht trotzen, nichts ihn auf ſeinem Thron erſchüttern zu können. Mit einigen Geldſummen, die ihm ſogleich ausgezahlt wurden, und mit dem Verſprechen ſeiner Freunde, ihm aus Albanien einige tauſend Mann Truppen zuzuwenden, reiſte er, ſchwelgend in glücklicher Zuverſicht und herrlichen Hoffnungen, von Konſtantinopel nach Tunis ab. Hier wurde er ſehr wohl empfangen, und von dem Bei, den er ſchnell für ſich einzunehmen wußte, in Gunſt und Ehren gehalten. Nichtsde-

ſoweniger zogen ſich die Anſtalten für ſeine Unternehmung in die Länge. An Geld und Kriegsvorräthen fehlte es nicht, aber Truppen und Schiffe waren nicht ſo ſchnell für ihn zuſammenzubringen. Die Nachrichten, welche aus Corſica über den dortigen Zuſtand der Dinge nach und nach eintrafen, mußten ſeine Ungeduld nur vermehren. Der Kampf war, wie vorherzuſehn geweſen, nach kurzem Stillſtande nur blutiger wieder ausgebrochen. Die Corſen hatten große Vortheile erfochten, und ihren Feind wieder auf den Beſitz weniger Punkte beſchränkt; allein um dieſen Gewinn zu befeſtigen, und die weitere Fehde mit Erfolg zu beſtehn, mußten ſie nun ernſtlich bedacht ſein, ihrem Gemeinweſen eine geordnete Geſtalt zu geben. Sie hatten die Inſel unter den Schutz der Jungfrau Maria geſtellt, und nach mancherlei Berathungen bereits eine Art Verfaſſung zu Stande gebracht, in welcher eine Junta von Kriegsanführern mit Abgeordneten des Volks die oberſte Staatsgewalt theilte. Wenn dieſe Verfaſſung ſich ohne Theodors Zuthun feſtſetzte und erhielt, ſo konnten ſeine Anſprüche leicht ausfallen, und ſeine Hülfe zu ſpät kommen. Er mußte daher eilen, noch im günſtigen Augenblick in Corſica aufzutreten. Ohne Truppen zwar, aber mit reichen Vorräthen und

ansehnlichen Geldsummen, zu denen auch Ripperda, der jetzt unter dem Namen Osman eine hohe Kriegswürde in Marokko bekleidete, eifrigst beigetragen hatte, durfte er noch immer den Corsen, welche den allergrößten Mangel litten, eine machtgebietende Erscheinung sein. Durch Briefe benachrichtigte er seine Freunde von seiner nahen Ankunft, und forderte sie auf, ihren Verabredungen getreu, seinen guten Empfang vorzubereiten, und seine Rolle aus allen Kräften zu unterstützen. Ausserordentlich war die Freude über diese Nachricht, welche in öffentlicher Versammlung zu Corte verlesen wurde. Längst hatte man aufgegeben, von Theodors Bemühungen einigen Erfolg zu hoffen; nach langem Schweigen erscholl jetzt die Kunde von seinem Leben, seiner nahen Hülfe. Muth und Thätigkeit erwachten unter den Corsen auf's neu; alles harrte ungeduldig seiner Ankunft entgegen. Die Eingeweihten unterließen nichts, was seinem Auftreten günstig sein konnte; sie gewannen die noch unbestimmten Häupter, sie erweckten die Neigung des leichtbeweglichen Volks, von der bisherigen Verfassung, die ohnehin nie recht in Ausführung gekommen, zu einer monarchischen überzugehn, und Theodorn zum Könige auszurufen. Sie priesen hauptsächlich sein Verdienst um

die Befreiung der Anführer, welche Genua verhaftet hatte.

Nach mehrjährigen unermüdeten Anstrengungen erschien endlich Theodor am 13. März des Jahres 1736. vor dem Hafen von Aleria, auf der Ostküste der Insel. Der englische Consul zu Tunis hatte ihm zu einem Kauffahrer verholfen, der 10. Kanonen, und als Kriegsschiff englische Flagge führte; ein Mißbrauch, wegen dessen sowohl der Consul als der Schiffskapitain in der Folge zur Verantwortung gezogen wurden, und der dem letzteren das Leben kostete, indem er, um der Verhaftung zu entgehen, in der Levante sich mit einem Pistolenschusse tödtete. Die vornehmsten Einwohner von Aleria und den umliegenden Ortschaften begaben sich zu Theodor an Bord, und bewillkommten ihn mit dem Titel Excellenz und Vicekönig. Am folgenden Morgen stieg er an's Land, in sonderbarem Aufzuge, halb türkisch, halb europäisch bekleidet; er trug ein langes scharlachrothes, mit Pelz gefüttertes Gewand nach morgenländischer Art, dagegen war sein Haupt statt eines Turbans mit einer wohlfrisirten Perücke und einem dreieckigen Hute bedeckt; an der Seite hatte er einen spanischen Degen, in der Hand einen prächtigen Stock mit gewundenem Knopfe. Sein

buntes Gefolge beſtand in 16. Perſonen, unter welchen ein franzöſiſcher Oberſtlieutenant, ein Sekretair aus Elba, ein Haushofmeiſter aus Livorno, ein Kaplan, mehrere Kammerdiener und Lakaien aus verſchiedenen Gegenden, und drei Mohren aus Tunis. Er ließ darauf ſeine mitgebrachten Vorräthe ausſchiffen, 6. zwölfpfündige Kanonen, 7000. Flinten, worunter viele noch ungeſchäftete Rohre, eine Anzahl Bajonette, Piſtolen und andern Waffen, eine große Menge von Pulver und Kugeln, ferner 7000. Säcke Getreide, 3000. Röcke und eben ſo viele Paar Schuhe, überdies viele Kiſten mit Geld, größtentheils afrikaniſchen Gepräges. Das Ganze wurde zum Betrag einer Million Scudi angeſchlagen. Dieſe Hülfe erſchien in der That für Corſica, wo ſtets an den nothdürftigſten Dingen Mangel, ein Gewehr ein Schatz, und ein Paar Schuhe eine Seltenheit waren, von außerordentlichſtem Belang; ſie überſtieg alles, was von den Kräften eines auf Abentheuer ausgehenden Privatmannes zu erwarten ſtand, und es war ſehr natürlich, daß ſowohl die Corſen als die Genueſer die Hand irgend eines mächtigen Fürſten im Spiele glaubten. Der Eindruck, welchen Theodors wunderbare Erſcheinung, das ſonderbare und bedeutende Anſehn ſeiner Perſon, und der Anblick der ausge-

schifften Waffen und Schätze machten, wurde bei den Corsen schnell zur freudigsten Begeisterung. Nicht weniger staunte man im Auslande bei dem schnellverbreiteten Gerüchte eines solchen Ereignisses; die seltsamsten Vermuthungen darüber durchliefen Europa. Er trat bloß unter dem Namen Theodor auf, sein Zuname blieb eine Zeitlang verschwiegen; bald sollte er ein portugiesischer Prinz, der Prätendent von Großbrittannien, oder in dessen Namen ein englischer Lord, bald der Herzog von Ripperda, der Graf von Bonneval, oder der junge Ragoczy, dann wieder ein berüchtigter Abentheurer Freiherr von Syburg sein. Erst nach und nach erhob sich der Name Theodor von Neuhof, und seitdem spürte man eifrigst der Herkunft und den bisherigen Lebensschicksalen des neuen Helden nach; eine Menge abentheuerlicher Erzählungen kamen zum Vorschein, und besonders waren die Genueser beflissen, ihren Feind durch die schmachvollsten Ausstreuungen herabzuwürdigen, die jedoch zum Theil durch die Thatsachen selbst widerlegt wurden.

Seine Angelegenheit nahm einen raschen und glücklichen Fortgang. Hundert verschiedene Gerüchte und Meinungen, durch seine Freunde ausgestreut, vergrößerten seinen Ruf und seinen An-

hang. Bald hieß es, er komme als Gouverneur im Namen des Kaisers, bald wieder, ihn sende der König von Spanien, oder der Bei von Tunis. Um keinen der Vortheile dieser entgegengesetzten Meinungen aufzugeben, hüllte er sich in Schweigen, und ließ die auswärtigen Verhältnisse im Ungewissen schweben, dagegen er für die inneren sogleich als Oberhaupt auftrat, und daß er es sei, als Thatsache annahm. Das Volk, im voraus bearbeitet, strömte aus der Umgegend herbei, jauchzte ihm Beifall, rief ihn als Vater und Befreier aus, und wurde durch seine freigebigen Austheilungen und Geschenke nur noch mehr befeuert. Begleitet von der jubelnden Menge zog er von Aleria nach Campoloro, wo er in dem bischöflichen Pallaste seine Wohnung nahm. Hier fanden sich seine Freunde, die angesehenen Corsen Costa, Giacinto Paoli und Giafferri ein, mit welchen er gleich am 17. eine Versammlung der angesehensten Einwohner hielt, denen er seine Absichten und Hoffnungen kund machte. Sein Betragen war ganz den Umständen angemessen. Er umgab sich mit Wachen, und ließ zwei Kanonen vor seiner Wohnung aufpflanzen; seine Erscheinung war glänzend und prachtvoll; er speiste von Silber; in der Kirche war sein Platz mit kostbaren Teppichen und

Kiſſen geſchmückt. Dabei war er für jeden zugänglich, hörte jeden an, und entließ niemanden unbeſchenkt; öfters auch ſtreute er Geld unter das Volk aus. Indem er auf ſolche Weiſe immer mehr die Neigung der Corſen zu gewinnen ſuchte, und den Ruf ſeiner Großmuth und ſeiner Macht ausbreitete, verſäumte er nicht, gleich zuerſt auch eine Kriegsſchaar aufzubringen, und ſo den Grund für größere Truppenmacht zu legen. Er ernannte demnach drei Oberſten, ſodann 24. Hauptleute für eben ſo viele Kompanieen, jede zu 200. Mann; binnen zwei Tagen ſchon waren dieſe aus den nächſten Bezirken vollzählig; jeder Gemeine erhielt eine Flinte, ein Paar Schuhe und eine Zechine, den Offizieren war ein anſehnlicher Sold feſtgeſetzt. Ausgewählte 400. Jünglinge wurden zur Leibwache beſtellt. Kaum waren dieſe Bewaffnungen geſchehn, ſo rückte Theodor an ihrer Spitze vor, griff die nächſten genueſiſchen Poſten an, und ſchlug ſie in die Flucht. Dieſe unbedeutende Begebenheit wurde durch die ganze Inſel lobpreiſend verkündet, die Freunde verdoppelten ihre Thätigkeit, ſeine Erhebung zur Königswürde durch das Volk förmlich ausſprechen zu laſſen. Durch ihre Bemühung kam endlich am 15. April zu Aleſſani eine allgemeine Conſulta von Abgeordneten aus

allen Bezirken zusammen, bei welcher Giafferri und Giacinto Paoli als bevollmächtigte Vermittler auftraten, zugleich im Namen Theodors und von Seiten des Volks. Ohne Schwierigkeit ging ihr Antrag durch; einmüthig wurde Theodor zum König erwählt. Die Bevollmächtigten überbrachten ihm den abgeschlossenen Wahlvertrag, den er unterzeichnete und beschwor. Er wurde hierauf unter freiem Himmel mit einer Krone von grünem Laube geschmückt, feierlich als Theodor I. König von Corsica und Capraja ausgerufen, und auf den Schultern der Vornehmsten im Triumph durch die ganze Gegend umhergetragen. Der unaufhörliche Jubel von mehr als 25,000. Menschen begleitete den Zug; alle schworen ihm den Huldigungseid. Sie knüpften an dieses frohe Ereigniß die glücklichsten Hoffnungen.

Die corsischen Häupter hatten den Wahlvertrag mit vieler Vorsicht eingerichtet. Theodors Würde sollte auf seine Nachkommen vererben, nach dem Erlöschen seines Geschlechts aber das corsische Volk wieder nach Gutdünken über seine Staatsform verfügen. Der König mußte sich zur katholischen Religion bekennen. Ein großer Rath von 24. Mitgliedern sollte alle wichtigen Angelegenheiten mitentscheiden, ein beständiger Ausschuß des-

UNIVERSITÄTS BIBLIOTHEK LEIPZIG

ſelben von drei Mitgliedern ſtets am Hofe gegenwärtig ſein. Alle Würden und Aemter waren den Eingebornen vorbehalten. Für die Kriegszeit durfte der König fremde Truppen herbeirufen, im Frieden deren aber höchſtens bei ſeiner Leibwache halten. Die jährlichen Steuern wurden auf ein billiges Maß beſchränkt. Endlich ſollte der König eine Univerſität ſtiften, und zur Ehre und zum Ruhme des Reichs aus den geeigneten Geſchlechtern einen Adelſtand errichten. Andre Artikel betrafen die Genueſer und ihre Güter auf Corſica. Wenn man die Zeit und Umſtände bedenkt, in welchen dieſe Beſtimmungen gemacht wurden, ſo wird man Maß und Bildung darin nicht verkennen dürfen. Indeſſen erging es dieſer Verfaſſung, wie vielen andern, unter theilweiſen und vorübergehenden Lebensregungen erſtarb ſie in den Ereigniſſen.

Theodor hatte ſchon im voraus ſeine erſten Reichsbeamten ernannt, den Advokaten Coſta zum Kanzler, Giacinto Paoli zum Schatzmeiſter, Giafferi zum Oberbefehlshaber der Truppen. Seine erſte Sorge war nun, einen inneren Frieden in Corſica aufzurichten, und von allen Einwohnern beſchwören zu laſſen; jeden Waffenſtreit der Partheien und Faktionen, welche die Inſel ſeit undenklicher

Zeit zerriſſen, verbot er bei Todesſtrafe. Die Häupter ſelbſt forderten ihn dringend zu ſolcher Strenge auf. Zwei Corſen, von der rothen Faktion der eine, der andre von der ſchwarzen, welche bald nachher dennoch zu den Waffen gegriffen hatten, um den alten Haß im Blute zu kühlen, ließ Theodor dem Geſetze gemäß ſogleich aufhängen; dies Beiſpiel wirkte, und gab dem neuen Herrſcher ein ſchreckendes Anſehn ſelbſt bei denen, welche ihn als ihr Geſchöpf anſahen. Sein zweites Geſchäft, dem er allen Eifer widmete, war die Anordnung eines tüchtigen Wehrſtandes, und vor allem die Errichtung ſtehender Feldtruppen. Hiebei hatte er die größten Schwierigkeiten in der althergebrachten Gewohnheit der Corſen zu überwinden. Jeder Corſe war Soldat, und ſtolz darauf, es zu ſein; aber der Kriegsdienſt war von einer Art. Jeder Bezirk ſtellte auf den Ruf ſeiner Vorſteher oder Häupter die verlangte Mannſchaft, die ſich mit Lebensmitteln verſehn auf dem Sammelplatz einfand; dauerte das Unternehmen über acht Tage, ſo zogen ſie heim, und mußten durch andre erſetzt werden, bis ihre Reihe wiederkehrte. Dieſe Art Krieg zu führen, dem Leben und Karakter jenes Volkes tief eingewurzelt, ließ niemals große Ergebniſſe zu, und machte häufig, zur Verzweiflung

der

der Anführer, die schon errungenen Vortheile fruchtlos. Dennoch wollten die Corsen von dieser Gewohnheit nicht ablassen, und es kostete Mühe, nur einige Ordnung und Zuverlässigkeit in die Vertheilung und Reihefolge des Aufgebots einzuführen.

Inzwischen kamen mehrere Schiffe mit neuen Vorräthen von Pulver und andrem Kriegsbedarf sowohl aus Livorno, als aus Barcelona für Theodor an, wodurch die Vermuthung, daß eine grose Macht ihn unterstütze, neuen Glauben gewann. Seine ausgebreiteten Verbindungen erwiesen sich in der That so ansehnlich als fruchtbar; in Italien, in Frankreich und Spanien, in der Barbarei, überall hatte er Freunde und Gönner, deren Eifer und Thätigkeit er rastlos in Bewegung setzte, nach allen Seiten wußte er Entwürfe und Vorschläge anzuspinnen, bald durch Wahrheit bestechend, bald durch Täuschung überzeugend. Sein mannigfacher Briefwechsel richtete sich an Staatsmänner und andre einflußreiche Personen, leitete Handelssachen, ertheilte Aufträge und Weisungen, berief Freunde [illegible] Verwandte; aus Westphalen lud er den Freiherrn von Drost, seinen Vetter, aus Frankreich seinen Neffen, der daselbst in Kriegsdiensten stand, dringend zu sich ein. Auch meldete er den aus-

wärtigen Mächten, besonders dem Kaiser und dem Könige von Frankreich, in eigends erlassenen Schreiben, seine Erhebung auf den Thron, und bat um Anerkennung und Beistand. Dem unentschiedenen Abentheurer waren diese zwar schwerlich irgend zu hoffen, doch lag in dem Geiste der widerstreitenden Staatsverhältnisse, daß unter den Mächten einige mit heimlicher Gunst auf das Unternehmen schauten.

Das nöthigste Ziel indeß blieb zunächst, die Genueser vollends von der Insel zu vertreiben, und Theodor ließ dasselbe nicht aus den Augen. Die nach seiner Anordnung errichteten Truppen führte er sogleich in's Feld, und schon am 23. April, acht Tage nach seiner Krönung, nahm er im südlichen Theile der Insel den Seeplatz Portovecchio, und am 24. Sartene weg, wo die genuesische Besatzung gefangen gemacht und viel Pulver und Blei erbeutet wurde. Nachdem er hierauf in Casinca bis zu 15,000. Mann versammelt, stand er plötzlich am 3. Mai mit dieser Macht vor Bastia, und erließ an den genuesischen Generalkommissair die Aufforderung, binnen zehn Tagen mit seinen Truppen den Platz zu räumen, widrigenfalls bei der gewaltsamen Einnahme keine Schonung zu erfahren. Zugleich ermahnte er die Einwohner, gegen ihre

Zwingherren aufzustehn, und ihren Landsleuten die Thore zu öffnen. Da beides ohne Wirkung blieb, und ein stürmender Angriff unstatthaft war, so traf er Anstalt, die Stadt wenigstens eng einzuschließen. Ein erneutes Aufgebot rief aus allen Bezirken die streitbare Mannschaft in Dienst. Die Hülfsgeschwader einer befreundeten Macht, hieß es, wären mit Truppen unterwegs; es sei alles daran gelegen, noch vor ihrer Ankunft im Besitz von Bastia zu sein, damit den Verbündeten gleich ein sichrer Ort und guter Hafen anzuweisen wäre; es bedürfte demnach einer vereinten Anstrengung, sowohl gegen diese Hauptstadt, als auch gegen die andern in den Händen der Genueser befindlichen Plätze, um dem ganzen Kriege sogleich eine vortheilhafte Wendung zu geben. Diese Vorstellungen hatten den guten Erfolg, daß alsbald über 25,000. Mann theils vor Bastia und den nahegelegenen Seeplätzen S. Fiorenzo und Algajola, theils vor S. Pelegrino und Ajaccio unter Waffen standen. Theodors Truppen behielten in den Gefechten, die oft für beide Theile gleich blutig waren, stets die Oberhand, und engten die Genueser immer mehr ein; die wenigen Bezirke, welche diesen noch angehangen, unterwarfen sich, und brachten der corsischen Sache die Waffen zu, welche sie kurz

vorher aus Genua gegen dieſelbe empfangen hatten. Der Generalkommiſſair jedoch behauptete ſich in Baſtia; ſein gutbedientes Geſchütz hielt die Corſen in genugſamer Entfernung von der Stadt, und obwohl Theodor den größten perſönlichen Muth bewies, und oftmals im ſtärkſten Feuer bis dicht unter die Wälle kühn hinanritt, ſo konnte er doch mit ſeinen Streitkräften ohne mehreres Geſchütz keinen erfolgreichen Angriff unternehmen.

Während die Berennung von Baſtia bald mit ſtärkerer, bald mit ſchwächerer Mannſchaft fortbeſtand, gewann Theodor einige Zeit, ſich mit den inneren Angelegenheiten der Inſel zu beſchäftigen. In der bürgerlichen Verfaſſung war alles neu zu gründen; die Geſetze waren höchſt mangelhaft, die Gerechtigkeitspflege fehlte beinahe ganz; die nothwendigſten Geſchäfte des Lebens wurden vernachläſſigt. Die Genueſer hatten bisher mit aller Sorgfalt verhindert, daß die Corſen Handel und Gewerbe trieben, ſie ſollten wegen jedes Bedürfniſſes von Genua abhängig ſein. Daher fehlten die gewöhnlichſten Handwerker, die gemeinſten Hülfsmittel. Theodor arbeitete raſtlos an der Verbeſſerung dieſes Zuſtandes. Er gab eine Anzahl bündiger Geſetze, die fürerſt nur das Nöthigſte enthielten, und weitere Ausbildung der Zukunft

anheimſtellten. Er ſaß ſelbſt zu Gericht, vernahm Kläger und Beklagte, verhörte die Zeugen, und gab jedesmal die Gründe ſeines Urtheils an. Er berief durch angebotene Vergünſtigungen Handwerker und Künſtler vom Feſtlande; die Religionsfreiheit, die er verkündete, lockte auch alsbald viele Fremde an; es hieß deutſche Proteſtanten würden eine eigne Stadt auf Corſica erbauen, desgleichen holländiſche Juden, und ebenſo griechiſche Anſiedler. Er ordnete die Verwaltung der öffentlichen Gelder und der faſt ganz verabſäumten Staatsgüter, unter welchen Gold- und Silberminen ſeiner Aufmerkſamkeit nicht entgingen. Durch die Beute von den Genueſern und durch den Ertrag der Kriegsſteuern, die an Geld, Früchten und Vieh zumeiſt von ihren Beſitzungen eingetrieben wurden, kamen beträchtliche Summen ein, welche Theodor zweckmäßig verwendete; die Truppen erhielten ihren Sold, und alles Erforderliche wurde angeſchafft. Auch ließ er eignes Geld prägen, ſowohl Kupfer für den kleinen Verkehr, als Gold- und Silbermünzen, auf welchen ſein Bruſtbild und Königlicher Titel prangten. Alles dies entſtand und geſchah in der kürzeſten Zeit, unter dem verwirrendſten Zudrange aller Art. Theodors raſches Wirken erregte Bewunderung, und man konnte ſeine

Fähigkeit und Absicht, das kleine Reich zu einem blühenden und achtungswerthen Staat zu erheben, in seinen wohldurchdachten Anstalten nicht verkennen.

Als die Republik die ernsthafte Wendung sah, welche Theodor der corsischen Sache gab, ergriff sie auch ihrerseits entschlossene Maßregeln. Sie erließ die heftigsten Beschlüsse gegen ihn, nannte ihn einen Aufrührer und Hochverräther, setzte auf seinen Kopf einen Preis, und verbot ihren corsischen Unterthanen jede Gemeinschaft mit ihm. Zugleich gaben sie von seiner Herkunft und Person die gehässigsten Nachrichten, schilderten ihn als einen verlaufenen Abentheurer und landflüchtigen Betrüger, der bald als Spieler, bald als Marktschreier aufgetreten sei, und nunmehr die Einfalt der Corsen zu der lächerlichsten Posse mißbrauche. Ihre Kundmachungen wurden bald auf Corsica verbreitet. Als Theodor hörte, daß die Genueser ihn für einen Marktschreier ausgäben, sagte er lachend: „So will ich denn nächstens meine Schaubühne auf dem Marktplatze zu Bastia aufschlagen, und ein Stück darauf spielen, das ihnen vielleicht nicht ganz gefallen wird.“ Die Corsen schickten aber die ihnen zugekommenen Schmähschriften mit dem Beisatze: „Es lebe Theodor I. König von Cor-

ſica!“ nach Genua zurück. Auch erſchien in der Folge, zur Antwort auf das genueſiſche Edikt, ein würdiggefaßtes Manifeſt, durch welches Theodor ſich ſelbſt und das corſiſche Volk in allem Vorgegangenen zu rechtfertigen ſuchte. Dies war um ſo leichter, als die Genueſer überall die öffentliche Meinung gegen ſich hatten; überdieß widerlegten ſich ihre Nachrichten über Theodor zum Theil durch ihre eignen Widerſprüche, und die Abſicht zu verläumden war allzu offenbar. Nicht beſſer ſtand ihre Sache bei den fremden Höfen; ihr bisheriges Verfahren gegen die Corſen wurde zu Wien und Paris laut mißbilligt. Ihrem Geſuch um Hülfstruppen wurde erwiedert, ſie ſelbſt hätten die Amneſtie gebrochen, und eher Strafe verdient, als Beiſtand. Ungünſtig nahmen auch Spanien und England ihre Beſchwerden auf, daß von daher Zufuhr an Theodor gelange; doch wurde in London, den Anſchein befriedigend, ein ſtrenges Verbot deßhalb erlaſſen.

Inzwiſchen hatte die Republik aus eigner Anſtrengung ihre Beſatzungen auf Corſica verſtärkt, und von Baſtia, S. Fiorenzo und Algajola geſchahen glückliche Ausfälle, die den Corſen großen Nachtheil zufügten. Theodor ſah ſich genöthigt, mit ſeinen Truppen in das Gebirge zurückzugehn,

da ſie im freien Felde aus Ungewohnheit nur ſchlecht beſtanden. An Tapferkeit und Heldenmuth fehlte es ihnen ſonſt nicht. Ein Beobachtungspoſten von 60. Mann war vor Baſtia zurückgeblieben, die geringe Anzahl wurde verrathen, und die Genueſer fielen 1500. Mann ſtark über ſie her; die Corſen wurden ſogleich verſprengt, ihrer 20. aber flohen in einen feſten Thurm, und fünf Stunden hielten ſie hier den heftigſten Angriff der Genueſer aus, der dieſen viel: Verwundete und Todte koſtete; jede Aufforderung ſich zu ergeben, wieſen ſie hartnäckig ab, und da zuletzt ihr Thurm in Flammen ſtand, und ſie unter Schutt und Trümmern zu begraben drohte, fielen ſie wüthend heraus, und richteten noch ein großes Blutbad an, bis ſie alle erlagen, fünf ausgenommen, die ſich glücklich durchſchlugen! Häufig waren die Beiſpiele ſolcher Kriegswuth unter den Corſen; dieſelben Leute aber waren in Reih und Glied ſehr unzuverläſſige Soldaten. Einzelne Gefechte entſchieden ſich nun öfters zum Vortheile der Genueſer; ſie befriedigten zunächſt den alten Haß, die Corſen, welche in ihre Händen fielen, wurden enthauptet oder aufgehängt. Die Erbitterung und Grauſamkeit ſtiegen auf beiden Seiten. Während dieſer Unfälle hielt Theodor, der Vielen ſchon ganz verloren dünkte, mit

groſſer Geiſteskraft ſeinen Muth aufrecht, und ver-
tröſtete ſeine Freunde auf nahe Hülfe. Wirklich kam
gegen Ende des Juni zu Iſola Roſſa für ihn ein Schiff
an, welches zwar keine Truppen, aber 4. achtpfün-
dige Kanonen mit allem Schießbedarf, 500. Flin-
ten und viele andre Gegenſtände überbrachte; zwei
genueſiſche Feluken, welche die Ausſchiffung ver-
hindern wollten, wurden durch Kanonenſchüſſe ver-
trieben. Zu gleicher Zeit trafen von Cadix bedeu-
tende Wechſel für ihn ein. Hiedurch geſtärkt, er-
ſchien Theodor ſchnell wieder im Kriegsfelde. Er
ſchlug bei Zilia im Bezirk von Balagna eine feind-
liche Schaar von 1800. Mann; drei Tage darauf
bei Iſola Roſſa eine andre, die 2000. Mann ſtark
gelandet war, um einen Hauptſtreich auszuführen,
und nun mit groſſem Schimpf und Verluſt ſich
wieder einſchiffte; auch nahm er den Genueſern
zwei Schiffe weg, die ſie in der Eile zurücklaſſen
mußten, und auf welchen ſich eine Kriegskaſſe und
50. Fäſſer Pulver fanden. Die gefangenen Ge-
nueſer wurden auf ſeinen Befehl, zur Wiederver-
geltung ihrer Grauſamkeit, erſchoſſen; ein abtrün-
niger Corſe erlitt gleiches Loos. Ein Hauptgefecht
fand im Juli bei Furiani ſtatt, wohin die Genueſer
mit 1500. Mann aus Baſtia vorrückten, um Theo-
dorn, der am Tage vorher dort angelangt war,

zu überfallen; er aber zog dem Feind entgegen, und warf ihn nach einem hitzigen Gefechte von mehreren Stunden bis unter die Mauern von Baſtia zurück. Im Auguſt fiel er mit 4000. Mann unvermuthet in den Bezirk von Nebbio ein, und nahm den Einwohnern, welche für Genua bewaffnet worden, 2000. Flinten ab; nur vor Calenzano, wo ſich die Einwohner unter Anführung ihres Pfarrers und Richters zur Wehr ſetzten, mußte er nach einem hartnäckigen Gefechte ſein Vorhaben aufgeben. Die Genueſer ließen wiederum 60. hier gefangene Corſen zu Baſtia hinrichten, Theodor dagegen 12. gefangene Genueſer aufhängen.

Durch ſolche Gefechte indeß wurde nichts entſchieden. Er fühlte, daß alles auf die Einnahme von Baſtia ankäme, und zu dieſer verſchwand jede Ausſicht. Einige tauſend Mann fremder Söldner mit verhältnißmäßigem Geſchütz wären für jenen Zweck beſſer geweſen, als der ganze corſiſche Landſturm, der ſich überdies mehr und mehr auflöſte. Der Eifer der Corſen, welche den Fall von Baſtia nicht erfolgen, und eben ſo wenig die verheißene Hülfsmacht erſcheinen ſahen, erkaltete ſichtbar; die Häupter wurden verlegen, das Volk murrte und klagte laut. Die genueſiſchen Einflüſterungen, die man anfangs verächtlich zurückgewieſen, wurden

jetzt begierig aufgenommen, man trug ſich mit den nachtheiligſten Gerüchten, viele Corſen fingen an ſich zu ſchämen, das Spiel eines gemeinen Betrügers zu ſein, den ſie unbeſonnen zu ihrem Fürſten gemacht. Die Genueſer wußten dieſe Stimmung geſchickt zu vermehren, und ließen es weder an Geld noch an Kunſtgriffen fehlen, um Theodorn durch die Corſen ſelbſt zu ſtürzen. Er überſchaute ſeine Lage, und erkannte die Nothwendigkeit auſſerordentlicher Hülfsmittel. Er verdoppelte ſeine Thätigkeit, um fremde Mannſchaft aus Italien und aus Holland an ſich zu ziehen, während er zugleich Truppen aus der Levante erhalten ſollte. Die genueſiſchen Verläumdungen ſuchte er durch Gegenerklärungen zu ſchwächen, die aber dem Zwecke nicht entſprachen, im Gegentheil das Uebel vermehrten. Unter dieſen Umſtänden fand er angemeſſen, durch eine groſſe Staatshandlung ſein wankendes Anſehn neu zu befeſtigen. Er berief eine allgemeine Conſulta auf den 2. September nach Caſacconi, wo die Abgeordneten aller Bezirke, die nicht in genueſiſchen Häuden waren, ſich einfanden. Hier ſprach er mit Beredſamkeit von ſeinen bisherigen Erfolgen, ſeinen künftigen Hoffnungen; ermahnte zur ſtandhaften Ausdauer im Kampfe für die Freiheit, im Vertrauen auf das

selbstgewählte Oberhaupt; erneuerte seine Versprechen, und wiederholte seine Zusicherung wegen nahbevorstehender Truppenhülfe. Die Abgeordneten waren aber so übel gestimmt, daß seine Rede von geringer Wirkung blieb; sie erhoben vielmehr Zweifel gegen seine Versicherung, und warfen ihm in beleidigenden Ausdrücken vor, daß er sie schon seit mehreren Monaten durch Täuschungen hinhalte; man sprach davon ihm den Gehorsam aufzusagen, und nach unangenehmen Erörterungen und heftigen Streitigkeiten endigte die Versammlung damit, daß Theodor freiwillig erklärte, wenn mit dem Ende des Oktobers die versprochene Hülfsmacht nicht einträfe, wolle er der Königswürde entsagt haben. Man verfügte noch auf seinen Vorschlag die Ausrüstung einiger bewaffneten Schiffe, um auf die genuesischen Kreuzer Jagd zu machen, zu welchem Behuf eine allgemeine Beisteuer ausgeschrieben wurde, und ging mißvergnügt auseinander.

Auch von diesem niederbeugenden Vorgange ließ Theodor sich nicht aus der Fassung bringen. Er begab sich nach Portovecchio, wo er mehrere Befestigungen des Hafens anordnete, und häufig mit Fernröhren auf das Meer hinaussah, ob die versprochene Hülfe noch nicht erschiene; auch be-

reitete er groſse Briefſchaften an Könige, Miniſter und andre bedeutende Perſonen. Seine Gegner ſahen in allem dieſen nur eitle Vorſpiegelungen; doch waren ſie es nicht ganz, er hatte allerdings gegründete Hoffnungen, wenn auch nicht in dem Maße und nicht von den Mächten, wie er die Menge glauben ließ. Um indeß die Corſen mit neuen Dingen zu beſchäftigen, und zugleich die Mittel ſeines Einfluſſes zu vermehren, eilte er den Artikel des Wahlvertrags in Ausführung zu bringen, der die Errichtung eines corſiſchen Adels vorſchrieb. Er hatte den Karakter der Corſen ſchon hinlänglich kennen gelernt, um hoffen zu dürfen, durch Verleihung von Titeln und Würden ihre Anhänglichkeit noch auf einige Zeit zu feſſeln. Er begab ſich demnach, begleitet von 400. Leibwachen, denn ſchon wagte er nicht mehr ohne dieſe zu erſcheinen, von Portovecchio nach Sartene, und ſtiftete daſelbſt am 16. September einen neuen Ritterorden, den er den Orden der Befreiung nannte. Der König war Groſsmeiſter, dem die Komthure und Ritter den Eid der Treue ſchwuren. Die Mitglieder waren zum Kriegsdienſt und zu gewiſſen geiſtlichen Uebungen verpflichtet, obwohl ſie nicht grade katholiſch zu ſein brauchten. Sie ſollten den Adel des Landes bilden, und au-

ſerordentliche Vorrechte genießen. Als Ehrenmitglieder durften auch geeignete Perſonen des Auslandes aufgenommen werden. So groß war die Begierde nach dieſer neuen Auszeichnung, daß der Orden in kürzeſter Zeit 400. Mitglieder zählte, deren jedes bei der Aufnahme 1000. Scudi erlegen ſollte, die jedoch den Eingebornen meiſt erlaſſen, und nur von den Fremden bezahlt wurden, deren zahlreicher Zutritt eine anſehnliche Geldhülfe brachte, welche Theodor großentheils zur Unterſtützung der unbemittelten corſiſchen Ritter anwandte. Viele der Ordensritter erhielten zugleich die Titel von Grafen und Marcheſen, die ſich zum Theil noch lange nachher behauptet haben. Auch wurden viele Beförderungen unter den Truppen vorgenommen. Ferner bewilligte Theodor jetzt jedem, der darum anſprach, das Recht der freien Jagd und Fiſcherei, welches die Genueſer immer durch die ſtrengſten Geſetze beſchränkt hatten. Er zeigte ſich in allen Beziehungen mild und großmüthig, und verſäumte keine Gelegenheit, ſich auch im Ausland einen guten Ruf zu machen. So ſchickte er 14. tuneſiſche Sklaven, die auf einem genueſiſchen Fahrzeuge gefunden worden, frei nach Tunis zurück mit dem Beding, daß ebenſoviele Chriſtenſklaven dafür freigelaſſen würden. So ließ er auch

die Franzoſen, Spanier und Italiäner, die bei den Genueſern dienend in ſeine Gewalt fielen, frei nach Hauſe kehren; die Deutſchen aber und Schweizer, die meiſt geneigt waren bei ihm Dienſte zu nehmen, mit gutem Handgeld anwerben. Ferner ließ er neue Münzen ſchlagen, welche das Bildniß der Muttergottes zeigten, mit der Inſchrift: Monstra te esse matrem! wodurch er der katholiſchen Sinnesart huldigte, der ihn die Geiſtlichkeit, wohl nicht ohne Grund, wenig zugethan glaubte.

Seine Angelegenheiten ſtanden noch immer nicht ganz ſchlecht. Seine Truppen ſiegten wieder in mehreren Scharmützeln, und unvermuthet kam nun auch ſein Vetter Droſt mit Waffenvorräthen aller Art und vieler Baarſchaft an. Die Freude über dieſe Ankunft gab ſeiner Seele Troſt und Stärke, den Schlägen des Schickſals ferner ſtandhaft entgegenzuſtehn, und die Zuverſicht auf ſein wundervolles Unternehmen nicht aufzugeben. Seine Haupthoffnung beruhte jedoch auf den Freunden in der Levante, von denen Ragoczy zwar inzwiſchen geſtorben, aber Bonneval noch in voller Thätigkeit ſtand, und ihm Truppen aus Albanien verhieß, deren Erwartung ſeine Ungeduld auf's höchſte ſpannte. Ein entſcheidender Schlag wurde in der

That mit jedem Tage nothwendiger. Die Genueſer, im Beſitz von Baſtia, S. Fiorenzo, Ajaccio und anderer Hauptorte an der Küſte, waren zwar in dieſe Plätze meiſtens wieder eingeſchloſſen, und litten öfters Mangel, da ſie alle Bedürfniſſe, ſelbſt Holz und manchmal ſogar Waſſer, aus Genua beziehen mußten; allein ihre bloße Anweſenheit war genug, um die Inſel in beſtändiger Unruhe zu erhalten. Viele Corſen litten durch den langwierigen Krieg unerſetzlichen Schaden an ihren Beſitzungen; Landgüter wurden verwüſtet, Häuſer niedergeriſſen; da alles unter Waffen ſtand, mußte der Ackerbau großentheils verabſäumt werden. Die Strenge des Dienſtes, die neuen Anordnungen und ungewöhnlichen Anſtalten erregten ebenfalls Mißvergnügen. Theodors Freigebigkeit hatte nicht Schätze genug, anhaltend die ganze Bevölkerung zu beſolden. Die Verſtimmung gegen ihn dauerte nicht nur fort, ſondern nahm in manchen Bezirken nur immer zu. Die Einnahme von Baſtia, die völlige Vertreibung der Genueſer, oder die Erſcheinung bedeutender Hülfsmacht hätte dieſe Gährung völlig niedergehalten, aber da nichts von dem allen erfolgte, und Theodors Anſehn immer mehr zuſammenſank, ſo war ein Ausbruch unvermeidlich. In den Bezirken von Roſtino und Orezza

erhob

erhob ſich unter den Anführern Giacinto Paoli, der ſich von Theodor trennte, und Raffaelli eine mächtige Parthei, die weder von Genua noch von Theodor mehr hören wollte, ſondern das Heil des Vaterlandes auf eignen Wegen zu ſuchen dachte. Kaum erfuhr Theodor dieſes Unternehmen, deſſen ganze Gefahr er einſah, als er in heftigem Zorn die letzten Kräfte ſeines Anſehns zuſammenraffte, jene Verbündeten ſämmtlich für Verräther und Empörer erklärte, und an der Spitze der ihm verbliebenen Truppen gegen Orezza anrückte. Sie wurden aber völlig geſchlagen, und nur Giafferri, der einzige Beiſtand, auf den er noch rechnen konnte, rettete ihn vom gänzlichen Untergange. Flüchtig mit wenigen Getreuen, ſah er von nun an ſogar ſein Leben bedroht, neben den genueſiſchen Dolchen hatte er jetzt auch die corſiſchen zu fürchten! Drei Corſen nämlich, eines verrätheriſchen Einverſtändniſſes mit Genua überwieſen, waren gleich im Anfange ſeiner Regierung unter Zuſtimmung des Reichsrathes auf ſeinen Befehl gehängt worden; ſein Königliches Anſehn hatte die Blutrache ihrer Verwandten bisher niedergedrückt, jetzt aber glaubten ſie ſich nicht mehr gebunden, und ſtellten ohne Scheu ihm nach dem Leben; einer ſeiner Offiziere ſogar, hinterliſtig nach Orezza gelockt, wurde dort

als Rachopfer grauſam hingemordet. In dieſer Lage der Dinge erhielt Theodor endlich Nachricht aus der Türkei, daß die Pforte, mit dem Kriege gegen Rußland vollauf beſchäftigt, jetzt nichts für ihn zu thun vermöge, und gleich darauf die andre Nachricht, daß ein Regiment von 2000. Albaneſern, die für ihn in Dienſt genommen waren, durch ihren Anführer, einen berühmten Partheigänger Namens Kuraſa, in Hoffnung beſſern Gewinnes dem Könige von Neapel zugeführt worden. Dieſer letzte Schlag erſchütterte Theodors ſtandhaften Muth; er ſelbſt gab nun alle Hoffnung auf, ſich länger in ſeiner Rolle zu behaupten. Die Sache der Corſen erſchien verzweifelt, noch mehr aber die ſeinige. Jeden Augenblick war ein allgemeiner Aufſtand zu fürchten. Die Bande des Gehorſams waren längſt gelöſt, alles ging einer wilden Verwirrung entgegen. Theodor ſah keine Rettung mehr, und beſchloß von Corſica zu ſcheiden.

Sein Glück hatte ihn verlaſſen, doch nicht der hohe Muth ſeiner kühnen Geſinnung. Er mußte weichen; aber nicht als ein feiger Flüchtling, nicht insgeheim wollte er davongehn, ſondern öffentlich und mit Würde ſollte ſein Abſchied ſein, und ihm jede Zukunft offen laſſen. Dem zufolge berief er, trotz aller Abmahnung ſeiner Freunde

die seinen Tod dabei als gewiß ansahen, eine allgemeine Consulta nach Sartene, und erschien am 5. November mitten in der Versammlung. Mit hohem Selbstgefühl und kühner Zuversicht trat er unter seine wüthenden Feinde, die vor seinem Anblick verstummten. Seine Beredsamkeit erschütterte die Gemüther. Er kündigte der Versammlung mit stolzem und zürnenden Tone an, daß er sich auf einige Zeit entfernen werde, um die ausbleibenden Hülfstruppen bei den Mächten, die sie ihm zugesagt, persönlich anzufordern. Das Reich sollte während seiner Abwesenheit durch ausgewählte Vorsteher verwaltet werden. Er ermahnte sie alle, treu und fest in ihrer Pflicht zu beharren, und warnte sie vor den Folgen ihrer Gesetzlosigkeit, ihrer Empörungen und Zwietracht. Was ihn beträfe, so sei er zu ihnen gekommen in der edlen Absicht, sie von dem Joche der Genueser zu befreien, und von diesem Zwecke habe seine Handlungsweise sich keinen Augenblick entfernt; sei derselbe gleichwohl nicht erreicht worden, so dürfe nicht ihm zur Last fallen, was ihr eigner Ungehorsam und widersetzlicher Geist verschuldet. Der Königstitel behalte bei einem solchen Volke keinen Werth, dem eitlen Namen, der ihn nie geblendet, könne er leicht entsagen, wenn die innere Würde sich davon trenne.

Mit großen Schätzen sei er zu ihnen gekommen, er entferne sich mit geringer Habe; doch was auch immer ihn betreffen möge, ihm bleibe ein unerschrockenes Herz, und der Muth, jedes Schicksal, auch das der Armuth, standhaft zu ertragen. Diese starke Rede brachte eine außerordentliche Bewegung hervor, die Zuhörer waren gerührt, betreten; weit entfernt ihn zu bedrohen, nahten sie ihm voll Ehrfurcht, und drangen mit Bitten und Betheurungen in ihn, sie nicht zu verlassen. Theodor jedoch, durch diese Stimmung des Augenblicks befriedigt, aber nicht geblendet, beharrte bei seinem Entschluß. Eine Verordnung, gegeben zu Sartene am 10. November, setzte die Zwischenregierung ein, welche das Reich verwalten sollte. Sie bestand aus 28. der angesehensten Vaterlandsfreunde, an ihrer Spitze Giafferri, Giacinto Paoli, der dabei nicht fehlen durfte, und Ornano. Am folgenden Morgen verließ Theodor Sartene, und ging von zahlreichem Volke begleitet nach Aleria, wo er unter lebhaften Umarmungen seiner Freunde und heißen Wünschen des geringen Volks, das ihm Hände und Kleider küßte und unter Thränen das Versprechen baldiger Rückkehr abnahm, eine provenzalische Tartane bestieg, und sofort nach Livorno unter Segel ging. In seiner Begleitung befanden

ſich der Kanzler Coſta nebſt ſeinem Sohne, ein Kammerherr, ein Sekretair, zwei Pagen und der junge Graf Ciaccaldi.

Kaum war das Schiff in See, als ein genueſiſcher Kaper darauf Jagd machte, und es beizulegen zwang. Schon lief Theodor Gefahr, als Gefangener in die Hände ſeiner grauſamſten Feinde zu gerathen, als die Entſchloſſenheit eines ſpaniſchen Offiziers, der ſich mit ihm an Bord befand, ihn rettete. Derſelbe bedrohte den genueſiſchen Kapitain ſo heftig, ſich keine Verletzung der franzöſiſchen Flagge zu Schulden kommen zu laſſen, daß dieſer, erſchreckend vor ſo großer Verantwortlichkeit, die Beute fahren ließ, worauf die Tartane ohne weiteren Unfall zu Livorno einlief. Theodor ſtieg hier als Abate verkleidet an's Land, und begab ſich bald nach Florenz. Eine Unterredung mit dem Großherzoge Johann Gaſton von Toscana, den er um Hülfe für Corſica anſprach, blieb ohne Erfolg. Er wandte ſich hierauf nach Rom, dann nach Turin, immer Verkleidung und Namen wechſelnd, weil die Genueſer ihm überall nachſtellten, immer wieder ſeinen Aufenthalt ausſpürten, und ihn mit Fallſtricken umgaben. Nachdem er eine Zeitlang von dem Ertrage ſeines Silbergeräthes gelebt, fand er in der Unterſtützung ſeiner zahl-

reichen Freunde neue Hülfsquellen. Inmitten der persönlichen Gefahren und niederdrückenden Verlegenheiten ließ er keinen Augenblick seine politische Rolle außer Acht; wie traurig auch sein Zustand sein mochte, sein hartnäckiger Muth gab weder Anspruch noch Hoffnung auf, und an jedem Ort und in jeder Lage strebte sein Bemühen rastlos, für Corsica Hülfe, gegen Genua Feinde zu erwekken. Seine Aussichten jedoch blieben von allen Seiten trübe. Die zerstreuten Freunde, wie thätig auch ihr Eifer im Einzelnen war, vermochten nichts Entscheidendes auszuführen; die italiänischen Höfe, deren einige feindlich genug gegen Genua standen, wagten in ihren eingeschüchterten Verhältnissen kein selbstständiges Auftreten; Frankreich schien sich für Genua erklären zu wollen, die andern Mächte hielten sich zurück; auf Konstantinopel war nicht zu rechnen, aus Tunis kamen ungünstige Nachrichten, in Marokko sank mit Ripperda's Einfluß eine große Stütze; überdies hatte die Verbindung mit den Türken und Afrikanern auch in Corsica manches Aergerniß gegeben. Theodor verließ Italien, wo seine Geldmittel sich bald erschöpften und Gläubiger und Feinde ihn verfolgten, und ging nach Paris. Hier wurde er trotz seiner Verkleidung sogleich erkannt, die Regierung

ließ ihm Gefangenſchaft androhen, wenn er ſich nicht entfernte, und ein Genueſer ſchoß auf offener Straße eine Piſtole in ſeinen Wagen ab, doch ohne ihn zu treffen. Der doppelten Gefahr weichend eilte Theodor, indem er glauben ließ, er gehe nach Marſeille, mit ſchnellen Pferden nach Rouen, und beſtieg ein Schiff nach Amſterdam. Im Haag angelangt, hielt er ſich zu Ende Februars eine Zeitlang bei einem Juden Tellano verborgen; reiſte darauf nach Zeeland, wo er bedeutende Verbindungen hatte, und kam bald nach Amſterdam zurück, wo ein Freund ihm eine ſichere Wohnung gemiethet hatte. Unglücklicherweiſe war der bisherige Bewohner noch nicht abgereiſt, und Theodor mußte für eine Nacht, zum 19. April, im Gaſthofe zum rothen Hirſch einkehren. Hier wurde er erkannt, und ſogleich einem ſeiner Gläubiger verrathen, der ihn wegen einer Wechſelſchuld von 5000. Gulden am folgenden Morgen verhaften ließ. Vergebens bot er Sicherheit durch einen Wechſel von 30,000. Gulden, den er in Zeeland auf Amſterdam erhalten, man wollte denſelben ohne beſonderen Auftrag des Ausſtellers nicht annehmen. In dieſer Noth, da alle Hülfsmittel vergeblich ſchienen, verließ ihn ſeine perſönliche Ueberlegenheit nicht. Er berief ſeine Gläubiger und einige

andre Bekannte zu einer Unterredung, und so groß war die Macht seiner Beredsamkeit, so einbringend die Kraft seiner Vorstellungen, daß acht angesehene Kaufleute zusammentraten, und ihn am 7. Mai durch ihre Bürgschaft nicht nur aus dem Verhaft befreiten, sondern auch für seine weiteren Schritte mit neuen Geldsummen unterstützten. Die Genueser hatten inzwischen von Holland vergebens seine Auslieferung verlangt; ihre unermüdeten Nachstellungen zwangen ihn jedoch zu fernerer Verborgenheit.

In Corsica dauerte der Krieg gegen die Genueser fort. Die Corsen wollten von keiner Unterwerfung hören, und Theodors Name blieb als vereinigendes Zeichen an der Spitze ihres Widerstandes. An den Abwesenden knüpfte sich neue Hoffnung und neuer Eifer; man bereute die trostlosen Vorgänge, die ihn zur Abreise genöthigt hatten, und wünschte sehnlichst seine Wiederkehr. Eine Schrift aus Genua, worin sein Weggehn, seine vergeblichen Bemühungen und persönlichen Unfälle die tiefste Herabsetzung erfuhren, wurde durch eine Gegenschrift aus Corsica bündig widerlegt, und statt des vorigen Unwillens zeigte sich nur Liebe und Anhänglichkeit. Um so größer darauf war die Theilnahme und Niedergeschlagenheit, wel-

che ſich auf der Inſel verbreiteten, als durch den Hauptmann Sinibaldi, von Theodors Generalſtabe, die Nachricht ſeiner in Amſterdam geſchehenen Verhaftung ankam. Im Lager vor Baſtia herrſchte die traurigſte Beſtürzung, und die Genueſer glaubten den Augenblick günſtig, die Corſen zur Nachgiebigkeit zu bringen. Sie ließen daher eine allgemeine Verzeihung kund machen, und dieſelbe mit andern Anträgen, die unter ſolchen Umſtänden annehmbar ſchienen, durch die Schildwachen in das Lager hinüber reichen. Schon glaubten die Genueſer, weil die Corſen in zahlreichen Gruppen den Inhalt zu berathen ſchienen, ihrer Sache gewiß zu ſein; allein nach wenigen Stunden erfolgte, ſtatt der gehofften Antwort, plötzlich ein allgemeines Abfeuern des Gewehrs, und der andauernde Jubelruf: Es lebe Theodor, unſer Vater und König! Viele ſogar in ihrem Eifer drangen, trotz des Hagels von Kugeln, der ſie empfing, bis dicht unter die Wälle der Feſtung, und riefen mit ſtarker Stimme die Erklärung hinauf, daß ſie nie ein andres Oberhaupt erkennen würden, als ihren König Theodor, und wenn er das Unglück hätte zu erliegen, ſo würde einer ſeiner Verwandten auftreten, und die Rechtmäßigkeit ihrer Wahl dann in dieſem mit Gut und Blut behauptet wer-

den! Dieſe Bewegung vor Baſtia, zu welcher hauptſächlich der Kanonikus Orticoni eifrigſt gewirkt hatte, theilte ſich den übrigen Corſen mit, und eine allgemeine Conſulta zu Corte am 21. Januar 1737. ſtellte einſtimmig dieſelben Beſchlüſſe auf. Wunderbar genug kamen inzwiſchen fortwährend kleine Hülfsſendungen an, welche Theodor nicht aufhörte von allen Orten, wo er ſich je befand, nach Corſica zu befördern. Sie reichten hin, dem allerdringendſten Mangel an Waffen und Pulver abzuhelfen; und damit zugleich erfriſchten ſie den Muth und belebten die Hoffnung. Manche Schiffe, deren Ladung Theodor nicht hatte baar bezahlen können, waren auf Erzeugniſſe der Inſel angewieſen; indem er fremde Betriebſamkeit zweckmäßig dorthin leitete, wurde den Corſen ihr wandernder König ſolchergeſtalt noch als Handelsreiſender nützlich, der ihre Waaren ausbot! Großen Jubel erregte die Nachricht von ſeiner Befreiung, noch freudigeren Eindruck die darauf folgende von ſeiner Ankunft in Liſſabon; am 15. Juli, hieß es, war er dort eingetroffen, nach zwölftägigem Erwarten mehrerer Schiffe mit dieſen abgeſegelt, und jetzt auf dem Wege nach Corſica. Schon wollte man ihn an der Küſte von Toscana, dann ſelbſt auf Corſica geſehn haben. Er ſelbſt aber kam nicht,

ſondern fürerſt vier holländiſche Schiffe aus Amſterdam und Zeeland, beladen mit Mund- und Kriegsvorräthen, an deren Statt ſie Oel und andre Erzeugniſſe der Inſel einnahmen. Theodor war nach Liſſabon gereiſt, um die Geſinnungen des dortigen Hofes zu erforſchen, mit welchem er einen Vertrag zu ſchließen hoffte; allein die Bedenklichkeiten überwogen hier die Begünſtigung, deren er ſonſt genug theilhaftig war. Von Liſſabon ging er nach Malaga, kehrte aber bald wieder zurück, und befand ſich im Herbſte wieder zu Amſterdam.

Die Republik Genua verſäumte unterdeß kein Mittel, um den Sachen in Corſica eine andre Wendung zu geben. Sie hatte Schweizer und Graubündtner in Sold genommen, die Verbrecher aus den Gefängniſſen zu Soldaten gemacht, und gegen die Corſen losgelaſſen; doch alles ohne den gewünſchten Erfolg. Durch raſtloſe Bemühungen brachte ſie es dahin, daß ihr durch eine Erklärung der Höfe von Wien und Verſailles der Beſitz von Corſica zugeſichert wurde. Weitere Verhandlungen bewirkten endlich die Zuſage Frankreichs, eine bedeutende Truppenmacht nach Corſica zu ſenden, wofür die Republik eine erſte Zahlung von 700,000. Lire und eine zweite von 2. Millionen verſprach. Die corſiſchen Häupter, nicht we-

nig bestürzt durch diese Nachricht, wandten sich mit dringenden und beredten Vorstellungen an den französischen Hof, theilten ihm ihre Beschwerden mit, und baten um Schonung und Schutz. Die Genueser ihrerseits machten grade jetzt neue Vergleichsvorschläge, die durch ihre Billigkeit neben den Drohungen Frankreichs ein doppeltes Gewicht erhielten. Die Corsen, welche sich in der Erwartung, daß Theodor mit dem offenen Beistand einer großen Macht zu ihnen wiederkehrte, fortwährend getäuscht sahen, und nicht hofften, einer französischen Truppenmacht aus eignen Kräften widerstehn zu können, waren bald geneigt, auf die genuesischen Vorschläge einzugehn, und auf ihre Unabhängigkeit verzichtend, wenigstens ihre Unterwerfung an leibliche Bedingungen zu knüpfen. Schon glaubten sich die Genueser ihrer Sache gewiß, als ein Schreiben Theodors aus Amsterdam vom 21. Oktober plötzlich die ganze Stimmung veränderte. Er äußerte Zweifel, daß der König von Frankreich zur Herstellung der grausamen Gewaltherrschaft Genua's seine Truppen nach Corsica senden werde; wenn aber gleichwohl, was Gott verhüten wolle, der Fall einträte, so bliebe den Corsen reiflich zu überlegen, was ihnen zum Heil gereiche; wollten sie unter das Joch der Genueser zurückkehren, so

habe er ihrem Geſchicke fernerhin nur Thränen zu widmen; wollten ſie aber, wie er hoffe und vertraue, ihre Freiheit ſtandhaft vertheidigen, ſo werde er ſie, wie ſchon bisher, aus allen Kräften unterſtützen, und baldigſt mit ſtarker Hülfsmacht in ihrer Mitte ſein. Unglaublich war der Eindruck, den dieſes Schreiben machte; die Reichsverweſer Giafferri, Giacinto Paoli und Ornano theilten daſſelbe in einer allgemeinen Conſulta am 26. December zu Corte mit, und am folgenden Tage wurde einſtimmig der Beſchluß gefaßt, Theodors Wahl unerſchütterlich zu behaupten, und für ihn zu leben und zu ſterben. Eine andre Verſammlung zu Corte am 6. Januar 1738. erließ ein Manifeſt, in welchem die gleichen Geſinnungen ausgedrückt, und die großen Verdienſte Theodors um Corſica, deſſen Zuſtand unter ihm ſich weſentlich verbeſſert habe, preiſend angeführt wurden; die Weisheit der Geſetze, die wohlthätigen Einrichtungen aller Art, die Abſchaffung drückender Laſten, die Freiheit der Korallenfiſcherei, die Herſtellung der Salzwerke, der Beginn des Bergbau's, die Geſchenke und Gaben aller Art, welche die Corſen ihm verdankten, dürften nie aus ihrem Gedächtniſſe weichen. Der neue Eifer bewährte ſich durch die That; der Kampf begann zu Waſſer und zu Lande mit verſtärkter

Wuth, die Genueser steigerten ihn durch grausame Hinrichtung der Gefangenen zu einer Erbitterung, der auch die ihrigen zum Opfer fielen.

Theodors nie rastende Thätigkeit wurde durch jene Vorgänge wo möglich noch feuriger belebt. Zwar dünkte ihn die Lage der Dinge für seine persönliche Wiederkehr nach Corsica noch nicht reif; die Verhältnisse in Holland, auf welchen seine ganze Kraft beruhte, und die zahllosen Verbindungen und Hoffnungen, die er unaufhörlich bearbeitete, bestanden größtentheils nur durch seine wirksame Gegenwart, während er in den corsischen Angelegenheiten auch abwesend festen Fuß behielt. Desto unermüdeter und unerschöpflicher war er in Betreibung neuer Hülfsmittel und Absendung von Waffen und Vorräthen. Am 5. Februar kam in Aleria ein Schiff an, welches den Hauptmann Sinibaldi, Costa den Sohn, zwei Kaplane Theodors und sechs Offiziere nebst 100. Fässern Pulver, 500. Paar Schuhen, vielem Blei, Eisen und andern Sachen an's Land setzte. Die wiederholte Versicherung, daß Theodor nächstens mit großer Hülfe erscheinen werde, erregte so große Freude, daß in Corte und vielen andern Orten deßhalb ein Tedeum gesungen wurde. Dieselbe Versicherung und neuen Trost brachte bald nachher der Oberst Anto-

nio Colonna, ein vertrauter Freund Theodors und tüchtiger Kriegsmann, der mit dem Hauptmann Drewitz und 14. andern deutschen Offizieren und vielem Kriegsbedarf von Livorno anlangte. Er wies Vollmachten vor, die ihn zu besondrer Unternehmung berechtigten; demgemäß erhielt er eine eigne Schaar von 800. Mann, mit denen er das Fort Isola Rossa unverzüglich angriff, und nach neunstündigem Gefecht eroberte. Die genuesische Besatzung hatte von hier aus die Corsen stets verhindert, von den Erzeugnissen der Umgegend, welche besonders das beste Oel lieferte, gehörigen Vortheil zu ziehen; auf jeden solchen Umstand aber mußte auch aus der Ferne Theodors Augenmerk sorgsam gerichtet sein. Colonna schändete seinen Sieg durch schreckliche Grausamkeit gegen einen Corsen, der hier gefangen wurde, und des Verraths gegen sein Vaterland und eines Mordanschlags gegen Theodor schuldig war; die Genueser selbst behandelte er als Kriegsgefangene.

Lange schon war die Rede von französischer Truppenmacht, die auf Corsica erscheinen sollte; ihre Ankunft wurde bald verkündigt, und bald wieder bezweifelt. Der Hof von Versailles zögerte gestissentlich, und wünschte den Kampf durch Vermittelung beizulegen; allein die Corsen erklärten

so bereit sie wären, ihr Schicksal in die Hände des Königs von Frankreich zu legen, so entschlossen seien sie, unter das Joch von Genua nie zurückzukehren. Endlich mußte daher der Hof, bestürmt von den Mahnungen der Republik, welche auf Erfüllung des Vertrages drang, sich zur Truppensendung entschließen. Der Kardinal Fleury, welcher an der Spitze der französischen Staatsgeschäfte stand, wurde noch durch einen andern Grund bewogen; er fürchtete nämlich, daß Spaniens Einfluß, wenn Frankreich nicht zuvorkäme, in Corsica die Oberhand nehmen möchte, da ohnehin jene Macht für die Hauptstütze Theodors galt, dessen Hülfsmittel und Ausführungen ganz Europa in Erstaunen setzten, und ohne einen solchen Hinterhalt ganz unbegreiflich schienen. Demnach wurde der Befehl ertheilt, in der Provence vorläufig 6. französische Bataillons, etwa 3000. Mann, nebst 16. Stücken Geschütz und anderem Kriegsbedarf unter dem Generallieutenant Grafen Boissieux nach Corsica einzuschiffen. Diese geringe Stärke zeigte deutlich, wie wenig Frankreich an völlige Unterjochung der Corsen dachte. Auch hatte der Graf Boissieux den bestimmten Auftrag, vor den Waffen jedes Mittel der Güte zu versuchen. Die Erscheinung des französischen Geschwaders vor Bastia

am 6. Februar wurde sogleich von den Bergen wahrgenommen, und setzte mit unglaublicher Schnelligkeit die ganze Insel in Bewegung. Ein allgemeiner Rausch entflammte alles zum kampfbegierigen Widerstande. Die Einwohner aus allen Theilen der Insel liefen nach Corte zusammen; Greise, Weiber, Geistliche und Kinder kamen bewaffnet, und wollten für die Freiheit fechten! Die Menge betrug über 60,000. Menschen; die Häupter entließen aber die Mehrzahl sogleich wieder, und behielten nur 10,000. Mann zurück, welche sie in 10. Regimenter theilten, jedes von 10. Kompanieen, deren Hauptleute sämmtlich Ritter des Ordens der Befreiung waren. Ein Regiment von 1200. ausgewählten Jünglingen wurde ganz mit Flinten bewaffnet, die Theodor gesandt hatte. Von diesem traf eben zu rechter Zeit ein Kriegsschiff von 18. Kanonen unter der Flagge von Corsica ein, und brachte 8. Kanonen, 600. Flinten, Pulver, und andre Sachen, dazu abermals sechs deutsche Offiziere, welche neuerdings die besten Hoffnungen gaben, daß Theodor in kurzem ankommen würde. Das Schiff war in Holland als Kaper ausgerüstet, um gegen die Genueser zu kreuzen.

Die Republik, welche in dem Grafen Boissieux ein blindes Werkzeug ihrer Rache gehofft

hatte, mußte sich in dieser Erwartung bald getäuscht sehen. Er enthielt sich anfangs aller Feindseligkeiten gegen die Corsen, und knüpfte mit ihnen Unterhandlungen an, die durch sein kluges und mildes Benehmen guten Fortgang hatten. Die Häupter der Corsen gewannen Zutrauen zu ihm, die Genueser beklagten sich, und zwischen ihren Behörden und dem französischen General kam es zu offner Zwietracht. Die französischen Offiziere und selbst Soldaten theilten die günstige Stimmung, die für die Corsen überall rege war, so wie den Haß, den die grausame Gewaltherrschaft der Genueser allgemein erweckt hatte. Unter diesen Umständen waren die Corsen geneigt, mit Frankreich eine Abkunft einzugehn, nur die letzte Bedingung, Genua wieder als ihre Oberherrin anzuerkennen, schien für sie unerträglich. Während noch unterhandelt wurde, kam indeß am 8. April Niccolo Frediani als Generalkommissair Theodors aus Deutschland an, und überbrachte Kriegsvorräthe und Briefe. Theodor schrieb an die Reichsverweser, sie möchten die Drohungen Frankreichs nicht achten, noch durch die trügerischen Vorschläge der Republik sich blenden lassen; er versprach, nächstens mit Truppen zu erscheinen, und eine mächtige Schutzvermittelung für sie zu bewirken; sie möch-

ten ihrerſeits gleichfalls ſich anſtrengen, ihre Wahl aufrecht erhalten, und neu beſchwören und durch ein Manifeſt feierlich bekräftigen, daß ſie mit Genua nie wieder verbunden ſein wollten; er beſchwor ſie, in Eintracht, Treue und Gehorſam mit feſter Hoffnung an ihm zu halten. Die Häupter trugen Bedenken, dieſes Schreiben bekannt zu machen, weil bei der großen Liebe des Volks für Theodor die neue Eidleiſtung ihre ſchon weit gediehenen Verhandlungen mit Frankreich wieder zerſtören würde. Frediani ließ ſich aber nicht abhalten, ſondern reiſte ſelbſt in mehreren Bezirken umher, und verkündigte ſeine Botſchaft, die mit Begeiſterung aufgenommen wurde. In Caſinca war der Mittelpunkt von Theodors Parthei; die Reichsverweſer aber trennten ſich mehr und mehr von ihr, und machten ſich eigne Anhänger; doch durften ſie, des Volkes wegen, Theodorn in ihren Unterhandlungen noch nicht aufgeben. In Portovecchio traf am 7. Mai wieder ein Schiff von ihm ein, welches 32. Kanonen, 300. Flinten, Pulver, Granaten, Schuhe u. ſ. w. brachte; der Kapitain empfing dafür Oel, Wein, Ziegenwolle, Wachs, Korallen und andre Erzeugniſſe. Im Anfange des Auguſt kam in Aleria als Vorläufer Theodors nun auch ſein Vetter Droſt mit anſehnlichen Mund-

und Kriegsvorräthen an, und wiederholte alle frühern Versprechungen. Das Volk umringte ihn, und wollte von Theodor hören, ungeduldig auf seine Ankunft harrend. Der Graf Boissieux aber fand die Gegenwart eines so nahen Verwandten Theodors auf der Insel höchst bedenklich, und bewog ihn, auf eine Zeitlang nach Livorno zurückzugehn, in der guten Meinung, Frankreich sei auf dem Wege, für Theodor vortheilhafte Bedingungen zu vermitteln, deren Abschluß nicht gestört werden dürfe.

Theodor indeß hatte seine Anstrengungen in Holland zu einem bedeutenden Erfolge gebracht. Von einem Ausfluge nach Deutschland, wo er Offiziere und Soldaten geworben, war er zurückgekehrt, und betrieb nun seine eigne Abreise nach Corsica. Eine Gesellschaft angesehener Kaufleute, unter welchen namentlich die reichen jüdischen Häuser Luca Boom Tronchain und Neuville angeführt werden, hatte ihm ihre Hülfsquellen eröffnet, und ihn in Stand gesetzt, jene bedeutenden Sendungen zu machen. Jetzt bewilligten sie zu einer Hauptunternehmung 5. Millionen Gulden, wogegen Theodor ihnen den ausschließlichen Handel mit Corsica zugestand, und zur Sicherheit die Häfen von Portovecchio und Ajaccio versprach. Man

hatte die Generalſtaaten von Holland in Verdacht, an der groſsen Ausrüſtung, welche nun erfolgte und die Welt in Erſtaunen ſetzte, nicht geringen Antheil zu haben. Mit einem Geſchwader von drei Kriegsſchiffen und mehreren Transportſchiffen, unter holländiſcher Flagge, erſchien am 13. September 1738. endlich Theodor ſelbſt zum zweitenmale vor Aleria. Noch vom Schiffe ſandte er einen Adjutanten mit einem Schreiben an die Reichsverweſer nach Corte. Er benachrichtigte ſie von ſeiner Ankunft und ſeinen Hülfsmitteln; dieſe würden noch gröſser ſein, ſagte er, wenn nicht der Sturm einen Theil ſeiner Schiffe zerſtreut hätte; indeſſen wolle er nicht das Land betreten, bevor die Corſen ihm ihre Entſchlüſſe mitgetheilt, ob ſie geſonnen wären, ihn als ihren König zu behaupten, und den Kampf der Freiheit muthig fortzuſetzen, oder ſich ihren grauſamen Feinden zu unterwerfen; im letzteren Falle müſſe er ſie ihrem Schickſale überlaſſen, und für ſein Theil ſich zurückziehen, den Reſt ſeiner Tage in glücklicheren Ländern zu verleben. Bald aber war das Meeresufer mit Volk erfüllt, das ihn zu ſehn wünſchte, und Einladungen beſtürmten ihn, das Land zu betreten. Die Theilnahme der Menge ſprach ſich laut und heftig aus; er ſei der rechtmäſsige König, hieſs es,

man habe ihn selbst gewählt, es wäre treulos und schändlich, ihn zu verlassen. Auf allgemeines Bitten stieg er endlich an's Land, wo er mit Leberuf und Jauchzen empfangen wurde. Seine mitgebrachten Vorräthe setzten alles in Erstaunen; sie waren in der That für Corsica ungeheuer; man zählte 12. vierundzwanzigpfündige und 12. zwölfpfündige Kanonen, 3. achtzehnpfündige Feldschlangen, 6000. Flinten, 1300. große Musketen, 2000. Bajonette, 2000. Paar Pistolen, 180,000. Pfund Pulver, Blei, Eisen, und Kriegsgeräthe aller Art, dazu eine Menge Uniformen, Schuhe, und 80. Kisten eignes Gepäck. Minder groß war sein Gefolge; es bestand nur aus 20. Personen, worunter einige Offiziere. Der Beistand einer großen Macht schien bei solchen Mitteln dennoch unzweifelhaft; selbst der Graf Boissieux glaubte daran, und die Vermuthungen fielen theils auf Spanien, theils auf Holland.

Ungeachtet der großen Freudenbezeigungen des Volks und dessen entschiedener Zuneigung, blieb Theodor, durch das Ausbleiben der Antwort abseiten der Häupter, in beunruhigender Ungewißheit über seine Lage. Am Tage verweilte er zwar am Lande, aber jeden Abend kehrte er zum Schiffe zurück, und schlief an Bord. Doch hier grade war

die Gefahr eines heimlichen Anſchlags, den er meiden wollte, für ihn am größten. In der Nacht des dritten Tages nach ſeiner Ankunft konnte er, gegen ſeine Gewohnheit, nicht ſchlafen; kaum hatte er die Augen geſchloſſen, ſo fuhr er plötzlich aus dem Schlummer auf, und empfand eine Unruhe, als ſtünde ihm ein Unheil bevor. Nach mehrmaligem Verſuche wieder einzuſchlafen, erwachte er auf's neue und mit ſo heftiger Bewegung, daß er ſich getrieben fühlte aufzuſtehn. Er weckte zwei Bediente, und ging auf dem Verdecke ſpazieren, wo er bei dem Kapitain des Schiffes noch Licht bemerkte. Er machte demſelben einen Beſuch, und fand ihn ganz angekleidet, zugleich aber ganz beſtürzt und außer Faſſung. Theodor ſah ihm ſcharf in's Auge, und beſchuldigte ihn der Verrätherei; ſogleich ſtürzte der Kapitain zu ſeinen Füßen, und bekannte, daß die Genueſer mit Verſprechung groſſer Summen ihn gedungen hätten, die Pulverkammer anzuzünden, und das Schiff mit Theodor auffliegen zu laſſen. Theodor verurtheilte ihn zum Tode, und ließ ihn morgens am Maſtbaum aufhängen. Dieſe wunderbare Rettung erſchien dem Volk als eine unmittelbare Fürſorge des Himmels. Man erzählte, die heilige Julia, Beſchützerin von Corſica, ſei ihm in jener Nacht erſchienen, und

habe ihm die Gefahr angezeigt; nach solchem augenscheinlichen Wunderzeichen dürfe man getrost erwarten, daß er in kurzem von allen Mächten als König anerkannt sein würde! Der Zudrang wurde immer stärker; aus Calenzana stellten sich 800. Bewaffnete bei ihm ein, aus nahen und fernen Bezirken kamen seine Anhänger herzu; Abtrünnige, die bei den Genuesern gedient, flehten seine Verzeihung an; alle erneuerten ihm ihre Huldigung, ihre Treuschwüre. Er beschenkte alle, die ihm nahten, den einen gab er Geld, den andern Waffen, Pulver, Bekleidung.

Der Graf Boissieux sandte Schreiben durch das Land, worin die Corsen ermahnt wurden, sich ruhig zu verhalten, und auf Theodors Betreibungen nicht einzugehn; allein die französischen Boten kehrten meist mit der Antwort zurück, die Einwohner wollten für ihren König Theodor leben und sterben. Hierauf erließ Boissieux eine heftige Erklärung gegen ihn und seinen ganzen Anhang; wer ihn aufnehme, solle als Staatsverbrecher behandelt, das Haus, wo er Obdach gefunden, niedergerissen werden; habe er nach acht Tagen die Insel noch nicht verlassen, so werde Frankreich die bisherige Vermittelung einstellen. Diese Drohungen verbreiteten Furcht und Schrecken in der Umgegend von

Baſtia, und wirkten beſonders auf die Häupter, welche die Unterhandlung mit Frankreich betrieben. Vorzüglich erklärte ſich Giacinto Paoli gegen Theodor, und warnte das Volk, ſich nicht in neue Gefahren zu ſtürzen. Orticoni und Gaffori waren als Bevollmächtigte in Baſtia, und wurden dort zurückgehalten. Die Stimmung theilte ſich zwiſchen Frankreichs Anſehn und der Liebe zu Theodor, und dieſer, der endlich an's Land gekommen war, wagte nicht in das Innere der Inſel vorzugehn, ſondern hielt ſich meiſt in Campoloro und der umliegenden Gegend auf, wo die Geſinnung der Einwohner ihm größere Sicherheit gab. Ungeachtet dieſer mißlichen Umſtände konnte Theodor, geſtützt auf die Zuneigung des corſiſchen Volks und auf den Eifer ſeiner Verbündeten in Holland, noch immer hoffen, ſich auf der Inſel zu behaupten. Es kam hauptſächlich darauf an, einen feſten Platz und ſicheren Seehafen zu gewinnen, den er ſich dann ſo leicht nicht hätte wieder entreißen laſſen. Er richtete ſein Augenmerk auf Ajaccio, und beſchloß dieſen Platz von der Land- und Seeſeite ſogleich anzugreifen. Schon waren die Anſtalten von der Landſeite getroffen, und er ſelbſt wollte mit ſeinem Geſchwader vor dem Hafen erſcheinen; allein gehäufte Unglücksfälle ſchlugen plötzlich ſeine

ganze Hoffnung nieder. Französische und genuesische Kriegsschiffe nahmen an der Küste acht Fahrzeuge weg, welche ihm neue Unterstützung zuführten. Der härteste Schlag folgte nach! Seine drei Hauptschiffe, von welchen die Kriegsvorräthe noch nicht an's Land geschafft waren, lichteten die Anker, und segelten nach Neapel. Der Kapitain war von den Kaufleuten in Amsterdam beauftragt worden, für seine Ladung corsische Erzeugnisse in Empfang zu nehmen, und da Theodor manche Gegenstände ausladen ließ, ohne daß zu dem versprochenen Ersatz irgend eine Aussicht erschien, so hatte jener vorgezogen, seine Ladung in Sicherheit zu bringen. Vergebens ließ ihn zu Neapel der holländische Konsul, Theodors vertrauter Freund, in Verhaft setzen und hielt ihm seine Treulosigkeit vor; das Unglück war geschehn, und Theodor sah sich in dem Augenblick, da er ihrer am meisten bedurfte, aller Mittel beraubt. Neue Kundmachungen und Versprechungen abseiten Frankreichs und Genua's hielten die besorgten Gemüther in Zweifel, neue französische Truppensendung erschreckte die tapfersten. Theodor, hülflos und verlassen, jeden Augenblick in Gefahr, das Opfer irgend eines Verraths zu werden, und seiner eignen Sache jetzt von keinem Vortheil, hatte keine Wahl mehr, er mußte

ſeinem Reiche nach kurzem Wiederſehn abermals den Rücken wenden. So ſchnell war die glänzende und ſtaunenswürdige Ausrüſtung, deren Betrieb jahrelange Arbeit gekoſtet, und an welche ſich die ſtolzeſten Hoffnungen geknüpft, am Ziele ſelbſt geſcheitert und vernichtet!

Theodor kam auf einer corſiſchen Feluke gegen Ende Novembers zu Neapel an, wo der holländiſche Konſul ihn bei ſich aufnahm. Hier wurde er am 2. December durch eine Abtheilung Grenadiere verhaftet, und in feſten Gewahrſam nach Gaeta abgeführt. Die Genueſer frohlockten bei dieſer Nachricht, und ſtellten Freudenfeuer und andre öffentliche Luſtbarkeiten an; doch zu vorrilig, wie ſich bald ergab. Theodors Verhaftung war zu ſeiner eigenen Sicherheit geſchehn, um ihn dem ungeheuern Zudrang der Menge, die ihn zu ſehen wünſchte, ſo wie den Nachſtellungen, die er fürchten konnte, zu entziehen. Er wurde während des Verhafts mit groſſer Auszeichnung behandelt, und durfte jeden Beſuch annehmen; ſeine kühne Haltung und die groſſe Freigebigkeit, die er gegen jedermann bewies, ſetzten in Erſtaunen, und man begriff nicht, woher ihm unter ſolchen Umſtänden noch ſo reiche Hülfsquellen kämen. Nach wenigen Tagen wurde er wieder in Freiheit geſetzt, doch mit dem Beding,

das Königreich Neapel zu verlaſſen; er begab ſich hierauf, bis zur Gränze des Kirchenſtaats von einer neapolitaniſchen Reiterbedeckung anſehnlich begleitet, nach Terracina, wo er ſich auf einem ſchwediſchen Kauffahrer einſchiffte, und mit dieſem, der nachgehends ſeine Flagge veränderte, den Augen der Nachforſchenden, man wußte nicht wohin, entzog. In neue Irrfahrten geworfen, theilte ſich ſeine Anſtrengung in das wechſelvolle Bemühn, bald für ſich ſelbſt Verborgenheit, bald für Corſica neue Wirkſamkeit zu ſuchen; denn kein Unglück und kein Elend konnte ihn bewegen, dieſe Richtung jemals aufzugeben. Man wollte ihn im Laufe des Jahres 1739. abwechſelnd in Livorno, in Rom, in Venedig geſehn haben, ja ſelbſt in Tunis ſollte er geweſen ſein; jedoch war er zuverläſſig am Ende des genannten Jahres, und vielleicht ſchon viel früher, in Holland, der bequemſten Stätte für ſeine Thätigkeit und Sicherheit.

Der Krieg in Corſica dauerte jedoch nicht minder fort. Der Marquis von Maillebois, Nachfolger des inzwiſchen zu Baſtia verſtorbenen Grafen Boiſſieux, erfuhr, ungeachtet ſeiner bedeutend vermehrten Truppenmacht, in Unterhandlungen und Gefechten, den hartnäckigſten Widerſtand. Seltſam war es, daß die Thatkraft und Entſchloſ-

ſenheit, deren Erlöſchen Theodorn zum Weggehn nöthigte, nach ſeiner Entfernung immer gleich wieder hervortraten, ſo daß es ſcheinen konnte, er habe ohne Noth und Grund ſich entfernt. Die Sache war, daß die Corſen, ſobald Theodor unter ihnen ſtand, ihre Anſtrengungen einhielten, ſich in inneren Zwieſpalt gegen einander ſtellten, und nun von dem Könige alles Heil erwarteten; wurden ſie wieder ſich ſelbſt überlaſſen, ſo war der Kampf gleich wieder die Sache eines jeden, und gewann nach außen den Zuſammenhang, der ihm nach innen fehlte. So hielt auch Droſt, der mit Theodor nach Corſica abermals zurückgekehrt war, auch nach deſſen Weggehn als einzelner Anführer immer noch einigen Anhang zuſammen; ohne daß weder die Franzoſen, noch die corſiſchen Häupter es hindern konnten. Von Theodor ſelbſt war jedoch kaum die Rede mehr; Maillebois hatte ſogar das Gerücht von ſeinem Tode mit Erfolg ausgeſprengt. Deſto überraſchender erſchien gegen Ende des April Friedrich von Neuhof, ein Neffe Theodors, mit guten Nachrichten und Briefſchaften von ſeinem Oheim, der die Corſen auf ſeine baldige Rückkehr vertröſtete, und ſie dringend ermahnte, ihre ganze Kraft anzuſtrengen, um Ajaccio oder einen andern guten Seeplatz einzunehmen, damit

die Flotte, welche jeden Augenblick eintreffen könnte, einen ſicheren Hafen vorfände. Durch dieſe Botſchaft wurde neuer Eifer für Theodors Sache rege; beſonders im Innern der Inſel, wo man die Franzoſen weniger fürchtete. Der junge Neuhof, ein Sohn von Theodors Schweſter, war aus franzöſiſchen Kriegsdienſten ausgetreten, um ſich dem Geſchicke ſeines Oheims anzuſchließen, und hatte, den Umſtänden gemäß, deſſen Namen angenommen; ausgezeichnet durch lebhaften Geiſt und feurigen Kriegsmuth, wußte er bald das Vertrauen der Corſen zu gewinnen, und der Anhang ſeines Oheims, unzufrieden mit den Befehlshabern Giafferri und Paoli, deren Eifer ſichtbar erkaltete, machte ihn zum Anführer neuer Bewaffnungen. Eine Verſammlung zu Corte am 16. Mai beſtätigte die ſchon gefaßten Entſchließungen, in keinem Fall unter das Joch der Genueſer zurückzukehren, und die Franzoſen, welche dieſen beiſtünden, mit aller Macht zu bekämpfen. Der Marquis von Maillebois traf indeß ſeine Anſtalten ſo gut, und wußte ſeine Truppen ſo geſchickt zu verwenden, daß die meiſten Bezirke des nördlichen Theils der Inſel ſich nach und nach unterwarfen. Corte, die innere Hauptſtadt, feſt durch ihre Lage auf einem hohen Felſen, ergab ſich ohne Schwertſtreich; Giafferri

und Giacinto Paoli legten die Waffen nieder, und begaben ſich mit franzöſiſcher Bewilligung im Juli nach Neapel, wo ſie der König beider Sicilien als Oberſten in ſeinen Dienſt aufnahm. Ihnen folgten 21. andre Anführer, und unter dieſen auch Droſt, der mit Theodor ſowohl als mit dem jungen Neuhof gleich unzufrieden war, und mit Maillebois beſondere Verträge geſchloſſen hatte. Nur allein Neuhof hielt noch Stand. Durch ſeinen muthigen Eifer bewog er die Einwohner einiger ſüdlichen Bezirke, ſtark durch ihre Gebirgslage, ihren Vorſätzen treu zu bleiben; ſie ſchwuren, die Freiheit des Vaterlandes bis zum letzten Blutstropfen zu vertheidigen, und ihren Untergang nicht zu überleben. Mit 1400. Mann rückte er am 5. September vor Sartene, mußte jedoch nach vier Tagen vergeblicher Anſtrengung wieder abziehen. Die Franzoſen gewannen täglich mehr Boden, und engten die Verbündeten mehr und mehr ein. Zicavo, ein kleiner Gebirgsort, war die letzte Zuflucht; vergebens wiederholte Maillebois dringend ſeine Aufforderung, ſie möchten Neuhof ausliefern und ſich ergeben; ſie antworteten trotzig, ſie hätten geſchworen, jenen und ſich ſelbſt zu vertheidigen. Neuhof, der Pfarrer des Orts, und einige Franziskaner erhitzten die kleine Schaar zum wüthend-

ſten Widerſtande. Doch von allen Seiten mit Uebermacht angegriffen, mußten ſie bald unterliegen. Neuhof rettete ſich mit 30. Mann, die ihn nicht verlaſſen wollten, auf das höchſte Gebirge, jedem Feind unzugänglich; Maillebois, überzeugt, daß Hunger und Mangel ihn aufreiben werde, überließ ihn dort ſeinem Schickſal. Nachdem aber die Franzoſen aus Zicavo wieder abgezogen waren, kehrte Neuhof dahin zurück, weil der Schnee den Aufenthalt im Gebirge nicht länger geſtattete, und hoffte daſelbſt eine ſichre Freiſtätte für den Winter zu haben, weil auch der Ort ſelbſt durch eine ungeheure Menge von Schnee bis zum Frühling von allem Verkehr abgeſchnitten zu ſein pflegte. Die Einwohner, durch die hinterlaſſenen Drohungen der Franzoſen erſchreckt, vermieden die Gemeinſchaft mit dieſem Häuflein, das in ihrer Mitte ein abgeſondertes Daſein führte, und von ſeinen ſchon früher gemachten Vorräthen zehrte. Im Februar des Jahres 1740. kamen aber unvermuthet die Franzoſen nach Zicavo, und Neuhof mußte die Flucht ergreifen. In unwegſamen Gebirgen, mit allen Entbehrungen kämpfend und allen Verfolgungen ausgeſetzt, trieb er ſich den ganzen Sommer umher. Endlich da auch ſeine Mannſchaft zuſammengeſchmolzen, und keine Ausſicht eines

Beſtehns

Beſtehns mehr war, rief er des Marquis von Maillebois Gunſt und Verwilligung an, daß ihm erlaubt würde, mit ſeinen wenigen Leuten ſich nach dem Feſtlande einzuſchiffen, welches der franzöſiſche Feldherr dem jungen tapfern Kriegsmann groß-müthig zugeſtand. Derſelbe ging demnach mit 6. Mann, deren jedem ſogar ein Gewehr bewilligt wurde, im Oktober auf einer Feluke nach Livorno unter Segel. Die ganze Inſel war nunmehr den franzöſiſchen Waffen unterworfen.

Nachdem auch jener Strahl von Hoffnung erloſchen, und Theodor, jetzt ohne unmittelbare Stütze unter den Corſen, durch ſeinen und ihren Zuſtand gleich abgeſchnitten von ihnen war, wandte ſich die Aufmerkſamkeit mehr und mehr von dieſen Angelegenheiten ab. Nur Theodor konnte ſich nicht entſchließen, die Sachen als beendigt anzuſehn; er hoffte auf den unruhigen Geiſt der Corſen, ihre kriegeriſche Hartnäckigkeit, auf neue Ereigniſſe in Europa, und den Wechſel politiſcher Verhältniſſe, wodurch auch ſeinen Zwecken neue Wege ſich eröffnen könnten. Immer thätig, an dem Vergangenen feſthaltend, auf die Zukunft hinarbeitend, in raſtloſem Verkehr mit allen Betriebſamkeiten der kleinen und großen Welt, führte er ein unſtätes, geheimnißvolles Leben. Er hatte Holland ſchon

wieder verlaſſen, und im Anfange des Jahres 1740. Venedig beſucht, im Februar deſſelben Jahres aber ſich in Köln am Rhein aufgehalten, wo er eine Zeitlang im deutſchen Hauſe bei dem Großkomthur des deutſchen Ordens, Freiherrn von Droſt, heimlich gewohnt, und außer dieſem nur noch mit dem Freiherrn vom Stein, einem alten Freunde, vertrauten Umgang gepflogen hatte. Er empfing hier eine Menge Briefe, auch ſchrieb er ſelbſt unabläſſig. Mit Geldmitteln ſchien er reichlich verſehn. Im December des Jahres 1741. zeigte er ſich in Chur bei ſeinem Freunde, dem General von Salis, wo er bei Gaſtmalen, welche dieſer den fremden Geſandten gab, unter dem Namen eines engliſchen Lords erſchien. Die bedeutenden Zwiſchenzeiten dieſer einzelnen Erſcheinungspunkte liegen größtentheils im Dunkeln.

Inzwiſchen war im Oktober 1740. Kaiſer Karl VI. geſtorben, und durch dieſes Ereigniß ganz Europa in Bewegung gebracht. Alle Mächte rüſteten ſich zum Angriff oder zur Vertheidigung des von dem Kaiſer hinterlaſſenen, auf ſeine Tochter Maria Thereſia übergehenden Staatenvereins. Spanien, Preußen, Baiern und Sachſen machten Anſprüche an die Erbſchaft, und wurden von Frankreich darin unterſtützt. England und Oeſterreich

ſtänden auf der Gegenſeite, der ſich ſpäterhin mehrere Verbündete anſchloſſen. Die Inſel Corſica wurde unter dieſen Umſtänden im September des Jahres 1741. von franzöſiſchen Truppen entblößt, und die wiedereingeſetzte genueſiſche Regierung gerieth, nach einem gemäßigten und günſtigen Anfang, durch unkluge Gewaltmaßregeln bald wieder mit den Corſen in die alte Zwiſtigkeit. Neue Unruhen brachen aus, und viele Bezirke behaupteten eine Art von Unabhängigkeit gegen Genua. In dieſen Unruhen erſcholl auch ſogleich Theodors Name wieder. Aufmerkſam auf jeden Umſtand, der ſeinen Vortheil begünſtigen konnte, hatte er ſchon gleich bei der Nachricht von dem Abzuge der Franzoſen ſeinen Vetter Droſt neuerdings nach Corſica geſandt, um daſelbſt die Lage und Stimmung der Einwohner zu erſpähen, neuen Anhang zu gewinnen, und die nahe Wiederkunft ihres Königs zu verkünden. Er ſelbſt aber begab ſich nach London, um die günſtigen Verhältniſſe, welche der Krieg zwiſchen Frankreich und England für ſeine Zwecke darbot, bei dem großbritanniſchen Hofe perſönlich anzuſprechen und zu bearbeiten. Seine Vorſchläge, die Inſel Corſica dem Einfluſſe Frankreichs und der Herrſchaft Genua's für immer zu entreißen, und unter dem Schutze Großbritanniens als eig-

nen Staat zu behaupten, fanden bei den engli-
ſchen Miniſtern guten Eingang, doch trugen dieſe
Bedenken, mit ihm ſelbſt, deſſen Anrecht und
Würde noch jeder äußeren Anerkennung entbehrte,
amtliche Verhandlungen anzuknüpfen, und ließen
ihm daher einſtweilen nur Hülfe und Vorſchub ver-
ſprechen, ohne vor der Welt ſeine Sache förmlich
vertreten zu wollen. Theodor nahm begierig auf,
was für den Augenblick einen thatſächlichen Vor-
theil bot, überzeugt, daß mit dieſem, falls nur
gehöriger Umfang und Beſtand nicht fehlte, alles
übrige von ſelbſt kommen würde. Er ließ es je-
doch bei dieſem Verſuche, ſeiner Sache durch die
engliſche Regierung neuen Schwung zu geben,
nicht bewenden, ſondern bewog zugleich eine Ge-
ſellſchaft engliſcher Kaufleute, ihm gegen das Ver-
ſprechen künftiger Vortheile und ausſchließlicher
Vorrechte im Handel mit Corſica, anſehnliche Un-
terſtützung an Waffen und Geld zu verabfolgen,
wobei die Gunſt und Theilnahme der Miniſter für
jene ſchon größere Sicherheit gewährte.

So auf's neue ausgeſtattet mit reichen Hülfs-
mitteln und Ausſichten ging Theodor gegen Ende
des December im Jahre 1743. auf einem engliſchen
Linienſchiffe von 70. Kanonen unter Segel, und
erſchien, da ſeiner kaum noch irgend gedacht wurde,

unvermuthet in Liſſabon, von wo alsbald das Gerücht ſeiner neuen Unternehmung erſcholl, und die Augen der Theilnehmenden neuerdings auf ihn wandte. Mit demſelben engliſchen Schiffe kam er am 7. Januar 1743. glücklich in Livorno an, wo er ſogleich die vielen Corſen, welche theils gezwungen theils freiwillig außerhalb des Vaterlandes dort lebten, um ſich verſammelte, und mit ſeinen Abſichten und neuen Hülfsmitteln bekannt machte. So günſtig indeß ſein Verhältniß mit England hier erſcheinen ſollte, ſo wenig konnte es ihm ſelbſt genügen; er verſäumte daher nicht, noch nach anderem, minder zweideutigen Anhalte ſich umzuſehn. Er machte in Livorno die Bekanntſchaft des öſterreichiſchen Generals Breitwitz, und hielt demſelben vor, welch weſentliche Vortheile für die Königin von Ungarn daraus entſtehn würden, wenn ſie die corſiſche Unternehmung begünſtigte; er machte den zwar nicht offen erklärten, doch darum nicht minder wirkſamen Beiſtand der Engländer geltend, ſprach von dem Gewinn, welchen auch Oeſterreich in ſeinen italiäniſchen Beſitzungen von der Theilnahme an dem corſiſchen Handel ziehen könnte, vor allem aber verſprach er, was in den damaligen Kriegsbedrängniſſen allerdings wichtig ſein mußte, die öſterreichiſche Hülfe dadurch zu vergelten, daß

er die Corſen verpflichten würde, die Waffen für Oeſterreich zu führen, die Truppen, die man ihm, für kurze Zeit nur, zu vertrauen hätte, würden gleichſam eine Werbmannſchaft ſein, die viele tauſend tapfre Krieger jenes muthigen Volkes für die öſterreichiſchen Fahnen abzuholen käme. So einnehmend war das Betragen, ſo groß die Ueberredungsgabe, und ſo glücklich die ganze Perſönlichkeit Theodors, daß er auch die widerſtrebendſten Gemüther hinriß. Der deutſche General, anfangs abgeneigt, war bald völlig einverſtanden mit Theodors Anſichten; ganz durchdrungen zuletzt von den angebotenen Vortheilen, eilte er ſelbſt nach Florenz, um dem Hofe — der Gemahl Maria Thereſia's, Franz Stephan von Lothringen, war ſeit dem Jahre 1737. Großherzog von Toscana — die gemachten Anerbietungen mitzutheilen, ſehr betroffen, dieſelben nur ſehr kalt aufgenommen, und endlich ganz abgelehnt zu ſehn. Theodor fand ſich hiedurch auf den Beiſtand zurückgewieſen, den ihm die Engländer gewähren mochten, und mußte mit dieſen ſein Heil verſuchen. Der engliſche Vice-Admiral Matthews, welcher ſich mit einem anſehnlichen Geſchwader auf der Rhede von Livorno befand, unterrichtet von Theodors Verhältniſſen in London, noch mehr aber gewonnen durch Theo-

dor ſelbſt und deſſen angeſehene Freunde, gab ihm ein Kriegsſchiff, auf welchem er mit einem Gefolge von Corſen, die ſich in Livorno ihm angeſchloſſen, am 30. Januar 1743. vor Iſola Roſſa anlangte. Einige Tage vorher hatte ein engliſches Schiff den Sekretair Theodors daſelbſt an's Land geſetzt, um die Oertlichkeit zu erkunden und die Stimmung der Einwohner aufzuregen. Eine Menge Volks befand ſich am Ufer, als Theodor an's Land trat, und begrüßte ihn mit Jubelgeſchrei als ihren König, Vater, Befreier. Er theilte Waffen, Pulver, und einiges Geld aus, begab ſich dann wieder an Bord, und erließ von hier aus ein Manifeſt, welches in vielen Abdrücken über die Inſel verbreitet wurde. Er klagte darin über die Hinderniſſe, die ihm bisher in den Weg gelegt worden, die Verfolgungen, die er ausgeſtanden, über die Treuloſigkeit der Reichsverweſer und Häupter, die von ihm abgefallen, über den Ungehorſam und die Zwietracht des Volks; jedoch verſprach er allgemeine Verzeihung, mit Ausnahme Giacinto Paoli's und Orticoni's, die als Verräther auf ewige Zeiten aus Corſica verbannt wurden. Ferner rief er alle Corſen aus genueſiſchen, franzöſiſchen, ſpaniſchen und neapolitaniſchen Dienſten zurück; die ſich aber im Dienſte der Königin von Ungarn und

des Großherzogs von Toscana befänden, sollten daselbst verbleiben, und diesen befreundeten Mächten mit gleichem Eifer und gleicher Treue dienen, wie ihm selbst. Dieses Manifest verursachte einige Bewegung, allein das Volk war durch die Ereignisse der letzten Jahre zu hart getroffen, zu sehr getäuscht und ermüdet durch die vergeblichen Anstrengungen, um sich ohne Bedacht sogleich wieder in neue Gefahren und Kämpfe zu verwickeln. Es kamen Abgeordnete aus den nächsten Gegenden zu Theodor, und erkundigten sich nach den näheren Umständen seiner Wiederkehr, besonders wünschten sie Auskunft, welches die Mächte seien, auf deren Beistand er sich berufe, und deren Schiffe und Truppen er ankündige. Seine Antwort, es seien der Mächte verschiedene, und die Truppen würden unfehlbar kommen, ohne daß er sie näher angab, überzeugte die Corsen, daß er auf keine Macht rechnen könne, und ihnen nur auf's Gerathewohl verspreche, was er selbst kaum hoffe erfüllt zu sehn. Hierauf ließ alle Beeiferung nach; nur ein spärlicher Verkehr dauerte zwischen ihm und den Einwohnern fort. Die Engländer wollten sich auf nichts Entscheidendes einlassen, und glaubten schon zu viel gethan zu haben. Nachdem er noch eine Zeitlang an der Küste verweilt, kehrte Theodor, sehend und

doch nicht glaubend, daß ſeine Rolle hier ausgeſpielt ſei, auf dem engliſchen Schiffe nach Livorno zurück. Nach dieſem dritten Scheiden ſah er die Inſel nicht wieder.

Die Genueſer voll Ingrimm, dieſen verhaßten Feind immer auf's neue wieder auftreten zu ſehn, ſetzten auf ſeinen Kopf einen Preis von 4000. Kruſaden, und verfolgten ihn überall, wo ſie ſeine Spur entdeckten, durch öffentliche und geheime Werkzeuge, mit heftigſtem Eifer. In London führte der genueſiſche Reſident Gaſtaldi von Seiten der Republik bittere Beſchwerde über die Mitwirkung der engliſchen Kriegsſchiffe bei Theodors letzter Unternehmung; die engliſchen Miniſter erwiederten aber bloß, ſie wären ohne Kenntniß von der Sache, und kümmerten ſich nicht um dieſe Händel. In Florenz, in allen italiäniſchen Staaten, hatte Genua gegen Theodor geheime Kundſchafter aufgeſtellt. Auch erſcholl bald, vielleicht durch ſeine eigne Veranſtaltung, das Gerücht von ſeinem Tode; einmal hieß es, er ſei durch Gift aus der Welt geſchafft, dann wieder, er ſei zu Livorno beim Ausgang aus dem Schauſpiel ermordet worden. Nachdem er ſich einige Monate in Livorno und Florenz glücklich verborgen gehalten, wurde er im Mai in letzterer Stadt gewarnt, daß

abgeſchickte Leute von Genua ihm auf der Spur ſeien, und man ihn daſelbſt, wenn die Republik ſeine Auslieferung verlange, nicht ſchützen könne. Er ſuchte daher eine neue Freiſtätte, und verbarg ſich eine Zeitlang bei dem Pfarrer in Cigoli, fand aber auch hier ſeines Bleibens nicht, und von Gefahr zu Gefahr in wechſelnder Zuflucht herumirrend gelangte er endlich noch glücklich genug nach London.

Im folgenden Jahre finden wir ihn ſchon wieder unterwegs. Die Republik Genua zog in Gemäßheit eines mit den Corſen geſchloſſenen Vergleichs ihre Truppen aus Corſica zurück, und in dieſem Ereigniß erblickte Theodor gleich wieder einen Hoffnungsſchimmer, dem er unwiderſtehlich getrieben war zu folgen. Im März 1744. wurde er auf der Durchreiſe nach Italien in Augsburg geſehn; ſein Gefolge beſtand aus ſechs Perſonen, worunter ein ehmaliger öſterreichiſcher Hauptmann; er ſelbſt aber war als Dominikanermönch verkleidet. Allen Gefahren trotzend erſchien er wieder in Toscana, und ſuchte durch Boten und Briefe nach Corſica zu wirken; der Erfolg, wenn auch ſeiner Erwartung nicht entſprechend, zeigte doch, daß er nicht ohne Grund in ſeiner Zuverſicht verharrte, und auf den Werth und die Möglichkeiten ſeines

Verhältniſſes noch bedeutend rechnen konnte. Seine Anhänger hielten am 14. Juni eine Verſammlung zu Corte, und erklärten durch einen Beſchluß, den die Abgeordneten der meiſten ſüdlichen Bezirke unterſchrieben, daß ſie ihren ſelbſtgewählten König bis in den Tod behaupten, und ihrer Treue Gut und Leben opfern wollten. Aus Mangel an Zuſammenhang und näherem Antrieb erloſch die Erregung bald wieder, ohne daß Theodor davon weiteren Gewinn gehabt. Seltſam genug erſchien ihm in dieſem Jahre noch unvermuthet ein Nachahmer und Nebenbuhler. Der Graf von Beaujeu, ein franzöſiſcher Offizier, der unter Maillebois in Corſica gedient, fand Theodors Rolle, wie traurig ſie auch ſein mochte, noch reizend genug, um darin mit ihm zu wetteifern. Er machte ſich einige Anhänger unter den Corſen, ſuchte Hülfe in Algier und Tunis, und wollte eben an der Spitze ſeiner Unternehmung hervortreten, als die ganze Sache an Genua verrathen wurde, und für den Grafen von ſeinem großen Plane kein weiteres Ergebniß blieb, als der Spott und das Lachen ſeiner Landsleute.

Aufmerkſam auf jede Bewegung, immer bereit den dargebotenen Vortheil zu ergreifen, und

unermüdet in Erweckung neuer Glücksfälle, beharrte Theodor standhaft auf seinem Posten in Italien, so lange der Zustand von Corsica noch Gelegenheit gab, unvermuthete Entwickelungen zu hoffen. Vielfacher Wechsel erging in kurzer Zwischenzeit über die beklagenswerthe Insel. Der König von Sardinien erklärte sich zum Beschützer der Corsen, und erregte sie zu neuem Aufstande gegen Genua. Die Engländer beschossen Bastia; österreichische und piemontesische Truppen landeten, um Corsica's Freiheit gegen Genueser und Franzosen zu vertheidigen. Eingetroffen waren endlich alle Verheißungen Theodors, der erklärte Beistand großer Mächte, die Erscheinung zahlreicher Hülfstruppen, nichts fehlte, was seine und der Corsen Sache glänzend erheben und dauernd stützen konnte; nie hatte sein Stern, so schien es, herrlicher geleuchtet! Aber dieser leuchtende Stern war nicht mehr der seine! Was er jahrelang mit heißen Wünschen und rastlosen Anstrengungen vergebens erstrebt und gehofft, trat jetzt, ohne sein Zuthun, als Frucht der Umstände von selbst ein; aber, wie ohne sein Zuthun, so auch ohne seinen Gewinn. Vergebens war er bemüht, in die Ereignisse einzudringen, seine Sache damit zu verflechten, zu den Erfolgen mitzuwirken; die Mächte hielten seine Ungeduld

mit allerlei Vorwänden hin, man bedurfte seiner nicht, und fürchtete, durch ihn beim künftigen Frieden in Verlegenheit zu kommen. Die Engländer thaten für ihn noch am meisten; ihn aber, wie er wünschte, nach Corsica überzusetzen, lehnten sie ab, weil die Verbündeten sich entschieden dagegen erklärt hatten. Die Königin von Ungarn war ihm abhold wegen seiner früheren Einverständnisse mit der Pforte; der König von Sardinien wünschte nicht, daß Corsica ein selbstständiger Staat würde; und so kümmerte es auch niemanden sehr, daß die Sache der Corsen bei allen Vortheilen, die sie fand, doch niemals zu einer rechten Haltung kam, und zuletzt wieder ganz verloren ging. Theodor empfand den tiefsten Schmerz über die Aufschlüsse, die ihm durch so bittre Erfahrung zu Theil wurden; eine Gelegenheit, wie sie nie zu hoffen gewesen, noch je sich erneuen konnte, war für ihn nutzlos vorbeigegangen, und jahrelange Arbeit und Erwartung vergeblich gemacht. Er verließ Toscana, wo ihm durch die Kriegsverhältnisse bisher wenigstens ein sichrer Aufenthalt gewährt gewesen, und begab sich im August des Jahres 1747. nach Holland. Hier brachte er den Winter zu, machte dann im März 1748. wieder eine Reise nach Deutschland, wo er in Bonn, Köln und mehreren Orten

Westphalens gesehn wurde. Er hielt seinen Aufenthalt meistens geheim, und wechselte ihn beständig.

Von Amsterdam, wo er sich wieder eingefunden hatte, ging er im Juli des Jahres 1749. nach England, und hier sollten seine Irrfahrten endlich ein Ziel finden, jedoch kein erwünschtes! Der Friede von Aachen hatte die Kriegsstürme beigelegt, und die Mächte waren unter einander ausgesöhnt; nur Theodor blieb das preisgegebene Ziel der bittersten Feindschaft. Zwar hatte der König von England ihm einen Sicherheitsbrief ertheilt, und das Gesuch der Genueser um seine Auslieferung abgewiesen; aber Gastaldi, der genuesische Resident in London, wußte bald andren Rath zu finden. Er suchte Theodors Gläubiger auf, deren es überall genug gab, und reizte sie zur äußersten Strenge gegen ihren Schuldner, ja er benuhte dessen Noth, um durch vertraute Mittelspersonen ihm gegen Wechsel neue Darlehen zuzuwenden. Kaum war Theodor einige Monate in London, als das Ungewitter ausbrach; einige Gläubiger, die er nicht befriedigen konnte, ließen ihn im September auf einem Landhause verhaften und durch einen Gerichtsboten in das Gefängniß der Kingsbench bringen. Vergebens berief er sich auf die Sicherheit, die ihm zugesagt worden, vergebens machte er die

Forderungen geltend, die er ſelbſt noch an die Regierung hatte; er fand bei den engliſchen Miniſtern kein Gehör, und ſie nahmen es übel auf, daß er an den Tag brachte, wie weit ſie mit ihm in Verhältniſſe getreten waren, deren ſie ſich jetzt ſchämten. Doch ſchaffte er noch Aushülfe, und wurde gegen Bürgſchaft gleich wieder aus der Haft entlaſſen. Nun aber rückte Gaſtaldi mit immer ſtärkerem Andrange nach, und Theodor, die Gefahr ahndend, hielt ſich in verborgener Eingezogenheit. Sein Aufenthalt wurde jedoch bald erſpäht, er ſelbſt durch falſches Vorgeben, daß ein Herr vom Hofe ihn zu ſich berufe, hervorgelockt, und im December auf's neue in Verhaft gebracht. Die Summe ſeiner Schulden belief ſich auf 15,000. Pfund Sterling; doch die ſchlimmſte Schuld, welche ſeine Wiederverhaftung zunächſt veranlaßte und deren lange Dauer beſtimmte, ſoll nicht mehr als 450. Pfund betragen haben. Seine Verſuche, die Gläubiger zu einem Vergleiche zu bewegen, ſcheiterten an dem Bemühen ſeiner Feinde, die ſich das Wort gegeben hatten, ſeiner auf ſolche Weiſe, wenn auch mit Verluſt und Koſten, für immer gewiß zu bleiben.

Theodor hielt ſich im Gefängniſſe während der erſten Jahre noch ganz ſtattlich, und empfing zahl-

reiche Besuche, die er sogar bewirthete. Ein alter jüdischer Rabbi, mit dem er in vertrauter Freundschaft stand, besuchte ihn täglich. Außerdem fanden sich besonders viele Adepten ein, von deren Geheimnissen er hinreichende Kenntniß zu haben schien. Einen Bedienten, den er sich hielt, sah man in London häufig auf den Straßen umherwandern. Er selbst ging bisweilen in Gesellschaft eines Wächters aus, um seine Geschäfte zu besorgen; ein mißlungener Versuch zu entkommen, zog ihm aber strengere Aufsicht zu. In allem Unglück erhielt sein Muth sich aufrecht, nie gab er seine Sache verloren, immer zeigte er neue Hoffnung und Zuversicht. Bald sollten reichbeladene Schiffe aus Ostindien für ihn ankommen, bald die Corsen ihn durch Tilgung seiner Schulden auslösen. Unter den zahllosen Entwürfen, mit denen er sich beschäftigte, war auch die Aufsuchung der Mittel, durch welche die im Meere verlorenen Schätze sich wieder heraufholen ließen, und besonders mit dem alten Rabbi, dessen Besuche mehrere Jahre hindurch in gleicher Freundschaft anhielten, pflog er häufig Rath über diesen Gegenstand. Inzwischen nahmen seine Hülfsquellen mehr und mehr ab, und zu den Bedrängnissen, welche er in dieser Hinsicht empfand, gesellte sich Krankheit und der Verlust

des

des einen Auges. Lange ſchon war in England die Klage laut geworden über den ſchlechten Zuſtand der Gefängniſſe, und beſonders über die enge und ungeſunde Einrichtung des Hauſes, in welchem Theodor gefangen ſaß. Das Parlament nahm endlich dieſe Angelegenheit in Berathung, und das Haus der Gemeinen ernannte einen Ausſchuß, der am 27. Mai 1752. mehrere Gefangene ſelbſt vernehmen wollte. Unter den Vorgeladenen war auch Theodor, und eine große Menge Zuſchauer hatten ſich eingefunden, um den merkwürdigen Mann zu ſehn. Er trat mit Muth und Anſtand auf, und hielt eine heftige Rede voll bittrer Beſchwerden über die Behandlung, die ihm in England widerfahren; er berief ſich auf ſeinen Rang und ſeine Würde; er ſprach von den Verbindungen, die man mit ihm eingegangen ſei, und von den Geldforderungen, die er zu machen habe. Hiedurch aber weckte er auf mancher Seite neuen Haß gegen ſich, und ſeine Rede hatte keinen weitern Erfolg, als daß ihm ein beſſeres Zimmer eingeräumt wurde. Seine Bedürftigkeit ſtieg endlich zu wahrer Noth, und er mußte ſeine Zuflucht zu einer Anzeige in den öffentlichen Blättern nehmen, worin für eine Perſon, die ehmals große Figur in Europa gemacht habe, jetzt aber ſo unglücklich ſei, als ſie vorher

angesehn gewesen, milde Beisteuern erbeten wurden, die ein bezeichnetes Wechselhaus in Empfang nehmen wolle; der Fall, hieß es, in welchem diese Person sich befinde, sei so verwickelt, daß es nicht an ihr liege, die geheimen Ursachen zu entdecken, welche sie in ein Gefängniß gestürzt hätten, wo die Beraubung ihrer Freiheit um so viel schmerzlicher für sie sei, als die nothwendigsten Dinge ihr mangelten, und zwar so sehr, daß sie bisher vor Elend hätte vergehen müssen, wenn nicht einige Personen aus Mitleid über dieses betrübte Schicksal ihr zu Hülfe gekommen wären. Einige Gaben erleichterten seine Lage. Im Februar des folgenden Jahres wurde ihm wieder erlaubt, unter Aufsicht auszugehn; er versuchte noch immer ein Abkommen mit seinen Gläubigern zu treffen, wiewohl vergebens. Seine Umstände verbesserten sich indeß durch Unterstützung vornehmer Engländer; auch widmete der Schauspieler Garrick ihm den vollen Ertrag eines Schauspielabends.

Die Erlaubniß auszugehn wurde ihm wieder entzogen, da er im Juni 1754. abermals zu entkommen gesucht; ihm wurde deßhalb von dem Gerichtshofe der Kingsbench ein öffentlicher Verweis ertheilt, und für die Zukunft strengere Haft angekündigt. Seine Sache schien nunmehr ohne alle

Hoffnung, und ſein Loos für den Reſt ſeiner Lebenstage unabänderlich beſtimmt. Allein im Jahre 1755. erſchien eine Akte des Parlaments, welche die Freilaſſung derjenigen Schuldner verfügte, deren Zahlungsunfähigkeit erwieſen wäre. Durch dieſe Gunſt der Geſetzgebung kam auch Theodor, nach ſiebenjährigem Schmachten, da er ſelbſt es am wenigſten hoffte, ſeine Feinde es nicht mehr befürchteten, wieder auf freien Fuß. Zwar bedrängte ihn fortwährend die größte Dürftigkeit, aber die gerühmte brittiſche Großmuth, deren Zeiten und Bedingniſſe mit denen des Wetters zu vergleichen ſind, trat nach langer Gleichgültigkeit endlich mit regſamer Theilnahme für ihn hervor. Horatio Walpole ſchrieb zu ſeinen Gunſten einen beredten Aufſatz, — er nannte ihn darin unter andern „a man whose claim to royalty was as indisputable, as the most ancient titles to any monarchy can pretend to be“ —, und veranſtaltete eine Sammlung, deren Ertrag für ſeinen künftigen Unterhalt reichlich ſorgte. Die Engländer fühlten ſich geſchmeichelt, ſagt ein franzöſiſcher Schriftſteller, einem Könige Almoſen zu reichen, und daß die Franzoſen dieſen König entthront, wurde ein Grund mehr, ſich ſeiner anzunehmen. Theodor, obwohl gebeugt durch Alter, Krankheit

und Elend, war so wenig in seiner Sinnesweise gedemüthigt, daß er selbst dem peinlichen Augenblicke, da ihm der Ertrag der Sammlung überbracht wurde, eine Art von Haltung verlieh. Benachrichtigt von dem Erscheinen der abgeordneten Ueberbringer, unter welchen sich Lord Littleton und andre vornehme Herren befanden, ließ er dieselben ersuchen, eine Weile unten bei seinem Wirthe einzutreten, bevor sie zu ihm in das vierte Stockwerk hinaufstiegen, und benutzte die Zwischenzeit, um sein ärmliches Zimmer in der Eile zuzurichten; unter dem Himmel seines weggeräumten Bettes auf einem Lehnstuhl sitzend empfing er sodann mit Würde die Abgeordneten, die nicht wenig über sein Benehmen erstaunt waren.

Er lebte hierauf sehr eingezogen, und zeigte sich ungern vor den Leuten. Horatio Walpole, der ihn zu sehen wünschte, nahm Verabredung mit einer Dame, welche von Theodor bisweilen Besuch erhielt, und traf einesmals auf ihrem Landgute mit ihm zusammen; Theodor aber bezeigte sein Mißvergnügen über diese Art ihn vorzustellen dadurch, daß er, so lange der Besuch dauerte, ein tiefes Schweigen beobachtete. Solche Züge mochten vielleicht der Eigenheit der Engländer noch mehr als der seinigen entsprechen. Seinen Gläu-

bigern überwies er ſein Königreich Corſica zum Zahlungspfande ſeiner Schulden.

Theodor genoß ſeiner verbeſſerten Lage nur wenige Monate. Bevor noch neue Plane in ihm reif werden konnten, denen er bei den fortwährenden Unruhen in Corſica ſchwerlich entſagt hatte, überraſchte ihn der Tod am 11. December 1756. im einundſechzigſten Lebensjahre. Er wurde auf dem St. Annenkirchhofe von Weſtminſter begraben, wo ihm Horatio Walpole folgende Grabſchrift ſetzen ließ: Near this place is interred Theodore king of Corsica; who died in this parish Dec. 11. 1756. immediately after leaving te King's - bench prison by the benefit of the Act of Insolvency: in consequence of which he registered his kingdom of Corsica for the use of his creditors.

The grave, great teacher, to a level brings
Heroes and beggars, galley slaves and kings.
But Theodore this moral learn'd ere dead:
Fate pour'd its lesson on his living head;
Bestow'd a kingdom, and deny'd him bread.

In Theodors Leben iſt bereits ſeine Schilderung enthalten; ſie vereinigt gute und ſchlechte Züge, und läßt zuletzt in Zweifel, ob in ihm ein Held zum Abentheurer, oder ein Abentheurer zum

Helden geworden ſei. Voltaire nimt ihn zu gering; Schlözer fällt ein günſtigeres Urtheil über ihn. Sein Muth, ſeine Unerſchöpflichkeit und Ausdauer verdienen Bewunderung; wie man von Andern ſagt, daß ſie von keiner Furcht gewußt, ſo kann man von ihm ſagen, daß er die Verzweiflung nicht gekannt. Aber ſeine Beharrlichkeit, welche den Blick auf ein flüchtiges Bild irdiſcher Größe unverwandt gerichtet hielt, wähnte daſſelbe auch dann noch zu ſehen, als längſt nur der Schatten davon noch übrig war. Sein Abſehn auf Corſica war jedoch anfangs in Betracht der Zeitumſtände nicht ſo thöricht, als es zuletzt nach dem Mißlingen allgemein erſchien; die lockende Gelegenheit hatte nicht ihm allein ſolche Möglichkeiten vorgeſpiegelt. Der ſpaniſche Infant Don Philipp, nachheriger Herzog von Parma, hegte geraume Zeit ernſthafte Plane auf die Krone von Corſica. Der Malteſerorden ging damit um, die Inſel unter ſeine Botmäßigkeit zu bringen. Eine merkwürdige Erſcheinung wäre es geworden, wenn der Marſchall Graf Moritz von Sachſen, wie er Gedanken und Neigung dazu gehabt, wirklich verſucht hätte, als Oberhaupt der Corſen ein ſelbſtſtändiger Fürſt zu werden. Als Feldherr würde er ſeine Mittel wohl beſſer gebraucht haben, als Theodor, der eben dies

nicht war; aber es iſt ſehr zu bezweifeln, daß er ſie, wie dieſer, ſich erſt zu verſchaffen gewußt hätte.

Im Gebiete der Kunſt iſt Theodors Namen in einer Weiſe aufbewahrt, welche, ſeinen übrigen Lebensloosen entſprechend, auch dieſen Ruhm für ihn zweifelhaft geſtellt läßt. Den Grafen zur Lippe haben Dichter beſungen; den Grafen von Schulenburg Denkmale verherrlicht; den König Theodor dagegen hat die Tonkunſt auf die Schaubühne geführt. Er iſt der Held einer Oper geworden, die, von Caſti gedichtet und von Paeſiello in Muſik geſetzt, auf allen Bühnen lange Zeit ungetheilten Beifall gefunden hat.

Theodors Gemahlin, die ihm aus Spanien nach Paris gefolgt war, lebte dort noch geraume Zeit in wenig begünſtigten Umſtänden. Die Abentheuer ihres Gatten gaben dem Marquis d'Argens Anlaß, ſeine Mémoires du marquis de Vaudreville in einer witzigen Zueignung ihr als einer Königin zu widmen. Der Sohn, welchen Theodor von ihr gehabt, iſt ihm nicht nach Corſica gefolgt, wie man irrig angenommen. Erſt in London fand ſich derſelbe bei dem Vater ein, in der Abſicht, deſſen fernere Unternehmung zu theilen; aber er theilte nur deſſen trauriges Geſchick, das er zu mildern angeſtrengt bemüht war, obwohl

der Erfolg seinem Eifer wenig entsprach. Er gab im Jahre 1768. zu London Mémoires, pour servir à l'histoire de Corse heraus, in welchen seine Liebe und Verehrung für den Vater sich lebendig ausspricht. Doch wich er selbst in Sinnesart und Neigung sehr von ihm ab; er gab seinen unglücklich berühmten Familiennamen auf, und suchte unter dem Namen Frederik in Unscheinbarkeit zu leben. Späterhin trat er in englischen Kriegsdienst bei den ausländischen Truppen, und stieg bis zum Oberst. Unter diesem Namen Oberst Frederik hat er noch einige Druckschriften, Corsica betreffend, bekannt gemacht. Nach Verlauf vieler Jahre endete er sein Leben, in einem Anfall von Schwermuth, durch einen Pistolenschuß.

Das Geschick der Corsen erfuhr nach Theodors Ableben neuen Wechsel. Die Vereinigung der Insel mit dem französischen Reiche gab ihnen selbst daheim endlich Ruhe und Frieden; die französische Revolution aber berief sie zur Theilnahme an Weltereignissen, in deren Zuge, neben so vielem andern, es sich auch noch seltsam genug fügte, daß, nachdem früher ein Westphale sich zum Könige von Corsica erhoben, nun auch ein Corse für einige Zeit König von Westphalen wurde.

...hisches ... halle-Wi...

Preußiſche biographiſche Denkmale.

[Biographische Denkmale

I. 2]

Von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Erſter Theil.

I. Freiherr Georg von Derfflinger.
II. Fürſt Leopold von Anhalt-Deſſau.

Bibliothek der Martin-Luther-Universität

Berlin, 1825.
Gedruckt und verlegt
bei G. Reimer.

73-8:4035
D
Tit.11.6.76

Seiner Königlichen Hoheit

dem

Kronprinzen von Preußen.

Durchlauchtigſter Kronprinz,
Gnädigſter Herr!

Ew. Königlichen Hoheit wage ich dies Buch zu überreichen, welchem der hohe Beifall, deſſen ſich die vorangegangenen Verſuche zu erfreuen hatten, ein helles Ziel der feurigſten Beeiferung ſein durfte. Doch mit dem Eifer konnte nicht in gleichem Maße das Selbſtvertrauen ſteigen, ſondern an deſſen Statt vielmehr die Schüchternheit. Es ſind Helden des Vaterlandes, welche diesmal in geſchichtlichem Abbilde hervortreten ſollen, und der Gegenſtand erhöht hier inmitten ſo reicher Lebensbeziehungen jeden Anſpruch, welcher an geſchichtliche Behandlung gemacht werden kann; ihre höchſte Beziehung aber findet dieſe in dem erhabenen Kreiſe, wo der große Beruf, neue Stoffe für die Geſchicht-

schreibung belebend darzubieten, und der edle Geist, deren freie Sprache würdigend zu vernehmen, so innig verbunden sind. Von solcher Betrachtung geleitet wünscht diese Zueignung Ew. Königlichen Hoheit nicht nur als ehrfurchtsvolle Huldigung, sondern zugleich als Ausdruck der unterthänigen Bitte zu nahen, daß Ew. Königlichen Hoheit Nachsicht hier gnädigst gewähren wolle, was durch Verdienst allein zu erreichen mein Buch sich nicht anmaßen dürfte!

In tiefster Ehrfurcht ersterbend

Ew. Königlichen Hoheit

unterthänigst-gehorsamster

K. A. Varnhagen von Ense.

Vorwort.

Ich gebe hier die Fortsetzung meiner biographischen Versuche. In Betreff der Behandlung bin ich der früheren Art und Weise möglichst treu geblieben. Man hat die Darstellung meist günstig beurtheilt, aber dagegen auf die geschichtliche Wirklichkeit des Dargestellten mitunter zweifelnd hingeblickt, besonders da kein Prunk von Anführungen dieselbe recht augenscheinlich im Einzelnen verbürgte. Man hat mir diese Nichtanführung

der Quellen vielfach vorgeworfen, und im Eifer sogar übersehn, daß ich denn doch öfters die Quellen benannt, nur freilich im Texte selbst, nicht unter demselben, wie sonst gewöhnlich ist. Zu dem letzteren habe ich mich noch jetzt nicht entschließen können, wiewohl ich die Angabe im Allgemeinen nicht länger vorenthalten will. Versichern darf ich indeß, und wer sich die Mühe giebt, irgend Einzelnes genauer nachforschend zu prüfen, wird meine Versicherung bewährt finden, daß ich mit Sorgfalt und Treue alle mir bekannte und zugängliche Ueberlieferung gesammelt, ihren Sinn wohl zu fassen gesucht, und weder Gehalt noch Färbung derselben wissentlich verändert habe. Ich kann oft im Irrthum, zuweilen ohne hinreichende Kunde, und dadurch häufig im Fehle gewesen sein, aber ich darf behaupten, daß ich es nie durch absichtliche Willkür in Behandlung der Thatsachen bin. Was der Recensent meiner biographischen Versuche in den Göttingischen gelehrten Anzeigen (1824. Stück 143.) in

andrem Sinne, nämlich in Betreff der abgewogenen Darstellung, sagt: „Vielleicht ist der Verfasser im Stand von jeder Zeile Rechenschaft zu geben," eigne ich mir mit dem Bewußtsein vollen Rechtes vielmehr in Betreff der geschichtlichen Wahrhaftigkeit an. Indeß kann freilich die innere Kritik und Erwägung, welche aus der gegebenen Anschauung eines belebten Ganzen die Abfassung jedes Einzelnen bedingt, und aus der jene „Rechenschaft" hervorgehn soll, sich nicht immer durch sogenannte Stellen äußerlich belegen lassen, sondern muß durch geistige Begleitung in den Zusammenhang der Materalien gefunden und erkannt werden.

Die zuerst angekündigte Gruppe der drei preußischen Feldmarschälle erscheint in diesem Bande noch nicht vollständig. Die Lebensbeschreibung Blüchers konnte mit denen Derfflingers und Dessau's nicht in demselben Bande Raum haben, sondern wird für sich allein einen zweiten

füllen. Derſelbe iſt ſchon weit vorgerückt, und kann bald nachfolgen; wenigſtens wünſchte ich nicht, daß durch den Zwiſchenraum die Zuſammengehörigkeit, welche dem ganzen Inhalte ſo viele fruchtbare Bezüge und beſondere Anſichten eröffnet, aus den Augen verloren würde. Die Verſchiedenheit des Umfanges dieſer drei Lebensbeſchreibungen folgt übrigens, bei gleichem Maßſtabe, von ſelbſt aus der Verſchiedenheit des Gehalts. Die Erzählung von Blüchers Leben, worin eine ganze Reihe großer Schlachten vorkommt, die zu Weltbegebenheiten geworden ſind, fordert einen andern Raum, als das Leben Derfflingers, der als Oberfeldherr keine, oder als das Leben Leopolds, der in ſolcher Eigenſchaft nur Eine Schlacht geliefert hat. In dem Leben des letzteren dagegen ſind andre Seiten nur durch eine Vielheit genauer Umſtände zu vergegenwärtigen geweſen.

Zwei Bemerkungen habe ich noch zu machen, in Hinſicht mancher Mißlichkeit des Stoffes und

mancher Derbheit des Ausdrucks. Ich hoffe, man wird an beiden keinen Anstoß nehmen. Was die erstere betrifft, so wäre nichts damit gewonnen, sie zu umgehn; in Deutschland läßt die litterarische Aufmerksamkeit sich nichts entschlüpfen; was Einer absichtlich am Wege liegen läßt, bringen ihm zehn Andre nur mit desto lauterem Anruf in Erinnerung, und das Aergerniß, das vermieden sein wollte, wird dann in Tadel und Vorwurf nur vervielfacht. Was die Derbheit des Ausdrucks betrifft, so gehört sie dem Karakter der Zeit und der Person oft allzu wesentlich an, als daß man sie missen dürfte. Das Bild eines Kriegsmannes, z. B. von Leopolds Art, bedarf oft starker Striche, und die Eigenheit seiner Züge läßt sich nicht, um hier ein Gleichniß anzuwenden, in zierlicher Reinschrift wiedergeben, sondern es müssen, wenn der wahre Karakter nicht verloren gehn soll, auch die Verunstaltungen der Schrift mitübertragen werden. Doch wird man hoffentlich anerkennen, daß ich dennoch stets bemüht war

zu mildern, was ganz abzuweiſen die geſchichtliche Treue meinem ſonſt wohlgefühlten Bedenken nicht verſtatten wollte.

Berlin, im April 1825.

K. A. Varnhagen von Enſe.

Freiherr Georg von Derfflinger.

Freiherr Georg von Derfflinger.

Nicht minder als die heimiſcherzeugten Helden eines Staates gehören der Eigenkraft deſſelben zu Ruhm und Ehre die frembgeborenen an, welche der Machtanziehung ſolchen Kreiſes folgend in deſſen ureigentliches Weſen durch That und Leben übergegangen und verſchmolzen ſind. Der preußiſche Feldmarſchall Georg Reichsfreiherr von Derfflinger war von Geburt kein Preuße; ihm aber, wie den beiden nachfolgenden Feldherren, deren Leben hier zuſammengeſtellt iſt, wurde der bildungsreiche Staat, für welchen ohnehin kein Deutſcher je billig als Fremder anzuſehen ſein mag, zum Vaterlande der Wahl, zum Schauplatze des Verdienſtes und zur Heimath der Geſinnungen.

Derfflingers Geburt und Herkunft ſind, gleich der vieler andern Kriegshelden, in dunkler Niedrigkeit faſt verdeckt geblieben. Man weiß nur,

daß er im März des Jahres 1606. in Oeſterreich ob der Enns geboren worden. Seine Aeltern, evangeliſche Bauersleute, verließen um ihres Glaubens willen jene Heimath, wo die Katholiſchen jede Gewalt und Unterdrückung gegen die Proteſtanten ausübten, in welchen ſie nur Abtrünnige und Aufrührer ſehn wollten, die von ihren Irrwegen zur alten Ordnung durch alle Mittel zurückzubringen Recht und Pflicht ſei. Die Bedrängten aber zogen meiſtentheils alle Härte der Verfolgung und Noth und Elend einem Rückwege vor, der für ſie nur mit Verletzung des Gewiſſens möglich war. Die mit Stürmen und Leiden aller Art verbundene Auswanderung mag für Derfflinger ſchon in früher Kindheit eine lehrreiche Schule der Erfahrung geweſen ſein, dieſe Folge von erſten Eindrücken die Richtung ſeines Lebens tief entſchieden haben. Die Reformation rückte damals, nach großen Vorkämpfen, den machtvollen Geſchichtsbewegungen entgegen, durch welche die kirchlichen Streitverhältniſſe für lange Zeit zu einer Art geſetzlicher Ausgleichung gelangen ſollten, und Derfflinger war beſtimmt, in jenen Bewegungen die Bahn ſeines Lebens und ſeiner Schickſale zu finden. Ueber ſeine frühere Jugend iſt nichts weiter bekannt; Erziehung und Unterricht ſcheint er

nur aus den zufälligen Darbietungen eines dürftigen Umhertreibens empfangen zu haben. Er selbst war in späteren Jahren über seine frühesten Schicksale geheimnißvoll, und schon damals verzichtete man, je darüber etwas Zuverlässiges zu erfahren. Der Sage nach, die schon zu seinen Lebzeiten in Aller Munde war, und lange nachher noch als Wahrheit galt, kam er als armer Schneidergesell in seinem sechszehnten Jahre eben aus der Lehre, und wollte von Tangermünde über die Elbe seinen Weg nach Berlin nehmen, die Schiffer aber wiesen ihn zurück, weil er nicht vermögend war das Fährgeld zu bezahlen. Traurig am Ufer stehend sah er jedoch, daß viele Leute gleichwohl unentgeltlich übergesetzt wurden; die Kriegsleute, hieß es, kämen überall frei durch. Da meinte Derfflinger, so wäre es ja besser, in der Welt ein Kriegsmann zu sein, als ein Schneider, warf unwillig sein Bündel mit dem Handwerkszeug in den Strom, wandte sich zu den Truppen, und ließ sich auf der Stelle als Reiter anwerben. Die Namen Tangermünde und Berlin dürften in dieser Erzählung wohl am wenigsten Zuverlässigkeit haben; eher möchte der Hergang nach Böhmen zu versetzen sein, wohin Derfflingers Aeltern auf der Auswanderung ihre Zu-

flucht genommen haben sollen, und woher die folgenden Angaben ihn selbst als Krieger zuerst hervortreten lassen.

Welcherlei Kriegsdienste er zuerst genommen, ist nicht mit Sicherheit anzugeben. Furchtbare Zeitläufte, im Jahre 1618. zu Prag in blutigen Kämpfen begonnen, hatten schon den wilden Sturm dreißigjähriger Zerrüttungen eröffnet, in welchen die Fahnen vieler Partheien und Anführer den Streitern mannichfache Wahl und oftmaligen Wechsel boten. Die Böhmen, in ihrer Glaubensfreiheit und andern heiligsten Gerechtsamen sich verletzt haltend, erklärten ihre Pflichten gegen den Kaiser für aufgehoben, und riefen Friedrich V. Kurfürsten von der Pfalz als ihren neugewählten König aus. Durch die Schlacht auf dem weißen Berge bei Prag am 8. November 1620. verlor dieser jedoch bald wieder das Reich, zu dessen Behauptung seine Kraft nicht ausreichte, und nur seine Anhänger setzten für die Sache, die er selbst verloren gab, noch eine Zeitlang den Krieg beharrlich fort. Unerschütterlichen Muthes kämpfte der tapfre Graf Matthäus von Thurn in Schlesien gegen die Kaiserlichen Kriegsvölker, bis er endlich durch deren Uebermacht eingeschlossen in Glatz nach tapferer Gegenwehr im Oktober 1622. die Bedin-

gung freien Abzugs erhielt. Mit 500. Dragonern zog er nach Sachsen, wo sich den protestantischen Waffen ein neuer Sammelort zeigte; unter diesen Begleitern des Grafen von Thurn soll Derfflinger gewesen sein.

Im sächsischen Kriegsdienste, zu welchem jene Schaar größtentheils übertrat, wurde Derfflinger, der sich durch Muth und Wohlverhalten auszeichnete, alsbald befördert, und war schon Offizier, als Gustav Adolf König von Schweden mit seinem Heere von der pommerschen Küste, wo er im Jahre 1630. gelandet, zum Schutze der bedrängten Protestanten in das Innere von Deutschland rettend vordrang. Derfflinger säumte nicht, den schwedischen Fahnen sich anzuschließen. Der äußere Wechsel, in jener Zeit häufig das Ergebniß unstäter Selbstsucht, war oft auch bloß die Folge inneren Beharrens, da die erwählte Sache selbst, die Sache des Glaubens und des Vaterlandes, nicht immer denselben Erscheinungen unzweifelhaft verbunden blieb. Derfflinger aber war durch Geschick und Gesinnung zu einem Krieger des protestantischen Deutschlands geprägt, und der Funke dieses Berufs, dem die früheste Jugend schon ihn zuwenden gewollt, erlischt seinem Wege nie, er

mag in Böhmen oder Sachsen, mit Schweden oder gegen Schweden die Waffen führen.

Gustav Adolf erreichte indeß allzuschnell das Ziel seiner Heldenbahn, am 6. November 1632. fiel er als Sieger in der Schlacht bei Lützen. Jedoch sein Heer führte unter den Feldherren, die nach solchem Helden sich gebildet, den Kampf gewaltig fort. Die Heereszüge und Schlachten des dreißigjährigen Krieges sind in einen festen Zusammenhang folgerechter und geregelter Kriegskunst, wie sie in neuerer Zeit sich dargestellt hat, schwerlich einzuordnen; der politische Zustand von Deutschland, die Durchkreuzung und der Wechsel so vieler Verhältnisse, die Schwerfälligkeit der meisten Bewegungen, welche in dem Uebergange aus einer alten Zeit in eine neue von der Entwickelung dieser letztern in den Hülfsmitteln des Staats- und Kriegswesens noch so weit entfernt waren, alles dies gab den damaligen Unternehmungen und Ereignissen eine besondre Gestalt; die Kriegsbegebenheiten, wie gewaltig oft in ihrem Erscheinen und furchtbar in ihren Folgen, behielten im Ganzen doch den Karakter großer Partheigänge, deren vereinzelte kühne Schläge auf ein gemeinsames Ziel rasch zusammenzuwirken kaum bezweckten. Eine solche Art Krieg zu führen giebt weniger wissen-

ſchaftliche Feldzüge zu bewundern, als ſie die Ausbildung allverbreiteter Tüchtigkeit und das Hervortreten perſönlicher Heldenthat begünſtigt. Die Gelegenheit zur Auszeichnung war demnach für Derfflinger in dem ſchwediſchen Heere reich eröffnet, und ohne daß wir wüßten, an welche, dem Zuſammenhange der Begebenheiten oft unwichtige, nur durch ſich ſelbſt bedeutende Gefechte, Züge und Ausführungen ſeine Tapferkeit ſich verloren, dürfen wir annehmen, daß dieſelbe ſich auf alle Weiſe glänzend bewährt habe, da wir ihn, den Fremden und einzig durch Verdienſt Empfohlenen, ſchon im Jahre 1635. als ſchwediſchen Oberſtlieutenant erwähnt finden. Von nun an ſchimmert ſein Antheil, wiewohl noch ohne zuſammenhängende Folge, doch in einzelnen Begebenheiten deutlicher hervor.

Zu Anfange des Jahres 1636. zog der Feldmarſchall Banner die ſchwediſchen Kriegsvölker vor dem Andrange der ſächſiſchen Truppen, die wieder mit den Kaiſerlichen verbunden fochten, aus der Mark Brandenburg ſeitwärts gegen die Elbe zuſammen, ging unvermuthet bei Werben und Magdeburg auf das linke Ufer, und wandte ſich aufwärts plötzlich nach Sachſen, hoffend durch dieſen ſchnellen Einbruch die ſächſiſchen Truppen von ih-

rem drohenden Vordringen gegen Pommern zur Vertheidigung ihres eignen Landes zurückzurufen. Nachdem er Barby eingenommen, rückte Banner am 21. Januar vor Halle. Der Oberstlieutenant Derfflinger mit 200. Reitern machte den äußersten Vortrab; ihm waren 13. Kompanieen Dragoner auf das Feld entgegengerückt, er warf sich mit Ungestüm auf diese zahlreiche Reiterei, jagte sie zurück, und drang mit ihr zugleich in die Stadt, wo 600. Mann sächsischer Fußvölker eiligst abzogen, und 500. andere noch kaum die Moritzburg behaupteten. Der Kurfürst von Sachsen, wie Banner vorhergesehn, raffte auf die Nachricht von diesen Vorgängen eiligst seine Truppen aus der Gegend von Berlin zurück, ging bei Wittenberg über die Elbe, und nach Halle den Schweden entgegen, die zufrieden mit Erreichung ihres Zwecks eine Schlacht vermeidend hinter die Saale zurückwichen. Indessen wurde Banner gleichwohl durch das Uebergewicht der Kaiserlichen Waffen nach Pommern gedrängt, bis er durch die Schlacht bei Wittstock am 24. September auf's neue die Oberhand gewann, und siegend von der Ostsee wieder nach Sachsen vordringen konnte. Während er selbst im Januar des Jahres 1637. Torgau einnahm und Leipzig angriff, sandte er den

Oberſten von Pfuel mit fünf Regimentern nach Thüringen, um die Kaiſerlichen dort wegzutreiben. Derfflinger und der Oberſt Karl Guſtav von Wrangel, welche einſt als berühmte Feldherren einander entgegenſtehn ſollten, führten beide hier vereint den Vortrab; ſie ſtießen bei Meinungen auf die feindliche Reiterei, und ſchlugen dieſelbe nach hartnäckigem Kampfe völlig in die Flucht, worauf bald auch für Pfuel ſich die Gelegenheit ergab, dem feindlichen Fußvolk eine Niederlage beizubringen. Nicht lange nachher jedoch erreichte Derfflingern ein empfindlicher Wechſel des Glücks. Von dem Oberfeldherrn mit 1000. Reitern abgeſchickt, um in der Grafſchaft Mansfeld Brandſchatzungen und Werbegelder einzutreiben, durfte er ſich, da kein Feind in der Nähe war, für völlig ſicher halten, als er von dem Kaiſerlichen Oberſten Druckmüller, der mit 2500. Reitern zwiſchen Halle und Merſeburg heimlich über die Saale geſetzt hatte, ſo plötzlich überfallen wurde, daß ſeine ganze Truppe mit unendlichem Gepäck in die Hände des Feindes kam, und nur er ſelbſt und etwa 60. Reiter mit genauer Noth der Gefangenſchaft entgingen. Derfflinger wurde jedoch durch ſolchen harten Unfall, gegen den im Kriege kein Anführer bloß durch ſeine alleinige Vorkehr je

ganz geschützt sein kann, weder gebeugt noch zurückgesetzt; schon im folgenden Jahre sinden wir ihn als Obersten.

Inzwischen hatte Banner wiederum dem Kaiserlichen Waffen weichen und in Pommern gegen große Uebermacht rastlos kämpfen müssen, bis im Sommer des Jahres 1638. ihm ansehnliche Verstärkungen aus Schweden eintrafen, und ihn in Stand setzten, neuerdings angriffsweise vorzudringen. Er führte hierauf den Krieg mit Nachdruck und Geschicklichkeit in Sachsen und Böhmen, dann in Hessen und Westphalen, in Baiern und wieder in Böhmen, unter mannigfachem Wechsel fort, bis er zuletzt, abermals der Uebermacht weichend, nach Niedersachsen gelangte, wo er zu Halberstadt im Mai des Jahres 1641. etwas über 40. Jahr alt an einem Fieber starb. Er war unstreitig einer der größten Kriegshelden jener Zeit, von dem gerühmt wurde, daß er mehr als 80,000. Feinde niedergemacht, 800. Fahnen genommen, und kein Treffen jemals verloren habe; den Kaiserlichen war er der furchtbarste Gegner; man hatte gesucht ihn zu gewinnen, und ihm den Reichsfürstenstand nebst den Oberbefehl gegen die Türken angeboten; sicherer, als diese verschmähten Anerbietungen, meinten Argwöhnische, habe Gift den Zweck

erreicht. Auf so bewegten Kriegszügen, in so vielfachen Gefechten und Begegnissen, konnte keinem der Befehlshaber die Gelegenheit sich hervorzuthun erspart sein, die Auszeichnung selbst aber mochte in der nachdringenden Fülle schnell wieder als Gewöhnliches sich eingebnet finden; demnach darf nicht befremden, daß wir von Oerfflingen während dieser thatenreichen Zeit nichts Einzelnes aufgezeichnet finden, aber wenn unter solchen Umständen die Thaten des Heeres zunächst in dem Feldherrn ihren Namen haben, so nimmt dagegen von dessen Ruhme auch der Untergeordnete mit Recht sein Theil zurück. Daß Oerfflinger unter den Obersten dieser Kriegsschaaren einer der angesehensten war, beweisen die bedeutenden Verrichtungen, in welchen er sogleich zu erscheinen hat.

Das schwedische Heer, welches durch Banners Tod im schwierigsten Augenblicke des Oberbefehlshabers entbehrte, war ungefähr 16,000. Mann stark, von welchen die Hälfte Fußvolk; nur dieses bestand dem größeren Theile nach aus eingebornen Schweden, der Sicherheit wegen wünschenswerth, und durch die Umstände von selbst dargeboten, denn die freie Werbung in Deutschland brachte fast nur der Reiterei Zuwachs, da der Dienst zu Fuß wenig anlockte. Die 8000. Reiter dagegen waren

meiſt Ausländer, beſonders Deutſche, tapfre, verſuchte Krieger, aber auch lediglich ihrem Handwerke und deſſen hergebrachten Vortheilen anhängend; ſie gaben in der Stimmung des Heeres den Ton an, machten Bedingungen mancherlei Art, und erhoben oft ganz übermäßige Forderungen. Dem widerſpenſtigen Sinne der Truppen gab ihr Zuſtand diesmal nur allzugegründeten Anlaß zu den heftigſten Beſchwerden. Im Lager herrſchte Mangel und Unordnung; an Geld fehlte es ſeit langer Zeit; bald auch gingen die Lebensmittel aus; Offiziere und Gemeine ſahen ſich genöthigt, ihre Pferde und ſonſtige Habe, ſogar ihre Waffen zu verkaufen, um nur den Hunger zu ſtillen; die ganze Umgegend war aufgezehrt, die Partheien, welche ſich weiter vom Lager entfernten, um zu rauben und zu plündern, wurden häufig dabei von dem erbitterten Landvolk überfallen und niedergemacht; eine gewaltige Gährung drohte den ganzen Kriegskörper aufzulöſen. Die Offiziere traten zuſammen, und beſtärkten die Unzufriedenheit ihrer Soldaten; die Oberſten ſelbſt, durch enge Bande perſönlicher Angehörigkeit ihren Regimentern näher verknüpft, nahmen ſich derſelben eifrigſt an, und kamen nach gepflogener Berathung überein, zwei aus ihrer Mitte an den ſchwediſchen

Staatsrath Grubbe nach Hamburg zu ſenden, wo derſelbe durch ſein amtliches Anſehn ſchleunige Geldhülfe bewirken ſollte. Die Oberſten Derfflinger und Mortaigne wurden mit dieſem Auftrage abgeſandt, und ihre dringende Vorſtellung, daß dieſes ganze Heer ſonſt auseinandergehe und für Schweden unwiederbringlich verloren ſei, vermochte den ſchwediſchen Bevollmächtigten Salvius, an welchen Grubbe mit jenen vereint ſich wandte, auf eigne Gefahr 60,000. Thaler unverzüglich ihnen anzuweiſen. Vollſtändigere Abhülfe, hieß es, könne ihren Beſchwerden erſt nach dem Eintreffen Torſtenſons, des neuen Feldmarſchalls, gewährt werden. Doch da ſich deſſen Ankunft ſtets verzögerte, ſo wurde das Heer, deſſen Stillung kaum auf Augenblicke bewirkt worden, bei ſchnell wieder geſtiegener Noth nur um ſo heftiger laut. Schon früher hatten die Offiziere wegen allerlei Beſchwerden und Forderungen zwei Abgeordnete aus ihrer Mitte nach Schweden geſandt, um ſich unter dem neuen Oberfeldherrn mancherlei Vortheile und überhaupt ein freieres Dienſtverhältniß auszubedingen; ihr langes Ausbleiben verurſachte heftigen Argwohn, die Offiziere machten mit den Soldaten jetzt unverhohlen gemeine Sache, und die ſteigende Gährung drohte in die gefährlichſten Bewegungen

auszubrechen. Schon näherten sich einerseits die Kaiserlichen Truppen, um von den Umständen, in denen sich das schwedische Heer befand, Vortheil zu ziehen, und andrerseits versuchten dänische Befehlshaber, das schwedische Kriegsvolk zu ihren Fahnen zu verlocken. Salvius wurde von den Abgeordneten abermals dringend angegangen, zur Beschwichtigung des Aufruhrs sofort 400,000. Thaler zur Stelle zu schaffen, ferner zur Beruhigung der Gemüther feierlich zu erklären, zu welchem Ziele eigentlich die Krone Schweden den Krieg fortzusetzen gesonnen sei, und welche Behandlung sie den Deutschen im Frieden festzusetzen meine? Die deutschen Krieger im schwedischen Heere sahen sich gewissermaßen als freie Bundesgenossen von Schweden an, und glaubten dieser Krone nur verpflichtet zu sein, insofern die Sache des protestantischen Deutschlands von ihr vertreten werde, nicht aber wo sie bloß den eignen Vortheil verfolge; die Freiheit von Deutschland, das Wohl des Vaterlandes, wurden in diesen Schaaren bei solcher Gelegenheit wenigstens oft genannt; allein auch der Vorwand huldiget der Sache, und manche ächte Gesinnung mochte mit jenem hier die gleiche Bahn betreten. Der schwedische Bevollmächtigte erwiederte den Abgeordneten, wie ihm unmöglich

sei,

ſei, eine ſo große Summe, wie die verlangte, herbeizuſchaffen, er beſchwor ſie, nur eine Weile noch Geduld zu haben, da die Hülfe ſchon ganz nahe ſei, und ſtellte ihnen vor, daß grade ihr Abfall die Freiheit von Deutſchland am meiſten in Gefahr ſetze, und daß ihre eigne Zufriedenſtellung ohne Schweden nicht zu hoffen ſei. Während dieſer Verhandlungen kam endlich im Oktober Torſtenſon aus Stockholm in Stralſund an, wo ihn bereits die Oberſten Derfflinger und Mortaigne als Abgeordnete des Heeres erwarteten, um ihn zu bewillkommen und von der Lage der Sachen zu unterrichten. Sie ſtellten ihm die Beſchwerden und die Forderungen der Truppen nachdrücklich vor, und kehrten mit den beſten Verſprechungen zurück. Der Feldmarſchall begab ſich alsbald ſelbſt zu dem Heere, das er bei Winſen an der Aller fand, übernahm den Oberbefehl, und ſtillte die Unzufriedenheit ſo gut er konnte durch beträchtliche Geldzahlungen, welche, obgleich noch immer nicht ausreichend, doch ſchon ſo ſehr die aus Schweden mitgebrachten Hülfsmittel überſtiegen, daß Salvius ſchleunigſt noch 180,000 Thaler, die er in Hamburg für eigne Rechnung bei den Kaufleuten aufnahm, herbeizuſchaffen hatte.

Derfflinger wußte in dieſen mißlichen Aufträgen und Verhandlungen ſich ſo klug und geſchickt zu benehmen, daß er mit Erfolg die Sache ſeiner Kriegsgefährten vertrat, und zugleich das Vertrauen des neuen Feldherrn gewann. Er trug weſentlich zur Abwendung der Zwietracht bei, welche durch die allgemeine Stimmung noch ſtets genährt wurde. Der Anfang des großen Friedensgeſchäfts in Weſtphalen hatte die Hoffnungen, der träge Fortgang deſſelben die Ungeduld der Deutſchen von allen Partheien lebhaft aufgeregt. Selbſt unter den Truppen war das Verlangen nach endlichem Ausruhen von ſo langwierigen Kriegesmühen allgemein, und hatte ſich überdies mit der Vorſtellung großer Belohnungen verſchwiſtert, deren oftmalige Verheißung ſich nun erfüllen ſollte. Im ſchwediſchen Heere erwachte dabei unter den Deutſchen immer ſtärker der Gedänke des Vaterlandes; der Zuſammenhang der ſchwediſchen und der deutſch-proteſtantiſchen Zwecke löſte ſich mehr und mehr, und wo nur die erſteren allein zu walten ſchienen, wurden ſogleich die Gemüther abwendig; es entſtanden Hinneigungen zu den Kaiſerlichen, geheime Einverſtändniſſe, offenbare Uebertritte. Jedoch in Ermangelung einer Stelle, wo inmitten jener allgemeinen Zerrüttung die Sache Deutſch-

lands allein und unvermiſcht erſchienen wäre, mußte die ſchwediſche Seite noch durch die bloße Lage der Dinge, wenn auch nicht mehr in der Abſicht der Leitenden, ein großes Uebergewicht in den Augen derer behalten, welche das Vaterland nicht ohne kirchliche Freiheit denken konnten. In dieſem Sinne mochte auch Derfflinger, bei mancher Unzufriedenheit, dem ſchwediſchen Verhältniſſe im Ganzen mit Eifer anhänglich bleiben.

Im März des Jahres 1642 brach Torſtenſon mit dem wieder beruhigten und durch neuen Zulauf verſtärkten Heere aus Niederſachſen nach Schleſien auf, wo er über die Kaiſerlichen große Vortheile erfocht, und nach dem Siege von Schweidnitz in Mähren eindrang, Olmütz wegnahm, und Streifpartheien bis in die Gegend von Wien vorſchob. Derfflinger war auf dieſem Zuge an der Spitze ſeines Reiterregiments, und hatte Theil an den meiſten der früheren Gefechte; ſchon im Juli aber bekam er Aufträge, die ihn für eine Zeit vom Heer entfernten. Der Fürſt von Siebenbürgen, Georg Ragoczy, hatte dem ſchwediſchen Feldherrn durch geheime Botſchaft auf's neue ſeine eifrige Mitwirkung gegen den Kaiſer angetragen; er wollte unter vorgeſchlagenen Bedingungen noch im Herbſte ein Heer in Ungarn

zuſammenziehen und gegen Wien vorrücken. Von den Schweden verlangte er zu dieſem Zwecke Hülfsgelder und die Zuſage anderer Vortheile, worauf ſie nicht eingehn mochten, bevor nicht von der eigenen Lage Ragoczy's und insbeſondere von ſeinem Einverſtändniſſe mit den Türken genauere Kundſchaft erlangt wäre. Torſtenſon beſchloß demnach eine geheime Sendung an Ragoczy, und ſein Vertrauen erſah die Oberſten Derſflinger und Plettenberg zu dieſem Geſchäft, das nicht ohne Schwierigkeit und Gefahr zu vollbringen ſchien. Sie ſollten Ragoczy'n auf alle Weiſe zum Kriege antreiben, und nach Umſtänden in Siebenbürgen ſelber Mannſchaft werben, um in die Staaten des Kaiſers einzufallen. Ihre Reiſe ging durch Polen, wo ſie unter falſchen Namen, als abgedankte Offiziere, die neue Anſtellung ſuchten, unentdeckt durchkamen, ſo daß ſie im September bei Ragoczy glücklich anlangten. Sie fanden deſſen Forderungen zwar übertrieben und ſeine Verſprechungen unzuverläſſig, allein ihn ſelbſt voll Eifers und nicht ohne Mittel. Die Unterhandlungen wurden ſchnell ſo weit gefördert, als bei der fernverflochtenen Angelegenheit, die zugleich in Stockholm, in Konſtantinopel und in Paris ihre Anknüpfung hatte, fürerſt möglich war.

Die beiden Abgesandten hinterließen dem Fürsten die dringendste Mahnung, nur schleunig zur That zu schreiten, und rasch den Krieg zu eröffnen, und kamen auf den nämlichen Umwegen, die sie zur Hinreise genommen, im Januar 1643. nach sechsmonatlicher Abwesenheit wohlbehalten bei Torstenson wieder an. Derfflinger wurde von diesem sogleich weiter nach Stockholm abgefertigt, um der Königin Christina von seiner Sendung persönlichen Bericht zu geben, und das von Ragoczy unter annehmlicheren Bedingungen vorgeschlagene Bündniß zum völligen Schluß zu bringen. Er fand bei der Königin eine sehr gnädige Aufnahme, wurde wegen seines Verhaltens in Kriegs- und Friedensgeschäften schmeichelhaft belobt, und noch während seiner Anwesenheit in Stockholm als ältester Oberst der Reiterei zum Generalmajor befördert. In der Zwischenzeit während dieser siebenbürgischen Gesandtschaft hatte Derfflingers Regiment in der Schlacht bei Leipzig am 23. Oktober 1642. tapfer mitgefochten, und gleich anfangs den Sieg des rechten Flügels entscheiden helfen.

Bei seiner Rückkunft nach Deutschland empfing Derfflingern wieder die gewohnte Kriegsthätigkeit. Während der langsamen und oft völlig stockenden Friedensunterhandlungen zu Münster

und Osnabrück dauerten die Feindseligkeiten mit aller Heftigkeit fort. Torstenson durchzog mit seinen Heerschaaren, fast immer siegreich, alles Land von der Eider bis an die Donau bei Wien. Ihn löste zu Ende des Jahres 1645. der Feldzeugmeister Karl Gustav von Wrangel im Oberbefehl ab, und führte, nicht minder siegreich als sein Vorgänger, die schwedischen Waffen auf seinen kühnen Zügen, in häufigem Wechsel der Länder, bis an die Gränze der Schweiz. Nachdem ihn die Laune des Krieges nachmals an die Weser zurückgebracht, drang er von hier neuerdings an den Main, in die Oberpfalz und nach Schwaben vor, bis endlich im Jahre 1648. die Einnahme von Prag durch die Schweden unter dem General von Königsmark, als letztes Waffenereigniß, die lange Folge von Kriegsstürmen und Drangsalen, welche Deutschland seither erduldet, an demselben Orte beschloß, wo sie vor dreißig Jahren angehoben. Nach bestimmter Versicherung der Schriftsteller hat Derfflinger allen wichtigen Kriegsthaten der Schweden während dieser entscheidenden Feldzüge mit thätigem Antheil beigewohnt; sein Name jedoch, als eines Generals nun schon bedeutender, wird im Einzelnen nicht genannt, und es ist zweifelhaft, ob jene Versicherung in solch ausgedehntem

Sinne gelten dürfe. Wenigstens im Jahre 1646 befand sich Derfflinger eine Zeitlang dem Kriegsschauplatz entzogen, in der Mark Brandenburg, wohin sein Kriegsgefährte, der Oberstlieutenant Joachim von Schaplow, der des schwedischen Dienstes überdrüssig denselben mit dem brandenburgischen vertauschte, ihn mitbrachte, und wo er noch im genannten Jahre mit dem Fräulein Margaretha von Schaplow, der begüterten Erbtochter dieses alten märkischen Geschlechts, sich verheirathete; diese Verbindung gab ihm neue Verhältnisse und Aussichten, durch welche der Gedanke, hier seine Heimath zu gründen, früh zum Entschlusse werden mußte. Mit dem Frieden war ohnehin die Entlassung des größten Theiles der schwedischen Kriegsvölker zu gewärtigen, da weder die Krone so viele Truppen erhalten, noch die Deutschen länger dienen mochten. Eine Bedingung des Friedensschlusses, die langwierig verhandelt worden war, setzte zur Abdankung der schwedischen Krieger eine Summe von fünf Millionen Thaler fest; ein dreimonatlicher Sold wurde den Geringern zu Theil, die Anführer, meist im Falle beträchtliche Rückstände und Auslagen in Rechnung zu bringen, empfingen nach Verschiedenheit der Umstände ansehnliche Geldsummen. Ohne Zweifel brachte

Derfflinger in seinem Antheil an diesen Bewilligungen, und vielleicht in dem reichen Ertrage schon früheren Kriegsgewinnes, auch seinerseits die Grundlage eines bedeutenden Wohlstandes den neuen Verhältnissen zu, die sich ihm so gunstvoll eröffnet hatten, und um derentwillen er die schwedischen Dienste im Jahre 1648. getrost verlassen mochte.

Durch den westphälischen Frieden erhob sich in Deutschland eine durchaus neue Ordnung der Dinge, welche durch anderthalb Jahrhunderte im Wesentlichen die Grundlage der deutschen Staatsverhältnisse blieb. Die bedeutendste Gestalt, welche sich aus den Zerrüttungen des dreißigjährigen Krieges alsbald in junger Kraft neu erhob, war der Staat von Brandenburg und Preußen. Dem Kurfürsten Georg Wilhelm war bereits im Jahre 1640. sein zwanzigjähriger Sohn Friedrich Wilhelm auf dem Throne gefolgt, ein Fürst, dem die Nachwelt mit Recht den Namen des Großen beigelegt. Sein eben so kluges als entschlossenes Benehmen, gestützt auf die wirkliche Macht, die er aufzustellen wußte, und auf das Ansehn seines muthvollen Geistes, hatte in den Friedensverhandlungen einen beträchtlichen Länderzuwachs erlangt. Den also vergrößerten Staat suchte er durch gute Verwal-

tung und durch zweckmäßige Anordnungen aller Art zu einer höheren Stufe innerer Stärke zu erheben. Er beförderte den Wiederanbau des verwilderten Landes, richtete Städte und Dörfer neu aus ihren Trümmern auf, vergrößerte seine Hauptstadt, belebte Kunstfleiß und Gewerbe. Insonderheit nahm er sich des Kriegswesens an, und brachte seine vermehrten Streitkräfte in wohlgerüstete Verfassung; in dem General von Sparr hatten sie einen versuchten Anführer. Durch sorgsamen Haushalt, welchen sein Minister Konrad von Burgsdorf mit Erfolg leitete, sah er sich im Stande, den vermehrten Aufwand aus seinen Staatseinkünften zu bestreiten. Neben den großen Eigenschaften des Helden und Landesvaters dürfen in dem Kurfürsten, der als der eigentliche Stifter des preußischen Staates zu betrachten ist, leicht einige Flecken übersehn werden, von welchen sein starkwilliger Karakter in der rohen Gewaltsamkeit jener Zeiten und in den harten Aufgaben seiner Lage nicht verschont blieb. Von einem Fürsten solcher Art mußte Derfflinger sich mächtig angezogen fühlen; durch überkommenes Besitzthum und Wahl der Niederlassung war er dem Lande schon angehörig; seit er die schwedischen Dienste verlassen, war die Mark sein bleibender Aufent-

halt geworden, und abwechselnd lebte er theils in der Hauptstadt und theils auf den Gütern, die durch Heirath die seinigen geworden. Bald aber sollten ihn noch andre Verhältnisse hier vollständig einbürgern, und ihn auch als Krieger und Feldherrn dem neuen Vaterlande unauflöslich aneignen.

Die Königin Christina hatte der schwedischen Krone am 16. Juli 1654. durch freiwillige Abdankung entsagt, und kaum der schon früher zum Reichenachfolger erwählte Pfalzgraf Karl Gustav von Zweibrücken, Christinens Vetter, den Thron bestiegen, als auch schon kriegerische Aussichten den Norden in Bewegung setzten. Der König von Polen, Johann Kasimir Wasa, erklärte jene Thronfolge für ungültig, und sprach die schwedische Krone für sich selbst an. Karl Gustav aber eilte seinen Gegner mit Krieg zu überziehen, und durchstürmte im Sommer des Jahres 1655. mit raschem Fortschritte einen großen Theil von Polen. Der Kurfürst, aufmerksam auf jede Bewegung, welche das Wohl und die Macht seines Staates nah oder fern betreffen konnte, hatte frühzeitig alle Mittel aufgeboten, um durch politische Verknüpfungen den Bruch zu verhindern, der seine eignen Länder mit so vielfacher Gefahr be-

drohte; an dem Kaiſerlichen Hofe, bei den Königen von Schweden und Polen, in Frankreich, in Holland und England ſuchte ſeine thätige Staatsklugheit dahin zu wirken, daß die ſtreitigen Anſprüche durch diplomatiſche Vermittlung ausgeglichen, oder durch Machtanſehn in Schranken gehalten würden. Da der Fortgang der Dinge jedoch den Erfolg dieſer Bemühungen bald zweifelhaft erſcheinen ließ, ſo betrieb der Kurfürſt zugleich mit verdoppeltem Eifer alle Rüſtungen zum Kriege, um von keiner Wendung der Ereigniſſe unvorbereitet überraſcht zu werden. Einen geprüften Kriegsmann, wie Derfflinger, deſſen Verdienſt ſeinem Scharfblicke nicht hatte entgehen können, fand er unter ſolchen Umſtänden nicht vergebens in ſeiner Nähe; er ernannte ihn zum Generalmajor von der Reiterei und übertrug ihm ſogleich die wichtigſte Wirkſamkeit bei ſeinen kriegeriſchen Anſtalten. Derfflingers kundige Thätigkeit entſprach dem neuen Berufe mit raſchem Erfolg; ſeine alte Bekanntſchaft unter dem Kriegsvolk, das ehmals bei den Schweden gedient, verſchaffte dem Kurfürſten viele tüchtige Offiziere, ſein Name wie ſeine Maßregeln förderten die Werbungen, die zur ſchleunigen Vermehrung der Truppen angeordnet und insgeſammt ſeiner Leitung vertraut waren.

Der schon früher gelegte Kern einer Kriegsmacht erwuchs jetzt in kürzester Zeit zu einem stattlichen Heere, dessen Stärke, Ordnung und Ausrüstung alle Welt in Erstaunen setzte. Im April 1655. hatte der Kurfürst 26,800. Mann unter Waffen, sowohl Reiter als Fußvolk, über welche der Feldzeugmeister von Sparr den Oberbefehl führte. Das schwere Geschütz bestand aus mehr als 30. Stücken, worunter einige Haubitzen, und ein Theil war schon im voraus, bei noch unversperrten sichern Wegen, nach Preußen abgeführt worden.

Im September des genannten Jahres zog der Kurfürst an der Spitze von 8000. Mann, größtentheils Reiter, von Berlin nach Preußen, um seine Länder gegen die gewaltsamen Durchzüge und Einbrüche der Schweden zu beschützen, deren steigender Uebermuth bisher alle Verhandlungen getäuscht und die schlimmsten Besorgnisse für die Zukunft erweckt hatte. Unter vielen Mühsalen behauptete der Kurfürst hier sein von allen Seiten gefährdetes Ansehn, denn nicht nur die Schweden, sondern auch die Polen, und selbst die Preußen, deren gemischtes Unterthanenverhältniß sich ungern dem Einen Oberherrn bequemte, machten seine Lage höchst schwierig. Als aber jede Ver-

mittlung zum Frieden fehlſchlug, von dem Kaiſer Ferdinand III. weder Hülfe noch Entſchluß zu hoffen blieb, die Polen ſelbſt feindſelige Streifzüge in das brandenburgiſche Gebiet ausführten, und zwiſchen ihnen und den Schweden länger unentſchieden zu ſtehn unmöglich wurde, glaubte der Kurfürſt dem Drange der Umſtände nachgeben zu müſſen, und ſchloß im Juni des Jahres 1656. mit Schweden ein Bündniß, zufolge deſſen die brandenburgiſchen Truppen am Einfluſſe des Bug in die Weichſel ſich mit den ſchwediſchen vereinten, und das geſammte Heer ſogleich gegen Warſchau vorrückte. Hier lieferten Karl Guſtav und Friedrich Wilhelm mit 16,000. Schweden und Brandenburgern gegen 40,000. Polen am 18. 19. und 20. Juli die berühmte dreitägige Schlacht, welche mit der völligen Niederlage Johann Kaſimirs endete und die Uebergabe von Warſchau zur Folge hatte. Der Heldenmuth des Kurfürſten, die Kriegskunde ſeiner Generale und die Tapferkeit ſeiner Truppen leuchteten glänzend an dieſen Tagen hervor, ſie hatten den größten Antheil an dem hartbeſtrittenen Siege. Auf beiden Seiten des Kampfes war die Hauptſtärke in dieſer Schlacht Reiterei, die Waffe Derfflingers, der den Ruhm ſeiner alten Kriegsthaten hier durch neue be-

währte, und jetzt an der Seite der Schweden wie einſt in ihren Reihen focht. Sein Antheil an der Schlacht wurde noch durch beſondere Hervorthuung ausgezeichnet. Er überfiel das feſte Kloſter Prement, das durch umgebende Sümpfe gegen ſolchen Angriff völlig geſichert ſchien, mit ſeinen Reitern ſo unerwartet und raſch, daß die polniſche Beſatzung von 300. Mann, ohne Wahl zwiſchen Flucht und Gegenwehr, im erſten Augenblicke zuſammengehauen war. Auf gleiche Weiſe nahm er ſpäter an der Gränze von Schleſien das Städtchen Pomſt ein, wo 600. Polen ums Leben kamen. Der Kurfürſt entſandte ihn ſodann gegen den polniſchen General Czarnecki, der durch wilde Streifzüge die Neumark und Pommern verheerte, und kaum erſchien Derfflinger mit weniger Mannſchaft im Felde, als auch ſchon die zahlreichen Räuberſchwärme vor ſeiner Ueberlegenheit verſchwanden. Der Kurfürſt ernannte ihn nach der Schlacht von Warſchau zur Belohnung ſeiner ausgezeichneten Dienſte zum Generallieutenant, und im folgenden Jahre zum wirklichen Geheimen Kriegsrath.

Friedrich Wilhelm wußte die Erfolge ſeiner Waffen für ſeine Staatszwecke wohl zu nutzen. Den Hohn vergeſſend, mit welchem der König

von Polen ſeine Friedensvermittlung abgewieſen, vermied er, den Untergang deſſelben nach der Schlacht bei Warſchau durch raſche Verfolgung zu vollenden. Er erneuerte vielmehr ſogleich wieder ſeine Friedensbemühung, und wandte die Truppen rückwärts, um die eignen, gegen Freund und Feind entblößten Staaten durch ſeine ſichernde Nähe kraftvoller zu beſchützen. Die Wichtigkeit des Beiſtandes, welchen die Schweden in dieſem Feldzuge durch die Brandenburger empfangen, und das dringende Bedürfniß, ſolcher Hülfe in den kommenden Ereigniſſen ferner theilhaft zu bleiben, machten den König Karl Guſtav geneigt, die bisher wenig beachteten Forderungen Friedrich Wilhelms näher zu berückſichtigen. Schon früher hatte er dem Kurfürſten den Beſitz beträchtlicher Landestheile von Polen und den Titel eines Königs von Großpolen lockend vorgeſpiegelt; allein Friedrich Wilhelm, durch den Glanz der unſichern Würde nicht geblendet, ſuchte zuverläſſigeren Gewinn, und beſtand auf Anerkennung ſeiner unabhängigen Oberherrlichkeit im Herzogthume Preußen, die denn auch wirklich am 10. November 1656. durch den Vertrag von Labiau, in welchem Karl Guſtav auf alle bisherigen Rechte und Anſprüche von Seiten Schwedens verzichtete, förm-

sich ausgesprochen wurde. Gemeinsam führten die beiden Fürsten nunmehr den Krieg in Polen fort; jedoch ohne bedeutenden Erfolg, und von Seiten des Kurfürsten blieb stets die Neigung zum Frieden sichtbar. Allein Karl Gustav hatte Eroberungsplane, die er nicht sobald aufzugeben dachte, und die Besorgnisse, welche sein Ehrgeiz weckte, riefen ihm neue Gegner ins Feld. Vergebens bemühte sich der Kurfürst, die größere Verbreitung des Krieges abzuwenden, Friedrich III. König von Dänemark, Leopold König von Ungarn, der sodann deutscher Kaiser wurde, und Alexei Czar von Rußland, griffen gegen Schweden zu den Waffen. Karl Gustav nahm schnell seinen Entschluß, und wandte mit Ungestüm seine ganze Macht zunächst gegen Dänemark. Hiedurch aber gab er Polen und Preußen völlig preis, und überließ dem Kurfürsten, sich wie irgend möglich aus der Verwickelung zu ziehen. Dieser, unfähig mit eigner Kraft allein so großem Andrange zu widerstehn, auch gar nicht gesonnen, die Waffen gegen den Kaiser zu führen, schloß unter Zustimmung seines Verbündeten am 19. September 1657. durch den Vertrag von Welau mit Polen einen vorläufigen Frieden, in dessen Folge ihm auch von dieser Seite die völlige Oberherrlichkeit in Preußen zuge-

zugeſtanden und anerkannt wurde. Allein der Kurfürſt ſah die Gefahr zwiſchen den kriegführenden Mächten vereinzelt dazuſtehn, und fühlte die Nothwendigkeit, als Verbündeter auf der einen oder der andern Seite mitzuwirken. Dem Zuge der Begebenheiten folgend ſchloß er demnach ein neues Bündniß mit dem Könige von Polen, dem deutſchen Kaiſer und dem Könige von Dänemark, nicht ohne Hoffnung, daß ſchon das Auftreten eines ſolchen Machtvereins den König von Schweden ohne Schwertſtreich zu gemäßigten Friedensbedingungen bewegen würde.

Indeß war Karl Guſtav bereits in Dänemark eingebrochen, ging über das Eis nach den Inſeln Fühnen und Seeland, und zwang die Dänen im Februar 1658. zu dem Frieden von Rothſchild. Nach wenigen Monaten aber, als Dänemark den Frieden nicht raſch genug zu erfüllen ſchien, führte er ſchnell ſeine Truppen zum zweitenmal nach Seeland, und griff unvermuthet Kopenhagen an. Seine Eroberungsabſichten ſchienen für alle Nachbarſtaaten, auch insbeſondre für Brandenburg gefährlich. Der Kaiſer, der König von Polen und der Kurfürſt Friedrich Wilhelm eilten daher dem Könige von Dänemark mit vereinigter Heeresmacht zu Hülfe, die Holländer mit einer Flotte, durch

deren Beistand er sich in seiner Hauptstadt tapfer vertheidigte. Der Kurfürst erhielt den Oberbefehl über die verbündeten Truppen, und ging mit beträchtlicher Reiterei, worunter 3000. Kaiserliche Küraſſiere, durch Mecklenburg voraus, indem das Heer, über 24,000. Mann stark, langsam nachfolgte. In seiner Begleitung werden die Generale von Sparr, Derfflinger, Fürst Johann Georg von Anhalt-Dessau, von Golz, von Quast und von Pfuhl namentlich angeführt. Er vertrieb die Schweden aus Holstein, legte Besatzungen nach Gottorp und Tönningen, ging dann vollends über die Eider, und nahm Winterquartiere in Jütland. Im folgenden Jahre 1659. waren die verbündeten Waffen gleichfalls im Vortheil, doch mißlang ein Versuch gegen die Insel Fühnen, und nur die kleine Insel Fennöe wurde genommen. Während in Dänemark die Hauptmacht der Kriegführenden beschäftigt war, wurde auch in Preußen gefochten, und ein neuer Schauplatz eröffnete sich dem Kampfe in Pommern, wohin der Kaiser, gegen den Wunsch des Kurfürsten, der ungern den Krieg an seine verletzbarste Gränze ziehen sah, noch ein besonderes Heer von 14,000. Mann unter den Generalen Graf des Souches und Graf Richard von Starhemberg aus Schlesien vorrücken ließ,

an welche ſich unter dem General-Grafen von Dohna 2000. Mann brandenburgiſcher Fußvölker anſchloſſen. Greiffenhagen und Damm, Kamin und Wollin wurden den Schweden entriſſen, und darauf die Belagerung von Stettin unternommen. Was der Kurfürſt gefürchtet hatte, geſchah; der König von Schweden ſandte eine beträchtliche Truppenmacht unter Karl Guſtav von Wrangel von Fühnen nach Stralſund, um dem neuen Angriffe zu begegnen. Nun mußte auch Friedrich Wilhelm mit einem Theile ſeiner Truppen eiligſt aus Jütland aufbrechen, um ſeine Länder nicht unvertheidigt zu laſſen, und ſo wandte ſich die Stärke des Kriegs immer mehr und mehr nach Pommern. Der Kurfürſt eroberte auf ſeinem Zuge die Schanze von Warnemünde bei Roſtock, erzwang den Paß und das Schloß bei Tribbeſees, drang hierauf in Pommern ein, ſchlug die Schweden in einem heftigen Scharmützel bei Stralſund, und ſah ſich bald im Beſitze von Damgarten, Loiz und Demmin. Ein Unternehmen gegen Greifswalde ſcheiterte jedoch, und Wrangel nahm durch Ueberfall die Inſel Uſedom, von wo er die Oder hinauf 1000. Mann Fußvolk und 600. Reiter nach Stettin ſandte, durch welche Verſtärkung der tapfre Befehlshaber Paul Würz in Stand geſetzt

wärts, die Kaiſerlichen zur Aufhebung der ſechswöchentlichen Belagerung zu zwingen. Während hier Gewinn und Nachtheil der Streitenden ſich ziemlich die Wage hielten, erfolgte auf einer andern Seite unvermuthet ein entſcheidendes Ereigniß. Die Verbündeten hatten ihre Landung auf Fühnen bei wiederholtem Verſuche glücklich bewerkſtelligt, und erfochten am 14. November in der Schlacht von Nyberg über die Schweden einen vollſtändigen Sieg, an welchem die brandenburgiſchen Regimenter unter dem General von Quaſt, welcher den rechten Flügel der Schlachtordnung befehligte, den wirkſamſten Antheil hatten. Man bezog hierauf die Winterquartiere, und ſah mit dem Frühjahr neuen Ereigniſſen entgegen, als durch den unvermutheten Tod Karl Guſtavs am 22. Februar 1660. die unter franzöſiſcher Vermittelung ſchon begonnenen Friedensverhandlungen neue Ausſicht gewannen, und am 1. Mai zu Oliva zwiſchen Polen und Schweden durch einen Vertrag, worin auch Friedrich Wilhelms Oberherrlichkeit in Preußen von beiden Theilen neu beſtätigt wurde, glücklich zum Schluſſe kamen. Aus dem Kampfe, welchen der Kurfürſt in ſolch ſchwierigen Verwickelungen ſo geiſtesmuthig als heldenkräftig zu beſtehen gewußt, ging der eigent-

liche Kern der künftigen freien Größe des preußischen Staates hervor. Bisher war Friedrich Wilhelm, gleich seinen Vorfahren, mit seinen Staaten nur belehnt, in Deutschland von Kaiser und Reich, in Preußen von Polen oder Schweden. Der Fürst aber, der in einem Theile seiner Staaten nun selbstherrlich geworden, mußte die Wirkung dieses neuen Verhältnisses bald auch in dem Ganzen wiederfinden, und je weniger das deutsche Reich in seiner mangelhaften Verfassung dem Zweck eines ächten Bundeskörpers genügte, desto stärker mußte die Kraft der einzelnen Glieder sich ablösen und in Selbstgestaltung entwickeln.

Die ganze Folge dieser thatenreichen Begebenheiten erhob den Ruhm und das Ansehn des brandenburgischen Heeres, ohne aus dessen Reihen die Namen einzelner Anführer neben dem Feldherrnglanze des Kurfürsten selbst besonders emporhalten zu können. Wir finden auch Derfflinger nur oben genannt; einem abgesonderten Truppentheile hat er in diesen Feldzügen schwerlich vorgestanden; ihm war in der unmittelbaren Nähe um den Kurfürsten und in dessen persönlichem Vertrauen ein anderer Antheil an den Ereignissen beschieden, dessen Werth und Verdienst in die Wirksamkeit höherer Leitung unpersönlich übergeht, sich mit derselben

unzertrennlich verflößt, und nur von dem eingeweihten Kenner vollkommen gewürdigt werden mag. Als dieſer würdigende Kenner muß hier vor Allen der Kurfürſt erſcheinen, der inmitten des Kriegslaufes im Jahre 1658. Derfflingern zum Feldzeugmeiſter beförderte, und dieſer Umſtand iſt zwar der einzige, aber auch ein entſcheidender, in welchem der Ruhm unſeres Helden während dieſer Feldzüge namentlich hervorleuchtet.

Nach dem Frieden von Oliva genoß Brandenburg zwölf Jahre faſt ungeſtörter Ruhe. Der Kurfürſt wurde durch weiſe Sorgfalt und kluge Thätigkeit im Frieden wiederum der väterliche Pfleger ſeines Landes, wie er im Kriege deſſen Vertheidiger geweſen. Alles gedieh und blühte in dieſer glücklichen Zeit ſeiner Regierung. Das Kriegsweſen wurde dabei nicht außer Acht gelaſſen, er behielt eine gute Anzahl von Truppen in wohlgerüſtetem Stande unter Waffen; auch die wirkliche Uebung des Krieges fehlte in dieſer Zeit nicht ganz; denn einige tauſend Brandenburger zogen dem Kaiſer Leopold und dem Könige Michael von Polen gegen die Türken als Hülfsvölker zu. Derfflingers Thätigkeit fand in den vielfachen Anordnungen, deren ein gerüſteter Zuſtand unaufhörlich bedarf, ein weites Feld; er hielt eine an-

ſehnliche Kriegskanzlei zur Betreibung der gewöhnlichen Geſchäfte; das Vertrauen, deſſen ihn der Kurfürſt unausgeſetzt würdigte, gab ſeiner Stimme in allen außerordentlichen Angelegenheiten ein bedeutendes Gewicht. Neben den Staats- und Amtsarbeiten hatte Derfflinger auch in ſeinen häuslichen Verhältniſſen während dieſer Zeit vielfache Anregung. Seine Gattin ſtarb, und hinterließ ihm eine Tochter und den Beſitz anſehnlicher Rittergüter. Er verheirathete ſich im Jahre 1669. zum zweitenmale, mit einem Fräulein von Beeren, aus einem gleichfalls altadelichen, aber wenig bemittelten märkiſchen Geſchlecht; Neigung und Wohlgefallen waren hier ausſchließlicher, als bei der erſten Vermählung vielleicht ſcheinen konnte, die Beſtimmungsgründe ſeiner Wahl. In dieſer, wie in der früheren Ehe, genoß er ein ungeſtörtes Familienglück. Der Verwaltung, Benutzung und Verſchönerung ſeiner Güter widmete er die thätigſte Fürſorge; er unternahm auf denſelben weitläuftige Anlagen und große Bauten. Im Jahre 1666. feierte er auf Guſow, ſeinem aus der Familie von Schaplow ererbten Hauptgute, den Antritt ſeines ſechszigſten Lebensjahres, und erbaute daſelbſt, zum Gedächtniß einer ſo glücklich zurückgelegten Laufbahn, eine ſtattliche Kirche; in dieſer

beſtimmte er auch, des Todes geen eingedenk, ſeine künftige Grabſtätte, von der ihn jedoch ein reiches und rüſtiges Leben noch lange trennen ſollte! Auf demſelben Gute, ſeinem Lieblingsaufenthalte, legte er die ſchönſten Gärten an, welche bis in ſpäter Zeit die Bewunderung der Beſuchenden waren. In dieſer Neigung für Anpflanzungen und Gartenbau, worin der Kurfürſt den Großen ſeines Hofes mit ermunterndem Beiſpiel voranging, zeigte Derfflinger ſo lebhaften Eifer, als einſichtsvollen Geſchmack, und durfte ſich dabei der Vortheile erfreuen, welche der Kurfürſt durch Mittheilung von Sämereien und jungen Pflanzen, die er, zum Theil durch ſeine Geſandtſchaften, aus Holland, Frankreich, England und Italien kommen ließ, ſeinen Umgebungen begünſtigend zuwandte. Noch vor Ausgang der Friedensruhe, am 18. Februar 1670. erhielt Derfflinger, in Anerkennung ſeiner vielfachen Verdienſte um das Heer, die höchſte Würde in demſelben, er wurde zum Feldmarſchall ernannt, und blieb ſeitdem als der Nächſte nach dem Kurfürſten dem geſammten Kriegsweſen leitend vorgeſetzt. Unter den brandenburgiſchen Regimentern gehörten drei, von dreierlei Waffengattung, Reiterei, Fußvolk und Dragoner, ihm als Inhaber namentlich an, eine Auszeichnung der Ehre und des Ver-

trauens, die in ſolcher Art ſich ſelten wiederholt finden mag.

Ludwig XIV. war durch die kraftvolle Gegenwirkung der Holländer und Engländer, welche ſeinen Eroberungsabſichten auf die ſpaniſchen Niederlande ein Ziel ſetzte, zu dem Frieden von Aachen genöthigt worden. Er ſann ſeitdem einzig auf Rache gegen die Holländer. Zu dieſem Zwecke verband er ſich mit Karl II. von England, der ſeinem Volke zuwider dieſe Verbindung einging, und ſuchte auch den Kurfürſten von Brandenburg durch lockende Anerbieten zur Theilnahme zu bewegen. Doch ſein Geſandter, der Fürſt von Fürſtenberg, fand in Berlin mit ſeinen Vorſchlägen kein Gehör. Friedrich Wilhelm durch Bande des Bluts und der Freundſchaft mit dem Hauſe Oranien, durch Staatsrückſicht mit der holländiſchen Republik feſt verknüpft, wagte dem gewaltigen Könige von Frankreich zu widerſtehn. Ihn ſchreckte nicht, daß der Kurfürſt von Köln und der kriegeriſche Fürſtbiſchof von Münſter, Bernhard von Galen, die ſich mit ihm noch kurz vorher zum Schutze Hollands verbündet, plötzlich auf die Gegenſeite traten, und Frankreichs Verbündete wurden. Schon hatte Ludwig XIV. im Mai des Jahres 1672. die Republik zu Waſſer und zu Lande angegriffen,

mit seinen Truppen, in reißenden Fortschritten, einen großen Theil der holländischen Provinzen überschwemmt, und Amsterdam selbst in dringende Gefahr gebracht; schon mußte diese Stadt und mit ihr die ganze Republik verloren scheinen, als in dieser äußersten Noth der Kurfürst von Brandenburg großmüthig ihr Retter ward. Ganz Europa lag noch erschreckt in dumpfer Betäubung ob des raschen französischen Einbruchs, als Friedrich Wilhelm im Juni des genannten Jahres mit Holland ein Bündniß abschloß, und gegen Ludwig sogleich die Waffen ergriff. Diese That allein schon verdiente dem Kurfürsten den Namen des Großen; Entschluß wie Ausführung zeigten den Heldenfürsten; für das Recht und für die Freiheit trat er unverzagt an der Spitze von 20,000. Mann in den Kampf gegen Ludwigs ungeheure Macht. Seinem Beispiele folgten darauf der Kaiser Leopold, die Herzoge von Braunschweig und der Landgraf von Hessen-Kassel; ihre Truppen, darunter 10,000. Kaiserliche von dem berühmten Feldherrn Montecuculi befehligt, stießen bei Halberstadt mit den Brandenburgern zusammen, und das vereinigte Heer rückte durch Westphalen gegen den Niederrhein. Der Kurfürst selbst führte den Oberbefehl; Derfflinger als Feldmarschall stand in be-

währter Kriegsgenoſſenſchaft ihm treu zur Seite. Auf die Nachricht von dieſem Anzuge verließ der franzöſiſche Feldherr Turenne ſogleich Holland, und rückte mit 30,000. Mann dem Kurfürſten entgegen. Dieſer wollte eine Schlacht liefern, allein Montecuculi hatte geheime Weiſung von ſeinem Hofe, den Ausbruch der Feindſeligkeiten noch zu verzögern, und mußte wider ſein eignes Gefühl den Kurfürſten durch allerlei Ausflucht in ſeinem Vorhaben hindern. Die Heere zogen hierauf an den Mittelrhein, Turenne ging bei Andernach auf das linke Ufer zurück, und der Kurfürſt machte alle Anſtalt ihm dahin zu folgen, als Montecuculi ſich offen widerſetzte, und gradezu erklärte, die Kaiſerlichen hätten Befehl, nicht weiter vorzugehn. Ohne bedeutendes Ereigniß endigte ſo der Feldzug, und die Brandenburger nahmen in Weſtphalen ihre Winterquartiere. Die Franzoſen rückten aber unvermuthet aufs neue vor, Turenne kam bei Weſel wieder über den Rhein, und griff den Kurfürſten in ſeinen weſtphäliſchen Ländern an. Dieſer war gleich wieder bereit, ihm eine Schlacht zu liefern, doch eben ſo vergeblich, wie vorher; die Kaiſerlichen, erklärte der General Bournonville, der nach Montecuculi's Abgang den Befehl führte, würden an derſelben keinen Theil

nehmen. Unter solch mißlichen Umständen, von dem Kaiserlichen Hofe gehemmt, von den Holländern nicht mit den versprochenen Hülfsgeldern unterstützt, und für sich allein nicht stark genug, Frankreichs ganze Macht im Felde zu bestehn, sah sich der Kurfürst genöthigt, am 6. Juni 1673. zu Vossem, einem Dorfe bei Löwen, seinen Frieden abzuschließen. Er versprach, keine Feindseligkeiten weiter zu begehn, so lange nicht das deutsche Reich angegriffen würde. Die brandenburgischen Truppen wurden hierauf noch in Westphalen sogleich auf den Friedensfuß gesetzt, und auch Dersflingers Reiterregiment zu Lippstadt von 1000. Pferden auf 600. vermindert. Der Kurfürst war jedoch mit seines Feldmarschalls treuen und tapferen Diensten auch im Laufe dieses unerfreulichen Feldzuges so zufrieden, daß er vom Kaiser für ihn die Würde eines Reichsfreiherrn erbat, „in Erwägung, daß derselbe von Jugend auf Profession von einem Soldaten gemacht, und von der geringsten bis zu der höchsten Staffel der Ehren durch eigene Meriten und rühmliches Verhalten gestiegen.“ Das Kaiserliche Diplom, welches Dersflingern jene Würde verlieh, wurde am 10. März 1674. in Wien ausgefertigt.

Noch war kein Jahr seit dem Frieden von

Wesem abgelaufen, als Ludwig XIV. dadurch verheerenden Einfall in die Pfalz das deutsche Reich angriff, und den Kurfürsten, der mit dem Kaiser, mit Spanien und Holland noch immer verbündet war, dadurch nach Pflicht und Neigung aufs neue zur Ergreifung der Waffen zwang. Friedrich Wilhelm rief die abgedankten Truppen zu den Fahnen zurück, und mit größter Schnelligkeit stand er gerüstet. Ehe die Feindseligkeiten zum Ausbruche kamen, waren jedoch manche Verhältnisse mit den Bundesgenossen genauer zu verabreden, und hiezu große diplomatische Thätigkeit erforderlich. Dorfflinger hatte bisher im Kriege und im Frieden so große und zuverlässige Brauchbarkeit entfaltet, daß ihm der Kurfürst ohne Bedenken jetzt eine wichtige Sendung anvertraute, die einer kraftvollen Persönlichkeit bedurfte. Der Kurfürst dachte nämlich 20,000. Mann ins Feld zu stellen, die Holländer aber, um geringere Hülfsgelder zahlen zu dürfen, wollten jene Zahl auf 14,000. Mann herabdingen; sie hatten auch von Dänemark und von Braunschweig Truppen in Sold zu nehmen, und zogen mehrfach zusammengesetzte der einen bedeutenden Hülfsmacht vor; der Kaiserliche Hof wünschte ebenfalls aus geheimer Eifersucht die brandenburgischen Truppen minder zahlreich. Um

dieſe Schwierigkeiten und Anſtände wegen der Zahl und Eintheilung, ſodann wegen der Befehlführung, Ausrüſtung und Verpflegung der verbündeten Truppen ſchnell und entſcheidend aus dem Wege zu räumen, ging Derfflinger im April als Geſandter des Kurfürſten an den Statthalter Prinzen Wilhelm von Oranien nach dem Haag. Er hatte Befehl, ganz geheim und ohne Mittelsperſon lediglich mit dem Prinzen zu verhandeln, und die Sache zu ſchneller Entſcheidung zu bringen; denn der Kurfürſt wollte über ſein Verhältniß nicht länger in Zweifel ſein. Derfflinger ſtellte dem Prinzen vor, wie nöthig es ſei, den gemeinſamen Feind mit allem Nachdruck zu bekämpfen, wie nachtheilig und ungerecht, den Kurfürſten auf eine geringere Truppenzahl zu beſchränken, als er bereits im vorigen Kriege geführt, wie unmöglich aber, dieſelben auf eigne Koſten zu unterhalten, da ſeine weſtphäliſchen Länder vom Feinde verwüſtet, und ſeine Geldmittel durch einen Aufwand von anderthalb Millionen Thaler erſchöpft worden, die er früher rückſichtslos geopfert, um nur ſein Heer ſtets in ſchlagfertiger Bereitſchaft zu erhalten. Aber der Prinz, im Begriff nach Brabant abzureiſen, mochte ſich auf die Sache nicht einlaſſen, ſondern meinte

die Verhandlung an die Generalstaaten unter Zuziehung des Kaiserlichen und des spanischen Gesandten zu verweisen; die Holländer, durch den eben geschlossenen Frieden mit dem Kurfürsten von Köln und dem Fürstbischofe von Münster eines Theils ihrer Besorgnisse enthoben, glaubten in dem Vertrage mit Brandenburg weniger Eile nöthig. Derfflinger hatte kaum die in solchem Sinne gemachten Aeußerungen vernommen, als er dem Befehle des Kurfürsten gemäß sogleich alle Verhandlungen abbrach, und den Haag verließ. Durch dieses nachdrückliche Abbrechen kam bald nachher gleichwohl die Sache zu Stande. Der Kurfürst gab 16,000. Mann, worunter 5000. Reiter und 1000. Dragoner, er selbst hatte davon die eine Hälfte, Holland und Spanien gemeinschaftlich die andere zu unterhalten.

Im August 1674. zog der Kurfürst an der Spitze von beinahe 20,000. Mann, worunter auch die drei Regimenter von Derfflinger, über Magdeburg und das Eichsfeld durch den Thüringer Wald nach dem Main, ging bei Schweinfurt über, und stieß bei Heilbronn mit den Kaiserlichen und Reichstruppen zusammen, die unter Bournonville's Befehl sich längs des Oberrheins ausdehnten. Dem Kurfürsten war zufolge geschlos-

ſener Uebereinkunft der Oberbefehl dieſer geſamm-
ten Heeresmacht übertragen, ſein Handeln aber
von der Zuſtimmung eines Kriegsrathes abhängig,
in welchem die Kaiſerlichen Generale die Mehrheit
ausmachten. Die Unternehmungen des Feldzuges
ſollten zunächſt gegen Elſaß und Lothringen ge-
richtet ſein. Allein Bournonville trat mit gehei-
men Abſichten, wie früher Montecuculi, hemmend
zwiſchen alle beſten Anſchläge. Durch ſein Ver-
ſchulden hatten die lüneburgiſchen Truppen wenige
Tage vor des Kurfürſten Ankunft am Oberrhein
ein blutiges Treffen bei Enſisheim verloren, ohne
daß er ſich zu ihrer Hülfe geregt hätte. Der alte
General Caprara höhnte ſcherzend, Bournonville
habe die Lüneburger etwas warm werden laſſen,
die Brandenburger kämen eben zu rechter Zeit an,
um nun auch ihr Theil zu holen. Unter den
Truppen herrſchte Mißmuth, Zwietracht und Ha-
der unter den Generalen. Der Kurfürſt hoffte,
dieſe Uebel würden in kriegeriſcher Thätigkeit
leichter ſchwinden, und ging bei Straßburg über
den Rhein. Bournonville betrug ſich abſcheulich;
man mußte ihn mit dem Feinde im beſten Ver-
nehmen glauben. Die Brandenburger blieben vier
Tage ohne Brot, während die Kaiſerlichen, denen
die Anſtalten der Verpflegung oblagen, an allen
Lebens-

Lebensmitteln Ueberfluß hatten. Nachdem der Kurfürſt durch eigne Anſchaffungen der Noth abgeholfen, führte er, nicht ohne Gegenrede, am 8. Oktober das Heer, jetzt 50,000. Mann ſtark, über die Preuſch gegen den Feind, und ſtellte daſſelbe auf einer ſanften Hervorragung des Bodens nicht weit von dem Lager Turenne's, der kaum 18,000. Mann hatte, in vortheilhafte Schlachtordnung. Weiter vorzugehn, oder gar anzugreifen, wollte Bournonville durchaus nicht geſtatten. Derfflinger indeß ſprengte mit einigen Reitern zu einem Hügel vor, der das tiefergelegene franzöſiſche Lager näher überſchauen ließ. Weil Bournonville von einem vorliegenden Graben und mehreren Steingruben als unüberſteiglichen Hinderniſſen eines Vorrückens zum Angriff viel redete, ließ der Kurfürſt durch ſeine Leute ſogleich den Weg ebnen und über den Graben mehrere Brücken werfen. Da nach Ausſage einiger eingebrachten Gefangenen der Feind die Nähe des verbündeten Heeres noch gar nicht wiſſen ſollte, ſo gab der Kurfürſt ihm durch drei Kanonenſchüſſe die Kunde ſeiner Anweſenheit und die Herausforderung zur Schlacht; allein es blieb alles ſtill. Nur Bournonville gerieth in Aufwallung, und machte dem Kurfürſten Vorwürfe, auf ſolche Weiſe werde es

noch dahin kommen, daß man sich schlagen müsse. Nun kam Derfflinger zurück, und berichtete, die feindliche Stellung, obwohl sonst vortheilhaft genug, sei doch leicht angreifbar, wenn man die nächstliegenden Hügel besetze, und von dorther die französischen Lagerreihen mit schwerem Geschütz in die Seite fasse. Die Kaiserlichen Generale, deren keiner sich von der Stelle gerührt, wiesen den Vorschlag als unausführbar schnöde von der Hand, und meinten, man müsse wenigstens bis zum folgenden Tage warten, und sich unterdeß verschanzen. Derfflinger betheuerte, man verliere die schönste Gelegenheit, den Feind auf's Haupt zu schlagen, und stellte den Vortheil, welchen Uebermacht der Truppen und Oertlichkeit des Bodens den Verbündeten sicherten, lebhaft vor Augen, doch da er alles vergeblich bleiben sah, vermochte er sich nicht länger zu halten, und ging in höchstem Zorn aus dem Kriegsrathe weg. Am folgenden Tage wurde dem Kurfürsten durch den Oberstlieutenant von Sydow, der das Derfflingersche Reiterregiment befehligte, und mit 200. Reitern zur äußersten Linken stand, der Abzug der Franzosen gemeldet; Derfflinger eilte mit 400. Reitern die Lage der Dinge näher zu erkunden, und da er die Nachricht bestätigte, so raffte der Kurfürst

ſchleunigſt alle Reiterei, die ihm für den Augenblick zu Gebote ſtand, nebſt 2000. Mann Fußvolk auf, und verfolgte, er ſelbſt und Derfflinger ſtets voran, den fliehenden Feind unausgeſetzt bis Merlheim; vergebens aber ſandte er wiederholt die dringendſte Botſchaft an Bournonville, daß dieſer mit der Reiterei des geſammten Heeres ihm nachrückte, damit dem Feinde noch ein beträchtlicher, unter ſolchen Umſtänden unfehlbarer, Nachtheil zugefügt würde; der Kaiſerliche Feldherr antwortete, der Abzug der Franzoſen dürfte vielleicht nur eine Liſt ſein, um ein Gefecht herbeizuführen, das nachher zur allgemeinen Schlacht nöthigte, es würde beſſer ſein, die Sache noch abzuwarten. Der Kurfürſt erwiederte, ſich mit dem Feinde zu ſchlagen ſei der Zweck, um deſſentwillen er ſich hier befinde. Unterdeſſen war Turenne mit ſeiner geringen Macht und allem Geſchütz und Gepäck den gefahrvollen Engwegen und der darin faſt unvermeidlichen Niederlage ſchon ungekränkt entkommen. Das verbündete Heer bezog hierauf ein Lager am Gickelsberge, von wo aus der Kurfürſt 3000. Mann gegen das feſte Schloß Waſſelsheim ſandte, nach deſſen Eroberung er die Werke ſchleifen ließ. Die Hinderniſſe, welche Bournonville jeder Unternehmung entgegenſetzte, lähmten jedoch alle weitere

Thätigkeit; bei einem neuen Vorrücken gegen den Feind weigerte sich Bournonville zu folgen; sein Einverständniß mit dem feindlichen Feldherrn wurde durch gehäufte Thatsachen fast unzweifelhaft, und es blieb endlich nichts übrig, als in der schon vorgerückten Jahrszeit gute Winterquartiere zu nehmen. Die Brandenburger hatten die ihrigen in der Gegend von Kolmar, die Kaiserlichen in großer Ausdehnung von Ensisheim bis Belfort, Mümpelgard und Basel. Turenne, der sein Heer inzwischen wieder verstärkt hatte, benutzte die Sorglosigkeit der Kaiserlichen, ging unvermerkt an Belfort vorbei, und brach im December plötzlich gegen Mühlhausen mitten in die Quartiere der Verbündeten ein. Bournonville, vergebens von dem Kurfürsten gewarnt, flüchtete in aller Verwirrung, wobei er ein brandenburgisches Dragonerregiment durch Vergessen dem Feinde überließ, mit seinen Schaaren nach Kolmar, wo er sich an den Kurfürsten anschloß. Als aber Turenne folgte, und auch hier angreifen zu wollen schien, brach Bournonville nicht nur ohne Befehl plötzlich auf, sondern ließ auch die Brandenburger ohne Anzeige, und mit preisgegebener Flanke jedem Zufall, und wie es schien absichtlich dem Feinde zur sichern Beute ausgesetzt. Die Kriegskunst und

Entschlossenheit Friedrich Wilhelms retteten ihn nicht ohne Kampf aus dieser großen Gefahr; er führte seine Truppen bei Straßburg über den Rhein zurück, und nahm getrennt von Bournonville, dessen Gemeinschaft ihm ein Abscheu geworden, für seine Truppen die Winterquartiere in Franken. Besondere Umstände veranlaßten ihn, sich seinen Staaten wieder zu nähern.

Die spätere Zeit hat das seltsame Benehmen des Kaiserlichen Feldherrn hinreichend aufgeklärt. Eine Parthei am Hofe zu Wien, an deren Spitze der Fürst Wenzel von Lobkowitz stand, war für die Sache des Königs von Frankreich thätig, und wußte dem Kaiser Leopold Gründe der Staatsklugheit vorzuhalten, die ihn vermochten, mit Ludwig XIV. schon früh ein geheimes Abkommen zu treffen, kraft dessen die beiderseitigen Truppen gewisse Schranken nicht überschreiten sollten. Gleiche Klagen, wie der Kurfürst über Montecuculi und Bournonville am Rhein, führte in den Niederlanden gegen Souches der Prinz von Oranien. Allein diese ursprünglich nur im Vortheile des Kaiserlichen Hofes gepflogenen Einverständnisse arteten auf manchen Punkten leicht in engere Verbindungen aus, die selbst durch jenen geheimen Sinn nicht mehr zu beschönigen waren. Der fran-

zöſiſche Geſandte Gremonville in Wien erfuhr gleich nach jeder Sitzung der Kaiſerlichen Räthe den ganzen Inhalt ihrer Verhandlungen. Die Sache ging ſo weit, daß Montecuculi voll Bitterkeit ſchrieb, es würde beſſer ſein, die Befehle, ſtatt an ihn, lieber gleich nach Paris zu ſchicken. So hatte auch Bournonville in ſeinem Verſtändniſſe mit Turenne alles Maß überſchritten, und ſo offenbares Aergerniß gegeben, daß die Generale Caprara und Dünewald ihn grabezu der Verrätherei beſchuldigten, und nicht weiter unter ihm dienen wollten. Ein ſolches Unweſen brachte freilich zuletzt den Sturz deſſen zuwege, der es veranlaßt hatte; eine Gegenparthei ſiegte, und der Fürſt von Lobkowitz wurde noch im Laufe jenes Feldzuges vom Hof entfernt und aller ſeiner Aemter entſetzt, doch hörte damit nicht ſogleich jeder Nachtheil der früheren Richtung auf.

Allzu ſehr hatte der Hof von Verſailles den Werth empfinden müſſen, welchen dem verbündeten Heere die Anweſenheit des Kurfürſten und die Mitwirkung ſeiner tapfern Truppen verlieh, wodurch die Frucht geheimer Uebereinkünfte, auf die bei der Kriegführung gerechnet war, ſich völlig in Ungewißheit verlor. Die Miniſter Ludwigs XIV. bemühten ſich daher eifrigſt, den Brandenburgern

auf einer andern Seite genugsame Beschäftigung zu geben; die einflußreiche Verbindung, welche Frankreich mit Schweden unterhielt, gab dazu das Mittel an die Hand. Der französische Gesandte in Stockholm bot alles auf, um die Schweden zu einem feindlichen Einbruch in die brandenburgischen Länder zu bewegen. Ungeachtet der Versprechungen, welche von schwedischer Seite dem Kurfürsten vor dessen Kriegszuge nach dem Rhein wiederholt gegeben worden, ihn während solcher Entfernung durch keine Feindlichkeit im Rücken zu beunruhigen, und trotz aller Warnungen, welche selbst der Kaiser dieserhalb drohend erlassen hatte, gab der schwedische Hof doch leicht den französischen Eingebungen nach, und nahm gegen Brandenburg eine feindliche Stellung an. Man hoffte in Stockholm, die bloße Nachricht von einem engeren Anschließen Schwedens an Frankreich werde genügend sein, den Kurfürsten von der Verbindung mit Oesterreich abzuwenden, welche man ohnehin weniger durch dessen eigne Neigung, als vielmehr durch den Einfluß seiner Generale Derfflinger und Pöllnitz geknüpft glaubte. Schon im November jedoch des Jahres 1674., während der Kurfürst noch im Elsaß war, offenbarte sich die feindliche Absicht der Schweden durch die That.

Ihre Truppen rückten aus Pommern und Mecklenburg in die Gränzen der Ukermark ein, und nahmen ungefragt Durchzug und Quartiere. Der Feldmarschall Karl Gustav von Wrangel, der zu Wolgast gelandet, hatte dem Obersten Mikrander, welchen der Fürst Johann Georg von Anhalt-Dessau als Statthalter der brandenburgischen Länder an ihn abgesandt, bereits erklärt, die allzugroße Anhänglichkeit des Kurfürsten an das Haus Oesterreich müsse ihm Unheil bringen, und davon falle die ganze Schuld auf Dersflinger, der, selbst von Geburt ein Oesterreicher, mit eifrigstem Bemühen den Kurfürsten stets nach dieser Seite lenke, von welcher ihm doch weder Dank noch Hülfe zu erwarten sei. Bald aber rückte Wrangel mit seinem Hauptquartier nach Prenzlau vor, und breitete seine Truppen über Hinterpommern, die Neumark, die Priegnitz, und bis in die Mittelmark aus, wo sie ungestraft sich den größten Bedrückungen und schrecklichsten Ausschweifungen überließen. Durch alles dieses wollte jedoch der schwedische Hof, der in seinen Entschlüssen unsicher schwankte, noch keinen Friedensbruch begangen haben; die größten Gewaltthaten wurden von den freundschaftlichsten Versicherungen begleitet. Auf die erste Nachricht von diesen Vorgängen wandte

ſich Friedrich Wilhelm an ſeine Bundesgenoſſen, und rief ihren Beiſtand an. Nachdem er ſeine Truppen in die Winterquartiere nach Franken geführt, eilte er zuerſt nach dem Haag, wo ſeine perſönliche Anweſenheit die Kriegserklärung der Republik gegen Schweden alsbald hervorrief. Allein der Kaiſer und die übrigen Bundesgenoſſen in Deutſchland waren nicht ſo ſchnell zu einem Entſchluſſe zu bringen, ſondern harrten in zweifelhafter Unentſchiedenheit des weiteren Verlaufs. Unterdeß erreichten die Drangſale, welche die Mark von den Schweden erlitt, den höchſten Gipfel. Wrangel war erkrankt, und hatte den Oberbefehl einſtweilen ſeinem Bruder Woldemar übertragen. Dieſer, ein Menſch von bösartigſtem Gemüth, beförderte, was ſein beſſergearteter Bruder nur nicht hatte hindern können, und erlaubte dem Kriegsvolk jeden Frevel und jede Grauſamkeit; alle ſchrecklichſten Gräuel, die den dreißigjährigen Krieg ſo furchtbar bezeichnet, kehrten über das unglückliche Land zurück. Die ſchwachen brandenburgiſchen Beſatzungen hielten ſich eingezogen in Berlin und andern befeſtigten Städten, aber auch dieſe wagte der Uebermuth der Schweden anzugreifen. Küſtrin, Spandau und Berlin wurden tapfer vertheidigt, viele andre Städte konnten

nicht behauptet werden. Seufzend flehte das mißhandelte Volk nach seinem Retter, und nahm selbst hin und wieder die Waffen zur Hand. Die Bauern ordneten sich in Schaaren, deren Fahnen die Inschrift trugen: „Wir sind Bauern von geringem Gut, und dienen unserm gnädigsten Kurfürsten mit unserm Blut.“ Das ganze Land wurde ein Schauplatz blutiger Gefechte und gräuelhafter Verwüstung. Da mochte Friedrich Wilhelm endlich nicht länger säumen, und beschloß, auch ohne Hülfe der Bundesgenossen, für sich allein den ungleichen Kampf getrost zu unternehmen. Zu Ende des Mai brach er aus Franken mit seinem erfrischten und verstärkten Heere plötzlich auf, und hatte mit schnellen Märschen Mittags am 11. Juni schon Magdeburg erreicht. Sogleich wurden alle Thore geschlossen, und zweckmäßige Wachen aufgestellt, damit keine Nachricht seiner Annäherung zu dem Feinde gelangte; ein schwedischer Kundschafter wurde ergriffen, ein verrätherischer brandenburgischer Oberst, dem jener Briefe bringen sollte, auf dem Walle selbst verhaftet. Am folgenden Tage, nach gehaltenem Gottesdienst, wobei Predigt und Fürbitten den Umständen gemäß vorgeschrieben waren, berief der Kurfürst einen Kriegsrath, um über sein Vorhaben die

Meinung seiner Generale zu vernehmen. Derfflinger gleich zuerst stimmte dem kühnen Entwurfe bei, auf den sorglos im Havellande zerstreuten Feind, welcher den Kurfürsten noch fern in Franken wähnte, mit der Reiterei in angestrengter Eile loszugehn, ihn in seinen Quartieren zu überfallen, und mit Einem Schlage zu vernichten. Zwar mußte das Fußvolk, einer gleichen Schnelligkeit nicht fähig, auf diesem Zuge beträchtlich zurückbleiben, allein Ueberraschung und Heftigkeit des Angriffs konnten diesen Mangel zum Theil ersetzen. Die Unternehmung wurde daher beschlossen und ohne Zögern ausgeführt. Noch denselben Tag, Abends um neun Uhr, da die Dunkelheit eingetreten, zog eine Heerschaar von 5600. Reitern und 1000. Mann ausgewählten Fußvolks mit 13. Stücken Geschütz, worunter 3. Zwölfpfünder, und mit 146. Wagen, welche das Fußvolk und jeder zugleich einen Kahn führten, von Magdeburg ab, ging über die Elbe, und rückte auf Nebenwegen jene Nacht und den folgenden Tag ohne Unterbrechung fünf starke Meilen vor. Am andern Morgen in aller Frühe folgte der Kurfürst dem Zuge nach; in seiner Begleitung waren Derfflinger, der Landgraf Friedrich von Hessen-Homburg, die Generale Görzke, Lütke, Götze und

Pöllnitz. Durch anhaltenden Regen wurde der Marsch sehr verzögert. Wagen und Reiter kamen auf den grundlosen Wegen nur mühsam fort. Nachmittags wurde das Dorf Parchen erreicht, und daselbst Halt gemacht. Der Kurfürst sandte von hier am 14. Juni früh vor Tagesanbruch drei Partheien aus, um die Gegend und den Feind zu erkunden, den Obersten von Laroche gegen Brandenburg, den Oberstlieutenant von Strauß gegen Plaue, und den Generaladjutanten von Kanoffski gegen Rathenau. Inzwischen kam der Landrath von Briest aus Bähne, dem der Kurfürst schon von Magdeburg aus geheime Nachricht gegeben hatte, und brachte Bericht über den Zustand von Rathenau. Seit dem 8. Juni war daselbst ein schwedisches Dragonerregiment unter dem Obersten von Wangelin eingerückt, und sollte am morgenden Tage nach Brandenburg weiterziehen. Briest mußte sogleich nach Rathenau zurückeilen, um dort die angemessenen Vorkehrungen zu treffen. Er ließ von seinem Gute Bähne ganze Ladungen Bier und Branntewein nach der Stadt fahren, und den schwedischen Soldaten austheilen. Die Offiziere lud er zu einem Trinkgelag, und trank ihnen wacker zu; ein Gerücht von des Kurfürsten Tode wurde geflissentlich verbreitet. Einige Bür-

ger von Rathenau, in das Geheimniß gezogen, wirkten ihrerseits getreulich mit. Der Kurfürst indeß rückte über Genthin gegen Rathenau vor, zog sich aber, da es noch Tag war, wieder etwas zurück, nach dem Dorfe Vieritz, eine Meile von der Stadt, um nicht von dem Feinde entdeckt zu werden, bevor das in den schlechten Wegen wieder zwei Stunden zurückgebliebene Geschütz und die Wagen mit dem Fußvolk nachgekommen wären. Man traf indeß keinen Feind. Nur der Oberstlieutenant von Strauß hatte an der Spitze weniger Mannschaft einen Scharmützel mit 24. schwedischen Reitern, von welchen der befehlführende Offizier und 12. Mann in Gefangenschaft geriethen, und nur 3. entkamen, die jedoch von der größeren Macht, die in der Nähe war, keine Kunde bringen konnten. Als es später geworden und die zurückgebliebenen Truppen angeschlossen waren, rückte der Kurfürst schnell bis dicht vor Rathenau heran, und ordnete sogleich den Angriff. Unter dem Oberstlieutenant von Kanne und dem Generaladjutanten von Kanoffski mußten 600. Mann Fußvolk auf den mitgebrachten Kähnen oberhalb der Stadt in größter Stille über die Havel setzen, um von der Mittagsseite in die Stadt einzubrechen, während Derfflingers Dragonerregiment den An-

griff von der Havelseite unternähme. Derfflinger, die Wichtigkeit des ersten Zusammentreffens, worauf hier alles ankam, erwägend, trat selbst an die Spitze des Vortrupps, und versuchte den Zugang durch eine Kriegslist zu gewinnen. Er hatte dem gefangenen schwedischen Offizier mit der Pistole auf der Brust das schwedische Feldgeschrei abgedrungen, jetzt kleidete er einige seiner Leute in die schwedischen Röcke, und vor Tagesanbruch am 15. erschien er mit ihnen an der ersten kleineren Havelbrücke. Er gab das schwedische Feldgeschrei und forderte ungestüm Einlaß, da er mit seiner Schaar, dem schwedischen Regiment von Bülow angehörend, von einer brandenburgischen Streifpartei verfolgt werde. Kaum aber war, nicht ohne lange Weigerung und Schwierigkeit, durch Schelten und Bedrohen die Niederlassung der Zugbrücke erlangt, so fiel Derfflinger über die schwedische Wache her, die aus 7. Mann bestand, und niedergemacht wurde. Rasch drang er nun zur zweiten größeren Brücke vor, die aber zum Theil abgetragen, und durch aufgezogene Hängebrücken unterbrochen war. Hier entspann sich ein hartnäckiges Gefecht, dessen Lärm Kanoffski und Kanne vernahmen, und nun sogleich von der Landseite, die nachher so genannte Brandenburger Pforte und das Mühlenthor angrif-

fen. Mit ihnen zugleich drangen über die Wieſen des Mühlendammes der General von Götze und der Oberſt Graf von Dönhof an der Spitze kleiner Abtheilungen in die Stadt, ſchlugen ſich durch die verwirrten Schweden bis zum Havelthore, welches nach heftigem Widerſtande erſtürmt und darauf der Reiterei geöffnet wurde, die nun über die eiligſt gangbar gemachte Brücke in die Straßen ſprengte und die Eroberung der Stadt vollendete. Um drei Uhr Morgens war alles vorüber. Die ſchwediſche Beſatzung wurde größtentheils zuſammengehauen. Die Gemeinen, gegen 600. Mann alter verſuchter Truppen, Finnländer und Lappländer, hatten aus der erſten Ueberraſchung ſich ſchnell genug aufgerafft, und waren meiſt in tapferem Widerſtande heldenmüthig fechtend gefallen; wenige waren von den Bürgern entwaffnet, oder eingeſperrt, und dadurch am Leben erhalten worden. Die Offiziere hingegen, welche der Landrath von Brieſt durch ſeine Liſt bethört und trunken gemacht hatte, wurden faſt alle in tiefſtem Schlaf überfallen und ohne Gegenwehr gefangen, mit Ausnahme des Oberſten von Wangelin, den man beſchuldigte, ein eifriger Mitanſtifter des ſchwediſchen Einbruchs in die Mark geweſen zu ſein; er vertheidigte ſich in einer Straße mit tollkühner

Raſerei; brandenburgiſche Soldaten trieben ihn mit einem ſtarken Balken vor ſich her, und preßten ihn an die Wand, bis er endlich ſich ergab. Nach andrer Erzählung ſoll er zwar anfangs zu Pferde, halb nackt und nur Einen Stiefel anhabend, fechtend erſchienen ſein, darauf aber, als er alles verloren hielt, hinter einem Backofen Schutz geſucht haben, wo er ſodann hervorgezogen worden. Zu der Kriegsbeute dieſer Nacht gehörten 6. Fahnen und ein Paar Pauken, die ſämmtlichen Pferde des Regiments, und außerdem 200. Geſchützpferde, welche der Oberſt von Laroche in derſelben Zeit dem Feinde in der Vorſtadt von Brandenburg abgenommen.

Dieſer erſte glückliche Erfolg, an welchem Derfflingers Einſicht und Entſchloſſenheit einen ſo großen Antheil hatten, gab als glückliches Vorzeichen Muth und Hoffnung zu größerem Gelingen. Der Feldmarſchall Wrangel ſtand mit einem Theile der Schweden in ſeinem Hauptquartier zu Havelberg, die eigentliche Truppenſtärke aber war bei Brandenburg verſammelt; durch die Einnahme von Rathenau hatte ſich der Kurfürſt zwiſchen beide trennend eingeſchoben, und wartete nur auf das Eintreffen ſeiner Fußvölker, die er aus Magdeburg ſchleunigſt herangerufen, um ſeinen Vor-

theil weiter zu verfolgen. Frühmorgens aber am 16. Juni meldete der Oberſtlieutenant von Strauß, daß die Schweden aus ihrem Lager bei Brandenburg und Priherbe aufgebrochen wären, und ſeitwärts über Barnewitz in der Richtung nach Fehrbellin abzögen, wahrſcheinlich um ihre Vereinigung mit Wrangel zu bewerkſtelligen. Der Kurfürſt ließ hierauf, um die Bewegungen des letzteren zu beobachten, den Oberſten von Laroche mit einer Schaar gegen Havelberg vorgehn, wo derſelbe einen vortheilhaften Scharmützel beſtand. Das Fußvolk behielt Rathenau beſetzt, mit der geſammten Reiterei aber folgte der Kurfürſt den Schweden in der Richtung von Barnewitz und Nauen; zerbrochene Wagen, verſtreute Vorräthe, und weggeworfene Waffen bezeichneten ihren Weg; viele Nachzügler wurden gefangen, deren Ausſage die Vermuthung beſtätigte, daß der Feind ſeine geſammte Macht bei Fehrbellin zu vereinigen hoffte. Bei Nauen ereilte der Kurfürſt am 17. den feindlichen Nachtrab, aus etwa 1000. Reitern beſtehend, noch dieſſeits des Waſſers, und ſprengte ſie mit großem Verluſt aus einander. Jenſeits aber ſtanden die Schweden in guter Ordnung des Angriffs gewärtig, und von beiden Seiten fielen einige Kanonenſchüſſe. Der Kurfürſt vermochte

ohne Fußvolk die gute Stellung nicht anzugreifen, und harrte voll Ungeduld deſſen Ankunft entgegen. Inzwiſchen ſandte er unter dem Oberſtlieutenant Henning, dem Generaladjutanten von Kanoſſeki und dem Rittmeiſter von Zabeltitz eine fliegende Schaar in drei Partheien auf Umwegen durch Waldung und Moräſte, wo vertraute Jäger als Führer dienen mußten, auf den Rückzugsweg des Feindes voraus, um alle Brücken, inſonderheit die über den Rhyn bei Fehrbellin, zu verderben; auch die Päſſe von Kremmen und Oranienburg ließ er durch kleine Abtheilungen in der Geſchwindigkeit beſetzen. Die ausgeſandten Partheien richteten ihre Aufträge größtentheils in's Werk, ſchlugen auf dem Rückweg eine überlegene feindliche Schaar, die ſich ihnen entgegenſetzte, in die Flucht, und kamen glücklich bei dem Haupttrupp wieder an. Der Kurfürſt hoffte die Schweden feſtzuhalten, bis ſein Fußvolk einträfe. Allein noch in der Nacht vom 17. auf den 18. Juni ging die Meldung ein, daß der Feind ſeine gute Stellung verlaſſen habe und eiligſt nach Fehrbellin ziehe. Auf dieſe Nachricht ſandte der Kurfürſt ſogleich den Landgrafen von Heſſen-Homburg mit 1600. Reitern voraus, um die Schweden nicht aus den Augen zu verlieren, ſie aufzuhalten, zu drängen,

edoch mit dem ſtrengen Befehl kein Gefecht zu
eginnen, ehe die übrigen Truppen nachgekommen
ären. In vollem Trabe ſetzte der Landgraf mit
ieſer Schaar den Schweden nach, wurde ihrer
edoch erſt um 6. Uhr des folgenden Morgens an-
ichtig. Sie hatten die Engwege ſchon zurückge-
egt und vor ſich bis Fehrbellin freies Feld, ihr
Gepäck zog voran, das Fußvolk rückte aus dem
Lager. Gedrängt von den Brandenburgern, und
benachrichtigt von der Zerſtörung der Brücke bei
Fehrbellin, glaubten ſie ohne Treffen nicht ent-
kommen zu können, faßten eine Stunde vor Fehr-
bellin zwiſchen den Dörfern Hackelberg und Tor-
now feſten Fuß, vor ſich freie Ebene, im Rücken
Moraſt, jenſeits ihrer Linken gegen das Dorf Li-
ar'm eine Anhöhe, die ſie mit Geſchüz beſetzten,
über ihre Rechte hinaus die Brücke von Fehrbel-
lin, und in dieſer Stellung ſchienen ſie den An-
griff ſtandhaft erwarten zu wollen. Der Kurfürſt
indeß berief mit früheſtem Tage nach gehaltener
Betſtunde im freien Felde unter Laub und Gras
einen Kriegsrath, und forderte die Meinung ſei-
ner Generale, ob es rathſam dünke, jezt, da das
Fußvolk noch 10. Meilen entfernt ſei, jedes Zö-
gern aber dem Feinde zur Fortſetzung ſeines Rück-
zuges behülflich werde, ungeſäumt mit der bloßen

Reiterei den Angriff zu wagen? Das Unternehmen erschien für 5600. Reiter und weniges Feldgeschütz so kühn als gefahrvoll. Die Schweden hatten 7000. Mann Fußvolk, 800. Dragoner, 10. Stücke schweres Geschütz, und den Vortheil der Stellung. Die meisten Anführer fanden die Sache ganz unstatthaft, zuwider aller Erfahrung und Regel des Krieges; sie riethen ernstlich von dem Wagniß ab, und wollten des Fußvolks harren. Dagegen wandte der Kurfürst ein, auch der Feind habe nicht seine Stärke beisammen, entbehre für den Augenblick seines berühmten Feldherrn, der in Havelberg abgeschnitten sei, und wende sich schon zur Flucht; eine so gute Gelegenheit zum Schlagen werde nie wiederkehren; die Lage des Vaterlandes gestatte übrigens keine Wahl, jeder folgende Augenblick werde nur größere Schwierigkeit bringen; die Schweden seien nicht länger in der Mark, in Deutschland zu dulden; heute, rief er aus, gelte es siegen oder sterben, von seinem tapfern Kriegsvolke dürfe er das Außerordentlichste erwarten, sie sollten getrost ihm folgen, er selbst wolle freudig „mit Gott" sie zur Schlacht führen. Derfflinger vor Allen stimmte nachdrücklich dieser Meinung bei, und so wurde voll Muth und Vertrauen der Angriff beschlossen.

war keine Zeit mehr zu verlieren, denn der
mpf, über den man berathſchlagte, hatte ſchon
onnen. Der Landgraf von Heſſen-Homburg,
geregt vom heißen Nachjagen und fortgeriſſen
ungeſtümer Leidenſchaft, hatte des Befehls
eingedenk die Schweden herzhaft angegriffen;
'angs drang er ſiegend vor, bald aber fand er
gegen ihre geſammte Macht im Kampf, und
nicht gewachſen leiſtete er zwar tapfern Wi-
ſtand, ſchien aber unrettbar verloren, und be-
te zu ſpät ſeine Uebertretung. Jedoch der Kur-
ſt, von der Gefahr benachrichtigt, beſchleunigte
Anrücken; faſt eine ganze Meile wurde im
ſen Rennen zurückgelegt. Endlich im Ange-
te des Feindes angekommen, traf der Kurfürſt
raſcher Kraft ſeine Anordnungen. Das feind-
e Geſchütz beſchoß von der Anhöhe herab die
ndenburgiſche Reiterei, bevor ſie zur Aufſtel-
g kam. Der Kurfürſt gewahrte mit ſeinem
herrlichen Scharfblicke ſogleich einen Sandhü-
, den die Schweden verabſäumt hatten zu be-
rn, dorthin eilte Derfflinger mit einem Dra-
erregiment, ſich des Platzes, ehe der Feind es
dern konnte, zu verſichern, und bald ſchlug
dorther das brandenburgiſche Geſchütz verder-
ab in die Reihen des ſchwediſchen Fußvolks.

Auf dem linken Flügel hatte der Landgraf von Heſſen-Homburg den ungleichen Kampf beſtanden, jetzt wandte ſich der Kurfürſt ſelbſt nach dieſer Seite, und an der Spitze einiger Schwadronen, die er mit muthigen Worten angeſpornt, ſtürzte er auf die feindliche Reiterei, die völlig geworfen wurde. Die Schweden aber richteten ihr Geſchütz auf die Verfolgenden, in deren Mitte ihre Kugeln mörderiſch einſchlugen. Hier war es, wo der Stallmeiſter Emanuel Frobenius, der den Kurfürſten durch das weiße Pferd, welches er an dieſem Tage ritt, dem feindlichen Geſchütz als unverkennbares Ziel bezeichnet ſah, mit ihm ſein Pferd vertauſchte, und gleich darauf, ein Opfer treuer Hingebung, dicht hinter dem Kurfürſten durch eine Stückkugel, die über den Hals von deſſen Pferde geflogen kam, tödtlich niedergeworfen wurde. Die geſchlagene Reiterei fand indeß bei ihrem Fußvolke Schutz, und deſſen hartnäckige Tapferkeit war nicht ſo ſchnell zu erſchüttern. Um 8. Uhr morgens erreichte der Streit ſeine größte Heftigkeit. Der linke Flügel der Schweden drang ſtürmend gegen den Sandhügel vor, und drohte das brandenburgiſche Geſchütz zu erobern, deſſen verheerender Wirkung ihre Reihen bisher ſo nachtheilig ausgeſetzt geweſen. Der Augenblick war

von höchſter Gefahr; ſchon war der Feind in der Nähe des Geſchützes angelangt, als der Kurfürſt ſelbſt und mit ihm Derfflinger an der Spitze der Trabantengarde, des Leibregiments und der Regimenter Anhalt und Börner den Anrückenden entgegenſtürzten, und nach einem wüthenden und eine Zeitlang zweifelhaften Gefechte ſie endlich zum Weichen brachten, worauf zwei ſchwediſche Regimenter, das Leibregiment und das oſtgothländiſche, letzteres durch Derfflingers unwiderſtehliches Eindringen, von den ergrimmten Reitern faſt ganz zuſammengehauen wurden. Die Schweden hielten nun nicht länger Stand, ſondern begannen den Rückzug nach Fehrbellin, wiewohl noch in ziemlicher Ordnung, indem ihre rechte Flanke durch den Moraſt völlig gedeckt war, die linke aber wohlgeſchloſſen den fortwährenden Angriffen des Kurfürſten, der mit ſeinen Reiterſchaaren dem Feinde begleitend ſtets zur Seite blieb, keine Gelegenheit zum Einbrechen gab. Hätte der Kurfürſt Fußvolk gehabt, ſo würde er Fehrbellin früher erreicht und genommen haben, und dann kein Mann ihm entkommen ſein. Langſam doch ſicher erreichte der Feind nun den Ort mit einbrechender Nacht, die dem Verfolgen ein Ende machte. Der Verluſt der Schweden an dieſem Tage betrug

über 3000. Mann, auf dem Wahlplatze lägen mehr als 1500. Todte. Wegen der Erbitterung der Streitenden wurden wenige Gefangene gemacht. Zu den Siegeszeichen gehörten 8. Fahnen und 2. Standarten. Die Brandenburger hatten mit Heldenmuth gefochten; ihr Verluſt beſtand in ungefähr 900. Mann, unter den Gebliebenen war der Oberſt von Mörner, unter den Verwundeten die Oberſtlieutenants von Strauß, von Sydow und Henning, welcher letztere ſich im Angeſichte des Kurfürſten ſo hervorgethan, daß derſelbe ſogleich auf dem Schlachtfelde ihm den Adelſtand mit dem Zunamen von Treffenfeld verlieh. Nebſt dem Kurfürſten ſelbſt aber wurde Derfflingern der gröſte Antheil an dem Sieg und Ruhm dieſes Tages beigelegt. Dem Landgrafen von Heſſen-Homburg verzieh der Kurfürſt um des glücklichen Ausganges willen ſein Vergehn; er begnügte ſich ihm zu ſagen, nach der Strenge der Kriegsgeſetze habe er das Leben verwirkt, aber der Himmel wolle verhüten, daß der Glanz eines ſo glücklichen Tages durch die Beſtrafung eines Helden befleckt würde, der durch Tapferkeit zu dem Siege ſo weſentlich beigetragen!

Die Schweden ſtellten während der Nacht die Brücke von Fehrbellin wieder her, und ſetzten ih-

ren Rückzug fort. Die brandenburgiſchen Generale meinten, es ſei genug, man ſolle die Flüchtigen ruhig ziehen laſſen; der Kurfürſt ſelbſt, ihnen beiſtimmend, führte das Sprichwort an, man müſſe dem fliehenden Feind eine goldne Brücke bauen. Derfflinger allein widerſprach, ſein Thateifer war nicht befriedigt, ſo lange noch etwas zu thun möglich blieb; er wandte ſich gegen den Kurfürſten, und dem Sprichwort ein andres entgegenſetzend, rief er in ſeiner plattdeutſchen Sprache: „Ei wat! mit de Eier in de Pann, eh Küken darut komen!“ (Ei was! mit den Eiern in die Pfanne, eh Küchlein daraus kommen!) Demnach drang Derfflinger mit Tagesanbruch an der Spitze von 400. Reitern in Fehrbellin ein, wo noch zwei Bataillons Schweden zur Deckung des Rückzugs weilten, jetzt aber eiligſt über die Brücke flohen, und dieſe hinter ſich abbrannten. Viele Gefangene, 8. Kanonen, zahlreiches Kriegsgeräthe, 200. Packwagen und mehrere tauſend Stück Vieh, das aus dem Lande zuſammengetrieben worden, nahm Derfflinger hier dem Feinde noch ab. Eine neue Brücke wurde ſchleunigſt zu Stande gebracht, und die Verfolgung eifrigſt fortgeſetzt, Derfflinger an der Spitze des Vortrabs, der Kurfürſt mit der Hauptſchaar nachrückend. Die Schweden ſuchten in ſchneller

Flucht, auf der sie noch Gefangene und Beute einbüßten, über Ruppin und Wittstock nach Mecklenburg zu entkommen, wohin auch Wrangel von Havelberg sich gewandt hatte, allein nur etwa 4000. Mann erreichten jenes Ziel, und auch diese zerstreuten sich größtentheils. Derfflinger selbst mußte die Verfolgung endlich aufgeben, da die Reiterei, durch die unerhörten Anstrengungen erschöpft, nicht mehr fortkonnte. Das inzwischen nachgekommene Fußvolk aber vermochte den Feind nicht mehr zu ereilen. Der Kurfürst begab sich alsdann auf einen Tag nach Berlin, wo er mit unermeßlichem Jubel empfangen wurde; man hatte ihn schon todt gesagt, und plötzlich erschien er als Retter und Sieger in der Mitte seines Volkes. Er umarmte die Seinigen, und gab durch einen feierlichen Gottesdienst dem Höchsten Ehre und Dank des errungenen Sieges. Am 23. Juni war er indeß schon wieder bei dem Heere, welches in kurzem die Vertreibung der Schweden aus der Mark vollendete.

Die Schlacht von Fehrbellin glänzt mit Recht in erster Reihe der vaterländischen Großthaten. Die ganze Folge von Entwürfen, Anstalten und Ausführungen, der Aufbruch aus Franken, die Eile des Anzugs, die Vorkehrungen in Magde-

burg, der Ueberfall von Rathenau, die Wachsamkeit und Thätigkeit der Erkundungen, der Entschluß zum Angriff, und endlich als Gipfel dieser Stufen die staunenswerthe Reiterschlacht, dies alles, über weiten Umfang von Raum und Zeit sich erstreckend, aber durch Muth, Geistesgröße, Feldherrnkraft und Tapferkeit fest verbunden, reiht sich zu einem einzigen großen Kriegswerk empor, dem die Geschichte seines Gleichen wenig an die Seite zu stellen hat. Als Ereigniß im Felde schon entscheidend, war dieser Sieg es noch mehr durch seine politischen Folgen. Die That Friedrich Wilhelms erregte Staunen und Bewunderung. Sein Ruhm durchflog alle Länder, von allen Seiten erschienen Freudenbezeigungen und Glückwünsche; selbst die Feinde wurden zu seinem Lobpreise hingerissen. Montecuculi an der Spitze des Reichsheeres feierte den Sieg durch dreimaliges Abfeuern des Geschützes. Jetzt erklärten sich Freunde und Bundesgenossen. Der Kaiser zögerte nicht länger, an dem Kriege gegen die Schweden Theil zu nehmen; sie wurden wegen des treulosen Einbruchs in die Länder des Kurfürsten für Reichsfeinde erklärt, und die Stände dreier Kreise, des obersächsischen, niedersächsischen und westphälischen, mit dem Kriege gegen sie beauftragt. Derfflingers Antheil an die-

sen Erfolgen ergiebt sich aus der Erzählten; er blieb nicht unerkannt; doch der tapfre Feldmarschall begehrte sicherlich keinen höheren Ruhm, als in Rath und That seines edlen Kriegsfürsten würdig gewesen zu sein, und sein Geschichtschreiber braucht ihm keinen andern anzueignen.

Nachdem der Kurfürst seine Angelegenheiten thätigst nach allen Seiten geordnet und hergestellt, sich durch neue Rüstungen und Bündnisse gestärkt, und sowohl Kaiserliche als dänische Hülfstruppen in's Feld gerufen, beschloß er nunmehr die Schweden in ihrem eignen Lande anzugreifen. Fast drei Monate hatte ihn zu seiner größten Ungeduld die Verhandlung mit dem Könige von Dänemark hingehalten, und erst im Anfange des Oktobers konnte die vereinte Kriegsbewegung beginnen. Von dreien Seiten zugleich wurde der Angriff gegen Vorpommern gerichtet; die Kaiserlichen, nur wenig zahlreich, zogen auf Tribbesees, die Dänen gegen Damgarten, der Kurfürst mit den Brandenburgern, unter seinem Oberbefehl von Derfflingern geführt, rückte über Treptow an der Tollense vor, nahm Klempenow, erzwang bei Gützkow den Uebergang über die Peene, und drang vereinigt mit dem Könige von Dänemark, der an der Spitze von 3000. Reitern erschien, bis unter die Mauern

von Stralsund. Der König wandte sich von da zur Belagerung von Wismar, der Kurfürst zu der von Wolgast, dessen Uebergabe, nach starker Beschießung und allen Anstalten zum Sturm, am 9. November erfolgte; wodurch den Schweden außer großen Vorräthen von Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen auch die wichtige Verbindung zwischen Stralsund und Stettin verloren ging. Hierauf sandte er den Landgrafen von Hessen-Homburg mit einer ansehnlichen Hülfsmacht brandenburgischer Truppen vor Wismar, welches darauf nach hartem Widerstande am 14. December gleichfalls überging. Inzwischen hatten brandenburgische Kriegsvölker mit tapfren Waffenthaten auch in Hinterpommern die befestigten Orte Wollin, Swinemünde, Greiffenhagen, Zollschloß an der Oder und Wildenbruch erobert. Die rauhe Jahreszeit setzte weiteren Fortschritten einstweilen ein Ziel.

Das Jahr 1676. begann mit einer kühnen Unternehmung der Schweden. Der Feldmarschall Mardefeld sammelte die zerstreuten Truppen aus den kleineren Festen des Landes, vereinigte sie mit der starken Besatzung von Stralsund, und fiel mit dieser Truppenmacht unversehns in die Insel Ilsedom ein, eroberte Swinemünde, und wandte sich

dann plötzlich gegen Wolgast. Er beschoß diese Festung aus 40. Stücken Geschütz, und da ein eingefallener Frost den Zugang begünstigte, versuchte er sie mit Sturm zu nehmen, den aber der brandenburgische Befehlshaber Oberst Hallard, ein geborner Schotte, erst kurz vorher aus holländischem Kriegsdienst in den brandenburgischen übergetreten, mit heldenmüthigem Widerstande abschlug. Er hatte die Wälle mit Wasser begießen lassen, und durch die glatte Eisrinde unersteiglich gemacht. Doch Mardefeld beharrte bei seinem Unternehmen, neue Beschießung und neuer Sturm wurden angeordnet. Den Bedrängten aber sandte der Kurfürst den Generalmajor Boguslav von Schwerin zu Hülfe, der aus Hinterpommern über das Eis gegen Wolgast vordrang, und frische Truppen hineinwarf. Von der andern Seite erschien Derfflinger, dessen wachsame Thätigkeit bei dem Vorrücken der Schweden sogleich die in der Priegnitz und in Mecklenburg verheilte Reiterei versammelt hatte, einige Kaiserliche und dänische Truppen heranzog, über Tribbesees und Damgarten in Pommern einbrach, und am 22. Januar den Feldmarschall Mardefeld in seinem Lager bei Wolgast mit solcher Heftigkeit angriff, daß derselbe nur durch schnelle Flucht nach Stralsund der völligen Niederlage entging, und

während des übrigen Winters keine neue Unternehmung mehr wagte. Der Kurfürst selbst eröffnete den Feldzug im Sommer durch glückliche Fortschritte. Er nahm den Paß von Tribbesees, den der schwedische General von Königsmark vergebens zu behaupten suchte, entsetzte Wolgast, und eroberte die festen Plätze Anklam und Demmin. Die vereinigten Flotten der Holländer und Dänen unter den berühmten Seehelden Tromp und Juel beherrschten die Ostsee, und hinderten die Ankunft schwedischer Verstärkungen. Der Kurfürst wünschte die günstigen Umstände zu benutzen, um die wichtige Festung Stettin, auf welche stets sein Augenmerk gerichtet war, in seine Gewalt zu bringen. Allein die vorgerückte Jahreszeit erlaubte keine förmliche Belagerung mehr, und man begnügte sich, die Festung eng einzuschließen. Erst im folgenden Jahre 1677. wurde gegen Ende des Juni, nach ungeheuren Zurüstungen, von dreien Angriffsseiten her die Belagerung begonnen, und mit größter Heftigkeit sechs Monate hindurch fortgesetzt. Derfflinger befehligte das Belagerungsheer. Um ihn zu ärgern, hingen die Belagerten am Marienthurm ein ungeheures Bild heraus, das einen Schneider mit Scheere und Elle vorstellte. Dem bittern Scherz antwor-

tete ſchlimmer Ernſt. Der brandenburgiſche Geſchützoberſt Weiler leitete die furchtbare Beſchießung, die aus 150. Feuerſchlünden gegen die Stadt gerichtet wurde, und bald nur einen Steinhaufen übrig ließ. Der tapfre ſchwediſche Befehlshaber General von Wulff mußte zuletzt in die Uebergabe der vorher noch niemals eroberten Feſtung willigen. Am 27. December hielt der Kurfürſt ſeinen feierlichen Einzug; an ſeiner Seite befand ſich Derfflinger, der allen Kriegswerken thätig beigewohnt, und hierauf zum Oberbefehlshaber aller pommerſchen Feſtungen ernannt wurde. Seine drei Regimenter, befehligt von dem Oberſten von der Marwitz und den Oberſtlieutenants von Sydow und von Eberswein, hatten unter ſeinen Augen die ganze Belagerung mitgemacht.

Die hinzögernden Friedensunterhandlungen zu Nimwegen und die mannigfachen Schwierigkeiten und Ränke, welche ſich zwiſchen den Verbündeten ſelbſt erhuben, erlaubten dem Kurfürſten nicht, ſeine Waffenerfolge mit dem Nachdrucke fortzuſetzen, zu welchem ſein und der Seinigen Muth geſtimmt war. Zahlloſe Hinderniſſe und Hemmungen mußte er bei jedem Schritt erfahren, und nicht immer waren dieſelben durch Kraft und Ausdauer zu überwinden. Am Kaiſerlichen Hofe

ſah

ſah man mit Neid und Eiferſucht den Ruhm und die Macht Brandenburgs zunehmen; man klagte laut darüber, daß an der Oſtſee ein neuer König der Vandalen ſich erhebe. Die diplomatiſchen Verhältniſſe gewannen das Uebergewicht über die kriegeriſchen Vorgänge, und es bedurfte der größten Aufmerkſamkeit, um jene nicht auf verderbliche Weiſe ſich entwickeln zu laſſen. Allein auch die Waffen wurden dennoch dabei nicht vergeſſen, der Kurfürſt rüſtete ſich mit allem Ernſte zu dem neuen Feldzuge, und ſchon im März 1678. hielt er dazu die nöthige Bereitſchaft.

Unter Lebensmühen und Kriegsarbeiten aller Art war Derfflinger jetzt 72. Jahr alt geworden. Bei dem unerſchrockenen Muthe, der ihn ſtets inmitten der Feinde die größte Gefahr aufſuchen hieß, hatte er häufige Verwundungen erlitten, deren jedoch keine bisher ſeine Rüſtigkeit lähmen gekonnt. Noch in den letzten Feldzügen hatte er Anſtrengungen gemacht und Thaten verrichtet, die eher den jungen Mann als den Greis in ihm zu verrathen ſchienen. Sei es nun, daß plötzlich, wie wohl zu geſchehen pflegt, dennoch ſein Alter ihm fühlbar wurde, und dies vielleicht um ſo ſtärker, je länger ſein muthiger Geiſt ſich ſelbſt darüber zu täuſchen geſucht, oder ſei es, daß irgend

eine Verſtimmung und Unzufriedenheit ihn ergriffen hatte, genug er hielt ſich veranlaßt, im März des genannten Jahres den Kurfürſten unvermuthet mit der Bitte anzugehn, ihn mit fernerem Kriegsdienſte zu verſchonen. Ueber dieſe Beſonderheit haben ſich drei Aktenſtücke erhalten, welche wir als denkwürdige Merkmale jener Zeit, und wegen der lebendigen Farben zur Schilderung der Perſönlichkeiten, auch hier aufzubewahren veranlaßt ſind. Das Geſuch Derfflingers an den Kurfürſten lautet folgendergeſtalt: „Durchlauchtigſter Kurfürſt, gnädigſter Kurfürſt und Herr! Vor Ew. Kurfürſtlichen Durchlauchtigkeit erſcheine ich mit dieſem unterthänigſten Memorial in meiner höchſten Angelegenheit, und habe das feſte Vertrauen, daß Ew. Kurfürſtliche Durchl. in meiner demüthigen Bitte mir Dero gnädiges Ohr nicht verſagen werden. Gnädigſter Kurfürſt und Herr! Ew. Kurfürſtliche Durchlauchtigkeit werden von mir die gnädigſte Opinion nach dem Grunde der Wahrheit haben, daß ich Dero unterthänigſter und getreuer Diener von ganzem Herzen bis auf dieſe Stunde geweſen bin, ich werde es auch bleiben, ſo lange ein lebendiger Othem in meinem Leibe iſt, und bin bei mir ſelbſt verſichert, daß ich Ew. Kurfürſtlichen Durchl. ſo getreu und redlich

mit meinem Leibe und Gemüthe, als Gott mit meiner Seele gedienet habe, wovon ich bis im Tode nicht laſſen will. Und ich danke Ew. Kurfürſtlichen Durchl. in tiefſter Unterthänigkeit, daß Sie mir ſeithero Dero hohe Kurfürſtliche Gnade höchſtmildiglich zugewendet, und mir ein Hohes und Großes anvertrauet haben. Nun hat aber der liebe Gott mich zu dem höchſten Alter gnädigſt kommen laſſen, welches täglich mehr und mehr Schwachheiten mit ſich führet, und meine Dienſte mir dermaßen ſchwer machet, daß ich nun nichts ſo ſehr, als die Ruhe verlange, damit ich in der noch rückſtändigen wenigen Lebenszeit meinem Gott dienen, und mich zu einem ſeligen Tode deſto vergnüglicher bereiten könnte: als flehe ich Ew. Kurfürſtliche Durchl. hiermit ganz unterthänig und demüthig an, mir nunmehro die allergnädigſte Kurfürſtliche Gnade zu erweiſen, und gegen bevorſtehenden ſchweren Feldzug, da ich die ſchweren Travaillen unmüglich ausſtehen kann, mich meiner Dienſte in Gnaden zu erlaſſen, und dadurch der großen Mühe, worunter mein hohes Alter dennoch liegen bleiben würde, mich zu entheben. Meine Intention iſt gar nicht, Ew. Kurfürſtlichen Durchl. den Dienſt aufzuſagen, oder Deroſelben in dem Geringſten zuwider zu le-

ben, dafür mich Gott behüten wird, daß ich nie auf die Gedanken gerathe. Es würde mich auch kränken, wenn ich erfahren sollte, daß diese meine unterthänigste Bitte Ew. Kurfürstliche Durchl. zu einiger widrigen Bewegung veranlasset hätte, welches ich in Ewigkeit nicht hoffen will, allermaßen (?). Kurfürstliche Durchl. gnädigst versichert sein, und glauben wollen, daß, wann das Vermögen und die Kräfte dem Willen und meiner Begierde gleich wären, ich die Erlassung meiner Dienste nicht begehren noch suchen wollte. Ich bin auch bereit, Ew. Kurfürstliche Durchl. in allen andern Dingen, außer denen so gar schweren Travaillen, nach Dero gnädigstem Befehl bis an mein Lebensende getreulich zu dienen, und mich zu alle dem willigst und gehorsamst gebrauchen zu lassen, wozu Ew. Kurfürstliche Durchl. einen so getreuen Diener kapabel finden werden. Nur wiederhole ich nochmalen mit Ew. Kurfürstlichen Durchl. gnädigsten Erlaubniß meine unterthänigste und demüthige Bitte, mich der schweren Kriegeslast zu entbinden, und meinen alten abgematteten Leib zu seiner höchst verlangenden Ruhe kommen zu lassen. Ich zweifle nicht, Ew. Kurfürstliche Durchl. werden nach Dero hocherleuchtetem Verstande gnädigst konsideriren meine treugeleistete

Dienſte, und die unverdroſſene Arbeit, die zu Bezeigung meiner unterthänigſten Schuldigkeit ich allemal ohne Falſch und Heuchelei zu erkennen gegeben habe, und mich auf dieſes mein demüthiges Anſuchen mit einer gnädigen und erwünſchten Reſolution erfreuen, auch in Dero hohen Kurfürſtlichen Gnade Ihren allergetreueſten Knecht ſterben laſſen, der nie anders will erfunden werden, als Ew. Kurfürſtlichen Durchl. unterthänigſter getreu gehorſamſter Diener H. G. von Derfflinger."

Die Antwort des Kurfürſten läßt wenig Zweifel, daß er die Gründe, welche Derfflinger für ſein Geſuch anführt, wo nicht als bloßen Deckmantel irgend eines Mißmuthes, doch wenigſtens als die Uebertreibung einer dem Alter eignen Bedenklichkeit anſah. Einen ſolch erfahrnen Feldherrn und geprüften Kriegsmann wollte er keineswegs, wenn nicht die äußerſte Noth es geböte, vor dem Feinde miſſen. Er fand ſich demnach bewogen, die Bitte Derfflingers, indem er deſſen empfänglichem Gemüthe durch die eindringlichſten Vorſtellungen lebhaft zuſprach, durch folgendes Schreiben abzulehnen. „Wir haben Uns Euer gehorſamſtes Memoriale der Gebühr unterthänigſt vortragen laſſen, und daraus erſehen, wasgeſtalt Ihr Eures zuneh-

menden Alters halber um gnädigste Dimission gehorsamst ansuchet. Nun hätten Wir Uns zwar dessen zu dieser Zeit, da man sich zum frühen Feldzug rüstet, und die Kampagne herannahet, um so viel weniger versehen, weilen Wir sonst jederzeit eine Willfährigkeit und unverdrossenen Eifer in Beförderung Unserer Dienste verspüret, auch selbst von Euch gehöret, wie Ihr diejenigen nebst Uns blamiret, welche zu einer solchen unbequemen Zeit um ihren Abschied angehalten. Daß Ihr bei Eurem zuwachsenden Alter nach der Ruhe verlanget, ist zwar nicht zu tadeln, wann es nach geendigtem Kriege und wiedergebrachten Frieden geschehe: Wir geben Euch aber selber vernünftig zu ermessen, wann Ihr jetzo, da noch alles in crisi stehet, und der Krieg eiferiger als vormalen zur Erlangung eines heilsamen Friedens fortgesetzt werden muß, quitiren solltet, ob Ihr nicht Eure so wohlerworbene Ehre beflecken, und Euch bei aller Welt eine Blame zuziehen würdet. Gott hat Euch ein hohes Alter verliehen, es ist wahr, aber er hat Euch auch dabei eine gesunde Leibeskonstitution geben, kraft welcher Ihr besser, als mancher junger Mann, denen Kriegesfatiguen gewachsen seid: Wir hergegen seind, nebst einem auch ziemlich hohen Alter, vielen beschwerlichen Krank-

heiten unterworfen, und hätten tauſendmal mehr Urſache, Uns nach der Ruhe zu ſehnen, jedennoch weilen Unſer Vorhaben zu einer beſtändigen Beruhigung ſo vieler tauſend Seelen angeſehen iſt, ſeind Wir entſchloſſen, auch den Reſt Unſerer Kräfte daran zu ſetzen, und Unſere eigene Perſon nicht eher der ſchweren Kriegeslaſt zu entziehen, bis ſolcher vorgeſetzter Zweck erlanget ſein wird. Bei ſolcher Bewandtnuß nun, und da Wir Euch kennen, Ihr auch bereits bei Uns viele Sauer und Süßes gekoſtet habt, ſo iſt es ja beſſer, daß Ihr auch bei Uns bis ans Ende ausharret, und nachdem Ihr den Samen werfen helfen, auch der Früchte genießet; welches mit göttlicher Hülfe nach geendigter bevorſtehender Kampagne geſchehen kann. Wir wollen, wie Wir bishero gethan, ſchon dahin ſehen, daß Euch keine befugete Urſache zu Klagen gegeben werden ſolle; wann Ihr auch dergleichen zu haben vermeinetet, habet Ihr Uns ſelber ſolches anzuzeigen, ſo wollen Wir demſelben ſchon remediren: Ihr wiſſet, wie Wir allezeit in Eurem Beſten geweſen, und ſogar diejenigen, welche Euch nicht wie ſichs gebühret begegnet, entweder disgraciret, und aus Unſeren Dienſten erlaſſen, oder nit en campagne gebrauchet haben. Wir ſeind auch verſichert, Ihr werdet Euch

über Uns im Geringsten nicht beschweren können: dann Wir ja allezeit geflissen gewesen, die große und nützliche Dienste, so Ihr Uns geleistet, zu erkennen. Bei Unserer Miliz haben wir Euch zu dem höchsten Ehrenamte, darüber keines, erhoben, auch Unsere Dankbarkeit in anderen Stücken spüren lassen, und sollte dennoch etwas daran fehlen, so sind Wir noch begierig und geneiget, Euch und den Eurigen alle ersinnliche Gnade widerfahren zu lassen. Wir zweifeln nicht, Ihr werdet solches alles der Gebühr erwägen, und in Unseren Kriegsdiensten nach wie vor, bis Uns Gott nach Verleihung ruhigerer Zeiten auch vor Unsere Person die Ruhe gönnen wird, unverdrossen und mit behöriger Applikation kontinuiren, in welchem Vertrauen wir Euch u. s. w. Geben Köln u. s. w. den 11. März 1678."

Wie Derfflinger diese abschlägige Antwort aufgenommen, erhellt aus seiner gleich am Tage des Empfanges an den Geheimen Staatssekretär Fuchs gerichteten Herzensergießung, in welcher der treuherzige Sinn, das gute Bewußtsein, und der rege Eifer des Mannes, bei allem Verdrusse über den Anschein, welchen sein Gesuch tragen sollte, auf das schönste hervorleuchten. Sein Brief lautet wie folgt: „Wohledler, hochgeehrter Herr und

Freund! Ich habe Sein Schreiben nebſt der beigefügten Reſolution auf mein unterthänigſtes Memorial heut wohl erhalten, hätte mir aber eher den Fall des Himmels verſehen, denn daß ich vermeinen ſollen, eine ſo gar abſchlägige Antwort, die zum Theil in nachdenklichen terminis beſtehet, zu erlangen, allermaßen ich mein Bitten auf meine von Seiner Kurfürſtlichen Durchl. mir ausgeſtellte Kapitulation gegründet habe, welche ausdrücklich im Munde führet, daß wenn ich wegen Herannahung hohen Alters unvermögend, und die ſchweren Travaillen im Kriege auszuſtehen inkapabel wäre, denn würde Seine Kurfürſtliche Durchl. alsdann ohne alle Widerrede und Schwürigkeit mich in Gnaden erlaſſen wollen. Itzo aber empfinde ich leider das contrarium, und muß darzu vorlieb nehmen, daß man in den Gedanken ſtehet, und mir vorwirft, ich würde, wenn ich bei itzgeſtalten Sachen abdankete, meine Ehre beflecken, und bei aller Welt mir eine Blame zuziehen. Dieſe Worte ſchmerzen mich fürwahr nicht wenig, meine getreuen Dienſte ſind bei der Welt vielleicht mehr bekannt, als in Berlin, und die Welt weiß es beſſer, denn daß ſie übel von mir zu blamiren ſollte Urſach haben. Ich habe meiner Ehre zuwider nie etwas in der Welt vorgenommen, ſondern

dieſelbe meinem Blute gleich geſchätzet, werde ſie auch dadurch nicht beflecken, da ich aus Antrieb meines hohen Alters meine Kriegsdienſte zu quitiren und die Ruhe zu erlangen ſuche. Seine Kurfürſtliche Durchl. ſtellen ſich ſelbſt mir zum Exempel für, es kommt aber, wenn ich ſo frei reden darf, in keinen Vergleich; Seine Kurfürſtliche Durchlaucht ſeind Einer, und Gott verhüte es in Gnaden, daß Dieſelbe ja nicht bald abdanken; ich aber bin nicht der Einige, es ſeind vielleicht qualificirtere Leute, die dieſe Charge hinwieder bekleiden können, und denen zum Theil darnach verlangen mag. Da aber auch Seine Kurfürſtliche Durchl. mich zu dieſem hohen Ehrenamte, darüber keines iſt, erhoben haben, (für welche Gnade ich bis in mein Grab unterthänigſt danken werde), zweifle ich nicht, Dieſelben werden mich dazu kapabel gefunden haben, ſonſt mir es nicht wäre konferiret worden, ich hätte es auch mit gutem Gewiſſen nicht über mich nehmen können, und hoffe, ich werde bei demſelben alles ſo treulich verrichtet haben, daß Seine Kurfürſtliche Durchl. jedesmal ein gnädiges Kontentement darüber werden empfunden haben. Daß ich das Saure und Süße gekoſtet, ſolches muß man im Kriege vorlieb nehmen, das Sauere aber ſtehet voran, und

wird, wenn es zur Bilance kommen ſollte, das Süße weit überwiegen. Ich habe des Süßen wenig genoſſen, und mag mir vielleicht zu meiner Geſundheit nicht gedienet haben, die ſtettiniſche Belagerung kann deſſen ein Exempel ſein, weil es mir noch itzo davon bitter ſchmecket. Daß ferner Seine Kurfürſtliche Durchl. anführen, Sie hätten diejenigen, die mir nicht wie ſichs gebühret begegnet, entweder disgraciret und aus Ihre Dienſte erlaſſen, oder ſolche im Felde nie gebrauchet, das kann ich nicht begreifen, ich habe ſo vieles niemals prätendiret, es wäre dann, daß Einige durch den Spruch des Rechten dahin gebracht worden, oder daß Seine Kurfürſtliche Durchl. ſelbſt dahin gnädigſt inkliniret, und Dero hoher Reſpekt und Intereſſe darunter verſiret hätte. Sonſt iſt es auch nicht unrecht geweſen, daß ichs denenjenigen verdacht, und übel von ihnen geſprochen habe, die ihren Abſchied zur Unzeit und ohne Erheblichkeit gefordert haben, inmaßen ſelbige die Zeit hätten erwarten, oder genugſame Urſachen anführen ſollen. Ich aber weiß, daß die Urſach meines Verlangens valide genug, und die Zeit, darin ich meinen Zweck zu erlangen arbeite, nicht verwerflich iſt. Weshalb ich bei meinem Vorſatz beruhe, und nichts mehr als die Ruhe und neben derſelben einen gnä-

digen Herrn verlange, das Uebrige alles habe ich dem lieben Gott anheim gestellet, der wird es herrlich hinauszuführen wissen. Leid ists mir zwar, daß ich Seine Kurfürstliche Durchl. den lieben Herrn verlassen muß, weil aber meine täglich abnehmende Kräfte sich gegen so einer schweren Last nicht mehr wollen animiren noch anfrischen lassen, so hoffe ich gleichwohl annoch, daß Seine Kurfürstliche Durchl. mich nicht gar übern Haufen werfen und ruiniren werden. Ich will den Samen meiner schweren Arbeit gerne gestreuet haben, wiewohl ich den ersten Grund zu dem, was wir itzo empfinden, nicht legen helfen, und will einem Andern es von Herzen gönnen, daß er die besten Früchte an meiner Statt genieße. Ich bin vergnügt genug, wenn Seine Kurfürstliche Durchl. mir Dero Gnade sehen und mich in die verlangte Ruhe kommen lassen, welchen Zweck zu erlangen mein hochgeehrter Herr das Seinige allstets kontribuiren wolle, dafür ich allemal sein werde meines hochgeehrten Herrn dienstwilligster Diener H. G. F. von Derfflinger. Köln an der Spree, den 11. Mai 1678."

Der Fortgang der Ereignisse zeigt, daß Derfflinger sich den Wünschen des Kurfürsten denn doch

bequemt, und den folgenden Feldzug eifrigſt mitgemacht hat. In der That bedurfte Friedrich Wilhelm unter den eingetretenen Umſtänden des Zuſammenwirkens aller ſeiner Kräfte, um den ſteigenden Mißverhältniſſen gewachſen zu bleiben. Seine Bundesgenoſſen bemühten ſich um Frieden, und in den Verhandlungen zu Nimwegen, wo jede Macht nur ihren eignen Vortheil ſuchte, wurde Brandenburgs Heil nicht ſehr bedacht. Neue und letzte Anſtrengungen wurden erforderlich, um durch neue und vollſtändige Waffenerfolge einen ehrenvollen Frieden zu erringen. In dem zweifelhaften Zuſtande, der nicht zur Entſcheidung kommen ließ, ob der Kurfürſt ſeine ganze Heeresmacht zweckmäßiger am Rhein gegen die Franzoſen, oder in Pommern gegen die Schweden gebrauchen würde, verging ein Theil des Sommers; der Prinz von Oranien wünſchte jenes, weil er hoffte, dadurch den Kaiſer, den König von Spanien, und vielleicht ſelbſt die Republik Holland, welche gegen ſeinen Willen eifrig für ſich allein den Frieden zu erlangen ſuchte, an dem Abſchluſſe noch gehindert zu ſehn; dieſes wünſchte der König von Dänemark. Endlich zuletzt entſchied ſich der Kurfürſt für die letztere Meinung, und rückte im Juli mit dem Heere nach Pommern, wo die nähere Ge-

sahe auch den größeren Vortheil zu bestimmen schien. Die Schweden waren daselbst noch im Besitz der festen Stadt Greifswalde und der starken Festung Stralsund, auch hatten sie durch Ueberrumpelung von 1200. Dänen und Brandenburgern sich der Insel Rügen und der zugehörigen kleineren Inseln wiederbemächtigt. Sie aus diesem Besitze zu vertreiben, und ihnen wo möglich keinen festen Fuß auf deutschem Boden zu lassen, schien so dringend als vortheilhaft. Mit Ungeduld harrte der Kurfürst auf die Ankunft der dänischen Flotte, deren Mitwirkung unentbehrlich war. Sie erschien endlich, und am 10. September ging der Kurfürst mit allen seinen Truppen auf 350. Fahrzeugen von verschiedener Größe, die schon in Bereitschaft waren, von Peenamünde nach Rügen unter Segel. Die Ordnung der Truppen wurde auf den Schiffen beibehalten, die Generale von Schöning und Hallard führten die beiden Flügel, der General von Götze das Mitteltreffen. Derfflinger befehligte unmittelbar unter dem Kurfürsten die ganze Unternehmung. Als Leiter der Seefahrt befand sich auf dem Schiffe des letztern der holländische Admiral Tromp. Wegen widriger Winde konnte die Flotte nicht sogleich den beabsichtigten Landungsort bei Putbus erreichen, und

blieb eine Zeitlang dem Feuer der Schweden ausgesetzt. Endlich am 13. September ließ der Kurfürst die Landung seiner Truppen in der Gegend von Putbus möglichst beschleunigen, da auch schon einige dänische Truppen auf der Halbinsel Wittau gelandet und einem Angriffe der Schweden für sich allein nicht gewachsen waren. Der Feldmarschall Graf von Königsmark, schwedischer Oberbefehlshaber in Pommern, suchte durch das Feuer seines Geschützes von den Anhöhen herab die Landung der Brandenburger zu hintertreiben, allein diese rückten unerschrocken vor, pflanzten ebenfalls Geschütz auf, und trieben die Schweden vor sich her. Kaum waren die ersten 200. Reiter ausgeschifft, so stellte sich Derfflinger an ihre Spitze, und griff 8. schwedische Schwadronen mit solchem Ungestüm an, daß diese sich alsbald zur Flucht wandten, und dabei eine Fahne und ein Feldstück nebst vielen Gefangenen einbüßten. Unfähig das Feld zu halten, zog Königsmark sich in die alte Fehrschanze zurück, gegen welche Derfflinger am folgenden Tage mit dem Vortrab anrückte, und daselbst die Schweden in eiligster Ueberschiffung nach Stralsund begriffen fand. Hier war kein Augenblick zu verlieren, wenn der Feind nicht ohne Verlust entkommen sollte. Derfflinger faßte sogleich

seinen Entschluß, den General von Schöning schickte er mit 500. Mann Fußvolk längs des Strandes, um die Schanze zunächst am Meere anzugreifen, und nachdem hier der Angriff begonnen, ließ er plötzlich seine Reiter absitzen, und drang mit ihnen zu Fuß von der Landseite stürmend ein. So wurde die Schanze im ersten Anlauf erobert, und dabei sämmtliches Geschütz und viele Pferde nebst 700. Gefangenen; über 200. Schweden wurden getödtet; Königsmark selbst focht wie ein Verzweifelter, und war von Allen der letzte, der zu Schiffe stieg, um sich zu retten. Die Brandenburger verloren nur etwa 40. Mann. Derfflinger griff sodann am 16. September die neue Fehrschanze an, die sich schon bei den Anstalten zum Sturm auf die ersten Schüsse ergab, da die Deutschen, die zur schwedischen Besatzung gehörten, in Aufruhr ausbrachen, und mit den Brandenburgern sich verbanden. Auf diese Weise schnell im Besitz von ganz Rügen, ließ der Kurfürst nun auch die kleine Insel Dänholm, in der Meerenge von Stralsund gelegen, durch 2000. Mann mit Gewalt wegnehmen. Bei allen diesen und den nachfolgenden Verrichtungen erscheint Derfflinger in gewohnter Thätigkeit und Kraft, und mit allem Feuer persönlicher Tapferkeit in

Gefahr

Gefahr und Kampf immer voran, als Feldmarschall gleichsam noch Rittmeister und als Greis noch Waffenjüngling. Der Tadel neuerer Zeit, daß der Feldherr in solchem persönlichen Eifer nicht in seinem Berufe sei, dürfte dem Waffenbrauche jener älteren Zeiten, wo die Truppenzahl oft so äußerst gering, und eine glückliche Einzelheit so leicht der ganze Erfolg war, nicht unbedingt angemessen sein.

Nach der Eroberung von Rügen und Dänholm wandte sich der Kurfürst zu Anfang des Oktobers mit seinen Truppen, welche unter ihm fortwährend Derfflinger befehligte, zur Belagerung von Stralsund. Diese Festung war noch niemals eingenommen worden; selbst der furchtbare Wallenstein hatte im dreißigjährigen Kriege seine sonst unwiderstehliche Wuth mit Aufopferung eines ganzen Heeres hier vergebens ausgetobt. Das gewaltige Unternehmen mußte gleichwohl gewagt werden; doch wurde zuerst der Weg eines gütlichen Abkommens versucht. In Kaiserlichem Auftrage bot der Kurfürst den Bürgern die Rechte und Freiheiten einer unmittelbaren Reichsstadt an, wenn sie zur Uebergabe der Stadt mitwirkten; allein Königsmark wußte die Einwohner im Gegentheil zur Vertheidigung zu bewaffnen. Nachdem

also dieser Versuch fehlgeschlagen, und bei dem eingetretenen Herbst keine Zeit mehr zu langwieriger Belagerung übrig war, wurde sogleich ohne Schonung die Stadt angegriffen. Am 10. Oktober Abends begann aus 152. Feuerschlünden unter Leitung des Obersten Weiler eine so furchtbare, fortgesetzte Beschießung, daß am folgenden Tage die Stadt in vollen Flammen stand, und die Bürger von den Mauern und Thürmen weiße Fahnen wehen ließen. Der Kurfürst ließ das Feuer einstellen, und sandte einen Trompeter vor, auf den aber von den Schweden geschossen wurde; auch Derfflinger, der, um Vergleichsvorschläge zu vernehmen, nah an das Thor hinanritt, erfuhr grobe Zurückweisung. Die Belagerten hatten nur Zeit gewinnen wollen, die Feuersbrunst zu löschen, welches auch größtentheils gelungen war. Hierauf aber wurde die Beschießung mit erneuerter Heftigkeit fortgesetzt, und in kurzer Zeit lag die Hälfte der Stadt eingeäschert. Königsmark, dessen Soldaten wegen der Hitze nicht mehr auf den Wällen ausdauern konnten, sah sich endlich am 12. Oktober zur Uebergabe genöthigt, und erhielt mit Truppen und Geschütz freien Abzug nach Schweden. Am 20. Oktober zog der Kurfürst, Derfflinger an seiner Seite, feierlich in die eroberte Festung ein.

Auf gleiche Weiſe und Bedingung erfolgte nach heftiger Beſchießung am 6. November die Uebergabe von Greifswalde. Durch dieſe raſchen Ereigniſſe, die jede Erwartung übertrafen und Staunen und Wunder erregten, war den Schweden kein Fußbreit Landes in Pommern übrig, und ihre Macht auf dieſer Seite völlig aus Deutſchland abgeſchieden. Der Kurfürſt kehrte mit Derfflinger und den meiſten ſeiner Generale nach Berlin zurück, wo man den Früchten ſo vieler Siege und Eroberungen in dem Frieden entgegenſah, deſſen Abſchluß von Tag zu Tag erwartet wurde.

Dieſe Hoffnung wurde zwiefach getäuſcht. Die Schweden, in Pommern überwunden, zeigten auf andrer Seite unvermuthete Uebermacht. Aus Liefland brach der Feldmarſchall Horn mit 16,000. Mann durch das polniſche Gebiet in Preußen ein, und grauſame Verwüſtung bezeichnete ſeine Fortſchritte. Gegen ſolche Truppenmacht waren die brandenburgiſchen Beſatzungen in Preußen zu ſchwach; der Kurfürſt ſandte den General von Görtzke mit 5000. Mann zur Unterſtützung ab, allein auch dieſer konnte mit der Geſammtſtärke von 7000. Mann dem feindlichen Einbruche nicht wehren. Die Schweden drangen vor, und die Polen, trotz ihres Bündniſſes mit dem Kurfürſten,

ſchienen geneigt, mit jenen gemeine Sache zu machen. So wichtig es dem Kurfürſten auch war, ſeine Kriegsmacht eine Weile in Ruhe zu erhalten, und zu beſſerer Einwirkung auf das bedenklich fortrückende Friedensgeſchäft gegen den Rhein hin ſchlagfertig geſtellt zu bleiben, ſo wurde doch für Preußen die Gefahr allzudringend, und der Zug dahin ſchnell beſchloſſen. Sichernde Beſatzungen blieben in Weſtphalen und in Pommern zurück. Von den Truppen aber, die eben aus dem Felde heimgekehrt, wurden alle Regimenter Reiterei und Dragoner, zuſammen 5500. Pferde, ſodann von jedem Regimente zu Fuß ausgeſuchte 60. Mann nebſt doppelten Offizieren, und 34. Stücke Geſchütz, alles unter dem Oberbefehle Derfflingers, ſchleunigſt gegen die Weichſel in Bewegung geſetzt; die Generale von Götz, Graf Promnitz und von Schöning führten die einzelnen Abtheilungen. Kaum waren dieſe Truppen an der Gränze von Pommerellen etwa 9000. Mann ſtark vereinigt, ſo eilte der Kurfürſt ſich an ihre Spitze zu ſtellen. Am 30. December 1678. reiſte er im harten Winter zu Schlitten, begleitet von ſeiner Gemahlin und dem Kurprinzen Friedrich, von Berlin ab, ſchloß ſich ſeinen Kriegsſchaaren an, und traf mit ihnen in beiſpielloſen Gewaltmärſchen ſchon am

10. Januar 1679. in Marienwerder ein, nachdem er dieſen Tag 12. deutſche Meilen, die vorhergehenden aber nicht weniger als deren 6. bis 7. zurückgelegt. Hier ließ er zwei Tage raſten. Trotz der ſtrengen Winterkälte und der ungeheuern Anſtrengung zeigten die Truppen Eifer und Freudigkeit. Inzwiſchen verbreitete die Nachricht von des Kurfürſten ſchnellem Anrücken unter den Schweden Schrecken und Beſtürzung. Der Feldmarſchall Horn, den die furchtbare Nähe des ferngeglaubten Gegners völlig verwirrte, befahl überall den ſchleunigſten Rückzug. Der Kurfürſt aber, von dem Feinde noch 18. Meilen entfernt, ſandte dem General von Görtzke, der in der Gegend von Königsberg verweilte, den Befehl mit allen ſeinen Truppen den Schweden zu folgen, und ſie durch Angriffe möglichſt aufzuhalten, bis der Kurfürſt ſelbſt herangekommen wäre. Mit 4000. Reitern und 1000. Mann Fußvolk, die hinter den Reitern mitaufſitzen mußten, verfolgte Görtzke den Feind ſo nachdrücklich, daß derſelbe in ſteter Flucht bis Inſterburg einen großen Theil ſeiner Mannſchaft einbüßte. Der Kurfürſt folgte angeſtrengt mit den übrigen Truppen nach, und beſchleunigte ſie, das Fußvolk auf zuſammengebrachten Schlitten, über das friſche Haf am 16. Januar nach Königsberg.

Zwiſchen Tilſit und Ragnit ſchien Horn endlich ſtehn zu wollen, daher der Kurfürſt abermals den General von Görtzke mit 4300. Reitern und den Oberſten Henning von Treſſenfeld mit 1000. Dragonern vorausſandte, um durch kleine Gefechte ſeinem eignen Anrücken Zeit zu gewinnen. Er ſelbſt ließ alle Pferde und Schlitten der Umgegend ſchnell wieder aufbieten, und führte ſeine kampfbegierigen Truppen 3. Meilen weit über das zugefrorene kuriſche Haf, wodurch er ſeinen Weg um 8. Meilen verkürzte, und Abends am 19. Januar zu Gilge, einem Dorf an dem gleichnamigen Fluſſe, ankam. In der Nacht noch ging er bei der größten Kälte weiter bis 3. Meilen von Tilſit, nach Kuckernes, wo eben in der Frühe die ermatteten Pferde etwas Futter erhielten, und die faſt erſtarrten Soldaten gegen die Kälte einigen Schutz ſuchten, als die Nachricht einlief, daß Treffenfeld unfern Tilſit bei dem Dorfe Splitter ein ſiegreiches Gefecht gegen zwei ſchwediſche Regimenter beſtanden, dieſe faſt ganz vernichtet, und dabei eine Menge Geſchütz, zahlreiches Gepäck und andere Beute genommen habe. Als dieſer tapfre Oberſt gleich darauf ſelbſt erſchien, und dem Kurfürſten 20. Fahnen und Standarten und andere Siegeszeichen überreichte, empfing er dafür auf der Stelle

ſeine Ernennung zum Generalmajor. Den von Tilſit abziehenden Schweden den Weg zu verſperren, rückte der Kurfürſt am 21. Januar vor Tag von Kuckernes nach Heidekrug, wo ſie vorbeikommen mußten. Görtzke aber erhielt wiederholten Befehl, den Feind unausgeſetzt zu verfolgen und anzugreifen; er erreichte auf dem Wege nach Koadjut ihren Nachtrab, den Horn ſelbſt befehligte, und brachte demſelben eine völlige Niederlage bei. Dem Kurfürſten ſelbſt entzog ſich Horn, indem er durch einen ſtarken Nachtmarſch rechts nach Samogitien ausbog, und ſo die Trümmer ſeines aufgeriebenen Heeres nach Liefland rettete, wo alles in Angſt und Schrecken jeden Augenblick die Ankunft der ſiegreichen Brandenburger erwartete, und ſelbſt Riga ſchon vor dem Schickſale Stralſunds erzitterte. Der Kurfürſt aber, erwägend, welch unerhörte Anſtrengungen die Seinigen in dieſem ſchrecklichen Winterfeldzuge gemacht, und bei der ſtets zunehmenden Kälte noch ferner zu machen hätten, überließ die weitere Verfolgung den Generalen von Schöning und von Treffenfeld, und ging mit der Hauptmacht nach Königsberg, wo er am 24. Januar unter dem Jubel der Einwohner herrlich einzog. Die genannten Generale ſchlugen den Feind noch in mehreren ſcharfen Gefechten

und verfolgten ihn bis 8. Meilen vor Riga, von wo sie dann nach Memel zurückkehrten. Horn brachte von seinem noch kurz vorher so streitbaren Heere in erschöpften aufgelösten Haufen kaum 2500. Mann zurück, die übrigen waren durch das Schwert der Brandenburger gefallen, oder durch Hunger, Frost und furchtbare Seuchen, welche ihre Flucht schrecklich begleiteten, aufgerieben. Dieser denkwürdige Feldzug, in Schnelligkeit, Kraft und Wirkung den von Fehrbellin wiederholend, übertraf diesen noch durch die erhöhte Anstrengung, welche der furchtbare Winterkampf jenes fernen Nordens auferlegte. In dem Andenken dieser Thaten und Mühen wird der Name Derfflingers immerdar mitleben.

Während Friedrich Wilhelm an den Ufern der Ostsee dem einen Feinde so glorreich entgegenstand, wurde er in Westen dem andern von seinen Bundesgenossen schmachvoll preisgegeben. Spanien und Holland hatten schon früher den Frieden mit Ludwig XIV. zu Nimwegen geschlossen, dem Beispiele dieser Mächte folgten Kaiser unt Reich ebendaselbst am 5. Februar 1679. Die Lage des Kurfürsten wurde nun bedenklich; nur Dänemark stand noch auf seiner Seite, gegen Schweden allenfalls wirksam, gegen Frankreich ohne Ge-

wicht. Ein Heer von 30,000. Franzoſen unter dem General Calvo fiel in das Herzogthum Kleve ein; bald nachher 10,000. unter Crequi in das Fürſtenthum Minden. Der ganzen Macht Ludwigs XIV. war Friedrich Wilhelm allein nicht vermögend zu widerſtehn, er ſelbſt auch mußte Frieden ſuchen, welchen der König von Frankreich, ein treuerer Bundesgenoſſe als die dem Kurfürſten zu Theil gewordenen, nur unter der Bedingung zugeſtand, daß alle den Schweden entriſſene Länder und Feſtungen ihnen zurückgegeben würden. Vergebens ſuchte der Kurfürſt die Früchte ſeiner kriegeriſchen Anſtrengung wenigſtens zum Theil zu behaupten, jede Zögerung wurde zuletzt gefährlich, und auf jene harte, durch geringe Gegenbewilligung nur wenig ermäßigte Bedingniß wurde der Frieden mit Frankreich und Schweden zu St. Germain en Laye am 29. Juni 1679. durch den brandenburgiſchen Bevollmächtigten Meinders endlich unterzeichnet.

Inmitten aller Thaten und Ehren, welche den emporgeſtiegenen Krieger ſchmückten, blieb Derfflinger gleichwohl mancher Berührung ausgeſetzt, die ihn vor eitlem Uebermuthe, oft nur allzu ſchonungslos bewahren ſollte. In einer Stellung, wie die ſeinige war, ſind Neider und Feinde unvermeidlich; ihren Haß nährt oft noch ſelbſt

die Güte, die ihn versöhnen möchte. Die dunkle Herkunft, in deren Gegensatz Verdienst und Würde nur um so glänzender hervortraten, wurde das bequeme Ziel niedriger Schmähungen. Die bittre Schmach, welche der Feind ihm bei der Belagerung von Stettin anthat, ist schon erwähnt worden. Aber auch im Kreise der Seinen widerfuhr ihm manch schnöde Begegnung. Nicht die Gunst und Achtung des edlen Kurfürsten, nicht das Ansehn der wohlerworbenen Feldmarschallswürde vermochte freche Beleidigungen in jenem Bezuge ganz zu hindern. Doch Derfflinger war nicht der Mann sie geduldig zu ertragen. Als ein französischer Gesandter einst die Unverschämtheit hatte, den Kurfürsten bei der Tafel zu fragen, ob es wahr sei, daß er einen General in Diensten habe, der ein Schneider gewesen? trat Derfflinger, die Antwort nicht abwartend, sogleich auf, und flammende Blicke auf den Gesandten schießend, „Hier ist der Mann, rief er, von dem das gesagt wird: hier aber (auf seinen Degen schlagend) hier ist die Elle, mit der ich die Hundsfötter nach der Länge und Breite messe!“ Ein allgemeines Staunen und langes Stillschweigen der Anwesenden vollendete die Vernichtung des erblaßten Diplomaten. Nach andrer Erzählung fiel dieser Auftritt mit einem Herzoge von Holstein-Beck vor, was jedoch hier einerlei sein kann.

Derfflinger jedoch ſchämte ſich der Erinnerung ſeiner früheren Lebensverhältniſſe keineswegs, nur vorwerfen ſollte ſie ihm keiner, er ſelbſt rief manchen Zug ſeiner Vergangenheit gern auf heitre Weiſe hervor. Als er noch gemeiner Dragoner war, erzählte man, konnte er einmal nachts nicht ſchlafen, ſondern warf ſich unruhig auf der Streu hin und her, wodurch ſein Zeltkammerad gleichfalls am Schlafe gehindert blieb, und ihn ſcheltend fragte, warum er ſo unruhig ſei? Derfflinger antwortete, er könne nicht ſchlafen, weil ihn der Gedanke quäle, wie er in der Welt wohl noch ein General werden möchte. „Ach was! rief der Andre, lieg und ſchlaf! ein Lumpenhund magſt du wohl noch werden, aber kein General!“ Dreißig Jahre nachher, als er ſchon Feldmarſchall war, kam Derfflinger auf der Reiſe in ein Städtchen, wo der Name des Bürgermeiſters ihm auffiel; er fuhr ſogleich vor deſſen Wohnung an, und als derſelbe eiligſt mit der Mütze in der Hand hervorſtürzte, rief Derfflinger, der auf den erſten Blick ſeine Vermuthung beſtätigt fand, ihm mit ſtarker Stimme entgegen: „Kammerad, kennen wir uns noch wohl?“ — Ja, erwiederte der Bürgermeiſter mit Zögern. — „Und wie iſt's mit der Prophezeihung geworden?“ fuhr Derfflinger fort, indem er ihm die Worte jener Nacht zurückrief.

Der Bürgermeiſter entſchuldigte ſich, nach ſo langer Zeit könne er ſich der Worte, die er damals gebraucht, ſo genau nicht mehr erinnern, bäte aber gern um Verzeihung, wenn unter ihnen als damaligen Zeltkammeraden etwas vorgefallen, das ihrem jetzigen Abſtande nicht gemäß ſei. „Wenn's einmal Lumpenhund ſein muß, rief Derfflinger, ſo mag's drum ſein; aber wer iſt denn nun der größte geworden, ich oder du?“ Der Bürgermeiſter wußte ſich in ſeiner Verwirrung kaum zu faſſen, der Feldmarſchall aber ſprang aus dem Wagen, umarmte ihn brüderlich, klopfte ihm auf die Schultern, und fragte, ob er was Gutes zu eſſen habe? Jener antwortete, Schinken, geräucherte Würſte, und Fiſche und Krebſe habe er im Hauſe. „Und ich, ſagte Derfflinger, habe guten Rheinwein bei mir.“ Und ſo gingen ſie zuſammen hinein, aßen und tranken vergnügt mit einander, und unterhielten ſich mit alten Schnurren und Streichen aus jener frühen Zeit.

Endlich ſah Derfflinger die Waffenruhe, die ihm gegen ſeinen Wunſch, doch nur zu Vermehrung ſeines Ruhmes, ſo lange war verſpätet worden, glücklich erreicht, und mit voller Freudigkeit gab er ſich dem Genuſſe derſelben hin. Ihm blieben zwar auch im Frieden die wichtigſten Aemter und Würden, die Statthalterſchaft von Hinter-

pommern und Kamin, die allgemeine Aufſicht über die ſämmtlichen Feſtungen, der Oberbefehl über alle Kurfürſtlichen Truppen, die Wirkſamkeit als Geheimer Kriegsrath; allein die gleichmäßigen Geſchäfte einer geordneten Verwaltung, deren Arbeiten ſich leicht vertheilten und übertrugen, mußten dem von Kriegesthätigkeit Ausruhenden nur Erholung dünken, in welcher die völlige Muße ſich gern verhüllt und doch immer leicht wiederfindet. Abwechſelnd in Berlin, wo er am Hofe ſeines feldherrlichen Fürſten und an der Spitze des Kriegsweſens in hoher Gunſt und verdientem Anſehn ſtand, und auf ſeinen ſchönen Landſitzen, wo ihn Feld und Gärten glücklich beſchäftigten, verlebte er ein frohes Alter, umgeben von einer zahlreichen Familie, die ihn liebend ehrte und pflegte. Der Widerruf des Edikts von Nantes, bei welchem Ereigniſſe Friedrich Wilhelm auf's neue die ganze Größe ſeines Geiſtes und Muthes zeigte, indem er, dem Zorne Ludwigs XIV. trotzend, den Verfolgten Schutz und Aufnahme gab, führte durch die zahlreich einwandernden franzöſiſchen Proteſtanten eine Menge neuer Künſte und friſcher Thätigkeiten nach Brandenburg. An dieſer allgemeinen Belebung nahm Derfflinger, wie es ſcheint, eifrigen Antheil; ſeine Liebe zum Bauen und Pflanzen fand in den Kenntniſſen und dem Ge-

schmacke der gebildeten Ankömmlinge mannigfache Förderung. Vielleicht wird die Vollendung der schönen Gärten zu Gusow mit Recht in diese Zeit gesetzt. Inmitten solch heitrer Beschäftigung genoß Dersflinger den Nachsommer seines Lebens, der, je weniger davon zu sagen geblieben, nur um so glücklicher gewesen sein mag. Doch erlebte er in dieser Zeit auch den Tod seines jüngeren Sohnes, der im Jahre 1686. im Türkenkriege vor Ofen den Heldentod fand.

Indeß konnte sein Lebensglück nicht über den Zustand seiner Gesundheit und seiner Kräfte gebieten; sein zunehmendes Alter war von mancher Schwäche und Kränklichkeit begleitet, gegen welche der Wille zuletzt nichts mehr vermochte. Der Kurfürst bedurfte in den neuen Verwickelungen, zu denen sich die politischen Händel anließen, eines kräftigeren Ueberblicks, einer rascheren Thätigkeit, als sein alter Feldmarschall den Staats- und Kriegsangelegenheiten jetzt noch widmen konnte; dieser selbst hatte sich mehrmals darüber mit dem Kurfürsten in vertraulicher Offenheit besprochen. Als daher der Marschall Graf von Schomberg dem französischen Kriegsdienste um des protestantischen Glaubens willen entsagte, und seine Zuflucht nach Brandenburg nahm, eilte der Kurfürst, den berühmten Feldherrn in dem gehörigen Range bei

ſeinem Heere wiederanzuſtellen. Durch ein Schreiben vom 19. April 1687. machte er dieſe Entſchließung dem alten Derfflinger, der in Guſow ſeit längerer Zeit unpäßlich war, in den ſchonendſten Ausdrücken bekannt; alle ſeine Würden und Einkünfte ſollten ihm verbleiben, nur die Oberaufſicht und die unmittelbare Befehlführung über die Truppen der jüngeren Kraft übertragen ſein. Doch wie ſehr die Lage der Dinge eine ſolche Anordnung rechtfertigte, und wie einverſtanden Derfflinger früher ſelbſt dazu gerathen, ſo reizte doch der Augenblick, da die Sache wirklich geſchah, ſeine Empfindlichkeit, und ſein Antwortſchreiben verhehlte dieſelbe nicht, ſo wenig als die Hoffnung, jenem Amte durch völlige Geneſung bald ſelbſt wieder vorſtehn zu können.

Derfflinger hatte den Schmerz, im folgenden Jahre ſeinen großen Fürſten und Feldherrn durch den Tod zu verlieren. Friedrich Wilhelm ſtarb den 28. April 1688. mit dem hohen Gleichmuthe, den er in Krieg und Schlacht ſo oft bewieſen. Derfflinger folgte bei dem feierlichen Leichenbegängniſſe in dem leidtragenden Range, den ſeine hohen Würden ihm anwieſen, und dem die Bekümmerniß ſeines Herzens bei ſolch traurigem Anlaſſe nur zu ſehr entſprechen durfte. In gleichen Ehren und Würden, wie bei dem großen Kurfürſten, blieb bei deſſen Nachfolger

Friedrich III. der alte Feldmarschall geschätzt und angesehn. Er ging sogar in dem bald wieder gegen Ludwig XIV. ausgebrochenen Kriege noch einmal mit in's Feld; obgleich schon früher alles eigentlichen Dienstes überhoben, glaubte er doch, da seine Kriegserfahrung in Anspruch genommen wurde, nicht zurückbleiben zu dürfen. Er folgte dem Kurfürsten, der mit 20,000. Mann zu dem Kaiserlichen Heere zog, im Jahre 1690. nach Flandern. Allein der Feldzug blieb ohne bedeutende Ereignisse, und Derfflinger kehrte nach Berlin zurück, um fernerhin ganz der Ruhe zu leben. Auch nahm er an den folgenden Feldzügen, in welchen seine drei Regimenter stets mitfochten, persönlich keinen Theil mehr. Er lebte seine letzten Jahre im Schooße seiner Familie, meist auf dem Lande, jeder Sorge enthoben, nach durchkämpftem Leben in stillem Frieden. Sein irdisches Heil war ihm in reichen Maßen zugeströmt, um das himmlische war ihm nicht bange. Man rühmte seine wahrhafte Frömmigkeit, die sich mit festem Vertrauen an die protestantischen Glaubenslehren anschloß; Johann Arnds wahres Christenthum ließ er sich fleißig vorlesen, ein Erbauungsbuch, das noch heutiges Tags den Bedürfnissen vieler Frommen entspricht. Betagt und lebenssatt starb er endlich

den

den 4. Februar 1695. faſt 89. Jahr alt den ſanften Tod der Altersſchwäche bei völligem Bewußtſein. Seinem Willen gemäß wurde ſein Begräbniß ganz einfach veranſtaltet, und in der Gedächtnißrede, die ihm der Prediger zu Guſow, Salomon Sannovius, hielt, nicht das geringſte von ſeinem Leben und ſeinen Thaten erwähnt. Dieſer Prediger hat jedoch viele Nachrichten über Derfflinger mit großem Fleiße geſammelt, wovon die Handſchrift vielleicht noch irgendwo bewahrt iſt.

Von Derfflingers Perſönlichkeit findet ſich folgende ältere Schilderung, welche der Anblick eines noch erhaltenen Gemähldes gegeben zu haben ſcheint. „Ein ſtarkes, krauſes Haar zierte ſein Haupt. Sein Geſicht iſt durch die breite Stirn, ſtarke Augenbraunen, lebhafte Augen, große Naſe, ſtarkes Kinn, volles Geſicht und Unterkehle kenntlich, welches der Bart über der Oberlippe und etwas ſtehengebliebenes verſtutztes Haar unter der Unterlippe noch mit mehren Merkmalen verſehen. Er muß ein wohlgebildeter, großer, ſtarker Mann geweſen ſein, den ſchon die Natur zum Kriege gemacht.“ Seine Eigenſchaften als Feldherr ſind aus der Erzählung ſeines Lebens genugſam zu erkennen; Rathſchlag und Ausführung finden ſich ſtets bei ihm in gleicher Tüchtigkeit. Der

Unternehmungsgeist, die Schnelligkeit und Kühnheit, welche dem Reiterdienste vor allen angehören, sind die Grundzüge des Karakters, den er als Kriegsmann zeigte; die Reiterei war seine Waffe, ihr hing er durch sein ganzes Leben, vom Gemeinen bis zum Feldmarschall, treulich an. Die Truppen liebten ihn und folgten mit Vertrauen seiner Anführung, die den Sieg zu verbürgen schien. Er hatte mit ihnen eine leutselige, freigebige Art, wie folgender Zug beweist. Er sah einst mit einem Unteroffizier in einer Festung seine Lade voll eingehämmerter Thalerstücke nach. Der Anblick solcher niegesehenen Menge Geldes brachte den letzteren ganz aus der Fassung, daß er staunend zurückwich. Da befahl ihm Derfflinger, sich eine Handvoll davon zu nehmen, und da jener, noch mehr erschrocken, dies nicht thun wollte, so nahm er selbst eine tüchtige Handvoll heraus, und steckte sie ihm freudig zu mit den Worten, er solle nur nehmen, so was käme doch nicht oft. Seinen Feldherrngaben ertheilt Friedrich der Große ein ehrenvolles Zeugniß. „Parmi les généraux de l'Électeur, — heißt es in den Mémoires de Brandebourg, — le vieux Derfflinger et le prince Jean George d'Anhalt avaient la plus grande réputation. Le prince d'Anhalt passait

pour sage, et Derfflinger pour entreprenant; ce dernier servit bien son maitre à la surprise de Rathenow, à la poursuite des Suédois après la bataille de Fehrbellin, et à hâter la diligence extraordinaire des troupes dans l'expédition de Prusse." Seinen Ueberblick, seine Kriegskenntniß und Waffenkunde dankte er bloß der unmittelbaren Anschauung und Erfahrung, die ihm sein Leben in ungewöhnlicher Fülle dargeboten, selbst vom Geschützwesen und Festungsbau hatte er auf diese Weise ausreichende Einsicht erlangt. Seinen Namen unterzeichnete er sehr zierlich, und zwar nie Dörfling, wie man ihn meistens genannt findet, sondern Derfflinger; alles Uebrige sagte er seinen Schreibern in die Feder. Gelehrsamkeit und Studium blieben ihm fremd, und sein Mangel an Schulunterricht kam oftmals in lustigen Irrungen an den Tag. Man erzählt, er habe einst den Bericht eines Rittmeisters, der auf Erkundung des Feindes ausgeschickt worden, und dem Datum seines Zettels das Wort Raptim vorgesetzt hatte, aus einem Orte solches Namens geschrieben geglaubt, und lange vergebens nach der Lage dieses Ortes gesucht. „Ich habe den Rittmeister, sagte er, nach Neudorf beordert, und der Teufel hat ihn nach Raptim geführt!" Endlich

aufgeklärt, das Wort sei lateinisch und bedeute in Eil, sagte er voll Eifers: „Ei so hätte der Narr mögen auf gut Deutsch hinschreiben in Eil, und ich hätte mir eine gute halbe Stunde unnützes Suchen erspart.“ Ein andermal wurde berichtet, die Truppen könnten nicht so rasch gegen den Feind anrücken, weil die Defilé's sie aufhielten; „Schlagt die Teufels todt!“ rief der ungeduldige Feldherr, der das unbekannte französische Wort für diese im Plattdeutschen ähnlich klingende Feindesbenennung nahm. Ueberhaupt konnte er ausländische Wörter und Namen nicht leiden, und setzte sie stets in ihm bekanntere um. Den spanischen Gesandten Castanaga, zum Beispiel, nannte er nie anders, als Kaspar Nagel. Noch viele Schnurren solcher Art wurden ihm nacherzählt, wovon aber nur wenige in der Ueberlieferung noch übrig sind. Von Natur bieder und frohmüthig, scheint er eine gewisse Derbheit und Laune glücklich vereint zu haben. Sein Umgang war aufrichtig und zuverlässig, doch hinwieder auch klug und gewandt genug, wo die Umstände dies forderten. Der Italiäner Leti, der ein Gemählde des brandenburgischen Hofes verfaßt, schildert ihn als einen Mann von sanften und feinen Sitten, der am Hofe sich sehr wohl dargestellt. Ueberhaupt scheint er in al-

len Dingen eine gute Art und ſichres Maß gehabt zu haben, ohne nach irgend einer Seite hin die Schranken zu übertreten. Bei vielfachen Ausgaben hielt er ſein Vermögen doch wohl zu Rath, und ſein guter Stern hatte ihn wie aus Niedrigkeit zu den höchſten Ehren, ſo auch aus Armuth zu den größten Reichthümern emporgeführt. Seine Kriegsämter brachten ihm ſehr bedeutenden Dienſtgehalt, ſeine drei Regimenter ebenfalls beträchtliche Einkünfte. Außerdem erhielt er zur Belohnung ſeiner großen im Felde geleiſteten Dienſte von dem Kurfürſten wiederholt außerordentliche Geſchenke; im Jahre 1675. anfangs 10,000. Thaler, darauf nach der Schlacht von Fehrbellin noch 10,000. und endlich eine Verſchreibung auf die geweſene Komthurei Wildenbruch von 120,000. Thaler; ferner im Jahre 1678. wegen der bei Einnahme der Inſel Rügen und der Feſtungen Stralſund und Greifswalde bewieſenen Tapferkeit eine Anweiſung von 50,000. Thaler auf die ſpaniſchen Hülfsgelder, die im folgenden Jahre auf 62,000. erhöht wurde. Außer großen Summen baaren Geldes hinterließ er die theils erheiratheten, theils angekauften herrlichen Güter Guſow, Platkow, Wulkow, Kleſſin und Hermsdorf in der Kurmark, Schildberg in der Neumark, Quitemen nebſt den dazu gehörigen Dörfern in Preußen,

endlich zu Berlin das von Nering für ihn erbaute und zu seiner Zeit prächtige Haus am kölnischen Markte, welches grad' im Gesichte des Königlichen Schlosses liegt, und jetzt dem Kaufmann Westphal gehört. Wegen der Besitzungen in Preußen war ihm das dortige Ingeburtrecht, später auch das polnische ertheilt worden.

Derfflinger sah aus seinen beiden Ehen eine zahlreiche und blühende Nachkommenschaft. Seine Tochter, Beate Luise, die einzige Frucht aus der ersten Ehe, heirathete im Jahre 1674. den Generallieutenant und Oberhauptmann der Festung Küstrin, Kurt Hildebrand von der Marwitz; drei jüngere Töchter aus der zweiten Ehe, Luise, Emilie und Charlotte, wurden die Gattinnen des Generallieutenants Joachim von Dewitz, des Obersten Hans Otto von der Marwitz, und des Generalmajors Johann von Zieten; eine fünfte Tochter Dorothea starb unvermählt. Seine beiden Söhne aus der zweiten Ehe, Friedrich und Karl, bezogen im Jahre 1676. zusammen die Universität, studirten zuerst in Frankfurt an der Oder, darauf in Tübingen. Der jüngere ging in der Folge mit den brandenburgischen Hülfsvölkern gegen die Türken nach Ungarn, wo er im Jahre 1686. vor Ofen blieb. Der ältere begab sich eine Zeitlang nach

Straßburg, machte ſodann große Reiſen, beſuchte Frankreich, Holland, England, Italien, Malta, und ging endlich zu Venedig als Oberſtlieutenant in Dienſte der Republik deren Truppen der Feldmarſchall Graf von Königsmark befehligte. Im Jahre 1688. von ſeinem Vater zurückgerufen, erhielt er den gleichen Grad im brandenburgiſchen Heere, nahm aber im Jahre 1691. den Abſchied, um ſich ganz der Pflege des alten Vaters zu widmen. Nach deſſen Tode trat er wieder in Dienſte, ſtieg bis zum Generallieutenant, und ſtarb im Jahre 1724. zu Guſow ohne Kinder. Er hinterließ den Ruhm eines edlen und tapfern Mannes, und eine Wittwe, geborne von Oſterhauſen, eine fromme tugendhafte Frau, die ihn noch lange überlebte. Mit ihrem Tode, der zu Berlin im Jahre 1740. eintrat, erloſch der Name Derfflinger unter den Lebenden. Von des alten Feldmarſchalls Töchtern aber erblühte eine große Nachkommenſchaft, die ſein Geſchlecht in dem angeeigneten Vaterlande kräftigſt erhalten und weit verzweigt hat. Derfflinger prangt jetzt als Ahnherr in den Stammbäumen der Fürſten von Schönburg und Reuß, der Grafen von Stollberg-Wernigerode, Haugwitz und Podewils, der Familien von der Marwitz, Zieten, Bismark, du Roſey, Bonin und mancher

:ndern angesehenen Geschlechter, die seines Na:mens mit Recht sich rühmen.

Derfflingers Bild ist in Kupferstichen, Denk:münzen und Gemählden mannigfach erhalten. Eines der letztern wird noch zu Berlin in dem Hause aufbewahrt, dessen Besitzer er einst gewe:sen. Sein Zeitgenosse Johann von Besser, Ce:remonienmeister und Dichter am brandenburgi:schen Hofe, hat seiner in dem Lobgedichte auf Friedrich Wilhelm den Großen ruhmvoll gedacht. In späterer Zeit hat Blum, in dem Schauspiele das befreite Rathenau, ihn unter den Helden der Begebenheit mi:aufgeführt. Gleiches ist in un:seren Tagen durch Heinrich von Kleist, in dem Schauspiele der Prinz von Homburg, geschehn, doch hat die freischaltende Einbildungskraft des Dichters in diesem glänzenden Erzeugnisse die Treue geschichtlicher Einzelheiten keineswegs be:absichtigt.

Fürst Leopold von Anhalt-Dessau.

Fürſt Leopold von Anhalt-Deſſau.

Fürſten von Anhalt-Deſſau prangen durch drei Geſchlechtfolgen ununterbrochen an der Spitze des preußiſchen Heeres als Feldmarſchälle. In dieſer glänzenden Reihe ſtrahlt jedoch am meiſten Leopold, der zwiſchen ſeinem Vater und ſeinen Söhnen in hervorleuchtender Mitte ſteht. Er wurde geboren am 3. Juli des Jahres 1676. auf dem Schloſſe zu Deſſau. Sein Vater Johann Georg, regierender Fürſt, war durch ſeine Gemahlin, die Prinzeſſin Henriette von Oranien, mit dem Kurfürſten von Brandenburg, Friedrich Wilhelm dem Großen, verſchwägert, und ſtand zugleich in deſſen Kriegsdienſten als Feldmarſchall und Statthalter der Mark. Nach einem frühverſtorbenen Prinzen und ſieben Prinzeſſinnen erſchien dem Fürſtlichen Hauſe endlich in Leopold wieder ein längſt erſehn-

ter und kaum gehoffter Erbprinz. Das ganze Land nahm lebhaft Theil an der ungemeinen Freude der Aeltern, welche durch den neuen Sprößling ihre Stammesfolge gesichert sahen. Denkmünzen, die auf seine Geburt geprägt wurden, drückten diese Bedeutung aus. Dieses theure Kind gegen jede Gefahr sorgsam zu hüten, und seinem zarten Alter kräftiges Gedeihen zu geben, dahin wandte sich alles eifrigste Bemühen. Wenn glücklicherweise keine Verzärtelung hieraus entstand, so blieb doch auf der andern Seite nicht jeder Nachtheil vermieden. Der Prinz sollte, so war des Vaters Befehl, in keiner Art einen Zwang erleiden, seinen Wünschen und Launen mußte willfahrt werden, seinen Neigungen nachgegeben. Gleichmäßig mit der Stärke des Körpers entwickelte sich die des Gemüths, und Aeußerungen von Kraft und Herzhaftigkeit wurden ihm schon im ersten Lebensjahre nacherzählt, und die Bürgerschaft von Dessau huldigte seinem Geburtsfeste, da er eben ein Jahr alt geworden, durch Ueberreichung einer Denkmünze, die ihn als jungen Herkules, in der Wiege zwei Schlangen zerreißend, darstellte. In Fülle der Gesundheit entwickelte sich der Knabe zu immer größerer Kraft und Heftigkeit des Willens. Sein ungestümer Sinn duldete keine Schranken,

ſein gebieteriſcher Trotz keinen Widerſpruch, gewaltſam ſchaltete er in ſeiner Umgebung, und ungeſtraft folgte er jeder leidenſchaftlichen Wallung. Seine ganze Richtung ging auf das Kriegsweſen. Den Uebungen der Soldaten beizuwohnen, Kriegsgeſchichten anzuhören, und ſelbſt die Waffen zu führen und wilde Wagniſſe zu beſtehn, wurde ſeine einzige Luſt und Beſchäftigung. Für andern Unterricht, als dieſen unmittelbar kriegeriſchen, hatte er ſo wenig Sinn als Geduld; man mußte darauf verzichten, ihm die gewöhnlichen Kenntniſſe der Schule beizubringen, und nur aus den Lebensberührungen des Umganges empfing er die nothwendigſten, ſo wie den Gebrauch der franzöſiſchen Sprache, mit der ihn ſchon die frühſte Kindheit vertraut gemacht. Dagegen bewies er die größte Ausdauer in jeder körperlichen Uebung und Abhärtung. Vom neunten Jahre an ging er mit dem Vater auf die Jagd, die ihm ſein ganzes Leben lang ein Gegenſtand der Leidenſchaft blieb, theilte alle Beſchwerden der Erwachſenen, und lag mit ihnen manche Nacht in Wald und Feld unter freiem Himmel. Auch begleitete er den Vater häufig nach Berlin, wo die kriegeriſche Umgebung ihn nur immer heftiger aufreizte, und gewaltſamer zu den Waffen hinzog. Sein entſchiedener Hang

und seine kraftvollen Anlagen für den Kriegerstand gaben ihm bald eine frühzeitige Berühmtheit, und weckten die außerordentlichsten Erwartungen. Kaiser Leopold wurde dadurch bewogen, den erst eilfjährigen Knaben auf Ansuchen des Vaters im Januar 1688. zum Obersten und Inhaber eines Regiments zu Fuß zu ernennen. Unter steten Leibes- und Waffenübungen, und immer ernsthafter in die Verhältnisse des Kriegers eingehend, erreichte er sein siebenzehntes Jahr, als er unerwartet am 17. August 1693. durch den Tod seines Vaters zur Regierung berufen wurde, deren wirklichen Antritt jedoch seine Minderjährigkeit ihm noch versagte.

Zufolge der getroffenen Anordnung übernahm die verwittwete Fürstin die Vormundschaft ihres Sohnes und die Verwaltung des Landes. Leopold, dessen Ehrgeiz nicht so sehr darauf gerichtet war, ein Regent, als vielmehr ein Soldat zu sein, sah freudigst die Regierungsgeschäfte in der guten Obhut seiner Mutter, und ergab sich desto ungebundener seiner Leidenschaft für das Kriegswesen. Aber wie heftig diese auch war, so gab sie bald noch einer andern Raum, die ihn mit gleicher Gewalt fortriß. Ein schönes und mit edlen Eigenschaften reichbegabtes Bürgermädchen, Anna Luise Fösin, die Tochter eines Apothekers in Dessau,

war von ihrem ſiebenten Jahre mit ihm aufgewachſen, und Leopold gleich von Anfang der holden Geſpielin, die ſeinen Trotz und ſeine Wildheit noch am meiſten zu ſänftigen wußte, überaus gewogen. Aus dieſer innigen Gemeinſchaft entſtand mit zunehmenden Jahren eine leidenſchaftliche Liebe, welche den gewaltſamſten Ausbruch drohte. Anfangs glaubte man, die ſchnell entzündete Flamme würde eben ſo ſchnell wieder verlöſchen, und die Leidenſchaft durch ihre Wildheit ſelbſt ihr Ziel bald übereilen; allein man täuſchte ſich in der Beurtheilung beider Gemüthsarten. Das ſechszehnjährige Mädchen, deſſen Nachgiebigkeit hier ſo gern gebilligt und zum Guten ausgelegt werden mochte, hatte Faſſung und Stärke genug, der ſtürmiſchen Bewerbung des geliebten Jünglings und künftigen Landesfürſten zu widerſtehn. Leopold hingegen, deſſen Willenskraft das einmal Ergriffene eiſern feſthielt, wurde durch jedes Hinderniß, das ſeinen Wünſchen entgegentrat, nur um ſo ſtärker aufgereizt, und war ſogleich für das ganze Leben entſchieden. Durch die Klugheit und Sittſamkeit der Geliebten von dem Gefühl ihres Werthes nur noch tiefer durchdrungen, faßte er den Entſchluß, ſie zu heirathen, und kündigte ſeiner Mutter eines Tages dieſen unabänderlichen Vorſatz an. Die

Fürſtin, äußerſt beunruhigt durch die unerwartete Wendung, welche dieſe Sache zu nehmen drohte, ſann auf Mittel, eine ſo ungeziemende Verbindung zu hintertreiben; ſie hoffte, eine längere Entfernung von dem Gegenſtande ſeiner Leidenſchaft werde ihn deſſelben nach und nach vergeſſen machen, und betrieb deßhalb, daß Leopold auf Reiſen ginge, wozu er ſich gegen alles Erwarten gern bereit finden ließ. Er begab ſich zuvörderſt nach Berlin, um von dem dortigen Hofe ſich zu der weiteren Reiſe zu beurlauben. Der Kurfürſt Friedrich III. wollte ſeinem jungen Vetter gleich ein Regiment zu Pferde geben, allein dieſer wünſchte lieber das Regiment zu Fuß, welches ſchon ſein Vater gehabt, und deſſen Offiziere ihm ſchon größtentheils befreundet und ergeben waren; deßhalb zog er vor, die Zeit noch abzuwarten, bis daſſelbe erledigt würde. Zu ſeinem Hofmeiſter wurde Herr von Chaliſac beſtellt, ein Edelmann aus Guienne, der ſein Vaterland wegen Glaubensverfolgung verlaſſen hatte; mit dieſem und einer angemeſſenen Dienerſchaft, die für ihn ausgewählt worden, trat er hierauf unter dem Nawen eines Grafen von Walderſee am 25. November 1693. die eigentliche Reiſe an. Bei dem damaligen Kriege zwiſchen Deutſchland und Frankreich

reich, welcher so viele Länder zerrüttete und gleichsam zuschloß, blieb Italien fast das einzige, welches ohne Schwierigkeit und Unruhe zu besuchen war. Dorthin wurde demnach das erste Ziel der Reise genommen.

Ueber Nürnberg, Augsburg, Inspruck, Trient und Verona langte Leopold am 25. December glücklich in Venedig an. Er fand hier für seinen lebenskräftigen Sinn, für seine leidenschaftlichen Begierden volle Nahrung. Ungezähmt gab er sich den wildesten Neigungen, den heftigsten Ausbrüchen hin. Unaufhörlicher Verdruß und häufig die gewaltsamsten Auftritte waren Chalifacs trauriges Loos; er verzweifelte zuletzt, auf die Lebensweise seines Zöglings noch irgend einzuwirken; vernünftige Erörterungen und strenge Vorwürfe blieben so unwirksam, wie alle früher versuchten liebreichen Mahnungen. Die einzige Triebfeder, welche noch einigen Vortheil gewähren konnte, war die der Ehre und des Ruhms; diesen Vorstellungen strebte er mit gleicher Begierde nach, wie allen andern Gegenständen, die sein kräftiges Gemüth einmal erfaßt hatte. Aber nicht immer und gleich, ja nicht ohne Gefahr, war diese Triebfeder geltend zu machen. Eines Morgens kam Leopold, nach wilddurchschwärmter Nacht, in wüster Trunkenheit

nach Hause, wo Chalisac in größten Sorgen noch vom Abend her wach seiner harrte; aber jener war nicht in der Laune, die strengen Worte, welche dieser verweisend an ihn richtete, geduldig anzuhören, sondern lief in voller Wuth nach seinen Pistolen, drang mit gespanntem Hahn auf ihn ein, und schrie ihm zu: „Hund, jetzt bring' ich dich um!" Er wäre vielleicht in diesem Augenblicke der Mörder seines Hofmeisters geworden, hätte nicht Chalisac mit furchtloser Fassung ihm stark erwiedert: „Thun Sie es, aber bedenken Sie vorher, wie diese schöne That einst in der Geschichte der Fürsten von Anhalt, die so viel Ruhmwürdiges vollbracht haben, sich ausnehmen wird!" Diese ernste Anrede entwaffnete den Wütherich; beschämt durch die unerschrockene Ruhe seines Hofmeisters warf er die Pistolen weg, umarmte denselben, und bat ihn um Verzeihung, indem er ausrief: „Wahrhaftig, Sie haben Recht, ich war im Begriff, eine schändliche That zu begehn!" In Venedig befand sich damals ein großer Zusammenfluß vornehmer Fremden; außer dem Karnaval trafen in diese Zeit auch noch außerordentliche Festlichkeiten, welche die Schaulust lebhaft ansprachen, die Wahl eines neuen Dogen, die Krönung der Gemahlin desselben, endlich das feierliche Leichen-

begängniß des großen venetianiſchen Helden Franz Moroſini, der von dem Schauplatze ſeiner Kriegsthaten den Beinamen der Peloponneſiſche erhalten hatte. Unter den Anweſenden machte ſich der Prinz Auguſt von Sachſen, der im folgenden Jahre zur Kurwürde gelangte, und bald nachher König von Polen wurde, neben ſeinem Rang auch durch glänzende Perſönlichkeit und vielfache Abentheuer bemerkenswerth; Leopold kam hier mit demſelben in genaue Bekanntſchaft, und behielt auch in der Folge ſtets deſſen freundliche Zuneigung. Inmitten dieſes Aufenthalts empfing Leopold auch noch die freudige Nachricht aus Berlin, daß ſein Wunſch erfüllt, und das ſchöne Regiment ſeines Vaters, nach eingetretener Erledigung, ihm von dem Kurfürſten verliehen worden.

Nachdem der Winter in Venedig unter Luſtbarkeiten und Zerſtreuungen verfloſſen, trat Leopold am 5. März 1694. endlich die Weiterreiſe an, und richtete dieſelbe zunächſt in den Kirchenſtaat, beſah Ferrara, Bologna, Ancona, Loretto, und traf am 30. in Rom ein. Hier führte er ungefähr daſſelbe Leben, wie in Venedig, nur ſtattlicher und größer. In der Nähe des Kapitols miethete er einen ſchönen Pallaſt, und empfing und beſuchte die große Welt, in welcher ihm viel

Auszeichnung zu Theil wurde. Der Kardinal von Goes, der schon seinem Vater befreundet gewesen, der Kaiserliche Gesandte Fürst Anton von Liechtenstein, und mehrere deutsche Prinzen, die sich grade in Rom aufhielten, wurden ihm nahe Bekannte. Die durchdringende Kraft seines Wollens, seine körperliche Gewandtheit und Abhärtung, die kriegerische Rauhheit seines ganzen Wesens, machten seine Erscheinung bedeutend und bemerkbar. Alterthümer und Kunstwerke ließen ihn unbekümmert, er that um dieser Gegenstände willen keinen Schritt, und das, was sich von selbst seinen Augen aufdrang, würdigte er kaum eines Blicks. Desto eifriger besuchte er die Reitbahn, das Ballhaus, den Fechtboden und andre Uebungsorte, wo er durch Kühnheit und Fertigkeit die größten Meister in Erstaunen setzte. Von Rom aus begab er sich auf kurze Zeit nach Neapel, wo ihn sowohl der Vicekönig als der Prinz von Vaudemont mit großen Ehren aufnahmen. Er wohnte hier dem Feste des heiligen Januarius bei, und sah das Blut dieses Heiligen flüssig werden, betrachtete den tobenden Vesuv, und kehrte dann nach Rom zurück, wo er abermals den ritterlichen Uebungen mit verdoppeltem Eifer oblag. Nachdem er Tivoli, Frascati und andre Umgebungen besucht, auch nach Civita-

vecchia eine Reiſe gemacht hatte, verließ er endlich Rom am 13. September, und ging zuerſt nach Siena, wo ihn der Kardinal von Medicis, Bruder des Großherzogs von Toscana, bewirthete, und die deutſchen Studirenden, deren Landsmannſchaft auf dortiger Univerſität großer Vorrechte genoß, ihn als Ehrenmitglied in ihre Zahl aufnahmen. In Livorno beſichtigte er den Hafen, und beſuchte zwei auf der Rhede liegende Kriegsſchiffe, ein engliſches und ein holländiſches, die ihn als nahen Verwandten des Hauſes Oranien mit Abfeurung des Geſchützes und freudigem Zuruf empfingen. Auf dem Rückwege nach dem Hafen drohte ein Sturm, der ſich inzwiſchen erhoben, ſein kleines Fahrzeug in den Wellen zu begraben, doch unerſchrocken gelangte er durch alle Gefahr endlich wohlbehalten wieder an's Land. Ueber Piſa und Lucca ging er hierauf nach Florenz, wo ſowohl der Großherzog Cosmo III. als deſſen Prinz Johann Gaſton ihn acht Tage lang feſtlich vergnügten, und ihm bei der Abreiſe aus beſonderer Höflichkeit zwei Miniſter und viele Hofkavaliere bis an das Thor zur Begleitung gaben. Ueber Modena, Parma, Piacenza, Tortona und Novi gelangte er dann nach Genua, und endlich am 20. Oktober nach Turin. Hier fand er ſeinen

Vetter, den Markgrafen Karl Philipp von Brandenburg, der ſich als Freiwilliger bei den brandenburgiſchen Truppen aufhielt, und im folgenden Jahre, als Opfer der unglücklichen Losreißung von ſeiner Geliebten und Gattin, der ſchönen Gräfin von Salmour, vor Caſale einem frühzeitigen Tod erlag. Leopold wurde hier mit dem Prinzen Eugen von Savoyen, den Prinzen von Commercy, dem Prinzen Maximilian von Hannover und den meiſten andern Generalen und Offizieren des Kaiſerlichen Heeres bekannt, und deren Umgang, wie ſolcher einem jungen Menſchen zugelaſſen wird, ſo berichtet er ſelber, befeuerte ihn dergeſtalt, daß er den Entſchluß faßte, im folgenden Frühjahre bei ſeinem brandenburgiſchen Regimente in wirklichen Dienſt einzutreten. Er ließ deshalb ſogleich an ſeine Mutter ſchreiben, die wider Verhoffen ſeinen Vorſatz ſehr billigte, und auf ſein Anhalten mußte der Markgraf Karl bei ſeinem Bruder dem Kurfürſten ſich um deſſen Zuſtimmung verwenden. Nachdem er noch der Herzoglichen Familie von Savoyen aufgewartet, reiſte er, ſchon ganz von ſeinem neuen Vorhaben erfüllt, am 23. November von Turin ab, und gelangte über Mailand, Brescia, Verona, Vicenza und Padua zum zweitenmale nach Venedig, ver-

weilte aber diesmal kaum drei Wochen daselbst, sondern eilte nach Wien, wo er am 2. Januar 1695. glücklich eintraf. Auch hier widerfuhr ihm ausgezeichnete Behandlung; er sah den Kaiser Leopold und dessen Gemahlin, den römischen König Joseph, den Erzherzog Karl, der nachmals König von Spanien und darauf Kaiser von Deutschland wurde, und die übrigen Mitglieder des Kaiserlichen Hauses; die Kaiserlichen Minister und fremden Gesandten erwiederten seinen Besuch. Seine Mutter hatte veranstaltet, daß er hier vom Kaiser großjährig gesprochen wurde, und die Regierung nun sogleich antreten konnte; er aber wollte von der Vergünstigung, wegen der man ihn nicht gefragt hatte, keinen Gebrauch machen, und erklärte mit dem ganzen Trotze, der ihm eigen war, er wolle damit warten, bis er wirklich 21. Jahr alt geworden. Am 16. Februar verließ er Wien, und kam über Prag und Dresden nach einer Abwesenheit von 14. Monaten, am 24. wieder in Dessau an.

Er eilte zuerst zu seiner Geliebten, für welche sein Herz die gleiche Leidenschaft wie ehmals fühlte, und begrüßte dann seine Mutter, die ihn mit offenen Armen empfing. Hof und Stadt theilten die Freude über seine Wiederkunft; schon

früh zeigte ſich, daß rauhe Gewaltſamkeit, die den Einzelnen ſchreckt und trifft, der Menge durch den beſonderen Reiz leicht verſöhnt wird, den Kraft und Geiſt in jener Verbindung entwickeln. Leopold war den Seinigen allen furchtbar, ſein Zorn hatte weder in ſeinem Gemüth noch in der äußeren Umgebung eine Schranke, der tobenden Willkür des Jünglings, der ſchon Landesfürſt war, mußte ſich alles beugen; aber ſeine Natürlichkeit erweckte hinwieder Zutrauen, ſeine ſeltſame Eigenart Wohlgefallen, ſein unbezwinglicher Muth Bewunderung. Mit Vorliebe und Zuneigung ſah jeder Deſſauer in ihm den künftigen Kriegshelden, dem anzugehören ein Stolz ſein durfte, und durch alle Schrecken und Leiden, welche die Folgezeit zu tragen gab, erhielt ſich mit dieſer Stimmung zwiſchen ihm und ſeinen Unterthanen fortwährend eine Art guten Verhältniſſes. Leopold hatte ſich auf ſeinen Reiſen entwickelt, aber nicht verändert; ſeine Neigungen und Leidenſchaften waren ſtärker, ſein Willen unbiegſamer geworden. So erſchien auch ſeine Liebe zur Föſin, weit entfernt durch die Trennung geſchwächt zu ſein, nach der Wiederkehr nur feuriger und entſchloſſener, ſein Vorſatz ſie zu heirathen mehr als je befeſtigt. Seine Mutter befand ſich in großen Sorgen, wie dieſe

Mißheirath noch abzuwenden wäre. Ein schreckliches Ereigniß mußte sie bald belehren, daß jede Hoffnung dieser Art aufzugeben sei. Durch Absicht oder Zufall erweckt, machte Eifersucht ihm die Treue der Geliebten verdächtig; ein junger Arzt, Verwandter der Fösin, war von weiten Reisen zurückgekehrt, und bezeigte der schönen Base harmlose Aufmerksamkeit. Schon mochte Leopold, von böslichen Einflüsterungen aufgereizt, einem heftigen Ausbruche gegen den Nebenbuhler nahe sein, als er zufällig vorübergehend den jungen Mann mit der Fösin in traulicher Stellung am Fenster stehen sah; dieser Anblick, wahrscheinlich mit Absicht ihm bereitet, setzte sein ganzes Blut in Flammen, mit grimmiger Wuth stürzte er in das Haus, drang auf den jungen Mann mit gezogenem Degen ein, erreichte den Fliehenden in einem entlegenen Gemach, und stach ihn nieder. Dieser gräßliche Mord verbreitete Furcht und Entsetzen um ihn her, niemand wagte gegen ihn aufzutreten, man scheute angstvoll diesen Zorn zu reizen. Auf seine Liebesneigung selbst hatte der Vorgang keinen Einfluß; sie blieb unverändert dieselbe, und der Geliebten rechnete er nicht an, was er bald nachher auch in Bezug auf das unglückliche Opfer seiner Rache als Irrthum erkennen mochte.

Die Leidenschaft zum Kriegsdienste war die einzige, welche mit jener beunruhigenden Liebe noch in Kampf zu stellen blieb, und alles wurde veranstaltet, damit Leopolds Abreise zum Heere beschleunigt würde. Der Krieg, welcher gegen Ludwig XIV. fortwährte, rief ihn nach den Niederlanden, wo mit andern brandenburgischen Truppen auch sein Regiment bei dem Heere des Königs Wilhelm von Großbritannien eingetheilt war. Es bedurfte für ihn keiner dringenden Aufforderung; seine Feldrüstung war durch die mütterliche Fürsorge schon längst bereit, und im Frühjahre 1695., nachdem er zuvörderst in Berlin Rücksprache genommen, eilte er über Halberstadt und Wesel nach Mastricht, wo das zweite Bataillon seines Regiments mit einigen andern in holländischem Solde stand, ließ dasselbe einige Tage exerciren, und begab sich dann nach Lüttich, wo 6. brandenburgische Bataillons, und darunter das erste seines Regiments, unter dem Befehle des Generals von Arnim vereinigt waren. Leopold schrieb noch in späteren Jahren von diesem Eintreffen bei dem Heere: „Es kann es wohl kein Mensch begreifen, als der von Jugend auf so viel Lust zu dienen in sein wallendes Herze hat, wie ich beständig in das meinige befand, daß ich mir so vergnüget sahe,

als ich es mir tauſend- und tauſendmal gewünſchet hatte, das Glück zu erleben, was ich anjetzo völlig beſaß.“ Im Juni kam endlich die noch tauſendmal erwünſchtere Zeit herbei, daß der Feldzug wirklich eröffnet wurde. Die brandenburgiſchen Truppen rückten vereint mit einigen holländiſchen unter dem Befehle des holländiſchen Generals von Attalone über die Sambre gegen Namur vor, um dieſe Feſtung, welche der Marſchall von Boufflers mit 16,000. Mann vertheidigte, zwiſchen der Sambre und Maas einzuſchließen. Da die holländiſchen Truppen Brigadiers hatten, eine Mittelſtufe zwiſchen Oberſt und Generalmajor, ſo wurde, um jede Rangſchwierigkeit im Dienſte zu beſeitigen, auch Leopold als älteſter brandenburgiſcher Oberſt mit dieſer Würde bekleidet. Das geſammte Belagerungsheer aber befehligte der König Wilhelm ſelbſt, die Angriffe leitete ſpäterhin der berühmte holländiſche Generallieutenant Coehorn. Leopold that hier in ſeinem achtzehnten Jahre die erſten Kriegsdienſte; bei einem Ausfall aus der Feſtung beſtand er das erſte ſtarke Kanonenfeuer. Sein Eifer war unermüdet, eine Nacht um die andre hatte er den Dienſt in den Laufgräben, und während andre Offiziere, welche nur die vierte oder fünfte Nacht dazu gebraucht wurden, über die

harte Anstrengung klagten, konnte ihm die seinige noch nicht genügen. Nachdem schon die Uebergabe der Stadt erfolgt, rückte zum Entsatze des Schlosses der Marschall von Villeroi mit 100,000. Mann herbei, der König Wilhelm zog mit der Hauptstärke der Truppen, bei welcher Leopolds Brigade sich befand, ihm entgegen, und hemmte dessen weitere Unternehmung, während der Kurfürst von Baiern den Angriff gegen das Schloß von Namur lebhaft fortsetzte. Mit der endlichen Uebergabe des Schlosses endigte auch der Feldzug, und die Truppen vertheilten sich in die Winterquartiere. Leopold begab sich nach dem Haag, wo der König von Großbritannien und der Kurfürst von Brandenburg verweilten, und ging sodann, als jene heimreisten, auch seinerseits nach Dessau zurück. Aber schon im Anfange des folgenden Jahres 1696. eilte er wieder nach Namur, da die Franzosen Miene machten, diesen Platz anzugreifen, welches jedoch wegen der Bereitschaft der verbündeten Truppen unterblieb. Leopold wurde im März wegen seines Wohlverhaltens zum Generalmajor ernannt, fand aber in diesem wie in dem folgenden Feldzuge, da von beiden Seiten nichts Bedeutendes unternommen wurde, wenig Anlaß sich hervorzuthun. Indeß versäumte er keine Gelegenheit sich zu unter-

richten; begierig sah und hörte er auf die Anführer, welche für die tüchtigsten erkannt wurden, ritt überall bei den Futterungen mit, die von drei zu drei Tagen sich wiederholten, und lernte so nach und nach fast alle Offiziere und ihr Gutes und ihre Fehler kennen, welches ihm in der Folge gut zu Statten kam. Er führte häufig solche Reiterstreifzüge, und jedesmal mit glücklichstem Erfolg, so daß unter seiner Anführung nie ein Pferd in Feindeshände fiel. Den Winter hindurch befand er sich meist in Loo und im Haag bei dem Könige und dem Kurfürsten, die ihm besonders wohlwollten. Im März 1697. erhielt er das Johanniterkreuz.

Der Friede von Ryßwick wurde am 30. Oktober 1697. unterzeichnet, und sämmtliche Truppen kehrten aus dem Felde heim. Leopolds Regiment erhielt seine Quartiere in Halberstadt angewiesen. Am Hofe zu Berlin ging unterdessen eine große Veränderung vor; der Oberpräsident von Danckelmann, erster Minister des Kurfürsten, und der Feldmarschall Graf von Flemming fielen in Ungnade, und statt ihrer trat der Feldmarschall von Barfus an die Spitze der Staatsgeschäfte. Er veranlaßte den Kurfürsten, der seine Geldmittel durch den Krieg erschöpft hatte, und für anderweitigen

Aufwand groſser Summen bedürftig war, die Truppenzahl um zwei Drittheile zu vermindern; er wurde beſchuldigt, die Ausführung dieſer Maßregel nur nach perſönlicher Gunſt eingerichtet zu haben; auch Leopold, dem der Feldmarſchall nicht gewogen war, ſah ſein ſchönes Regiment von zehn Kompanieen auf vier vermindert, deren jede 300. Mann behielt. Bevor jedoch die Abdankung der ſechs Kompanieen vollendet war, erhielt Leopold in Halberſtadt unvermuthet Befehl zu einer beſondern Unternehmung. Der Kurfürſt hatte von dem Hauſe Kurſachſen für 300,000. Thaler die Erbvoigtei und Schutzgerechtigkeit von Quedlinburg erkauft; allein die Stadt, von Sachſen-Gotha unterſtützt, wollte die Uebertragung nicht anerkennen, und keine brandenburgiſche Truppen einlaſſen. Die Bürger, eine Ueberrumpelung fürchtend, hielten ſtarke Wache an den Thoren, und hofften auf die Ankunft gothaiſcher Hülfstruppen. Dieſen zuvorzukommen, und die Stadt mit 3. Kompanieen zu beſetzen, wurde Leopold beauftragt. Er ritt zuerſt mit ſeinem Major hin, um alle Zugänge zu beſichtigen. Zwei Tage darauf zog er abends mit 240. Mann in aller Stille von Halberſtadt aus, und war mit Anbruch des Tages vor Quedlinburg, wo niemand in dieſem Augen-

blick an einen Ueberfall dachte. Einige Bürger am Thore bekamen von den Soldaten Rippenstöße, wurden entwaffnet, und hierauf alle Thore besetzt; mit den übrigen Truppen rückte Leopold gradeswegs auf den Markt, und ließ plötzlich durch alle Tambur die Reveille schlagen, da denn die Bürger, nach seiner eignen Erzählung, durch den Lärm der Trommeln erwachten, und alsdann sahen, wie gut sie ihre Stadt verwahrt hatten.

Die Feldzüge und Reisen hatten Leopolds Regierungsantritt verzögert, ihm ging das Kriegswesen allen andern Dingen vor, und so verstrich fast ein Jahr, eh er in seiner Eigenschaft als Landesfürst förmlich auftrat. Freilich that und befahl er ohnehin schon, was ihm beliebte, und der unbedingte Gehorsam, den seine schrankenlose Gewalt fand, schien nicht erst einer ausdrücklichen Formel zu bedürfen. Die Fürstin Mutter traf jedoch alsbald nach geschlossenem Frieden alle Anstalten, um dem Sohne die Regierung zu übergeben, und am 13. Mai 1698. geschah unter großen Feierlichkeiten die Erbhuldigung von Stadt und Land. Nur der Krieg hatte bisher seine Leidenschaft zur Fösin eine Zeitlang überdeckt, aber nicht schwächen gekonnt; in aller Stärke entschiedenen Wollens trat sein früherer Entschluß neuerdings

hervor, und trotz der Einrede seiner Mutter und ohne sich um die Mißbilligung andrer Höfe zu kümmern, machte er im September des genannten Jahres die Geliebte zu seiner rechtmäßigen Gemahlin. Diese Ehe war durchaus glücklich; die zärtlichste und treuste Zuneigung verband beide Gatten bis zum Ende des Lebens, und was im Beginn als rücksichtslose Gewaltsamkeit vorübergehenden Eigenwillens erscheinen konnte, bewährte sich als dauernder Ausdruck innerster Angemessenheit und Herzensbefriedigung. Nach dreien Jahren, als Leopold aus dieser Ehe schon zwei Söhne hatte, brachte er es dahin, daß dieselben durch Kaiserliche Urkunde vom 29. December 1701. für vollkommen ebenbürtig und erbfolgefähig erklärt, die Mutter selbst aber mit den ehrenvollsten Ausdrücken zur Reichsfürstin von Anhalt erhoben wurde.

Von 1697. bis 1699. war Leopold abwechselnd in Dessau und bei seinem Bataillon in Halberstadt. Sogleich in den ersten Jahren seiner Regierung wandte er die thätigste Sorgfalt auf die Verwaltung und Bewirthschaftung seines Landes, und begann die Reihe von Verbesserungen, Ankäufen, Bauten, die von da sein ganzes Leben hindurch fortdauerte. Seinem Scharfsinn entgingen

gen die Vortheile nicht, welche ſich zur Steigerung der Fürſtlichen Einkünfte darboten, und ſein durchgreifender Wille eignete ſich dieſelben durch alle Mittel an. Sein Hauptaugenmerk blieben jedoch die Kriegesſachen. Tief geſchmerzt hatte ihn die Verringerung ſeines Regiments; er benutzte daher die Gnade und das Anſehn, in welchen er bei dem Kurfürſten ſtand, um angelegentlichſt und dringendſt die Herſtellung der urſprünglichen Kompanieenzahl zu erbitten. Wirklich erlangte er im März 1699. von dem Kurfürſten die Erlaubniß, die 6. eingegangenen Kompanieen ſeines Regiments wieder zu errichten. Sein Regiment zählte demnach wieder zwei Bataillons, worüber ſeine Freude faſt eben ſo groß war, als die erſte bei ſeiner Ankunft beim Heere. Sie wurde noch dadurch erhöht, daß ihm alle Offiziere, die er vorgeſchlagen, bewilligt wurden. Er war zur Vermählung ſeiner jüngſten Schweſter, die des Markgrafen Philipp von Brandenburg Braut war, nach Berlin gekommen; aber nun, erzählt er, ließ er Hochzeit Hochzeit ſein, und eilte, ſobald er nur aus der Kriegskanzlei ſeine Werbegelder und Patente erhalten, über Deſſau nach Halberſtadt, und betrieb ſeine Werbungen mit ſolchem Eifer und Erfolg, daß die neuen Kompanieen ſchon im An-

fange des Juli als vollzählig von dem General von Börſtel zu Kalbe gemuſtert werden konnten. Die Abrichtung und Uebung dieſer Truppen nahm ſeinen ganzen Eifer in Anſpruch; ſie mußten unabläſſig ausrücken, exerciren, lagern. Den Dienſt, die Handgriffe, die Zucht wußte er durch zahlreiche Anordnungen zu vervollkommnen. Er fing an, den Gleichſchritt bei den Truppen einzuführen, der in dem neueren Kriegsweſen vorher nur in einzelnen Beiſpielen, und gleichſam als unerhörte Sache, vorgekommen war. Da die hölzernen Ladſtöcke leicht zerbrachen, ſo führte er nun bei dem ganzen Regiment eiſerne ein, die er bei ſeinen Grenadieren ſchon ſeit einem Jahr erprobt hatte, und legte dadurch den Grund zu einer Fertigkeit im Schießen, die man früher bei keiner Truppe gekannt hatte. In den größten und kleinſten Dingen wurde gleicherweiſe die ſtrengſte Ordnung und Pünktlichkeit gehandhabt; Waffen und Kleidung mußten genau der Vorſchrift entſprechen, die ganze Haltnng übereinſtimmend ſein. Dieſes Soldatenweſen war Leopolds Luſt und Leben. Ihm war Bedürfniß, ſich im Kreiſe dieſer, theils überkommenen, theils ſelbſterklügelten und bis zum äußerſten getriebenen Formen zu bewegen; ihnen unterwarf er willig den ſonſt unbeugſamen Sinn.

Und ſo konnte die kriegeriſche Leidenſchaft, welche den Dienſtberuf in Schlacht und Gefahr zum wahren Heldenthum ſteigerte, auch in dem kleinlichſten Alltäglichen, das jene Farbe trug, mit ſtarrer Beharrlichkeit ſich gefallen!

Im Jahre 1700. wurde Leopolds Regiment, gleich einigen andern, befehligt, nach Lenzen gegen die mecklenburgiſche Gränze vorzurücken. Er ſelbſt wünſchte lebhaft, den Zug mitzumachen, und bemühte ſich eifrigſt, die Sache durchzuſetzen; allein er hatte die Kränkung, durch den Feldmarſchall von Barfus, der ihm ſtets feindlich war, ausgeſchloſſen zu bleiben. Er brachte daher den größten Theil dieſes Jahres, da in ſeiner Nähe keine Truppen waren, die ihn beſchäftigen konnten, verdrießlich in Deſſau hin. Dagegen hatte er die Freude, in demſelben Jahre von dem Kurfürſten zum Gouverneur von Magdeburg ernannt zu werden, wodurch ſeine Wirkſamkeit bedeutend erweitert wurde. Auch ließ er ſich durch vorübergehende Mißhelligkeiten in der einmal erwählten Bahn nicht irre machen, ſondern ſchloß ſich dem Hofe von Berlin und dem brandenburgiſchen Kriegsweſen immer feſter an. Nachdem der Kurfürſt Friedrich III. den 18. Januar 1701. zu Königsberg in Preußen ſich die Königliche Krone auf-

geſetzt, begab ſich Leopold im März nach Potsdam, um den als Friedrich I. zurückkehrenden König in der neuen Würde zu begrüßen. Er wußte ſich demſelben, bei aller entgegengeſetzten Sinnesart, immer werther und beliebter zu machen. Die Prachtliebe des Königs erſtreckte ſich auch auf den Kriegesſtaat, und eine geübte und zahlreiche Heeresmacht ſollte den Glanz des Königthums tragen helfen. Leopold konnte daher ungehindert mit allen Kräften ſich dieſer Richtung hingeben.

Die Gelegenheit, den Ernſt der Waffen im Felde zu zeigen, blieb nicht lange aus. Der Streit um die ſpaniſche Erbfolge zwiſchen Frankreich und Oeſterreich führte ſchon im Jahre 1701. zu kriegeriſcher Ausſicht. Der König von Preußen, mit Oeſterreich, Großbritannien und Holland eng verbunden, beeiferte ſich, den Kaiſerlichen Waffen für den bevorſtehenden Krieg die kräftigſte Unterſtützung zu gewähren. Der Generallieutenant von Heyden erhielt am Niederrhein den Oberbefehl über eine anſehnliche Truppenmacht; ſchon waren 12. Schwadronen Reiterei nach Weſel abgegangen; Leopold wurde beauftragt, 12. Bataillons Fußvolk dahin zu führen, mit welchen er gegen Ende des Mai daſelbſt eintraf. Indeß unterblieb noch der Ausbruch der Feindſeligkeiten, und den

ganzen Sommer verbrachte Leopold in Wesel und Duisburg unter steten Zurüstungen und Waffenübungen. Er reiste dann im Herbste nach dem Haag, dem Könige Wilhelm aufzuwarten, der ihn sehr auszeichnete und viel vom Kriege mit ihm sprach, aber schon krank und schwach dem Ende seiner Laufbahn zueilte; als dieser nach England abgereist war, kehrte auch Leopold zum Winter nach Dessau zurück. Im April des Jahres 1702. begab er sich wieder an den Rhein, wo nach dem Tode des Königs Wilhelm der Herzog von Marlborough den Oberbefehl der verbündeten Heere führte. Die Feindseligkeiten fingen sogleich an. Der Kurfürst von Köln hatte sich mit Ludwig XIV. verbündet, und in seine Festungen Bonn, Kaiserswerth und Rheinberg französische Besatzungen aufgenommen. Diese zu vertreiben stießen die preußischen und holländischen Kriegsvölker unter Anführung des holländischen Feldmarschalls Fürsten von Nassau-Saarbrück zusammen, und rückten zuerst vor Kaiserswerth. Fast zwei Monate, vom 16. April bis zum 15. Juni dauerte die Belagerung. Die Preußen, welche unter dem General von Heyden den einen der beiden Angriffe zu führen hatten, zeichneten sich durch Eifer und Tapferkeit ganz besonders aus. Leopold eröffnete

zuerſt die Laufgräben, und war als Generalmajor einen Tag um den andern im Dienſt. Er trotzte mit rüſtiger Ausdauer jeder Beſchwerde und Gefahr. Unermüdet und unverdroſſen ſchien er nur immer mehr Dienſt und Arbeit zu begehren, als die Gelegenheit darbot. Seine Wachſamkeit und Entſchloſſenheit waren nicht in Säumniß zu bringen. Die Franzoſen machten in der Nacht vom 20. April einen heftigen Ausfall nach der Seite des holländiſchen Angriffs, und drangen bis in die Laufgräben vor, die ſie ſchon einzuebnen anfingen, als Leopold an der Spitze von vier preußiſchen Grenadierkompanieen unvermuthet erſchien, und in raſchem Anfall den Feind aufrollte und in die Feſtung zurückwarf. Dieſe Kriegsthat wurde allgemein mit hohem Ruhme geprieſen, und der König erließ darüber aus Weſel an ihn ein ſehr gnädiges Belobungsſchreiben. Vier Tage darauf, bei Erſtürmung der Rheininſel, war Leopold der erſte, der das Ufer beſtieg, und den ganzen Tag, ſo lange der hartnäckige Kampf anhielt, gab er den Seinen das Beiſpiel ausdaurenden Heldenmuths. Am 4. Mai eroberte Leopold mit den preußiſchen Grenadieren eine Schanze auf dem Kuhberge, die von den Franzoſen nicht wieder genommen werden konnte. Als endlich am 9. Juni

der bedeckte Weg gestürmt wurde, befehligte er den linken Flügel des preußischen Angriffs; dreimal wiederholten die Verbündeten den Sturm, und verloren durch das heftige Feuer der französischen Grenadiere und durch das Auffliegen dreier Minen binnen zwei Stunden über 3000. Mann, doch blieben sie zuletzt Sieger. In der Mitte des Juni erfolgte die Uebergabe der Festung, deren Werke dann geschleift wurden. Die Preußen gingen hierauf bei Düsseldorf über den Rhein, und rückten gegen Venlo. Im Vorbeizuge wurde das Schloß Kempen angegriffen; ein Major mit 300. Mann sollte dasselbe einnehmen, wurde jedoch von der kleinen französischen Besatzung mit heftigem Feuer begrüßt. Kaum aber hatte Leopold bei dem Fußvolk, das er führte, den Geschützdonner vernommen, so sprengte er eilends dahin, trat an die Spitze des Angriffs, erzwang die augenblickliche Uebergabe, und ritt dann ruhig zu seiner Truppe zurück. Im September wurde Venlo belagert; der Fürst von Nassau befehligte die verbündeten Truppen, Coehorn leitete den Angriff. Leopold eröffnete zuerst unterhalb der Stadt an der Maas die Laufgräben, wurde aber auf dieser Seite von den Holländern abgelöst, und mit dem Angriff des Forts St. Michael beauftragt. Nach-

dem hier die Arbeiten gehörig vorgerückt waren, mußte Lord Cuts mit den Engländern von der Nordseite, Leopold mit den Preußen von der Südseite, den bedeckten Weg stürmen. Ermuthigt von ihrem Anführer drangen die preußischen Grenadiere zuerst in die Werke ein, und da der Angriff der Engländer nicht minder gelang, so war das Fort schnell erobert. Einen Grenadiersergeanten, der sich besonders hervorgethan, machte Leopold am folgenden Tage zum Fähnrich in seinem Regiment. Venlo selbst ging wenige Tage darauf am 22. September durch Vergleich über. Der Fürst von Nassau ließ nun die Belagerung der beiden Festen Roermonde und Stephanswerth zugleich unternehmen. Leopold eröffnete unter dem preußischen Generallieutenant Grafen von Lottum die Laufgräben von Roermonde am 2. Oktober, ritt aber abends, als er von der Arbeit kam, voll Ungeduld auch nach Stephanswerth, um dort die Anstalten des holländischen Generallieutenants von Fagel zu besichtigen, und von sich rühmen zu können, an Einem Tage zwei Belagerungen gesehn zu haben. Stephanswerth ergab sich nach geringem Widerstande noch am nämlichen Tage, Roermonde aber erst am 6. Oktober, nachdem Leopold, der an diesem Tage wieder in seiner Reihe den

Befehl führte, die Stadt auf das heftigſte beſchoſſen hatte. Die Preußen, welche nach dem Abgange des Generals von Heyden von dem Markgrafen Albrecht, Bruder des Königs, befehligt wurden, verſuchten noch einen Angriff auf die Feſtung Rheinberg, der aber fruchtlos ablief, und bezogen dann zu Ende des Oktobers die Winterquartiere. Leopold begab ſich nach Deſſau, und darauf nach Berlin, wo er am 18. Januar 1703. dem Krönungs- und Ordensfeſte beiwohnte, und bei dieſer Gelegenheit mit feierlichſter Einführung zum Ritter des ſchwarzen Adlerordens erhoben wurde, der erſte, dem ſeit der im Jahre 1701. geſchehenen Stiftung dieſe Ehre zu Theil wurde. Die Verſetzung des alten Feldmarſchalls von Barfus in den Ruheſtand, welche noch im Jahre 1702. erfolgte, befreite das Dienſtverhältniß Leopolds von einem Gegner, deſſen Uebergewicht ihn zuweilen empfindlich berührt hatte.

Der Feldzug des Jahres 1703. wurde von den Preußen mit der Berennung von Geldern eröffnet. Leopold langte am 24. April bei dem Heere an, und befehligte unter dem General Grafen von Lottum einen Theil der Einſchließungstruppen. Da jedoch unterdeſſen der Herzog von Marlborough mit der Hauptmacht die Feſtung Bonn be-

lagerte, und alles zu einem Sturm anordnete, so war Leopold nicht zurückzuhalten, sondern eilte voll Kampfbegier in Marlboroughs Lager, um ein so großes Unternehmen mitzumachen. Allein der General Coehorn hatte aus einer Batterie von 216. Stücken Geschütz ein so wirksames Feuer auf die Stadt gerichtet, — die Mauern längs der Rheinseite waren fast glatt weggeschossen — daß die Besatzung den Sturm nicht abwartete, sondern am 14. Mai, den Tag nach Leopolds Eintreffen, den Platz durch Vergleich übergab. Unzufrieden kehrte Leopold in das Lager vor Geldern zurück. Hier empfing er im Juli die Ernennung zum Generallieutenant und eine neue Bestimmung. Ihm wurde der Auftrag zu Theil, 6000. Mann preußischer Fußvölker vom Niederrhein an die obere Donau zu dem Heere des Prinzen Ludwig von Baden zu führen, welches gegen die vereinigte Macht der Franzosen und Baiern dort nicht stark genug war. Leopold brach sogleich von Geldern auf, und langte nach einem Marsch von vier Wochen durch die Rheinlande und Franken im Lager des Prinzen bei Hohnsheim an, wo er schon zwei preußische Reiterregimenter vorfand, die gleichfalls unter seinen Befehl gestellt waren. Der Prinz von Baden, durch diese und andre Hülfstruppen

ansehnlich verstärkt, theilte darauf sein Heer, ging mit der Hauptstärke über die Donau, und wendete sich nach Augsburg, dem Kurfürsten von Baiern entgegen, der mit seinen Truppen aus Tyrol hervorkam, und sich mit dem französischen Heere des Marschalls von Villars vereinigte. Die übrigen Truppen, bei welchen die Preußen unter Leopold, die Sachsen unter dem General von Schulenburg, und noch andre Reichsvölker, rückten 18,000. Mann stark unter dem Kaiserlichen Feldmarschall Grafen von Styrum nach Donauwerth, um die Franzosen, welche zwischen Lauingen und Dillingen in verschanztem Lager standen, zu beobachten. Nach einigen Wochen unthätiger Lagerung erhielt Styrum vom Prinzen von Baden den Befehl, zwischen Höchstädt und Donauwerth über die Donau zu gehn, um den Feind auf diese Seite abzulenken. Allein der Kurfürst von Baiern und Villars, von dem Vorhaben frühzeitig unterrichtet, brachen vereinigt auf, zogen mit 30,000. Mann in Eilmärschen gegen die Donau, gingen in der Nacht des 20. Septembers bei Donauwerth über, und griffen in erster Frühe den Grafen Styrum bei Höchstädt von allen Seiten an. Der Kaiserliche Feldherr, der Uebermacht weichend, entschloß sich zum Rückzuge nach Nördlingen. Allein zu gleicher Zeit

rückten auch aus dem verschanzten Lager von Lauingen die Franzosen ihm in den Rücken, und das Gefecht war nicht mehr zu vermeiden. Leopold hatte mit seinen Truppen zuerst den im Rücken andringenden Feind zu bestehn; zuerst warfen einige Schwadronen sich der französischen Reiterei entgegen, und trieben sie in einen Morast, wo sie grossen Verlust erlitt; hierauf ging Leopold an der Spitze einiger Bataillons mit geschultertem Gewehr auf das französische Fußvolk los, das aber den in solch entschlossener Haltung heranstürmenden Angriff nicht abwartete, sondern die Flucht nahm, und bis in die Nähe von Nördlingen verfolgt wurde. Leopold mußte indeß mit seinen Bataillons schleunigst zurückkehren, um nun auch dem von vorn angreifenden Feinde die Stirn zu bieten. Kaum war die Schlachtordnung gebildet, so entwickelte sich plötzlich die ganze Uebermacht der feindlichen Reiterei; sie stürzte zuerst auf das baireuthische Küraſſierregiment, das augenblicklich die Flucht ergriff, und noch andre fränkische und schwäbische Reiter mit fortriß, warf dann 11. preußische Schwadronen über den Haufen, welche, durch jene Flucht allzusehr bloßgegeben, vergebens einigen Widerstand versuchten, und wurde nur durch ein Bataillon Grenadiere, die Leopold mit kluger

Voraussicht in die Flanke gestellt hatte, auch in das Fußvolk einzudringen verhindert. Die sämmtlichen Truppen waren in eiligem Rückzuge, die Preußen allein bestanden noch den Kampf. Umringt von der ganzen feindlichen Reiterei und gedrängt von dem stets zahlreicher nachrückenden Fußvolk, unter fortwährenden Angriffen und starker Beschießung aus dem Feldgeschütz, zog Leopold mit 3. Regimentern, in geschlossenem Viereck mit vorgetragenen spanischen Reitern, in bester Ordnung fechtend über die Ebene dem Nördlinger Walde zu. Anderthalb Stunden dauerte dieser Zug; Leopold hieß die Truppen bis zu zehnmal Halt machen, und die Stirne wieder gegen den Feind wenden; wie auf dem Uebungsplatze geschah jede Bewegung mit strengster Genauigkeit, und die feste, kraftvolle Haltung dieses Fußvolks ließ den Feind nicht wagen, mit ihm handgemein zu werden. Zuletzt blieb Leopold mit 3. Grenadierkompanieen wohl 3 bis 400. Schritt vor dem Walde allein stehn; die feindliche Reiterei, zum Einhauen in das kleine Häuflein angetrieben, kam mit großem Geschrei und in scharfem Trabe gegen den rechten Flügel heran; die Grenadiere, der Noth des Augenblicks gehorchend, machten sich fertig zum Anschlag; doch Leopold, der dazu keinen Be-

fehl gegeben, verbrauchte ſelbſt dieſe äußerſte Gefahr kaltblütig zur Lehre des Gehorſams, mit ſtarker Stimme hieß er den Hahn wieder in Ruhe ſetzen und das Gewehr ſchultern; es geſchah auf der Stelle; die feindliche Reiterei aber ſtutzte vor der wunderbaren Haltung dieſer Grenadiere, denen das Feuer nicht abzulocken war, und wagte nicht ſie anzugreifen. Darauf erſt ließ Leopold rechtsum machen, und gewann Schritt vor Schritt unverſehrt den Wald. Bei Nördlingen ſammelte Styrum ſeine geſchlagenen Truppen, die nicht weiter verfolgt wurden; er hatte alles Geſchütz, Gepäck und 4000. Mann verloren, und die übrigen nur durch die Tapferkeit Leopolds und ſeiner Preußen, ſo wie durch die gute Haltung Schulenburgs, der mit den Sachſen auf der Seite von Dillingen ſtand, von dem Untergange gerettet. Leopold verlor ſein ganzes Feldgeräthe; ſein glänzender Rückzug aber wurde überall nach Verdienſt anerkannt und geprieſen, und Styrum ſelbſt gab davon den ruhmvollſten Bericht. Der Heldenmuth des Fußvolks beſtärkte an dieſem Tage das Vertrauen und die Vorliebe, welche Leopold für dieſe Waffe ſchon hegte, ſo wie im Gegentheil die Reiterei ihm von dieſer Zeit her immer weniger galt. Nach dieſem unglücklichen Treffen, welches im folgenden Jahre,

am nämlichen Orte, durch einen der größten Siege ſollte wettgemacht werden, blieben die Truppen zwiſchen Ulm und Nördlingen bis zum December im Feldlager ſtehn, da ſie dann endlich die Winterquartiere bezogen; die Preußen die ihrigen in der Oberpfalz. Wegen dieſer Verſpätung konnte Leopold erſt im Januar 1704. in Deſſau eintreffen.

Für den Feldzug von 1704. verſtärkte der König von Preußen ſeine Hülfstruppen bei dem Reichsheere bis auf 12,000. Mann, die dem Oberbefehle Leopolds anvertraut blieben. Sie ſtießen im Anfange des Mai bei Rothweil am Neckar zu dem Heere des Prinzen von Baden. Während auf dieſer Seite durch unerklärbar ſcheinende Zögerungen und Verſäumniſſe, über welche Leopold mit allen einſichtsvollen Kriegsmännern bittre Klage führte, die koſtbarſte Zeit unthätig verloren wurde, benutzte der Kurfürſt von Baiern dieſelbe ſeinerſeits, um ſich mit den franzöſiſchen Truppen, die ihm aus dem Elſaß zurückten, zu vereinigen. Er kam dabei ſo nah an dem Kaiſerlichen Heere vorüber, daß er mit ſeinem Geſchütz deſſen linken Flügel zu beſchießen anfing; Leopold erwiederte das Feuer, und warf noch zu rechter Zeit zwei preußiſche Bataillons in eine zwiſchenliegende Schlucht, um den

weiteren Angriff abzuhalten. Auch der Prinz Eugen von Savoyen hatte nunmehr bei dem Heere sich eingefunden, und der Herzog von Marlborough aus den Niederlanden eine große Truppenmacht nach Schwaben geführt. Während letzterer mit dem Prinzen von Baden vereint sich nach der obern Donau gegen den Kurfürsten von Baiern und den Marschall von Marsin wandte, und beide in der Schlacht von Schellenberg oder Donauwerth am 2. Juli auf's Haupt schlug, beobachtete der Prinz Eugen mit dem Theile des Heeres, bei welchem sich die Preußen befanden, am Oberrhein die Bewegungen des Marschalls von Tallard. Im Lager bei Durlach empfing Leopold seine unter dem 27. Juni ausgefertigte Ernennung zum General von der Infanterie, worüber die preußischen Truppen laut ihre Freude bezeigten. Indeß vermochte Eugen nicht zu hindern, daß Tallard mit ansehnlicher Macht durch den Schwarzwald in Schwaben einbrang, und sich am 7. August mit dem Kurfürsten von Baiern und Marschall von Marsin an der Donau vereinigte. Eugen dagegen, der ihm gefolgt war, traf gleiche Vereinigung mit dem Herzoge von Marlborough. Diese beiderseits vereinigten Streitkräfte standen am 11. August auf dem linken Ufer der Donau unfern Höchstädt einander gegen-

gegenüber. Der Prinz von Baden, der immer ſchwierig und hemmend die Rathſchläge der Mitfeldherren ſtörte, war mit der Belagerung von Ingolſtadt beſchäftigt, die man ihm abſichtlich zugeſpielt hatte, ihn überredend, eine Belagerung zu führen ſei ehrenvoller, als ſie nur zu decken. Eugen und Marlborough, in allem beſtens einverſtanden, hatten daher nunmehr freie Hand. In dem Kriegsrathe jedoch, als Marlborough eine Schlacht wollte, und Leopold und die meiſten Generale ihm beiſtimmten, widerſprach Eugen mit vielen Bedenklichkeiten, ſo daß jener heftig wurde, und endlich mißvergnügt aus dem Rathe ſchied. Sogleich aber folgte ihm ein Bote mit einem Zettel von Eugen, der darin ſchrieb, er habe nur zum Scheine widerſprochen, damit der Feind, der durch Verräther die Beſchlüſſe zu erfahren pflege, deſto ſicherer getäuſcht würde, er ſtimme in allen Stücken der Meinung Marlboroughs bei, und ganz nach deſſen gemachten Vorſchlägen ſolle die Schlacht geliefert werden. Am 13. Auguſt mit Tagesanbruch rückten die Truppen 50,000. Mann ſtark zum Angriff. Marlborough, mit ſeinem Heere an die Donau gelehnt, bildete den linken Flügel der Schlachtordnung, Eugen den rechten, der ſich weit in die Ebene bis zu einem Wald erſtreckte;

das Fußvolk dieſes rechten Flügels, aus 11. preuſſiſchen und 7. däniſchen Bataillons beſtehend, wurde von Leopold befehligt. Der Feind, über 60,000. Mann ſtark, ſtellte ſich eiligſt zum Kampfe, rechts zunächſt der Donau der Marſchall von Tallard, der die Dörfer Blindheim und Oberklau mit ſeinem beſten Fußvolk ſtark beſetzte, links der Kurfürſt von Baiern und Marſchall von Marſin, von dem Dorfe Lützingen gedeckt. Zwiſchen den beiderſeitigen Schlachtordnungen zogen ſich mehrere Bäche hin; der Uebergang dieſer Gewäſſer und andre Schwierigkeiten des Erdreichs verzögerten das Anrücken, und erſt gegen 1. Uhr Mittags wurde das Gefecht allgemein. Anfangs gewann der Kurfürſt von Baiern dem Prinzen Eugen gegenüber einigen Vortheil; die Kaiſerlichen Generale, welche die Reiterei befehligten, führten dieſelbe ſchlecht, und ließen durch ihre Flucht die Seite der Preußen entblößt, mehrere Bataillone wurden geſprengt, eines zuſammengehauen, die ganze Linie gebrochen; der Feind eroberte eine Fahne, und ſchwenkte ſie mit Siegesruf hoch empor; da ergriff Leopold ſelbſt eine Fahne, und hieß die Preußen ihm folgen, eine Stückkugel riß ihn mit dem Pferde zu Boden, er aber raffte ſich ſchnell wieder auf, und führte mit erneutem Zu-

ruf ſeine Truppen ſtürmend vor, warf den Feind, und eröberte die verlorene Fahne wieder. Der Kampf erneute ſich hier mit erbitterter Wuth; die Baiern und Franzoſen an Reiterei überlegen, wären es auch an Fußvolk, ſie hatten 30. Bataillons gegen 18. und wollten nicht weichen. Vergebens hatte Eugen mit der wieder geſammelten Reiterei neue Angriffe verſucht, unwillig verließ er jene, und ausrufend, er wolle nun mit tapfern Kriegern fechten, geſellte er ſich dem preußiſchen Fußvolk, mit welchem Leopold jetzt nicht nur die feindliche Reiterei zurückſchlug, ſondern, ſelbſt zum Angriff übergehend, unter den Augen Eugens den ganzen linken Flügel des Feindes, troß der hartnäckigſten Gegenwehr, durch ein fortgeſetztes unwiderſtehliches Feuer zuſammenwarf und nachdrücklich verfolgte. Inzwiſchen hatte Marlborough auf dem linken Flügel nach blutigem Kampfe ebenfalls den Sieg entſchieden, und in dem Dorfe Blindheim, welches Lord Cuts mit den Engländern unter mörderiſchem Feuer geſtürmt, einen Theil des feindlichen Heeres gefangen genommen, nicht weniger als 27. Bataillons und 4. Dragonerregimenter ſtreckten daſelbſt das Gewehr. Der Feind verlor in dieſer Schlacht gegen 40,000. Mann und darunter 12,000. Todte, ferner 141. Stücke Geſchütz, 144.

Fahnen und Standarten, 17. Paar Pauken, eine ungeheure Menge Fuhrwerk, wobei auch 34. Kutschen mit französischen Damen, und vielfache andre Beute. Der Marschall von Tallard selbst befand sich unter den Gefangenen. Seit der Schlacht von Pavia war den Franzosen keine solche Niederlage geworden. Die Verbündeten hatten den Sieg auch ihrerseits durch großen Verlust erkauft, über 5000. ihrer Todten lagen auf dem Schlachtfelde, die Verwundeten ungerechnet. Eugen schrieb an den König von Preußen das herrlichste Lob seiner Truppen und ihres Anführers, und erklärte, daß man diesem die Erlangung des vortrefflichen Sieges zu seinem unsterblichen Nachruhme größtentheils zu verdanken habe.

Die Franzosen wichen aus ganz Oberdeutschland, verfolgt von den siegreichen Heeren Eugens und Marlboroughs, die bei Philippsburg über den Rhein gingen, und am 12. September vor Landau zogen. Die Belagerung dieser Feste wurde beschlossen, obgleich Marlborough darauf bestand, man müsse mit aller Macht rasch in Frankreich vordringen. Die Hauptmacht stellte sich demnach, um den Marschall von Villeroi hinter dem Queich zu beobachten, bei Kronweißenburg auf, während der Prinz von Baden mit 15,000. Mann die Be-

lagerung betrieb. Dieſer begehrte zu ſeinen andern Truppen auch preußiſche, und beſonders preuſſiſche Ingenieure, welches Anſuchen Leopold durch ein eignes Schreiben in Berlin ſo wirkſam vermittelte, daß einige Bataillons unter dem Generalmajor von Stille, einem der tapferſten Anführer, den er ungemein hochhielt, zu den Belagerungstruppen abgegeben wurden. Leopold ſelbſt aber benutzte dieſen Umſtand, weil ohnehin das Hauptheer unthätig in ſeiner Stellung blieb, um perſönlich meiſt bei der Belagerung zu ſein, wo er auf's neue, ohne eigentlich einen Befehl zu führen, die glänzendſten Proben der Einſicht und Herzhaftigkeit ablegte, ſo daß der römiſche König Joſeph, der ſich im Lager aufhielt, ihm dafür die ausgezeichnetſte Gewogenheit zuwandte. Bei Erſtürmung des bedeckten Weges aber, am 22. November, machte er an der Spitze der Preußen, dem Anſcheine nach eigenmächtig, aber insgeheim von Eugen gebilligt, einen beſondern Angriff mit ſolchem Feuer und Nachdruck, daß der franzöſiſche Befehlshaber, der ſchon die Anſtalten zum Hauptſturme ſah, auf dieſer Seite, wo Leopold die Preußen führte, als Zeichen der Uebergabe die weiße Fahne aufſtecken ließ. Die ſämmtlichen Generale beglückwünſchten ihn, wegen dieſer ungemeinen

Auszeichnung, die ihm aber auch viel Neid und Eiferſucht und ſogar den Vorwurf erweckte, daß ſeine Kampfbegier nicht zu erſättigen ſei. Die Eroberung von Landau beſchloß dieſen ſiegreichen Feldzug, in welchem Leopold mit den Preußen im Felde gegen 90. Märſche gemacht hatte. Die Truppen nahmen Winterquartiere in der baieriſchen Grafſchaft Cham, und Leopold traf im Januar des Jahres 1705. in Deſſau ein.

Der Herzog von Savoyen war dem Glücke des Kriegs auf die Seite des Kaiſers gefolgt; die Rache Ludwigs XIV. ſäumte nicht, ihn dafür zu beſtrafen; anſehnliche Verſtärkungen gaben der franzöſiſchen Heeresmacht in Italien bald wieder die Oberhand. Der Kaiſerliche Feldherr Graf Guido von Starhemberg wurde bis an die Etſch zurückgedrängt, und mit Ausnahme von Turin, wo ſich eine Kaiſerliche Beſatzung tapfer vertheidigte, war ganz Piemont in der Gewalt der Franzoſen. Zur Herſtellung der zerrütteten Angelegenheiten wurde der Prinz Eugen mit ſtarker Truppenmacht nach Italien beſtimmt. Der Herzog von Marlborough reiſte nach Berlin, wo auch Leopold im Februar eintraf, und bewog den König durch ſein kluges Benehmen, zu dem bevorſtehenden Feldzuge eine beträchtliche Schaar unter Leopolds

Oberbefehl den Fahnen Eugens folgen zu laſſen. Demnach im April 1705. brachen 8000. Mann der ſchönſten preußiſchen Truppen nach Italien auf, und im Mai traf Leopold ſie zu Verona, wo ſich das Heer Eugens bald zuſammenfand. Nach Mailand und Piemont vorzubringen war beſchloſſen; aber die Ausführung unterlag großen Schwierigkeiten, eine Menge Flüſſe waren im Angeſichte eines zahlreichen Feindes zu überſchreiten. Gleich zuerſt den bedenklichen Uebergang über den Mincio mochte Eugen, obgleich Leopold ſich inſtändigſt mit ſeinen Truppen zum kühnen Verſuche darbot, nicht wagen, ſondern ſchiffte über den Gardaſee, und eilte hierauf gegen den Oglio vor. Er täuſchte den Feind, der ſeinen Bewegungen mit überlegener Macht aufmerkſam begegnete, durch verſtellte Märſche, gewann einen Vorſprung, und bewerkſtelligte am 28. Juni den Uebergang. Leopold drang einer der Erſten über ein ſehr mangelhaftes Brückenwerk auf das jenſeitige Ufer des Oglio, nicht ohne große Gefahr, da einige ſeiner Begleiter in den Fluß ſtürzten und rettungslos vor ſeinen Augen ertrinken mußten. Kaum war das Heer eiligſt übergeſetzt und in Schlachtordnung geſtellt, ſo erſchien der Feind, vermied abe diesmal ein Treffen. Nach kleineren glücklichen Ge-

fechten und mancherlei Märſchen dachte Eugen nun auch den Uebergang der Adda zu gewinnen. Er zog den Fluß hinab, als wollte er bei Pizzighetone übergehn, ließ dann bei Paradiſo eine Brücke ſchlagen, und alles zum Uebergang in Bereitſchaft ſetzen. Leopold hatte ſich die Vorhut und erſte Leitung erbeten, und betrieb die Brückenarbeit mit ſolch ſchonungsloſem Eifer, daß ſie zwar endlich zu Stande kam, er ſelbſt aber der Anſtrengung faſt erlag. Die Sonnenhitze war unerträglich, ſelbſt die Nacht wurde nicht kühl und die einzige Zuflucht war ein Baum, in deſſen Schatten er auf Augenblicke von der brennenden Gluth ſich zu erholen ſuchte. Schon war eine Brücke am 15. Auguſt fertig und eine zweite angefangen, als Eugen, der den Uebergang durch herzugeeilte franzöſiſche Truppen beſtritten und überhaupt wegen des reißenden Stromes bedenklich fand, plötzlich ſeinen Entſchluß änderte. Dem General von Stille, der mit den Grenadieren und einigen andern Truppen bei der Brücke zurückbleiben mußte, gab er Befehl, die Arbeiten zum Scheine noch fortzuſetzen, um den feindlichen Feldherrn, Herzog von Vendome, mit ſeinen Streitkräften jenſeits feſtzuhalten, in der Nacht aber die Brücken wieder abzuwerfen, und dem übrigen Heere ſchleunigſt

nachzufolgen. Mit dieſem eilte er ſelbſt aufwärts gegen Treviglio und Caſſano, wo der Großprior von Vendome, Bruder des Herzogs, mit einem Theile des franzöſiſchen Heers dieſſeits der Adda ſich vortheilhaft geſtellt hatte, hinter ſich den Fluß mit einer auf beiden Seiten durch Verſchanzungen gedeckten Schiffbrücke, vor ſich einen tiefen, ſchnellfließenden Kanal, Ritorto genannt, mit vielen Nebenkanälen. Eugen hoffte den Großprior von dem Herzoge getrennt zu überfallen, und den vereinzelten Heerestheil mit zuſammengenommener Kraft zu ſchlagen. Er rückte die ganze Nacht vom 15. auf den 16. Auguſt bis zum folgenden Mittag unaufhaltſam fort, und ſo wie er anlangte, griff er alsbald die Franzoſen in ihrer Stellung an. Allein mit gleicher Schnelligkeit und auf kürzerem Wege war auch der Herzog von Vendome, ſobald er den Uebergang bei Paradiſo aufgegeben ſah, mit allen Truppen herbeigeeilt, und Eugen hatte unvermuthet die ganze franzöſiſche Macht vereinigt vor ſich. Indeß war das Gefecht ſchon eingeleitet. Zuerſt griff der rechte Flügel der Kaiſerlichen den feindlichen linken an, und ſtürmte die ſteinerne Brücke, welche auf dieſer Seite als die einzige über den Kanal führte. Hier entſpann ſich ein wüthender Kampf, unter ſchreck-

lichem Verluſt wankte der Vortheil her und hin. Der General Graf von Leiningen und der junge Prinz Joſeph von Lothringen wurden an der Spitze der Grenadiere getödtet; Eugen ſelbſt führte die Truppen in das dichteſte Feuer, und wurde durch zwei Kugeln am Halſe und über dem Knie verwundet, der Herzog von Vendome auf der Gegenſeite erhielt ebenfalls einen Schuß. Den linken Flügel der Kaiſerlichen befehligte Leopold; von tobendem Ungeſtüm fortgeriſſen warf er ſich in die Fluthen des Kanals, durch den allein zu dem Feinde zu kommen war, ganze Bataillons folgten ſeinem Beiſpiel, und wateten bis an den Hals im Waſſer, bemüht das jenſeitige Ufer zu erſteigen; das Feuer der Franzoſen aber, welche dicht am Ufer ſtanden, traf ſo mörderiſch in dieſe Schaaren, daß in kurzer Zeit das Waſſer des Ritorto von ihrem Blute buchſtäblich gefärbt und von ihren Leichnamen erfüllt wurde. Indeß drangen die Preußen unter ihrem ergrimmten Anführer unwiderſtehlich vor, erklommen das Ufer, ſtellten ſich geordnet auf, vertrieben den Feind, und ſetzten glücklich durch einen zweiten Arm des Kanals, ſo daß die Franzoſen ſchon in Unordnung zu weichen anfingen, und einige ihrer Bataillons, die abgeſchnitten ſchienen, ſich gefangen geben wollten;

allein die Angreifenden hatten noch einen dritten und tieferen Arm des Kanals vor ſich, und ſchon war ihr Pulver theils verſchoſſen, theils durch die Näſſe unbrauchbar geworden, neuer Vorrath aber nicht ſogleich über das zwiefache Waſſer herbeizuſchaffen; indem ihr Feuer einen Augenblick ſchwieg, begann mit neuer Heftigkeit das feindliche; aus Caſſano, vom jenſeitigen Ufer der Adda, und aus dem dieſſeitigen Brückenkopfe, ſchlug das franzöſiſche Geſchütz verheerend ein, und zugleich in äußerſter Nähe, bloß durch das ſchmale Waſſer des Kanals getrennt, wirkte das ſchrecklichſte Gewehrfeuer. Unter dieſen Umſtänden befahl Eugen den Angriff nicht weiter zu führen, übergab, ſeiner Wunde wegen, den Oberbefehl an Leopold, und zog ſich aus dem ſchon aufgegebenen Kampfe zurück. Aber noch bis zum Abend wichen die Truppen nicht von der Stelle, und brachen erſt mit der Nacht wider Willen und in beſter Ordnung das Gefecht ab. Bei. Theile eigneten ſich die Siegesehre dieſer blutigen Schlacht zu, in welcher der Verluſt auf beiden Seiten ungefähr gleich war. Auf dem Wahlplatze wurden 7000. Todte gezählt, die Ertrunkenen ungerechnet. Wegen des unerträglichen Geſtanks der Leichname verließen beide Heere die Gegend des Schlachtfeldes; die Kaiſer-

lichen zogen nach Treviglio, die Franzoſen nach Rivalta, wo ſie einander auf's neue ſchlagfertig gegenüber ſtanden. Leopold hatte mit wüthender Tapferkeit gefochten und inmitten des ſchrecklichſten Kugelregens ſtets die Truppen ermuntert. Der Verluſt der Preußen war ungeheuer; Leopold ſuchte ihn anfangs in Berlin zu verhehlen, und da er ihn endlich dennoch in ganzem Umfang eingeſtehen mußte, ſo erhielt er vom Könige darüber einen Verweis, daß er das Leben der ihm anvertrauten Truppen ſo ſchonungslos vergeudet. Dagegen empfing er von Kaiſer Joſeph I. ein Dank- und Belobungsſchreiben wegen der von ihm und von allen Offizieren und Gemeinen bewieſenen auſſerordentlichen Tapferkeit. Ein lebendiges Andenken erhielt ſich für Leopold und ſeine Preußen von dieſer Schlacht bei Caſſano in einem Kriegsmarſche, den die Landeseinwohner dem heldenmüthigen Feldherrn und ſeinen tapferen Schaaren zur Siegesfeier widmeten; bei einer Parade, wo dieſer Marſch zuerſt geſpielt wurde, gefiel er dem Fürſten und den Truppen ſo ſehr, daß er von der Zeit an zum Lieblingsmarſch erhoben, und ihm mancherlei Wortfolge, wie Soldatenlaune ſie eingab, angepaßt wurde: dies iſt der Urſprung des nachher ſo berühmt gewordenen Deſſauer Marſches,

der faſt ein Jahrhundert hindurch den Siegesſchritt der Preußen begleitet hat. Den von Eugen ihm übertragenen Oberbefehl konnte Leopold ſelbſt nicht lange führen; bald nach der Schlacht überfiel ihn ein hitziges Fieber als Folge der außerordentlichen Anſtrengungen, die er zuerſt bei dem Brückenbau und dann in der Schlacht beſtanden, wo die gewaltigſte Sonnenhitze die Kämpfenden faſt verzehrte. Er mußte nach Brescia gebracht werden, wo die Fürſtin ſeine Gemahlin, welche, wie ſchon früher, ihm in die Nähe des Kriegsſchauplatzes nachgereiſt und jetzt von Trient herbeigeeilt war, ihn empfing, und durch ihre Gegenwart und treue Pflege die Hülfe der Aerzte ſo wirkſam unterſtützte, daß er nach drei Wochen bereits wieder hergeſtellt im Lager von Treviglio erſcheinen konnte. Der Feldzug, welcher den anfänglichen Zweck nicht erreicht, aber doch den Vortheil gewährt hatte, daß der Feind die Belagerung von Turin aufſchieben gemußt, bot keine wichtigen Ereigniſſe mehr dar. Die Truppen nahmen im December Winterquartiere im Venetianiſchen, und Leopold ging nach Deſſau zurück.

Seine Thätigkeit war auch außer dem Kriegsfelde unermüdet rege. Den Winter hindurch war er faſt immer unterwegs, bald in Berlin, bald in

Magdeburg, wo er für die Festungswerke, und zugleich für die gute Polizei, und selbst für die Verschönerung der Stadt wirksame Anordnungen traf, am häufigsten aber auf der Jagd, die er leidenschaftlich liebte, und in seinen weitläuftigen Forsten nach Wunsche dargeboten fand. Dabei ließ er jedoch die Sorge für sein Land keinen Augenblick außer Acht. Unaufhörlich vermehrte und verbesserte er seinen Grundbesitz, legte neue Dörfer und Vorwerke an, und führte die genauste Aufsicht über alle Verwaltungszweige. Die Rechenkunst hielt er, wie ein gleichzeitiger Schriftsteller sagt, so gut für eine Machtkunst, wie die der Waffen. In allen diesen Anstalten und Geschäften unterstützte ihn die Fürstin mit geschicktem Eifer; die Verwaltung des Landes wurde leicht zu einer Sorge des Haushalts, und theils die Nothwendigkeit anhaltender Aufsicht, theils die Vermehrung der Kinder, mit denen ihre Ehe gesegnet wurde, machten ihre Gegenwart daheim bald unerläßlich. Sie blieb daher von den folgenden Feldzügen Leopolds, mit dem sie bisher manche Beschwerde und selbst Gefahr starkmüthig getheilt hatte, um jener Pflichten willen zurück. Leopold selbst aber gedachte nur um so eifriger der neuen Kriegsrüstungen. Er wandte in Berlin alle Be-

mühung an, um für den erlittenen Truppenverluſt den ſchleunigſten Erſatz auszuwirken; die preuſſiſchen Streitkräfte in Italien bedurften einer völligen Wiederherſtellung, wenn ſie in dem bevorſtehenden Feldzuge nicht als ein unbedeutender Haufen erſcheinen ſollten, deſſen Anführung ſich für Leopold kaum noch geziemt hätte. Der Eindruck der Aufopferung bei Caſſano war jedoch für ſeinen Zweck ſehr hinderlich, und noch ſchwieriger wurde die Sache, als gegen Ende des April 1706., während Leopolds Anweſenheit in Berlin, die Nachricht von dem unglücklichen Treffen bei Montechiaro oder Calcinato einging, wo der Kaiſerliche General Graf von Reventlow am 19. April, wenige Stunden vor Eugens Ankunft bei dem Heere, von dem Herzoge von Vendome überfallen und geſchlagen, und dabei abermals einige preußiſche Bataillons faſt ganz vernichtet worden waren. Es wurde zweifelhaft, ob der König, außer der Hülfsmacht, die ſchon in Deutſchland an der Seite der Kaiſerlichen focht, eine ſolche auch ferner in Italien noch halten ſollte. Doch ſiegte zuletzt Leopolds Einfluß am Hofe zu Berlin über alle widrigen Umſtände und bedenklichen Meinungen, und die neue Truppenſendung, für welche er jede Förde-

rung in's Werk zu ſetzen gewußt, wurde ſeinem Verlangen gewährt.

Nach allen getroffenen Vorkehrungen eilte Leopold, zu dem bereits unglücklich eröffneten Feldzuge des Jahres 1706. in Italien ſich perſönlich einzufinden. Eugen hatte die Kaiſerlichen Truppen bei Verona wieder geſammelt, mußte jedoch, bis die aus Deutſchland erwarteten Verſtärkungen eintrafen, geraume Zeit unthätig bleiben. Die Franzoſen indeß betrieben eifrigſt die im vorigen Jahre verſäumte Belagerung von Turin, wo der Herzog von Savoyen, während er ſelbſt ſich dem Heere Eugens zuwandte, den Kaiſerlichen Feldmarſchall Grafen von Daun mit einer tapferen Beſatzung zurückgelaſſen hatte. Gründe der Staatsklugheit wie der Kriegsführung geboten, dieſe ſchon hartbedrängte Hauptſtadt des Herzogs nicht fallen zu laſſen, und Eugen beſchloß daher nach Piemont vorzudringen. Leopold erhielt den Auftrag, oberhalb Verona bei Rueta nova über die Etſch eine Brücke zu ſchlagen, welches er trotz aller Schwierigkeiten im Anfange des Juli glücklich bewerkſtelligte. Eugen ging mit der Hauptſtärke auf das rechte Ufer, während Leopold auf dem linken oberhalb bei St. Michael mit 10,000. Mann noch ſollte ſtehn bleiben; dieſer aber ließ bei dem Oberfeldherrn

feldherrn anhalten, im Fall es gegen den Feind ginge, möchte er ihn und die preußischen Truppen nicht vergessen, sondern ihnen Theil an den Ereignissen gönnen, welches Eugen sehr freundlich aufnahm, und ihn auch alsbald am 16. Juli in starken Märschen nachfolgen hieß. Das Kaiserliche Heer ging nunmehr über den Kanal Bianco, über den Fluß Tartaro, und am 18. Juli bei Policella über den Po, dann über den Panaro, die Sechia, und am 1. August über den Kanal Lodo. Während Eugen auf dem rechten Ufer des Po solchergestalt immer aufwärts vorrückte, begleitete seinen Marsch auf dem linken Ufer in gleicher Richtung aufwärts das französische Heer unter dem Herzog von Orleans und dem Marschall von Marsin, welche den Herzog von Vendome im Oberbefehl abgelöst hatten. Unter den größten Anstrengungen, bei verderblichster Sonnenhitze, in welcher die Gewässer faul und stinkend wurden, und die nebeldünstende Luft sich mit unendlichem Erdstaub erfüllte, unter vielfachen Hindernissen und großem Zeitverlust, welchen der Angriff mehrerer Plätze und die erforderliche Vorsicht der Bewegungen verursachte, gelangte Eugen im Verlaufe des August über die Flüsse Lenza und Tanaro, und nach ungeheuern Drangsalen endlich nach Asti, worauf

er sich am 1. September mit den Truppen des Herzogs von Savoyen bei Villa-Bellon vereinigte, am 4. September bei Carignano wieder auf das linke Ufer des Po übersetzte, und bis in die Nähe von Turin vorrückte. Der Herzog von Orleans hatte sich ebendaselbst mit dem Belagerungsheere des Herzogs von Feuillade vereinigt, und in die weitläuftigen starken Verschanzungen, welche die Belagerung gegen das Entsatzheer deckten, zurückgezogen. Die französische Macht war beinah dreimal so stark, als die Kaiserliche, der Marschall von Marsin hinderte aber den Herzog von Orleans, seinen Vortheil im freien Felde zu benutzen. In dem Kriegsrathe, welchen Eugen nach Besichtigung der feindlichen Werke hielt, widerriethen viele Generale den Angriff gegen eine so überlegene und wohlgestellte Macht, und der Herzog von Savoyen selbst hielt unter diesen Umständen die Befreiung seiner Hauptstadt für unmöglich; doch Eugen war anderer Meinung, und Leopold, der bei dieser Gelegenheit gegen den Herzog von Savoyen einen Widerwillen faßte und bei seiner Gemüthsart nicht zurückhalten konnte, stimmte nachdrucksvoll jedem kühnen Vorhaben bei. Die Kaiserlichen lagerten am 5. September am Flusse Doire, und überfielen einen Zug von 2000. Maulthieren, die

von Suſa her zum franzöſiſchen Lager gingen; Leopold verfolgte mit preußiſchen Grenadieren und Dragonern die Flüchtigen nach dem Schloſſe Pianeſſe, welches, ſo ungeſtümen Angriffs nicht gewärtig, ſich ergab, als ſchon die Preußen durch Keller und unterirdiſche Gänge ſiegend eindrangen. Am folgenden Tage ging das Heer mit klingendem Spiel über die Doire, und nahm den Verſchanzungen des Feindes gegenüber eine Stellung, deren rechter Flügel ſich vorwärts von Pianeſſe an die Doire, der linke vorwärts der Veneria an die Stura lehnte. Auf dem äußerſten linken Flügel ſtanden unter Leopolds Anführung die Preußen. Am 7. Septembr frühmorgens rückte das ganze Heer in bewunderter Ordnung zum Angriff. Der Herzog von Savoyen ſprengte zu den Preußen heran, fragte, wer hier den Befehl führe, und als Leopold ihm geantwortet und ſich ſelbſt genannt, zeigte er dieſem einige Landhäuſer, aus welchen die Franzoſen gleich zu vertreiben ſeien. Leopold erwiederte kalt, heut Abend würde er ſie ihm alle gefangen zeigen, und verfolgte ſeinen Weg, ohne ſich um die Landhäuſer und den Herzog, der durch dieſen Auftritt ihm nicht angenehmer wurde, zu bekümmern. Unter dem heftigſten Kanonenfeuer des Feindes bewerkſtelligte das Heer ſeinen Auf-

marſch, der beinah zwei Stunden Zeit erforderte. Leopold eröffnete mit den Preußen den Angriff; entſchloſſen rückten ſie gegen eine Batterie von 40. Kanonen vor, die vielfachen Tod in ihre Reihen warf; am Fuße der Verſchanzung aber, wo ein kreuzendes Feuer ſie traf, mußten ſie anhalten, und hier begann nunmehr ein fürchterliches Gewehrfeuer. Geraume Zeit trugen die Preußen allein die ganze Laſt des Gefechts, weil die übrigen Truppen wegen Ungleichheit des Bodens erſt ſpäter in die Schlachtlinie gelangten. Lange ſtand der Kampf hier unentſchieden. Die Preußen geriethen endlich durch das feindliche Feuer in Verwirrung, und fingen an zu weichen, augenblicklich aber ſtellte Leopold die Ordnung her, und mit Eugen vereint, der zu dem linken Flügel herübergeeilt, ſetzte er ſich an die Spitze der Grenadiere, führte ſie mit ſcharfgeſchultertem Gewehr dem tod.nden Geſchütz- und Gewehrfeuer wieder entgegen und bis auf zehn Schritt an die Verſchanzung heran, und gab dann erſt Befehl zum Feuern und Anſtürmen. Unter einem Hagel von Kugeln und Granaten wurde der Graben überſchritten und der Wall erſtiegen. Leopold kämpfte zu Fuß, da ſein Pferd ihm unter dem Leibe erſchoſſen worden. Inmitten des ſtärkſten Feuers, da die Fran-

zoſen eben zu wanken anfingen, trat er, von der Kriegsarbeit ganz erſchöpft, an einen Hauptmann heran, der ſeine Kompanie führte, und fragte ihn gelaſſen, ob er an ihm eine Wunde ſehe? Auf die Verneinung fragte er ihn weiter, ob er was zu trinken habe? Eine Flaſche Branntewein war zur Hand. Leopold that einen tüchtigen Schluck, ein Grenadier reichte ihm aus dem Torniſter ein Stück Kommißbrot dazu, und dies in die eine, den Degen in die andre Hand nehmend wandte er ſich wieder gegen den Feind, indem er gleichgültig ſo hin ſagte, er hielte dafür, es ſei nun vorbei, und nichts mehr zu beſorgen, obgleich das Feuer auf allen Seiten noch in ganzer Furchtbarkeit wüthete, und die franzöſiſche Reiterei die eingedrungenen Preußen wieder zurückzutreiben ſuchte. Doch ſie hielten Stand, und nach und nach drangen auch die übrigen Heerestheile in die Verſchanzung ein, die Beſatzung von Turin machte gleichzeitig einen Ausfall, und der Anblick dreier preußiſchen Grenadiere, die längs der Doire, wo die Verſchanzung endete, in den Rücken des Feindes geſchlichen waren, erregte plötzlich in deſſen Reihen ein paniſches Schrecken, die Franzoſen wandten ſich allgemein zur Flucht, und ſchnell entſchied ſich ihre völligſte Niederlage. Auf jeder Seite

wurden in dieſer Schlacht gegen 3000. Todte gezählt, die Franzoſen verloren überdies 7000. Gefangene, unter welchen der tödtlichverwundete Marſchall von Marſin, 220. Stücke Geſchüz, 40. Fahnen und Standarten und 3. Paar Pauken, nebſt unendlichen Kriegsvorräthen und Gepäck. Der Herzog von Savoyen zog am nämlichen Tage unter feſtlichem Empfang in ſeine befreite Hauptſtadt ein. Da er aber die verwundeten Preußen nicht dort aufnehmen wollte, ſo wurde Leopolds Grimm auf's neue rege, und auch als endlich die Aufnahme denn doch erfolgte, wollte er ſelbſt nicht in die Stadt kommen, ſondern blieb grollend auf dem Schloſſe des alten Thiergartens. Sein unbezwinglicher Muth, die Tapferkeit der Preußen, ihr Antheil an dem Siege, wurden von dem ganzen Heere ruhmvoll anerkannt. Der Kaiſer Joſeph I. erließ an ihn abermals ein prächtiges Belobungsſchreiben. Das Heer theilte ſich hierauf am 13. September nach verſchiedenen Richtungen, um den Feind aus Piemont und Mailand völlig zu vertreiben. Leopold war mit ſeinen Preußen am 20. September bei der Eroberung von Novara, am 26. bei der Beſitznahme von Mailand. Hierauf wandte er ſich gegen Pizzighettone, eroberte am 6. Oktober an der Spitze von 800. Preußen mit

ſtürmender Hand das jenſeits der Adda gelegene Fort Ghera, und zwang am 23. durch Erſtürmung des bedeckten Weges die Feſtung ſelbſt zur Uebergabe. Der Feldzug wurde hiemit glorreich geendet. Die Truppen zogen in die Winterquartiere, Leopold aber reiſte über Mailand und Graubündten nach Hauſe, und langte am 15. November glücklich bei den Seinigen an. Der Ruf ſeiner neuen Thaten war ihm nach Deſſau und Berlin glänzend vorangeeilt; doch wurde hier bei aller ehrenvollſten Anerkennung, die man der Tapferkeit nicht verſagen konnte, der abermalige groſe Truppenverluſt bedenklichſt angemerkt.

Leopold ging im Frühjahre 1707. ſelbſt nach Berlin, um die ſchlimmen Eindrücke, welche gegen ihn Statt fanden, zu zerſtören. Der Hof König Friedrichs I. war damals, heißt es in Friedrichs des Großen Denkwürdigkeiten, von Ränken und Umtrieben angefüllt; die einflußreichen Günſtlinge waren geringes Geiſtes, ihre Kunſtgriffe plump, ihr Treiben ungeſchickt, ſie haßten ſich untereinander, und ſuchten ſich wechſelsweiſe zu verdrängen; wenn ſie mit einander übereinſtimmten, ſo war es nur aus gleicher Begierde, ſich auf Koſten ihres Herrn zu bereichern. Unter dieſen Leuten hatte Leopold entſchiedene Gegner; ſie beneideten ſeinen

Kriegsruhm, ſie fürchteten ſein Anſehn. Laut wurde geſagt, er kämpfe mehr als ein Oeſterreicher denn als ein Preuße, und verſchwende die Kräfte des Staats für fremden Dank. Neue Verſtärkungen abzuſenden, hieß es, ſei nicht rathſam in einer Zeit, da die Unruhen des nordiſchen Krieges in der Nähe drohten. In der That waren die Schweden unter Karl XII. in Sachſen eingerückt, und es entſtanden wegen ihrer ferneren Abſichten in Deutſchland große Beſorgniſſe. Indeß durfte man ſich darüber bald beruhigen, da Karl XII. keine Neigung zeigte, die Zahl ſeiner Gegner noch durch den König von Preußen zu vermehren. Leopold jedoch, ungeachtet ſeines rauhen Ungeſtüms nicht ohne liſtige Verſchlagenheit, wußte den Ränken ſeiner Feinde durch andre zu begegnen, für ſeine Meinung den Kronprinzen zu gewinnen, und zuletzt bei dem Könige ſelbſt durchzudringen. Der König erklärte, ſeine Zufriedenheit über den von Leopold bisher im Felde geführten Oberbefehl ſei ſo groß, als ſie nur ſein könne, und des Fürſten große Feldherrngaben und Kriegseinſichten ſeien ihm wohlerkannt und geſchätzt. Die Auswechſelung der bei Calcinato in Gefangenſchaft gerathenen Preußen wurde angeordnet, neue Mannſchaft zum Erſatz der vor Turin gefallenen und

ſonſt abgegangenen bewilligt. Durch alle dieſe Umſtände jedoch ſah Leopold ſeine Abreiſe nach Italien bis zum Ende des Juni verzögert, und traf erſt am 14. Juli zu Nizza bei dem Heere ein, welches eben im Begriff war über den Var zu ſetzen, und in die Provence einzudringen. Dieſe kühne Unternehmung konnte für Ludwig XIV. höchſt gefährlich werden, wenn Eugen dieſelbe mit geſammter Macht hätte ausführen dürfen; allein der Hof von Wien wünſchte vor allem andern ſich des Königreichs Neapel zu verſichern, und deßhalb hatte der Feldmarſchall Graf von Daun mit einem anſehnlichen Theil des Heeres, worunter auch einige preußiſche Bataillons, dahin aufbrechen müſſen. Eugen langte zwar mit 39,000. Mann am 26. Juli vor Toulon an, und begann ſogleich mit kräftigſten Anſtalten die Belagerungswerke, allein die Franzoſen unter dem Marſchall von Teſſe ſtanden auf den nahen Bergen unangreifbar in einem verſchanzten Lager, behielten rückwärts nach Weſten alle Verbindung offen, und zogen von daher täglich Verſtärkungen an ſich. Leopold inzwiſchen führte auf dem linken Flügel, zunächſt am Meere, den Angriff gegen die Forts St. Louis und St. Marguerite, und brachte mit größter Anſtrengung und Tapferkeit unter dem ſtärkſten feindlichen

Feuer die Batterieen zu Stande. Am 15. Auguſt machten die Franzoſen einen Ausfall, der auf dem rechten Flügel des Kaiſerlichen Heeres einigen Erfolg hatte, auf dem linken aber von Leopold hauptſächlich durch 3. preußiſche Bataillons, welche er mit kluger Vorausſicht aufgeſtellt, tapfer zurückgewieſen wurde. Die Forts St. Marguerite und St. Louis, unter Mitwirkung der engliſchen Flotte heftig beſchoſſen, wurden einige Tage nachher erobert, und ſpäter in die Luft geſprengt; Toulon ſelbſt erlitt eine furchtbare Beſchießung; allein während die Stadt in vollen Flammen ſtand, trat Eugen am 22. Auguſt in aller Stille den Rückzug an, welchen in der That das ſtarke Herannahen franzöſiſcher Truppen aus dem Innern und vom Rheine her, ſo wie der allgemeine Aufſtand des Landvolks in der Provence dem Kaiſerlichen Heere ohne Aufſchub anbefahlen. Am 31. Auguſt ging alles wieder über den Var zurück, und die ganze Unternehmung blieb ein fehlgeſchlagener Verſuch. Um nicht den Feldzug mit dieſem großen Mißlingen, welches viele nachtheilige Reden verurſachte, zu beendigen, beſchloß Eugen einen Angriff gegen Suſa zu unternehmen. Leopold erhielt den Befehl über die Vortruppen, rückte am 18. September in die Nähe von Suſa, bemächtigte ſich des

hohen Gebirges, und ſchlug den Feind überall aus ſeinen in der Umgegend angelegten Schanzen in die Feſtung zurück, die hierauf völlig eingeengt, und trotz aller Hinderniſſe, welche die Aufpflanzung des ſchweren Geſchützes in dem ſteinigen Gebirgsboden fand, ſo wirkſam beſchoſſen wurde, daß am 22. September die Uebergabe erfolgte, ehe der Marſchall von Teſſe zum Entſatz herankommen konnte. Hierauf begab ſich Leopold mit allen Generalen zu dem Kriegsrathe, welchen der Herzog von Savoyen nach Turin wegen der Anordnung des künftigen Feldzugs berufen hatte. Hier brach endlich der alte Zwieſpalt in volle Flammen aus. Leopold begehrte kraftvolle, entſchloſſene Fortſetzung des Krieges, der Herzog bezeigte dazu keine Luſt, ſondern verhielt ſich bei allen Vorſchlägen nur immer bedenklich und ſchwierig, ſo daß gegen ſeine Lauheit kein Eifer Beſtand finden konnte. Unverhohlen wurde geſagt, es ſei ihm kein rechter Ernſt mit dem Kriege gegen Frankreich, er habe von Ludwig XIV. eine große Summe Geldes empfangen, und dafür auch ſchon die Unternehmung gegen Toulon vereitelt, die ohne ſeine Zögerungen früher in's Werk gerichtet, und dann zuverläſſig würde gelungen ſein. Nach manchen bitteren und heftigen Gegenreden trennte ſich die Verſammlung

in höchſtem Unfrieden. Der Herzog hatte allerdings der Staatsklugheit gemäß erachtet, zwiſchen Oeſterreich und Frankreich niemals unbedingt, ſondern nur mit großem Vorbehalt die Rolle von Freund und Feind zu ſpielen; er mußte fürchten, wenn die Kaiſerlichen Waffen durch irgend ein Ereigniß nach Deutſchland gerufen würden, der ganzen Macht und Rache Ludwigs XIV., wie ſchon früher, allein gegenüber zu bleiben. Er wunderte ſich, daß Leopold, der freilich im Kriege keine Rückſicht eigner Erhaltung kannte, ihm ſein Benehmen zur Schuld auslegen wollte. Mit vornehmer Mäßigung, welche die Gegenſtände des Danks wie der Empfindlichkeit nur verringert im Bewußtſein trägt, äußerte er ſpäter folgendes Urtheil über ihn: „Der Fürſt von Anhalt hat zu viel Feuer, wenn er aber zu reiferem Alter gelangen ſollte, wird er gewiß ein großer General werden, und iſt er mit allen Gaben eines wackern Offiziers verſehen, hat auch eines und das andere dazu beigetragen, mir die Krone zu erhalten.“ Leopold faßte den feſten Vorſatz, nicht wieder nach Italien zurückzukehren, zumal wenn Eugen nach Deutſchland gehn, und dadurch dem Herzoge von Savoyen der Oberbefehl zu Theil werden ſollte. Er führte die Truppen in die Winterquartiere, kam den 17. No-

vember nach Deſſau, und ging darauf nach Berlin; wo er mit großen Ehren empfangen wurde. Der König ſowohl als der Kronprinz hielten beiderſeits ihn beſtens in ihren Gnaden. In beider Gegenwart muſterte Leopold im Januar 1708. zu Saarmund die für Italien angeworbenen Erſatztruppen, zu deren Abholung eine ſtarke Mannſchaft von dort gekommen war, ließ ſie alle Waffenübungen und Kriegsbewegungen durchmachen, und überreichte bei dieſer Gelegenheit dem Könige feierlich die in den vorigen Feldzügen eroberten Fahnen, Standarten, Trommeln und andere Siegeszeichen.

Durch Umſtände, deren Beſeitigung nicht zu bewirken war, ſah Leopold den Feldzug des Jahres 1708. ſeiner Theilnahme verſchloſſen. Die Befehlführung der preußiſchen Truppen in Italien lehnte er ab, um nicht unter dem Herzoge von Savoyen zu dienen, ſie wurde dem Generallieutenant von Arnim übertragen; in den Niederlanden aber bei dem Kaiſerlichen Heere, deſſen Führung jetzt Eugen übernahm, befehligte ſchon der General Graf von Lottum die preußiſchen Hülfstruppen mit Ruhm und Erfolg. Voll Mißvergnügen kehrte Leopold nach Deſſau zurück, und ſuchte ſich durch andere Thätigkeit zu zerſtreuen. Außer dem

Kriegswesen, mit dem er unter allen Umständen sich zu schaffen machte, nahmen besonders die Vergnügungen der Jagd, und dann auch der Ernst seiner landesfürstlichen Anordnungen seine Thätigkeit in Anspruch. Sein unruhiger Geist bedurfte steter Bewegung, sein kraftvoller Sinn starker Reize. Viele gemeinnützige Anstalten und Arbeiten setzte er durchgreifend in's Werk; die trefflichen Erddämme, welche schon das Jahr vorher begonnen waren, die vielfachen Bauten zu Dessau, die neuen Anlagen aller Art, wurden eifrigst gefördert. Die kraftvolle Hand aber, welche den Unterthanen in so vielem Betrachte schützend und wohlthätig erschien, mußte dem Einzelnen oft auch durch die Schwere ihres Druckes kund werden. Sein Wollen war jedesmal vollständig und unbedingt; so weit Gewalt reichte, gab es für ihn nicht leicht ein Hinderniß; die Verhältnisse und Gerechtsamen Andrer mußten sich seinem Gutdünken unterordnen. In diese Zeit fällt auch schon der Anfang seines Verfahrens gegen die adelichen Gutsbesitzer in seinem Lande. Er war auf den Gedanken gerathen, er müsse der Alleinbesitzer aller in seinem Fürstenthume gelegenen Rittergüter und andern einträglichen Grundstücke sein, und suchte daher die ansäßigen Edelleute nach und nach

zu verdrängen; wer ſein Eigenthum nicht abtreten, oder die dargebotene Summe, deren Betrag jedoch dem Werthe der Gegenſtände in meiſt billiger Schätzung noch ziemlich entſprach, nicht annehmen wollte, der wurde von unſäglichen Bedrückungen und Quälereien heimgeſucht, für die zuletzt kein anderes Mittel war, als in den Verkauf zu willigen. Oft kam der Einwilligung die gewaltſame Austreibung noch zuvor; die bitterſte Beſchwerde, die Anrufung fremden Schutzes, die förmliche Klage bei dem Reichskammergericht, alles blieb in dieſer Sache fruchtlos. Mit unnachlaſſender Hartnäckigkeit ſtrebte Leopold durch viele nachfolgende Jahre unbekümmert ſeinem Zwecke nach, bis er denſelben zuletzt vollſtändig erreicht hatte. Auch von ſeinen Stammverwandten, von Preußen, von dem Domkapitel zu Magdeburg, erkaufte und ertauſchte er möglichſt vortheilhaft den ihm gelegenen Beſitz, Lehne, Zinſen, oder löſte die fremden Rechte und Anſprüche ab. Bei der großen Ordnung und Sorgfalt in ſeinen Angelegenheiten hatte er ſtets das erforderliche baare Geld bereit, und konnte jede günſtige Veranlaſſung zu deſſen zeitgemäßem Gebrauche ſogleich ergreifen. Die Abgaben und Steuern ſeiner Unterthanen erhöhte er jedoch nicht; vielmehr verordnete

er in dem erwähnten Jahre 1708. eine mäßigere Gerichtstaxe, und trug überall Sorge, den Zuſtand des Volkes zu verbeſſern. Dieſe Angelegenheiten indeß beſchäftigten ihn nur untermiſcht mit vielen andern. Er war häufig in Berlin und in Magdeburg, wo die Verhältniſſe des Dienſtes ſeine Gegenwart erforderten. Am 30. April hatte er mit Eugen, der aus dem Haag über Hannover nach Wien zurückkehrte, bei Aſchersleben eine Zuſammenkunft, und reiſte darauf mit ihm nach Leipzig, um den König Auguſt von Polen, welchen der im September 1707. erfolgte Abzug der Schweden endlich wieder aufathmen ließ, zu beſuchen. Bald nachher beſuchte ihn ſelbſt in Deſſau der König von Preußen mit anſehnlichem Gefolge, und wohnte vielen herrlichen Luſtbarkeiten bei, welche dem hohen Gaſte zu Ehren veranſtaltet wurden. Leopold ſoll den Betreibungen nicht fremd geblieben ſein, durch welche damals der König bewogen wurde, ſich zum drittenmal, mit einer Prinzeſſin von Mecklenburg, zu vermählen, welches auch bald nachher geſchah, aber nicht eben glücklich ausfiel. Er war ſchlau und geſchickt genug, um bei dieſem zarten Gegenſtande auch des Kronprinzen Gewogenheit ſorgſam feſtzuhalten, und in deſſen Gunſt ſogar noch höher zu ſteigen.

Konnte

konnte in ſolchen Fällen ſeine kriegeriſche Derbheit ſtaatskluger Feinheit weichen, ſo gab ſie dagegen bei anderem Anlaß auch dem Erguſſe herzlicher Empfindung Raum; als ſeine Mutter im Anfange des November auf dem Schloſſe Oranienbaum gefährlich erkrankte, eilte er bekümmert herbei, und blieb voll zärtlicher Sorgfalt bis zum Augenblicke des Hinſcheidens tröſtend an ihrer Seite.

Im folgenden Jahre 1709. begab ſich Leopold zuvörderſt nach Berlin, dann auf einen Monat zu ſeiner Schweſter, der Markgräfin von Brandenburg, nach Schwedt. Inzwiſchen traf der Kronprinz von Preußen, dem das Leben am Hofe mißfiel, mit Leopold die Verabredung, den bevorſtehenden Feldzug in den Niederlanden als Freiwillige mitzumachen. Leopold ſandte in dieſer Angelegenheit ſeinen vertrauten Hofrath von Raumer nach Wien, mit geheimen Aufträgen an den Prinzen Eugen, deſſen Einwirkung hiebei ſehr zu wünſchen war. Er mochte ſich ſchmeicheln, durch des Prinzen Verwendung vielleicht doch noch den Oberbefehl in den Niederlanden über die preußiſchen Truppen zu erlangen; allein dieſe Hoffnung wurde getäuſcht; Graf Lottum behielt diesmal noch die Befehlshaberſchaft. Durch mancherlei Umſtände

verzögerte ſich die Ankunft bei dem Heere bis in den Juli, da eben die Belagerung von Dornick vor ſich ging. Leopold befand ſich hier mit dem Kronprinzen in der täglichen Geſellſchaft Eugens und Marlboroughs, um welche auch die andern ausgezeichneten Feldherren der verbündeten Heeresmacht ſtets verſammelt waren. Der König von Polen und viele andre regierende Fürſten fanden ſich gleichfalls ein. Für Leopold bedurfte es nicht erſt des Sporns, vor ſolchen Zuſchauern ſich hervorzuthun. Stets überall zugegen, wo Gefahr und Arbeit am größten war, hielt er ſich doch vorzugsweiſe zu den preußiſchen Truppen, bezog mit ihnen die Laufgräben, munterte ſie bei ihren Beſchwerden auf, und befeuerte ihren Muth zu neuer Anſtrengung. Nachdem die Feſtung am 3. September zur Uebergabe gebracht worden, rückten Eugen und Marlborough mit vereinter Macht gegen das franzöſiſche Heer unter den Marſchällen von Boufflers und von Villars, um demſelben eine Schlacht zu liefern. Eugen, deſſen vertraute Zuneigung für Leopold eine ſolche Gelegenheit gern benutzen wollte, hatte ihm den Befehl derjenigen preußiſchen Truppen zugedacht, die ſich geſondert bei dem Hauptheere befanden, während die übrigen unter ihrem Oberbefehlshaber noch bei Dornick

ſtanden; allein am Abend vor der Schlacht traf dieſer mit 15. Bataillons von berther ein, und Leopold hatte den Verdruß, wieder zurücktreten zu müſſen. Es erfolgte darauf die große Schlacht von Malplaquet, eine der blutigſten, die je gefochten worden; es blieben auf jeder Seite 20,000. Mann. Die Tapferkeit der Preußen hatte auch hier wieder den größten Antheil an dem Siege; der General Graf Fink von Finkenſtein erſtürmte zuerſt die feindliche Verſchanzung. Leopold hielt ſich an der Seite Eugens, und theilte mit ihm in dieſer furchtbaren Schlacht wenigſtens Eifer und Gefahr. Der Feldzug wurde mit der Uebergabe von Mons, nach einer dreiwöchentlichen Belagerung, am 20. Oktober beendigt. Im November befand ſich Leopold bereits wieder in Berlin, und ging darauf nach Deſſau.

Unerträglich war ihm der Gedanke, noch fernerhin bloß als Freiwilliger in's Feld mitzugehn, er der ſchon große Befehlsmacht geführt, und den Beruf zu ſolcher in dieſem letzten Feldzuge wieder ſo lebendig hatte fühlen müſſen! Seine offenbaren und geheimen Bemühungen gingen alle dahin, wieder den Oberbefehl zu erhalten. Wirklich erlangte ſein geſchicktes Betreiben, unterſtützt von Eugens dringender Empfehlung, daß der König

bei einem dreitägigen Beſuche, den er im Anfange des Jahres 1710. in Deſſau machte, vorläufig erklärte, Leopold ſolle an des Grafen von Lottum Statt die Truppen in den Niederlanden befehligen. Den noch unſichern Entſchluß zu befeſtigen, ging Leopold im März ſelbſt wieder an den Hof, wo ihm noch manche Schwierigkeit entgegenſtand, bis Eugen durch ſeinen perſönlichen Beſuch in Berlin die Sache zur völligen Entſcheidung brachte. Eugen nahm ſein Abſteigequartier bei Leopold im Fürſtenhauſe auf dem Werder; nach viertägigem Aufenthalte ſetzte er am 5. April die Reiſe nach den Niederlanden fort, wohin ihm den Tag darauf Leopold folgte. Dieſer befehligte hier jetzt 19. Bataillons und 42. Schwadronen preußiſcher Truppen, welche in engliſchem und holländiſchem Solde ſtanden. Er rückte ſogleich zur Belagerung von Douay, und führte unter Eugen den einen der beiden Angriffe, welche am 5. Mai gegen die Feſtung eröffnet wurden; den andern leitete unter Marlborough der Fürſt von Naſſau-Diez. Der franzöſiſche General Graf Albergotti befehligte die 10,000. Mann ſtarke Beſatzung. Die Vertheidigung war hartnäckig; die Belagerten machten glückliche Ausfälle, ließen Minen ſpringen, und hielten auf alle Weiſe die Angriffsarbeiten auf. Eines Tages,

da Leopold zwiſchen den Sandſäcken hervor nach den Werken ſchaute, ſchlug eine Gewehrkugel neben ihm in die Faſchinen ein, und verwundete ihn durch einen losgeſprengten Splitter über dem rechten Auge. Doch ihn kümmerte die Wunde wenig; mit unermüdbarem Eifer betrieb er die Fortſetzung des Angriffs. Durch Anzündung einer franzöſiſchen Mine am 10. Juni, flog ein feindlicher Soldat unbeſchädigt zu den Belagerern herüber, welche durch ihn die wichtige Kundſchaft von dem inneren Zuſtande der Feſtung erhielten. Die Preußen erſtürmten endlich am 24. Juni zwei Halbmonde, deren einen ſie nach zweiſtündigem Gefecht behaupteten; und ſchon trafen ſie die Anſtalten zu einem Hauptſturme, als die Franzoſen auf der Seite von Leopolds Angriff die weiße Fahne aufſteckten, worauf am 27. Juni die Uebergabe erfolgte. Von den Generalen von Schulenburg und Fagel wurde ſodann die Feſtung Bethune belagert, und als dieſe eingenommen war, ſchritt man zur gleichzeitigen Belagerung von St. Venant und Aire; jene wurde dem Fürſten von Naſſau übertragen, bei dieſer führte Leopold den Oberbefehl. Am 12. September eröffnete er die Laufgräben. Der franzöſiſche General Marquis von Guebriant, an der Spitze von 8000. Mann, hielt ſich äußerſt

tapfer, und zog die Belagerung ſehr in die Länge. Leopold hatte hier Gelegenheit, ſeine hartnäckige Geduld und unverdroſſene Ausdauer zu bewähren. Regenwaſſer füllte die Eingrabungen, Ausfälle zerſtörten die Arbeiten, an der Tapferkeit der Belagerten ſcheiterten wiederholte Stürme. Eugen und Marlborough wollten die Belagerung ſchon aufheben laſſen, aber Leopold war nicht ſo leicht zu erſchüttern; bald war er trotz aller Hinderniſſe im Stande die Stadt aus 100. Feuerſchlünden zu beſchießen, erſtürmte dann, den Verluſt ſeiner beſten Grenadiere nicht achtend, den bedeckten Weg, und erzwang am 8. November die völlige Uebergabe. Mit dieſer glänzenden Waffenthat beſchloß Leopold den Feldzug, die Preußen nahmen Winterquartiere in den Niederlanden, und er ſelbſt kam den 21. December nach Deſſau zurück.

Im Anfange des Jahres 1711. verfügte ſich Leopold zu wiederholtenmalen nach Berlin, um die nöthigen Anſtalten für den bevorſtehenden Feldzug zu verabreden. Auch führte er den Generalmajor von Stille, den er wegen der in Italien bewieſenen Tapferkeit ganz beſonders hochhielt, als ſeinen Unterbefehlshaber in Magdeburg ein, und ordnete daſelbſt vielfache Verbeſſerung und Vermehrung der Feſtungswerke an. Darauf begab er ſich nach

den Niederlanden, und traf am 23. April in Gent ein, von wo er den Herzog von Marlborough nach Dornick zum Sammelplatze des Heeres begleitete. Hier sollten indeß die Verhältnisse bald eine sehr veränderte Gestalt empfangen. Der Kaiser Joseph I. war am 17. April, erst 33. Jahr alt, gestorben, und sein Bruder, der Erzherzog Karl, welcher bisher die spanische Krone angesprochen, gewann dadurch eine neue Stellung und Aussicht. Eugen wurde nunmehr dem Kriegsschauplatze größtentheils entzogen; er hatte wichtige Unterhandlungen zu leiten, und als Reichsfeldmarschall an der Spitze eines Heeres von 45,000. Mann, das bei Speier aufgestellt wurde, in Frankfurt am Main die Kaiserwahl zu decken, welche ein französisches Heer durch feindlichen Einbruch zu stören drohte. Marlborough führte zwar den Oberbefehl in den Niederlanden fort, aber auch ihn hemmten die veränderten Ansichten seines Hofes. Die Zeit verging daher fast ganz in Unthätigkeit. Leopold hatte sein Quartier bei Anchin in der Abtei zu den vier Thürmen, wo er am 23. Mai Eugens Besuch empfing. Am 5. Juli erkrankte er plötzlich, und bekam ein heftiges Fieber; er wurde nach Bethune gebracht, durch Marlboroughs Leibarzt aber bald wieder so weit hergestellt, daß er am

4. Auguſt den geſchickten Kriegsbewegungen beiwohnen konnte, durch welche Marlborough den Marſchall von Villars aus den für unüberwindlich gehaltenen Linien von Arras ohne Schwertſtreich vertrieb. Außer der Belagerung von Bouchain, deſſen Uebergabe am 12. Oktober erfolgte, wurde indeß nichts Bedeutendes mehr ausgeführt, und nachdem die Truppen ihre Winterquartiere bezogen, kehrte Leopold in die Heimath zurück.

Mannigfache Angelegenheiten riefen ihn wie gewöhnlich nach Berlin. Er wohnte den großen Feſtlichkeiten bei, welche wegen der am 24. Januar erfolgten glücklichen Entbindung der Kronprinzeſſin Statt fanden, und vertrat bei der Taufe des Prinzen — als König ſpäter Friedrich der Große genannt — die Stelle der abweſenden hohen Pathen. Im April, nachdem er eben vom Fieber erſtanden, begab er ſich abermals nach Berlin, wo die politiſchen Verhältniſſe wichtige Berathungen forderten. Durch den Tod Kaiſer Joſephs I. und die Erwählung Kaiſer Karls VI. hatte der Krieg um die ſpaniſche Erbfolge ein durchaus verändertes Anſehn erhalten. Großbritannien trennte ſich mehr und mehr von den Verbündeten, und die Auflöſung aller bisherigen Verhältniſſe drohte dem Frieden ungünſtig voranzueilen. Für Preußen war

die Lage der Dinge äußerſt ſchwierig, die preußiſchen Truppen in den Niederlanden ſollten theils von England, theils von Holland beſoldet werden, allein die Zahlungen ſtockten, und blieben von Seiten Hollands bald völlig aus. Der König wollte ſchon ſeine Truppen von dem Heere zurückziehen, doch wußte der Erbprinz von Heſſen-Kaſſel, der als holländiſcher General deßhalb nach Berlin kam, und durch Leopolds eifrige Vorſtellungen wirkſam unterſtützt wurde, dieſen Schlag noch abzuwenden, und Leopold reiſte im Mai nach den Niederlanden, um den bisher geführten Oberbefehl für den neuen Feldzug wieder anzutreten. Statt Marlboroughs, der in Ungnade gefallen und wegen ſeiner Kriegsverwaltung in Unterſuchung gekommen war, befehligte hier neben Eugen jetzt der Herzog von Ormond, auf deſſen Mitwirkung gegen den Feind die übrigen Verbündeten nur wenig zählen konnten. Gleichwohl ließ Eugen in dieſen mißlichen Umſtänden, die durch Unthätigkeit nur verſchlimmert werden mußten, am 8. Juni die Belagerung von le Quesnoy durch den General von Fagel unternehmen; Leopold erbat ſich zwar die Führung derſelben, allein Eugen erwiederte, in dieſer ſchwierigen Zeit wünſche er einen ſolch erprobten Gefährten und Freund nicht von ſeiner Seite zu laſ-

sen, auch müsse er Bedenken tragen, zu dieser Unternehmung die in englischem Solde stehenden preußischen Truppen zu verwenden, und dadurch einen Widerspruch des englischen Feldherrn unzeitig aufzuregen. In der That, noch vor Ablauf jener Belagerung, ließ der Herzog von Ormond, den nahen Abschluß des Friedens zwischen England und Frankreich voraussehend, an Leopold die Aufforderung ergehn, mit den preußischen Truppen sich von Eugens Heer zu trennen, und gegen die Franzosen alle Feindseligkeiten einzustellen. Leopold antwortete, ihm sei von seinem Könige befohlen, in Gemeinschaft der andern Verbündeten gegen die Franzosen Krieg zu führen; dieser Krieg daure unter Eugens Leitung fort, und jener Befehl sei nicht zurückgenommen, ihm könne daher das Abtreten der Engländer nicht zur Richtschnur dienen, übrigens aber wolle er von Berlin nähere Verhaltungsbefehle einholen. Bevor diese eintreffen konnten, wiederholte Ormond jene Aufforderung als Befehl an alle deutsche von England besoldeten Truppen. Eugen berief deßhalb einen großen Kriegsrath, in welchem Leopold zuerst auftrat, und mit kurzen Worten seine obige Meinung aussprach, welcher die meisten andern Befehlshaber sodann beistimmten. Lord Ravy, damals englischer

Gesandter im Haag, der früher in gleicher Eigenschaft am Hofe zu Berlin mit Leopold bekannt geworden, schrieb ihm einen weitläuftigen Brief, um eine Aenderung seines Sinnes zu bewirken, allein dieser antwortete kurz, er könne nichts thun, als das empfangene Schreiben seinem Hof einschicken, und dessen Befehle abwarten. Mit dem Herzoge von Ormond, der seinen Gehorsam ertrotzen wollte, wechselte er heftige Worte, und stand nur um so fester auf Eugens Seite. Leopold erhielt am 7. Juli die Königliche Billigung seines bisherigen Benehmens, und den Befehl, in Eugens Heere den Krieg gegen Frankreich fortzusetzen. Der Kaiser Karl VI. belobte höchlich die standhafte Anhänglichkeit, welche Leopold für ihn bewiesen, und schenkte ihm dafür seine dankbarste Gewogenheit.

Eugen indeß, damit es nicht scheine, als sei durch die Trennung der Engländer von der verbündeten Sache auch den Kaiserlichen Waffen ein Stillstand auferlegt, schritt sogleich zur Belagerung von Landrecies; während er selbst mit der Hauptmacht sich in Verfassung setzte den Marschall von Villars abzuhalten, rückte Leopold mit 36. Bataillons und 40. Schwadronen zum Angriff gegen die Festung an. Schon war das Werk durch Leopolds eifrigsten Betrieb in bestem Fortgang,

als am 24. Juli Villars unvermuthet bei Denain dem General Grafen von Albemarle eine Niederlage beibrachte, deren Folgen nicht nachtheiliger sein konnten. Eugen wollte zwar anfangs die Belagerung von Landrecies fortgesetzt wissen, ertheilte aber nach wenig Tagen den Befehl sie aufzuheben, und zog mit allen Truppen über die Schelde in eine feste Stellung bei Maubeuge. Er durfte der Uebermacht des Feindes keine Schlacht bieten, und mußte es geschehn lassen, daß Villars die Festungen Douay, le Quesnoy und Bouchain wiedereroberte. Zu Ende des Oktobers gingen die Truppen beiderseits in die Winterquartiere. Leopold aber hatte noch eine besondere Unternehmung auszuführen.

Schon lange befand sich der König von Preussen in Streit mit der Republik Holland wegen der oranischen Erbschaft. Ihm war das Fürstenthum Möurs als rechtmäßiges Eigenthum zugesprochen, gleichwohl weigerten sich die Generalstaaten, welche die Rechte des Hauses Nassau dabei zu vertreten vorgaben, ihre Truppen herauszuziehen. Der König wurde zuletzt über diese Vorenthaltung unwillig, und schon im September empfing Leopold geheimen Befehl, sich bei Ausgang des Feldzuges der Stadt und Citadelle von Möurs

durch Ueberrumpelung zu bemächtigen; die Art und Weiſe blieb völlig ſeinem Gutdünken überlaſſen. Leopold, deſſen entſchloſſene Kraft ſich leicht mit ſchlauer Vorſicht verband, zog fürerſt von der Oertlichkeit gute Kundſchaft ein, und war dann bald mit ſeinem Anſchlage fertig. Auf dem Marſche von Aachen nach Gelbern, gelangte er mit einigen preußiſchen Truppen am 6. November ohne verdächtigen Anſchein nach Ordingen, in der Nähe von Möurs. Sogleich ließ er alle Wege ſperren, damit ſeine Ankunft geheim bliebe, und zog dann um Mitternacht mit Grenadieren und Reitern, welchen einige Wagen mit Nachen folgten, bis vor die Citadelle von Möurs. Unentdeckt gelangten ſie an den Waſſergraben, einige Offiziere und Soldaten ſchwammen an einer ſchon vorher beſtimmten Stelle durch, legten ſchnell auf den mitgebrachten Nachen eine Laufbrücke, und der Wall wurde erſtiegen, ohne daß die Schildwachen, von dem Lärm zweier benachbarten Mühlen betäubt, ein Geräuſch vernehmen konnten. Die Wache wurde nun überfallen, der holländiſche Befehlshaber in ſeinem Zimmer entwaffnet, und nach kurzem Widerſtande die ganze Beſatzung aufgehoben; die Stadt folgte dem Schickſale der Citadelle. Die Einwohner mußten am dritten Tage dem Könige ſchwören, unter oft-

maliger Abfeurung des vorgefundenen Geſchützes, wozu das Pulver ohne Umſtände von den holländiſchen Vorräthen genommen wurde. Die Sache machte im Haag entſetzlichen Lärm, man ſchrie und drohte; indeß die Preußen blieben im Beſitz, und wurden durch ſpäteren Vergleich darin beſtätigt. Leopold reiſte am 11. November nach Deſſau, und traf noch vor Ende des Monats in Berlin ein. Der König war mit ſeiner Befehlführung völlig zufrieden, und der Kronprinz ſchätzte ihn ſo hoch, und legte insbeſondere ſolchen Werth auf ſein Benehmen bei der Trennung der Heere, daß er bei dem Könige für ihn die höchſte Kriegswürde zu erbitten wagte. Schon am 2. December erhielt Leopold ſeine Ernennung zum Feldmarſchall und wirklichen Geheimen Kriegsrath. Während dieſes Aufenthalts in Berlin wurde Leopold auch dem Czar Peter von Rußland perſönlich bekannt, der von Dresden gekommen war, um ſich mit dem Könige über die Mittel zur Beendigung des nordiſchen Krieges zu beſprechen. Der wilde Heldengeiſt des Czars wurde durch Leopolds verwandte Eigenſchaften angezogen, er liebte ſehr ihn um ſich zu haben, und bewunderte den vollkommenen Kriegsmann, der in dieſer ſeltnen Zuſammenſtellung ſogar eines Vorzugs an Bildung nicht zu erman-

geln schien. Bei einem späteren Besuche, welchen der Czar Peter im September des Jahres 1717. in Berlin machte, bewährte er die gleiche Zuneigung für Leopold, den er fast nicht von sich lassen wollte, und durch alle Folgezeit hoch in Ehren hielt.

König Friedrich I. starb am 25. Februar 1713. und sein Sohn Friedrich Wilhelm I. folgte ihm auf dem Thron. Für Hof und Staat brachte dieses Ereigniß große Veränderungen; einfachste Sparsamkeit trat an die Stelle verschwenderischer Pracht. Der neue König, einzig dem Kriegswesen ergeben, nahm dieses zur Richtschnur aller Anordnungen; Preußen wurde durch und durch ein Kriegsstaat, wobei, wie zu geschehen pflegt, die Mittel selbst endlich Zweck wurden. Die vollkommenste Uebereinstimmung der Ansichten und Neigungen verband hierin den König mit seinem Feldmarschall, dessen Rath und Eifer den entschiedenen Sinn Friedrich Wilhelms nur noch mehr bestärken mußte. Leopold war in den Kriegssachen gewissermaßen der Lehrmeister des Königs; während der letzten Feldzüge hatte die gepflogene Gemeinschaft ein Vertrauen zwischen beiden erzeugt, das bei dem Könige bis zur Ehrfurcht stieg; er selbst war Zeuge von Leopolds ruhmvollen Thaten, von seiner glänzenden Tapferkeit gewesen; er hegte die größte

Meinung von deſſen kriegeriſchen Verdienſten, und war ſtets bereit deſſen höherer Einſicht die eigne unterzuordnen, ja er hätte ſich wegen Dienſtfehler als General, wird verſichert, willig vom ihm auf die Wache ſetzen laſſen, wenn dieſer Obermeiſter aller Weihen des Kriegsdienſtes ein ſolch erbauliches Beiſpiel nöthig erachtet hätte. Bei dieſer Stimmung des Königs, welche in ihm, ungeachtet mancher ſchon frühen Zweifel gegen Leopolds Gemüths- und Denkart, im Weſentlichen doch ſtets die Oberhand behielt, mußte dieſer alsbald den Gipfel der Gunſt und des Einfluſſes erreichen. Er wurde der Mittelpunkt aller Berathungen und Entſcheidungen, die Seele des ganzen Kriegsweſens, und nur in deſſen Formen ſchien der ganze Staat ſich ſelbſt erkennen und darſtellen zu wollen. Was nicht Soldat war, wurde geringgeſchätzt, und beſtand gleichſam nur nebenher, ſoviel es jener Stand erlaubte, deſſen rauhe Härte und unerbittliche Gewalt in alle Lebensverhältniſſe herrſchend eindringen durfte. In der Umgebung des Königs theilte ſolche Gunſt und ſolchen Einfluß nur der General von Grumbkow, nachheriger Feldmarſchall, ein Mann von vielem Verſtande und lebhaftem Geiſte, von ſatiriſcher Laune im Umgang, von groſſem Scharfſinn und, wie ſogar ſeine Feinde zugeſtanden,

ſtanden, von größter Gewandtheit in Geſchäften; aber zugleich von geringer Denkart, und in Hinſicht des Muthes von keinem beſonderen Rufe, welchen Mangel er jedoch ziemlich geſchickt zu verdecken wußte. Da er nun keineswegs als Feldherr auftreten konnte, ſo mochte ihn Leopold kaum als einen Nebenbuhler anſehn, ließ indeß übrigens ein gutes Vernehmen mit ihm ſich gern gefallen, und benutzte daſſelbe nach Gelegenheit. Er brachte jetzt die meiſte Zeit in Berlin oder ſonſt in Geſellſchaft des Königs zu, der ihn faſt nicht von ſeiner Seite ließ. Von Halle aus ging der König, nachdem er die aus Italien zurückkehrenden Truppen in Augenſchein genommen, mit Leopold nach Deſſau, wo er ſogleich die Fürſtin beſuchte, ſich lange mit ihr unterhielt, und ſie dann zur Tafel führte. Er wiederholte noch in demſelben Jahre ſeinen Beſuch und vergnügte ſich, wie das erſtemal, mit Jagd und Kriegsſachen. Deſſau hatte ſchon ganz ein preußiſches Anſehn; zwei neue Schwadronen preußiſcher Gendarmen befanden ſich dort, nach dem Wunſche des Fürſten, um unter ſeinen Augen im Dienſt und in den Waffen geübt zu werden, deßgleichen eine Kadettenſchule, für welche er ſelbſt die Zöglinge mit Sorgfalt ausſuchte. Wie der König von Preußen war auch

der Kaiſer Karl VI. beeifert, Leopold durch beſondere Auszeichnung zu ehren; er legte ihm und ſeinen Nachkommen durch einen Gunſtbrief vom 21. Auguſt 1713. den Titel und das hohe Fürſtenwort Durchlauchtig bei, da bisher die Kaiſerlichen Kanzleien ihm nur das Wort Hochgeboren zu geben pflegten.

Der Frieden wurde im Süden von Europa für Preußen ſchon am 11. April 1713. zu Utrecht, für Kaiſer und Reich im folgenden Jahre am 7. März zu Raſtatt völlig hergeſtellt. Im Norden hingegen fügten ſich zu derſelben Zeit für Preußen neue Kriegsverwickelungen. Noch dauerte der Krieg zwiſchen Karl XII. und den gegen ihn verbündeten Mächten; Friedrich Wilhelm I. ſah ſeine Staaten von fremden Heeren umgeben, die zum Theil durch ſein Gebiet zogen, und jeden Augenblick daſſelbe zum Schauplatze kriegeriſcher Vorfälle machen konnten. Um den nordiſchen Krieg aus Deutſchland entfernt zu halten, und den König von Preußen, der ſeine Truppen in Italien und in den Niederlanden für die Sache des Kaiſers fechten ließ, in ſeinen eignen Staaten ſicherzuſtellen, hatten Kaiſer und Reich, durch eine ſchon am 31. März des Jahres 1710. unter Vermittelung der Seemächte im Haag geſchloſſene Ueber-

einkunft mit dem ſchwediſchen Senate, die Neutralität der deutſchen Beſitzungen Schwedens feſtgeſetzt, und keinerlei Feindſeligkeit ſollte auf dieſer Seite geduldet werden. Nichts konnte für die Schweden erwünſchter ſein, als dieſer Vertrag, der ihnen Länder ſchützte, welche ſie gegen die Macht der Ruſſen, Dänen und Sachſen zu vertheidigen außer Stande waren. Gleichwohl verwarf aus den Fernen der Türkei, wohin ſein Unglück bei Pultawa ihn verſchlagen hatte, Karl XII. mit verderblichem Eigenſinn die gemachten Bedingungen, und die Waffen der Verbündeten wandten ſich demnach alſobald gegen Pommern. Ein ruſſiſches Heer unter dem Fürſten Menczikoff, verſtärkt mit ſächſiſchen Truppen, rückte vor Stettin um dirſe Feſtung zu belagern. In dieſer Bedrängniß ſandten der ſchwediſche Statthalter in Bremen und Verden, Graf von Welling, und der Herzog Adminiſtrator von Holſtein-Gottorp den Freiherrn von Görz an den König von Preußen, um denſelben, damit die Feindſeligkeiten unterblieben, zur Beſchlagnahme von Stettin und Wismar zu vermögen; man ſetzte mit Grund voraus, die Ruſſen und Sachſen würden dieſer Anordnung nicht entgegen ſein. Allein der ſchwediſche Befehlshaber in Stettin, General von Meyerfeld, war nicht zu be-

wegen, ohne ausdrücklichen Befehl seines Königs eine so wichtige Festung fremden Händen anzuvertrauen. Von Seiten der Russen und Sachsen wurde demnach eifrig zur Belagerung geschritten, zu welcher auch der König von Preußen und Leopold sich als Zuschauer einfanden; nach einer heftigen Beschießung erfolgte die Uebergabe. Die Sache wegen der Beschlagnahme wurde nun auf's neue verhandelt; der König von Preußen sollte den abziehenden Verbündeten 400,000. Thaler Belagerungskosten auszahlen, und dafür gemeinschaftlich mit dem Herzoge von Holstein die Festung besetzt halten bis zum Frieden, da denn dieselbe, gegen Erstattung der ausgelegten Summe, dem Könige von Schweden möchte zurückgegeben werden. Der sächsische Hof unterstützte den Vorschlag mit allem Eifer, von der geheimen Befürchtung ausgehend, daß die Russen, einmal im Besitze von Stettin, sich an der Oder für immer festsetzen könnten. Bei den Unterhandlungen, welche zu Schwedt in Anwesenheit des Königs lebhaft gepflogen wurden, waren der Fürst von Menczikoff, der holsteinische Gesandte von Bassewitz und der sächsische General Graf von Flemming besonders thätig. Noch war der König unentschieden, er sah voraus, daß Karl XII. seine Zustimmung hartnäckig versagen würde,

und ein Krieg mit Schweden zuletzt die Folge ſein könnte; da wandte ſich der Graf von Flemming an Grumbkow und Leopold, und zeigte, neben andern Vorſtellungen, dem letzteren, der von Ehrgeiz und Thatendurſt glühte, im Hintergrunde den Oberbefehl im Kriege, falls die Sachen ſpäterhin zum Bruche führen würden. Leopold widerſtand dieſer Ausſicht nicht, und nur deſto eifriger betrieb er, was die Staatsklugheit Preußens ohnehin gebieteriſch zu fordern ſchien. Am 6. Oktober kam die Uebereinkunft zu Stande, vermöge welcher Rußland und Sachſen die beſtimmte Summe erhielten, und ihre Truppen zurückzogen, dagegen zwei Bataillons Schweden, welche deßhalb eigends in holſteiniſche Dienſte traten, gemeinſchaftlich mit der gleichen Zahl preußiſcher Truppen Stettin beſetzten. Außerdem erhielten mehrere Plätze in Pommern preußiſche Beſatzung. Friedrich Wilhelm zeigte ſelbſt dem Könige von Schweden das Geſchehene nebſt deſſen Beweggründen und Abſichten an, in welchen die ſichre Verwahrung der ſchwediſchen Länder insbeſondre zu gelten hatte, und verſprach deren zuverläſſige Rückgabe gegen die Erſtattung jener in Verhältniß geringen Geldſummen. Allein Karl XII. verwarf die ganze Sache, erklärte ſich zu keinerlei Erſtattung verpflichtet,

und kündigte ſeine nahe Rückkehr an. Friedrich Wilhelm glaubte unter dieſen Umſtänden in Stettin ſich eine Schutzwehr und eine Bürgſchaft ſeiner vertragmäßigen Anſprüche ſichern zu müſſen. Die holſteiniſchen Truppen waren noch immer als ſchwediſche zu betrachten, und mit den Bürgern vereint den preußiſchen weit überlegen. Es wurde dringend nothwendig, dieſem Uebelſtand abzuhelfen. Der General von Borck, Befehlshaber der preußiſchen Truppen, erhielt dieſerhalb die nöthige Weiſung, vermehrte unvermerkt ſeine Mannſchaft, und überraſchte und entwaffnete im günſtigen Augenblicke die holſteiniſchen Truppen, ſo daß die Preußen im alleinigen Beſitze der Feſtung blieben. Der König, noch immer voll Schonung, ließ die Bürger gemeinſchaftlich ihm ſelbſt und dem Könige von Schweden Treue ſchwören, und erklärte, ſogleich wieder die holſteiniſche Beſatzung aufnehmen zu wollen, ſobald Karl XII. der früheren Uebereinkunft beizutreten verſpräche.

Im folgenden Jahre 1714. ſah Leopold abermals den König zum Beſuch in Deſſau, wobei eine Woche hindurch Truppenübungen und Jagd genugſamen Wechſel der Unterhaltung gaben. Er begleitete ſodann den König auf deſſen Reiſe nach Kleve und ſpäter nach Preußen, woſelbſt am 11.

September die feierliche Huldigung geſchah. Bald aber zogen die nordiſchen Angelegenheiten wieder die volle Aufmerkſamkeit auf die Seite von Pommern. Am 22. November war Karl XII. aus der Türkei auf großen Umwegen unvermuthet in Stralſund angelangt, und ſogleich empfing durch ſeine Anweſenheit die ſchwediſche Sache neues Leben. Er zeigte unverhohlen, daß er die getroffenen Uebereinkünfte als ungültig und nichtbeſtehend anſehe, und gab den freundſchaftlichen Erklärungen, welche Friedrich Wilhelm durch den General von Schlippenbach deßfalls an ihn gelangen ließ, nur ſtörriſche, trotzige Erwiederung, welche an ſeiner feindſeligen Abſicht nicht zweifeln ließ. Er forderte die unbedingte Rückgabe von Stettin, und als dieſe preußiſcher Seits mit Darlegung der triftigſten Gründe verweigert wurde, begann er im April 1715. die preußiſchen Truppen aus Anklam, Wolgaſt, Greifswalde und andern Orten, die ſie vermöge der Beſchlagnahme beſetzt hielten, mit gewaffneter Hand zu vertreiben; auf der Inſel Ilſedom nahm er 500. Preußen gefangen. Der Krieg war hiedurch erklärt, und Friedrich Wilhelm genöthigt ihn aufzunehmen. Ein engeres Bündniß vereinigte im Februar 1715. die Höfe von Berlin, Kopenhagen, Dresden und Hannover, und von al-

len Seiten bereitete man ſich zum Feldzuge. Eifrigſt betrieben Leopold und der Graf von Flemming den völligen Bruch, und Karls XII. unverſöhnliche Hartnäckigkeit war ihnen dabei nur allzu ſehr behülflich. Im Anfange des Mai verſammelte Friedrich Wilhelm im Lager zwiſchen Stettin und Schwedt 25,000. Preußen und 8000. Sachſen, und übergab, wenn gleich ſelbſt anweſend, Leopold den Oberbefehl. Am 18. Mai beſichtigte dieſer, an der Spitze von 200. Reitern vorauseilend, die Verſchanzungen, welche der König von Schweden bei Anklam und beſonders vor Stralſund hatte errichten laſſen. Am Ende des Juni ſetzten ſich die verbündeten Truppen insgeſammt in Bewegung, und rückten den 12. Juli vor Stralſund. Drei Tage darauf kam auch der König von Dänemark mit ſeinen Truppen hier an. Beide Könige überließen Leopold die oberſte Leitung ihrer vereinten Macht, die nun aus 74. Bataillons und 118. Schwadronen, im Ganzen etwa 36,000 Mann, beſtand; unter ihm wurden die Sachſen von dem General Grafen von Wackerbarth, die Dänen von dem General von Scholten befehligt. Doch wie bedeutend auch dieſe Macht erſcheinen konnte, die Schwierigkeiten, welche ſie zu überwinden hatte, waren nicht geringer. Karl XII. an der Spitze

von 9000. Mann war noch stets ein furchtbarer Gegner, seine Stellung in und bei Stralsund äußerst vortheilhaft. Leopold, einem solchen Feldherrn gegenübergestellt, glaubte mit größter Vorsicht verfahren zu müssen. Zuerst wollte er sich in der Umgegend sicherstellen. Der General von Arnim mußte mit 2000. Mann Wolgast einnehmen, die Insel Ilsedom und Wollin besetzen, und die Schanzen von Swinemünde und Peenamünde erobern, letztere am 21. August mit Sturm, wobei die kleine schwedische Besatzung unter ihrem heldenmüthigen Anführer Kuse größtentheils den Tod fand. Nachdem hierauf im September das preußische Belagerungsgeschütz aus Stettin vor Stralsund angekommen, wurde dem Grafen von Wackerbarth im Oktober die Eröffnung des Angriffs übertragen. Die Verschanzungen außerhalb der Festung, unangreifbar zwischen See und Morast gelegen, fielen durch einen unvermutheten Zufall in die Hände der Verbündeten. Ein preußischer Offizier, Friedrich der Große nennt ihn Gaudi, bei andern Schriftstellern heißt er Köppen, hatte Kunde von einer seichten Stelle des Meerufers, wo er in früherer Zeit oft gebadet; er untersuchte bei Nacht die Stelle auf's neu, und fand festen Grund, der Westwind trieb die Meeresfluthen ab. Er theilte

ſeine Entdeckung dem Könige mit, und ſein Anſchlag erhielt Beifall. Mit ausgewählten 1800. Mann durchwatete der Oberſt Köppen in der Nacht zum 5. November bis an den halben Leib das ſeichte Meer, gelangte unentdeckt an den Verſchanzungswall, erſtieg ihn, während die Schweden durch einen falſchen Angriff nach der entgegengeſetzten Seite abgelenkt wurden, faſt ohne Widerſtand, eilte den übrigen Angriffstruppen den Zugang zu öffnen, und war in kürzeſter Zeit Meiſter der Verſchanzungen, deren geſammte Beſatzung, aus drei ſchwediſchen Regimentern beſtehend, niedergemacht oder gefangen wurde.

Nach dieſem glücklichen Erfolge machte Leopold ernſtliche Anſtalten zur Eroberung der Inſel Rügen, ohne deren Beſitz die Belagerung von Stralſund nicht zweckmäßig zu fördern war. Zu Ludwigsburg bei Greifswalde wurden mit großer Mühe gegen 400. Fahrzeuge zuſammengebracht, und auf dieſen ging eine aus Preußen, Dänen und Sachſen gemiſchte Truppenmacht von 18,000. Mann, worunter 2000. Reiter, am 15. November unter Segel. Nach Leopold befehligten die preußiſchen Generale Graf von Dönhof und Freiherr von Derfflinger, der däniſche General von Dewitz und der ſächſiſche von Wilkens. Alle Anſtalten

waren mit genauer Vorsicht getroffen. Die Fahrzeuge mußten in See streng dieselbe Ordnung beholten, welche den Truppen nach der Landung bestimmt war. Schon einige Zeit vorher hatte Leopolt durch einen Tagesbefehl den unter ihm stehenden Generalen und Offizieren jede nöthige Vorschrift ertheilt, und darin zuletzt gesagt: „Die Bravur wird nicht zu kommandiren sein, weil es lauter ehrliche brave Leute, von denen man nichts anders, nächst göttlicher Hülfe und Beistand, zu vermuthen hat, insbesondere wenn diese ihnen vorgeschriebene Dispostion in allen Stücken observirt wird. An keine Retraite wird nicht zu gedenken sein, und dieses muß man insonderheit den Gemeinen wohl imprimiren.“ Von dänischen Kriegsschiffen geleitet nahm das Geschwader seinen Lauf gegen Stresow unsern Putbus, und hier, wo es am wenigsten erwartet wurde, fand noch denselben Abend an bequemer Stelle die Landung Statt. Leopold wußte seinen Gegner zu würdigen, und verschmähte keine Vorsicht gegen ihn. Er stellte die gelandeten Truppen in drei Treffen, die beiden vorderen Fußvolk, das dritte Reiterei, außerdem noch 6. Schwadronen Reiter zur rechten Seite als besonderen Rückhalt. Diese Aufstellung ließ er nicht allein mit spanischen Reitern umgeben, son-

dern auch durch Wall und Graben ſogleich verſchanzen, womit die Truppen bei größter Anſtrengung doch erſt um Mitternacht fertig wurden. Die meiſten Generale fanden dieſe ermüdende Arbeit unnöthig, ſie hielten ihre Uebermacht vor jedem Angriffe ſicher, den König von Schweden überdies in Stralſund genug beſchäftigt. Sie ſollten alsbald erfahren, wie richtig Leopold ſeine Maßregeln genommen. Karl XII. war bereits auf Rügen; begleitet von einer großen Schaar der tapferſten Offiziere, ſetzte er ſich an die Spitze von 4000. Mann, welche drei Stunden von dem Landungsplatze in Verſchanzung ſtanden, brach in der Nacht auf, und rückte unverzüglich gegen die verbündeten Truppen an, ohne nur nach der Zahl der gelandeten zu fragen. Um 4. Uhr in der Nacht hörten die preußiſchen Schildwachen das Annahen des Feindes, und ſchlugen Lärm, in einem Augenblicke war das ganze Lager unter Waffen. Die Schweden ſtürmten raſch an, als ſie aber den Graben und Wall gewahrten, hielten ſie inne. Der König ſah mit verzweiflungsvollem Staunen die Verſchanzung, welche Leopolds Klugheit und Kraft gleichſam aus der Erde hervorgezaubert. „Iſt es möglich! rief er aus, das hatt' ich nicht erwartet!“ Er ließ ſeine Truppen auf 100. Schritt

zurückweichen, aber nur um ſie zu neuem Angriffe zu befeuern. Wüthend ſtürmt er wieder vor, hilft mit eigner Hand die ſpaniſchen Reiter wegreißen, Erde, Baumäſte und Leichen müſſen durch den Graben eine Brücke bilden, zu Fuß mit dem Degen in der Fauſt dringt er hinüber, ſeine Tapferſten hinter ihm, und ſchon kämpft er auf dem erſtiegnen Walle. Einige däniſche Bataillons gerathen in Unordnung und geben die Verſchanzung preis; das preußiſche Fußvolk aber ſteht in feſter Haltung, giebt ein wirkſames Gewehrfeuer, und ſtößt mit Spontons und Bajonetten die Anſtürmenden in den Graben zurück. Leopold, das Fußvolk ermuthigend, läßt zugleich das Feuer des Geſchützes in den Feind ſchmettern, und den rechtsgeſtellten Theil der Reiterei aus der Verſchanzung vordringen, um in die linke Flanke der Schweden einzuhauen. Karl XII. wird verwundet und von den Seinigen fortgeriſſen, nach einem viertelſtündigen Gefechte weichen die Schweden überall. Leopold verfolgt ſie in's Freie nun auch mit dem Fußvolk, und ahndet nicht, daß Karl XII. ſelbſt in dieſem Augenblicke vor ihm flieht. Bald aber wird der Kampf mit Wuth erneuert, Karl will nicht weiter weichen, und geräth in Gefahr getödtet oder gefangen zu werden, ſeine Getreuen, die

Generale von Grothuſen, von Baſſewitz, von Dalldorf und der Oberſt von Düring fallen, er ſelbſt, nachdem er eine zweite Wunde erhalten, wird mit Mühe von dem Grafen Poniatowski gerettet und nach der alten Fehrſchanze und von da nach Stralſund zurückgebracht. Auf dem Wahlplatze lagen 400. Schweden todt, und 200. verwundet. Die Verbündeten rückten darauf vor die alte Fehrſchanze, welche ſich am 17. November mit allen Truppen, Geſchütz und Vorräthen ergab. Die Könige von Preußen und von Dänemark waren inzwiſchen auch nach Rügen übergeſetzt. Friedrich Wilhelm errichtete aus den Kriegsgefangenen ein neues Regiment, welches er dem Prinzen Leopold Maximilian von Deſſau, zweiten Sohne Leopolds, verlieh; ein Theil der Mannſchaft beſtand aus Franzoſen, die bei Höchſtädt als Gefangene in ſächſiſche Dienſte, bei Frauſtadt in ſchwediſche übergegangen waren, und nunmehr dem vierten Herrn folgend, in preußiſche traten. Die Eroberung von Rügen war nun vollendet, und die ganze Macht der Sieger wandte ſich mit verdoppelter Anſtrengung auf Stralſund zurück. Vom 22. November wurde die Feſtung täglich ſchärfer angegriffen. Leopold errang mit ſtürmender Gewalt und großer Aufopferung von Menſchen am 8. De-

cember den bedeckten Weg, und am 17. das Hornwerk, welches Karl XII. in Perſon an der Spitze ſeiner tapferſten Truppen als gemeiner Soldat fechtend mehrmals wiederzunehmen verſuchte, Leopold aber, wiewohl mit großem Verluſt an Leuten, hartnäckig behauptete. Auf's äußerſte gebracht, ohne Hoffnung eines Entſatzes, und in Gefahr gefangen zu werden, wenn er den Hauptſturm erwartete, ließ Karl ſich endlich bewegen, die Feſtung zu verlaſſen. Er entkam den 19. December auf einem kl.inen Fahrzeuge im Angeſichte der däniſchen Flotte nicht ungefährdet doch glücklich nach Schweden. Am 22. ergab ſich Stralſund den Verbündeten, am 26. ritten die beiden Könige, von Leopold und allen Generalen begleitet, unter dreimaliger Abfeurung alles Geſchützes, in die eroberte Stadt. Dieſer gegen Karl XII. glücklich geführte Feldzug brachte den Kriegsruhm Leopolds auf den höchſten Gipfel. Trotz der Uebermacht der Verbündeten war die Unternehmung gegen Rügen und Stralſund ſo bedenklich erſchienen, daß der Graf von Croiſſy, franzöſiſcher Geſandter im Hauptquartiere Karls XII., ſie für unausführbar erklären durfte, und an den preußiſchen Staatsminiſter von Ilgen, eine Vermittelung des Friedens verſuchend, ſchreiben konnte, man möchte

doch von dem Angriff abſtehn, denn er betheure mit der Aufrichtigkeit eines Mannes, der ſein Urtheil nicht leichtſinnig bloßſtellen wolle, daß der König von Schweden in ſeiner Stellung unbezwinglich ſei. Leopold hatte nicht an der Aufrichtigkeit dieſer Meinung gezweifelt, aber nur um ſo mehr Entſchluß und Kraft daran geſetzt, ſie durch die That umzuſtoßen. Das auf Rügen und in Stralſund eroberte Geſchütz wurde zum Theil an den Czar Peter von Rußland, zum Theil an die Republik Venedig verkauft. Von ſeinem Antheil an der übrigen beträchtlichen Beute ſchenkte Leopold zwei große Spiegel mit Rahmen von getriebener Silberarbeit der Königin von Preußen, welche faſt dieſe ganze Zeit bei dem Könige im Feldlager zubrachte. In dem Frieden, der ſpäterhin nach Karls XII. Tode zu Stande kam, behielt Preußen den Beſitz von Stettin und Vorpommern bis an die Peene, und von Wollin und Uſedom.

Mit dieſer ruhmvollen Eroberung ſchließt ſich der erſte Zeitraum von Leopolds Kriegsthaten und Feldherrnverrichtungen ab; er ſelbſt war jetzt 40. Jahr alt, auf dem Gipfel des Ruhmes, voll Kraft und Begierde ſich neue und immer größere Heldenbahn zu gewinnen; doch eine lange Reihe von Friedensjahren verſchloß dieſe Richtung, und drängte

ſeine

ſeine Thätigkeit und ſeinen Ehrgeiz in minder günſtige Wege zurück. Auch auf dieſen zeigte er zwar den eiſernen Willen und die entſchloſſene Kraft, die er im Kriegsfelde bewieſen, aber ohne dabei ſtets gleichen Erfolgs und gleichen Ruhmes theilhaft zu werden. Wir wollen zunächſt ſein Verhältniß im preußiſchen Staate näher in Betracht nehmen. Seine Unabhängigkeit als ſelbſtſtändiger Landesfürſt, ſeine Verwandtſchaft mit dem Königlichen Hauſe, ſeine Stellung und fortgeſetzte Thätigkeit im Heere, ſein kriegeriſcher Ruhm und perſönliches Uebergewicht, verbunden mit der Gunſt und dem Vertrauen des Königs, mußten ſein Anſehn am Hofe über jede Nebenbuhlerſchaft emporheben, ihm in allen Staatsangelegenheiten die einflußreichſte Wirkſamkeit verleihen. Der König hatte ihn als Freund und Rathgeber in engſter Vertraulichkeit faſt immer zur Seite; in den berühmten Tabackskollegien war Leopold, wiewohl er ſelbſt nie rauchte, eines der bedeutendſten Häupter, an Anſehn zunächſt dem Könige; ihre Neigungen ſtimmten wie ihre Anſichten meiſt überein; in Soldatenweſen und Jagd fanden ſie gemeinſame Beſchäftigung. So konnte Leopold ungehemmt ſeinen Ehrgeiz in dieſem weiteröffneten Spielraume verfolgen, der kaum in den höchſten Perſonen und

Verhältniſſen wieder einige Schranken fand. Ihm durfte das Vorbild des Prinzen Eugen, der in Wien der Leitung des ganzen öſterreichiſchen Staates vorſtand, in Berlin ſogar übertreffbar ſcheinen. Wenn Eugen zu ſolchem Berufe mit eigentlicher Staatskunde und gebildeter Geſchicklichkeit reicher ausgeſtattet war, ſo beſaß Leopold dafür in ſeinen perſönlichen Verhältniſſen ungleich größere Möglichkeiten. Der Kronprinz von Preußen war ungemein ſchwächlich von Körper, und verſprach kein langes Leben. Nach ihm war Friedrich Markgraf von Schwedt, Leopolds Neffe, muthmaßlicher Thronerbe. Den König bei ſolcher Ausſicht beruhigter feſtzuhalten, bot Leopold alles auf, die Sachen dahin zu lenken, daß die Prinzeſſin Friederike Wilmine, Tochter des Königs, dem Markgrafen vermählt würde. Hierin war ihm jedoch die Königin entgegen, welche für ihre Kinder ganz andre Verbindungen beabſichtigte. Bei der Stellung der Gemüthsarten und Neigungen im Innern dieſer Familienverhältniſſe waren Zwiſtigkeiten und Feindſchaften unvermeidlich. Die Königin wußte, daß Leopold ihre eigne Verheirathung mit dem Könige mißbilligt, und an ihre Stelle lieber ſeine Nichte, die Prinzeſſin von Oranien, zu bringen gewünſcht hatte. Er ſelbſt und Grumbkow, dem ſie noch we-

niger Gutes zutraute, erſchienen ihr als Feinde, deren Einfluſſe ſie ſtets entgegenzuwirken habe; die Folge war, daß beide ſich nun auch deſto mehr gegen den Einfluß der Königin vereinten, und ſie konnten, leichter als dieſe, Gelegenheit und Mittel finden, welche ſolchem Zweck entſprachen. Unter andern gewannen ſie das Fräulein Leti, Tochter des bekannten italiäniſchen Schriftſtellers, welche als Unterhofmeiſterin die Aufſicht über die jungen Prinzeſſinnen hatte, und gelangten dadurch zum Beſitz aller kleinen Verhältniſſe und Vorgänge des inneren Familienlebens, die ſich bei dem Könige wirkſam benutzen ließen. Ränke und Partheiungen theilten nun den ganzen Kreis des Hofes; die Verbundenen wurden immer mächtiger, und ſchienen eines faſt ausſchließlichen Anſehns gewiß. Doch hatte daſſelbe fortwährend immer neue Kämpfe zu beſtehn. Der Finanzminiſter von Creutz, früherhin Auditeur bei dem Regimente des Kronprinzen, dann Kabinetsſekretair und geadelt, und bei dem Könige ſehr in Gunſt, wagte den Verſuch, jene Beiden zu überklimmen. Er war mit einer Hofdame der Königin in vertraulichen Verhältniſſen; Fräulein von Wakenitz war bildſchön, aber unter dem ſittſamſten Anſchein höchſt leichtſinnig in ihrem Wandel. Der herrſchſüchtige Miniſter faßte den Gedanken, die

Gunst des Königs auf sie zu lenken, und dann vermittelst ihrer den ersten Staatseinfluß zu haben. An der strengen Denkart des Königs aber mußte der niedere Plan scheitern, und Fräulein von Wakenitz wurde das Opfer davon. Denn kaum hatten Leopold und Grumbkow die Gefahr, welche ihnen drohen sollte, wahrgenommen, so wußten sie ihr nachdrücklich zu begegnen, sie enthüllten dem Könige alles, was ihnen von der Aufführung des Fräuleins bekannt war, und brachten es dahin, daß ihre Entfernung vom Hofe verfügt wurde, die endlich auch sehr hart und gewaltsam erfolgte, weil das Fräulein, anstatt bescheiden nachzugeben, sich der heftigsten Aufwallung gegen die Königin, welche gleichwohl sie zu vertheidigen bemüht gewesen, und dem übermüthigsten Trotze gegen den König selbst so rücksichtslos überließ, daß auch der Minister von Creutz, der anfangs dem Sturm entgegenzukämpfen dachte, die verzweifelte Sache aufgeben mußte. Die Königin aber empfand es sehr übel, daß man ihre Hofdame, der sie äußerst gewogen war und keinerlei Schuld beimaß, so arglistig von ihr zu entfernen vermocht, und haßte nur um so mehr diejenigen, welche sie für die Anstifter der Sache hielt. Neuen Streit veranlaßte die Wahl der Personen, welche den jungen Kronprinzen um-

geben ſollten, der im Jahre 1718. den Händen der Frauen entnommen wurde. Die Königin ſetzte diesmal durch, daß der Generallieutenant Graf von Fink die Oberſtelle erhielt; die zweite Stelle aber wurde dem Oberſtlieutenant von Kalkſtein ertheilt, welchen Leopold vorgeſchlagen hatte, und der durch Strenge und Genauigkeit im Kriegsdienſte dem Könige ſchon genug empfohlen war.

In dieſem Ringen nach Einfluß und Vortheil haben Leopold und Grumbkow ſicher nicht die Gränze beobachtet, welche darin — der ſtrengen Sittlichkeit hier zu geſchweigen — auch bloß die Ehrbarkeit nachſichtiger Weltmeinung noch immer vorſchreibt; eine ſtrafende Nothwendigkeit reißt in trüben Partheiverwickelungen die Perſonen oft weit über das Ziel hinaus, bei welchem ſie ſtehn zu bleiben gemeint, und ſchon deßhalb dürfte Leopold hier großer Ueberſchreitungen nicht freizuſprechen ſein. Inzwiſchen erhellt aus aller ſorgſamſten Prüfung hinwieder auch mit aller Gewißheit, daß jene Ueberſchreitungen niemals zu der Höhe verbrecheriſcher Anſchläge geſtiegen ſind, deren eine auf uns gekommene üble Nachrede gedenkt. Die Prinzeſſin Friederike Wilhelmine, nachmalige Markgräfin von Baireuth, damals ſelbſt Gegenſtand der ehrgeizigen Plane Leopolds, und gleich der Kö-

nigin demſelben feindlich abgewandt, geht ſo weit, in ihren Denkſchriften Leopold und Grumbkow geradezu anzuklagen, ſie hätten den Markgrafen von Schwedt, welcher unterdeß, um jeden Verdacht . . tfernt zu halten, auf einer Reiſe in Italien begriffen war, gewaltſam auf den Thron fördern, und ſich dadurch der ganzen Regierung bemächtigen wollen. Dieſe Prinzeſſin, deren Urtheil auch ſonſt immer gern die ſchlimmere Seite faßt, und geringe Prüfung bei großer Härte zeigt, hat aus den dunkeln Läſterungen des Hofgeredes ſogar die ungeheure Beſchuldigung aufbewahrt, Leopold und Grumbkow hätten zu jenem Zweck einen Anſchlag gegen das Leben des Königs und des Kronprinzen völlig bereit gehabt, der an einem beſtimmten Tage in einer Bude auf dem Neumarkt, wo deutſche Schauſpieler und Gaukler ihre Künſte regelmäßig vor dem Hofe ſehen ließen, zur Ausführung kommen ſollte. Durch den ſächſiſchen Geſandten Grafen von Manteuffel, Leopolds und Grumbkows Vertrauten, ſoll die Frau von Blaſpiel, Hofdame der Königin und insgeheim Geliebte des Grafen Mantenffel, eine junge ſchöne Frau, deren Gefühl und Einbildungskraft ſich leicht entzündete, die Sache erfahren, der Königin entdeckt, und im letzten Augenblicke durch dieſe ver-

eitelt haben. Das in allen ſeinen Umſtänden höchſt unwahrſcheinliche Mährchen fand bei dem Könige ſelbſt keinen Glauben, allein die Vorſtellungen, welche daſſelbe in ihm weckte, machten ihn gleichwohl mißtrauiſcher gegen ſeine Umgebung, und zugänglicher für die Einflüſterungen, welche bald nachher ſeinen Sinn mit dem verwirrendſten Blendwerke befangen ſollten. Die ganze politiſche Stellung der damaligen Zeit war geſpannt; Verſchwörungen und Miſſethaten gingen in die Berechnungen der Staatsklugheit ein; die meiſten Höfe litten an der ſchrecklichſten Verderbniß, und rohe Sitten und gewaltthätige Leidenſchaften, durch Kriegsunruhen und rauhes Soldatenweſen genährt, wurden von oberflächlicher, erborgter Bildung kaum verhüllt. Kein Wunder, daß unter ſolchen Umſtänden auch die unhaltbarſten Gerüchte Verbreitung, und in dem Dunkel, worin ihre Mittheilung umhüllt blieb, am wenigſten Widerſpruch finden konnten! Auch Friedrich der Große, wiewohl bei dieſem Ereigniſſe ſelbſt ohne Verdacht, ſcheint in ſeinem allgemeinen Urtheile über Leopold manches anzudeuten, was wohl den jugendlichen Eindrücken jener frühvernommenen Beſchuldigungen angehören möchte.

Wie sehr Leopold und Grumbkow in der Gunst des Königs durch geheime Anklagen und nachtheilige Gerüchte, so wie durch die rastlose Gegenwirkung der Königin gesunken waren, zeigte sich auffallend bei Gelegenheit einer Krankheit, welche den König im Anfange des Jahres 1719. zu Brandenburg plötzlich befiel. Des Königs Regiment, sein Lieblingsregiment von großen Leuten, dem die Bürgerschaft von Berlin, auf ihre Gerechtsame sich berufend, die Einlagerung in ihre Häuser hartnäckig weigerte, hatte seinen Standort einstweilen in Brandenburg. Der König hatte sich, wie schon oftmals, dahin begeben, um den Waffenübungen seiner Riesen beizuwohnen. Nach wenigen Tagen aber befiel ihn eine so heftige Kolik, daß er sein Ende nahe glaubte. Sogleich ließ er von Berlin die Königin zu sich berufen, und als sie herbeigeeilt war, übergab er ihren Händen eine versiegelte Schrift, sein Testament enthaltend, durch welches er sie, wie er sagte, zur alleinigen Regentin des ganzen Staates ernannte; er verlangte jedoch in Betreff dieser Verfügung einstweilen das strengste Geheimniß, damit er in Ruhe sterben könnte, unbestürmt von den Bitten und Vorwürfen derjenigen, welche sich durch jene Anordnung zurückgesetzt glauben möchten. Inzwischen trafen auch Leopold

und Grumbkow in Brandenburg ein, gleichfalls von dem Könige berufen, aber durch Zufall in ihrer Reise verspätet, so daß sie den König, dessen Zustand sich verschlimmert hatte, nicht sogleich sehn konnten. Sie mußten aber alsobald, aus mancherlei Anzeigen, die Vermuthung fassen, daß von einem Testamente die Rede sei, und boten sogleich alles auf, um den Inhalt zu erfahren, welchen sie, schon wegen des Geheimnisses, das ihnen daraus gemacht wurde, für ihre Erwartungen nicht günstig erachteten. Sie konnten sich deßfalls an niemand besser als an Frau von Blaspiel wenden, die einzige Dame, welche die Königin nach Brandenburg mitgenommen hatte, weil sie nur dieser ganz vertraute. Leopold und Grumbkow machten ihr einen Besuch, und boten ihr, nach einigen Vorreden, gute Freundschaft und ein beträchtliches Geschenk an, wenn sie es im Allgemeinen mit ihnen halten, und für jetzt gleich bei der Königin dahin wirken wollte, daß diese den König ihnen geneigt erhielte. Frau von Blaspiel aber nahm den Antrag als eine Beleidigung auf, lehnte stolz jede Einmischung ab, und eilte die Königin von dem Vorgange zu benachrichtigen. Diese unterrichtete von allem sogleich den König, der eine hohe Meinung von Frau von Blaspiel faßte; eine solche

Uneigennützigkeit hatte er bisher keiner Frau zugetraut, desto mißvergnügter war er dagegen mit Leopolds und Grumbkows hinterlistigen Ränken, und als beide sich wieder einfanden, und vorgelassen zu werden wünschten, ersuchte er die Königin, sie draußen abzufertigen. Sie trat in das Vorzimmer, und sagte zu ihnen mit stolzer Kälte voll Hoheit und Würde, sie könnten den König nicht sprechen, er wolle niemanden sehn, als wer zu seiner Bedienung nöthig sei, ihre Anwesenheit in Brandenburg sei unter diesen Umständen ohne Nutzen, sie würden gut thun nach Berlin zurückzukehren, damit sie, wenn Gottes Rathschluß über des Königs Leben verfügen sollte, dort alles in guter Ordnung erhielten, der König sei übrigens nicht ohne Hoffnung, sie selbst trage Sorge, daß ihm jede Hülfe und Pflege zu Theil werde, und wenn er genese, könnten sie darauf rechnen, die ersten zu sein, die er zu sich berufen würde. Leopold wollte das Wort nehmen, die Königin aber unterbrach ihn, sie sei in diesem Augenblicke zu sehr niedergeschlagen, als daß sie ihn weiter anhören könnte, sie wünsche beiden eine glückliche Reise, und hoffe sie bei günstigerem Anlasse bald wiederzusehn. Nach diesen Worten trat sie in das Zimmer des Königs zurück, und ließ die Beiden

verwundert ſtehn, die nicht wußten, was ſie von dieſer Wendung denken ſollten. Indeß beſchloſſen ſie, die Entſcheidung der Krankheit des Königs in Brandenburg abzuwarten. Schon in der Nacht aber wurde der Zuſtand ſo ſchlimm, daß die Aerzte keine Rettung mehr ſahen; da wagte Holzendorf, Regimentsarzt von des Königs Regiment, dem ſchon aufgegebenen Kranken mit Zuſtimmung der Königin noch ein Brechmittel zu reichen, welches ſo glücklich wirkte, daß der König alsbald Erleichterung fühlte, und darauf in wenigen Tagen völlig hergeſtellt war. In der Freude der Geneſung, und gerührt durch die Zeichen wahrer Anhänglichkeit, welche Leopold und Grumbkow ihm hiebei äußerten, nahm der König beide wieder für den Augenblick zu Gnaden auf. Indeſſen dauerte die eigentliche Spaltung fort, und die Königin, im Bewußtſein der ihr ausſchließlich zugedachten Regentſchaft, glaubte ſich berechtigt, ihre Gegner fortan mit größter Geringſchätzung zu behandeln. Dieſe ſuchten nur um ſo eifriger das Geheimniß zu entdecken, durch welches eine ſo auffallende Veränderung bewirkt worden. Wirklich gelang ihnen, und durch dieſelbe Frau von Blaſpiel, welche der Beſtechung ſo trotzig widerſtanden, den Inhalt des Teſtaments zu erfahren; ſie vertraute denſelben ih-

rem Geliebten, dem sächsischen Gesandten Manteuffel, der sogleich seine beiden Freunde davon in Kenntniß setzte. Sie hatten nicht gezweifelt, daß, wenn auch sie selbst bei der Regentschaft übergangen sein sollten, doch unfehlbar der Markgraf von Schwedt mit der Königin gleichen Theil daran haben würde, und durch ihn glaubten sie auch ihre nachherige Zuziehung doch immer gewiß. Die Ausschließung des Markgrafen aber, für den in solchem Falle sogar die Reichsgesetze sprachen, erregte ihren vollen Grimm und Zorn. Sie beschlossen, den Einfluß der Königin auf jede Weise zu schwächen, und zuvörderst die Frau von Blaspiel zu entfernen, deren Feindschaft ihrer Absicht, den König zur Umänderung seines Testaments zu bewegen, besonders nachtheilig schien. Die Gelegenheit zur Rache ergab sich bald genug. Bevor wir aber den Verfolg dieser Dinge mittheilen, müssen wir auf eine andere Reihe von Verwickelungen zurückgehn, welche schon geraume Zeit in diese Verhältnisse mitwirkend eingriff, und deren bisher nur darum keine Erwähnung geschehn, um dieses Zwischenspiel eigner Art, zu besserem Verständniß, gleich in seinem ganzen Zusammenhange vorzutragen.

Das Mißtrauen des Königs gegen seine Umgebungen wurde durch besondere Mittheilungen ge-

nährt, deren Urſprung geraume Zeit vor aller Welt verborgen blieb. Die vielfachen Argliſten, Ränke und Anſtiftungen, welche als Mittel der Staatsklugheit an den meiſten Höfen damals gehegt und gehandhabt wurden, bildeten eine Verwirrung dunkler Gewebe, deren Fäden zuletzt den Urhebern ſelbſt unerkennbar wurden. In dieſem Zuſtande durfte ein untergeordnetes Werkzeug, von überlegenem Talent für dieſe bedenklichſte Richtung beſeelt, ſich leicht der dargebotenen Beziehungen bemächtigen, und dieſelben zum eignen Vortheile weiterſpinnen, bis endlich aus höchſter Steigerung das unheilvolle Beginnen in ſein eignes Verderben zurückſtürzen mußte. Der Fürſt von Siebenbürgen, Franz Ragoczy, deſſen Familie faſt ein Jahrhundert hindurch in Ungarn die größten Bewegungen hervorgebracht und in der europäiſchen Staatswelt durch Bündniſſe und Unterhandlungen eine mächtige Rolle geſpielt hatte, war endlich durch das Uebergewicht der Kaiſerlichen Waffen aus dem Felde geſchlagen, und von dem Schauplatze der früheren Thaten vertrieben worden. Er lebte in Chaillot bei Paris voll unruhiger Thätigkeit, und blieb ſowohl hier, wo Ludwig XIV. ihn beſchützte, als ſpäterhin zu Konſtantinopel, wo der Großherr ſeinen Planen Gehör ſchenkte, ein bleibendes Schreckbild für den

Kaiserlichen Hof, dessen Macht in Ungarn noch lange Zeit nur unvollkommen befestigt war. Bei der Beschränkung jedoch, welche Ragoczy mehr und mehr in seinen Hülfsmitteln empfand, konnte er das Schicksal einer Menge von Dienern und Anhängern, die ihm gefolgt waren, nicht mehr mit dem seinigen verknüpft erhalten, er mußte sie den Umständen überlassen, und hatte dagegen nichts einzuwenden, wenn sie, an seinem Glücke verzweifelnd, und von seinem Unglücke nicht einmal aufgenommen, jeder so gut er konnte, nach Gelegenheit und Kräften mit der herrschenden Macht in Ungarn sich auszusöhnen und in die neuen Verhältnisse zu fügen suchten. Ein ungarischer Edelmann, genannt Clement, protestantischen Glaubens, der schon seit dem Jahre 1708. von Ragoczy zu diplomatischen Sendungen nach England und Frankreich gebraucht worden war, hatte zuletzt als dessen Beauftragter den Friedensverhandlungen von Utrecht unter dem Namen eines Freiherrn von Rosenau beigewohnt, wo sein gefälliges Aeußere, sein Scharfsinn und seine Klugheit nicht unbeachtet geblieben waren; insbesondere hatte der preußische Gesandte Graf von Dönhof ihn gern bei sich gesehn und oft zur Tafel geladen. Nach dem Abschlusse des Friedens, durch welchen Ragoczy's

letzte Hoffnungen und Aussichten vernichtet waren, fand sich Clement verlassen im Haag, und suchte Mittel zur Rückkehr in sein Vaterland, wo er noch einiges Vermögen anzusprechen hatte. Der österreichische Resident von Hohendorf lernte ihn kennen, und fand in ihm das ausgezeichnetste Talent für politische Geschäfte und Ränke; er war von guter Gestalt und feinem Betragen, sprach vollkommen gut lateinisch, ungarisch, deutsch und französisch, hatte Kenntniß der großen Welt, schnelle Fassungsgabe, und unter dem einnehmenden Schein harmloser Unbefangenheit die durchdringendste Schlauheit. Hohendorf machte ihm nach und nach die lockendsten Anerbietungen, gewann ihn bald, und sandte ihn im August des Jahres 1715. nach Wien an den Prinzen Eugen, mit der strengsten Weisung, dessen Zwecken und Vortheilen, so wie der Leitung des Sekretairs Langwedel, welcher des Prinzen ganzes Vertrauen hatte, sich unbedingt hinzugeben. Besonders wurde ihm eingeschärft, dieser Verbindung ausschließlich anzugehören, und jede andre, die nicht zu meiden sein dürfte, jener völlig unterzuordnen, und sollte auch der Kaiser selbst dabei betheiligt werden. Eugen und sein Anhang hatten damals in Wien mit drei verschiedenen Partheien zu kämpfen; mit der spa-

niſchen, an deren Spitze der Marquis von Perlas und der Graf Cifuentes ſtanden, und in welcher eine Frau von Pilati beſonders thätig war; mit der Parthei des Grafen von Schönborn, welche für den Augenblick weniger in Betracht kam, und mit der des Fürſten von Liechtenſtein, die nur eine perſönliche Bedeutung hatte. Der Kaiſer Karl VI. neigte ſich auf die Seite der ſpaniſchen Parthei, und theilte deren Abneigung gegen Eugen, von dem es hieß, er ſei am meiſten ſchuld, daß der Kaiſer ſich nicht in Spanien habe behaupten können, indem jener, um nur ſelbſt an der Spitze großer Heere in Italien und Deutſchland ſeinen Kriegsruhm zu vermehren, die Abſendung der nöthigen Hülfsmacht nach Spanien ſtets verhindert habe. Unter ſolchen Umſtänden konnte Eugen das Anſehn ſeiner mächtigen Stellung im Staate nur vermittelſt der Einwirkungen behaupten, welche die wechſelnde Bewegung der auswärtigen Verhältniſſe in ſeine Hände gab; das Gefühl ſeiner Unentbehrlichkeit wußte er auf dieſe Weiſe dem Hofe täglich zu erneuen. Nach dem Frieden mit Frankreich war in Wien beſonders Preußen ein Gegenſtand politiſcher Aufmerkſamkeit geworden. Die Eroberung von Pommern, die enge Freundſchaftsverbindung mit dem Czar von Rußland, die unabläſſige

läſſige Vermehrung der ſtets gerüſteten Heeresmacht, alles dies erregte die Eiferſucht des Kaiſerlichen Hofes, man ſah ſchon in dem Könige von Preußen einen neuen König von Schweden, durch Stärke und Nähe gefährlicher, als ſelbſt Guſtav Adolf es für Oeſterreich geweſen. Eugen hatte ſchon längſt das Anwachſen der preußiſchen Macht mit ungünſtigem Auge beobachtet, er grollte überdies dem Könige, weil derſelbe bei dem Frieden von Utrecht den eignen Vortheil nicht fremder Abſicht hatte unterordnen wollen. Den Gedanken einer von dorther drohenden Gefahr mußte Eugen um ſo lieber aufnehmen und beſtärken, als ihm ſelbſt nur neues Anſehn und größere Wichtigkeit dabei zu Theil wurde. Noch eindringlicher aber mußte jene Befürchtung erſcheinen, wenn ſie mit inneren Gefahren in Zuſammenhang gebracht wurde. Eugens dienende Vertraute, ſeinem Sinne vorauseilend, ſeine Nachfrage als Aufforderung auslegend, und ihr eignes Verdienſt durch täuſchende Vorſpiegelung erhebend, wußten jenen Zuſammenhang bald zu ordnen. Als Clement in Wien eintraf, und ſich zuerſt bei dem Sekretair Langwedel meldete, fand er das Gebäude, zu deſſen weiterer Ausführung er gebraucht werden ſollte, vollkommen aufgerichtet; Langwedel prägte ihm ſeine Rolle

ein, ſchrieb ihm ſeine Aeußerungen ſelbſt gegen Eugen vor, mit dem ernſtlichen Bedeuten, daß er dieſelben auch in der Folge, obwohl ſonſt dem Prinzen rückhaltlos angehörend, genau nach vorhergepflogener Verabredung jedesmal zu bedingen hätte. Clement wurde hierauf zu Eugen geführt, und mußte demſelben von den angeblichen Betreibungen Ragoczy's in Ungarn und deſſen Einverſtändniſſen den verabredeten Bericht geben; Langwedel hatte ihm eingeſchärft, die Behauptung einfließen zu laſſen, Ragoczy ſei mit dem Hofe von Berlin ſchon ganz einig geweſen, und der Kronprinz von Preußen habe König von Ungarn werden ſollen. Alle dieſe Angaben mußte Clement weiterhin durch andre betrügliche Mittheilungen und Denkſchriften ausführlich erörtern und beſtätigen. Eugen fand ihn nach wenigen Unterredungen ſo geſchickt und brauchbar, ſo eingeweiht in geheime Verhältniſſe, und ſo fähig deren neue zu knüpfen, daß er ihn auch bei dem Kaiſer ſelbſt einführte, um die von Langwedel ſo trefflich eingelernte Rolle fortzuſetzen. Clements großes Talent, in die Lage ſeiner Gönner ſich hineinzudenken, ihre geheimſten Abſichten zu durchblicken, und ihren Zwecken alles Förderliche mit erfinderiſcher Thätigkeit unterzulegen, wurde lebhaft anerkannt, ſeine anſpruchloſe Hin-

gebung und einnehmende Gefälligkeit erwarben die Zuneigung Eugens, noch mehr aber Langwebels, der in ihm seinen angehörigsten Schützling zu befördern wünschte; wirklich ließ er demselben alsbald, zur Belohnung seiner ausgezeichneten Dienste, die Stelle eines Residenten von Brabant im Haag mit 12,000. Gulden Gehalt zusagen. Clement hätte sich glücklich geschätzt, aus den angezettelten Ränken in eine solch annehmliche Stellung zu entrinnen, allein jene selbst hielten ihn nun fest, und er mußte sein Betreiben fortsetzen, das durch seine bloße Fortdauer auch nothwendig seiner Zerstörung entgegenging. Die Stellung und Wirksamkeit indeß, welche Clement in Eugens Umgebung besaß, konnte dessen Gegnern nicht lange verborgen bleiben. Sie bemühten sich um ihn auf mannigfache Weise; Frau von Pilati suchte ihn für die spanische Parthei zu gewinnen, der Jesuit Pater Tönnemann, Beichtvater des Kaisers, ihn zum katholischen Glauben zu bekehren, und ihn wenigstens von Eugen abzuziehen, den er wegen seiner Freidenkerei und wegen des Schutzes und Gnadengehaltes haßte, die er in Wien dem französischen Dichter Jean Baptiste Rousseau angedeihen ließ. Zwar schlugen alle diese Versuche an Clements vorsichtigem Benehmen fehl, allein dies konnte

nicht verhüten, daß Eugen, welcher geheime Kunde von allem erhielt, ſchlimmen Verdacht gegen ſeine Treue faßte, und ihm Geſchäfte und Vertrauen allmählig wieder entzog. In dieſer Zeit gerade ſtarb Langwedel, als frühes Opfer einer verderbten Lebensart, und mit ihm verlor Clement alle Stütze. Als er die Kälte und das Mißtrauen Eugens immer zunehmen ſah, und zuletzt weder Zutritt noch Geld mehr erhielt, auch keine Hoffnung zur Wiedererlangung ſeines Beſitzthums in Ungarn übrig blieb, fand er für ſein längeres Verweilen in Wien nicht Mittel noch Sicherheit mehr. Er ging daher im Anfange des Jahres 1717. nach Lüttich, dann nach Brüſſel, und endlich nach Frankfurt am Main; von allen dieſen Orten ſchrieb er an Eugen die eifrigſten Briefe, doch alle ſeine Klagen und Betheurungen blieben fruchtlos. Ueberdrüſſig des vergeblichen Harrens begab er ſich darauf nach Dresden, wo ſich ihm bei dem Feldmarſchall Grafen von Flemming, erſtem Miniſter des Königs von Polen und Kurfürſten von Sachſen, neue Glückswege zu eröffnen ſchienen. Flemming befand ſich in Dresden in ähnlicher Lage wie Eugen in Wien, auch ſeine Allgewalt war dem Angriffe von Partheien bloßgeſtellt, denen zum Theil der König ſelbſt beipflichtete, und ſein Anſehn er-

hielt ſich nur durch die Behandlung der auswärtigen Verhältniſſe, deren geheimſte Fäden in ſeiner Hand lagen. Ihm war Clement mit ſeinen Eröffnungen höchſt willkommen; die genaue Kenntniß der geheimſten Dinge in Wien, die tiefe Vertrautheit mit allen Gängen der dortigen Ränke, mit allen Schwächen der Perſönlichkeiten, wurde für Flemming äußerſt wichtig. Clement knüpfte nun mit ſeinen Bekannten in Wien regelmäßige Verbindungen an; da alle Kanzleien, und ſelbſt die Stellen des höchſten Vertrauens, mit käuflichen Leuten beſetzt waren, ſo gewann er durch das Geld, welches Flemming reichlich dazu gab, leicht einige Briefſteller, die ſelbſt aus Eugens Kabinet von allem, was dort vorging, genauen Bericht ertheilten. Dieſe geheimen Mittheilungen, welche Clement ſodann für Flemming zurechtſtellte, ſtimmten mit den geſandtſchaftlichen Nachrichten trefflich überein, kamen ihnen nicht ſelten zuvor, und mußten oft erſt den wahren Schlüſſel derſelben liefern. Flemming faßte von Clements Einſicht und Verbindungen eine hohe Meinung; er ſprach dem Könige von ihm, und ließ ihn bei dieſem für einen geheimen Beauftragten gelten, welchen Eugen ſelbſt an ihn abgeſchickt habe, um ihres vertrauten Einverſtändniſſes ſicherer zu pflegen.

In ſolchem Maße das Vertrauen Eugens zu beſitzen, wie die geheimen Nachrichten thatſächlich zu beweiſen ſchienen, war für Flemming bei dem Könige von großem Gewicht, und ſein Anſehn und Einfluß ſtellten ſich dadurch in voller Stärke her. Indeß wünſchte er, zur vollſtändigſten Beglaubigung, ein urſchriftliches Aktenſtück aus Eugens Kanzlei und von deſſen eigner Hand vorzuzeigen, und drang wiederholt in Clement, ihm dergleichen eines zu verſchaffen. Dieſes wollte jedoch nicht gelingen, und Clement, da jener nicht aufhörte, ihm deßhalb anzuliegen und ihn zu bedrängen, gerieth endlich auf den Gedanken, ein ſolches Aktenſtück ſelbſt zu verfertigen. So führte die Gelegenheit ſein unglückliches Talent immer günſtiger und lockender zur volleſten Entwickelung. In Eugens Handſchrift, deren Nachmachung ihm vollkommen gelang, ſchrieb er einen Aufſatz über die politiſche Stellung des Tages, und wußte darin mit größter Geſchicklichkeit die ihm wohlbekannten Verhältniſſe von Wien hervorzuwenden, und eben ſo durch die Richtung des Ganzen den Sinn zu treffen, der den geheimen Wünſchen und Abſichten Flemmings am meiſten entſprechen konnte. Dieſer, hocherfreut über das erſehnte Blatt, in deſſen Aechtheit er keinen Zweifel ſetzte, machte davon

bei dem Könige den erwünſchteſten Gebrauch, und belohnte Clement durch ein Geſchenk von 1000. Thalern. Er vertraute ihm nun einen großen Theil ſeiner geheimen Geſchäfte, und eröffnete ihm die Ausſicht auf eine vortheilhafte Dienſtanſtellung. Bevor aber dieſe ſich ereignen konnte, forderte und erhielt Flemming ein zweites Aktenſtück jener Art, und die theils wahren, theils vorgeblichen Wiener Einverſtändniſſe reiften in dieſer künſtlichen Treibhitze ſchnell ſo weit, daß Flemming, um ſeinen Anſchlägen den letzten Nachdruck zu geben, trotz aller Abmahnung Clements, deſſen Argliſt die nahe Entdeckung fürchtete, in ſeinem Eifer ſelbſt nach Wien reiſte, wohin er 75,000. Dukaten mitnahm. Nun ſah Clement ſein betrügliches Spiel kaum noch bis zu Flemmings Rückkehr haltbar, die er in Dresden abzuwarten nicht rathſam fand. Einen neuen Schauplatz ſeiner bereicherten Geſchicklichkeit ſuchend richtete er ſeine Blicke nach Berlin.

Verbindungen fanden ſich daſelbſt für ihn leicht anzuknüpfen; Oertlichkeit und Verhältniſſe waren ihm ſchon nicht fremd mehr. Durch ſeine Hände waren zum Theil die geheimen Mittheilungen gegangen, welche Flemming durch beſtochene Perſonen dorther empfing; auch hatte dieſer mit einem Schreiben an den Miniſter von Ilgen ihn

ſelbſt einmal nach Berlin geſandt. Seine genaue Kenntniß der Verhältniſſe in Wien und Dresden konnten hier von großem Werthe ſein; beide Höfe hatten gegen Preußen die entſchiedenſte Abneigung, nur war Flemming noch feindlicher als Eugen geſinnt, und die Aeußerungen Beider ſtimmten in mancher Hinſicht gleich verabredeten überein. Bei Gelegenheit eines Entwurfes zur Aufhebung Ragoczy's hatte Eugen Worte hingeworfen, die einen ähnlichen Anſchlag auch nach andrer Seite wenigſtens für wünſchenswerth erklärten. In Flemmings Händen waren Plane der Umgegend von Berlin, des Königlichen Schloſſes Wuſterhauſen, und oftmals wurde die Sorgloſigkeit de Königs von Preußen beſprochen, der am letzteren Orte, vier Meilen nur von der ſächſiſchen Gränze, regelmäßig den Herbſt jedes Jahres faſt ohne Leibwachen zubrachte. Am Kaiſerlichen Hofe war davon die Rede geweſen, den Markgrafen von Schwedt nach Wien zu ziehen, und ihn durch eine katholiſche Heirath in den dortigen Verhältniſſen zu befeſtigen; in Dresden konnte ſolch ein Vorhaben nur eifrige Billigung finden. Eugen hatte den Vorſchlag Clements, einen geheimen Briefwechſel nach Berlin einzurichten, mit den Worten, er habe dort ſchon Freunde genug, mit Gleichgültigkeit ab-

gelehnt, und hinwieder, bei aller Feindſeligkeit gegen Preußen, immer Leopolds und Grumbkows mit ausnehmendem Lobe gedacht, und ſie als diejenigen Männer bezeichnet, auf welche er in Berlin völlig rechnen könne; daß auch Flemming zu jenen Beiden genaue Verhältniſſe gehabt, war aus vielen Zeichen zu entnehmen. Auf den Grund ſolcher Zuſammenſtellungen, in welchen vorübergehende Gedankenbilder und folgenloſe Aeußerungen mißmuthiger Augenblicke als entſchiedenes Vorhaben und beſtehendes Komplot erſcheinen mußten, errichtete Clement einen ſo künſtlichen Aufbau von Trug und Argliſt, daß nur ſein eigenes Bekenntniß in der Folge das täuſchende Gemiſch von Wahrheit und Lüge wieder zu ſondern vermochte, und auch dies nicht ſo vollſtändig, daß nicht für immer einiger Zweifel bliebe, über das Mehr oder Minder der Wahrheit, welche zu dem ungeheuern Betruge mißbraucht worden.

Clement ſchrieb an den König von Preußen, er habe Dinge von größter Wichtigkeit zu eröffnen, allein das tiefſte Geheimniß ſei dabei unbedingt erforderlich; er bäte daher Seine Majeſtät um die Erlaubniß nach Berlin zu kommen, und um die ſchriftliche Zuſicherung, daß ſeine Ankunft dort für jedermann geheim bleiben, er ſelbſt aber einzig mit

dem Könige zu thun haben, und auch die Freiheit behalten ſollte, jederzeit, ſobald es ihm nöthig dünke, wieder abzureiſen. Dieſes Schreiben legte er in einen Brief an den Domprediger Jablonski ein, der zugleich Biſchof der reformirten Kirche in Ungarn und Polen war, und ſchrieb dieſem, durch ſeine ungariſchen Landsleute habe er ſo viel Gutes von demſelben vernommen, daß er ihm das beifolgende Schreiben zu vertrauen wage, welches unmittelbar in die Hände des Königs abzugeben ſei, die ſchwerſte Verantwortung aber für alles Unheil, welches entſtehen könnte, wenn die Abgabe unterbliebe, würde auf den Säumigen fallen müſſen. Jablonski wandte ſich erſchrocken um Rath und Hülfe an den Miniſter von Marſchall, der es übernahm, dem Könige das Schreiben einzuhändigen. Der König fand die Sache beachtenswerth; Jablonski erhielt für Clement einen Paß nebſt allen verlangten Zuſicherungen, und zugleich den Auftrag, demſelben entgegenzufahren, ihn bei Nacht in ſeinem Wagen heimlich in Berlin einzuführen, und einſtweilen in ſeinem Hauſe ſtreng verborgen zu halten. Auf dieſe Weiſe kam gegen Ende des Jahres 1717. Clement unentdeckt in Berlin an. Der König fuhr Tages darauf gegen Abend in einem offenen Wagen ſpazieren, begleitet von dem Ge-

neralmajor von Forcade, Kommandanten von Berlin, und von zweien Pagen; nachdem er in der Neuſtadt unter den Linden umhergefahren, ließ er nach dem Weidendamm einlenken, ſtieg dort aus, hieß ſein Gefolge ihn erwarten, und begab ſich ganz allein zu Fuß nach einem nahgelegenen Garten, wohin Jablonski und Clement beſchieden waren. Der König hieß Jablonski'n zurücktreten, damit Clement ohne Zeugen deſto freier reden möchte. Dieſer entdeckte hierauf dem Könige, die Höfe von Wien und Dresden hätten einen ſchrecklichen Anſchlag gegen ihn im Sinne, es ſei die Abſicht, ihn auf der Jagd oder auf einer Reiſe aufzuheben, ihn ſelbſt in ſichrer Gewahrſam zurückzuhalten, den Kronprinzen aber katholiſch erziehen zu laſſen, und demnächſt unter Vormundſchaft des Kaiſers auf den Thron zu ſetzen. Die vornehmſten Generale und Miniſter des Königs, fügte er hinzu, ſeien ſchon gewonnen, und zur Ausführung handle es ſich nur noch um die Zuſtimmung der Seemächte, mit welchen deßhalb das Nöthige jetzt im Haag zu verhandeln er ſelbſt beauftragt ſei. Aus Abſcheu vor ſolchem Verbrechen, deſſen unglückliche Folgen nicht zu berechnen ſein würden, aus Widerwillen gegen die römiſche Religion, die man auf ſolche Weiſe zu fördern denke, und aus wahrhafter Ehr-

erbietung für Seine Majestät, welche man so frevelhaft verrathen wolle, wünsche er eifrigst diesen Anschlag zu hintertreiben; in dieser Absicht mache er vorläufig diese Entdeckung; wirksamer noch hoffe er dem Komplot im Haag selbst entgegenzuarbeiten, wohin der König ihm erlauben möchte seine Reise fortzusetzen, damit bei den Gegnern durch sein Ausbleiben keinerlei Verdacht entstünde; alles komme darauf an, daß niemand, wer es auch immer sein möge, dieses Geheimniß erführe noch ahnde. Er zog zur Beglaubigung seiner Angaben schriftliche Beweise hervor, angeblich eigenhändige Briefe Eugens, des Grafen von Zinzendorf, Flemmings, und selbst preußischer hohen Staatsbeamten. Die eingetretene Dämmerung hinderte den König, diese Schriften sogleich durchzusehn, die übrigens am hellen Tageslichte jede Probe bestehn konnten. Clement aber bat den König, ihm sein Zutrauen zu schenken, und betheuerte wiederholt seine redliche Absicht; er sprach mit dem Tone der unbefangensten Rechtschaffenheit, der eindringlichsten Ueberzeugung. Der König glaubte ihm, versprach ihm nochmals das tiefste Geheimniß, und bestellte ihn zum folgenden Abend wieder in denselben Garten. Jablonski führte darauf im Dunkel seinen Gast mit aller Vorsicht wieder nach Hause. Der

König aber, als er zu ſeinem Wagen zurückgekehrt, erſchien höchſt ergriffen und bewegt, ſo daß Forcade ſich das Herz nahm, ihn zu fragen, ob ihm etwas begegnet ſei, worauf jedoch nur ein tiefer Seufzer antwortete. In der Nähe des Schloſſes befahl der König zu halten, und verbot Allen, die mit ihm waren, auf das ſtrengſte und bei ihrem Leben, irgend jemanden ein Wort davon zu ſagen, daß er ſich von dem Wagen entfernt habe. Den übrigen Theil des Tages verbrachte er einſam in ſeinen Zimmern, ſo auch den folgenden Tag, und wollte niemand weder ſehn noch ſprechen, ſogar die Königin nicht, bis gegen Abend zur feſtgeſetzten Stunde er auf dieſelbe geheime Weiſe wieder in jenen Garten ſich begab. In den vorgelegten Schriften erkannte der König diesmal ohne Mühe die Hand Eugens und Flemmings, die Aechtheit erſchien unzweifelhaft, der Inhalt zeigte deutlich genug ihre verrätheriſche Abſicht, und Leopolds und Grumbkows geſchah darin auf mehr als verdächtige Art Erwähnung. Dieſer Umſtand machte den König beſonders traurig; ſo manches aber traf zuſammen, ihre Schuld und überhaupt die ganze Sache in ſeiner Meinung glaubhaft darzuſtellen. Es war nicht vergeſſen, daß der König Auguſt ſchon früher einmal die Fürſten Jakob und Kon-

ſtantin Sobieski auf der Jagd, wenige Meilen von Breslau, gewaltſam hatte entführen laſſen. Der Kaiſerliche Hof, der ſchon den Adel von Magdeburg, welcher in Wien durch Herrn von Alvensleben heftige Beſchwerde über die Königlichen Lehnverordnungen geführt, nachdrücklich in Schutz genommen, that noch immer gehäſſige Schritte gegen Preußen, und Eugens und Flemmings feindliche Geſinnung hatte ſich in vielen kundgewordenen Aeußerungen nur allzu deutlich gezeigt. Leopolds freundſchaftliche Verbindung aber mit dem erſteren war ganz unverhohlen; ſie dauerte auch inmitten der politiſchen Zwietracht beider Höfe fort, und eben erſt hatte Leopold zwei ſeiner Söhne, Wilhelm Guſtav und Leopold Maximilian, an den Kaiſerlichen Feldherrn geſandt, um in Ungarn unter ihm den Türkenkrieg mitzumachen. Dies alles wirkte vereint auf den König, und ließ ihn dem Inhalte jener Schriften, der damit zuſammenſtimmte, um ſo leichter Glauben ſchenken. Clement ſpielte ſeine Rolle ſo gut, bewies ſolch aufrichtige Geſinnung für den König, zeigte ſich ihm ſo wahrhaft ergeben, und dabei in den Sachen ſelbſt ſo einſichtsvoll, rathkundig und geſchickt, daß dieſer ihn als einen Schutzgeiſt anſah, der ihm ge-

ſandt worden, und den er nicht genug hochhalten und belohnen könne.

Während dieſe geheimen Zuſammenkünfte ſich auf ſolche Weiſe von Zeit zu Zeit wiederholten, wußte Clement, ungeachtet ſeiner Verborgenheit in dem Hauſe Jablonski's, auch anderweitige Ränke in Berlin anzuknüpfen. Der ſachſen-weimariſche Reſident Lehmann war ihm ſchon von Dresden her als Flemmings geheimes Werkzeug bekannt; durch ihn lernte er den Kriegsſekretair Bube und den Freiherrn von Heidekamm, der von Finanzſachen genaue Kunde beſaß, insgeheim kennen, und theils durch den Zwang der geknüpften alten Bande, theils durch neue verſprechende Lokkungen gewann er von ihnen die geheimſten Nachrichten und Schriften, deren Inhalt er darauf bei dem Könige geltend machen konnte; Briefe von Miniſtern und andern hohen Beamten dienten ihm zur Nachbildung der Hände, von welchen er Beweiſe der Theilnahme an dem ausgedachten Komplotte vorzeigen wollte. Der König faßte eine hohe Meinung von Clements Einſichten und Fähigkeiten, bediente ſich in vielen Dingen ſeines Raths, und wollte ihn für immer in Berlin bei ſich behalten. Clement aber zeigte ein großes Verlangen nach Holland zu reiſen, er ſtellte dem Könige vor,

wenn er nicht bald im Haag erſchiene, ſo würden die Höfe gegen ihn Verdacht ſchöpfen, den Faden der Verhandlungen ihm entziehen, und dadurch jedes Mittel nehmen, das drohende Unheil abzuwenden. Ungern willigte zuletzt der König in die Abreiſe; Clement mußte verſprechen, ſobald es die Geſchäfte erlaubten, wiederzukehren, und empfing dagegen nebſt vielen Geſchenken die größten Verſicherungen unbegränzter Huld und Gnade; den Werth der Geſchenke ſchien er nicht zu achten, eine Summe von 12,000. Thalern, die der König ihm noch aufbringen wollte, lehnte er ſogar ab, und nahm davon endlich gezwungen nur ſo viel, als ihm zu den Koſten ſeiner Reiſe nöthig dünkte. Dieſe Uneigennützigkeit ſteigerte die Hochachtung und Zuneigung des Königs für den ſeltenen Mann, welchen das Geſchick ihm zugeführt, auf den höchſten Grad. Auch legte Clement nochmals in Jablonski's Hände zur höchſten Zufriedenheit ſein proteſtantiſches Glaubensbekenntniß ab, erneuerte ſeine Verheißungen, und beſchwor den König alles bisher Verhandelte als tiefſtes Geheimniß zu bewahren, ſeinen nächſten Dienern, ſeiner Familie ſelbſt ſei nicht zu trauen.

Nach Clements Abreiſe fiel der König in tiefe Traurigkeit, deren Urſache niemand ahndete. Die

Vor-

Vorſtellung, daß eine ſolche Verrätherei bis in den Kreis ſeiner nächſten Vertrauten, wo nur Liebe und Dankbarkeit ihm begegnen ſollte, habe dringen können, erfüllte ihn mit Bekümmerniß. Er entzog ſich mehr und mehr dem gewohnten Umgang. Die Tabagie oder Tabacksgeſellſchaft ſetzte er zwar fort, aber nur mit ehrbaren Bürgern, die er aus der Stadt dazu laden ließ, denn alle Vornehmen ſeines Hofes waren ihm verdächtig. Zuletzt wollte er faſt niemanden mehr ſprechen, und ſein Mißtrauen ging ſo weit, daß er nachts neben ſeinem Kopfkiſſen immer zwei geladene Piſtolen liegen hatte. Seinen ſchwarzen Gedanken hingegeben, erwartete er jeden Augenblick einen perſönlichen Angriff. Der ganze Hof war beſtürzt, und wußte dieſen Gram und Argwohn nicht zu deuten. Leopold endlich, dem es zu Herzen ging, den König ſo leiden zu ſehn, beſchloß ſein altes Zutrauen anzuſprechen. Eines Tages, als der König ſich in ſein Gemach zurückzog, wohin ihm niemand folgen durfte, ging Leopold ihm nach; der König, ſich plötzlich mit dem allein ſehend, dem er das Schlimmſte zutraute, griff ſchnell an den Degen, um auf alles gefaßt zu ſein. Bei dieſer Bewegung trat Leopold erſchrocken zurück, riß ſeinen Degen von der Seite, und warf ihn weit von ſich weg. „Ew.

Majeſtät koſtbares Leben, rief er aus, komm' ich nicht zu bedrohen, ſondern um zu bitten, daß Sie es erhalten wollen! Ich ſehe, daß ein geheimer Gram Ew. Majeſtät ſeit einiger Zeit am Herzen nagt, und daß ich ſelbſt mit andern Augen angeſehen bin, als ſonſt. Woher dies? Ich fühle mich frei von Schuld. Haben Sie aber einen Verdacht gegen mich, ſo unterwerf' ich mich willig jeder Unterſuchung! Ja ich entkleide mich meines Reichsfürſtenſtandes, und will bloß als Ihr Unterthan gerichtet werden. Habe ich mich gegen Ew. Majeſtät worin vergangen, ſo ſtehe hier mein Kopf dafür ein!" Der König wurde durch dieſe leidenſchaftlich ausgeſprochenen Worte heftig bewegt, ſeine alte Zuneigung für Leopold erwachte in voller Stärke, er fiel ihm um den Hals, ſah ihn ſtarr an, und fragte wehmüthig: „Sprecht Ihr denn wahr, und darf ich Euch noch trauen?" — Ja das dürfen Ew. Majeſtät, rief Leopold, indem er ſich dem Könige zu Füßen warf, mein Leben hab' ich Ihrem Dienſte gelobt, und all mein Blut will ich zum Zeugniß dafür hingeben! „Nun wohl, verſetzte der König, ich will Euch trauen; hört mich an, und ſagt dann ſelbſt, ob mir nicht Urſache genug zum Verdachte gegeben war." — Hierauf erzählte der König den ganzen Hergang

von Clements Mittheilungen, den Inhalt der Briefe des Prinzen Eugen, durch welche Leopold der Theilnahme an ſtrafbaren Einverſtändniſſen beſchuldigt worden. Dieſer, ganz entrüſtet, ſprach heftig ſeinen Unwillen aus; nimmermehr habe Eugen, betheuerte er, dergleichen von ihm ſchreiben, noch jemals ſelbſt die Hand zu einem ſo ſchändlichen Komplotte bieten können; Clement müſſe der ausgemachteſte Schurke und abgefeimteſte Betrüger ſein, daß er ſolche Dinge zu behaupten und falſche Zeugniſſe dafür zu ſchmieden wage. Leopold erbot ſich gegen den König, ſolange in Verhaft zu bleiben, bis der Elende, der ihn ſo ſchmachvoll angeklagt, ihm perſönlich gegenüberſtände; er war untröſtlich, daß derſelbe für jetzt ſo glücklich entkommen ſei, man müſſe ſeiner wieder habhaft werden, es koſte was es wolle. Der König meinte zwar, Clement werde gewiß von ſelbſt wiederkehren, Leopold aber drang auf beſchleunigende Maßregeln. Nachdem der König nicht ohne Zögern eingewilligt, griff Leopold ſogleich die Sache mit kluger Betriebſamkeit an. Jablonski bekam Befehl, nach dem Haag zu reiſen; ihm wurde der Major Dumoulin beigegeben, ein entſchloſſener Offizier, von deſſen Ergebenheit und Eifer Leopold ſchon aus dem Felde her verſichert war. Jablonski langte

im Haag an, besuchte Clement, und sagte ihm, die Herausgabe eines seiner Werke habe ihn zu dieser Reise veranlaßt, bei dieser Gelegenheit aber der König ihm aufgetragen, Clement der Fortdauer der Königlichen Gnade zu versichern; derselbe bezeige groſses Verlangen ihn wiederzusehn, er wünsche dringend ihn über Dinge, die sich nicht schreiben ließen, wäre es auch nur auf wenige Tage, zu sprechen, ihm solle freistehn jederzeit, sobald es ihm beliebte, wieder abzureisen. Einige Tage darauf kam auch Dumoulin an, bestätigte alles, was Jablonski gesagt hatte, und brachte sogar von dem Könige selbst ein Schreiben an Clement, durch welches dieser dringend zu einer Unterredung eingeladen wurde; der König erbot sich deßfalls sogar zur Reise nach Kleve, wenn Clements Geschäfte ihm für jetzt nicht erlaubten, sich weiter von Holland zu entfernen. Clement machte nicht die geringste Schwierigkeit; arglos folgte er den beiden Abgesandten nach Berlin. Mit aller Unbefangenheit und Beeiferung erschien er vor dem Könige, der, auf's neue von ihm eingenommen, nicht glauben konnte, daß derselbe, wenn ein Betrüger, so willig wiedergekommen wäre. Der König sprach mit ihm in seinem Kabinet, und äußerte über die Anschläge des Wiener Hofes einige Zweifel, da

ſeitdem keine Spur von irgend einer Unternehmung ſich gezeigt habe. Clement berief ſich auf die urkundlichen Schriften, die er ihm vorgewieſen; der König begehrte ſie nochmals zu ſehn, allein Clement hatte ſie in Holland zurückgelaſſen, bei einem Freunde, mit dem er die Abrede getroffen, ſie nur ihm ſelbſt zu eignen Händen wieder zu verabfolgen. Er erbot ſich aber, die Schriften ſelbſt zu holen. Der König wußte nicht, was er davon halten ſollte; Clement ſchien bei der Sache ganz aufrichtig, ihm irgend Mißtrauen zu bezeigen, hätte alles verdorben; ohne jene Schriften aber konnte die Wahrheit zwiſchen Clements Ausſagen und Leopolds Verſicherungen nie rein an den Tag kommen; die Erlaubniß zur Abreiſe wurde demnach ertheilt. Leopold, der hinter einem Vorhange die Unterredung mit angehört, bot vergebens alles auf, damit der König den Betrüger nicht wieder frei davongehn ließe, ſondern vielmehr Haft und Unterſuchung gegen ihn verhinge; der König ließ Clement reiſen, verſprach ihm alle Sicherheit, und gab ihm nur den Major Dumoulin mit, der heimlich zwar beauftragt war, ihn nicht aus den Augen zu laſſen, äußerlich aber jeder Anordnung Clements Folge zu leiſten hatte. Dumoulin wohnte im Haag mit Clement in demſelben

Hauſe, und dieſer hielt ihn drei Tage in ſeinem Zimmer eingeſchloſſen, damit ſeine gleichzeitige Ankunft nicht bemerkt würde. Während dieſer Zeit und während noch vier Wochen, die er unter dem Vorwande von allerlei Geſchäften im Haag hinzögerte, hätte Clement leicht ſeinem Aufſeher entſchlüpfen können; allein er blieb, und bezeigte keinerlei Beſorgniß; und blieb nicht nur, wobei ihm in Holland allenfalls noch Sicherheit genug dünken konnte, ſondern begab ſich mit ſeinen Schriften ſogar getroſt auf den Rückweg nach Berlin.

Erſt in Kleve, ſei es, daß er nunmehr auf preußiſchem Gebiet an ſeinem Gefährten etwas Unheimliches zu ſpüren anfing, ſei es, daß ihm wirklich einige ſeiner Papiere fehlten, fand er, daß er noch einiges vergeſſen habe, und wollte wieder nach dem Haag umkehren; allein Dumoulin litt es nicht, und erklärte trocken, jetzt müſſe er mit nach Berlin reiſen. Clement ſah nun, wie die Sachen ſtanden, und ohne Widerſtreben, mit allem Anſchein der Unſchuld, ſanft und gelaſſen wie ein Lamm, folgte er der ausgeſprochenen Nothwendigkeit. In Berlin angekommen, ſtieg er bei dem Miniſter von Marſchall ab, der ihn zu Mittag bei ſich behielt, und ſehr höflich behandelte, nach dem Eſſen aber ihm erklärte, er ſei ein Staatsgefange-

ner und werde ſogleich in Gewahrſam gebracht werden. Clement berief ſich auf den König, auf die Verſprechungen, die ihm ertheilt worden, auf ſeine freiwillige Wiederkehr. Allein die Sachen hatten ſich bereits ſehr verändert. Leopold war bei dem Könige wieder im Beſitz der alten Zuneigung, des alten Vertrauens, und hatt' durch ſeinen Einfluß die Leitung der gerichtlichen Unterſuchung dem Generalauditeur von Katſch übertragen laſſen, ein Mann, auf den er zählen konnte, und der in dem ſchreckenden Rufe ſtand, niemand beſitze wie er die Geſchicklichkeit, einen Angeklagten zu verwirren und zu verderben. Noch am nämlichen Abend war in der Hausvoigtei, wohin der König ſelbſt mit Eintritt der Dunkelheit ſich begeben hatte, das erſte Verhör. Clement antwortete auf alle Fragen mit ruhiger Unbefangenheit, wie jemand, der ſich nichts vorzuwerfen hat. Daſſelbe geſchah in Spandau, wohin er des folgenden Tages gebracht wurde, bei einem zweiten Verhör, dem ebenfalls der König beiwohnte. Seine Faſſung verließ ihn keinen Augenblick, er beharrte bei ſeinen Ausſagen, und berief ſich auf die beigebrachten Beweiſe, die in der That den Richter in Verlegenheit bringen konnten, denn ihre Aechtheit ſchien kaum zu bezweifeln. Schon erklärte der König,

als Clement abgeführt war, derselbe sei offenbar kein Betrüger, und war schon im Begriff, seine Freilassung anzubefehlen, aber Katsch verhinderte es, indem er bat, hier nichts zu übereilen, sondern noch ein oder zwei Verhöre und ein wenig Folter zu erlauben, es würde sich dann wohl bald ergeben, was diesen Dingen zum Grunde liege. Am dritten Tage, nachdem das Verhör abermals fruchtlos abgelaufen, ließ Katsch wirklich die Henkersknechte eintreten, und alle Marterwerkzeuge vor den Augen des Angeklagten in Bereitschaft legen. Diesem gräßlichen Anblick vermochte der Unglückliche nicht zu widerstehn. Er warf sich dem Könige zu Füßen, und bekannte mit reuevollen Thränen, seine bisherigen Aussagen seien falsch, die Briefe von ihm selbst geschmiedet, das ganze Komplot eine Erdichtung. Hierauf erfolgten alsdann weitere Verhöre, in welchen Clement mehr und mehr seine Ränke darlegte; allein auch jetzt benahm er sich fortwährend mit großer Geschicklichkeit und Vorsicht, und seine scheinbar rückhaltlosen, aber doch abgemessenen Eingeständnisse gaben dem Könige noch keine Ueberzeugung. Als Clement bekannte, er habe alles nur ersonnen, um eine Summe Geldes zu erlangen, mit der er sich habe zurückziehen und ein ruhiges Leben beginnen

wollen, konnte der König einen Beweggrund nicht gültig finden, dem das frühere Ablehnen seiner freigebigsten Anerbietungen auffallend widersprach. Clement schien bloß aus Furcht vor der Folter dasjenige zu sagen, was er den Erwartungen der Fragenden gemäß glaubte; sein ängstliches Bemühen, mehr die Höfe von Wien und Dresden als sich selbst von Schuld frei zu sprechen, zeigte deutlich, daß er für jene Höfe ganz besondere Rücksichten habe; manche Aussagen that er nur gegen das ausdrückliche Versprechen des Königs, ihn keiner fremden Macht auszuliefern; es fanden sich bei allen seinen Geständnissen immer neue Spuren, daß er es nicht unredlich mit dem Könige gemeint, und dieser blieb noch stets geneigt, eher den früheren Aussagen zu glauben, als den jetzigen. Um Licht in dieser Verwirrung zu erhalten, sandte der König den Generallieutenant von Borck, nachherigen Feldmarschall, einen redlichen treuen Mann, der weder Leopolds noch Grumbkows Freund und daher keiner Partheilichkeit für ihre Sache verdächtig war, nach Dresden und Wien. An beiden Orten wurde jede Theilnahme an dem vorgeblichen Komplotte bestimmt geläugnet; der Prinz Eugen, als ihm die Briefe gezeigt wurden, die er geschrieben haben sollte, gestand, daß seine Handschrift so

gut nachgemacht ſei, daß er ſelbſt, wenn nicht der Inhalt widerſtritte, ſie für ächt halten könnte. Er läugnete nicht ſeine frühere Verbindung mit Clement, betheuerte aber, niemals eigenhändig an ihn geſchrieben zu haben. Er fügte hinzu, im Kriege würde er, wenn der Fall einträte, und der Kaiſer ihm dieſen Auftrag ertheilte, den König von Preußen als Feind offen bekämpfen, aber nie zu einer Verſchwörung gegen ihn die Hand bieten; einer ſolchen Nichtswürdigkeit werde nicht erſt das Ende ſeiner Laufbahn Raum geben; ſein Wort dürfe hier als ſeine Rechtfertigung gelten. Mit Borcks Verrichtungen war der König ausnehmend zufrieden, und beſchenkte denſelben nach ſeiner Rückkehr anſehnlich. Allein noch immer konnte er ſich nicht entſchließen, jene Briefe ſämmtlich für untergeſchoben zu halten, bis Clement, gedrängt und geängſtigt, zuletzt ſelbſt den vollen Beweis lieferte, und in Gegenwart des Königs deſſen eigne Handſchrift ſo täuſchend nachmachte, daß dieſer ſelbſt die ächte von der falſchen nicht mehr zu unterſcheiden wußte. Hierauf ließ der König, dem Augenſchein ſelbſt doch nur gezwungen nachgebend, dem gerichtlichen Verfahren ſeinen Lauf.

Clement ſollte ſeine Mitſchuldigen angeben, und wurde deßhalb auf's neue mit der Folter be-

droht; dieſem Schreckniſſe widerſtand er auch diesmal keinen Augenblick, er nannte Heidekamm, Lehmann und Bube, durch deren Hülfe ihm geheime Nachrichten und Aktenſtücke zugekommen. Sie wurden ſogleich verhaftet und nach Spandau gebracht. Bube fand Mittel ſich zu vergiften, die andern beiden aber verwickelten in ihre Bekenntniſſe eine Menge angeſehener Perſonen, die ſofort feſtgenommen wurden. Spandau füllte ſich mit Verhafteten, auch der Unſchuldigſte fürchtete für ſeine Sicherheit, ganz Berlin ſchwebte geraume Zeit in Furcht und Schrecken. Katſch befriedigte bei dieſen Unterſuchungen zugleich ſeine und ſeiner Freunde Leidenſchaften. Bei dem Kammerherrn von Troſchke fanden ſich Briefe des Staatsminiſters von Kamecke, worin Leopold und Grumbkow übel mitgenommen waren; aus Rache wurde er beſchuldigt, mit Clement in Verbindung geweſen zu ſein. Glücklicherweiſe konnte er darthun, daß er jenen nie gekannt habe, warf aber nun ſeinerſeits dem Könige vor, in Gegenwart Leopolds und Grumbkows, daß er dieſen beiden allzu leichtgläubig folge, welche doch nur ſeine treueſten Diener von ihm zu entfernen ſuchten, um deſto ſicherer allein in ſeiner Gunſt zu herrſchen. Beide klagten dagegen, daß Kamecke ſchon längſt nur trachte, ſie

zu verläumden, und legten zum Beweiſe deſſen Briefe an Troſchke vor. Der König wollte es dabei bewenden laſſen, daß Kamecke einige Entſchuldigungen machte, dieſer aber verdarb alles durch ſeine Heftigkeit gegen den König ſelbſt, deſſen diesmal ganz ungemeine Geduld er endlich erſchöpfte; er wurde auf der Stelle verhaftet, und nach Spandau abgeführt, ſpäterhin aber auf ſeine Güter in Pommern verwieſen. Gleichen Sieg erhielt die Rache Leopolds in kurzem auch über ſeine Feindin Frau von Blaſpiel. Sie hatte dem Grafen von Flemming, mit dem ſie in vertrautem Briefwechſel ſtand, nach Dresden unter andern von dem Könige geſchrieben, er ſei wie das heilige Grab inmitten der Ungläubigen, wodurch Leopold und Grumbkow bezeichnet ſein ſollten, ferner enthielt ihr Brief ein bitteres Urtheil über die Unterſuchungen, welche in der Sache Clements noch immer fortwährten, das ganze Verfahren nannte ſie grauſam und tyranniſch, und beſeufzte das Geſchick derjenigen, welche in dieſen wiedergekehrten Zeiten Nero's und Caligula's leben müßten. Der Geheimrath von Pätſch, bei der Poſt beſchäftigt mit Eröffnung der in's Ausland gehenden Briefe, brachte dieſen an Leopold, in deſſen ſchon erworbener Gunſt er ſich dadurch noch mehr zu befeſtigen ſtrebte. Von Zorn

und Freude beſeelt, berief Leopold ſeine Freunde, mit denen er ſogleich die nöthige Verabredung nahm. Abends, als Leopold und Grumbkow grade bei dem Könige waren, mußte Katſch ſich melden laſſen, und das beleidigende Schreiben überbringen. Der König gerieth in den größten Zorn, und ließ durch den Oberſten von Marwitz, der grade im Vorzimmer war, die Frau von Blaſpiel herbeiholen. Es erfolgte ein gewaltſamer Auftritt, in welchem die beherzte Frau ihren Brief und ſeinen ganzen Inhalt anerkannte, und neuerdings die heftigſten Beſchuldigungen gegen Leopold und Grumbkow ſchleuderte; ſie hätten einen Anſchlag gegen das Leben des Königs gemacht, und unter dem Namen des Markgrafen von Schwedt die Vormundſchaft an ſich reißen wollen. Mit dem höchſten Unwillen zweifelnder Prüfung blickte beide der König an. Katſch kam ihnen zu Hülfe, und brachte Frau von Blaſpiel durch Fragen nach Beweiſen und durch Androhung der Folter in's Gedränge; ſie ſtockte, verwirrte ſich, und der König befahl, ſie nach Spandau fortzuführen. Leopold, der durch Frau von Blaſpiel den alten Verdacht des Königs einen Augenblick wiederaufleben geſehn, war dergeſtalt außer ſich, daß er gegen die verhaßte Feindin, als ſie endlich durch die Wache abgeführt wurde, ſeine

rohe Wuth ohne Scheu vor des Königs Gegenwart ſogar mit unanſtändiger Pöbelgeberde ausdrückte. Frau von Blaſpiel erduldete ein hartes Gefängniß, wurde dann auf Fürbitte der Königin freigelaſſen, und mit ihrem Gemahl, der ſeine Miniſterſtelle verlor, auf deſſen Güter in Kleve verbannt.

Die Unterſuchung gegen Clement dauerte inzwiſchen fort. Katſch that alles um die Verurtheilung zu beſchleunigen, der König war bemüht, ſie hinzuhalten, er konnte ein günſtiges Vorurtheil für den Unglücklichen nicht unterdrücken, er hielt ihn nicht für ganz ſchuldig, er wünſchte ihn zu retten. Allen Verhören wohnte er bei, man ſah ihn ſtets unterwegs zwiſchen Berlin und Spandau. Die Gegner bewirkten, daß zuletzt auch der Kaiſerliche Reſident von Voß bei den Verhören zugegen ſein mußte, und Clements verändertes Benehmen bei deſſen Anweſenheit beſtärkte den König in der Meinung, daß der ganzen Sache noch irgend ein Geheimniß zum Grunde liege, und Clement nicht ſo ſchuldig ſei, oder doch es nicht ſo allein ſei, als er ſelbſt jetzt wolle glauben machen. Indeß mußte das Gericht ihn nach ſeinen eignen Geſtändniſſen als Staatsverbrecher verurtheilen. Der König wollte ihn begnadigen, allein man ſtellte ihm vor,

daß die Höfe von Wien und Dresden in ſeiner Beſtrafung eine Genugthuung zu empfangen hätten; mit Widerſtreben und Reue gab er dieſer Anſicht nach. Bis den Tag vor Clements Hinrichtung ritt oder fuhr der König täglich zu ihm nach Spandau, ſprach voll Güte mit ihm, hörte ihn gern erzählen, befragte ihn über ſeine Geſchichten, und ſagte ihm aufrichtig mit tiefem Bedauern: „Könnte ich dich retten, ſo machte ich dich zum geheimen Rath, aber ſo muß ich dich rädern laſſen!“ Endlich am 18. April 1720. empfingen Clement, Heidekamm und Lehmann zugleich ihre Strafe. Sie wurden von Spandau nach Berlin gebracht, Heidekamm auf dem Neumarkt des Adels ſchimpflich entſetzt, und auf Zeitlebens eingeſperrt, Lehmann vor dem Spandauer Thor enthauptet, Clement auf dem Wege zum Richtplatz mit glühenden Zangen gezwickt und dann gehangen. Der König hatte des Letzteren Urtheil dahin gemildert; auch wurde ſein Körper noch denſelben Abend abgenommen und begraben. Er ſtarb mit groſſer Standhaftigkeit, und hielt noch auf dem Schafot eine bewegliche Anrede an das verſammelte Volk; er ſei zwar, ſagte er, einer ſo ſchweren Strafe nicht ſchuldig, denn er habe nichts gethan, als was Miniſter und andre Staatsbeamte täglich unge-

ſtraft verübten, allein er ſei gleichwohl ein groſſer Sünder, und habe Gott für ſein Unglück zu danken, und halte deßhalb die 17. Monate ſeines Gefängniſſes in Spandau für die ſchönſte Zeit ſeines Lebens, da er in dieſer von ſo groſſen Irrwegen zur rechten Erkenntniß zurückgeführt worden. Sein Tod erregte allgemeines Bedauern; ſein feines Betragen und günſtiges Aeußere hatte jedermann für ihn eingenommen; man hielt ihn für einen natürlichen Sohn des Königs von Dänemark, oder auch des Regenten Herzogs von Orleans, dem er in der That ſehr ähnlich ſah. Der König gab ſich lange nicht zufrieden, und äußerte nachher noch, er würde ihm das Leben geſchenkt haben, wenn die fremden Höfe ſeinen Tod nicht als Sühnopfer ihrer Ehre gefordert hätten; er entſchuldigte ihn ſogar noch damit, daß derſelbe weder ſein Unterthan noch in ſeinen Dienſten, und im Grunde alſo ihm durch keine Pflicht verbunden geweſen, dagegen Heidekamm und Lehmann als wahre Verräther an ihm gehandelt hätten. Die übrigen Verhafteten erhielten nach und nach die Freiheit wieder; eine allgemeine Verzeihung ſchnitt alles weitere Verfahren ab; nur allein Troſchke, deſſen Briefe allzu beleidigend für den König geweſen, blieb einige Jahre noch zu Spandau in ſtrengſtem Verhaft.

Dieſe

Dieſe Geſchichte Elements, in welche Leopold ſo weſentlich verflochten war, bedurfte hier um ſo mehr einer umſtändlichen Erzählung, als in dieſelbe zugleich alle Angaben niederzulegen waren, aus welchen ſich die ſchwarzen Beſchuldigungen beurtheilen laſſen, die gegen Leopold zuerſt aus dieſer Quelle ſich erhoben, und von daher in manchen Ableitungen ſich erhalten haben, deren herangewachſenes Anſehn doch über den erſten Urſprung nicht täuſchen darf. Element ſelbſt ſchrieb im Gefängniſſe noch ein ausführliches Bekenntniß, worin er das Wahre und Falſche, wie er es zu ſeinen Ränken gemiſcht, getreulich anzugeben ſucht. Inmitten der Lügen und Betrügereien, zu denen er ſich bekennt, blickt immer noch eine Spur beſſerer Eigenſchaften durch, denen man einige Theilnahme nicht verſagen kann. Die frühe Kunde gefährlicher Geheimniſſe und das unſeligſte Talent ſolche Stoffe zu behandeln, führten ihn, gegen die Anlagen ſeines Herzens, in das traurigſte Verderben. Seiner ſpäteren Aufrichtigkeit darf bei der Stimmung, welche ſein Gemüth in der Prüfung des Todes bewährte, kaum ein Zweifel entgegenſtehn. Sein handſchriftlich aufbewahrtes Bekenntniß iſt hier daher unbedenklich zur Ergänzung anderweitiger Nachrichten benutzt worden, unter wel-

chen immer noch die von Pöllnitz obenanstehn, der allerdings in dem, was die Vorgänge am Hofe betrifft, noch zumeist kundig und glaubhaft dünken mag.

Nach diesen gewaltigen Stürmen, aus welchen Leopold zwar siegreich, doch nicht ohne heftigsten Kampf und gefahrvollste Erschütterung hervorgegangen, blieb er zwar nebst Grumbkow im Besitz des alten Ansehns und Einflusses, allein sie wagten nicht so leicht, durch neue Unternehmungen den nur allmählig beruhigten Sinn des Königs wieder aufzuregen. In dem Kriegswesen und dessen vielfachen Arbeiten und Beschäftigungen hatte Leopold ohnedies einen festeren Halt und eine würdigere Bedeutung, als ihm die Ränke eines Hoflebens je geben konnten, dessen höchste Gunst für ihn mehr nicht zu vermögen schien, als was auch durch Verdienst weit edler ihm gewährt blieb. Unermüdet war in jenem Gebiete seine Sorgfalt und Thätigkeit. Die Anstalten und Arbeiten des Krieges, die Musterungen und Waffenübungen der Truppen, waren immerfort, was auch sonst sich ereignen mochte, das unerläßlichste Tagewerk. Wenn die Trommel gerührt wurde, so war jeder andre Bezug vergessen; der Geist des Kriegsdienstes ergriff alles mit unbedingter Gewalt. Von

Sonnenaufgang bis zu Sonnenuntergang wurden die Soldaten geübt, ihre Waffen, ihr Anzug beſichtigt. Die Ordnung und Pünktlichkeit wurde mit unerbittlicher Strenge bis zu dem Geringfügigſten ausgedehnt. Die Kleidung war für Offiziere und Gemeine ein Gegenſtand ſorgfältigſter Genauigkeit. Sie wurde kürzer und knapper eingerichtet, ſowohl um zu ſparen, als um dem Soldaten ein raſcheres Ausſehn zu geben. Der Unterſchied zwiſchen Großem und Kleinem, zwiſchen Weſentlichem und Unwichtigem, verſchwand gänzlich, über alles erſtreckte ſich eine gemeinſame Regelmäßigkeit, durch eine überall gegenwärtige, furchtbare Kriegszucht bewacht. Der Schritt, die Haltung des Soldaten, kamen nicht weniger als ſeine Tapferkeit in Betracht, jeder Unfall wurde gleich einem Verbrechen beſtraft; wegen Fehlgriffen an dem Gewehr, ſchlechtgeputzter Rockknöpfe, angeſpritzter Waſſerflecke an den weißen Stiefeletten, erfolgten unmäßige Stockprügel; dieſe wurden ſo gewöhnlich, daß ſie zum Dienſte zu gehören ſchienen, und kein Exerciren ohne ſie geſchehen konnte. Rückſichtsloſe Härte und durchfahrende Grobheit mußten auch Offiziere und Generale von ihren Vorgeſetzten im Dienſte gefühllos hinnehmen; nur in wenigen, von der Meinung vorbehaltenen Fäl-

len durfte darin eine Beleidigung des Ehrenpunktes zu finden sein. Unbedingter, schneller Gehorsam durchlief alle Stufen der Befehlsmacht, grausame Strafe ereilte schrecklich jede Säumniß, jede Abweichung. Das Heer, in ganzer Ausdehnung auf diese Weise bearbeitet, gestaltete sich zu einem einzig gegliederten Körper, der willenlos jedem Gebrauche sich fertig fügte, inmitten aller Gefahr nur allein der Zucht folgte, und durch diese jede vorhandene Eigenschaft steigerte, jede fehlende ersetzte; der Anblick, welchen die so dressirten Truppen, wohl schicklich in dieser Gestalt vorzugsweise dem ernsten Spiele hoher Macht sich eignend, bei der Parade, auf dem Uebungsfelde, bei jedem Ausrükken und Erscheinen darboten, flößte Bewunderung und Ehrfurcht ein. Doch Leopold, welcher nächst dem Könige als der Schöpfer dieses einzigen Heerwesens dasteht, war allzusehr Krieger selbst, um sich den prächtigen Anblick genügen zu lassen; überall ging er auf die wahre Bestimmung zurück, der auch jene qualvolle Kleinmeisterei stets wesentlich dienen mußte. Mit dunkler Durchschauung, sagt Berenhorst, scheint der Fürst aus seinen Erfahrungen die Folge gezogen zu haben, den Schluß, daß es eigentlich das Feuer sei, aber physisches mit moralischem verbunden, was den Sieg zubereite,

und daß, man ſage was man wolle, gut ſchießen, raſch laden, Unerſchrockenheit und muthiger Angriff am ſicherſten zum Ziele führe. Sein Hauptaugenmerk war demnach, den preußiſchen Truppen im Gewehrfeuer eine entſchiedene Ueberlegenheit zu ſchaffen. Der eiſernen Ladſtöcke, dieſer wichtigen Verbeſſerung, die er erfand und einführte, iſt ſchon gedacht worden. Damit das Bajonet beim Laden und Schießen nicht erſt, wie früherhin geſchehn mußte, abzunehmen wäre, änderte er daſſelbe, und ließ die verlängerte Klinge ſeitwärts ausbiegen. Beide Einrichtungen ſind noch heutiges Tages, und zwar im ganzen Bereich europäiſchen Heerweſens eingeführt. Die Truppen ſelbſt, ehemals in vier Glieder geſtellt, die nicht alle zugleich feuern konnten, ordnete er in drei Glieder, und wollte ſogar nur zwei übrig laſſen, damit in verlängerter Linie zum ungehinderten Schießen die ganze Mannſchaft Raum gewänne. Das Feuer mit Pelotons und ganzen Bataillons, welches die Truppen auf der Stelle und im Vorrücken mit ſtrengſter Ordnung und fertigſter Schnelligkeit auszuführen gelernt, glich einer wandelnden Batterie, und erſchien von unwiderſtehlichſter Wirkſamkeit. Gegen die Angriffe der Reiterei erfand er das Heckefeuer, wobei je zwei und zwei Rotten fünf Schritt aus dem

Viereck vorliefen, in zwei Gliedern feuerten, und darauf sogleich zurücktraten, um durch andre ersetzt zu werden. Seine rege Thätigkeit bereicherte das Exerciren auch sonst mit vielen Handgriffen, Stellungen und Bewegungen, häufig zweckmäßigen und ersprießlichen, zuweilen auch zwecklosen, bei welchen übertriebene Künstelei jeden Nutzen ausschloß. Dies alles betraf jedoch hauptsächlich und fast ausschließlich das Fußvolk, und zwar das schwere Linienfußvolk, in welchem die ganze Stärke und Kraft des Heeres bestand. Von der Reiterei, welche in der vorhergehenden Zeit die Hauptwaffe war, hatte Leopold, obwohl selbst ein tüchtiger und verwegener Reiter, nur eine sehr geringe Meinung; sie war durch bedeutende Beispiele seiner eignen Kriegserfahrung frühzeitig bestimmt worden, in dem Treffen bei Höchstädt hatte er das baireuthische Kürassierregiment gleich von Anfang die Flucht ergreifen und mehrere andre Reiterregimenter mitfortreißen sehn, während das Fußvolk in fester Ausdauer dem überlegenen Feinde Stand hielt; auch in der Schlacht bei Malplaquet war die Reiterei zweimal gewichen, und hatte Schutz bei dem Fußvolk nehmen müssen. Friedrich Wilhelm I. faßte von daher nicht weniger als Leopold eine Geringschätzung für alle Reiterei, und blieb

dieſer Waffe zeitlebens abgeneigt; ihr Werth ſei ganz vom Zufall abhängig, hieß es, und nie könne man auf ſie mit Gewißheit rechnen. In Folge dieſer Anſicht wurden die Reiter kaum als ſolche behandelt; ihre Uebungen waren meiſt nur zu Fuß, ihre Waffe das Feuergewehr, wie bei den übrigen Truppen, ihre ſchweren wohlgefütterten Pferde blieben unbrauchbar für ſchnelle Bewegungen; wenn die Zurüſtung in gehörigem Stand und alles nach Vorſchrift blank und geputzt war, wurde von der Reiterei nichts weiter verlangt, als was auch das Fußvolk leiſtete. Auch wegen der größeren Koſten, welche die Reiterei verurſacht, wurde ſie weniger begünſtigt; der König wollte ein großes und dabei möglichſt wohlfeiles Heer unterhalten, die unausgeſetzte Vermehrung der Truppen konnte demnach faſt nur im Fußvolk Statt finden. Dieſe Vermehrung betrieb der König mit raſtloſem Eifer, zum Staunen und zur Unluſt der andern Mächte, welche ſolchen Anwachs der preußiſchen Kriegsmacht mit ſorgenvoller Eiferſucht ſahen. Friedrich der Große erzählt, der König habe ſchon ſehr früh, während er als Kronprinz in den Niederlanden der Belagerung von Dornick beiwohnte, den Streit zweier engliſchen Generale, ob der König von Preußen ohne fremde Hülfsgelder wohl

15,000. oder gar 20,000. Mann zu bezahlen im Stande wäre, durch den feurigen Ausruf abgethan: „Sobald der König mein Vater will, kann er 30,000. Mann halten!“ Die Generale schwiegen damals, dem lebhaften Prinzen eine solche vermeinte Uebertreibung nachsehend. Ihm aber wurde, als er in der Folge den Thron bestiegen, das Emporbringen seiner Kriegsmacht ein Ehrenpunkt. Der Erfolg brachte seinem Ausspruch übervolle Bestätigung. Schon jetzt hielt er gegen 60,000. Mann kriegsfertig unter Waffen, und noch immerfort wurde deren Zahl vermehrt. Die Hälfte dieser Truppen waren Ausländer, deren Herbeischaffung auf alle Weise betrieben wurde; ansehnliche Größe und gute Gestalt waren dabei schon immer unerläßlich, ausgezeichnet riesenhafte Leute aber wurden noch besonders für eine Lieblingsschaar des Königs aus allen Weltgegenden mit größten Kosten aufgebracht. Leopold huldigte dieser Vorliebe des Königs, ohne dieselbe in gleich hohem Maße zu theilen. Den lebendigsten Antheil aber nahm er an allen Thätigkeiten, welche unmittelbar die Vermehrung der Heeresmacht, die bessere Einrichtung des ganzen Kriegsstaates angingen. Die zahlreichen Werbungen im Auslande verdankten größtentheils seiner Anlage und Betrei-

bung ihren lebhaften Fortgang; nicht minderes Verdienſt hatte er bei der Anordnung und Beſorgung des Kantonweſens, durch welches die Aushebung inländiſcher Mannſchaft geregelt war. Niemand verſtand ſo wie er ſchnell und tüchtig neue Schaaren fertig zu ſchaffen. Sein kraftvoller Wille, ſein gewaltſamer Eifer drang in alle Bahnen des Wirkens unwiderſtehlich ein. Sein ſcharfer Verſtand ließ keine Seite der mannigfachen Kriegsgeſchäfte undurchforſcht, das Zweckmäßige, Vortheilhafte fand ſein mit geſunder Kraft ſtets auf die Sache gerichteter Sinn unter allen Umſtänden leicht heraus. So war ſein Beirath und ſeine Mitwirkung dem Könige höchſt erſprießlich bei der Umgeſtaltung des Verpflegweſens, bei Errichtung ſtehender Vorrathskammern, beim Guß neuer Geſchütze, bei Gründung der Gewehrfabriken in Potsdam und Spandau, einer Klingenfabrik in der Grafſchaft Mark, des Salpeterwerks in Magdeburg, bei dem Kaſernenbau in Potsdam, bei Stiftung des großen Waiſenhauſes daſelbſt, und bei ſo vielen andern nützlichen Anlagen und Unternehmungen, welche Friedrich Wilhelms I. ſorgſame Thätigkeit hervorrief. Vorzüglichen Eifer widmete Leopold noch insbeſondere dem Feſtungsweſen, mit deſſen geſammten Zweigen er durch Er-

fahrung genau bekannt war. Einen geſchätzten Kriegsbaumeiſter, den Oberſtlieutenant von Walrave, hatte er ſchon im Jahre 1715. aus holländiſchen Dienſten in preußiſche herübergezogen, und unter deſſen Leitung die Feſtungswerke von Magdeburg verbeſſern laſſen; ſpäterhin ſetzte derſelbe unter Leopolds Aufſicht auch die Werke von Weſel, Stettin, Spandau, Küſtrin und Kolberg in neuen Stand, half Memel und Pillau und die Reichsfeſtung Philippsburg befeſtigen, und erbaute zuletzt in der Sternſchanze von Magdeburg den Kerker, in welchem er ſelbſt als Staatsverräther ſein Leben unglücklich beſchließen ſollte!

Zu den mannigfachen Muſterungen und Uebungen der Truppen, zu den ſonſtigen Anſtalten und Thätigkeiten des Krieges, ſo wie zur Jagd und anderer Vergnügung, begleitete Leopold den König auf ſeinen Reiſen und Fahrten faſt unausgeſetzt. Im December des Jahres 1720. machte er mit dem Könige eine Reiſe nach Hamburg, darauf im folgenden Jahre nach Stettin, wo die Landſtände von Pommern in Gemäßheit der im Frieden mit Schweden erfolgten Abtretung ihrem neuen Herrſcher die Huldigung leiſteten, und die Bürgerſchaft zum Zeichen des landesherrlichen Vertrauens zum erſtenmal wieder in ihren Waffen er-

ſchien. Entferntere Reiſen nach Königsberg, nach Kleve, wiederholte Ausflüge nach Stettin, Magdeburg und Deſſau, wechſelten mit einander ab. In ſolcher ſteten Genoſſenſchaft und bei der innigen Uebereinſtimmung der Thätigkeit und Neigungen mußte die letzte Spur der widrigen Eindrücke, welche dem Könige gegen Leopold geblieben ſein konnten, leicht vertilgt werden. Dieſer ſtand wie ehemals auf dem Gipfel der Gunſt und des Vertrauens. Der König verlieh ihm gegen geringen Kaufpreis die großen Güter Bubainen und Norkütten in Litthauen, die ſeinetwegen mit beſonderen Vorrechten ausgeſtattet wurden. Leopolds Anſehn im Heere, ſein Gewicht am Hofe, ſein Einfluß bei allen Staatsberathungen, ſchienen auf's neue und feſter als je gegründet. Neue Verwikkelungen jedoch, die ihn mit Grumbkow entzweiten, gaben in deſſen Feindſchaft ihm ein Gegengewicht, durch welches ſeine Wirkſamkeit zwar nicht gebrochen, doch wiederum zumeiſt auf den Boden zurückgeleitet wurde, der ſeinem Berufe vorzugsweiſe eignete. Die Veranlaſſung jener Mißhelligkeiten, die ſogar in Zweikampf auszubrechen drohten, wird verſchieden erzählt; der Urſachen waren ſchon ſeit längerer Zeit mehrere vorhanden. Noch immer gab Leopold die Hoffnung nicht auf, ſeinen

Neffen den Markgrafen Friedrich von Schwedt mit einer der Königlichen Prinzeſſinnen vermählt zu ſehen. Die Königin dagegen bezweckte für ihre Kinder eine Doppelheirath mit dem Hauſe Hannover, und hatte die Einwilligung des Königs bedingungsweiſe dazu ſchon erlangt. Als aber der großbritanniſche Hof nicht eifrig genug entgegenkam, ſondern Schwierigkeiten und Zögerungen eintreten ließ, brach der König die Sachen plötzlich ab. Bald nachher entſtanden wegen der Gewaltthaten, welche die preußiſchen Werber begingen, und wegen der Maßregeln, welche die hannöverſchen Behörden dagegen nahmen, neue Irrungen zwiſchen beiden Höfen; der König glaubte ſich beleidigt, rüſtete ſich zum Kriege, und wollte ſeine Tochter ſogleich mit dem Markgrafen von Schwedt vermählen. Alles ſchien den Wünſchen Leopolds hier entgegen zu kommen, er haßte das Haus Hannover, welches er beſchuldigte, dem ſeinigen den Beſitz des Herzogthums Lauenburg vorzuenthalten, und mit der Befriedigung dieſes Haſſes ſollte nun zugleich ſeiner Kriegsbegier ein Oberbefehl, ſeinem Ehrgeize jene Vermählung gewährt ſein. Allein Grumbkow, der die politiſchen Geſchäfte geſchickt zu führen wußte, dagegen im Kriege den erſten Platz nicht behaupten konnte, wünſchte den Bruch

abzuwenden. Er verband ſich zu dieſem Zwecke mit der Königin, und die Sachen wurden friedlich beigelegt, und die früheren Ausſichten zur nä[illegible]ren Verbindung mit Hannover ſtellten ſich wieder her. Als im Jahre 1795. der König von England nach Deutſchland kam, beſuchte ihn der König von Preuſſen zu Herrenhauſen, wo hierauf am 5. September ſogar ein Vertheidigungsbündniß zwiſchen Preußen, England und Frankreich zu Stande kam, in der Abſicht, dem zu Wien geſchloſſenen Bunde Oeſterreichs und Spaniens das Gegengewicht zu halten. Mit dieſer Wendung war Leopold in allem Betracht höchſt unzufrieden. Sein ganzer Zorn brach gegen Grumbkow aus, von dem er laut ſagte, er ſei von England mit Geld beſtochen worden. Die ſchnöde Verachtung, die Leopold ſeinem Gegner öffentlich bezeigte, reizte dieſen zu beißender Erwiederung; ein Wortwechſel erhob ſich, und Leopold wußte ſeiner Wuth keine Gränzen. Anfangs wollte der König die Sache vermitteln, als ihm aber geſagt worden, welch ungeheure Worte Leopold in ſeiner rückſichtsloſen Kraftſprache ausgeſtoßen, mochte er nichts mehr damit zu thun haben. Die beiden Gegner, von ihren Zeugen begleitet, fanden ſich auf verabredetem Platze vor dem Köpenicker Thor ein. Leopold kam voll Ungeſtüm an, und ſo

wie er von weitem ſeinen Feind nur erblickte, zog er den Degen, und rief jenen mit Grobheiten zum Kampfe hervor. Grumbkow ließ ſich aber nicht aus ſeiner Faſſung bringen, und wünſchte den abgeſchmackten Handel in Güte beizulegen. Leopold, der ſich als Beleidigter benahm, drang ſeinerſeits nicht weiter auf Genugthuung, drehte dem Gegner mit Hohn den Rücken, ſtieg zu Pferde, und ritt für ſich allein nach der Stadt zurück. Grumbkow empfand dies Benehmen faſt ärger als das vorige; er ſah ein, daß er nie hoffen dürfe, Leopolds Freundſchaft wiederzugewinnen, er ſchwur ihm daher ſelbſt ewigen Haß, und Pöllnitz, der es erzählt, verbürgt ſich, daß niemals ein Eid gewiſſenhafter ſei gehalten worden. Der König, unzufrieden mit Grumbkows Benehmen, und doch erfreut, daß die Sache nicht ſchlimmer abgelaufen war, ließ denſelben einige Tage Verhaft halten, und der Geſchichte wurde nicht weiter gedacht. Grumbkow behauptete nach wie vor ſeine Wirkſamkeit in den Staatsgeſchäften, und wenn Leopold in der Gunſt des Königs ihn neben ſich dulden mußte, ſo vermochte hinwieder Grumbkow noch weniger jenen von ſeiner Stelle zu verdrängen, auf welcher die Kraft hohen Anſehns in ſelbſtſtändigem Verdienſt ihn befeſtigt hielt. Leopold ſchaltete in den Sachen

des Kriegsweſens mit gewohntem Gewalteifer; das Feld der politiſchen Thätigkeit gewann mehr und mehr Grumbkow, der ſeine Verbindungen geſchickter zu knüpfen, ſeine Anhänger ſicherer feſtzuhalten wußte. Die Königin und faſt der ganze Hof nahmen für ihn Parthei. In den auswärtigen Verhältniſſen blieb das Herrnhäuſer Bündniß für den Augenblick überwiegend, und England und Frankreich ſuchten den König von Preußen ſogar anzureizen, ſeine Anſprüche auf Schleſien geltend zu machen, und in dieſe Provinz mit gewaffneter Hand einzufallen; der König fand jedoch Bedenken den Kampfplatz ganz allein zu betreten, und verlangte deßhalb hannöverſche Hülfstruppen, an welcher zwar wohlbegründeten doch unwillkommenen Forderung die ganze Sache ſich wieder zerſchlug. Leopold, fortwährend dem Kaiſerhauſe zugethan, ſah mit Verdruß dieſe Richtung gegen daſſelbe, und hielt ſich in finſterem Trotze von ihr entfernt. Bald aber ſollte ſie verändert werden, doch, ſeltſam genug, ohne Leopolds Antheil noch Frommen. Der Kaiſerliche Hof ſandte den General Grafen von Seckendorf nach Berlin, einen Staatsmann, in welchem Scharfblick und Geiſt mit rüſtigſter Gewandtheit und niedrigſter Geſinnung in genaueſtem Vereine ſtanden. Dieſer durchſchaute bald,

daß Leopold, wiewohl ein Freund Oeſterreichs, demſelben hier weniger bedeutend ſei, als Grumbkow, und verſuchte daher zuvörderſt dieſen zu gewinnen, den er ſchon früher aus den Feldzügen in den Niederlanden und von der Belagerung von Stralſund her perſönlich kannte. Der König ſah dem Herrnhäuſer Bündniſſe wenig Ernſt zum Grunde liegen, und war nicht abgeneigt, zu ſeinen früheren Verbindungen zurückzukehren, wofür auch Grumbkow unter ſolchen Umſtänden ſtimmen mußte. Seckendorf bewirkte daher ohne große Schwierigkeit, daß der König unter gewiſſen Bedingungen, durch einen zu Wuſterhauſen am 12. Oktober 1726. geſchloſſenen geheimen Vertrag, ſich dem Kaiſer wieder näherte. Seckendorf wußte durch ſein kluges Benehmen in hohem Grade die Gunſt des Königs zu gewinnen, und ſich darin als Kaiſerlicher Geſandter während eines vieljährigen Aufenthalts in Berlin dauernd zu behaupten. Er knüpfte die engſten Verhältniſſe mit Grumbkow, der gern eine Verbindung einging, deren Grundlage gegenſeitiger Vortheil war; für den niedrigſten ſogar zu den häßlichſten Geſchäften ſich verbunden zu haben, wurden ſie in der Folge laut beſchuldigt! Leopold ſah auf dieſe Weiſe ſeine Gegner am Hofe ſelbſt von derjenigen Seite her vermehrt, von welcher

ihm

ihm vielmehr Freunde hätten kommen ſollen. Sein Haß gegen Grumbkow erſtreckte ſich nun auch auf Seckendorf, und von beiden abgeſtoßen, geſchont, gefürchtet, erſchien er in ſeiner Stellung nur würdiger und in ſeinem Anſehn nicht ſchwächer. Die Königin, die bald dahin zurückkommen mußte, in jenen Beiden erklärte Widerſacher ihrer liebſten Wünſche zu erblicken, ſah deßhalb wieder günſtiger auf Leopold, und dieſer gewann auf ſolche Weiſe innerhalb der Königlichen Familie nach und nach ein beſſeres Verhältniß.

Bevor wir Leopolds Leben in dieſer Bahn weiter verfolgen, müſſen wir wiederum einen Blick auf ſeine anderweitigen Beziehungen zurückwerfen, in welchen ſeine Eigenheit ſich ungeſtört entfalten konnte. Als Fürſt ſeines eignen Landes führte er unausgeſetzt die ſtrengſte Verwaltung; auf alle Weiſe ſuchte er ſeine Einkünfte zu vermehren und baares Geld zuſammenzubringen. Den Auskauf der Rittergutsbeſitzer und andrer Eigenthümer, deren Grund und Boden ihm anſtand, ſetzte er ununterbrochen mit Beharrlichkeit fort. Kein Hinderniß konnte ihn abhalten, hierin ſelbſt mit Gewalt ſeinen Willen durchzuſetzen. Er meinte ein erſtes Recht zu haben, in ſeinem Fürſtenthume Beſitzer zu ſein, und keinen andern neben ſich zu

dulden. Die Edelleute von Werder, von Ziegesar, von Lochau, von Wülknitz, von Krosigk, und viele andere, mußten ihm ihre schönen Güter gegen die Kammertaxe überlassen, von dem altvererbten, theuren Besitz mit bittrem Schmerze weichen. Auch viele Bauerhöfe und Mühlen brachte er auf diese Weise an sich; selbst die Landprediger mußten ihre liegenden Gründe ihm gegen geringen Jahrgehalt abtreten. Der bürgerliche Besitzer eines Gutes, welches Leopold begehrend ansprach, wollte dasselbe durchaus nicht verkaufen; für solche Fälle war bald Rath. Soldaten fingen Händel mit ihm an, es entstand eine Schlägerei, der Mann wurde gefänglich eingezogen, und zum Soldaten gemacht. Unsägliche Qual wurde ihm angethan, man trieb ihn auf's äußerste. Endlich, da er einst vor dem Thore Schildwacht stand, ritt wie von ungefähr Leopold vorbei, redete ihn freundlich an, und fragte ihn, ob er wohl sein Gut ihm verkaufen wolle? Der Verzweifelte widerstand nicht länger, man wurde sogleich des Handels einig, und ohne Zögern erfolgte mit der baaren Kaufsumme die Erlösung vom Soldatenstande. Alle Vorstellungen und Bitten, aller Trotz und Widerstand, blieben gleich fruchtlos gegen dieses gewaltsame Verfahren; die Reichsgerichte gewährten keine

Hülfe, der Kaiſer und die übrigen Fürſten ſchwiegen zu der Ungebühr. Landtage gab es ſchon ſeit älteren Zeiten nicht mehr; auch hätte Leopold ſchwerlich eine Beſchränkung ſeines Willens durch Stände ſich gefallen laſſen. Nach einiger Zeit war das Werk völlig ausgeführt; das Land Deſſau bot inmitten des deutſchen Reiches die in ſolcher Art einzige Erſcheinung dar eines Fürſtenthums ohne Adel. Aller Grund und Boden war Krongut, die Einwohner beſtanden nur noch aus Beamten, aus Pächtern und Gewerbsleuten. Die Folge war, daß bei den Unterthanen, für die kein Grundbeſitz mehr möglich blieb, nach und nach jeder ächte Wohlſtand aufhörte; einigen Reichthum behaupteten nur die Juden, welche gegen ein jährliches hohes Schutzgeld in großer Anzahl zu Deſſau wohnen durften. Leopold war von dieſem Gedanken des Alleinbeſitzes dergeſtalt eingenommen, daß er dem Könige von Preußen ernſtlich rieth, in ſeinen Landen gleichfalls den Adel auf ſolche Weiſe zu vertreiben, und allen Grund und Boden der Krone zuzueignen. Friedrich Wilhelm war einen Augenblick von den großen Vortheilen gereizt, Grumbkow aber widerſprach ſehr lebhaft, und erklärte die Sache für unausführbar. Leopold berief ſich auf ſein eignes Beiſpiel; Grumbkow bemerkte, es ſei ein Unter-

ſchied zwiſchen einem großen Staat und einem klei-
nen, „Und dann, fügte er ſpöttiſch hinzu, haben
Ew. Durchlaucht in Ihrem Lande ja auch nichts,
als Juden und Bettler!“ Den aufbrauſenden
Zorn Leopolds bei dieſen Worten mäßigte der Kö-
nig, welcher auch weiter keine Luſt bezeigte, auf
den Vorſchlag einzugehn. Auch ſeinem Beſitz in
Preußen widmete Leopold ſeine thätige Sorgfalt;
er ließ die Bewirthſchaftung ſeiner dortigen Güter,
die er durch ſpäteren Ankauf noch vermehrte, durch
Anſiedler aus Deſſau fördern, alles wurde in den
beſten Stand gebracht, zu Bubainen überdies ein
prächtiges Schloß erbaut; der König ertheilte ihm
über den ganzen zuſammengehörigen Beſitz fernere
ausgedehnte Freiheiten, und Leopold überließ den-
ſelben alsdann im Jahre 1724. ſeinem zweiten
Sohne Leopold Maximilian zur Nutznießung.
Seine nach Verhältniß außerordentlich vermehrten
Einkünfte verwandte Leopold jedoch größtentheils
wieder auf die Emporbringung des Landes ſelbſt.
Faſt kein Jahr verging, ohne daß er durch Anle-
gung neuer Dörfer oder Vorwerke, durch Urbar-
machung wüſter Strecken, durch den Bau von Kir-
chen, Mühlen, Brücken, Straßen oder Dämmen,
in dieſer Hinſicht die erfolgreichſte Thätigkeit be-
wieſen hätte. Bei aller Geldbegierde und Spar-

ſamkeit war er bei Unglücksfällen und Nothſtänden ſogar freigebig, erließ Abgaben und Steuern, ſchenkte Holz und Steine zum Aufbau, nach Umſtänden beträchtliche Geldſummen. Um nicht zum Wiederaufbau einer abgebrannten Kirche die herkömmlichen Geldſammlungen im Auslande geſchehn zu laſſen, gab er lieber aus eignen Mitteln gleich baar den ganzen Bedarf. Dieſem Sinne, für das Wohl des Landes zu ſorgen, widerſprach dagegen ſchneidend die unmäßige Leidenſchaft zur Jagd. Faſt überall war in damaliger Zeit dieſe Plage für die Unterthanen eine der härteſten; nirgends aber mehr als in Deſſau. Das ganze Land enthielt eine Unzahl von wilden Schweinen, Hirſchen, Rehen und Haſen; ſie verwüſteten ungeſtraft Felder und Gärten; höchſtens verſcheuchen durfte ſie der Landmann von ſeinen Früchten, wer ein Wild gewaltſam verjagte oder gar tödtete, der hatte die härteſten Strafen, ja als Wilddieb lebenslängliche Ketten zu gewärtigen. Die zahlloſen Jagdhunde waren zur Fütterung und Wartung unter die Bauern vertheilt, welche bei harter Strafe dafür einſtehn, und die verlorenen oder geſtorbenen mit ſchweren Koſten erſetzen mußten. Die Jagden ſelbſt gereichten zur Qual und oft zum Verderben der armen gezwungenen Theilneh-

mer. Alle Sparſamkeit hörte hier auf, der größte Prunk und Aufwand trat an die Stelle, das zahlreichſte Jagdgepränge und die glänzendſte Feſtbewirthung, beſonders wenn der König von Preußen, wie mehrmals geſchah, ſich zur Jagd in Deſſau einfand. Oft aber ſtürmte Leopold faſt unbegleitet in wilder Einſamkeit ſeiner Leidenſchaft nach; ſein Eifer kannte darin keine Gränze; einſt verfolgte er einen Hirſch bis in die Gegend von Torgau, wobei er mehrere Pferde todtritt, und einen Weg zurücklegte, der in ſeinen vielfachen Wendungen leicht das Dreifache der graden Entfernung betragen mochte. Keine Klage ſeiner Unterthanen durfte gegen ſolche Leidenſchaft laut werden, kein Eifer nachlaſſen; ſein Mißvergnügen brach in gewaltſame Härte, ſein Zorn in wildes Verderben aus. Wie im Kriegsweſen verlangte er überall unbedingten, augenblicklichen Gehorſam; den geringſten Fehl ſtrafte er unbarmherzig mit roher Eigenmacht. Bei dieſer Gemüthsart vermied er gleichwohl ſehr, in eigentliche Gerichtsſachen und kirchliche Verhältniſſe einzugreifen. Er ließ überhaupt vieles beſtehn, was er vorfand, und manches gern dahingeſtellt, was ihn nicht unmittelbar ſtörte, oder perſönlich zu nah berührte.

Bei der grundübeln Anlage, welche hier zwischen Fürst und Unterthan nur den ertödtenden Wechsel gewaltthätiger Tyrannei und feindseliger Furcht übrig zu lassen schien, war es Wunder genug, wie ganz anders doch oft das Verhältniß in der Wirklichkeit hervortrat. Für manche Dinge hatte die Zeit ihren eignen Maßstab. Vieles erhielt schon dadurch eine andre Farbe, daß die Macht sich als Naturverhältniß, sei es im Kampf oder im Spiele, darstellte. Mit dem Geringsten aus dem Volke trat Leopold nach Gelegenheit und Zufall in vertraulichste Gemeinschaft; seiner üblen Stimmung dagegen entging auch der Vornehmste nicht. Eine Fülle gesunden Menschenverstandes, derben Witzes und kraftvoller Laune zeichnete ihn meist auch in seinen rohesten Handlungen noch aus. Niemals hat ein Fürst im Volke größeren Antheil gehabt und beständiger behalten; muntres und eigenthümliches Leben gestaltete sich leicht um ihn her; er hatte nichts dagegen, wenn Andre sich wie er betrugen; zogen sie den Kürzern, so war das freilich ihre Sache. Unter der gemeinsten Volksklasse zu Dessau hatte er viele Lieblinge, meist wunderliche Kauze, mit denen er auf einem seltsamen Fuße lebte. Wer dem andern die tollsten Streiche und den ärgsten Schabernack anthun

konnte, der freute ſich des Sieges; die Sachen nahmen meiſt eine wenig ſcherzhafte Wendung; und für die Ehre, ſo vertraut mit ihrem Fürſten zu ſein, mußten die Leute nicht ſelten mit Haut und Haaren bezahlen. Einem Schalk von Bäcker, mit dem er beſonders gern verkehrte, hatte er einſt einen durchtriebenen Streich zu vergelten; er fuhr abends an deſſen Hausthür an, und ließ den Mann herausrufen; in Hemdärmeln und mit bloßen Füßen in Pantoffeln erſchien derſelbe am Wagenſchlage; Leopold ſagte, ſie wollten ein wenig plaudern, er ſolle ſich einſetzen, und mit ihm eine Spazierfahrt machen; die geſchmeichelte Eitelkeit konnte nicht widerſtehn, unter luſtigen Reden ging's in raſchem Laufe zwei Meilen weit über Land; plötzlich ließ Leopold den Kutſcher halten, der Schlag wurde geöffnet, der Fürſt, hieß es, werde nun allein weiter fahren, er danke für angenehme Unterhaltung, und wolle den Mitgenommenen jetzt nicht länger von Hauſe zurückhalten; der verwunderte Bäcker ſah wohl, daß er angeführt war, es half kein Sperren, er mußte in ſeiner leichten Bekleidung mitten im ſchlechteſten Wetter ausſteigen, und langſam zu Fuß im Dunkeln den weiten Weg zurücktappen, des anderen Tages der Spott und das Gelächter der ganzen Stadt! Unglücklicher

noch, als diesem Bäcker, konnte es einem deſſauiſchen Präſidenten ergehn, der ſich vom Trinkgelage, wo er alles ſchon hinreichend betrunken glaubte, nach Hauſe geſchlichen; Leopold und ſeine wilde Geſellſchaft holten ihn aber zurück; kein Verſteck ſchützte gegen die ſtürmiſche Nachſuchung; auf einen Ochſen geſetzt und durch die Straßen geführt, mußte der arme Präſident den ärgſten Unfug erdulden, bis endlich das wildgemachte Thier den unbequemen Reiter hart zu Boden warf. An ſeiner Würde jedoch nahm der Präſident durch ſolchen Vorgang in jener Zeit keinen Schaden. Ein in andrer Art gewaltſamer Scherz traf den Rath und die Bürgerſchaft von Deſſau bei Gelegenheit einer Bürgermeiſterwahl. Leopold wollte ſie auf einen ſeiner Günſtlinge lenken, einen Franzoſen, Namens Bonnafox, der in Deſſau Poſtbeamter, aber bei ſeinen Mitbürgern gar nicht beliebt war, er durfte deßhalb keine einzige Stimme hoffen; ihm dennoch alle zu verſchaffen, war für Leopold ein Leichtes. Das machte er ſo: bei der Wahl nahm er ſelbſt den Vorſitz, und befahl den wählenden Rathsherren ihm ihre Stimmen verſiegelt abzugeben; er ſaß vor einem Kaminfeuer, und empfing nach einander die Stimmzettel; als ſie beiſammen waren, griff er einen heraus, öffnete ihn, las Bon-

nafor, und warf den Zettel in's Feuer, ſo den zweiten, den dritten, und ſo immer Bonnafor bis zu Ende; ſo war denn Bonnafor einſtimmig zum Bürgermeiſter gewählt! Anfangs dachten die Rathsherren, es hätten wirklich einige von ihnen dieſen Namen geſchrieben, als aber gar kein andrer vorkam, wurde freilich zuletzt offenbar, daß im Gegentheil denſelben kein einziger Stimmzettel enthalten; ein Wahlverfahren, dem in ſeiner faſt unverſtellten Offenheit vor mancher künſtlichen Ueberliſtung noch allenfalls ein Vorzug gebühren mag! Theilte Leopold in ſolchem Verkehr nach Umſtänden aus, ſo mußte er dafür nach Gelegenheit auch wieder tüchtig einnehmen. Den ſchreckenvollen Herrſcher, wenn er ohne Beute von der Jagd heimkehrte, wagten die Jungen auf der Straße lärmend anzufallen, und den verdrießlich Beſchämten mit ſpöttiſchem Geſchrei „Aeh, er hat nichts, er hat nichts!“ bis zu ſeinem Schloſſe zu verfolgen. Von einer Bäuerin erzählt man, ſie habe Butter in der Fürſtlichen Küche feilgeboten, und von Leopold, der dazugekommen, einen Preis gefordert, den er übermäßig finden wollte. In ſeinem gutgelaunten Ingrimm, befahl er, die Bäuerin, ſo viel als nöthig entblößt, feſtzuhalten, und ihr die ſchon in der Küche abgelegten Butterſtücke, mit welchen ſie

ihn habe schnellen wollen, auf höchst unsaubre Weise nachzuwerfen. Heulend nahm die Frau ihre mißhandelte Waare von dem Boden auf, und machte sich damit fort. Nach einiger Zeit sieht Leopold dieselbe Frau wieder, und fragt höhnisch, ob sie wieder so theure Butter habe? „Ist schon längst hier verkauft — erwiederte sie, in seine Küche zeigend, mit trotzigem Lachen — sieht Er, ich habe sie um einen Dreier wohlfeiler gegeben, und da hat Er sie doch fressen müssen!“ Er wollte rasend werden, aber das Stückchen war zu sehr in seinem Geschmack, um nicht der Bäuerin ihre selbstgenommene Genugthuung zu gönnen. Gleich den Spartanern hielt er kühne List und Uebervortheilung ihres Preises werth. Was er bei der Bürgermeisterwahl geübt, ließ er sich auch selbst wieder anthun. Einem seiner Lieblinge aus dem Volke hatte er eine Anweisung auf einige Klafter Holz geschenkt; zufällig ging er vorüber, als eben das Holz ankam, statt einiger Klafter sieht er ungeheure Vorräthe. Kerl, schreit er den Empfänger an, wie viel Holz hab' ich dir angewiesen? „Ach das war so wenig, versetzt dieser vertraulich lächelnd, da hab' ich noch ein Nüllchen zugesetzt!“ Und das Nüllchen galt.

Das rechte Gebiet aber ſeiner Eigenheiten und Kraftäußerungen war das Soldatenweſen. In dieſem war Herz und Seele ihm erſt recht daheim. Er war ein eigentlicher Soldatenfürſt, das ganze preußiſche Heer gleichſam ſein Volk. Mit der furchtbarſten Strenge und willkürlichſten Grauſamkeit verband er die zärtlichſte Fürſorge, die vertraulichſte Gemeinſchaft. Sein Umgang mit den Kriegern war ein ſteter Wechſel von luſtigen Einfällen und Schwänken, von ſeltſamen Proben und Verſuchungen, und von unbarmherzigen Qualen; Liebkoſungen, gewaltige Stockprügel und freigebige Geſchenke waren gleicherweiſe an der Tagesordnung. Er ſelbſt nahm auch ſeinerſeits mit derben Scherzen vorlieb, und derſelbe Kerl, dem ein Verdacht, daß er Widerſpenſtiges auch nur denke, im Dienſte die ungeheuerſten Prügel zuzog, durfte zu andrer Zeit ungeſtraft ſeinem ganzen Zorn gegen den Feldherrn ſelbſt Luft machen. Nach Umſtänden von den Soldaten gefürchtet, geliebt und verwünſcht, war Leopold als Feldherr doch unausgeſetzt der Gegenſtand ihrer höchſten Verehrung; ſie hielten ſich unter ſeiner Anführung für unüberwindlich, ihn ſelbſt für eine Art Hexenmeiſter, für kugelfeſt und unverwundbar, ſeine gedrungene Kraftſprache, von derben Flüchen untermiſcht, wo-

zwischen doch gute Gesinnungen durchschimmerten, durchfuhr die Gemüther wie zündendes Feuer. Vor dem Feinde, wußten sie, gab es keine Schonung, und niemals hat ein Feldherr seine Schaaren leichter in den sichern Tod geführt. Dafür theilte er auch stets Gefahr und Noth allen Art mit ihnen, begnügte sich mit gleicher Kost, mit gleichem Lager. Im Munde der Soldaten hieß er nur der alte Dessauer, oder der alte Fürst, zum Unterschiede von seinen fünf Söhnen, die alle im preußischen Heere dienten; am meisten aber wurde er kurzweg der Schnurrbart oder der alte Schwerenöther genannt, jenes wegen seines schwarzen Zwickelbartes, dieses wegen seines beliebtesten Fluchwortes, oder vielleicht auch wegen der vielen und entsetzlichen Plagen, mit denen er die Leute heimsuchte. Sein eignes Regiment, seit dem Jahre 1718. ihm sehr bequem nach Halle verlegt, wurde durch seine unaufhörlichen Besuche und beständige Aufsicht ganz insbesondere gequält. Dasselbe war mit einem dritten Bataillon und dazu gehöriger dritten Grenadierkompanie verstärkt worden; die Errichtung geschah in Dessau, fast alle preußischen Regimenter gaben Leute dazu her, und schon im März 1719. konnte das Bataillon fertig in Halle einrücken. Die Mannschaft des ganzen Regiments bestand

aus lauter großen und schönen Leuten, worunter viele Dessauer, die ihrem Landesherrn in Preußen dienen mußten; die Offiziere waren von trefflichster Auswahl; ein großer Theil derselben empfing von Leopold ansehnliche Zulage, jeder Soldat genoß doppelte Löhnung. Das Regiment zeichnete sich nach dem Muster seines Inhabers durch große Schnurbärte, durch sorgfältigste, wiewohl übrigens einfache Kleidung, durch außerordentliche Reinlichkeit, Zucht und Abrichtung aus. Leopolds rastloser Eifer erhob dasselbe zum Vorbilde aller übrigen. Auf der kleinen Wiese bei Halle wurden alle neuen Handgriffe und Bewegungen, welche später in das ganze Heer übergingen, zuerst versucht und eingeübt. Wohl ein denkwürdiger Boden, der als Schauplatz so vieler barbarischen Mißhandlungen und als Schule so vieler staunenswerthen Kriegserfolge für uns so zwiespaltige Erinnerungen vereint! Beides schien damals in unauflöslicher Nothwendigkeit zusammengehörig. Der Soldat lebte von früh bis spät nur in Dienst und Abrichtung, die Vorschrift wurde sein einziges Gesetz. So hoch gestiegen ist die Kunst seitdem nicht wieder. Daß pünktlich und geschickt das Befohlene geschah, genügte nicht mehr; der Untadliche sollte noch untadlicher sein, und wurde absichtlich in Versuchung

geführt, um in vervielfachten Strafen dem Dienſte ſtets wohlgefällige Opfer darzubringen. Leopold trat häufig Soldaten an, die er kannte, machte ſie vertraulich, verlangte kleine Gefälligkeiten, die eine Säumniß im Dienſte verurſachen, geringfügige Gegenſtände, die dem Gebrauche einen Augenblick fehlen konnten, oder er gab Aufträge, ſogar Befehle, die im Streite widerſprechender Gründe die Kaſuiſtik des Dienſtes übten; wer die Prüfungen beſtand, wer das rechte Theil glücklich herauszugreifen wußte, der wurde lächelnd belobt, beſchenkt; der Unglückliche, welcher der Lockung oder dem Irrthum nur um ein Haarbreit nachgab, wurde mit Schadenfreude gleich dem abſichtlichſten Verbrecher zur härteſten Strafe verurtheilt. Häufig ſtellte Leopold die Schildwachen auf die Probe, bot ihnen Geſchenke, ließ denen vor ſeiner Thüre Speis und Trank von ſeiner Tafel vorſetzen; wehe dem, der ſolcher Güte trauen zu dürfen meinte! Wer ihm die Spitze bot, wer ihn ſich zum Teufel ſcheeren hieß, oder ihn, wenn er nicht abließ, zu verhaften drohte, der war ſein Mann. Inmitten aller Grauſamkeit entſtand auf dieſe Weiſe ein aufmerkſamer Wetteifer, ein ſchlauer Umgang, eine Art geiſtreichen Verkehrs, zwiſchen Leopold und ſeinen Soldaten, in deren Zahl unläugbar die durch-

triebenſten Kerle waren. Zahlloſe Geſchichten und Schnurren aus dieſem Gebiete ſind in Umlauf gekommen; die wenigſten jedoch verbürgt, gewiß viele entſtellt, manche kaum erzählbar. An tüchtigem Volkswitze fehlt es darin nicht. Einesmals trifft Leopold vor dem Thor am Wege einen Soldaten ſitzend, der ſich Ungeziefers zu entledigen ſucht. „Kerl, was machſt du da?“ ruft er ihn an. Ich lauſe, antwortet jener barſch; und Leopold, indem er in die Taſche greift, verſetzt zufrieden: „Da thuſt du wohl, mein Sohn! Nimm da den Thaler, und kauf dir ein neues Hemd!“ Dies hat ein zweiter Soldat mit angeſehn, eilt verſtohlen voraus, und ſetzt ſich eine Strecke weiter, wo Leopold ſogleich vorbei muß, in gleicher Beſchäftigung am Wege hin. Aber der Schnurrbart hat ſchon die ganze Sache durchſchaut; „Was machſt du, Kerl?“ fragt er auch dieſen, und behend: „Ich ſuche Läuſe,“ antwortet der, des Thalers ſchon gewiß. „So?“ verſetzte Leopold, „Nun da geh nur — mit der Hand zurückzeigend — zu dem dort, der hat welche.“ Immer war Leopold in Bewegung, überall ſpürte er ſelbſt umher, ſah und hörte, was geſchah, und wenn er nicht aller Orten gegenwärtig ſein konnte, ſo war doch nirgends auf ſeine Abweſenheit zu rechnen. Wo man ihn am wenigſten erwar-

erwartete, trat er plötzlich hervor, oft aus der unkennbarſten Verkleidung. Einſt hatten junge Deſſauer, um nicht Soldaten zu werden, in Sachſen einen Schlupfwinkel gewählt, wo ſchon oft Ausreißer den ſchärfſten Nachſuchungen entkommen waren. Im Gefühl ihrer Sicherheit ſaßen ſie gutes Muthes beim Wirth und tranken, ein Leiermann ſpielte luſtige Stückchen auf. Plötzlich hieß es, Leopold komme mit Soldaten, wie er denn in ſolchen Fällen auf die Landesgränzen nicht ſonderlich zu achten pflegte. Der Wirth ſchob die ganze Geſellſchaft in einen unterirdiſchen Keller, deſſen Eingang von außen nicht zu entdecken war, und empfahl die tiefſte Stille, bis der Sturm vorbei wäre. Im Augenblick war das Wirthshaus von preußiſchen Truppen erfüllt, mit Toben und Fluchen wurde jeder Winkel durchſucht, der Wirth verhört und bedroht, doch keine Nachforſchung wollte zum Zwecke führen. Schon hoffte man, die wilden Gäſte unverrichteter Sache, wie ſchon öfters, ſich zum Abzuge anſchicken zu ſehn. Da ließ plötzlich der Leiermann ſein Spiel erklingen, und verrieth den geheimen Zufluchtsort. Die Beängſteten fuhren auf, ſie drohten ihn umzubringen, wofern er noch einen Laut hören laſſe. Er aber ſpielte mit ſtärkſter Gewalt fort, und ſchrie dann

mit einer Donnerſtimme innen die Erſchreckten und ſeine Leute draußen an, denn der Leiermann war kein andrer als Leopold, der ſich keck in die perſönlichſte Gefahr begeben, um durch den ſchlauesten Streich endlich jene Liſten zu verderben; die Soldaten brachen herein, die unglücklichen Burſche wurden gefangen abgeführt, und haben ohne Zweifel, ſo wie auch der Wirth, die ihretwegen geſchehene Bemühung theuer bezahlen müſſen. Die Strenge war faſt ein Verhängniß für Leopold; wo er einmal ſchonen wollte, wandelte ſich ihm die Milde ſelbſt in geſteigerte Grauſamkeit um. Zwei Soldaten waren nach Sachſen ausgeriſſen, wurden auf dem fremden Gebiet eingeholt, zurückgebracht, und durch Standrecht zum Galgen verurtheilt. Der eine war alt und unanſehnlich, mit dem gab es kein Mitleid, der andre war ein junger ſchöner Kerl, und Leopold wünſchte dieſen zu retten. Er that den Ausſpruch, nur Einer von beiden ſolle ſterben, das Loos entſcheiden. Trommel und Würfel wurden gebracht, gegen die Meinung gewann der Alte. Leopold, auch dem Looſe Gewalt anthuend, rief zornig: „Kanaillen, das kann nicht gelten, werft noch mal.“ Dreimal hintereinander gewann der Alte. Das war für Leopold zu viel; den Alten wollt' er nicht begnadigen, den Jüngern

allein durft' er kaum; „Schurke, nun kann ich dir nicht mehr helfen," rief er voll Verdruß, und ließ beide sofort an einer Weide aufknüpfen.

Wie Leopold überall seine Weise behielt, und auch unter Vornehmen und bei Frauenzimmern, wenn er artig zu sein meinte, seine Höflichkeit und Galanterie gleichsam in Sturm und Gewalt einherbrausen ließ, zeigt anschaulichst ein Vorgang, dessen ergötzliche Seltsamkeit aus einem gleichzeitigen Berichte hier in eigenster Farbe unverändert sprechen mag. „Im August 1723. ließ der kursächsische Obrist Marche sein Infanterieregiment unweit Merseburg kampiren, und bei großem Zulaufe des Volks dasselbe täglich in Waffen üben. Montags den 16. August früh um halb fünf Uhr sind Ihro Durchlaucht, der regierende Fürst von Anhalt-Dessau, mit dreien seiner Prinzen, als Leopold, Dietrich und Moritz, sammt einigen preußischen Offiziers, theils gefahren, theils geritten durch Merseburg passiret, und haben sich in dem Lager des auf dem Anger unterhalb Meische kampirenden marchischen Regiments eingefunden. Dieses Regiment begab sich darauf sogleich auf den Exercirplatz, allwo es anfangs der Fürst selbst exerciren wollte, welches er aber hernach den sächsischen Offiziers, und besonders dem Generalexer-

cicienmeiſter überließ, da denn der Fürſt ſeine ältern beiden Prinzen auf den linken und rechten Flügel als Flügelmänner ſtellte, die auch alle Exercitia vollkommen mitmachten, obgleich das Exercitium nach allen Arten en bataille und in Feuer geſchah. Weil die Soldaten insgeſammt das Ihrige ſehr fertig und akkurat präſtirten, hatte der Fürſt ein ſolches Wohlgefallen darüber, daß er dem Regimente 200. Thaler zur Ergötzlichkeit verehrte, auch nachgehends den Grenadieren noch insbeſondere viele Dukaten, Thaler und Gulden ſpendirte. Nach geendigtem Exercitio wurde der Fürſt mit ſeinen Prinzen und bei ſich habenden Offiziers von dem Obriſten Marchen in ſeinem Zelte herrlich traktirt, welches bis nach Ein Uhr währte. Nach geendigtem Mittagsmahl, halb zwei Uhr, ging der Fürſt mit den ſämmtlichen Grenadieren vom Regimente, deren 60. bis 70. an der Zahl waren, mitten durch die Stadt nach dem Schloſſe zu. Er hatte ſie ordentlich in Glieder getheilet. Die beiden älteſten Prinzen gingen voran, er ſelbſt befand ſich in der Mitten, die mitgebrachten Offiziers aber, ſammt den Offiziers vom Regimente, gingen hinten nach. Er führte mit ſeinen Prinzen den bloßen Degen in der Hand, und hatte eine ungemeine Menge Menſchen zur Begleitung, die aber von den

Herzoglichen Trabanten nicht in den Schloßhof gelaſſen wurden. Auf dem Schloſſe waren die Durchlauchtigen Herrſchaften nebſt den andern anweſenden fremden Fürſtlichen und andern hohen Standesperſonen gleich im Begriff, Mittagstafel zu halten, als der Fürſt mit ſeinen Prinzen, Offiziers und Soldaten anlangte. Man hatte ihn vorher zur Tafel geladen, ſo er aber, unter dem Vorgeben, er müſſe mit ſeines Gleichen, den Soldaten, eſſen, abgeſchlagen. Die Speiſen wurden gleich über Hals und Kopf abgetragen, da der Fürſt ſchon mit ſeinem ganzen Gefolge die Treppe hinauf geſtiegen kam, und nach dem großen Tafelgemache zuginge, worinnen die hohe Geſellſchaft ſich befande. Allhier führte der Fürſt die Grenadiers, ſammt noch einem Korps von der Infanterie, das der Obriſt Marche beſonders geführt brachte, etlichemal um die Tafel herum, hernach machte er mit ihnen allerhand Exercitia, und endlich fing er an, Geſundheiten zu trinken, da denn unter Trompeten- und Paukenſchall und aller Feldmuſik des Regiments ſo ſtarke Salven mit dem Gewehr zu den Fenſtern hinaus gegeben wurden, daß nicht nur die Fenſter und ſchönen Tafelſcheiben in großer Menge davon zerſprungen, ſondern auch das ganze Schloß und die Domkirche erbebeten, auch die ganze Stadt mit

dem ſtarken Knalle und Getöne erfüllet wurde. Dieſes währte bis nach vier Uhr, wobei die koſtbaren Kleider der Damen und Kavaliers ſowohl durch den häufigen Pulverrauch, als durch das große Gedränge, vielen Schaden litten. Nach vier Uhr fing der Fürſt mit ſeinen Prinzen und Offiziers an zu tanzen. Er ſelbſt ergriff die regierende Herzogin von Merſeburg, die übrigen aber die Erbprinzeſſin von Barby und andere vornehme Damen. Sie hatten insgeſammt die bloßen Degen in der linken, und das Frauenzimmer in der rechten Hand, und ſprungen, nach dem Klange der luſtigſten Stückchen, die die Muſikanten aufſpielen mußten, auf Soldatenmanier herum. Dieſes Divertiſſement währte bis gegen ſechs Uhr, da inzwiſchen die Grenadiere und Musketiere Parade machen mußten, die ſowohl zuſammen, als auch einzeln von dem Fürſten reichlich beſchenkt wurden. Endlich wurden dieſe beiden Korps um ſechs Uhr dimittirt, nachdem ſie noch unten im Schloßhofe dreimal bei voller Muſik Salve gegeben hatten. Der Fürſt divertirte ſich darauf noch nebſt den andern anweſenden Standesperſonen theils mit Spielen, theils mit Diskuriren, bis man ſich abends um acht Uhr zur Tafel ſetzte, an welcher ſich auch der Fürſt und ſeine Prinzen und Offiziers niederließen. Man

brachte damit bis zehn Uhr zu, worauf er ſich mit ſeiner Suite wieder nach Halle begab, weßhalben zwei große Fähren auf der Saale zum Ueberſetzen parat gehalten worden. Seine Pferde, Wagen und Bedienten hatten indeſſen vom Mittage an bis abends um zehn Uhr auf dem Domplatze halten müſſen, welches denſelben nicht fremde vorkam, weil ſie ſchon gewohnt waren, viele Stunden, ja ganze Tage und Nächte, auf Einer Stelle, ohne ordentlich zu ſpeiſen und zu füttern, auf ihren Herrn zu warten."

Anfangs des Jahres 1724. machte Leopold eine Reiſe nach Franken und Schwaben. Seine Abſicht war, unter fremden Namen unerkannt zu bleiben; allein ſeine Geſichtszüge waren ſchon zu bekannt, ſein ganzes Weſen zu auffallend, als daß ſein Inkognito hätte beſtehn können. Ueberall ſah er ſich als Fürſten von Deſſau begrüßt, und auf allen ſeinen Wegen drängte ſich ein großer Zulauf von Menſchen, die den wunderlichen Kriegshelden zu ſehn verlangten, von dem das Volk ſchon ſo vielerlei zu erzählen wußte. Man ſah ihn wie ein wildes Thier an, mit Neugier und Furcht; ſein Blick und ſeine Anrede, wenn ſie unvermuthet trafen, ſetzten leicht außer Faſſung, man nahm den Eindruck des Schreckens mit von ihm weg. Die

Obrigkeiten wetteiferten, ihm die gebührenden Ehren zu erzeigen. Der Rath der freien Reichsstadt Nürnberg wollte ihn besonders feierlich empfangen, er aber lehnte alles ab, und bezeigte nur Ungeduld, die Reichskleinodien zu sehn, welche dort verwahrt wurden. Einem Reichsfürsten war ein solches Begehren nicht füglich zu verweigern, die vaterländischen Heiligthümer wurden daher seinen Blicken dargelegt. Er nahm alles in genauen Augenschein; nichts aber fesselte mehr seine Aufmerksamkeit, als das Schwert Karls des Großen. Er nahm es begierig zur Hand, und prüfte Wucht und Schwung. Er wollte auch die Klinge, ihre Schärfe und Geschmeidigkeit, auf die Probe stellen, und fing schon die gefährlichsten Bewegungen damit an; allein die Abgeordneten des Rathes, in die äußerste Besorgniß versetzt, meinten vor dem heiligen römischen Reich in schwere Verantwortung zu kommen, wenn etwa das Eisen Schaden nähme; sie baten inständigst, jeden weiteren Versuch zu unterlassen, und sie nicht so großem Unglück auszusetzen, da denn Leopold, in Rücksicht ihrer beweglichen Vorstellungen, es bei ein bischen Biegen bewenden ließ. Die ausgestandene Gefahr aber hatte zur Folge, daß der Rath von Nürnberg den Beschluß faßte, hinfort auch keinem Reichs-

fürſten mehr zu geſtatten, das Schwert ſelbſt in die Hand zu nehmen, ſondern daſſelbe nur auf einen Tiſch legen zu laſſen, da man es denn beſehn könne. Im November deſſelben Jahres vermählte Leopold ſeine älteſte Tochter Luiſe mit dem regierenden Fürſten von Anhalt-Bernburg, bei welcher Gelegenheit auch der König von Preußen nach Deſſau kam, und den Feierlichkeiten und Jagden daſelbſt beiwohnte.

Der Friede, deſſen Preußen viele Jahre hindurch genoß, gab für Leopold wenig Gelegenheit, den gewohnten Wechſel ſeines bewegten Lebens auffallend zu unterbrechen. Im Kreiſe von Deſſau, Berlin, Magdeburg und Halle führten die dem Kriegsdienſte zugehörigen Geſchäfte ihn ohne Unterlaß umher; Muſterungen, Aufſichten aller Art, riefen ihn, bald allein, bald in Begleitung des Königs, auch in entlegnere Landestheile. Seine verſchiedenen Thätigkeiten liefen gleichzeitig neben und durcheinander hin, und vertheilten ſich in kleineren Abſchnitten auf alle ſeine Tage. Den Angelegenheiten ſeines Landes lag er nicht minder ob, als dem preußiſchen Kriegsdienſt; die Sorge der Zukunft war in ihm nicht weniger wirkſam, als der Einfall des Augenblicks. In Betreff des Rechtes der Erſtgeburt, welches in dem Hauſe Anhalt im

Allgemeinen seit dem Jahre 1603. eingeführt war, setzte Leopold neue Bestimmungen fest, welche dem jedesmaligen ältesten Prinzen die Nachfolge in dem gesammten Fürstenthum, den nachgebornen Prinzen aber standesmäßige Apanagen sicherten. Er wandte sich an den Reichshofrath in Wien, um seinen Verfügungen die Kaiserliche Bestätigung zu erwirken, welche denselben auch vermittelst einer besonderen Urkunde wirklich ertheilt wurde. Diese Bestimmungen erneuerte Leopold jedesmal ausdrücklich in seinem Testamente, welches er zu dreienmalen verändert abgefaßt bei dem Magistrate der Stadt Leipzig niederlegte. Als Senior des Gesammthauses Anhalt, welche Würde durch das Absterben des regierenden Fürsten von Anhalt-Zerbst schon im Jahre 1718. auf ihn übergegangen war, empfing er im Jahre 1725. durch seinen bevollmächtigten Geheimenrath von Beer zu Wien die Reichsbelehnung über die gesammten Fürstenthümer. In derselben Eigenschaft nahm er im Jahre 1727., nachdem König Georg I. von Großbritannien und Kurfürst von Hannover gestorben, die Gelegenheit wahr, gegen den fortwährenden Besitz, welchen Hannover von dem Herzogthume Sachsen-Lauenburg behauptete, bei dem Reichstage zu Regensburg feierlich Einrede zu thun. Die Erbschaft

des Herzogs Julius von Sachsen-Lauenburg aus dem Hause Anhalt, der im Jahre 1689. als der letzte seines Stammes gestorben, sei nach klaren Reichs- und Lehnrechten den regierenden Fürsten von Anhalt heimgefallen; nur durch eigenmächtiges Vorgreifen habe Hannover davon Besitz genommen, und durch überwiegenden Einfluß am Kaiserlichen Hofe sich darin erhalten. Gegen diesen Einspruch erließ das Haus Hannover in hergebrachter Weise auch seinerseits eine schriftliche Ahndung, und die Sachen blieben, wie bei den Reichsangelegenheiten so gewöhnlich war, im alten Zustande. Das Haus Anhalt hat indeß auch seitdem bei jeder neuen Gelegenheit seine Ansprüche wiederholt in Erinnerung gebracht.

Im August des Jahres 1728. machte Leopold mit großem Gefolge von Offizieren eine Reise nach Dresden, wo im Anfange des Jahres auch schon der König von Preußen zum Besuche gewesen war, damals mit dem Könige von Polen im besten Vernehmen stehend. Leopold wurde vom sächsischen Hofe glänzend aufgenommen und bewirthet. Er besichtigte sogleich drei Reiterregimenter, welche bei Dresden im Lager standen, dann die übrigen Truppen zu Fuß und zu Pferde, welche vor ihm ausrückten und exercirten, sah die Umgebungen und

Merkwürdigkeiten der an Vorzügen aller Art so reichen Stadt, ergötzte ſich an dem franzöſiſchen Theater, wohnte der Hirſchjagd und einer Thierhetze bei, und hörte dann auch die Leichenpredigt und Gedächtnißrede mit an, welche dem nicht lange vorher zu Wien geſtorbenen ſächſiſchen Feldmarſchall Grafen von Flemming, mit dem er früher in ſo vielfacher Beziehung geſtanden, in der Kreuzkirche zu Dresden gehalten wurde. Sehr zufrieden mit der gefundenen Aufnahme und gehabten Unterhaltung kam Leopold höchſt vergnügt am 2. September wieder nach Deſſau zurück. Gegen Ende des Oktobers empfing er hier den Beſuch des Königs von Preußen, des Kronprinzen und des Generals Grafen von Finkenſtein, welchen zu Ehren eine große Parforcejagd Statt fand.

Die Feſtlichkeiten zur Vermählung der Königlichen Prinzeſſin Friederike Luiſe mit dem Markgrafen von Anſpach riefen Leopold im Mai 1729. nach Berlin, wo er auch den Tabackskollegien des Königs in gewohnter Vertraulichkeit fleißig beiwohnte, und ſein Anſehn neuerdings befeſtigte. Seine Anweſenheit in Berlin erhielt unmittelbar darauf eine neue Bedeutung durch die plötzlich ſich eröffnenden Ausſichten zum Kriege. Das Verhältniß zwiſchen Preußen und Hannover war ſchon

lange vielfach getrübt. Die Heirathsplane der Königin trugen dazu nicht wenig bei, da dieſelben immer neuen Stoff zu Mißhelligkeiten gaben. Auch andre Irrungen fanden zwiſchen den beiden Höfen Statt, man beſchuldigte ſich gegenſeitig mancher Beeinträchtigung und Achtloſigkeit. Zum Ausbruch aber kamen die Sachen durch Friedrich Wilhelms gewaltſame Werbungen, die auf jede Weiſe überall der großen Leute ſich zu bemächtigen ſuchten, und dem Könige faſt mit allen ſeinen Nachbarn üble Händel zuzogen. Da König Georg II. auf alle Beſchwerden wegen wiederholter Gebietsverletzungen, die bei ſolchen Anläſſen geſchehn waren, von Seiten Preußens weder Abhülfe noch Genugthuung erfolgen ſah, ſo gab er endlich den Befehl, alle preußiſchen Offiziere und Soldaten, die ſich auf hannöverſchem Gebiet betreten ließen, feſtzunehmen. Friedrich Wilhelm fand ſich dadurch ſo ſehr beleidigt, daß er es ſeiner Ehre ſchuldig zu ſein glaubte, ſogleich Krieg anzufangen. Ungeſäumt ſetzten ſich 19 Regimenter, ſowohl Fußvolk als Reiter, zuſammen über 44,000 Mann, in Bewegung, und rückten ſchon zum Theil gegen die Elbe und bis nach Halberſtadt vor; Leopold erhielt den Oberbefehl. Der König von Großbritannien ließ ſeine Völker gleichfalls ausrücken,

und verſtärkte ſie durch Hülfstruppen, die er von Heſſen und von Dänemark in Sold nahm. Von beiden Seiten erſchienen Manifeſte über die Urſachen des Krieges, die Feindſeligkeiten konnten jeden Augenblick anfangen. Schon durfte Leopold ſich in der feindlichen Hauptſtadt als Sieger vorauserblicken, denn er ſelbſt wie das von ihm gebildete und nun auch befehligte Heer ſchien jedes möglichen Erfolgs unzweifelhafte Bürgſchaft; allein der ſchiedsrichterlichen Bemühung der Höfe von Braunſchweig und Sachſen-Gotha gelang es, die Sache hinzuzögern, und endlich im April 1730. gütlich beizulegen, zum größten Mißvergnügen Leopolds, der dadurch ſeinem Kriegsruhme die ſchon für unausbleiblich gehaltenen neuen Lorbeern grauſam entzogen ſah. Das üble Vernehmen der beiden Höfe dauerte jedoch nicht weniger fort, indem auch die Urſachen der Mißhelligkeiten nicht aufhörten. Grumbkow, in der Gunſt des Königs hauptſächlich durch Seckendorf immer mehr befeſtigt, wirkte dabei ſo thätig ein, daß Georg II. die Entfernung deſſelben aus dem preußiſchen Staatsdienſt als eine Bedingung feſteren Einverſtändniſſes durch ſeinen Geſandten Hotham aufſtellen ließ. Grumbkow und Seckendorf wandten indeß dieſe perſönliche Gefahr glücklich ab, und einigten die

preußiſche Staatskunſt nur um ſo ſtärker mit der öſterreichiſchen. Leopold ſah die ihm ſelbſt urſprünglich eigne Richtung von ſeinen Feinden angenommen, und da er weder jene verläugnen, noch mit dieſen zuſammenſtehn wollte, ſo mußte er in ſtolzem Alleinſtehn den Bewegungen jenes Partheiweſens immer mehr fremd werden.

In Ermangelung des Krieges ſelbſt bot deſſen Scheinbild in Waffenübung und Dienſtbefliſſenheit ſich in gewohnter Weiſe reichlich dar. Der König Auguſt von Polen wollte nicht zurückbleiben, ſeinem Königlichen Freunde Friedrich Wilhelm, zu dem er, nach gegenſeitigen Beſuchen, ſich auf verbindlichſten Fuß geſtellt hatte, auch einmal ein Schauſpiel zu geben, welches deſſen kriegeriſcher Sinnesart entſpräche. Im Juni des Jahres 1730. wurden die ſämmtlichen ſächſiſchen Truppen, gegen 20,000. Mann zu Fuß und 10,000. Reiter, bei Mühlberg in ein groſſes Luſtlager zuſammengezogen, und der König von Preußen dazu eingeladen. Er erſchien, der Einladung zufolge begleitet von dem Kronprinzen und den übrigen Prinzen des Hauſes, von Leopold, und mehr als 200. der angeſehenſten Generale und Offiziere, nebſt deren zahlreichen Dienerſchaften. Eine Menge der vornehmſten Gäſte, beiderlei Geſchlechts, kamen aus

der Nähe und Ferne herbei, und Fremde aller Art, ausgezeichnet durch Stand und Rang, vermehrten die Verſammlung; nicht zu gedenken des unzählbaren Heeres der geringeren Zuſchauer, die von allen Enden herbeiſtrömten. Einen ganzen Monat dauerte das Lager, und in dieſer Zeit wurde alles erſchöpft, was die ſinnreichſte Erfindungsgabe mit verſchwenderiſcher Pracht im Bunde nur irgend an Luſtbarkeit und Vergnügen aufzubieten vermochten. Die ſämmtlichen Truppen waren neugekleidet, in den reichſten, zum Theil fantaſtiſchen Uniformen; ein ganzes Regiment erſchien in Goldſtoff als Janitſcharen, andre als Spahis, als Koſaken. Das bewegte Bild kriegeriſcher Vorgänge wand ſich durch den glänzenden Wechſel von Gaſtmalen, Schauſpielen, Prunkfeſten, Feuerwerken, Jagdbeluſtigungen und hundert andern Ergötzlichkeiten und Prachterſcheinungen, zauberiſch hindurch. Niemals hatte man dergleichen Fülle von Herrlichkeit geſehn. Ein ganzes Heer war zum Hofſtaat umgewandelt, ein üppigſtes Hof- und Pallaſtleben in's Freie verſetzt. Dichter beſangen dies berühmte Lager von Mühlberg als ein Wunder der Zeit, und noch lange nachher wurde davon als von einem Ereigniſſe des Jahrhunderts erzählt. Im Sinne Friedrich Wilhelms und Leopolds war

das

das nun freilich nichts weniger als ein Kriegsfeſt, der Eifer des Königs Auguſt, indem er die Neigung ſeines Königlichen Gaſtes zu berückſichtigen ſtrebte, hatte doch unvermerkt nur wieder der eignen nachgelebt. Indeß trennte man ſich in den frohen Eindrücken ſo vielen Staunens und Ergötzens, und ſelbſt die Heimreiſe Friedrich Wilhelms war bis dicht vor Potsdam zur anhaltenden Jagdbeluſtigung eingerichtet. Leopold ſah und ſprach während des Lagers täglich den natürlichen Sohn des Königs von Polen, Grafen Rutowski, dem der König von Preußen ein Regiment zu Fuß verliehen hatte, deſſen abgelauſchte Uebungs- und Dienſtweiſe jener dann bei den ſächſiſchen Truppen einzuführen ſtrebte. Das fünfzehn Jahre ſpäter eintreffende Begegnen bei Keſſelsdorf zeigte jedoch, daß dieſe Zwiſchenzeit noch nicht hinreichend geweſen, den urſprünglichen Unterſchied, ſowohl der Truppen, als ihrer Feldherren, auszugleichen.

Bald nach dem Lager von Mühlberg machte König Friedrich Wilhelm I. eine Reiſe durch Franken und Schwaben, an den Oberrhein, und darauf ſtromabwärts nach Weſel. Ihn begleiteten außer dem Kronprinzen nur wenige Perſonen. Auf dieſer Reiſe war es, daß der Kronprinz den unglücklichen Verſuch wagte, ſich den traurigen Verhält-

niſſen, in welche das Zuſammenwirken verſchiedener Urſachen ihn rückſichtlich ſeines Vaters geſetzt hatte, durch die Flucht zu entziehn. Schon in Mühlberg war er mit dieſem Gedanken umgegangen, an der Ausführung aber einſtweilen noch verhindert worden. In der Gegend von Frankfurt am Main ſchienen die Umſtände dem Vorhaben günſtiger; aber der Erfolg täuſchte die Erwartung. Der Kronprinz wurde verhaftet, als Staatsgefangener nach Küſtrin gebracht, und einem kriegsrechtlichen Verfahren überliefert, welches eine Zeitlang ſogar ſein Leben zu bedrohen ſchien. Das gegen ihn und ſeine Mitſchuldigen ausgeſprochene Todesurtheil wurde an ſeinem Freunde, dem Lieutenant von Katt, wirklich vollzogen. Für ihn ſelbſt erhob ſich von allen Seiten die mächtigſte und dringendſte Verwendung. Insbeſondere ſprach Leopold mit Ernſt und Nachdruck zu Gunſten des Kronprinzen, und ſtellte dem Könige vor, daß ihm nach den Reichsgeſetzen kein Recht zuſtehe, den Thronfolger auf den Grund eines bloß kriegsrechtlichen Erkenntniſſes am Leben zu ſtrafen. Der König hatte wohl nie ſolche Abſicht ernſtlich gehegt, und nur den Schein derſelben als Schreckbild eine Zeitlang beſtehn laſſen; nachdem er genugſame Wirkung ſeines Zürnens geſehn, verzieh er dem nunmehr un-

terwürfigen, tiefgebeugten Sohne. Der Kronprinz aber behielt denen, welche in dieſer großen Drangſal ihm Antheil und Fürſorge bewieſen, ein dankbares Andenken, und fühlte ſich beſonders auch gegen Leopold verpflichtet, dem er ſpäterhin aus dieſem Anlaſſe ſein Bildniß ſchenkte, welches als ein theures Andenken jener günſtigen Verhältniſſe noch jetzt in Deſſau wohl verwahrt wird. Seit jener Zeit auch ſcheint die ſchroffe Verehrung, in welcher von Jugend auf der Kronprinz für Leopold hatte ſtehn müſſen, ſich mehr und mehr durch annähernde Zuneigung gemildert zu haben.

Die Annehmlichkeit, zu Halle den Standort ſeines Regiments in ſolch bequemer Nähe zu haben, wurde für Leopold durch manchen Verdruß aufgewogen, der ebenfalls aus dieſer Oertlichkeit entſprang. Die Univerſität daſelbſt war in großer Blüthe, die zahlreichen Studenten zu jeder Wildheit aufgelegt; ſie gaben dem Kriegerſtande an Trotz, Uebermuth und Gewalt nichts nach. Stete Händel, die häufig in blutige Schlägereien übergingen, ſtörten die Ruhe der Stadt. Unſtreitig hatte Leopold und die ganze Richtung, die er ſeinen Untergebenen mittheilte, hier die meiſte Schuld. Den Beweis, daß ein friedliches Vernehmen nicht unmöglich ſei, gab der General, nachherige Feld-

marſchall von Schwerin, deſſen Regiment ſeit dem Jahre 1723. in Frankfurt an der Oder ſtand, ohne daß jemals mit den dortigen, nicht weniger wilden Studenten eine Mißhelligkeit vorfiel. In Halle gab es dazu täglich Anlaß. Zuerſt wollte Leopold nicht leiden, daß die Studenten, die er inſolente Leute nannte, ſich als Zuſchauer bei dem Einüben der Rekruten herzudrängten, ſie ſollten warten, verlangte er, bis zum zweitenmale bataillonsweiſe exercirt würde; indeß gelang es nicht immer, die neugierige dreiſte Jugend von einem ſo anziehenden Schauſpiele, das nun noch obenein verboten war, entfernt zu halten. Neckereien entſpannen ſich von beiden Seiten, Gewalt regte wiederum Gewalt auf; wo der wehrloſe Bürger ſeufzend ertrug, ſtellte ſich der waffengeübte Student mit dem Hieber zum Zweikampf ein. Was aber Leopolden mit der ganzen Univerſität entzweite, war die Rückſichtsloſigkeit, mit welcher ſeine Werber, ſobald es ihnen gefiel, einzelne Studenten wegnahmen, und gewaltſam zu Soldaten machten; dieſes Schickſal traf gewöhnlich die ſchönſten und größten Leute, und waren ſie einmal eingekleidet, ſo blieb alle Vorſtellung und Fürſprache, auf was für Rückſichten und Rechte ſie auch begründet ſein mochten, völlig fruchtlos. Dagegen bot auch den

Studenten, welche ſich gegen die geſetzliche Ordnung vergangen hatten, der Soldatenſtand die unverletzlichſte Freiſtätte. Folgender Zug, in welchem Leopolds Laune in ganzer Derbheit zu erkennen iſt, zeigt bis zu welchem Grad in dieſen Zwiſtigkeiten Scham und Anſtand außer Augen geſetzt wurden. Ein Student, der wegen ſchlechter Streiche relegirt werden ſollte, meldete ſich zum Soldaten. Leopold fand Gefallen an dem ſtattlichen Burſchen, verſprach ihm Schutz, und befahl ihm, zuerſt den akademiſchen Senat ſo zu begrüßen, wie Götz von Berlichingen den Hauptmann der Reichstruppen begrüßen ließ. Alle Verantwortung deßhalb übernahm Leopold. Auf ſolche Zuſage geſtützt, ſtellte ſich der Student am folgenden Tage getroſt der ergangenen Ladung vor dem Senat, hörte ſtill und ruhig an, was dieſer ihm vorleſen ließ, und als er ſeine Relegirung vernommen, ſagte er der Verſammlung kurz und bündig, was ihm aufgetragen war —, und eilte zur Thür hinaus. Pedell und Profeſſoren, alles ſtürzt voll Wuth eiligſt hinter ihm her, da tritt ſogleich Leopold aus ſeinem Verſteck ihnen entgegen, und hemmt den Schwarm, ſie mit der Frage anbonnernd: „Was giebt's denn, meine Herren? wohin ſo eilig?“ — Ew. Durchlaucht, war die Antwort, ein Student, den wir

relegiren mußten, hat ſo eben zu uns geſagt, wir ſollten — „Nun, meine Herren, verſetzte Leopold gelaſſen, hat das ſolche Eil?“ Inzwiſchen hatte der Student allen Vorſprung gewonnen, die Profeſſoren, zu dem erlittenen Schimpfe nun noch grauſam verhöhnt, wichen beſchämt zurück, und Leopolds ſchalkiſche Luſt freute ſich der köſtlichſten Befriedigung! Wie mit der Univerſität gab es auch mit der Bürgerſchaft immerfort Streit und Hader. Die Friedfertigkeit des einen Theils half nichts; die kleinen und großen Anläſſe zum Unfrieden fehlten nie. Man that ſich zuletzt gegenſeitig allen Verdruß, allen Aerger an; nur hatten die Bürger ſelten dabei den Vortheil. Leopold wollte den Domplatz für die Uebungen ſeines Regiments haben, die Bürgerſchaft lehnte jedoch die unberechtigte Anforderung ab, weil die Bäume, die eine Zierde des Platzes waren, Schaden leiden würden; dieſen Grund wußte Leopold zu heben; es bedurfte nur eines Winks, und in Einer Nacht waren die Bäume ſämmtlich durch ſeine Soldaten umgehauen; ſeufzend mußten ſich die Bürger dem Geſchehenen unterwerfen. Man erzählt noch jetzt in Halle, wo das Andenken des alten Schnurrbarts im Volke ſobald noch nicht erlöſchen wird, viele theils härtere, theils luſtige Streiche, in wel-

chen seine unerschöpfliche Laune sich ausgelassen hat. Besonders der Neugierde, die sich um ihn drängte, wußte er übel mitzuspielen. Ein Theil seiner Kleidung war mit einem einzigen Knopfe festgehalten; verdroß ihn nun bei den Truppenübungen, oder wenn er durch die Straße ging, die Menge gaffender Frauenzimmer, besonders der wohlgekleideten und geputzten, so bedurfte es keiner großen Veranstaltung, um sie vom Platz und von den Fenstern schleunigst zu verscheuchen. Seine Späße in dieser Art überschritten jede Schranke; inmitten einer Gesellschaft von Herren und Damen ließ er sich einst eine Meldung bringen durch einen Grenadier, der in völliger Bewaffnung, mit Patrontasche, Mütze und Stiefeletten nach strengster Vorschrift angethan, aber übrigens völlig unbekleidet hereintreten mußte; Leopold behauptete, als Soldat sei der Kerl so noch ganz vollständig, und nichts gegen ihn einzuwenden. Aber ernstere Vorgänge, gewaltsame Eingriffe und gröbliche Beleidigungen veranlaßten Bürgerschaft und Universität zu häufigen Klagen bei dem Könige, und von dieser Seite hatte Leopold oft bittre Vorwürfe und herben Unmuth zu tragen. Ja, es geschah ihm das Unerhörteste, was seinem kriegerischen Stolze begegnen konnte. Im Jahre 1731. waren aber-

mals durch Verschulden eines Offiziers große Zwistigkeiten mit den Studenten ausgebrochen; diesmal verlangte die Universität strenge Genugthuung, sie war im Begriff auseinanderzugehn. Da verfügte der König in seinem gerechten Einsehn die Verlegung des Regiments. Leopold gerieth außer sich, er setzte alles in Bewegung, allein umsonst; es blieb unwiderruflich bei dem ertheilten Befehl. Vieler Tage Ungebühr wurde durch die Schmach des Einen Tages vergolten, an welchem Leopold in höchstem Grimm und tiefster Beschämung mit seinem Regimente von Halle ausziehen mußte. Doch ging der Zug nicht weit; die Bürger wünschten ihre Besatzung nicht zu verlieren, die Studenten zeigten wenig Groll. Man gab gegenseitig gute Versprechungen, die Ruhe stellte sich her, und Leopold durfte bald mit seinem Regimente wieder nach Halle zurückkehren, wo der Friede darauf eine Zeitlang etwas besser gehalten wurde.

Im Jahre 1731. war es nahe daran, daß Leopolds alter Wunsch, seinen Neffen, den Markgrafen von Schwedt, mit einer der Königlichen Prinzessinnen vermählt zu sehn, erfüllt würde. Der König von Preußen wurde der Verhandlungen mit Großbritannien, welche durch den beharr-

lichen Eifer der Königin ſtets fortwährten, aber zu keinem Ergebniß führten, endlich ganz überdrüſſig, und beſchloß, damit der Sache völlig ein Ende gemacht würde, ſeine Tochter Wilhelmine zu verheirathen. Er ließ der Prinzeſſin die Wahl zwiſchen dem Markgrafen von Schwedt, dem Herzoge von Sachſen-Weißenfels und dem Erbprinzen von Baireuth. Sie gab jedoch dem letztern, den ſie noch nicht geſehn hatte, vor den beiden erſtern, die ſie ſchon kannte, eben deßhalb den Vorzug. Am 1. Juni geſchah die Verlobung, nachdem Tages vorher ein Kurier endlich, wiewohl nun zu ſpät, den Auftrag des Königs von England überbracht hatte, wegen der Heirath des Prinzen von Wallis abzuſchließen. Im November fand die Vermählung mit dem Erbprinzen von Baireuth Statt, und wurde mit vielen Feſtlichkeiten begangen. Der Kronprinz erſchien am Tage nach der Hochzeit aus Küſtrin zum erſtenmale wieder am Hofe ſeines Vaters. Muſterungen und Uebungen der Truppen fehlten bei ſolcher Gelegenheit nie, und inſofern konnte Leopold, wie wenig auch ſonſt die Dinge ſeinen Wünſchen entſprachen, bei ſolchen Feſtlichkeiten noch immer genugſamen Antheil finden. Nicht unbedeutend erſchien Leopolds Anſehn auch in den politiſchen Rathſchlägen dieſer Zeit. Ohne mit

Grumbkow und Seckendorf gemeine Sache zu machen, wirkte er einstimmig mit ihnen zur Befestigung des guten Vernehmens mit Oesterreich. Der Herzog Franz Stephan von Lothringen, nachher als deutscher Kaiser Franz I. genannt, machte im Februar 1731. auf der Rückreise von England und Holland einen Besuch in Berlin, um zu der bevorstehenden Wahl eines römischen Königs die Gunst Friedrich Wilhelms für sich anzusprechen. Leopold reiste ihm nach Magdeburg entgegen, empfing ihn daselbst mit größten kriegerischen Ehren unter Abfeurung des Geschützes, und bewies ihm während einer plötzlichen Krankheit, die seinen Aufenthalt bis auf zehn Tage dort verlängerte, alle sorgsamste Beeiferung. Beide kamen darauf nach der Hauptstadt, und Leopold versäumte seinerseits nichts, was die Freundschaftsbande zwischen beiden Höfen vermehren konnte. Zu gleicher Zeit kamen der Herzog von Braunschweig-Bevern, die Herzogin seine Gemahlin, die eine Schwester der Kaiserin war, mit ihren Kindern nach Berlin, von welchen die Prinzessin Elisabeth Christine, Nichte der Kaiserin, bereits dem Kronprinzen zur Gemahlin bestimmt worden, nicht ohne Rücksicht auf den Kaiserlichen Hof, dem diese Verbindung angenehm sein mußte. Im Sommer desselben Jahres hatte der

König von Preußen, auf beſonderen Betrieb Sekkendorfs, mit Kaiſer Karl VI. in Böhmen eine perſönliche Zuſammenkunft. Leopold war bei dieſer nicht gegenwärtig; ihn traf zu derſelben Zeit ein häuslicher Unfall, welcher ihn tiefer bewegte, als bei ſeiner ſonſt verhärteten Gemüthsart zu erwarten ſein konnte. Seine Tochter Luiſe, regierende Fürſtin von Anhalt-Bernburg, lag hoffnungslos danieder; ſie wünſchte vor ihrem Ende noch zum letztenmal ihren Vater an der Spitze ſeines Regiments aus den Fenſtern ihres Schloſſes zu ſehn. Einem ſolchen Wunſche der geliebten Tochter konnte Leopold nicht anders als willfahren. In tiefſter Traurigkeit brach er mit ſeinem ganzen Regimente von Halle nach Bernburg auf; kaum daſelbſt eingerückt, warf er ſich lautſchluchzend zur Erde, und betete voll Inbrunſt: „Herr, ich bin kein ſolcher Lump, der dir bei jeder Hundsfötterei mit Gebeten beſchwerlich fällt! Ich komme nicht oft, will auch ſobald nicht wieder kommen; ſo hilf mir denn auch jetzt, und laß meine Tochter geſund werden!“ Inzwiſchen rückte das Regiment unter Kriegsmuſik über den Schloßhof, die Fürſtin erhob ſich zum Fenſter, und bezeigte die größte Zufriedenheit über die ſchönen Truppen, welche Leopold unter Heulen und Weinen ihre Uebungen

machen ließ. Das Regiment wurde hierauf mit Bier und Brot bewirthet, die Offiziere speisten an der Fürstlichen Tafel. Leopold aber verließ die Versammlung, setzte sich auf das Geländer der Saalbrücke, und weinte. Die Fürstin überlebte dies Schauspiel nur wenige Tage; der Vater kehrte voll herben Kummers mit seinem Regimente nach Halle zurück. Jahrelang nachher lud ihn der Fürst von Anhalt-Bernburg zu sich ein; Leopold versprach zu kommen, und begab sich von Halle mit großem Gefolge dahin auf den Weg; dicht vor Bernburg aber, als er des Schlosses recht ansichtig wurde, hielt er an, und kehrte dann kopfschüttelnd wieder um, indem er sagte: „Ich mag den Ort nicht wiedersehn, wo meine Luise hat sterben müssen."

An Truppenübungen und Waffenspielen durfte es auch bei den Feierlichkeiten nicht fehlen, die im Jahr 1733. zur Vermählung sowohl des Kronprinzen als auch bald nachher der Prinzessin Philippine Charlotte, dritten Tochter des Königs, welche den Prinzen von Braunschweig-Bevern heirathete, zu Berlin Statt fanden. Im folgenden Jahre 1734. aber sollten die kriegerischen Uebungen, nach langer Friedensdauer, wieder zu ernsten Kriegsereignissen aufsteigen. Gegen Oesterreich und Ruß-

land, welche die Anſprüche des ſächſiſchen Hofs in Polen unterſtützten, trat Frankreich als Vertheidiger des von den Polen gewählten Königs Stanislaus Leszinski auf. Für Leopold jedoch wurde die Befehlsführung welche ſeinem Ehrgeize nicht entgehn zu können ſchien, durch die Rückſichten ſelbſt, welche dieſer ihm auferlegte, wiederum verhindert. Schon zu Ende des Jahres 1733. hatte Leopold mit Einwilligung des Königs von Preußen, bei dem Reichstage zu Regensburg für ſich die zweite Feldmarſchallsſtelle des deutſchen Reichs angeſprochen, welche durch den Tod des regierenden Herzogs von Würtemberg im Oktober erledigt worden war. Als Mitbewerber um die Stelle waren der Nachfolger des Herzogs von Würtemberg und der Herzog von Braunſchweig-Bevern aufgetreten. Das Reich, durch den inzwiſchen erfolgten Uebergang der Franzoſen über den Rhein in ſeinen langſamen Berathungen diesmal etwas beſchleunigt, faßte nach vielen Schwierigkeiten im Mai 1734. den Beſchluß, alle drei Bewerber zu Reichsfeldmarſchällen zu ernennen. Leopold aber, ſeit 22. Jahren Feldmarſchall im preußiſchen Kriegsdienſte, und, dieſem Dienſtalter nach, in Gemäßheit früherer Gewohnheit und Uebereinkunft, zu der erſten Stelle berechtigt, war nur mit der dritten bedacht

worden. Sowohl Leopold als auch der König, deſſen eifrigſte Verwendung hier dem Rechte ſelbſt nichts gefruchtet hatte, waren höchſt aufgebracht. Der König verlangte ſogar, Leopold ſollte die empfangene Würde unter dieſen Umſtänden lieber ganz ausſchlagen, doch dieſer, vielleicht durchblikkend, daß der König ihm nur das neue, im Grunde doch ungern beförderte Dienſtverhältniß für immer abgeſchnitten ſähe, war diesmal gelaſſener, und begnügte ſich dem Reichstage auf ſein Ankündigungsſchreiben nicht zu antworten. In dieſem zweideutigen Verhältniſſe jedoch konnte ſich für Leopold bei dem Heere keine ſeinem Rang und ſeinem Ruhm entſprechende Stellung ergeben, und ſeine Anſprüche verurtheilten ihn zur Unthätigkeit. Die preußiſchen Truppen, welche Seckendorfs diplomatiſche Geſchicklichkeit noch in Folge des Vertrags von Wuſterhauſen als Hülfstruppen für den Kaiſer ausgewirkt hatte, betrugen nur 10,000. Mann, und wurden von dem General von Röder befehligt, der aber wegen Altersſchwäche meiſt dem Sohne Leopolds, Leopold Maximilian, der ihm als Generallieutenant zur Seite gegeben war, die Leitung des Ganzen überlaſſen mußte. Auch die übrigen vier Söhne Leopolds machten den Feldzug mit; zum Danke, daß ihm in dieſem Kriege alle

fünf Söhne unbeschädigt erhalten worden, baute Leopold im April des folgenden Jahres eine neue Kirche zu Wadendorf, welche die Fünfbrüderkirche genannt wurde. Indeß begaben sich der König selbst und der Kronprinz, begleitet von Leopold, von dem General von Buddenbrock und dem Obersten von Derschau, als Freiwillige zu dem Heere, welches unter dem Oberbefehl des Prinzen Eugen von Savoyen den Entsatz der Reichsfestung Philippsburg bewirken sollte, die von den Franzosen unter dem Herzoge von Berwick mit harter Belagerung bedrängt war. Sie trafen am 13. Juli über Heilbronn in dem Hauptquartier ein. Der Greis Eugen aber war an Sinnen und Gedächtniß so geschwächt, daß er Leopold zuerst gar nicht erkannte; doch stellte sich darauf ihr altes Verhältniß gleich wieder her, und auch in rohen Scherzen konnte sich, wie ehemals, ihre Vertraulichkeit gefallen. Der König hatte hier mit Eugen das beste Vernehmen und bezeigte ihm die größte Hochachtung; alle Eindrücke der früheren Geschichten waren ausgelöscht. Vergebens aber suchten der König und Leopold den alten Feldherrn zu einer kräftigen Unternehmung zu bewegen; der einst so kühne Held war keines starken Entschlusses mehr fähig; nachdem er das französische Lager besichtigt,

erklärte er den Angriff desſelben für unausführbar, und Philippsburg wurde ſeinem Schickſal überlaſſen. Im Angeſicht Eugens und ſeines ganzen Heeres mußte dieſe Feſtung, nachdem der General von Wutgenau ſie mit äußerſter Tapferkeit vertheidigt, und der Feind viele Leute, ja den Herzog von Berwick ſelbſt, davor verloren, am 18. Juli in die Gewalt der Franzoſen fallen. Die Anweſenheit des Königs und Leopolds half bei den preuſſiſchen Truppen die Kriegszucht wieder herſtellen, welche auf dem Durchzuge durch die geiſtlichen Staaten, Fulda, Bamberg und Würzburg, zum Theil freilich aus Schuld mangelnder Verpflegung, ſchrecklich gelitten hatte. Auf die Kriegsbewegungen aber blieb ihre Gegenwart ohne Einfluß. Auch der Kronprinz, welcher hier unter Leopolds Anleitung den Krieg lernen ſollte, fand ſich getäuſcht, denn ſo gut der Lehrmeiſter ſein mochte, ſo ſchlecht war die Schule; indeß erwarb er Anſchauungen mancher Art, und lernte Menſchen und Sachen kennen. Eugen war wie durch Altersſchwäche auch durch Bedenklichkeiten, die ihm auferlegt worden, völlig gelähmt, und der Feldzug verging in ſchlaffer Unthätigkeit. Da gar nichts vorfiel, ſo verließ der König am 15. Auguſt das Heer. Leopold begleitete ihn nebſt dem Kronprin-

zen bis Mainz, und beſuchte hierauf, nach empfangenen Päſſen, das franzöſiſche Lager, wo man ihm, als einem fremden Fürſten und groſſen Feldherrn, alle Ehren erwies, und kehrte dann zu dem Reichsheere zurück. Weil jedoch durchaus nichts von Belang ſich ereignete, ſo fand auch er keine Urſache länger zu bleiben, ſondern kehrte mißvergnügt heim; worauf er ſich nach Potsdam begab, um den König zu beſuchen, der eben von einer Krankheit genas, die ihm auf ſeiner Rückreiſe zugeſtoſſen war. Leopolds Anweſenheit wurde hier von ſeinen Gegnern ſehr ungern geſehn; er gab ihnen bald wieder freien Raum, indem er mit dem Kronprinzen eine Reiſe nach Stettin machte, um denſelben durch Beſichtigung der dortigen Feſtungswerke auch in dieſem Zweige der Kriegskunſt zu unterrichten.

Der Kaiſerliche Hof ſah die Nothwendigkeit ein, dem Kriege gegen Frankreich ein nachdrücklicheres Anſehn zu geben, und ſuchte zunächſt in fremder Hülfe, was am ſicherſten durch eigne Maßregeln zu erreichen war. Der Kaiſer ſandte im Februar 1735. den Fürſten Joſeph Wenzel von Liechtenſtein nach Berlin, um den König von Preuſſen zu gröſſerem Antheil an dem Kriege zu bewegen. Der Fürſt beſuchte auch Leopolden in Deſſau, an welchen er gleichfalls Aufträge hatte, die mit

seiner Hauptsendung in enger Verbindung standen. Allein der König hatte von dem Heere des Kaisers die schlimmsten Eindrücke heimgebracht, und bezeigte keine Lust, seine herrlichen Truppen in einer so übelgeführten Sache hinzuopfern. Leopold aber wünschte die stärkere preußische Theilnahme nur bedingungsweise, wenn ihm zugleich ein Oberbefehl bei dem Heere verliehen würde; bevor dies geschehn, sagte man, habe er im Gegentheil alle Kriegsanstalten gehemmt und gehindert. Der König war mit Leopolds heftigem Verlangen, den Feldzug mitzumachen, wenig zufrieden, und lehnte dessen erstes schriftlich geschehenes Ansuchen einstweilen ab. Leopold antwortete, daß er den Tod davon haben würde, wenn ihm der König nicht erlaubte, mit in's Feld zu gehn. Er kam darauf gegen Ende des Mai zu den gewöhnlichen Truppenmusterungen nach Berlin, begleitete sodann den König nach Stettin, doch ohne sein Gesuch zu erneuern, während doch von der Kriegsführung unaufhörlich die Rede war, und Leopold häufig mit spöttischen Anmerkungen und absprechenden Urtheilen das Uebergewicht seiner Einsichten unangenehm fühlbar machte. Von Magdeburg aber schrieb er auf's neue an den König, und wiederholte sein Begehren, mit dem Zusatze, daß er in seinen besonde-

ren Angelegenheiten etwas sehr Nöthiges mit dem Prinzen Eugen zu sprechen habe. Der König, höchst empfindlich über diese Art von Rückhalt und Vorwand, überließ Leopolden zu thun, was ihm beliebte; dieser dankte für die Erlaubniß, und erbat nun noch die Vergünstigung, den Hauptmann von Fouqué mitnehmen zu dürfen; worauf der König erwiederte, da jener Offizier in Leopolds Regimente diene, so könne er über denselben ja ohnehin verfügen. Dieser als tapfrer General und geehrter Freund Friedrichs des Großen berühmt gewordene Mann verdient hier noch besondere Erwähnung. Er war als Page an den Hof Leopolds gekommen, und alsdann in dessen Regiment Offizier geworden. Leopold hatte ihm gleich den Namen geändert: „Ach was da Fouqué! sagte er, das klingt mir zu weichlich! Weiß Er was? Er heißt von nun an Fouquet!“ Und noch heutiges Tages hat der Name nicht völlig wieder aus der Wirkung dieses Fürstlichen Machtspruches sich loswinden können. Fouqué befand sich in einer strengen Schule; die Härte und Rauhigkeit, welche sie mit sich führte, stählte seinen Karakter, ohne doch seiner feinen Bildung Eintrag zu thun; durch diese gefiel er besonders dem Kronprinzen, welchen er häufig in Rheinsberg besuchte, nicht ohne Betrieb

Leopolds, wie man sagte, der solche Vermittelung zu benutzen wußte. Doch sah Fouqué sich durch Leopolds Benehmen zuletzt veranlaßt, den Abschied zu nehmen, und in dänische Dienste zu gehn. Friedrich II. rief ihn in preußische Dienste zurück, da er denn gern wieder seinem alten Kriegslehrer sich anschloß, und zugleich dessen Wohlwollen und die Zuneigung des Königs zu verbinden wußte. — Inzwischen hatten sich für Leopold wegen einer Befehlshaberstelle in der That günstige Aussichten eröffnet. Von den beiden Reichsfeldmarschällen, welche ihm vorgezogen worden, war der Herzog von Braunschweig-Bevern kürzlich gestorben, der Herzog von Würtemberg bedeutend erkrankt, und dadurch für Leopold die Bahn, welche er nur als Erster betreten wollte, nun völlig frei. Eugen, der ihm fortwährend geneigt war, ergriff diese Gelegenheit, um ihn zur Ausübung seines Reichsfeldmarschallamts eifrigst herbei zu rufen; der alte Feldherr, die Abnahme seiner Kräfte mehr fühlend als eingestehend, wünschte seinen erprobten Kriegsgefährten, seinen Bullenbeißer, wie er ihn zu nennen pflegte, wieder zur Seite zu haben, um auf dessen noch ungeschwächte Rüstigkeit sich zu stützen. Daß Leopold eifrigst mitgewirkt, diese Berufung zu veranlassen, ist nicht zweifelhaft. Er kam den 6.

September nach Heidelberg in das Kaiſerliche Hauptquartier; allein kaum war er daſelbſt erſchienen, ſo traf auch der Herzog von Würtemberg daſelbſt ein, mehr aus Eiferſucht, als wegen ſeiner Geneſung, die noch keineswegs entſchieden war. Es war Leopolds eignes Geſchick, den Oberbefehl, welchen er mit ſo großer Begier zu erreichen ſtrebte, und zu welchem ihn allerdings alle Eigenſchaften und Rechte ſo ſehr beriefen, in den wenigſten Fällen zu erlangen. Mit getäuſchten Erwartungen blieb er als Freiwilliger ungefähr einen Monat bei dem Heere, das aber auch diesmal in gewohnter Unthätigkeit verharrte. Nachdem das Ende des Feldzugs erſchienen, und auch die Friedenspräliminarien zwiſchen Oeſterreich und Frankreich zum Abſchluſſe gediehen waren, reiſte Eugen unverrichteter Sache am 3. Oktober nach Wien zurück, und Leopold mißvergnügt nach Deſſau. Beide hatten einander zum letztenmale geſehn; Eugen kam nicht wieder zum Heere, ſondern verſchied im April 1736. zu Wien faſt ohne Krankheit den Tod des Alters.

Der König war insgeheim wohl zufrieden, daß Leopold in ſeinem Vorhaben geſcheitert, wie ihm denn ſchon genug mißfiel, ſeinen Feldmarſchall auch nur dem Namen nach mit Kaiſer und Reich zu theilen, beſonders jetzt, da er täglich mehr Urſache

zu haben glaubte, dem Kaiserlichen Hofe zu grollen. Seckendorf war bei dem Reichsheere, und konnte von dorther auf die Verhältnisse in Berlin nur unvollkommen einwirken, und es hatten sich zwischen den beiden Höfen unterdeß viele Mißverhältnisse gehäuft. Man schonte von österreichischer Seite damals der besten und nützlichsten Freunde nicht. Auch Leopold wurde tief beleidigt durch eine Verfügung des Hofkriegsrathes zu Wien, welche den gothaischen Truppen das Fürstenthum Anhalt zu Winterquartieren anwies. Der König reizte Leopold durch seine Scherze darüber noch mehr auf, war aber im Grunde selbst durch den Mangel an Rücksicht, welche jene Verfügung zeigte, empfindlich verletzt. Er beklagte sich bitter über die Art, wie ihn der Wiener Hof behandle, und sagte, indem er auf den Kronprinzen zeigte: „Da ist Einer, der mich einmal rächen wird!" Von dem Kronprinzen war schon bekannt, daß der Anblick des Kaiserlichen Heers in dem unthätigen Feldzuge von 1734. ihm eine geringe Meinung von der Macht und den Waffen des Kaisers beigebracht. Leopold konnte nicht bewogen sein, dieser Geringschätzung allzubeflissen entgegenzuarbeiten, und so lag in diesem Zusammenflusse von übeln Eindrücken und mißbereiteten Stimmungen vielleicht der erste

Keim zu den Kriegen, welche ſpäterhin ausbrachen! Dem Kronprinzen ſchloß ſich Leopold als deſſen Lehrmeiſter im Kriegsfache mehr und mehr an; er unterrichtete denſelben nicht nur durch unmittelbare Anleitung, indem er ſtets, was irgend vom Kriegsweſen Wichtiges vor Augen kam, ihm bemerklich machte und erläuterte, ſondern er ließ ſich auch angelegen ſein, durch ſchriftliche Abfaſſungen dem mündlichen Unterricht nachzuhelfen. Schon früher hatte er zu ſolchem Behuf die Tagesbefehle des Feldzuges von Stralſund und Rügen nach ihrer Folge zuſammendrucken und durch Plane erläutern laſſen. Den Angriff einer Feſtung arbeitete er gleichfalls in der Art aus, daß er Tag für Tag angab, was geſchehn ſollte, gleichſam als ertheile er einem Untergebenen die erforderlichen Befehle; der Kronprinz erwähnt in den Briefen an ſeinen Vater noch ſpäterhin 16. Plane ſolcher Art, die Leopold ihm geſendet habe. Das vertrauliche Verhältniß zu dem Kronprinzen blieb nicht unbemerkt, man ſah voraus, daß Leopold unter der künftigen Regierung allen Machteinfluß an ſich bringen würde; dem Könige wurde manches Mißfällige darüber beigebracht, doch ohne weiteren Erfolg, als daß hin und wieder verdrießliche Aeußerungen darüber vorfielen. Der König hielt im Sommer

1736. über ſeine Truppen bei Magdeburg Muſterung, und reiſte dann zu gleichem Zwecke nach Preußen, bei welchen Anläſſen Leopold wie ſonſt in gewohntem Anſehn und Vertrauen ihn begleitete.

Nachdem ſchon früher der Herzog von Braunſchweig-Bevern, dann der Prinz Eugen, und im Mai des Jahres 1737. auch der Herzog von Würtemberg mit Tode abgegangen, blieb Leopold als der einzige, und nun unbeſtreitbar erſte Reichsfeldmarſchall zurück. Kaiſer Karl VI. aber wünſchte ſeinen Schwiegerſohn, den Herzog Franz von Lothringen, der inzwiſchen durch die Friedenspräliminarien zum Großherzog von Toscana beſtimmt worden, und künftig ſein Nachfolger im Reiche ſein ſollte, zum Reichsfeldmarſchall befördert zu ſehn, und richtete daher an Leopold die Bitte, ſich ſelbſt noch mit der zweiten Stelle zu begnügen, und dem Herzoge die erſte einzuräumen. Aus Ehrerbietung für das Reichsoberhaupt und in Rückſicht der hohen Verhältniſſe, welche kaum eine Nebenbuhlerſchaft mit dem Herzoge geſtatteten, gab Leopold dem Anſuchen des Kaiſers willig nach, und behielt ſich nur ſeine Rechte für diejenigen Fälle vor, wo der Herzog verhindert würde, ſelbſt den Oberbefehl zu führen. Bald jedoch mußte er zu ſeinem groſſen Mißvergnügen den Bruch dieſer Bedingung

erfahren, denn als der Herzog im April 1738. zu dem Heere nach Ungarn abreiſte, übertrug er den Oberbefehl des noch bis zum völligen Friedensſchluſſe, der erſt im November 1738. zu Stande kam, verſammelten Reichsheeres, ſo wie die Aufſicht über die Reichsfeſtungen Philippsburg und Kehl, dem Fürſten von Hohenzollern-Hechingen als ſeinem Stellvertreter, obwohl derſelbe nur erſt Generallieutenant des Reichs, und im öſterreichiſchen Dienſte General der Reiterei war. Die Sache machte ſogar beim Reichstage großes Aufſehn; der König von Preußen nahm die Zurückſetzung ſeines Feldmarſchalls ſehr übel, und Leopold ſelbſt that nachdrücklich Einſpruch, doch mußte er ſich mit den Entſchuldigungen und Ehrenerklärungen des Kaiſers diesmal zufrieden geben. Erſt im Jahre 1745. in ſeiner letzten Lebenszeit, als der Herzog nach dem Tode Kaiſer Karls VII. zum Kaiſer gewählt worden, konnte Leopold in ſein volles Recht eintreten, und auch da hatte er noch das Anſinnen eines deutſchen Hofes abzulehnen, der wiederum den Vorrang für einen ſeiner Prinzen zu erlangen wünſchte.

Im Juli 1738. begleitete Leopold den König und den Kronprinzen zu einer großen Truppenſchau nach Kleve, wo 30,000. Mann gemuſtert wurden.

Im folgenden Jahre geſchah in gleicher Abſicht eine Reiſe nach Preußen, wo bei Welau ein Lager zuſammengezogen war. Unter gewohnten Beſchäftigungen und Arbeiten vergingen die Zwiſchenzeiten theils in Berlin, theils in Deſſau. Am 10. November 1739. geſchah in Potsdam die Vermählung des Markgrafen Friedrich von Schwedt mit der Königlichen Prinzeſſin Sophie Dorothea; ſpäte Erfüllung früher Wünſche, zu einer Zeit und unter Umſtänden, die dem Ereigniſſe wenig von der Bedeutung übrig ließen, in welcher daſſelbe ſich ehmals gezeigt hatte! Der Schauplatz am Hofe hatte in der letzten Zeit große Veränderungen erfahren, und größere noch waren im Anzuge. Alle Plane und Anſichten hatten ſich nach andrer Richtung geſtellt. Seckendorf war nach dem Feldzuge am Rhein nicht wieder nach Berlin zurückgekehrt. Der Kaiſer hatte ihn im Jahr 1737. zum Feldmarſchall ernannt, und an die Spitze des Heeres geſtellt, welches in Ungarn gegen die Türken focht; wegen der unglücklichen Kriegserfolge aber war er zur Unterſuchung gezogen, und auf die Feſtung nach Grätz in Gewahrſam gebracht worden. Grumbkow, dieſes Beiſtandes beraubt, hatte nur mit Mühe ſein Uebergewicht behauptet; er ſuchte neue Verbindungen anzuknüpfen, und

auch den Kronprinzen für ſich zu gewinnen, allein dies gelang nur unvollkommen, er fand ſich nach allen Seiten übel verwickelt, ſein Ruf war bedenklichſt angegriffen, und Mißmuth und Krankheit drückten ihn zu Boden. Er ſtarb im März 1739. als ſpätes Opfer eines Wettkampfs im Trinken, in welchen er ſich einſt mit dem Könige von Polen auf deſſen Durchreiſe in Kroſſen eingelaſſen hatte; der König Auguſt nämlich dachte Grumbkows, dieſer des Königs Geheimniß zu entlocken; der Zweck blieb unerreicht; die ungeheure Anſtrengung aber wurde beiden Theilen zum Verderben; der König ſtarb an den Folgen bald nachher in Warſchau, Grumbkow verlebte noch ſechs Jahre in ſtetem Siechthum, bis er zuletzt ganz erlag. Der König Friedrich Wilhelm beklagte anfangs den Verluſt dieſes Staatsmannes ungemein, als er aber deſſen hinterlaſſene Papiere durchgeſehn, und Beweiſe von ſeiner Unredlichkeit gefunden zu haben glaubte, ſprach er in der Tabagie mit höchſtem Unwillen von ihm, und niemand übernahm des Verſtorbenen Vertheidigung.

Leopold ſtand nun allein an der Seite ſeines Königlichen Herrn und Freundes; allein dieſer ſelbſt war bereits dem Ziele ſeiner Regierung nahe. Schon auf der letzten Reiſe nach Preußen hatte

Friedrich Wilhelm durch bedeutende Krankheitsanfälle sehr gelitten. Der Winter brachte seiner zerstörten Gesundheit keine wesentliche Besserung, und im Frühjahre 1740. wurde sein Zustand immer schlechter. Leopold meldete ihm in dieser Zeit, in Wien sollten die Kaiserlichen Regimenter um zwei Drittheile vermindert werden, und rieth einige tausend Mann zur Vermehrung des preußischen Heeres dort anzuwerben, allein der König war schon so schwach, daß er auf den sonst höchstwillkommnen Vorschlag nur antwortete, er sei dem Tode nahe, und habe alles seinem Sohne gesagt. Auf die Nachricht von dem lebensgefährlichen Zustande des Königs eilte Leopold am 30. Mai von Dessau nach Potsdam, wo er am nämlichen Tage eintraf, und von dem Könige als treuer, alter Freund zärtlichst empfangen wurde. Am folgenden Tage befand sich der König sehr schlecht, ließ sich aber dennoch an ein Fenster bringen, und befahl, die Pferde seines Marstalls im Hofe vorzuführen. Er hieß Leopold und den Generaladjutanten von Hacke jeden sich ein Pferd wählen; Leopold schien ihm zu schlecht gewählt zu haben, und er selbst suchte demselben ein besseres aus; er sagte, er gebe das Pferd als ein vom Dienst ausscheidender Oberst dem ältesten Feldmarschall, und fügte noch das Geschenk eines

prächtigen Sattels und eines Paars kostbarer Pistolen hinzu. Dann nahm er von Leopold zärtlichst Abschied, und entließ ihn mit allen Uebrigen, um seine letzten Augenblicke Gott zu widmen. Er starb noch desselbigen Tages, ergeben, sagt Friedrich der Große, wie ein Christ, und standhaft wie ein Weiser.

Mit der Thronbesteigung König Friedrichs II. erhob sich eine neue Gestalt der Dinge, deren Entwickelung man weit entfernt gewesen war zu ahnden. Der junge Fürst, der jetzt die Regierung antrat, war von Wenigen eigentlich gekannt; man hatte seinen wahren Karakter und Werth in den Verhältnissen, in welchen theils offenbarer Zwang, theils heimliche Freiheit, ihn seiner ruhigen Fassung entäußerten, nicht zu beurtheilen vermocht. Zwar wußte man, daß er mit strengem Eifer die genaueste Erlernung alles dessen betrieben, was irgend in das Kriegsfach einschlug, daß er sein Regiment in trefflicher Ordnung und Uebung erhalten, und auf alle Weise sorgsam jeder Dienstobliegenheit vorgestanden, allein man hielt alles dieses bloß für Ergebung in den väterlichen Sinn und Willen, und glaubte ihn selbst dem Kriegswesen abgeneigt, und einzig der französischen Schöngeisterei zugethan. Groß war daher das Erstaunen,

als man den nunmehrigen König seine gewohnte Beschäftigung mit den Truppen nicht nur eifrigst fortsetzen, sondern auch das bereits 100,000. Mann starke Heer mit 15. neuen Bataillons noch vermehren sah. Auch Leopold, dessen Scharfblick sonst nicht leicht getäuscht wurde, mußte seinen Irrthum gewahr werden, und durfte sich freuen, den kriegerischen Geist des vorigen Herrschers unter dem jetzigen fortdauern zu sehen. Leopold wurde in allen seinen Würden und Aemtern bestätigt, und reiste sogleich nach Magdeburg und Halle, wo er die Truppen dem neuen Könige schwören ließ. Sein schönes Regiment führte er selbst bei diesem Anlasse vor die Stadt auf das freie Feld, und hielt nach geschehener Eidesleistung feierlich seinen Wiedereinzug. Er kehrte nach Potsdam zurück, um daselbst in der Garnisonkirche dem feierlichen Leichenbegängnisse des verstorbenen Königs beizuwohnen, er selbst und der Herzog von Holstein-Beck führten dabei den jungen König in ihrer Mitte. Leopolds Ansehn schien bei der Wendung, welche die neue Regierung nahm, nur noch höher steigen zu müssen. Schon bisher stand er als gewaltiger Führer im preußischen Heere sonder Gleichen; er hatte die Preußen vor dem Feind überall zum Siege geführt, im Frieden fast unbeschränkt

in dem Heere geſchaltet; die Truppen ſämmtlich ſahen ihn als ihr gefürchtetes Haupt an, ihre kriegeriſche Erziehung hatten ſie größtentheils von ihm; Beförderung und Ruhm der Offiziere wurde durch ſein Urtheil beſtimmt; in allen Regimentern hielten ſich ergebene Anhänger feſt an ihn, als bei welchem allein Heil und Glück zu finden war. Aber auch in dieſer Beziehung ſollte der Anſchein diesmal getäuſcht haben. Friedrich ſchätzte in Leopold den heldenmüthigen Krieger, den Ordner des Heers, den Begründer ſo vieler Kriegstüchtigkeit; aber den Menſchen in ihm liebte er nicht, nicht ſeine grauſame Strenge, nicht ſeine rauhen Sitten, ſeine herriſche Gewaltſamkeit. Friedrich führte ſogleich eine ſanftere Behandlung bei den Truppen ein, und verbot das unmäßige Schimpfen und Schlagen; indem er auf dieſe Weiſe die Soldaten zu den Offizieren, und dieſe zu den Generalen, in ein günſtigeres Verhältniß ſtellte, hielt er ſelbſt ſich zu den letztern in minderer Vertraulichkeit, als ſein Vater gethan. Auch Leopold mußte bald gewahr werden, daß er dem Könige minder nah ſtehe. Der erſte wichtige Schlag aber, der wider ſein Erwarten und gegen ſeinen Sinn geſchah, war die Ernennung des Generals von Schwerin, der zugleich mit ſeinem Bruder in den Grafenſtand er-

hoben wurde, zum Feldmarschall. Schwerin war fast in allen Dingen, die Kriegskunde und Tapferkeit abgerechnet, in welchen er jeden Wetteifer bestehen konnte, das Gegentheil von Leopold, sanft und menschenfreundlich in seinen Empfindungen, einnehmend in seiner äußeren Erscheinung, feingebildet im geselligen Verkehr. Leopold und sein zahlreicher Anhang befeindeten ihn heftig, und suchten ihm auf alle Weise bei dem Könige zu schaden. Durch das ganze Heer erstreckten sich in geheimer Spaltung gleichsam zwei Partheien, von welchen die Parthei Leopolds in allen überwiegenden Vortheilen althergebrachten Besitzes war, und des herrschenden Augenblicks nur vorübergehend zu entbehren schien. Nach mancherlei Vorgängen aber, in welchen deutlich genug wurde, daß der König in seinem Feldherrn keinen Lehrmeister mehr wolle, noch dessen Meinung unbedingt der eignen Einsicht vorziehe, entstand eine große Kälte zwischen Beiden, und Leopold ließ in seinem Eifer, sich am Hofe zu zeigen, sehr nach.

Am 20. Oktober 1740. starb der Mannsstamm des Hauses Habsburg mit Kaiser Karl VI. aus, ein Ereigniß, welches alsbald die Mächte von Europa in Bewegung setzte. Seine Tochter Maria Thereſia sollte dem Kaiser, der pragmatischen Sanktion

tion gemäß, in allen ſeinen Erbreichen nachfolgen. Allein jenes Hausgeſetz, deſſen Anerkennung Karl VI. mit großen Mühen und Opfern bewirkt hatte, zeigte ſich als eine nur ſchwache Gewähr. Von mehreren Seiten erhoben ſich Anſprüche ſowohl auf das Ganze der Erbſchaft, als auf einzelne Theile derſelben. Friedrich II. ſäumte nicht, ſein Recht auf einige ſchleſiſche Fürſtenthümer geltend zu machen, und beſchloß, da von Unterhandlungen wenig zu hoffen war, mit den Waffen in der Hand in Schleſien einzufallen. Das Vorhaben des Königs fand bei den Miniſtern und Generalen, welchen er daſſelbe zuerſt mittheilte, nur Zweifel und Widerſpruch. Beſonders zeigte ſich Leopold aufgebracht und entrüſtet; er hatte für unmöglich gehalten, daß in Preußen ſolch ein Gedanke ohne ſein Mitwiſſen entſtehen dürfte, er fand ſich in ſeinem wohlerworbenen, anerkannten Anſehn beleidigt, und überdies in ſeinen innerſten Empfindungen verletzt. Das öſterreichiſche Heer war ihm nahverwandt wie das preußiſche; beiden zugleich angehörend hatte er ſeinen erſten Kriegsruhm erfochten. Dem Kaiſerlichen Hauſe war er vielfach zugethan und verpflichtet, und nie hatte er ſich träumen laſſen, daß er demſelben jemals in kriegeriſcher Feindſchaft gegenüberſtehn ſollte. Den Oberbefehl aber, wel-

chen zu führen unter ſolchen Umſtänden ihn zwar ſchmerzen doch auch reizen durfte, ſah er ſich keineswegs angeboten, und nichts deutete darauf, daß derſelbe ſeinen Händen vertraut werden würde. Aus allen dieſen Gründen war er dem Plane heftig entgegen, und verſuchte zuerſt durch ſein feldherrliches Machtwort die ganze Sache gleich im Beginn zu unterdrücken. Er widerſprach dem Könige mit allem Trotze des Beſſerwiſſens, und mahnte von dem thörichten Vorhaben mit der hochfahrenden Ueberlegenheit ab, welche das erfahrungsreife Alter dem jüngeren Muthe gegenüber ſo gern annimmt. Da dieſes ohne Wirkung blieb, ſo weiſſagte er Unglück und Verderben. Einem Feldherrn ſolches Ruhmes und Anſehns gelang es leicht, durch ſeine Mißbilligung die Muthigſten mit Beſorgniß zu erfüllen, er ſprach ſo laut und rückſichtslos gegen das Vorhaben des Königs, daß dieſer bedacht ſein mußte, den üblen Geiſte, der ſich unter den Generalen und höheren Offizieren zu verbreiten anfing, auf alle Weiſe wieder entgegen zu arbeiten. Man ſprach von dem ungeheuern Mißverhältniſſe beider Mächte, von der Trefflichkeit der öſterreichiſchen Truppen, von ihrer großen Ueberzahl. Schon, daß Leopold, wie bald verlautete, weder den Oberbefehl führen, noch überhaupt

den Feldzug mitmachen würde, ſchien von übler Vorbedeutung; man traute dem jungen Könige, wie früher keine Neigung, ſo jetzt wenig Fähigkeit für die Angelegenheiten des Krieges zu. Leopold begab ſich in Folge dieſer geſpannten Verhältniſſe nach Deſſau. Hier vernahm er bald den wirklich erfolgten Anfang des kühnen Unternehmens. Der König war den 16. December mit 40,000. Mann in Schleſien eingefallen. Leopold ſagte bei der Nachricht in Gegenwart ſeines Sohnes Moritz, der grade bei ihm war: „Das iſt ein ſchlimmes, gefährliches Spiel, das er da ſpielt.“ Der Prinz fragte einwendend: Nun, hat er denn nicht Recht dazu? — „So viel, wie Du!“ antwortete jener. — Die Sache ging indeß raſch genug von Statten. Faſt ohne Blutvergießen erfolgte die Beſetzung des größten Theils von Schleſien, und im Januar des folgenden Jahres 1741., nachdem ſtarke Kälte eingetreten, nahmen die Truppen daſelbſt ruhig ihre Winterquartiere. Deſto ernſtlicher aber ſchien der nächſte Feldzug werden zu müſſen, in welchem die leichte Eroberung gegen die inzwiſchen geſammelte öſterreichiſche Heeresmacht behauptet werden ſollte. Friedrich kam zu Ende des Januars aus Schleſien nach Berlin zurück, um ſich zu dem bevorſtehenden Kampfe nachdrücklicher zu rüſten. So wichtigen

Entſcheidungen entgegengehend wünſchte er der Einſicht und Mitwirkung ſeines erfahrenſten Feldherrn nicht länger zu entbehren. Er berief demnach Leopold zu ſich nach Berlin, und dieſer, nachdem die Sachen ohne ſein Zuthun einmal dieſen Gang genommen, fand kein Bedenken mehr, ſeinen kriegeriſchen Eifer dem Begonnenen zu widmen. Bedeutende Verſtärkungen, welche vor dem Abzuge regelmäßig von Leopold gemuſtert wurden, gingen nach Schleſien; der König ſelbſt behielt ſich den Oberbefehl dort vor; doch während er Leopold von dem eigentlichen Schauplatze der Kriegsbegebenheiten gefliſſentlich entfernt hielt, wußte er deſſen Kraft und Anſehn auf andrer Seite trefflich zu gebrauchen. Die Höfe von Dresden und Hannover zeigten gegen Preußen höchſt unſichre Geſinnung, und der König beſchloß gegen dieſe Mächte, zur Sicherung ſeiner Staaten, während er ſelber tief in Schleſien beſchäftigt wäre, ein Beobachtungsheer von 30,000. Mann in der Mark zuſammenzuziehen. Den Oberbefehl über dieſes Heer empfing Leopold, welcher, nachdem er zur Beſtellung ſeiner eignen Angelegenheiten kurze Zeit in Deſſau verweilt, vom 11. März an in Berlin allen kriegsthätigen Eifer entfaltete, jene Truppenmacht ſchlagfertig aufzuſtellen. Sein eignes Re-

giment rückte aus Halle dazu herbei. Im Anfange des April ſchlug er ſein Lager zwiſchen Genthin und Brandenburg auf. Seine Gemahlin mit den unvermählten Prinzeſſinnen und jüngeren Prinzen nahm für die Dauer des Lagers ihre Wohnung auf der Domprobſtei zu Brandenburg; die älteren Prinzen, Leopold Maximilian, Dietrich und Moritz, dienten bei dem Heere des Königs in Schleſien. Schon am 8. März hatte Leopold Maximilian die Feſtung Groß-Glogau durch rühmliche Waffenthat erobert. Am 10. April gewann der König die Schlacht von Molwitz, welchen Sieg Leopold in dem Lager von Genthin durch ein Tedeum und den Donner des Geſchützes feierte; einigen Antheil an demſelben durfte er ſich auch in der Ferne gewiſſermaßen zurechnen; die Trefflichkeit des durch ihn gebildeten Fußvolks hatte ſich im höchſten Glanze gezeigt. Ihm perſönlich wurde diesmal keine Gelegenheit zu kriegeriſchen Thaten. Dafür ließ er deſto eifriger den ganzen Sommer hindurch ſeine Truppen in unaufhörlichen Waffenübungen ausrücken. Auch errichtete er während dieſer Zeit ſechs Schwadronen Huſaren, welcher Waffengattung im preußiſchen Heere, gegenüber den zahlloſen Schwärmen leichter Reiterei des Feindes, ein fühlbarer Mangel war; anfangs gab er dieſen Hu-

faren Lanzen, die aber bald mit dem zweckmäßigeren Säbel vertauscht wurden. Mit glücklichstem Erfolge war die thätige Sorgfalt des Königs bemüht, die bisher gegen das Fußvolk so sehr verabsäumte Reiterei zu gleichem Grade der Abrichtung und Zuverlässigkeit zu erheben. Leopold, wenn auch eifrig zu diesem Zwecke mitwirkend, blieb darum nicht minder seiner eingewurzelten Vorliebe für das Fußvolk getreu. Im September wurde das Lager von Genthin nach Gröningen an die sächsische Gränze verlegt, im Oktober aufgehoben, und die Truppen in die Winterquartiere vertheilt, indem durch die Uebereinkunft vom 27. September zu Hannover zwischen Frankreich und Großbritannien jede Besorgniß auf dieser Seite für Preußen schwinden durfte. Der König berief nun Leopold nach Schlesien, wo der Feldzug durch die Belagerung von Neiße beschlossen wurde, die jedoch kein merkwürdiges Ereigniß darbieten konnte, da die Vertheidigung, in Folge schon eingeleiteter Friedensverhandlungen, bloß zum Scheine geschah, und die Uebergabe, welche nach 12. Tagen am 30. Oktober Statt fand, schon im voraus mit dem österreichischen Feldherrn Grafen von Neipperg verabredet worden war. Die Anstalten des Angriffs hatte der Prinz Dietrich von Anhalt-Dessau ge-

führt. Leopold beſichtigte nach der Einnahme mit dem Könige die Feſtungswerke, die nach ſeiner Angabe ſogleich mit neuen Arbeiten verſtärkt wurden. Hierauf begleitete er den König nach verſchiedenen Orten, die er in dem eroberten Lande zu ſehn wünſchte, und endlich nach Breslau, wo dem neuen Herrſcher von der Bürgerſchaft die Huldigung geleiſtet wurde. Von Berlin, wo er ſich von dem Könige beurlaubte, kehrte Leopold nach Deſſau zurück. Während des Winters errichtete er daſelbſt, nach beſonderem Auftrage des Königs, zwei Mineurkompanieen, wozu die nöthige Mannſchaft aus den Bergleuten des Harzes geworben wurde.

Die Friedensverhandlungen, in deren Erfolg man keinen Zweifel geſetzt hatte, zerſchlugen ſich gleichwohl wieder, und das Jahr 1742. begann unter neuen Kriegsausſichten. Das deutſche Reich hatte den Kurfürſten von Baiern als Karl VII. zum Kaiſer gewählt, und die preußiſchen Waffen, jetzt auf's neue dem, zwar nicht mehr öſterreichiſchen, Kaiſerthum verbunden, erſchienen wieder im Felde, gegen Oeſterreich und deſſen Verbündete die Wahl zu vertheidigen. Frankreich war zu gleichem Zwecke gegen Oeſterreich aufgetreten, und Sachſen demſelben Zuge gefolgt. Schon im Januar war der König zu dem Heere nach Schleſien abgegangen,

und darauf nach Mähren vorgedrungen; im März, als die Kriegsunternehmungen ernſtlicher wurden, ſandte er an Leopold den Befehl, einen Theil der Truppen, welche früher im Lager bei Genthin geſtanden, nach Böhmen zu ſenden, wohin ſich der Kriegsſchauplatz indeß gezogen, mit dem größeren Theile aber ſelbſt nach Oberſchleſien zu rücken, wo auch die Truppen, welche ſein Sohn Prinz Dietrich befehligte, ſeinem Befehl untergeordnet wurden. Am 2. April rückte Leopold mit den ſchnell wieder geſammelten Truppen von Berlin aus. Unterwegs aber traf ihn ein Eilbote des Königs, der ihn mit allen Truppen zu ſich nach Böhmen berief. Leopold nahm ſeinen Weg, nach eingeholter Bewilligung des ſächſiſchen Hofes, mit 8. Regimentern zu Fuß und 4. Regimentern zu Pferde in nächſter Richtung durch die Lauſitz. Während die Truppen allmählig fortrückten, verweilte er in Zittau, und wohnte daſelbſt einer bürgerlichen Hochzeit bei, wo er ſich höchſt vertraulich mit allen Leuten einließ, und Unterhaltung und Bewirthung trefflich rühmte. Inzwiſchen wurde ſeine Beſtimmung nochmals verändert. Ein neuer Befehl des Königs hieß ihn die Herbeiführung der Truppen ſeinem Sohne Leopold Maximilian übergeben, und perſönlich zu dem Könige nach Chrudim eilen.

Nach wenigen Tagen Aufenthalt ging er von hier, dennoch der anfänglichen Bestimmung wieder zugewandt, nach Oberschlesien ab, wo er die Befehlführung übernahm. Seine Anstalten zur Sicherung des Landes, die Aufstellung der Truppen, die Maßregeln zu ihrer Verpflegung, alles zeigte den alterfahrenen Meister, der in den kleinsten Anordnungen, über welche er mit Strenge hielt, zuletzt auch die größten, deren Ueberblick er nicht verlor, zu erreichen wußte. Seine vertheilten Truppenschaaren bildeten ein Ganzes gegenseitiger Deckung, durch welches die feindlichen Streifereien stets glücklich abgewehrt wurden. Dabei ließ er an der Befestigung von Neiße, von Brieg und andern wichtigen Punkten unaufhörlich arbeiten. Die ganze Provinz war durch seine Vorkehr in so guter Verfassung, daß der Feind bald verzichtete, nach dieser Seite irgend einen Schlag zu führen. Unter diesen Umständen forderte der König noch einen Theil der Truppen aus Oberschlesien nach Böhmen, wo sich alles zu einer großen Entscheidung anließ. Leopold sandte den General von Derschau mit 8000. Mann dahin, die jedoch erst nach der inzwischen vorgefallenen Schlacht eintrafen. Der König schrieb Leopolden, daß er am 17. Mai die Schlacht von Czaslau gewonnen, und

deſſen Sohn Leopold Maximilian auf dem Schlachtfelde zum Feldmarſchall ernannt habe. Leopold ließ wegen des Sieges ein feierliches Tedeum halten, und freute ſich bei dem glücklichen Ereigniſſe noch beſonders der auszeichnenden Merkwürdigkeit, daß Vater und Sohn zu gleicher Zeit in demſelben Heere als Feldmarſchälle dienten. Nach dieſem Sieg erfolgte bald die Einſtellung der Feindſeligkeiten; der am 11. Juni zu Breslau geſchloſſene Frieden endete den erſten ſchleſiſchen Krieg, und beſtätigte dem Könige den Beſitz von Schleſien. Leopold ließ den Frieden am 22. Juni zu Neiße unter Trompeten- und Paukenſchall bekannt machen. Der König kam ſodann ſelbſt dahin und bezeigte Leopolden ſeine Zufriedenheit; beide reiſten hierauf zuſammen nach Hauſe, der König nach Berlin, Leopold aber durch Sachſen ablenkend nach Deſſau, wo er am 2. Juli eintraf. Hier empfing er bald darauf den von Kaiſer Karl VII. an den Hof von Dresden geſandten bevollmächtigten Miniſter, der in gleicher Eigenſchaft auch in Deſſau beglaubigt war, eine nach damaligen Verhältniſſen für Le.., ld beſonders ehrenvolle Auszeichnung.

Das Jahr 1743. verging in Frieden für Preußen, während der Krieg zwiſchen Kaiſer Karl VII. und Maria Thereſia, und ihren beiderſeitigen Ver-

bündeten, nachdrücklich fortgesetzt wurde. Am 27. Juni siegten bei Dettingen unter dem Könige von Großbritannien die vereinigten deutschen und englischen Truppen, welche für Oesterreich gegen den Kaiser und Frankreich die Aufrechthaltung der pragmatischen Sanktion verfochten. In Preußen fanden unterdeß die gewohnten Waffenübungen Statt, die Befestigungsarbeiten in Schlesien wurden thätigst betrieben, und alles behielt auch im Frieden ein kriegerisches Ansehn. Die Truppen vereinten mit der trefflichsten Kriegszucht und schönsten Haltung, nun auch die stolze Freudigkeit kriegerischer Thaten und Erfolge, und nichts wurde verabsäumt, dem Heere die Vorzüge jeder Art, deren es theilhaft war, sorgfältig zu erhalten. Bei der großen Musterung von Magdeburg führte Leopold selbst sein Regiment dem Könige vor, und ärntete auch hier wieder Bewunderung und Beifall. Doch schon im folgenden Jahre, da für Preußen die Fortschritte Oesterreichs höchst bedenklich wurden, fand sich der König genöthigt, zur Unterstützung Kaiser Karls VII. abermals die Waffen zu ergreifen, und für den Besitz von Schlesien neue Gewährleistungen zu erfechten. In Gemäßheit eines zu Frankfurt am Main mit dem Kaiser, dem Kurfürsten von der Pfalz und dem Landgrafen von

Heſſen-Kaſſel geſchloſſenen Bündniſſes, welchem insgeheim Frankreich, Spanien und Schweden beitraten, rückte der König im Auguſt 1744. mit bedeutender Heeresmacht durch Sachſen auf's neue in Böhmen ein, und bemächtigte ſich in kürzeſter Zeit des größten Theiles dieſes Königreichs. Leopold war inzwiſchen ruhig in Deſſau, und dachte diesmal ohne Antheil an den Kriegsgeſchäften zu bleiben, als im September ein Befehl des Königs ihm unvermuthet die Statthalterſchaft der Mark übertrug, zu deren Führung er ſich alsbald nach Berlin begab; mit 17,000. Mann ſollte er dieſes Land und Magdeburg gegen feindliche Unternehmungen decken; alle Behörden waren ſeinem Befehl untergeordnet, alle Anordnungen ſeinem Gutdünken überlaſſen. Nach anfänglich raſchem Erfolge nahmen indeß die Sachen in Böhmen eine unerwünſchte Wendung. Der Prinz Karl von Lothringen eilte aus dem Elſaß mit einem bedeutenden Heere, welches die Franzoſen, ihren gegebenen Verſprechungen zuwider, ungeſchwächt abziehen ließen, zum Schutze der öſterreichiſchen Erblande herbei, und zu dieſem ließ der Hof von Dresden, mit Oeſterreich jetzt verbündet, 20,000. Mann ſächſiſcher Truppen ſtoßen. Friedrich mußte aus Böhmen zurückweichen, und ſah ſich alsbald ſogar

in Schleſien angegriffen. Unter dieſen Umſtänden berief er von Nachod aus ſchleunigſt Leopold nach Schweidnitz, wo derſelbe am 12. December eintraf. Der König fand ſich veranlaßt, eine Weile vom Oberbefehl abzutreten, und dem alterfahrnen Feldherrn die Herſtellung der kriegeriſchen Angelegenheiten zu übertragen, während er ſelbſt nach Berlin eilte, um die politiſchen Verhandlungen dort unmittelbar zu leiten. Leopold erhielt demnach mit dem Auftrage, Schleſien und Glatz gegen feindlichen Einbruch zu decken, den Oberbefehl über das geſammte Kriegsheer. Der König ließ jedoch aus beſondrer Abſicht den Generalmajor Grafen von Schmettau bei ihm zurück. Leopold war dieſem nicht gewogen, ſchon weil er es mit dem Feldmarſchall Schwerin zu halten ſchien; er nahm denſelben gleich nach des Königs Abreiſe in ſein Kabinet, und ſagte bedeutungsvoll zu ihm: „Herr General, ich weiß, Sie ſind ein erfahrner Offizier, aber ich rathe Ihnen, es mit mir zu halten, welches auch zu Ihrem Vortheil ſein wird.“ Schmettau's Antwort, ſo verſprechend ſie ſein wollte, befriedigte den alten mißtrauiſchen Feldherrn nicht, der das Geſpräch mit kalter Höflichkeit beſchloß, und jenen von nun an als einen Feind betrachtete. Ueberhaupt mußte er im Heer eine andre Zuſam-

menſetzung und Stimmung wahrnehmen, als er bisher gewohnt geweſen. Der König hatte viele Ausländer, ungerechnet die zahlreichen Schleſier, welche zu dem preußiſchen Dienſt übergetreten waren, zu höheren Befehlshaberſtellen befördert; anſtatt der früheren Strenggläubigkeit wurde Freigeiſterei bei den Offizieren vorherrſchend; Leopold war unwillig, Perſonen und Sinnesweiſen zu finden, die nicht mit ſeinem Anſehn und Einfluſſe zuſammenhingen. Der Feind gab ihm indeß bald ernſtere Beſchäftigung. Der öſterreichiſche Feldmarſchall Traun drang mit 20,000. Mann über Weidenau bis Neuſtadt und Jägerndorf in Schleſien ein, während der General Graf Wenzel von Wallis mit 12,000. Manu die Grafſchaft Glatz überzog. Auf dieſe Nachrichten eilte der König von Berlin wieder nach Liegnitz, wo er am 28. December mit Leopold zuſammentraf, in deſſen Begleitung auch Schmettau dahin kam. Nachdem aber der König ſich überzeugt, daß ſeine Gegenwart hier weniger als in Berlin nöthig ſei, und Leopold den Sachen genüge, ſo hinterließ er dieſem ſeine Befehle und Vorſchriften, und kehrte ſelbſt ſogleich wieder in die Hauptſtadt zurück. Schmettau bekam daneben den unangenehmen Auftrag, regelmäßig und genau von allen Vorgängen

dem Könige zu berichten; Leopold ſchien dergleichen zu vermuthen, und wurde gegen Schmettau nur um ſo mißtrauiſcher und kälter. Seine Anſtalten waren übrigens vortrefflich, den Umſtänden angemeſſen, von wohlberechnetem Erfolg, doch aber, nach Leopolds Alter, Gewohnheit und eigenthümlicher Stellung, allzu peinlich und langſam in Vergleich des raſcheren Schwunges, welchen das Heer durch den König bereits hatte kennen gelernt. Leopold konnte nie genug Truppen zuſammenhäufen, nie genug Vorkehrungen treffen; die Genauigkeit, welche vor dem Feinde wie auf dem Uebungsplatze bei den geringſten Dingen beobachtet wurde, verſchwendete Zeit und Kräfte in den Mitteln, auch wo ſie aufhörten, noch wirklich als ſolche dem eigentlichen Zwecke zu entſprechen. Leopold ſammelte ſeine Regimenter bei Neiße, um gegen den Feind nach Oberſchleſien aufzubrechen, allein er wollte vorher die Füllung des in Neiße zu errichtenden Magazins abwarten, welche doch grade durch ſein Verweilen, indem die Truppen täglich einen Theil der ankommenden Vorräthe wieder verzehrten, nie vollſtändig werden konnte. Man beſchuldigt ihn ſogar, er habe durch ſein Stehenbleiben nichts anders bezweckt, als der Errichtung des Magazins hinderlich zu ſein, aus Feindſchaft gegen

den in Schlesien die Staatsverwaltung führenden Minister von Münchow, dem dann die Verzögerung zur Last fallen sollte. Nach wiederholten Befehlen des Königs mußte Leopold sich endlich gleichwohl in Bewegung setzen, und brach am 9. Januar 1735. mit 36,000. Mann nach Oberschlesien auf. Am 12. traf er bei Neustadt eine feindliche Heeresabtheilung, die auf einer Anhöhe festen Fußes den Angriff erwarten zu wollen schien. Er besichtigte die feindliche Stellung, ordnete seine Truppen sogleich in Angriffslinien, stellte sich an die Spitze des rechten Flügels, zog den Degen, und rief selbst das Befehlwort: „Vorwärts, marsch!" Er ließ die Truppen mit aller Strenge, erzählt der Hauptmann Graf von Schmettau in der Lebensgeschichte seines Vaters, die pünktlichste Ordnung und gleichen Tritt halten, und sobald ein Mann in der Linie vorprallte oder zurückblieb, schalt er mit den größten Flüchen, wobei sowohl er als sein Sohn Leopold Maximilian immer die Linie auf und ab galoppirten, um die schärfste Richtung, wie auf dem Exercirplatze, zu behaupten. Als die Preußen in dieser Ordnung bis auf 600. Schritt an Neustadt herangekommen waren, zogen sich die Oesterreicher eiligst aus ihrer Stellung zurück, und es kam nur zwischen den beiderseitigen

Husaren

Husaren zu einigem Gepränkel. Von rascher Verfolgung des Feindes, von abschneidendem Zuvorkommen, wollte Leopold nichts hören; er liebte, mit eigensinniger Pünktlichkeit grabezu in mörderische Entscheidung vorzugehn, und liebte gar nicht, nach fremden Vorschlägen sich zu richten. Nachdem er zwei Tage bei Neustadt gelagert, rückte er am 15. Januar gegen Jägerndorf, wo der Feind ebenfalls im Anfange die gutbesetzten Anhöhen vertheidigen zu wollen schien. Der Rückzug kam aber auch diesmal dem Angriffe zuvor. Leopold ließ den weichenden Feind durch einige Truppen unter dem General von Nassau über Troppau nach Mähren verfolgen, und ging mit der übrigen Heeresmacht nach Neiße zurück, wo er am 24. Januar eintraf. Der Markgraf Karl von Brandenburg kam inzwischen ebendaselbst an, um die Befehlführung über die Truppen in Oberschlesien zu übernehmen; einem Befehle des Königs zufolge mußte Schmettau ihn begleiten. Leopold ließ letzteren rufen, und sagte ihm in Gegenwart des Markgrafen: „Herr General, der König befiehlt, daß Sie mit dem Markgrafen nach Oberschlesien gehn sollen, und ich befehle Ihnen, daß, sobald Sie dort ankommen, Sie sogleich 300. bis 400. Wagen zusammenbringen, und sie hieherschicken, um Getraide für die

Truppen Seiner Königlichen Hoheit zu laden.“ Schmettau verſetzte, er werde dem Befehle gehorchen, wenn indeſſen bei Troppau keine wichtige Veränderung eingetreten, ſo werde man dort alles im Ueberfluſſe finden, und keine Zufuhr nöthig haben. Leopold warf einen drohenden Blick auf ihn, ohne diesmal noch ein Wort hinzuzufügen. Nach zwei Tagen aber, als Schmettau mit dem Markgrafen zu ſeiner Beſtimmung abging, wiederholte Leopold jenen Befehl, und nahm Zeugen, daß er ihn gegeben. Seine Abſicht konnte dabei nur ſein, den Miniſter von Münchow durch ſchnelleren Abgang der für Neiße beſtimmten Vorräthe in Verlegenheit zu bringen. Er zürnte ſeinen Untergebenen, welche durch unzeitigen Einwand ſeinem Sinne widerſprachen. Indeß war gegen die Augenſcheinlichkeit der Dinge nichts auszurichten; der Markgraf ſchrieb gleich nach ſeiner Ankunft, es ſei an Lebensmitteln in Troppau der größte Ueberfluß, und die Wagenſendung unterblieb, ohne daß Leopold etwas darüber ſagen konnte. Noch einen Verdruß andrer Art hatte er zu beſtehn. Des Königs Befehl zufolge ſollte der General von Lehwald mit 10,000. Mann in die Grafſchaft Glatz einrücken, und dieſelbe vom Feinde reinigen. Leopold hätte dieſen Auftrag ſeinem Sohne Moritz

gern zugewandt, allein die Ausführung war nicht aufzuschieben, und ehe die gewünschte Veränderung eintreten konnte, hatte Lehwald am 13. Februar bei Habelschwert den General Grafen Wenzel von Wallis gänzlich geschlagen, und unmittelbar darauf die ganze Grafschaft mit seinen Truppen wieder besetzt. Schlesien war auf diese Weise völlig wieder vom Feinde befreit.

Inmitten dieser Vorgänge wurde Leopold im Hauptquartier zu Neiße durch die unglücklichste Nachricht von Hause hart getroffen. Am 8. Februar kam ein Eilbote aus Dessau, und meldete, daß am 5. die Fürstin bedeutend erkrankt sei; einige Stunden später kam ein zweiter mit der Nachricht von ihrem Tode. Sie war 68. Jahr alt geworden. Leopold hatte niemals einen härteren Schlag erfahren, als diesen durch den unvermutheten Verlust der geliebten Gattin, der theuren Lebensgefährtin. Sein tiefstes Gefühl blieb indeß auch hier an den rauhesten Ausdruck gebannt; ihm stand nur Eine Sprechweise für all sein Inneres zu Gebot. Seine beiden Söhne Leopold Maximilian und Moritz befanden sich grade bei ihm in Neiße, der letztere krank daniederliegend. Mit heulendem Ungestüm drang er in das Krankenzimmer, und verkündete die Unglücksbotschaft, indem er zwi-

ſchen Greinen und Schluchzen ausrief: „Moriz, der Teufel hat deine Mutter geholt!“ Was ihm bei ſolchen Worten zu empfinden möglich war, zeigte ſein tiefer Kummer. Tagelang verließ er das Zimmer nicht, er weinte und wehklagte beſtändig, kein Schlaf kam in ſeine Augen, kaum daß er einige Nahrung genießen mochte. Er kam zuſehends von Kräften, und ſein Zuſtand erfüllte mit Beſorgniß. Nur die Kriegsangelegenheiten konnten ihn zu einiger Thätigkeit zurückrufen, ihrer Anforderung vermochte er ſich nicht zu entziehn. Gab es auch vor dem Feinde keine Beſchäftigung, ſo ging doch dieſelbe in den inneren Verhältniſſen des Heeres nicht aus. Ein an ſich unbedeutender Vorgang, den die ſchon erwähnte Lebensgeſchichte Schmettau's erzählt, läßt einen Blick in die Stellung und das Verfahren thun, zu welchen Leopolds Mißtrauen damals gebracht war. In der Mitte des Februars erhielt Schmettau vom Könige den Befehl, ſich nach Glatz zu dem General von Lehwald zu verfügen; er ſelbſt wußte nicht, was er dort ſolle, und konnte deßhalb auch Leopolden, bei dem er in Neiße durchreiſend ſich meldete, keine Auskunft darüber geben. Dieſer indeß glaubte, Schmettau wolle nur nicht, und hierdurch erbittert, befahl er heimlich dem

Poſtmeiſter, erſt nach einigen Stunden dem General die verlangten Pferde zu geben, und ſandte ſelber indeß einen Adjutanten eiligſt nach Glatz voraus, um dort den Zweck von Schmettau's Reiſe zu erfragen. Doch weder Lehwald, noch der unter ihm ſtehende General von Fouqué, welcher von Seiten des Königs ein beſonderes Vertrauen genoß, wußten das Geringſte davon. Vier Stunden ſpäter kam endlich Schmettau nach Glatz, und die Ungewißheit blieb dieſelbe. Leopolds Adjutant mußte unverrichteter Sache zurückkehren. Erſt am folgenden Tage brachte ein Brief des Königs an Lehwald den erſehnten Aufſchluß, Schmettau werde nach Glatz kommen, und habe dort die Quartiere der Truppen und deren Vorpoſten in neuer Aufſtellung anzuordnen. Nach vollendetem Geſchäft reiſte Schmettau durch Neiße wieder zurück, und konnte nunmehr Bericht von allem geben, doch ohne Leopolds einmal gefaßten Groll zu beſänftigen. In Troppau hatte man ſchon das Gerücht gehabt, Schmettau ſei bei ſeiner Ankunft in Glatz gefangen genommen, und auf die dortige Citadelle gebracht worden; ſolcher ſchlimmen Deutung erlag gleich alles, was dem Uebelwollen des alten Fürſten ausgeſetzt erſchien.

Die politiſchen Angelegenheiten hatten inzwiſchen eine neue Geſtalt gewonnen. Kaiſer Karl VII. war am 20. Januar 1745. geſtorben. Man hoffte den Krieg zwiſchen dem Könige von Preußen und der Königin von Ungarn nun baldigſt geendet zu ſehn, da deſſen eigentlicher Zweck mit jenem Todesfall erloſchen. Allein Maria Thereſia glaubte den Zeitpunkt günſtig, um Schleſien wieder zu erobern, und Friedrich war genöthigt, für die Erhaltung ſeines errungenen Beſitzes mit neuen Streitkräften im Felde zu erſcheinen. Mit dem Frühjahr ſetzte ſich alles in Bewegung. Der König kam den 26. März nach Neiße, und bezeigte Leopolden über ſeine Befehlführung die gröſte Zufriedenheit. In der That hatte derſelbe, ungeachtet ſeiner langſamen und oft unnöthigen Maßregeln, der Sache des Königs in dieſem Feldzuge trefflich gedient. Waren auch nicht alle Vortheile, die möglich geweſen, durch ihn erreicht, ſo hatten ſeine Vorkehrungen dagegen auch jeden Unfall abgewehrt, und durch Kraft und Nachdruck, die ſeinen kleinſten Handlungen inwohnten, auf die Truppen vortheilhaft gewirkt. Leopold hatte ſchriftlich bereits die Erlaubniß nachgeſucht, ſich für einige Zeit nach Deſſau zu begeben, und erhielt dieſelbe jetzt von dem Könige ſelbſt, zugleich aber den Auf-

trag, abermals ein Beobachtungsheer in der Gegend von Magdeburg zuſammenzuziehn, da ſowohl Hannover, als beſonders auch Sachſen neuerdings gegen Preußen eine bedrohende Haltung annahmen. Leopold verließ im April Schleſien, und begab ſich nach Hauſe, nicht aber nach Deſſau ſelbſt, weil er den Ort, wo ſeine Gemahlin geſtorben, in ſeiner Betrübniß nicht ſehen mochte, ſondern wählte zum Aufenthalt das Luſtſchloß Oranienbaum. Ungeachtet ſeiner geſchwächten Geſundheit unterzog er ſich theils hier, theils in Magdeburg, wohin er häufig reiſte, allen kriegeriſchen Arbeiten. Die Truppen kamen alsbald bei Magdeburg zuſammen, nahmen am 12. Auguſt ein Lager bei Gattersleben, dann am 26. bei Wieſigke, und nachdem eine Uebereinkunft mit Hannover, die am 26. Auguſt geſchloſſen worden, von dieſer Seite Sicherheit gegeben, zog am 31. Auguſt die ganze Macht nach Dieskau bei Halle, gegen die ſächſiſche Gränze, wo ſie viele Wochen unbeweglich im Lager ſtehen blieb. Eine anſehnliche ſächſiſche Truppenmacht ſtand zwiſchen Merſeburg und Leipzig; doch enthielt man ſich beiderſeits hier noch der Feindſeligkeiten. Friedrich indeß führte den Krieg in Böhmen mit neuem Glück und Ruhm; am 4. Juni hatte er die vereinten Oeſterreicher und Sachſen bei Hohenfriedberg ge-

ſchlagen, und am 30. September gewann er über die Oeſterreicher den Sieg bei Sorr und Trautenau. Durch die Verſtärkungen, welche der Prinz Dietrich von Anhalt-Deſſau und ſpäter der General von Gesler aus Böhmen herbeiführten, ſtieg inzwiſchen das Heer Leopolds bis zu 28,000. Mann. Die nahe Friedenshoffnung allein hielt den Hauptſchlag, zu welchem dieſe Truppenmacht gegen Sachſen beſtimmt war, gleichſam noch in der Schwebe. Die Uebereinkunft mit Hannover gewährleiſtete dem Könige den Beſitz von Schleſien; auf dieſer Grundlage ſchien, nach dem ſiegreichen Feldzuge in Böhmen, der Frieden, an welchem thätigſt gearbeitet wurde, unzweifelhaft. Der Winter verſprach wenigſtens eine vorläufige Ruhe. Unter dieſen Umſtänden wurde das Lager bei Dieskau den 15. Oktober wieder aufgehoben, und die Truppen kehrten in ihre verſchiedenen Standorte heim. Leopold begab ſich zuvörderſt nach Deſſau, dann aber zum Könige nach Berlin, wo er am 7. November eintraf. Schon Tages darauf aber, an welchem die eroberten Fahnen von Hohenfriedberg und Sorr in der Kirche aufgehangen wurden, gingen dem Könige geheime Nachrichten ein, welche plötzlich den kaum erhellten Geſichtskreis wieder verdunkelten. Im Augenblicke des größten Anſcheins zum Frie-

den betrieb der Hof von Dresden, durch den Miniſter Grafen von Brühl geleitet, gegen Preußen den verderbenvollſten Streich. Während Friedrich durch Verhandlungen eingewiegt ſchien, ſollten die unter dem Prinzen von Lothringen in Böhmen noch vereinigten Oeſterreicher und Sachſen durch die Lauſitz plötzlich in Schleſien einfallen, indeß zugleich ein andres Heer, zuſammengeſetzt aus 10,000. Oeſterreichern unter dem General Grafen von Grünne und 25,000. Sachſen unter dem General Grafen Rutowski, über Leipzig eben ſo unvermuthet und raſch gegen Magdeburg und Berlin vordränge. Der König von Preußen ſchien durch einen ſolchen doppelten Ueberfall in das Herz ſeiner Länder ohne Rettung verloren, man theilte ſich bereits in die Eroberungen. Allein Friedrichs Wachſamkeit wußte das Verderben, welches ihm bereitet wurde, zuvorkommend auf ſeine Feinde zurückzuſchleudern. Er theilte die empfangenen Nachrichten zuerſt Leopolden mit, der ihnen aber allen Glauben verſagte, und mit Eigenſinn und Trotz alle Gründe verwarf, welche der König für ihre Richtigkeit anführte. Nicht minder ungläubig erwies ſich der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten Graf von Podewils. Als der König Leopolden geſagt, daß er ihm den Oberbefehl des Hee-

res, welches bei Halle neuerdings verſammelt werden ſolle, wieder übertrage, konnte dieſer zwar die Begierde, an der Spitze jener Truppen neuen Kriegsruhm zu ärnten, nicht verhehlen, aber ohne darum in der Hauptſache nachgiebiger zu werden. Der König mußte ſein Anſehn gebrauchen, und ihm endlich mit aller Strenge befehlen, die nöthigen Anſtalten zur ſchleunigſten Wiedererrichtung des kaum aufgehobenen Heereslagers bei Halle ſogleich zu treffen. Friedrichs Plan war ſchnell gemacht. Leopold ſollte von Weſten her in Sachſen einbrechen, und den Truppen unter Grünne und Rutowski die Spitze bieten; er ſelbſt wollte von Schleſien aus in die Lauſitz einfallen, und dem Prinzen von Lothringen entgegengehn. Unbekümmert um die Erklärungen Rußlands, um die Gefahr ſelbſt, in welche die Hauptſtadt Berlin augenblicklich gerathen konnte, war Friedrich einzig bedacht, den Feind von beiden Flügeln her ſo ſchnell als möglich zu faſſen, und mit äußerſter Kraftanſtrengung zu überwältigen; denn es galt hier zu ſiegen, oder alles zu verlieren. Leopold rieth anfangs dem Könige dringend ab, ſein Heer in Schleſien ſelbſt anzuführen, und nahm ſich dabei ſolch anmaßliche Freiheiten heraus, daß der König die Eiferſucht des alten Feldherrn zuletzt mit harten

Worten niederhalten mußte, und ihm trocken ſagte, er habe beſchloſſen, ſich an die Spitze ſeiner Truppen zu ſtellen, und wenn er, der Fürſt von Deſſau, einmal ſelbſt ein Kriegsheer unterhielte, ſo würde ihm dann auch freiſtehn, über deſſen Befehlführung zu verfügen. Nachdem die Sachen einmal ſolchen Beſchluß genommen, wandte Leopold ſich, zwar mißvergnügt, doch darum nicht minder eifrig, zur Erfüllung des Auftrages, der ihm zu Theil geworden. Mit außerordentlicher Schnelligkeit wurden die Truppen auf's neue bei Halle zuſammengezogen, am 20. November begab ſich Leopold ſelbſt dahin, und konnte gegen Ende des Monats die vollſtändige Heeresmacht muſtern. Der König hatte ſich inzwiſchen zu dem Heere nach Schleſien begeben, und nach einigen verſtellten Bewegungen am 23. November unvermuthet in der Lauſitz den Feldzug durch ein ſiegreiches Gefecht bei Katholiſch-Hennersdorf eröffnet, in Folge deſſen die vereinigte Heeresmacht des Prinzen von Lothringen ſich in großer Verwirrung wieder nach Böhmen zurückwandte.

Am 27. November empfing Leopold Nachricht von den glücklichen Fortſchritten des Königs in der Lauſitz, und zugleich den Befehl, nun auch ſeinerſeits unverzüglich nach Sachſen vorzurücken. Er

ſetzte alles dazu in Bereitſchaft, indem er zugleich über ſein wahres Vorhaben den Feind zu täuſchen ſuchte. Um glauben zu machen, er beabſichtige nur die Gränze zu decken, und wolle deßhalb wiederum rückwärts das Lager bei Wieſigke beziehen, ritt er am 28., begleitet von vielen Generalen, die Wege beſichtigen, welche dorthin führen, nahm Rückſprache wegen der Verpflegung, und beſtimmte ausführlich den Aufbruch der Truppenzüge. Am 29. aber in aller Frühe und tiefſter Stille brach das ganze Heer von Halle, aus dreien verſchiedenen Thoren, in der Richtung von Leipzig auf. Einige vorauseilende Reiterei jagte die ſächſiſchen Reiterſchaaren des Generals Sibilski vor ſich her, und die geſammte Truppenmacht, in angeſtrengtem Marſche nachfolgend, gelangte um 3. Uhr nachmittags vor das verſchanzte Lager der Sachſen bei Leipzig. Leopold erſah auf der Stelle deſſen Schwäche, und obwohl die Truppen ſehr ermüdet waren, befahl er dennoch ſogleich den Angriff. Der General von Bredow mit 8. Schwadronen Reiterei drang zuerſt ein, ihm folgte ein Theil des Fußvolks unter den beiden Prinzen Dietrich und Moritz von Deſſau. Die Preußen übernachteten, zum Theil innerhalb derſelben Verſchanzungen, an der Seite der Sachſen, welche faſt

ohne Widerſtand wichen, und während der Nacht in der Richtung von Eilenburg völlig abzogen, wohin ihr Geſchütz bereits vorausgegangen war. Am folgenden Tage beſetzte Leopold nach kurzer Unterhandlung die Stadt Leipzig, und am Abend auch die Pleißenburg. Hierauf, am 1. December, ſandte er einen Theil der Reiterei gegen Eilenburg vor, und folgte am 3. mit allen Truppen dahin nach. Am 4. December zog der Prinz Moritz an der Spitze von 400. Huſaren vor Torgau, wo ſich große Vorräthe, und in der Elbſchanze etwa 100. Mann Beſatzung befanden; am 5. wurde Torgau durch den General von Kalnein mit 4. preußiſchen Bataillons beſetzt, und am 6. kam Leopold mit den übrigen Truppen dahin. Hier blieb er, mit ſorgfältigen Verpflegsanſtalten beſchäftigt, einſtweilen ſtehn. Am 9. aber empfing er vom Könige den Befehl, ſo ſchleunig als möglich nach Meißen vorzugehn, wohin der König ſeinerſeits von Bautzen her den General von Lehwald mit 10. Bataillons und 10. Schwadronen vordringen ließ, um Leopolden die Hand zu bieten, und ſich der Elbbrücke von Meißen zu verſichern, welche für die Verbindung zwiſchen beiden Heeren von größter Wichtigkeit war. Lehwald drang über Königsbrück bis eine Meile von Meißen vor, allein die Elbe ging

ſtark mit Eis, und grade auf dieſer Seite fehlte ein Stück der Brücke, von Leopold aber, auf der andern Seite, war noch nichts zu ſehn. Seine Langſamkeit ſetzte die Ungeduld des Königs auf eine harte Probe; er hatte in 9. Tagen nur 9. Meilen gemacht; ſchlechte Wege und Schwierigkeiten in Herbeiſchaffung der nöthigen Wagen und Lebensmittel mußten die Schuld tragen. Friedrich aber ließ dieſe Entſchuldigung nicht gelten; in Halle war ein Magazin zu Leopolds Verfügung, ein andres in Leipzig genommen gleichfalls, ein drittes in Torgau, das ganze Land überdies zu allen Leiſtungen ſeinem Gebot eröffnet; er hatte kaum noch einen Feind vor ſich, denn die Oeſterreicher unter Grünne, welche grade auf Berlin hatten losgehn ſollen, waren auf die Nachricht von den Unfällen des Prinzen von Lothringen, die ſich mit jedem Tage mehrten, eiligſt nach dieſer Seite gezogen, und die Sachſen ſammelte Rutowski erſt bei Dresden, damit die ganze Heeresmacht der Verbündeten ſich dort alsdann vereinigte. Die Langſamkeit Leopolds, ſagt Friedrich der Groſe in der Geſchichte ſeiner Zeit, war demnach lediglich ſeinem Widerſpruchsgeiſt und ſeinem Alter zuzuſchreiben; er hätte nicht ungern die raſche Unternehmung in der Lauſitz für die glückliche Unbeſonnenheit eines

jungen Mannes gelten laſſen; er gab ſich ein Anſehn von Ueberlegung und Bedächtigkeit, welches verbunden mit ſeiner langjährigen Erfahrung, recht das Gegenſtück zu dem Feuer ſein ſollte, mit welchem der König ſeine Kriegsbewegungen betrieb. Dieſes Urtheil Friedrichs wird durch alles, was wir ſonſt ſchon wiſſen, nur zu ſehr beſtätigt. Leopold empfing von dem Könige ernſte Vorwürfe wegen ſeines bisherigen Zauderns, und die ſtrengſten Befehle, jetzt raſch nach Meißen vorzurücken. Er ſetzte ſich demzufolge am 11. mit ſeinen Truppen in Bewegung, und verſprach am 12. in Meißen zu ſein. Durch zwei Gewaltmärſche, die auch in beſſerer Jahreszeit noch ſehr ſtark geweſen wären, erreichte er dieſes Ziel zur beſtimmten Zeit, und beſetzte Stadt und Schloß, indem einige ſächſiſche Grenadierbataillons unter dem General von Ahlenbeck ſich eiligſt wegzogen, ohne die Brücke völlig zu zerſtören. Leopold ritt ſogleich hinzu, und befahl die ſchleunigſte Herſtellung des abgebrochenen Theils. Die Truppen ſchickten ſich unterdeß an, noch denſelben Abend durch Meißen durchzuziehen, und jenſeits der Stadt in der Ebne ausgerückt zu lagern. Der linke Flügel der Reiterei hatte hiebei einen Hohlweg zurückzulegen, der große Zögerung verurſachte; nur Mann für Mann

konnten die Reiter hindurch, indem eine lange Reihe von Wagen mit Mehl und Brot beladen, welche Leopold unnöthigerweise von Torgau mitschleppen ließ, eine Zeitlang die Stockung vermehrte. Die beiden Dragonerregimenter Röhl und Holstein, welche den Zug beschlossen, hatten bereits über 12. Stunden zu Pferde zugebracht, und waren bei der äußerst durchdringenden Kälte in Erwartung ihrer Reihe, die noch ziemlich entfernt schien, endlich abgesessen. Da brachen plötzlich aus einem dichten Walde zwei sächsische Reiterregimenter unter dem General Sibilski hervor, stürzten auf die Unvorbereiteten, warfen alles in Unordnung übereinander, und nahmen 180. Gefangene nebst 3. Standarten und 2. Paar Pauken mit fort; der General von Röhl, der in seinem Wagen folgte, und vergebens dem Unheil steuern wollte, verlor dabei das Leben. Friedrich der Große führt ausdrücklich dieses Ereigniß an, um zu zeigen, daß die große Langsamkeit und Vorsicht dennoch zu Zeiten das Nöthige verabsäumen konnte, der Wald nämlich, in welchem der Feind sich versteckt gehalten, war ungeachtet seiner Nähe nicht durchsucht worden. Am 13. December endlich konnte der General von Lehwald mit seinen Truppen, unter welchen auch Leopolds Regiment war, über die hergestellte

geſtellte Brücke von Meißen auf das linke Elbufer herüberziehen; durch dieſe Verſtärkung ſtieg Leopolds Heer bis auf 34,000. Mann, und am 14. rückte er nun mit dieſer Macht, von dem Könige unaufhörlich geſpornt, der am nämlichen Tage in Königsbrück eintraf, bis Rohrsdorf vor, wo die Truppen, trotz der ungeheuren Kälte, die Nacht unter freiem Himmel lagerten. An demſelben Tage kam auch der Prinz von Lothringen mit ſeinem Heere bei Dresden an, fand jedoch gleich über die weitläuftigen Quartiere zu klagen, welche die ſächſiſche Behörde ſeinen Truppen angewieſen, warnte Rutowski'n wegen der Annäherung der Preußen und erbat ſich ſchleunigſte Meldung, im Fall ihr Angriff nöthig machte, daß er zu Hülfe käme. Rutowski jedoch antwortete, die Preußen würden ihn in ſeiner feſten Stellung nimmermehr angreifen, und wenn ſie es thäten, würde er ihnen, ohne den Beiſtand des Prinzen, gewachſen ſein. Der König inzwiſchen rückte in der Nacht nach Meißen, und hielt mit ſeinen Truppen beide Elbufer beſetzt, um für jedes Ereigniß vorbereitet zu ſein. Leopold empfing wiederholte Befehle vorzugehn und anzugreifen.

In aller Frühe am 15. December brach Leopold von Rohrsdorf in vier Truppenzügen auf,

und nahm über Wilsdruf den graden Weg nach Dresden. Sein Vortrab ſtieß bald auf die Reiter des Generals Sibilski, und jagte dieſelben vor ſich her bis gegen Keſſelsdorf. Leopold folgte mit der Hauptmacht unmittelbar, und hatte gegen Mittag das feindliche Heer in Schlachtordnung vor Augen. Dieſelbe erſtreckte ſich rechts von Keſſelsdorf, wo der linke Flügel der Sachſen ſich feſtgeſetzt, auf günſtigen Anhöhen hinter einer Schlucht, welche dicht vor Keſſelsdorf anfangend ſich tiefer und tiefer gegen die Elbe fortzog, bis zu der Höhe vor dem Dorfe Bennerich, welche dem rechten Flügel der Sachſen zum Anhalt diente; von hier bis zur Elbe ſelbſt, durch die zunehmend vertiefte Schlucht nur ſtets noch beſſer gedeckt, ſtanden die Oeſterreicher, 10. Bataillons ſtark, unter dem General von Grünne. Die ganze unter dem Oberbefehle des Grafen Rutowski hier vereinigte Macht betrug über 35,000. Mann. Vor dieſer feſten Linie lag in der Tiefe das Dorf Zöllmen, beſetzt von 1000. Mann Warasdinern; die ganze Stellung, durch aufgepflanztes Geſchütz — man zählte 54. ſchwere Kanonen und 44. Geſchwindſtücke — auf allen Punkten wohl vertheidigt, erſchien faſt unangreifbar. In Keſſelsdorf ſelbſt waren 7. Bataillons ſächſiſcher und öſterreichiſcher

Grenadiere und das schöne Regiment Rutowski hinter Zäunen und Hecken vortheilhaft aufgestellt, unter dem Schutze von 28. Stücken Geschüz, welche rechts und links die Zugänge bestrichen; links von Kesselsdorf, wo der Boden in Fläche überging, standen 12. Schwadronen Dragoner als Rückhalt, die übrige Reiterei war hinter der Schlachtordnung vertheilt. Sobald Leopold mit eignen Augen diese Stellung des Feindes überschaut hatte, war er sogleich entschlossen, und befahl ohne Verzug den Angriff. Er war der Vorwürfe überdrüssig, und wollte in einem Hauptschlage zeigen, was seine Tapferkeit und Kriegskunst werth sei. In seiner soldatischen Kraftsprache verhieß er, jezt wolle er in Sachsen einen Gestank ausgehn lassen, den man viele Jahre zu riechen haben solle. Die Truppen erhielten Befehl in drei Treffen sich zur Schlacht zu ordnen. Dies mußte längs der feindlichen Stellung von deren linken Flügel her im wirksamsten Geschüzfeuer geschehn, und wurde unter Kriegsmusik, die den Dessauer Marsch spielte, mit strengster Ordnung und ruhigster Fassung ausgeführt. Um 2. Uhr Nachmittags erst war der Aufmarsch vollendet, und an dem kurzen Wintertage keine Zeit mehr zu verlieren. Leopold hatte sogleich erkannt, daß

Kesselsdorf der Schlüssel der ganzen Stellung und dessen Besitz für den Ausgang des Tages entscheidend sei; dahin richtete er demnach unverzüglich den vollen Angriff seines rechten Flügels. Indem die ganze Linie der Preußen mächtigst anrückte, setzte Leopold sich an die Spitze dreier Grenadierbataillons unterstützt von dreien Bataillons seines Regiments, richtete laut gen Himmel das Gebet: „Lieber Gott, steh mir heute gnädig bei, oder, willst du mir diesmal nicht beistehn, so hilf wenigstens auch dem Schurken von Feind nicht, sondern sieh wie's kommt!" rief dann mit gezogenem Degen: „In Gottes Namen! Marsch!" und führte den Angriff gradezu gegen die Spitze von Kesselsdorf. Unter dem General von Herzberg rückten die tapfern Grenadiere, mit entblößter Brust und scharfgeschultertem Gewehr, bergan auf ungünstigem Boden, ohne einen Schuß zu thun, todverachtend gegen die Mündung der Kanonen vor. Furchtbares Kartätschenfeuer schlug verwüstend in ihre Reihen, nicht minder verderblich das Gewehrfeuer der feindlichen Grenadiere. Zu gleicher Zeit mußten der General von Lehwald mit Fußvolk, und der General von Gesler mit 3. Regimentern Reiterei gegen die linke Seite von Kesselsdorf vordringen, so daß der ganze Angriff einen Haken bildete.

Mit größter Entſchloſſenheit, unter dem grimmen Zurufe Leopolds, erſtiegen jene Bataillons die Höhe, und trachteten in das Dorf einzudringen, ſchon hatten ſie 5. ſächſiſche Kanonen, die vor dem Dorfe ſtanden, ſtürmend genommen; aber der Hagel von Kugeln, der ihnen entgegen ſchlug, nahm ganze Reihen hinweg, der General von Herzberg fiel tödtlich getroffen, mit ihm eine Menge der beſten Offiziere, und die zertrümmerten Schaaren wichen zurück; auf's neue führte ſie Leopold zürnend gegen die Batterieen vor; reichlich färbte den Boden das Blut der Preußen, welches der Froſt in Eis verwandelte, daß noch 14. Tage nachher gefrorne Pfützen davon zu ſehen waren; breite Oeffnungen in den Reihen zeigten erſchreckend den mit jedem Augenblick furchtbar zunehmenden Verluſt. Unaufhörlich ſchmetterte das feindliche Geſchütz, dem das tapferſte Fußvolk nutzlos zum Opfer fiel; das preußiſche Geſchütz war theils noch zurück, theils wegen des ungünſtigen Bodens nicht zu gebrauchen. Dem Feinde ſeinen Vortheil zu rauben, und Muth und Kräfte zu neuem Angriffe zu ſammeln, zog Leopold ſeine Leute etwas rechtshin zurück. Dieſes Zurückgehn geſchah nicht in beſter Ordnung; die Sachſen und Oeſterreicher, den Sieg entſchieden glaubend, vergaßen Rutowski's ſtrengen

Befehl, ihre angewiesene Stellung in keinem Falle zu verlassen, und stürzten, um die fliehenden Preußen zu verfolgen, Victoria rufend aus dem Dorfe hervor. Die österreichischen Grenadiere fingen an die Gefallenen zu plündern; das Regiment Rutowski kam vor die eignen Batterieen, und machte dadurch deren Feuer schweigen. Diesen Augenblick hatte Leopold erwartet, und benutzte ihn mit rascher Entschlossenheit. Als Rückhalt seiner 6. Bataillons war das Dragonerregiment Bonin aufgestellt; schleunig befahl er dem Obersten von Lüderitz, der dasselbe befehligte, in die getrennten Reihen des Feindes einzubrechen, und augenblicklich folgte die Ausführung. Dem Ungestüm des plötzlichen Reiterangriffs widerstand das überraschte Fußvolk nicht, die meisten wurden niedergehauen oder gefangen, die übrigen flohen verwirrt zurück. Mit dem gesammten Fußvolke des preußischen rechten Flügels stürmte Leopold hinterher, und drang nun von allen Seiten ungestüm in das Dorf ein, dessen er sich bemächtigte, ehe der Feind wieder zur Fassung kam; die Kanoniere wurden niedergemacht, das sämmtliche Geschütz erobert; der General von Lehwald ließ die noch übrigen Truppen, welche Kesselsdorf vertheidigten, nach kurzem Gefecht das Gewehr strecken. Noch war

der Sieg indeß nur unvollkommen. Leopold verlor keinen Augenblick. Er ließ den General von Gesler mit der Reiterei des rechten Flügels das Dorf in der linken Seite, gegen welche derselbe von Anfang seine Richtung gehabt, vollends umgehn, und über die 12. Schwadronen sächsischer Dragoner herfallen, welche hier als Rückhalt aufgestellt waren; sie wurden im ersten Anlaufe so heftig geworfen, daß sie nicht wieder, trotz aller Bemühung, konnten zum Stehn kommen. Unaufhaltsam drang jetzt der ganze preußische rechte Flügel aufrollend die Stellung der Sachsen hinab, warf alles über den Haufen, was Widerstand leisten wollte, und trieb ganze Schaaren Flüchtiger vor sich her. Inzwischen hatte der preußische linke Flügel, unter dem Befehle des Prinzen Moritz von Dessau, mit dem Feinde über die Schlucht hinüber, welche zwischen beiden Schlachtordnungen trennend hinlief, ein heftiges Kanonenfeuer gewechselt, da die unwegsame Schwierigkeit des Bodens jede weitere Unternehmung versagte. Als jedoch der Sieg auf dem rechten Flügel sich so glänzend entschied, wollte das Fußvolk des linken nicht mehr zurückbleiben. Unter dem fürchterlichen Kugelregen des feindlichen Geschützes warfen sich zwei Regimenter, mit dem Gewehr zwischen den Beinen die jähen

Wände der Schlucht hinabrutschend, in die Thaltiefe, nahmen das Dorf Zöllmen, und stiegen auf der andern Seite, trotz Morast, Schnee und Gestein, den steilen Boden wieder hinan. Oben auf dem Rande angelangt, suchten sie schnell ihre gebrochenen Reihen herzustellen, und stürmten zu 30. bis 60. Mann, wie sie eben ankamen, gegen das feindliche Fußvolk, welches, verwirrt und erschrocken über diesen unerwarteten Anblick, schon zu weichen begann. Zwei sächsische Reiterregimenter aber stürzten in vollem Rennen auf die noch ungeordneten preußischen Haufen an, deren Vernichtung in diesem Zustand unvermeidlich schien; doch schnell, in Folge der bewundernswürdigsten Zucht und Uebung, waren die Preußen geschlossen und schußfertig, ließen die feindliche Reiterei dicht heran, und gaben ihr dann ein so wohlgeführtes Feuer, daß alles in schleunigste Flucht umkehrte. Von allen Seiten drangen nun die Preußen siegreich vor, ihr Gewehrfeuer that die entsetzlichste Wirkung; kein sächsisches Viereck hielt. Die gesammte sächsische Reiterei, etwa 50. Schwadronen, sollte sich entgegenwerfen, allein nichts war vermögend, nicht das Zureden der Generale, nicht das Beispiel des Herzogs von Weißenfels, der sich selbst an die Spitze stellte, diese Reiterei mit dem Degen

in der Faust zum Einhauen zu bringen; das Feuer einiger preußischen Batterieen, welche nach unsäglicher Mühsal endlich bergan vorrückten, zersprengte sie vollends; in schrecklichster Unordnung wurde die Flucht allgemein. Der schnelle Einbruch der Nacht hemmte die Verfolgung, zu welcher auch unter den Generalen von Wreech und von Rochow die Reiterei des preußischen linken Flügels, die wegen der Hindernisse des Erdreichs bisher unthätig geblieben, noch zuletzt herangekommen war. Der Sieg war vollständig, die Preußen übernachteten auf dem Wahlplatze, Leopold im Dorfe Bennerich, sein Regiment in den rauchenden Trümmern von Kesselsdorf. Die Sachsen hatten 3000. Todte verloren, und 7000. Verwundete, die größtentheils gefangen wurden, ferner 5. Fahnen und 3. Standarten, 1. Paar Pauken und 48. Kanonen. Der Verlust der Oesterreicher war am wenigsten beträchtlich, die Nacht begünstigte ihren Rückzug, ehe der Angriff sie ganz erreicht hatte. Der preußische Verlust wurde zu 1600. Todten und 3400. Verwundeten angegeben, nach sächsischen Berichten aber betrug er weit über das Doppelte, und in der That dürfte jene Angabe zu gering sein. Leopolds Regiment hatte verhältnißmäßig am meisten eingebüßt, er selbst hatte bei dem Sturm auf Kessels-

dorf drei Kugeln durch den Rock bekommen. Seine Anordnungen zur Schlacht, die Unerschrockenheit des Angriffs und die rasche Umsicht und Entschlossenheit, mit welchen er inmitten des Kampfes die Bewegungen gelenkt, zeigten den erfahrnen Meister seines Faches, den vollendeten Kriegshelden. Aufrichtig bekannte er indeß, der General von Gesler habe durch seine Reiterangriffe den größten Theil an dem ruhmvollen Tagewerke. Leopold hätte Kesselsdorf allerdings gleich von Anfang mehr umgehen, und mit minderem Verluste den Feind in Seite und Rücken angreifen können, allein es war dazu keine Zeit mehr übrig, der Tag war beinahe vergangen, und Leopold fürchtete nur immer, mit dessen noch wenigen Stunden die Gelegenheit zur Schlacht und zum Siege enteilen zu sehn.

Während Leopold die Schlacht von Kesselsdorf lieferte, harrte in Meißen voll peinlichster Ungewißheit der König auf Nachrichten. Man sah den Himmel feurig, man hörte den Kanonendonner. Friedrich ließ die Reiterei satteln, das Fußvolk in's Gewehr treten. Er schickte Streifpartheien aus, um zu erkunden, was vorginge, er ritt selbst mit einer Schaar Husaren weit auf der Straße von Dresden vor, mußte aber bald, wegen einbrechender Dunkelheit, nach Meißen zurück-

kehren. In der Nacht brachte ihm ein Offizier von Leopold die Siegesnachricht. Am folgenden Tage, den 16. December, rückte der König nun eiligſt zu Leopold heran, und hierauf die vereinigte Heeresmacht auf beiden Ufern der Elbe gegen Dresden vor. Noch 4500. Gefangene und zahlreiches Geſchütz fiel auf dem Wege dahin dem Sieger in die Hände. Am 17. beritt der König mit Leopold das Schlachtfeld, erſtaunte über die bezwungenen Schwierigkeiten, und bedauerte zwar den Tod ſo vieler tapfern Krieger, doch pries er laut Leopolds herrliche Waffenthat, überhäufte ihn mit Lobſprüchen, verzieh ihm ſein früheres Säumen, und unterließ nichts, was dem Ruhme des alten Feldherrn ſchmeicheln konnte. Jedem Staabsoffiziere des ſiegreichen Heeres ließ er 500. Thaler als Geſchenk reichen, Leopolden ſelbſt aber eine Summe von 50,000. Thalern. Noch viele andere Belohnungen und zahlreiche Beförderungen fanden Statt. Am 18. erfolgte der Einzug in Dresden, deſſen Einwohner ſchaarenweiſe aus den Thoren geſtrömt waren, um das Schlachtfeld und die Preußen zu ſehn. Der Hof war ſchon früher nach Prag geflüchtet; die öſterreichiſche Truppenmacht des Prinzen Karl von Lothringen befand ſich zwar ganz in der Nähe, nahm aber mit den Ueberreſten von

Rutowski's Truppen den Rückzug in's Gebirge nach der böhmischen Gränze. Die Schlacht von Kesselsdorf entschied schnell den ganzen Krieg; der Plan der Verbündeten gegen Preußen war vernichtet, und der Frieden, an welchem schon lange gearbeitet worden, wurde schon nach zehn Tagen, auf die Grundlage der hannöverschen Uebereinkunft, am 25. December 1745. zu Dresden glücklich abgeschlossen. Die preußischen Truppen räumten Sachsen, der König kehrte nach Berlin und Leopold nach Dessau zurück, wo er noch vor Ende des Decembers eintraf.

An dem Schlusse seiner Laufbahn, wo sonst dem Greise sogar Besitz und Werth frühgewonnenen Verdienstes schwankend und unsicher zu werden pflegen, sah Leopold durch die herrlichste Kriegsthat sich mit neuem höchsten Gewinn des unbestrittensten Ruhmes gekrönt; die Schlacht von Kesselsdorf drückte sich als ein Siegel auf alle seine früheren Heldenthaten, und beurkundete zugleich seine Würdigkeit, als untergehendes Gestirn neben dem aufgehenden des Königlichen Feldherrn noch zuletzt emporzustrahlen! Ungeachtet aber seines so frisch bethätigten Verdienstes, und der gerechten Anerkennung, welche ihm von dem Könige zu Theil wurde, mußte zwischen so verschiedenen Karakteren

und Stellungen viel Mißhelliges unausgeglichen bleiben. Leopold ſpannte die Saiten nur um ſo höher, der König wollte dies nur um ſo weniger gelten laſſen. Doch Friedrich der Große rief auch ſolche übellaunige Verhältniſſe nach ſeiner Geiſtesart gern in das heitere Gebiet des Scherzes zurück. Leopold war ſeinerſeits dem kleinen Kriege des Umgangs nicht abgeneigt, und durch ſein ganzes Weſen zum Urheber und Gegenſtande neckender Angriffe gleich geeignet. Er hieß, wie er wußte, nicht bei den Soldaten allein der alte Schnurrbart; auch der König und die Prinzen nannten ihn mit dieſem und andern Spottnamen, wie z. B. der alte Fuhrmann, weil ſie behaupteten, daß er die Manieren und das Anſehn eines ſolchen, mehr als eines Feldmarſchalls, habe. Der Ausdruck ſolcher Neckereien überraſchte nicht ſelten an ungewöhnlicher Stelle. So ſchenkte z. B. der König als ein ſchmeichelhaftes Andenken der gewonnenen Schlacht Leopolden einen genauen Plan derſelben, ſo ſchön gezeichnet als prächtig verziert; als Schildhalter des Titels aber war in der Ecke ein alter Kater mit einem ungeheuern Barte angebracht; ein Scherz, der in ſeiner Anſpielung hinreichende Deutlichkeit, im Grunde jedoch, nach beiderſeitiger Sinnesart, keine ſonderliche Ungebühr hatte. Doch nicht immer

blieb der unzuverläugnende Widerſtreit in ſolchen Schranken. Der König nährte vielfache Unzufriedenheit, in deren Stimmung frühere Eindrücke leicht wiedererwachen konnten, woraus vielleicht das härtere Urtheil zu erklären iſt, welches er zuletzt über Leopold gefällt und in ſeinen Schriften hinterlaſſen hat. Das beſte Vernehmen, welches ſich äußerlich erhielt, konnte den tieferen Zwieſpalt, der innerlich gegeben war, nicht ganz verhüllen, und es ergab ſich gleichſam von ſelbſt, und ohne bemerkliche Abſicht, daß Leopold ſich fernerhin mehr in Deſſau, als in Berlin, aufhielt. Auch fand er dorten genugſame Beſchäftigung. Die Waffenübungen ſeines Regiments in Halle kehrten nach dem Frieden, wie ehemals, zu ihrem gewohnten regelmäßigen Verlaufe zurück; ſogar war Verſäumtes nachzuholen, außer Acht Gelaſſenes einzuſchärfen; durch ſo viel glänzende Kriegsergebniſſe wurde die Zucht und Uebung, welche ſolch herrliche Früchte getragen, nur in deſto höheren Werth geſtellt. Faſt mehr noch, als die Truppen, nahmen Leopolds Aufmerkſamkeit jetzt ſeine Wirthſchaftsſachen in Anſpruch. Durch den Tod der Fürſtin, ſeiner Gemahlin, war in der Verwaltung ſeiner Angelegenheiten eine große Lücke fühlbar geworden; unverdroſſen wandte er ſeine Thätigkeit auf dieſe Ge-

genſtände, und arbeitete in ſeinem hohen Alter, wie ehemals, eifrig an Vermehrung ſeiner Güter und Einkünfte. Treflich unterſtützte ihn hiebei die Gewandheit und Einſicht eines jungen Mannes, deſſen mit einigen Worten hier gedacht werden muß. Franz von Brenkenhof war in früher Jugend als Page zu Leopold nach Deſſau gekommen; dieſer urtheilte ſcharfſichtig von ihm, daß nach ſeinen außerordentlichen Anlagen er ein großer brauchbarer Mann, oder ein ausgemachter Böſewicht werden würde; um ihn zu dem erſteren zu machen, ſchlug er einen eignen Weg ein. Allen gelehrten Unterricht in Wiſſenſchaften und Sprachen, ohne welchen er ſelbſt ſein Lebelang ſich gut beholfen, tief verachtend, wandte er ſeine ganze Erziehung auf praktiſche Entwickelung; aber auch hierin nahm er einen beſonderen Gang. In den erſten Jahren hatte Brenkenhof die ſtärkſten Prüfungen der ſtrengſten Eingezogenheit und des thätigſten Gehorſams zu beſtehn. Tag und Nacht mußte er in Leopolds Vorzimmer ſein, jedes Auftrags in jeder Art gewärtig, zu jedem Dienſte bereit. Keinen andern Umgang durfte er haben, als mit ſeinem Herrn, in deſſen Willen ſein eigner ſich ganz verlieren mußte. Als er mehr heran gewachſen war, und genug geprüft und abgehärtet ſchien,

gab ihm Leopold mehrere Freiheit, faßte bald ein unbedingtes Zutrauen zu ihm, und übergab ihm seine wichtigsten Geschäfte, sowohl in Finanzsachen als in Kriegsangelegenheiten. Nichts geschah im ganzen Fürstenthume, wobei nicht Brenkenhof als erklärter Vertrauter des Fürsten durch Rath und That mitgewirkt hätte; seine Berichte fanden stets Glauben, sein Urtheil gab meist Entscheidung. Der Page hatte nicht nur das Ansehn, sondern auch die Arbeit eines Ministers; daß er dieser mißlichen Stellung neben der höchsten Zufriedenheit seines Herrn auch den Ruf der seltensten Rechtschaffenheit und die allgemeine Liebe des Volks erwarb, rechtfertigte die Menschenkenntniß, mit welcher Leopold hier scharfblickend gewählt hatte. Als der schlesische Krieg ausgebrochen, mußte Brenkenhof in Pagenuniform den Dienst eines Generaladjutanten versehn, und zeigte sich im Kriegswesen nicht minder brauchbar, als in Verwaltungssachen. Oft mußte er mit einigen Husaren den Feind erkunden, und seine Berichte waren stets die zuverlässigsten. Er wünschte Offizier zu werden, allein Leopold meinte, wenn jener dem Feinde in die Hände fiele, wie bei den vielen gefahrvollen Aufträgen leicht möglich, würde er als Offizier kriegsgefangen bleiben, als Page dagegen gleich freigegeben werden,

den, und behielt ihn demnach als Pagen. Einſt fiel der nun ſchon zwanzigjährige Jüngling wegen ſeiner Größe dem König in die Augen, der Leopolden fragte, warum derſelbe noch nicht Offizier ſei? Dieſer antwortete durch eine Ausflucht, ſandte aber ſeinen Pagen augenblicklich nach Deſſau zurück, damit dergleichen nicht wieder vorkäme. Durch des Jünglings eignes Bitten überwunden, machte er ihn endlich bei Errichtung eines neuen Regiments zum Premierlieutenant, aber bald empfand er Reue, und ſchon nach vierundzwanzig Stunden ließ er ihn vom Regimente zurückholen, und wiederum Page ſein. Dies blieb Brenkenhof bis zum fünfundzwanzigſten Jahre, da er plötzlich im Jahre 1745. vom Pagen zum Oberſtallmeiſter befördert wurde, und nun auch dem Range nach in die höheren Verhältniſſe trat, die dem Weſen nach ſchon längſt die ſeinigen waren. Brenkenhof wurde ſpäter Theilhaber an den Lieferungen, welche Schimmelmann für das preußiſche Heer übernommen hatte, und gewann dabei anſehnlich. Dann trat er als Geheimer Oberfinanzrath in preußiſche Dienſte, wo ſeine raſtloſe Thätigkeit und ſein geſegneter Eifer in tauſend gemeinnützigen Anſtalten und Schöpfungen rühmlichſt kund geworden ſind,

und ihm noch jetzt verdienen, zu Ehren Leopolds als ſeinen Zögling hier genannt zu werden.

Im April des Jahres 1746. verwahrte Leopold durch eine dem Reichstage zu Regensburg eingereichte Schrift ſein Recht als erſter Reichsfeldmarſchall, weil er vernommen, daß der Prinz Karl von Lothringen bei ſeiner Bewerbung um die Reichsfeldmarſchallswürde die erſte Stelle nachſuchte, und ihm jenen durch das Dienſtalter beſtimmten Rang dadurch zu beeinträchtigen drohte. Der Reichstag behielt Leopolden ſeine Gerechtſame vor, und damit war endlich abgethan, was dieſem von jener ſo bedingten Ehrenſtelle, deren ſeltne Wirkſamkeit kaum irgend als eine erfreuliche zu hoffen war, Befriedigendes zu Theil werden ſollte. Unter gewohnten Beſchäftigungen verging das genannte Jahr. Leopold genoß einer feſten Geſundheit, und weder Alter noch Kriegsmühen ſchienen ſeinen Geiſt und ſeine Rüſtigkeit geſchwächt zu haben. Im Januar 1747. reiſte er wieder nach Berlin, um dem Könige ſeine Aufwartung zu machen, mit welchem, wie mit dem ganzen Königlichen Hauſe, ſich ein leidlich gutes Vernehmen darſtellte. Nach ſeiner Rückkunft in Deſſau beſchäftigte er ſich mit einer dritten Abfaſſung ſeines Teſtaments, welches er darauf, wie ſchon früher, bei dem Magiſtrate

der Stadt Leipzig in Verwahrung gab. Noch immer versprach seine Gesundheit gute Dauer. Am 7. April aber befiel ihn unmittelbar nach der Mittagstafel ein heftiger Schlagfluß, der ihm plötzlich den Gebrauch aller Sinne nahm. Aus diesem schmerzlosen Unbewußtsein erwachte er nicht mehr, sondern verschied früh am 9. April 1747. im einundsiebzigsten Jahre seines Alters. Sein Leichenbegängniß wurde am 25. Juli ohne sonstige Pracht, aber mit kriegerischer Feierlichkeit gehalten, wie er sie zum Theil selbst verordnet hatte. In einem Sarge von Zinn, an welchem in halber Mannesgröße Grenadiere, die denselben zu tragen scheinen, als Verzierung angebracht worden, wurde der Körper in einer Kapelle ausgestellt, und das Regiment des Verstorbenen, von Halle herbeigerufen, mußte vorüberziehen, damit jeder Soldat noch einmal seinen gewesenen Feldherrn sehen möchte. Unter dreimaliger Abfeurung von 12. Kanonen, die von Magdeburg gekommen, und dreimaligem Gewehrfeuer des Regiments erfolgte dann die Beisetzung. Eine Leichenrede hatte er verboten.

Ueber Leopold schrieb am 12. April, wenige Tage nach dessen Tode, der Prinz August Wilhelm von Preußen, ältester Bruder Friedrichs des Großen, in einem vertraulichen Briefe an den General

von Fouqué, den ehemaligen Pagen und Zögling des Verſtorbenen: — „Le mort du vieux roulier a été si inopinée, qu'il n'a pas eu le temps de proférer le moindre signe, lorsqu'il se sentait mourir. Je crois que tout militaire doit le plaindre, ayant été dans cet art un grand homme. Si l'humanité avait accompagné sa valeur et son esprit, il aurait été parfait. Mais le destin n'accorde pas aux hommes la réunion de toutes les vertus; heureux, si le vice ne l'emporte point sur les bonnes qualités. Je ne trouve pas à ma portée de juger en ce cas le défunt, et je me contente de le plaindre militairement." — Noch entſchiedener urtheilt über Leopold in demſelben Sinne Friedrich der Große in den Mémoires de Brandebourg: „Le prince d'Anhalt était un homme d'un caractère violent et entier; vif, mais sage dans ses entreprises, qui avec la valeur d'un héros avait l'expérience des plus belles campagnes du prince Eugène. Ses moeurs étaient féroces, son ambition démesurée; savant dans l'art des siéges, heureux guerrier, mauvais citoyen, et capable de toutes les entreprises des Marius et des Sylla, si la fortune avait favorisé son ambition de même que celle de ces Romains." Und an einer ſpä-

teren Stelle: „Au-dessus de tous les autres généraux, s'élevait le prince d'Anhalt; il avait par devers lui les actions les plus brillantes, et la confiance générale des troupes; ce fut lui qui sauva l'armée de Styrum à Hoechstedt, par une belle retraite; ce fut lui qui contribua beaucoup au gain de la seconde bataille de Hoechstedt si funeste aux Français, et ce fut lui que le prince Eugène reconnût comme l'auteur principal de la victoire de Turin. Ce prince joignit beaucoup de prudence à une rare valeur; mais avec beaucoup de grandes qualités il n'en avait guères de bonnes.“ — Die Schilderung, welche die Markgräfin von Baireuth von Leopold entwirft, ſtimmt mit den obigen im Allgemeinen überein; merkwürdig aber iſt von dieſer Prinzeſſin, die ſeine Gönnerin nicht war, der Zuſatz: „Son esprit est cultivé et très-agréable dans la conversation quand il le veut.“ Auch Pöllnitz giebt, gleich den Vorhergenannten in ſeinen Denkwürdigkeiten Leopolden daſſelbe Lob, denſelben Tadel. Was Berenhorſt über ihn ſagt, theilt ſich auf gleiche Art nach beiden Seiten. In der langen Reihe ſeines thatvollen Lebens konnte noch während deſſelben das Urtheil der Zeitgenoſſen über ihn ſich ziemlich feſtſtellen, und die Folgezeit

findet über ſeinen Karakter ſchwerlich neue Aufſchlüſſe zu ertheilen. Sein Helbenmuth und ſeine Kriegstüchtigkeit ſtehn unbeſtritten in erſter Linie; ſeine ſoldatiſche Perſönlichkeit ſchritt durch die Welt als eine Geſtalt, deren Erſcheinung die ungebundene Kraft und Naivetät einer weit entlegenen Vorzeit mit den beſchränkenden Anforderungen eines modern pedantiſchen Zeitalters zu verbinden hatte. In der That erſchien er den Truppen als ein Weſen höherer Art; den untergeordneten Zeugen des entflammten Eifers und eiſernen Trotzes, mit welchen er in Kampf und Gefahr ſtürzte, mochte es nicht zu verargen ſein, wenn ſie den unerſchrockenen Feldherrn, der in 22. Schlachten und 27. Belagerungen nur Einmal durch einen Streifſchuß verwundet worden, für kugelfeſt und mit Zauberemächten im Bunde hielten. —

Von Leopolds Perſon ergiebt ſich aus gleichzeitigen Nachrichten folgende Darſtellung: „Seine Leibesgeſtalt iſt über die gewöhnliche Größe, anſehnlich und wohlgebildet. Der Ausdruck ſeines Geſichts hat etwas Glückliches und Nachdenkliches, zugleich aber auch Furchtbares, dem man gern ausweichen mag. Aus ſeinen Augen leuchtet ein Feuer, das ihn gleich zu erkennen giebt. Obgleich die Hagerkeit ſeines Geſichts von ſeinem Alter zeu-

get, ſo benimmt ſie ihm doch nichts von ſeiner natürlichen Lebhaftigkeit, die Schwärze deſſelben rührt theils vom Pulverdampfe, theils von rauher Luft und brennender Sonnenhitze her, denen er von Jugend auf beinahe täglich ausgeſetzt geweſen. Seine Stimme iſt durch häufiges Befehlführen bei den Truppenübungen zu einer durchdringenden Kräftigkeit ausgebildet; wenn er aber in Zorn geräth, ſo ſind ſeine Worte einem Donner gleich, und alles um ihn her hat zu erzittern, obwohl er ſich mit den Jahren mehr als in der Jugend zu mäßigen gelernt. Seine ſchwarzen Haare trägt er in einen Bandzopf eingebunden, welchen Putz er für einen Soldaten, der viel in Bewegung ſein muß, beſonders angemeſſen hält. Ein ſchwarzer Zwickelbart, und lange, zwanglos herabhängende Seitenhaare erhöhen die Scheu, welche ſein Anblick einflößt. In ſeiner Kleidung hält er ſich gering, und findet ein Belieben daran, durch nichts beſſer einherzugehn, als ein gemeiner Soldat von ſeinem Regimente; gewöhnlich trägt er mit ſeinem blautuchenen Rocke graue Beinkleider von grober Leinwand, nebſt dergleichen Weſte, wobei die Bruſt meiſt offen iſt. Auch ſeine Diener hält er ſehr einfach, und ſein Geräthe, wie ſeine Gewöhnung in Koſt und Lager, iſt alles von der Art eines

Mannes, dem Mangel und Ueberfluß, Hitze und Kälte, Anstrengung und Muße wenig Unterschied macht. Von aller Hoffahrt und gezwungenem Wesen, darinnen sonst große Herren zu leben pflegen, ist er ein abgesagter Feind, und verkehrt mit seiner Gemahlin und Kindern auf die unbefangenste Weise, desgleichen mit andern Fürsten und Herren, denen er wohl gar, besonders wenn sie nicht Soldaten sind, mit beleidigender Geringschätzung begegnet. Mit den Leuten aus dem Volk aber, und besonders mit den Soldaten, wenn sie nicht im Dienste sind, bezeigt er sich freundlich und zutraulich, wie er sich denn auch ihren Scherz oft gar wohl gefallen läßt. Er ist ein eifriger und beständiger Freund, treu in Erfüllung seines Wortes, das er jedoch nicht leichtsinnig zu geben pflegt; dagegen unversöhnlich als Feind gegen diejenigen, von welchen er glaubt, daß sie ihm widerstreben, oder ihn hin.. ..ngen haben. An Strenge in der Kriegszucht wird ihm schwerlich jemand beikommen; er will daß ihm schlechterdings gehorsamet werde, sowohl von den Soldaten, als von seinen Unterthanen, daher von letzteren, welchen er Besitz und Einkünfte zum Besten seiner Finanzen oft drückend ringerte, mit bittrem Scherze gesagt wird,

ſie ſeien zwar arm an Gütern, doch deſto reicher an Gehorſam.“

Seine Eigenſchaften ſind alle innerhalb der einmal gegebenen Aeußerungsweiſe zu erfaſſen. Wie das Schmachvollſte und Beleidigendſte zuweilen auch in den höflichſten Redensarten Platz finden mag, ſo kann auch in den roheſten ſich ein edler und liebevoller Gehalt verbergen. Zärtliches Gefühl und wahres Wohlwollen, wenn ſie in Leopolds Herzen aufſtiegen, fanden bei ihm keinen anderen Ausdruck, als den ſeiner täglichen, ſoldatiſchen Kernſprache. Als ein Beiſpiel ſolcher Art, wo unter ſchnöder Rauhigkeit ächt Menſchliches hervorbricht, mag noch folgender Zug hier ſtehn. Auf ſeinen Feldzügen forderte Leopold einſt in Romnitz, einem Dorf in Schleſien, wohin er gerathen war, einen Wegweiſer, und erhielt, vermuthlich als den kundigſten Mann des Ortes, den Sauhirten. Der Fürſt hieß ihn zu ſich in den Karren ſteigen, wie er ſeine Kaleſche nannte. Dem Gewaltigen zur Seite fühlte ſich der arme Kerl nicht wenig beklemmt, und wagte nicht die Füße in den Wagen zu ziehen. Eine Weile ſah der Deſſauer der Sache zu, dann aber ſchnauzte er den Gefährten an: „Saukerl, ſtreck die Poten herein, wie ſich ziemt; denkſt du, daß die meinigen von

Marzepan ſind?“ In gleicher Weiſe gab ſich ſeine Religioſität zu erkennen. Er gehörte zur reformirten Kirche. Was aber im Einzelnen zu glauben ſei, ließ er wohl dahingeſtellt, und fand ſich ohne genaue Rechnung lieber im Ganzen ab, indem er eines allgemeinen guten Vernehmens mit dem höchſten Weſen nicht zu ermangeln meinte. Sein oben angeführtes Gebet bei der Krankheit ſeiner Tochter in Bernburg iſt in dieſem Bezuge höchſt bezeichnend. Unter dem Könige Friedrich Wilhelm I. war im preußiſchen Heere der Beſuch der Kirche und die Haltung von Gebeten ein Theil der Dienſtordnung, und Leopold duldete in dieſem Dienſte, wie in jedem andern, keine Läſſigkeit. Als unter Friedrich dem Großen dieſe Richtung im Heere dennoch merklich nachließ, war er damit unzufrieden, und pflegte zu ſagen: „Ein Soldat ohne Gottesfurcht iſt nur ein Maths!“ Sein beſonderes Wohlgefallen an dem Liede Luthers „Eine feſte Burg iſt unſer Gott“ auszuſprechen, gab es für ihn kein kräftigeres Wort, als daß er jenes Lied „unſres Herrgotts Dragonermarſch“ nannte. Er hat, wie ſchon erwähnt, mehrere Kirchen erbaut. Predigten beſuchte er öfters, und fand dabei nach ſeiner Weiſe dann zu loben und zu tadeln. In den letzten Jahren ſeines Lebens ließ er zu

Deſſau in einem Zimmer des Schloſſes für ſich und ſeine Familie regelmäßig alle Sonntage predigen. Seine Gewaltſamkeit, die bis zur Unmenſchlichkeit ſteigen konnte, war in ſeinem Karakter derjenige Zug, welcher alles andre Schlimme zumeiſt hervorhob. Die Vorſtellung der Selbſthülfe war ſeiner Seele tief eingewurzelt. Die Zuſtände des Krieges, wo die kämpfende Gewalt das Recht bald entſcheiden, bald unterſtützen muß, übertrug er allzuleicht auf Verhältniſſe des Friedens, in welchen das Recht andre Wege und Hülfsmittel zu nehmen hat. Seine Leidenſchaft ging ſo weit, daß er in einem Streite mit dem Fürſten von Anhalt-Bernburg ſein preußiſches Regiment auf den Grund und Boden des Feindes führte, und daſelbſt alles niedertreten und verwüſten ließ; der höchſtgekränkte Fürſt eilte perſönlich herbei, aber vermochte kaum, nach dem heftigſten Auftritte, die Abſtellung des Frevels zu erlangen. Gegen Gleiche hätten die Fehden des Mittelalters der Gemüthsart Leopolds wohl entſprochen, gegen Untergebene that es noch die ſchonungsloſe Sitte ſeiner eignen Zeit. Daß Leopold kein Freund von Wiſſenſchaften und Künſten geweſen, iſt aus allem bisher Angeführten genugſam zu erachten; daß er ſie gehaßt, wäre zu viel geſagt, er nahm gar nicht ſo viel Kunde von

ihnen, als dazu erfordert gewesen wäre. Die Tonkunst allein, bei Jagd und Krieg unverkennbar ein Reiz- und Prachtmittel, fand in sofern etwas Gnade, die jedoch nicht die geringste Kenntniß mit sich führte. Einer einzigen Melodie war er mächtig geworden, der des Dessauer Marsches; nach ihr sang er in der Kirche all und jede geistliche Lieder, zum Staunen und Wunder der Anwesenden. Einst hörte er dem Spiele seiner Regimentsmusik mit vielem Vergnügen zu; plötzlich sieht er, daß zwei Waldhornisten aufhören zu blasen; mit funkelnden Augen tritt er vor sie hin: „Kanaillen, warum blast ihr nicht?" fragt er heftig. „Ew. Durchlaucht, antwortet der Beherztere, wir pausiren jetzt." Diese Frechheit ist ihm zu arg: „Warte, Kanaille, ruft er, ich will dich im Dienste pausiren lehren!" Und Stockschläge treiben die vermeinten Saumseligen eiligst wieder zur Arbeit an. Merkwürdig war bei Leopolds Art und Weise seine entschiedene Lust am Schreiben. Er schrieb selbst ungemein viel; im Hausarchive zu Dessau befinden sich ganze Ballen Briefe, Berichte und andere Schriften von seiner Hand. Er wagte sogar schriftstellerische Versuche; so schrieb er eigenhändig das Leben des preußischen Generals Ulrich von Stille, um das Andenken dieses ihm theuren Kriegsgefährten zu verewigen, fer-

ner verfaßte er auf den König Friedrich Wilhelm I. bald nach deſſen Tode eine Lobſchrift, worin er denſelben als einen unvergleichlichen Herrn und König ſchildert, endlich Denkwürdigkeiten ſeines eignen Lebens, die aber nur bis zum Jahre 1703. gehen. Dabei war ſeine Handſchrift von ſeltſamer Beſchaffenheit; nicht genug, daß die Züge ſeiner Buchſtaben kaum zu entwirren ſind, auch die Wahl und Fülle der letztern bringt in Noth; er ſchob in jede Silbe regelmäßig ein h ein, z. B. Gehnehrahllihnn, für: Generalin. Einſt hatte er einen Befehl geſchrieben, deſſen Inhalt der General, welcher ihn ausführen ſollte, ſchlechterdings nicht entziffern konnte. Ein Offizier mußte damit zu dem Fürſten zurück; großes Donnerwetter, und banges Harren auf Erklärung des Schreibens; aber dieſe wollte nicht erfolgen; auch Leopold ſelber konnte ſeine Handſchrift nicht leſen, und warf endlich voll Grimm den Zettel in's Feuer: „Aber Schwernoth, rief er, ich hab's auch nicht geſchrieben, daß ich es leſen ſoll, ſondern ihr!“ und gab hierauf den Befehl mündlich. Seine Sekretaire hatten mit ihm einen harten Stand. Im Jahre 1745. gab das Königliche Generaldirektorium in Berlin ihm den Dichter Gleim zum Stabsſekretair. In Oranienbaum ließ Leopold, im Hemde,

mit dem Rücken gegen den Kamin ſtehend, den Empfohlenen vor ſich, und fuhr ihn mit ſeiner gewaltigen Stimme an, ob er der Kerl ſei? Gleim faßte ſich, und antwortete kurz und barſch in demſelben Tone. Leopold ſtutzte; als er aber nach einiger Zeit den Sekretair mit allen Papieren, die er zur Unterſchrift brachte, zum Teufel ſchickte, weil es ihm jetzt nicht gelegen ſei, und Gleim dagegen mit ſcheltendem Poltern darauf beſtand, es ſolle und müſſe jetzt ſein, ſo ließ er es ſich gefallen, und hielt den Mann nur um ſo mehr in Ehren. Bald aber wurde Gleim noch anders erſchreckt. Im Lager von Dieskau hatte ein Jude, der als Kaufmann mit guten Päſſen reiſte, die aufgefahrenen Kanonen gezählt, wie ſchon viele Reiſende ohne Arg und Schaden gethan hatten; dieſen Unglücklichen aber traf es, als Kundſchafter feſtgenommen, und zum Tode verurtheilt zu werden. Gerechte Vorſtellungen gelangten an den alten Fürſten; als dieſer aber, ohne auf irgend neue Unterſuchung einzugehn, nur kurz antwortete: „Soll hängen!“ wurde Gleim für ſein eigenes Leben bange, und benutzte den nächſten Anlaß, ſich nach Magdeburg zu entfernen, wo er krank wurde, und darauf den Abſchied nahm.

Leopold hatte mit ſeiner Gemahlin zehn Kinder gezeugt, fünf Söhne und fünf Töchter. Der älteſte Prinz, Wilhelm Guſtav, ſtarb im Jahre 1737. an den Blattern; in der Krankheit erklärte er ſich mit Johanna Herrin, einem bürgerlichen Mädchen, heimlich vermählt. Der alte Fürſt verſprach für ſie und ihre Kinder beſte Sorge zu tragen, und behielt den älteſten der Söhne bei ſich. Leopold Maximilian, der zweite Prinz, wurde nunmehr der Nachfolger in der Regierung, die er nach des Vaters Tode ſogleich antrat; er hatte mit demſelben in den letzten Jahren nicht immer in völliger Einigkeit gelebt; zur Regierung gekommen, erwirkte er ſpäterhin bei dem Kaiſer, daß die Wittwe ſeines Bruders mit deſſen ſechs Söhnen und drei Töchtern in den Reichsgrafenſtand mit dem Namen von Anhalt erhoben wurden. Der dritte Prinz hieß Dietrich; der vierte Eugen. Moritz, der fünfte, war des Vaters beſonderer Liebling; ihn ließ er ohne allen Unterricht aufwachſen, um zu ſehn, was die Natur allein aus ihm machen würde. Schon im ſiebenten Jahre hielt er ihm eine Kompanie Knaben zur Uebung in den Waffen, König Friedrich Wilhelm beſoldete dieſelbe bis zum Jahre 1727. gleich andern Truppen. Moritz wuchs unter dem Spiel und Ernſte des Krieges heran, ohne

die geringſte Kenntniß von andern Dingen zu erlangen, und konnte ſelbſt als General weder leſen noch ſchreiben, obwohl er ſonſt offnen Kopf und guten Sinn hatte. Die Söhne ſämmtlich, wie ſchon erwähnt, waren Soldaten; ihre Erziehung, ſowohl in dieſem als in jedem andern Stücke, behielt ſich der Vater vor; auch folgten ſie ſeiner Kirche, der reformirten. Die Töchter dagegen blieben der Mutter überlaſſen, welche dieſelben mit größter Sorgfalt erziehen und unterrichten ließ; gleich ihr bekannten ſie ſich zur lutheriſchen Kirche. Die zweite Prinzeſſin, Luiſe, heirathete den regierenden Fürſten von Anhalt-Bernburg; die vierte, Leopoldine, den Markgrafen Friedrich Heinrich von Brandenburg-Schwedt; die übrigen drei ſtarben unverheirathet. Außer dieſen Kindern hinterließ Leopold auch zwei natürliche Söhne, die beiden Brüder von Berenhorſt, für welche er in der letzten Abfaſſung ſeines Teſtaments gute Fürſorge traf.

Die Natur hatte in Leopolds Perſönlichkeit eine merkwürdige Fülle kriegeriſcher Kraftwirkung zuſammengefaßt; er ſelbſt hat über ein halbes Jahrhundert dreien Königen von Preußen in Krieg und Frieden ruhmvoll gedient; das preußiſche Heer, die unerſchütterliche Grundlage des emporſteigenden preußiſchen Staates, war großentheils ſeine Schöpfung;

noch

noch lange führte, ſo wie der Deſſauer Marſch, auch ſein Kriegsgeiſt die Preußen zu Schlacht und Sieg; drei ſeiner Söhne, die Prinzen Leopold Maximilian, Dietrich und Moritz, wurden, gleich ihm, preußiſche Feldmarſchälle, und ſein Sohn Georg Heinrich von Berenhorſt erwarb den Ruhm desjenigen Schriftſtellers, der über die Kriegskunſt mit Einſicht und Gründlichkeit am geiſtreichſten geſchrieben hat. —

Leopolds Bild, von dem preußiſchen Hofmahler Anton Pesne gemahlt, befindet ſich auf dem Schloſſe zu Deſſau; ſein Ausdruck iſt heitere Kraft, von der man ſich bald angezogen bald abgeſchreckt fühlen muß. Seine eigenthümliche Kleidung iſt in dem Gemählde ganz nach der Wirklichkeit abgebildet, die preußiſche Feldmarſchallsuniform, und dazu grauleinene Unterkleider vom gröbſten Zeug und einfachſten Zuſchnitt. Seinen kleinen Hut ziert Eichenlaub, das alte brandenburgiſche Feldzeichen, welches von der Schlacht bei Warſchau unter dem großen Kurfürſten hergeleitet wird. Auf andern Bildern iſt ein Lorbeerzweig daraus geworden. Im Jahre 1790. ließ der Prinz Heinrich von Preußen zu Rheinsberg den Helden des preußiſchen Heeres ein Denkmal errichten, welches in ausführlichen Inſchriften viele würdige Namen, und unter dieſen, in erſter Reihe, auch den Ruhm Leopolds verherr-

licht. Im Jahre 1800. aber wurde zu Berlin, dem Königlichen Schloſſe gegenüber, im Luſtgarten ein Standbild Leopolds aufgeſtellt, welches der Bildhauer Gottfried Schadow nach dem Bilde von Anton Pesne in carrariſchem Marmor ausgeführt. Die Vorderſeite des Fußgeſtells hat folgende Inſchrift: „Dem Andenken des regierenden Fürſten Leopold von Anhalt-Deſſau, Königl. Preuß. General-Feldmarſchalls, weihet dieſes Denkmal Friedrich Wilhelm III. im dritten Jahre ſeiner Regierung.“ Die Rückſeite: „Siegreich leitete er die preußiſchen Hülfsvölker am Rhein, an der Donau, am Po. Er eroberte Stralſund und die Inſel Rügen. Die Schlacht bei Keſſelsdorf krönte ſeine kriegeriſche Laufbahn. Das preußiſche Heer verdankt ihm die ſtrenge Mannszucht und die Verbeſſerung ſeiner Krieger zu Fuß. Er lebte vom 3. Julius 1676. bis den 7. April 1747.“

Nachweiſung

der

gebrauchten Hülfsmittel.

Nachweiſung der gebrauchten Hülfsmittel.

Graf zur Lippe.

Mündliche und handſchriftliche Mittheilungen aus Weſtphalen.

Denkwürdigkeiten des Grafen Wilhelms zu Schaumburg-Lippe. Hannover, 1783. 8.

Vom Geh. Rath Schmalz. Eine beredte Darſtellung, und als ſolche auch jetzt noch alles Lobes werth, das ihr Zimmermann in ſeinem Buche von der Einſamkeit reichlich ertheilt.

Leben des regierenden Grafen Wilhelm zu Schaumburg-Lippe und Sternberg. Wien, 1789. 8.

Der Verfaſſer, der ſich unter der Vorrede Germanus unterzeichnet, iſt Karl Chriſtian Edler Herr und Graf zur Lippe-Weißenfeld. Er war Reichshofrath zu Wien, und verdient bei beſtimmten einzelnen Angaben, als wohlunterrichteter Verwandter des Helden, gewiß alles Zutrauen; im Ganzen jedoch iſt ſeine Arbeit, dem Inhalte wie dem Stile nach, allzu lobredneriſch, und in dieſer Art kein Muſter.

Verſuch einer kurzen und zuverläſſigen Lebensgeſchichte des Grafen Wilhelms von Schaumburg-Lippe zu Bückeburg.

In Bibra's Journal von u. für Deutſchland. 1789. 4. Stück 7. Der Verfaſſer iſt nicht genannt. Er ſcheint wohlunterrichtet, und giebt von manchen beſonderen Umſtänden guten Bericht.

Erinnerungen aus dem Leben Johann Gottfriedes von Herder. Geſammelt und beſchrieben von Maria Ka-

reline von Herder, geb. Flachsland. Herausgegeben durch J. G. Müller. Tübingen, 1820. 2. Thle. 8.

Der Thl. 1. enthält, von S. 177. an, die reichhaltigsten Beiträge zur Geschichte des Grafen zur Lippe, und insbesondere S. 275. von Hrn. Westfeld einen Aufsatz in welchem genaue Kenntniß und scharfes Urtheil vereinigt sind.

Geschichte des siebenjährigen Krieges. Vom General von Tempelhof. Berlin, 1794. 5. Bde. 4.

Histoire de la guerre de sept ans, par Frédéric II.

Karakteristik der wichtigsten Ereigniſſe des siebenjährigen Kriegs. Berlin, 1802. 2. Thle. 8.

Von Retzow. Eines unsrer besten Geschichtsbücher. Im Thl. 2. einige hiehergehörige Stellen.

Memoria inedita do Conde Lippe sobre a Campanha de Portugal em 1762.

In der Zeitschrift O Investigador Portuguez em Inglaterra. Londres, 1812. 8. No. IX. p. 67—81. No. X. p. 245—256. Ueber die Kriegsbewegungen jenes Feldzuges die Hauptquelle, umständliche Genauigkeit in ruhigstrenger Aufzählung. Andre Mittheilungen in Nr. VII. der genannten portugiesischen Zeitschrift, Observaçoens e maneira de pôr em pratica a disciplina militar para maior segurança de Portugal, pelo Marechal Lippe, und in Nr. VIII. Extractos de tres cartas do Conde Lippe ao Marquez de Pombal etc. sind nicht zur Hand gewesen.

Mémoires de Sébastien Joseph de Carvalho et Melo, Comte d'Oeyras, Marquis do Pombal. Bruxelles, 1784. 4. Voll. 8.

Aus dem Italiänischen übersetzt; für den noch lange nicht genug ergründeten Gegenstand bis jetzt ein Hauptwerk.

Etat présent du royaume de Portugal en l'année 1766. Lausanne, 1775. 8.

Vom General Dumouriez.

A treatise on the defence of Portugal. By William Granville Eliot, captain in the royal regiment of artillery. London, 1811. 8.

Relation de l'expédition du Portugal faite en 1807. et 1808. Par le Baron Thiébault. Paris 1817. 8.

Von den Militairanſtalten des verſtorbenen regierenden Grafen von Schaumburg-Lippe. Ein Schreiben des Hrn. Fähndrichs G. Scharnhorſt, kurhannöverſchen Dragonerregiments von Eſtorff.

In Schlözers Briefwechſel hiſtoriſchen und politiſchen Inhalts. Göttingen, 1782. 8. Thl. 9. S. 93.

J. G. Zimmermann von der Einſamkeit. Leipzig, 1784. 1785. 4. Thle. 8.

Thl. 3. S. 456—468.

Thomas Abbts vermiſchte Werke. Berlin und Stettin, 1782. 5. Thle. 8.

Thl. 3—5. Viele bemerkenswerthe Züge in den Briefen von Abbt an Nicolai, Mendelsſohn, Möſer, mit Mendelsſohns Anmerkungen, worin eine ausführliche Schilderung des Grafen.

Wielands teutſcher Merkur. 1782. 8. Bd. 3. S. 185. 186.

Im Ganzen Beſtätigung der Schilderung, die Moſes Mendelsſohn von dem Grafen macht, und Erwähnung, daß ein Offizier in hannöverſchen Dienſten eine Lebensbeſchreibung von ihm „aus ſeinen hinterlaſſenen Schriften" angekündigt; eine ſolche iſt jedoch nicht erſchienen.

Vermiſchte Schriften von Juſtus Möſer. Berlin und Stettin, 1798. 2. Thle. 8.

Thl. 2. S. 223. Ein Brief des Grafen an Möſer über Abbts Tod.

Johann Wilhelm Ludwig Gleims Leben. Aus ſeinen Briefen u. Schriften von Wilhelm Körte. Halberſt. 1811. 8.

S. 183. Zwei Briefſtellen des Grafen und der Gräfin über Gleims Halladat.

Ueber Volkskalender und Volksſchriften überhaupt. Von Chr. W. von Dohm.

Gedenkt Lippe's mit hohem Lobe.

Herders Gedichte. Stuttgart, 1817. 2. Thle. 8.

Thl. 2. „Das menſchliche Leben." Ein philoſophiſches Seeſtück. Gedicht in Alexandrinern, nach einem franzöſiſchen Gedicht des Grafen Wilhelm von Bückeburg.

Gedichte von Friedrich Baron de la Motte Fouqué. Stuttgart und Tübingen, 1816—1818. 3. Bde. 8.

Bd. 3. S. 233.

Poesias de Antonio Diniz da Cruz e Silva. Lisboa, 1815. 5. Voll. 12.

Tom. 5. Parte primeira das Odes Pindaricas. Ode 4.

Graf von der Schulenburg.

Handschriftliche Mittheilungen von dem Hrn. Grafen von Schulenburg-Klosterrode, Königlich Sächsischem Gesandten in Wien.

Nachrichten über die Familie Schulenburg, in den handschriftlichen Sammlungen des Ordensrathes König auf der Königlichen Bibliothek zu Berlin.

Nachrichten des Grafen Schulenburg über seine Feldzüge in Polen und Sachsen in den Jahren 1703—1706.

In der Zeitschrift: Denkwürdigkeiten für die Kriegskunst und Kriegsgeschichte. Berlin, 1817. 8. Hft. 1. S. 120—206. u. Hft. 2. S. 135—240. Die Hauptquelle für Schulenburgs frühere Verhältnisse überhaupt.

Heldenthaten des Prinzens Eugen von Savoyen. Nürnberg, 1726. 5 Thle. 8.

In Thl. 3. ein Abriß von Schulenburgs Leben.

Genealogisch-historische Nachrichten. (Nebst den Fortsetzungen.) Leipzig, 1739—1775. 8.

Besonders Thl. 53.

Die europäische Fama s. l. 1702—1734. 8.

Die neue europäische Fama. 1735—1756. 8.

Mémoires pour servir à l'histoire du 18. siècle. Par M. de Lamberty. A la Haye, 1732—1740. 14. Voll. 4.

Hauptsächlich Aktenstücke, z. B. Schulenburgs Amtsbericht von dem Treffen bei Punitz u. s. w.

Theatrum europaeum. 1704. sqq. fol.

Besonders Thl. 21. (Frankf. a. M. 1739.) der Bericht Schulenburgs über die Vertheidigung von Corfu.

Leben Karls XII. Königs v. Schweden. 1745. 3. Bde. fol.

Von Nordberg. Mehr umständlich als genau.

Histoire de Charles XII. roi de Suède. Par Voltaire.

Gründlicher als man lange glauben wollen.

Patkuls Berichte an das Zaariſche Kabinet von ſeinem Geſandtſchaftspoſten aus Polen. Berlin, 1792—97. 3. Thle. 8.

Wichtig für die Beurtheilung der Verhältniſſe Patkuls.

Joh. Friedr. Lebrets Staatsgeſchichte der Republik Venedig. Riga, 1769—1777. 3. Bde. 4.

Histoire de la république de Venise par P. Daru. Paris, 1819. 7. Voll. 8.

Portefeuille des honnêtes gens, ou pensées morales, politiques et divertissantes tirées d'un manuscrit de feu Monsieur le comte de Schulenburg. Berlin, 1796. 8.

In Hinſicht der Geiſtesart Schulenburgs nicht ohne Intereſſe.

König Theodor von Corſica.

Das alte und neue Corſica. Nürnberg, 1736. 4.

Ein unzureichender und zum Theil offenbar trügeriſcher Bericht.

Mercure historique et politique de la Haye. 1686—1782. 8.

Im Maihefte 1736. einige früheſte Nachrichten von Theodors Unternehmung; doch höchſt unſicher.

Histoire des révolutions de l'île de Corse et de l'élévation de Theodore I. sur le trône de cet état. A la Haye. 1738. 12.

Sehr umſtändlich über die erſte Erſcheinung Theodors in Corſica.

Istoria del regno di Corsica scritta dall' abate Giovacchino Cambiagi, Fiorentino. s. l. 1770—1772. 4. Voll. fol.

Der 3. Thl. enthält viele Aktenſtücke von Theodors Regierung, und die genaueſten Angaben über ſeine corſiſchen Verhältniſſe.

Der genealogiſch-hiſtoriſche Archivarius. Leipzig, 1732. —1738. 8.

Von Ranfft.

Genealogiſch-hiſtoriſche Nachrichten. Leipzig, 1739. — 1775. 8.

Faſt in allen Jahrgängen bis 1757. einzelne Nachrichten; beſonders aber in Thl. 80. S. 143. ff. ein kurzer Lebensabriß.

Mémoires pour servir à l'histoire de Corse. Londres, 1768. 8.

Von Frederick, dem Sohne Theodors. Reich an Aufſchlüſſen, doch nicht ohne Vorſicht zu gebrauchen.

Mémoires historiques, militaires et politiques sur les principaux événemens arrivés dans l'ile et royaume de Corse, par M. Jaussin. Lausanne, 1758. 2 Voll. 8.

Ganz partheiiſch für Genua.

Boswells Beſchreibung von Corſica. Leipzig, 1768. 8.

Ganz enthuſiaſtiſch für Corſica.

Histoire des révolutions de Corse, par l'abbé de Germanès. Paris, 1771. 2. Voll. 8.

Geringe Ausbeute.

Histoire de l'ile de Corse. Berne, 1779. 2. Voll. 8.

Von Pommereul, der die Vorgänger an Gründlichkeit übertrifft, aber allzu partheiiſch für Frankreich iſt.

Siècle de Louis XV. Par Voltaire.

Ueber Corſica weniges, und ſehr von oben herab.

Corſica. Von Schlözer. 32.

Das Allgemeine gut gefaßt in einem für Theodor durchaus günſtigen Sinne.

Etat actuel de la Corse. Par P. Pompei. Paris, 1821. 8.

The works of Horace Walpole Earl of Orford. London, 1798. 5. Voll. 4.

Daraus im Auszuge:

Hiſtoriſche, litterariſche und unterhaltende Schriften von Horatio Walpole, überſetzt von A. W. Schlegel. Leipzig, 1800. 8.

Karl Ludwig von Woltmanns ſämmtliche Werke, herausgegeben von ſeiner Frau. Leipzig, 1819—1825. 8.

Lieferung 5. Bd. 2. S. 89—112. Schilderung des Freiherrn von Görz.

Mémoires pour servir à l'histoire du 18. siècle. Par M. de Lamberty. A la haye, 1732—1740. 14. Voll. 8.

Viele Aktenſtücke.

La vie et les mémoires du général Dumouriez. Paris, 1822. 4. Voll. 8.
Im Thl. 1. geſchieht Theodors Erwähnung.
Mémoires de Brandebourg, par Frédéric II.
Friedrich der Große gedenkt darin Theodors.
Die deutſche Gelehrtenrepublik. Von Klopſtock. Hamburg, 1774. 8.
In den Denkmalen der Deutſchen wird Theodors übel gedacht.
Mémorial de St. Hélène, par Lascases. Paris, 1823. 8. Voll. 8.
Im Thl. 3. Einiges über Corſica.
Artikel in hiſtoriſchen Wörterbüchern ꝛc.

Freiherr von Derfflinger.

Handſchriftliche Nachrichten von dem Herrn Grafen P. von Haugwitz.
Authentiſche Nachrichten von dem Leben und den Thaten George Freiherrn von Derfflinger. Stendal, 1786. 8.
Von dem Ordensrathe Anton Balthaſar König. Eine im Ganzen äußerſt geringe Arbeit.
Leben großer Helden. Von Karl Friedrich Pauli. Halle, 1759 — 1763. 9. Bde. 8.
Im Bd. 9. ein Leben Derfflingers; ſehr dürftig.
Hiſtoriſche Beiträge zur Kriegsgeſchichte des großen Kurfürſten in der Lebensbeſchreibung des Freiherrn von Sparr. Stendal, 1793. 8.
Von dem Ordensrathe König. Manche nachträgliche Angabe zu Derfflingers Leben.
Sam. de Pufendorf commentariorum de rebus suecicis libri XXVI. Ultrajecti, 1686. fol.
Sam. de Pufendorf de rebus a Carolo Gustavo Sueciae regis gestis libri VII. Norimberg. 1696. fol.
Sam. de Pufendorf de rebus gestis Friderici Wilhelmi Magni, Electoris brandenburgici libri XIX. Lips. et Berolin. 1733. fol.

Friedrich Wilhelms des groſsen Kurfürſten Leben und Thaten. Berlin und Frankfurt, 1710.

Von Erdmann Uhſe. Zwar meiſt ein Auszug aus Pufendorf, aber doch nicht zu überſehn.

Leben und Thaten Friedrich Wilhelms des Groſsen. Von J. D. Seyler. Danzig 1730. 8.

Verſuch einer Geſchichte der Feldzüge des Kurfürſten Friedrich Wilhelm des Groſsen. Berlin, 1800. 8.

Das Leben Friedrich Wilhelms des Groſsen. Von Franz Horn. Berlin, 1814. 8.

Beilage L. Ueber Georg Derfflinger. Der Verfaſſer bezweifelt die Anekdoten vom Schneiderhandwerk ꝛc.

Journal de M. de Buch (mort en 1687.) maréchal de voyage de S. A. E. l'Electeur de Brandebourg.

Handſchriftlich im geheimen Archiv zu Berlin. Benutzt nach Auszügen.

Denkwürdigkeiten der churmärkiſchen Stadt Rathenow. Von Sam. Chrſtph. Wagener. Berlin, 1803. 8.

Sorgfältig in Beſtimmung der örtlichen Angaben.

Jahrbücher der preuſsiſchen Monarchie. Berlin, 1799. 8.

Im Aprilheft ein Aufſatz vom Ordensrath König über Emanuel Frobenius; der Wechſel der Pferde wird in Zweifel gezogen.

Jeſus! König Davids und ſeiner Unterthanen Kriegs- und Siegslitanei ꝛc. Von Chriſtian Gottſchalk. Guben, 1675 4.

Einige beſondere Züge der Geſchichten von Rathenau und Fehrbellin.

Mémoires pour servir à l'histoire des réfugiés français dans les états du Roi. Par M. M. Erman et Reclam Berlin, 1782—1799. 9. Voll. 8.

Reichhaltig an mancherlei Notizen. In Thl. 2. 6. 7. beſonders über Derfflinger.

Zeitſchrift für Kunſt, Wiſſenſchaft und Geſchichte des Krieges, Berlin und Poſen, 1824. 8.

Im Hft. 4. die Schlacht von Fehrbellin dargeſtellt von Friedrich Freiherr de la Motte Fouqué, nach eigner Kunde der Gegend, mit ſorgfältiger Sammlung aller einzelnen Angaben.

Nachrichten über vaterländiſche Feſtungen und Feſtungskriege, von F. S. Seydel. Leipzig und Züllichau, 1818. ff. 3. Thle. 8.

Ritratti della casa elettorale di Brandenburgo. Da Gregorio Leti. Amsterd. 1687. 2. Voll. 4.

Joh. Karl Konr. Oelrichs erläutertes kurbrandenburgiſches Medaillenkabinet. Berlin, 1778. 4.

Mémoires de Brandebourg par Frédéric II.

Mémoires pour servir à l'histoire des quatre derniers souverains de la maison de Brandebourg, par Ch. L. Baron de Poellnitz. Berlin, 1791. 2. Voll. 12.

Des Herrn von Beſſer Schriften. Herausgegeben von Joh. Ulr. König. Leipzig, 1732. 2. Thle. 8.

Außer dem poetiſchen Werthe auch von geſchichtlichem.

Theatrum europaeum. 1675. 1676. fol.

Auch T. II. p. 874. Derfflingers Bild.

Fürſt Leopold von Anhalt Deſſau.

Mündliche Ueberlieferungen in Halle, Deſſau ꝛc.

Handſchriftliche Mittheilungen von Herrn Hofrath und Bibliothekar Wilhelm Müller in Deſſau.

Mémoires pour servir à l'histoire du Prince Leopold, Prince regnant Sénieur d'Anhalt etc. etc. Anno 1751.

Handſchriftlich in dem Herzoglichen Archiv zu Deſſau. Genau in den Zeitangaben und andern äußerlichen Beſtimmungen.

Eigenhändige Memoiren des Fürſten Leopold von Anhalt-Deſſau.

Der ruſſiſche General Graf von Anhalt gab dieſe Memoiren, eine Abſchrift des in Deſſau bewahrten eigenhändigen Originals des Fürſten, in Königsberg dem Pfarrer Borowski zur gelegentlichen Herausgabe. Sie gehen von 1676. bis 1703. und ſind abgedruckt in Baczko's Annalen des Königreichs Preußen. Jahrgang 1793. Königsberg. 8. S. 26—36. u. 73—98.

Des weltberühmten Fürstens Leopoldi von Anhalt-Dessau Leben und Thaten. Leipzig, 1742. 8.

Von M. Ranfft; nachher verbessert und fortgesetzt in

M. Michael Ranffts Leben und Thaten des letzverstorbnen weltberühmten Fürstens Leopolds von Anhalt-Dessau. Dritte Auflage. Frankfurt am Main, 1750. 8.

Geschichte u. Thaten des jüngstverstorbenen großen Kriegshelden Herrn Leopolds regierenden Fürstens ꝛc. zu Anhalt. Von Joachim Arenkow. Zweite Auflage. Frankf. u. Leipzig, 1747. 8.

Gleich dem vorigen ohne sonderlichen Werth.

Militairisches Taschenbuch für 1801. Berlin, 1800. 12.

Eine biographische Skizze Leopolds.

Militairische Biographieen berühmter Helden neuerer Zeit. Berlin, 1803—1806. 5. Bde. 8.

Ein kurzer Abriß von Leopolds Leben in Thl. 5.

Der Biograph. Bd. 6 St. 2. Halle, 1807. 8.

S. 117—164. Ein guter, nur allzu kurzer Abriß vom Feldprediger Spieker in Halle. Anekdoten daraus noch besonders im Morgenblatte.

Samuel Baur's biographische Schilderungen ausgezeichneter Menschen unseres Zeitalters. Leipzig, 1821. 8.

Bd. 1. S. 90—143. Eine Darstellung Leopolds; sehr gelungene Arbeit.

Joh. Christoph Beckmanns Historie des Fürstenthums Anhalt. Zerbst, 1710. fol.

Samuelis Lentzii Becmannus enucleatus, suppletus et continuatus, oder historisch-genealogische Fürstellung des Hochfürstlichen Hauses Anhalt. Köthen u. Dessau, 1757. fol.

D. Ph. C. Bertrams Geschichte des Hauses und Fürstenthums Anhalt, fortgesetzt von M. J. C. Krause. Halle, 1780. 1782. 2. Thle. 8.

Ueber Mißheirathen teutscher Fürsten und Grafen. Vom Geh. Justizrath Pütter zu Göttingen. Götting. 1796. 8.

S. 186. Von der Anne Louise Fösen.

Beiträge zur brandenburgischen Kriegsgeschichte unter Kurfürst Friedrich III. Von C. W. Hennert. Berlin und Stettin, 1790. 4.

Curieuſes Bücher-Kabinet, oder Nachrichten von hiſtoriſchen, Staats- und galanten Sachen. Frankf. a. M., 1711—1718. 8.

Beſonders Thl. 2.

Leben und Thaten des Allerdurchlauchtigſten und Großmächtigſten Königs von Preußen Friederici Wilhelmi. Erſter Theil. Hamburg und Breslau, 1735. Zweiter Theil. Frankfurt und Hamburg. 1741. 8.

Von Dav. Faßmann.

Histoire de la vie et du regne de Frédéric-Guillaume roi de Prusse. à la Haye 1741. 2. Voll. 8.

Ueber Friedrich Wilhelm I. Ein nachgelaſſenes Werk vom Hofrath und Profeſſor Morgenſtern, Mitglied des Tabackskollegii Friedrich Wilhelms I. s. l. 1793. 8.

Karakterzüge aus dem Leben König Friedrich Wilhelms I. nebſt verſchiedenen Anekdoten ꝛc. Berlin, 1787. 11. Sammlungen. 8.

Die 10. erſten Sammlungen ſind vom Präſidenten von Benekendorf.

Heldenthaten des Prinzens Eugen von Savoyen. Nürnberg, 1726. ff. 5. Thle. 8.

Histoire du prince François Eugène de Savoye. Amsterd. 1750. 5. Voll. 8.

Histoire de Charles XII. Roi de Suède. Par Voltaire.

Ant. Friedr. Büſchings Magazin für die neue Hiſtorie und Geographie. Halle, 1779—1793. 23. Thle. 4.

Einiges über den Feldzug in Pommern u. Rügen.

Confession de Clément.

Handſchriftlich auf der Königl. Bibliothek zu Berlin.

Mémoires pour servir à l'histoire des quatre derniers souverains de la maison de Brandebourg, par Ch. L. Baron de Poellnitz. Berlin, 1791. 2. Voll. 12.

Mémoires de Frédérique Sophie Wilhelmine, Margrave de Bareith, soeur de Frédéric II. écrits de sa main. Brunsvic, 1810. 2. Voll. 8.

Journal secret du baron de Seckendorff, cavalier d'ambassade auprès du maréchal comte de Seckendorff à Berlin, depuis 1734. jusqu'à la fin de l'année 1738. Tubingue, 1811. 8.

Viele Einzelheiten, zur Bezeichnung der Zeit und der Perſonen wichtig.

Friedrichs des Großen Jugendjahre, Bildung und Geist. Aus unbekannten Aktenstücken, hier zuerst mitgetheilten Briefen und den Schriften des Königs dargestellt von Fr. Förster. Berlin, 1823. 8.

Memoires de Brandebourg, par Frédéric II.

Histoire de mon temps, par Frédéric II.

Mémoires des négociations du marquis de Valori. Paris, 1820. 2. Voll. 8.

Lebensgeschichte des Grafen von Schmettau. Von seinem Sohne dem Hauptmann Grafen von Schmettau. Berlin, 1806. 2. Thle. 8.

Viele besondere Züge vom alten Fürsten Leopold, der hier aber von seinem gleichnamigen Sohne wohl zu unterscheiden ist.

Lebensbeschreibung Hans Joachims von Zieten. Berlin, 1800. 8.

Von Luise von Blumenthal.

Lebensbeschreibung des Königl. Preuß. Generals der Infanterie Heinrich August Baron de la Motte Fouqué. Verfaßt von seinem Enkel Friedrich Baron de la Motte Fouqué. Berlin, 1824. 8.

Versuch einer Lebensbeschreibung des Feldmarschalls Grafen von Seckendorff, meist aus ungedruckten Nachrichten bearbeitet. 1792. 2. Thle. 8.

Von Theresius von Seckendorff.

Vollständige Geschichte aller Königlichen preußischen Regimenter. Halle, 1767. 6. Stücke. 8.

Von Joh. Friedr. Seyfart, Auditeur zu Halle. Im St. 4. die Geschichte des Regiments Anhalt.

Betrachtungen über die Kriegskunst. Leipzig, 1797 — 1799. 3. Abtheilungen. 8.

Von Georg Heinrich von Berenhorst. Geistreiche, treffende Bezeichnung des Fürsten von Dessau.

Geist des neuern Kriegssystems. Hamburg, 1805. 8.

Von Heinrich von Bülow.

Leben Franz Balthasar Schönberg v. Brenkenhof, Königl. Preuß. geheim. Ober-Finanz-Kriegs- und Domainenrath. Leipzig, 1782. 8.

Von Meißner.

Joh. Wilh. Ludw. Gleims Leben. Aus seinen Briefen und Schriften von Wilh. Körte. Halberstadt, 1811. 8.

Leben

des

Fürsten Blücher von Wahlstadt.

Von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Berlin, 1826.
Gedruckt und verlegt
bei G. Reimer.

Biographiſche Denkmale.

Von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Dritter Theil.

Fürſt Blücher von Wahlſtadt.

Berlin, 1826.
Gedruckt und verlegt
bei G. Reimer.

KENFRED
UNIVERS.
ZVHALLE

3 495

Preußiſche biographiſche Denkmale.

Von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Zweiter Theil.

Fürſt Blücher von Wahlſtadt.

Berlin, 1826.
Gedruckt und verlegt
bei G. Reimer.

KONFRIED
UNIVERS.
ZVHALIE

Vorwort.

Ich muß bei Blüchers Lebensbeschreibung dieselbe Nachsicht ansprechen, wie bei der des alten Dessauers, ja in manchem Betracht noch größere, da der entschiednere Bezug auf die Gegenwart den Stoff nur um so schwieriger zu behandeln gab.

Mir sind von vielen Seiten die schätzbarsten Hülfsmittel dargeboten, die bedeutendsten Quellen eröffnet worden. Höchstverehrte sachkundige Männer haben meiner Arbeit sorgfältige Durchsicht,

wichtige Beiträge, erhebliche Berichtigungen gewährt. Ihre Namen, wäre mir erlaubt sie zu nennen, würden meinem Buche zur ausgezeichnetsten Empfehlung gereichen; allein mir ziemt hier Bescheidenheit, rücksichtlich meiner selbst, wie auch Andrer, und in diesem Bezuge hab' ich sogleich auch besonders anzumerken, daß, wenn jene Männer, als verflochten in die geschichtlichen Vorgänge, im Laufe der Erzählung genannt werden mußten, doch die sie betreffenden Angaben dann grade nicht durch jene Namen ihre nächste Gewährleistung haben, sondern in anderweitig schon bekannten oder erforschten Mittheilungen. Unter den zahlreichen gedruckten Hülfsmitteln, die mir zur Hand waren, befinden sich solche, deren ausgezeichneter Werth allgemein anerkannt ist, und denen hier treu zu folgen der sicherste Weg sein mußte; wenn ich das Werk: „Zur Kriegsgeschichte der Jahre 1813. und 1814. Die Feldzüge der schlesischen Armee unter dem Feldmarschall Blücher, von der Beendigung des Waffenstillstandes bis zur Eroberung

von Paris. Von E. v. W. Berlin und Posen, 1824. 2. Theile“ in diesem Betreff hier anführt, so wird jeder Unterrichtete sogleich ermessen, wieviel ich demselben zu verdanken habe, und es gewiß billigen, wenn grade in den wichtigsten Fällen ich dessen Worten völlig treu oder doch möglichst nah geblieben bin; ja ich gestehe gern, daß ich ohne dieses und die andern Werke desselben Verfassers für eine den Thatsachen wie dem Geiste nach zuverlässige Darstellung der späteren Feldzüge Blüchers wenig Rath gewußt hätte. Ungeachtet so vieler Begünstigungen darf ich gleichwohl nicht hoffen, mein Buch von allen Irrthümern ganz frei gehalten zu haben; Berichtigungen mancher Art werden sich nachtragen lassen; nur wird man die etwan irrigen Angaben, welche schon öffentlich in Druckschriften vorhanden und bisher ohne Widerspruch geblieben waren, billigerweise nicht mir, der sie nur wiederholt, sondern jenen Schriften anzurechnen haben, durch welche sie bisher als die richtigen gelten durften.

Der Ausdruck ist hier oft mit dem Stoffe hart im Streit gewesen, damit weder die Energie mancher Auftritte und Aeußerungen noch die Schicklichkeit des Vortrags aufgegeben würde; beides war oft kaum vereinbar, doch mußte die Gränze des Schicklichen stets das Hauptaugenmerk bleiben. Einige heitre Züge, die eingeflochten sind, wird man nicht zu streng nehmen; von manchen Geschichtchen ist wenigstens das wahr, daß sie allgemein erzählt und für glaubwürdig gehalten werden; mögen diejenigen Zeugen, welchen hier Bejahung und Verneinung zusteht, sich darüber vernehmen lassen! Ich war wenigstens redlich bemüht, mich überall der erkennbaren Wahrheit anzuschließen, und ihre Farben so aufzutragen, daß in der Folge, nach Maßgabe des Zeitverlaufs, weil allerdings manches im jetzigen Augenblicke nicht völlig auszudrücken war, einige Striche nur vielleicht verstärkt, keineswegs aber in ihrem Grunde verändert zu werden brauchen. Auch mancher künf-

tigen Ergänzung ist gleich die Stelle vorbehalten, wo sie einrücken kann. Wenn, nach diesen letzteren Angaben, Vielen dünken möchte, es sei überhaupt noch zu früh, eine Lebensbeschreibung Blüchers erscheinen zu lassen, so darf ich doch versichern, daß es zugleich schon hohe Zeit war, sie niederzuschreiben; denn nicht lange erhält sich in unseren Tagen ein Ereigniß als Gegenwart, sondern mit ungewöhnlicher Geschwindigkeit drängt die Fluth der neuesten Vorgänge stets das Kaumgeschehene in den Hintergrund einer schon entlegenen Vergangenheit. Da gilt es, eilig zu sein, um so viele, bald unwiederbringlich verlorene Züge des Lebens, Eigenthümlichkeiten der Gestalt, der Farbe, der Bedeutung, aufzufassen und festzuhalten. Ein Zwischenraum von zehn Jahren macht bei Betrachtung dieser Gegenstände oft schon eine kaum noch recht unterscheidbare Ferne.

Wäre mir gelungen, den Kenner zu dem Ausspruche zu bewegen, daß die allerdings nicht

leichte Aufgabe, in den Bedingungen der Gegenwart ein Leben Blüchers auch den Anforderungen der Zukunft gemäß zu ſchreiben, durch dieſes Buch wenigſtens annähernd gelöſt worden, ſo würde daſſelbe hinreichend gerechtfertigt ſein.

Berlin, im November 1826.

K. A. Varnhagen von Enſe.

Fürſt Blücher von Wahlſtadt.

Fürſt Blücher von Wahlſtadt.

Die Tugend der Tapferkeit iſt die nie aufhörende Bedingung des Beſtehns der Völker und Staaten, in deren erſten Gründung wie in ihrer ſpäteſten Fortdauer. Die Kriegskunſt, genau den Fortſchritten der allgemeinen Ausbildung verbunden, verfeinert die urſprünglich rohen Elemente jener Tugend in geiſtige Wirkſamkeit; der Feldherr iſt ihre höchſte Darſtellung, ihm ſind die rohen Kräfte dienend unterworfen. Allein es geſchieht, daß plötzlich jene Unterordnung wechſelt, und auch hochgebildete Zeit wieder zu den Elementen dunkler Naturgewalten hülfeſuchend zurücktaucht, und ihnen alle gebildeten Kräfte willig untergiebt. Dann ſehen wir Volkshelden, in welchen die dämoniſchen Mächte der Maſſe zur mythologiſchen Geſtalt werden, und die Schickſale der Völker ſich zwiſchen Rettung und Untergang entſcheiden. Eine ſolche

Erscheinung stellt Blücher dar, dessen Beruf und Emporsteigen zu solcher seltnen Größe wir im Folgenden näher betrachten wollen.

Gebhard Leberecht von Blücher wurde geboren den 16. December 1742. Sein Vater, ehemals Rittmeister im Dienste des Landgrafen von Hessen-Kassel, war schon seit längerer Zeit auf sein kleines Erbgut Großen-Rensow nach Mecklenburg heimgekehrt, wo er als Landedelmann lebte. Seine Mutter, eine geborne von Zülow, gleichfalls mecklenburgischen Geschlechts, hatte sich für eine Zeit nach Rostock begeben, um während der Unruhen, welche zwischen dem Landesfürsten und der Ritterschaft schon ein halbes Jahrhundert fortdauerten, und das ganze Land in blutigen und verwüstenden Kriegesjammer stürzten, in jener bedeutenden Stadt sicherer zu sein. So wurde Rostock der Geburtsort Blüchers. Von der früheren Erziehung des Knaben wird uns nichts gemeldet. Die Aeltern zogen wieder auf das Land, sobald die Ruhe hergestellt war, und wohnten im Dorfe Rastow, als neue Störungen eintraten. Im Jahre 1756. nämlich begann der siebenjährige Krieg Friedrichs des Großen gegen seine verbundenen Feinde, und das Herzogthum Mecklenburg konnte in solcher Nähe sich den Folgen dieser Erschütterung keineswegs entzie-

hen. Unter ſolchen Umſtänden erſchien es den Aeltern eine Erleichterung, ihre beiden Söhne, den nun vierzehnjährigen Gebhard Leberecht nebſt ſeinem älteren Bruder Ulrich Siegfried, nach der Inſel Rügen zu ſchicken, wo ſie bei ihrer Schweſter, die mit einem Herrn von Krackwitz verheirathet war, den angemeſſenſten Aufenthalt fanden. Doch ſcheint auch hier von Unterricht und Erziehung kaum die Rede geweſen. Sinn und Gemüth durften ſich deſto freier in den unmittelbaren Lebenseindrücken entwickeln, welche die Umgebung in mannigfachen Gegenſtänden reichlich darbot. Die Landwirthſchaft, mit und in welcher die Tage ſich bewegten, gab in dieſem wichtigen Zweige künftiger Thätigkeit frühzeitige Erfahrung und Gewohnheit. Im Felde die Uebung zu Roſſe, auf den Meereswellen mit Nachen und Ruder, am Felſenufer zu Fuß die kühnſten Wagniſſe, entſprachen der Regſamkeit ungebändigter Jugend, und Geſchick und Muth knüpften mit der Verwegenheit hier früh den unzertrennlichen Bund. Die ungefüge Wildheit der Jünglinge empfing ſchwerlich Lob in allen Ausbrüchen ihrer mannigfachen Wendungen; allein die Jugend nährt in ungebilligten Bahnen oft nur die Kraft für künftig hochgeprieſene, und hegt in Rohheit wie in Bildung für widerſprechende Rich-

tungen die unentschiedenen Anlagen, aus welchen dann Wille und Schicksal den guten Kern zu Tage bringen müssen, welches doch selten ganz unvermischt geschehen mag!

Die Kriegsunruhen, welchen die Jünglinge durch den Aufenthalt auf Rügen entgehn sollten, wußten auch bald von dorther dieselben in ihre Bewegung zu reißen. Schweden hatte sich, unter dem Vorwande der Gewährleistung des westphälischen Friedens, den Feinden des Königs von Preussen beigesellt; schwedische Truppen versammelten sich in Pommern, erschienen theilweise auf Rügen. Der Anblick der Husaren des jetzigen Regiments Körner machte auf die beiden Brüder einen unwiderstehligen Eindruck, die Neigung zum Kriegsdienst erwachte mit Leidenschaft. Schwäger und Schwester wirkten durch ihre Vorstellungen vergebens diesem Trieb entgegen; da deren Einwilligung nicht zu erlangen war, so verließen ohne dieselbe beide Brüder das Haus, eilten zu den nächsten Husaren, und erlangten durch ihre Bitten bei dem Rittmeister, der die Abtheilung befehligte, daß er sie vorläufig bei den Truppen behielt. Auf erhaltene Anzeige eilte Herr von Krackwitz herbei, und wollte die Jünglinge zurückholen, allein er fand beide in ihrem Sinne so beharrlich, in ihren Er-

klärungen so fest, daß er wohl einsehn mußte, hier sei nichts auszurichten, und demnach ihrer Wahl seine Zustimmung, welche die der Aeltern vertreten konnte, nicht länger weigerte. So traten denn beide Blücher als Junker in den schwedischen Reitereidienst förmlich ein. Die Schweden hatten indeß während dieses Krieges im Felde nur eine geringe Bedeutung; ihre Macht war gesunken, ihren Waffen wenig Ruhm vergönnt; nur beschränkte Verhältnisse ließ den Aufstrebenden in diesem Kreise die Zukunft offen. Der Zufall hatte diesen ersten Schritt bedingt, das jugendliche Herz hing am Kriegswesen, ohne noch wählen und entscheiden zu können zwischen den einander entgegenstehenden Kampfesseiten. Ein zweiter Zufall, den Fehlgriff des ersten ausgleichend, raffte den jüngeren Blücher von diesem Abwege seines Geschickes früh auf die rechte Bahn herüber, auf welcher dasselbe spät ihm eine Weltbühne seiner Heldenbestimmung zu eröffnen dachte. Die Schweden, von Friedrich dem Großen im Kampfe mit seinen bedeutendern Feinden weniger beachtet, streiften fast ungehindert bis in die Mark Brandenburg. Blücher ritt bei aller Gelegenheit mit zum Plänkeln vor, und unterließ nicht, die preußischen Husaren, welche gegenüber standen, durch übermüthiges Toben und Schimpfen

herauszufordern. Die alten Krieger lachten des höhnenden Knaben; einesmals aber, bei Suckow an der Ucker, als eine schwedische Parthei mit einer preußischen nachtheilig in Kampf gerathen, rief ihm ein Husar vom Regimente Belling, ein geborner Oesterreicher, namens Pfennig, in seiner Mundart drohend zu: „Wart nur, Bübel: werd di schon schlachte," und sprengte auf ihn ein; die Schweden waren im Weichen, Blüchers Pferd, von einer Kugel getroffen, stürzte, und sein Verfolger nahm ihn ohne Mühe gefangen, hob ihn vor sich auf's Pferd, und brachte ihn so zu dem Obersten von Belling. Dieser, angezogen von der muntern und muthigen Weise des wohlgebildeten Jünglings, behielt ihn bei sich, und gewann dessen Neigung für den preußischen Dienst. Er wollte ihn gleich zum Kornet machen, allein Blücher, der sein Ehrenwort gegeben, nicht ohne Auswechselung die Preußen zu verlassen, wollte eben so wenig ohne gehörige Entlassung sich von den Schweden lossagen, und keine Lockung und kein Zureden machten ihn hierin wanken. Ein Jahr verging auf diese Weise, ohne daß seine Lage sich änderte, für welche endlich ein besonderer Umstand unvermuthet Entscheidung brachte. Bei einem Scharmützel gerieth ein schwedischer Lieutenant, der ehmals aus preu-

ſiſchen Dienſten heimlich entwichen war, in Gefangenſchaft, wurde erkannt, und nach Kriegsrecht zum Tode verurtheilt; die Schweden aber wünſchten ihn zu retten, und traten deßhalb mit dem Oberſten von Belling in Unterhandlung; dieſer benutzte die Gelegenheit, und erhielt vom Könige die Erlaubniß, für die Zurücklieferung des Verurtheilten den Abſchied Blüchers von den Schweden zu begehren. Der Tauſch wurde vollzogen, und der jetzt ſiebenzehnjährige Blücher trat nun ohne Hinderniß und mit großen Freuden als Fahnenjunker in das ſchwarze Huſarenregiment. Im Jahre 1760. den 20. September wurde er Kornet. Der Oberſt von Belling kaufte für ihn die Feldrüſtung eines gefallenen Offiziers, und machte ihn zu ſeinem Adjutanten. Im Januar des folgenden Jahres ſtieg Blücher zum Sekondelieutenant, und ſchon im Juli zum Premierlieutenant auf.

Er kämpfte nunmehr an Bellings Seite, der, zum General befördert, mit ſeinem Regimente bald zur Theilnahme an den größeren Kriegsereigniſſen berufen wurde, die letzten Feldzüge des ſiebenjährigen Krieges als preußiſcher Huſarenoffizier gegen die Ruſſen und Oeſterreicher eifrigſt mit; insbeſondre wohnte er der mörderiſchen Schlacht von Kunersdorf und ſpäter der Schlacht von Freiberg mit

ausgezeichneter Tapferkeit bei; in der letztern wurde er durch einen Splitter, den eine Kanonenkugel losgerissen, am Fuß verwundet, in Leipzig aber, wohin er gebracht wurde, bald wieder geheilt. Gleich nach seiner Genesung hatte er hier einen Zweikampf, worin er seinem Gegner, einem Hauptmann Schulz, den Degen zerschlug. Auch bei andern Vorfällen solcher Art, die sich häufig ereigneten, denn seine Wildheit ließ es nicht an Streit und Ungebühr fehlen, und sein tapfrer Uebermuth war immer gleich mit der Fuchtel bei der Hand, blieb er stets im Vortheil. Da er aber einst sogar den General von Belling, der ihm wegen Dienstvergehn harte Worte gesagt hatte, dafür herausfordern wollte, wurde er deßhalb noch als Lieutenant von dessen Schwadron weg zu der des Majors von Podschaill versetzt, eines eben so strengen als wohlwollenden Mannes, welchen Blücher noch in den spätesten Jahren als seinen vorzüglichsten Lehrer im Dienst rühmte, und dem, nächst Belling, er alle seine Kenntniß in diesem Fache zu verdanken habe. Auch dieses Mannes Zuneigung erwarb er bald, so wie gleicherweise seine meisten Kameraden ihm Freunde waren, obgleich er durch Ungestüm und Leichtsinn sowohl diesen, als seinem Vorgesetzten, nicht selten Ursache zur Unzufriedenheit gab. Die

vielſährige Waffenruhe, welche mit dem Frieden von Hubertsburg im Jahre 1763. anhob, und für die Truppen nur durch die gewöhnlichen Uebungen und Beſichtigungen unterbrochen wurde, ließ den jugendlichen Thatendrang die geſetzten Schranken nur deſto ungeduldiger empfinden. Alle Nachrichten ſtimmen überein, daß Blücher ein äußerſt wilder Offizier geweſen, und ſorglos in das Leben hineingeſtürmt habe, ohne ſich viel um die Folgen zu bekümmern. Jagd, Spiel, Gelage, Liebesfreuden und Gewaltſtreiche theilten ſeine Zeit. Sein kühnes Kriegerherz, ſein tüchtiger Sinn und antheilvolles Gemüth verläugneten ſich aber auch auf ſolchen Abwegen nicht, und ließen ihm vieles verzeihen. Da er von Hauſe keinen Zuſchuß erhielt, ſo ſetzte ihm freilich die Spärlichkeit ſeiner Mittel nur allzu oft ein ſtrenges Ziel, und geraume Zeiten mußte er ſich äußerſt dürftig behelfen; allein auf ſeine Laune und Lebhaftigkeit hatte dies keinen Einfluß, er blieb unter allen Umſtänden gutes Muthes, und wußte ſogar in den ſchlimmſten Lagen noch immer durch manchen Aufwand, beſonders aber durch ſchöne Pferde, ſich hervorzuthun. Auch blieb der General von Belling ihm fortwährend gewogen, und hielt ihn beſtens in ſeinem Schutz. Die Gelegenheit kam, daß Blücher den Werth die-

ses Schutzes in dessen Mangel schmerzlichst erfahren sollte.

Friedrich der Große sah sich genöthigt, wegen der gewaltsamen Unruhen in Polen, im Jahre 1770. eine Truppenschaar in die Gränzländer dieses Reichs einrücken zu lassen. Dem General von Belling wurde der Befehl ertheilt, an der Spitze seines und einiger andern Regimenter diesen Zug auszuführen; Blücher sah mit Freuden die neue Kriegsbahn sich eröffnen. Allein die Verhältnisse führten weniger zu kriegerischen Ausführungen, als vielmehr in eine Menge widerwärtiger Verwickelungen, für welche das Maß des Benehmens im Augenblick oft schwer zu finden war. Der König, mißvergnügt mit dem bisherigen Gange der Sachen, übertrug nach einiger Zeit den Befehl über jene Regimenter dem General von Lossow, und Belling mußte aus dem Felde zurückkehren. Für Blücher war diese Veränderung verhängnißvoll. Der neue Befehlshaber fand sich nicht veranlaßt, Gunst und Wohlwollen nach dem Sinne seines Vorgängers zu vertheilen, und Blücher mußte bald gewahr werden, daß für ihn nicht die geringste Geneigtheit vorhanden sei. Nach seiner Weise bot er dagegen offen Trotz; es gab allerlei Zwistigkeiten, und auf beiden Seiten entstand Erbitterung. Blü-

cher hatte ein sehr schönes Pferd, und der General wünschte dasselbe von ihm zu kaufen, sandte aber, um ihn nicht unmittelbar anzugehn, einen Zwischenhändler an ihn, und schon war der Handel beinah geschlossen, als Blücher zufällig fragte, für wen denn der Kauf geschehe? Bei dem Namen Lossow rief er unwillig aus: „Einem Andern für 50. Friedrichsd'or, der aber muß mir 100. geben, oder es wird nichts draus." Der Handel unterblieb wirklich, und der General wurde durch die ihm hinterbrachte Aeußerung nicht günstiger gestimmt. Ein andrer Vorfall rief bald nachher dessen ganze Strenge hervor. Die Polen, welche sich nicht im offnen Kampfe mit den preußischen Truppen messen durften, suchten denselben desto eifriger durch heimliche Tücke Abbruch zu thun; sie fielen über die äußersten Feldwachten und sonst vereinzelte Mannschaften meuchlerisch her, tödteten sie unter grausamen Martern, und steckten die Leichname in Sümpfe, dergestalt daß die Beine nach oben gekehrt herausstanden, und den begangenen Frevel durch solchen Hohn recht zur Schau stellten. Die Preußen jammerten über das Geschick ihrer Kammeraden, das einem jeden ebenso bevorstehn konnte, und schwuren schreckliche Rache zu nehmen; aber niemals wurden die Thäter entdeckt.

Doch entstand großer Verdacht, daß hauptsächlich die katholischen Priester der Umgegend den Verrath leiteten. Einen besonders hatte Blücher schon längst in's Auge gefaßt, und glaubte nicht zweifeln zu dürfen, nachdem eben wieder eine grausame Ermordung geschehn war, daß derselbe ein Haupttheilnehmer dabei gewesen. Er ließ ihn demnach durch Soldaten abholen, und hielt ihm donnernd sein Verbrechen vor, allein der Geistliche betheuerte seine Unschuld, und nichts war vermögend, ihm das geringste Geständniß zu entlocken. Nichtsdestoweniger verurtheilte Blücher ihn zum Tode, ließ ihn hinausführen, wo auf dem Richtplatze schon eine Grube gegraben war, vor dieser ihn mit verbundenen Augen niederknieen, und dann die hiezu aufgestellte Mannschaft, — aber mit hochangeschlagenem Gewehr, — Feuer geben. Auf den Knall stürzte der Priester, als sei er getroffen, der Länge lang in die Grube, und Alle meinten, der Schreck habe ihn getödtet; erst nach geraumer Zeit kam er wieder zu sich, aber in einem Zustande, der noch lange für sein Leben fürchten ließ, und Blücher, der so freventlich die ihm anvertraute Gewalt mißbraucht hatte, kam in schwere Verantwortung. Zwar wurden in der Folge mancherlei Umstände bekannt, welche den Verdacht gegen den Geistlichen fast zur

Gewißheit machten, und für Blücher eine Milderung der Strafe bewirkten, aber dennoch glaubte Loſſow in dieſer Gewaltthat hinreichenden Grund zu finden, dem Könige die Uebergehung Blüchers bei der nächſten Dienſtbeförderung vorzuſchlagen. Blücher, der am 3. März 1771. Stabsrittmeiſter geworden, war jetzt in dieſem Range zum älteſten hinaufgerückt, und hatte daher ein herkömmliches Anrecht auf die zunächſt erledigte Schwadron. Dieſe wurde nun aber, als der Fall eintrat, nicht ihm, ſondern einem Rittmeiſter von Jägersfeld ertheilt, der im Dienſte jünger war. Blücher empfand dieſe Zurückſetzung mit heißem Unwillen, und äußerte dieſen laut und ſtark; ihn ſchreckte ſchon damals kein Gegner, keine Rückſicht, und im Antriebe ſeines unbezwinglichen Selbſtgefühls wagte er, als Loſſow ſeiner Beſchwerde nicht achtete, an den König ſelber zu ſchreiben: „Der von Jägersfeld, der kein anderes Verdienſt hat, als der Sohn des Markgrafen von Schwedt zu ſein, iſt mir vorgezogen; ich bitte Ew. Majeſtät um meinen Abſchied.“ Jetzt auch erſtattete Loſſow ausführlichen Bericht an den König über Blüchers Geſchichte mit dem Prieſter. Friedrich der Große hatte grade damals die Meinung, die Gemüther der Polen ſeien durch Milde und Scho-

nung zu gewinnen, und war um so aufgebrachter über einen Frevel, der sie im Gegentheil nur noch unversöhnlicher erbittern mußte; überdies war er nicht gewohnt, irgend einen Trotz von seinen Offizieren zu leiden, er verfügte demnach, Blücher solle fürerst in Verhaft gesetzt werden, damit er Zeit habe, sich anders zu besinnen. Dies geschah, aber Blücher beharrte auf seinem Sinne, und nachdem der Verhaft beinahe dreiviertel Jahr unnütz fortgedauert, bestand er wiederholt auf seinen Abschied. Da antwortete der König mit gewohnter Kürze: „Der Rittmeister von Blücher ist seiner Dienste entlassen, und kann sich zum Teufel scheren.“ Dies war im Januar 1773. Und so fand Blücher in harter langwieriger Ausscheidung von dem Kriegsdienste die schwerste Buße der Ueberschreitungen, welche er sich aus dessen Schranken erlaubt hatte.

Unterdeß war Blücher in Polen mit der Familie eines dortigen Generalpächters, des sächsischen Obersten von Mehling, der mit dem Könige August II. dahin gezogen, näher bekannt geworden, und für die Reize der einen Tochter nicht unempfindlich geblieben. Sie war 14. Jahre jünger als Blücher, und eines der schönsten Frauenzimmer, in ihrem ganzen Wesen von äußerster Anmuth Zierlichkeit, wie eine Polin lebhaft im Thun und

Spre-

Sprechen, und mehr polniſch als deutſch redend. Blücher hatte ſich bereits mit ihr verlobt, als ſein plötzlicher Abſchied erfolgte, der aber glücklicherweiſe in jenem Verhältniſſe nichts änderte; er ſelbſt bot ſeinem Looſe muthig Trotz, die Verwandten ſeiner Braut nahmen die Sache nicht ſchwer, und ſo heirathete er getroſt, und zog auf das Gut Gerriſſunde, welches ſein Schwiegervater ihm in Unterpacht überließ. Hier trieb er nun Landwirthſchaft, und mit ſolchem Eifer und Erfolg, daß er nicht nur genügendes Auskommen fand, ſondern nach einigen Jahren auch ſo viel erübrigen konnte, um ein Gut in Pommern für ſich anzukaufen. Er verließ darauf Polen, und zog auf dieſes eigne Gut, in der Nähe von Stargard. Auch hier ſetzte er die Landwirthſchaft eifrig fort, und galt darin für ein Muſter von Einſicht und Sorgſamkeit. Die Achtung und das Vertrauen ſeiner Genoſſen und Nachbarn beriefen ihn ſogar zu der Stelle eines Ritterſchaftsraths, und als ſolcher widmete er den Angelegenheiten der Geſammtheit nicht minder gedeihliche Sorgfalt, als bisher ſeinen eignen. Seine Tüchtigkeit blieb den Behörden nicht unbemerkt, und einige gute Dienſte, welche er in Sachen des Staates leiſtete, erregten ſogar des Königs Aufmerkſamkeit. Friedrich der Große ſprach ihn oft-

mals bei Gelegenheit der Truppenmusterungen in Pommern, schrieb gnädig an ihn, und gab ihm mehrmals ansehnliche Geldsummen, deren Blücher zur Verbesserung seines Gutes bedurfte, anfangs ohne Zinsen als Darlehn, nachher zum völligen Geschenk, dem Landwirth und Ritterschaftsrath gern das Wohlwollen bezeigend, welches der ungnädig fortgeschickte Rittmeister nie wieder ansprechen zu dürfen schien. Gleichwohl war Blüchers Sinn und Trachten nur immer einzig auf den Kriegsdienst gestellt; er sehnte sich heftig nach diesem zurück, und die fortdauernde Entfernung fiel ihm während so langer Jahre oft unerträglich schwer. Hundert Plane gingen ihm durch den Kopf, um wieder Soldat zu werden, und seine Frau hatte in diesem Betreff unaufhörlich seine abentheuerlichsten Entwürfe zu bekämpfen. Als im Jahre 1778. die preußische-Kriegsmacht zur Sicherung der baierischen Erbfolge sich in Bewegung setzte, schrieb er einem seiner ehmaligen Kammeraden und besten Freunde, der in Stettin stand, er möchte doch zu ihm kommen, denn er habe Dringendes zu besprechen. Der Freund kam, aber die Frau, Unheimliches ahndend, und immer in Sorgen, Blücher möchte ihr davongehn und in den Krieg ziehen, trat hindernd dazwischen, so oft beide allein mit einander zu spre-

chen verſuchten. Endlich gelang dies doch, und Blücher ſchüttete ſein Herz aus, daß er es nicht mehr aushalte, er müſſe wieder Soldat werden, und beſchwor den Freund, ihm genau mitzutheilen, was er von neuen Truppenerrichtungen erfahre, und ihm bei dieſen zu einer Stelle zu verhelfen. Doch kaum war dies geſagt, ſo ſtürzte die Frau hervor, welche gelauſcht hatte, verwarf jeden Anſchlag dieſer Art, und fragte heftig, was dabei aus ihr und aus der Wirthſchaft werden ſollte? Blücher mußte ſie begütigen, und für den Augenblick ſein Vorhaben wenigſtens ſcheinbar wieder aufgeben. Allein dieſes Hinderniß war nicht das einzige, noch größte, welches ſeinen Wünſchen entgegenſtand. Bei dem Könige fand keine Erwähnung zu Gunſten Blüchers in dieſer Hinſicht irgend Eingang; Friedrich der Große liebte zu erſetzen und zu vergüten, was Raſchheit etwa verſehn hatte, doch ſtets in andrer Richtung, als in der einmal verletzten. Funfzehn Jahre vergingen für Blücher in dieſem Landleben, deſſen beruhigende Thätigkeit nicht den ungeduldigen Kriegsgeiſt feſſeln konnte, deſto mehr aber den ausdauernden Muth in der Seele ſtärken mußte. Sein Hausweſen tröſtete ihn mit vielfachem Segen; er bekam in glücklicher Ehe ſechs

Söhne und eine Tochter, und Hab' und Gut gediehen ihm zusehends.

Erst mit Friedrichs des Großen Ableben, welches am 17. August 1786. erfolgte, fanden Blüchers Wünsche und Bemühungen offene Bahn. Er bot allen Einwendungen seiner Gattin Trotz, reiste voll guter Zuversicht nach Berlin, und wandte sich mit seiner Bitte um Wiederanstellung an die Generale von Göckingk und von Bischoffswerder, mit welchen er aus der früheren Zeit seines Dienstes noch in guter Bekanntschaft stand. Mit den besten Zusicherungen kehrte er nach Pommern zurück. Bei der nächsten Truppenschau daselbst fand er sich ein, zeigte sich als kühner Reiter und ganz vertraut mit den kriegerischen Bewegungen, wurde dem Könige Friedrich Wilhelm II. bemerklich gemacht, herzugerufen, und konnte nun selbst seine Bitte vortragen, die sehr gnädig bewilligt wurde. Dem Könige gefiel Blüchers ganzes Wesen, er glaubte bei ihm, wie bei so manchen Andern, die Härte der vorigen Regierung vergüten zu müssen, und mit Bischoffswerders einflußreichem Zuthun stellte er jenen in demselben schwarzen Husarenregimente, das er als Stabsrittmeister verlassen, in dem Range wieder an, den er, falls er ohne Unterbrechung fortgedient hätte, jetzt erreicht haben

würde. Blücher trat demnach im Jahre 1787. am 23. März als Major in das Regiment wieder ein, und hatte die Genugthuung, auch dem Major von Jägersfeld, um deſſentwillen er ausgeſchieden war, wieder voranzugehn. Sein Majorspatent wurde vom 14. April 1779. ausgefertigt, und dadurch die Beſonderheit veranlaßt, daß Friedrich Wilhelms II. Königliche Unterſchrift unter einer Urkunde ſteht, deren Zeitangabe noch in die Regierung ſeines Vorfahrs weit zurückfällt. Blücher lebte nun ganz wieder dem Kriegsweſen; die fünfzehnjährige Unterbrechung hatte den Eifer und die Stärke, mit denen er dieſer Richtung folgte, nicht geſchwächt; ſeine Art und Weiſe war unverändert, der bittren Erfahrung, welche er gemacht, gönnte er wenig Raum in ſeinem Bewußtſein; ſich ſelbſt und ſeinem Säbel vertrauend, gab er friſch und muthig ſich dem Augenblicke hin, unbeachtend Gefahr und Nachtheil, deren Vorſtellung ihm niemals zur Bedenklichkeit werden konnte. So trieb er ſein früheres Weſen in luſtigem Leben fort. Immer in ſeinen Mitteln ſehr beſchränkt, verthat er doch leicht und ſchnell, was etwa das Glück ihm zuwandte; der Wechſel des Spiels gewöhnte ihn, Geld für nichts zu achten. Sein gewöhnlicher Aufenthalt war Rummelsburg, wo ein Theil des

Husarenregiments seinen Stand hatte. Vielleicht schon hier, vielleicht noch auf dem Gute, dessen Verwaltung ihr nun allein oblag, starb Blüchers Gattin, nicht lange nach seiner Wiederanstellung. Ihm selbst gab kriegerische Bewegung bald volle Beschäftigung. Im September des Jahres 1787. rückten 20,000. Mann preußischer Truppen unter Anführung des Herzogs von Braunschweig in Holland ein, um das Haus Oranien daselbst gegen die Volksparthei zu stützen. Blücher befand sich bei der Truppenabtheilung, welche unter dem Befehle des Generals von Göckingk die Provinz Ober-Yssel besetzte; zu kriegerischen Thaten aber gab die schnelle Wandlung der Dinge, da dem Erscheinen der Preußen nur schwacher Widerstand entgegengesetzt wurde, hier keine Gelegenheit. Indeß fehlte für Blücher doch nicht der Anlaß, sich in diesem Kriegszuge als tüchtiger Offizier mehr und mehr bekannt zu machen; seiner Gewandtheit und Entschlossenheit lernte man vieles zutrauen. Auch eröffneten sich ihm neue Beförderungen; am 3. Juni 1788. wurde er zum Oberstlieutenant, im folgenden Jahre bei einer Truppenschau zum Ritter des Ordens pour le mérite, und am 20. August 1790. endlich zum Obersten und Befehlshaber desselben Regiments ernannt, in welchem er bis dahin gedient hatte.

Die Begebenheiten, in deren späterem Verlaufe Blüchers Name zu dem höchſten Feldherrnruhme emporgetragen werden ſollte, nahmen ihren Anfang; fürerſt indeß war ihm darin nur eine vorübende, untergeordnete Rolle zugedacht. Die franzöſiſche Revolution, im Jahre 1789. unter anfangs glückverheißenden Zeichen begonnen, erhielt alsbald eine Richtung, welche den Mächten Europa's mehr und mehr den vielfachſten Antrieb aufregte, durch kriegeriſche Dazwiſchenkunft jenen Ereigniſſen Einhalt zu thun. Schon im Auguſt des Jahres 1791. hatten der Kaiſer Leopold II., der König von Preußen Friedrich Wilhelm II. und der Kurfürſt von Sachſen Friedrich Auguſt, bei ihrer Zuſammenkunft in Pilnitz, ſich zu gemeinſamen Maßregeln verbündet. Die wachſende Bedrängniß und Gefahr der Königlichen Familie in Paris gab den Erwägungen der Staatsklugheit ſchnellere Entſcheidung, und im Sommer des Jahres 1792. kam der Krieg zum Ausbruch. Im Auguſt rückten die vereinigten Heere Oeſterreichs und Preußens, begleitet von einer Schaar franzöſiſcher Ausgewanderten, unter dem Oberbefehl des regierenden Herzogs von Braunſchweig in Frankreich ein. Der Erfolg entſprach nicht der Erwartung, weder das berühmte Manifeſt des Herzogs, noch ſeine Kriegsbewegungen wirkten

in dem gehofften Sinne, ein unglücklicher Rückzug aus der Champagne war das Anheben einer Reihe von Begebenheiten, die sich über drei Jahrzehende, in wenig unterbrochener Folge und fast immer in derselben Richtung, reißend entwickelten. Blücher kam mit einem Theile, — dem sogenannten ersten Bataillon, — des ehmals Belling'schen, jetzt Golzischen Husarenregiments erst im Februar 1793. zu der längs des Rheins vertheilten Heeresmacht, die sich zu neuen Unternehmungen bereitete. Er stieß zu den preußischen Truppen, welche unter dem Befehle des Herzogs Friedrich von Braunschweig-Oels am Niederrhein mit den österreichischen unter dem General Latour vereinigt standen. Die Art und Weise der ganzen Kriegsführung, so wie der Zweck und die Bedeutung des Krieges selbst, gaben den nachfolgenden Ereignissen früh einen besonderen Karakter. Der Kampf, in welchem ein Für und Wider, das von allgemeinen Grundsätzen ausging, vorherrschend gelten sollte, brachte die politischen und persönlichen Betheiligungen in manchen Widerspruch. Die Sache der Franzosen fand Anhänger in allen Klassen, oft leidenschaftliche Hinneigung selbst bei denen, welche ihr im Felde tapfer entgegenstanden. Dieser Zwiespalt jedoch, in welchen so manche bedeutende Männer geriethen, war für Blücher nicht

vorhanden. Sein kraftvoller Sinn hielt ſich, unbekümmert um andere Dinge, treu und feſt in der Bahn des Handelns, welche ſeine Verhältniſſe ihm darboten; er war ein tüchtiger Kriegsmann, und als ſolcher in ſeiner Stellung abgeſchloſſen. Wie hätte er zweifeln können, daß zu ſiegen ſeine Beſtimmung ſei, und da die Franzoſen der Feind waren, über die Franzoſen und ihr ganzes Treiben?

Wir könnten die Ereigniſſe, bei welchen Blücher in dieſen nächſten Feldzügen hervortritt, ohne den Werth und die Fülle ſeines ausgezeichneten Thatwirkens zu verkürzen, mit einigen Blättern dieſer Erzählung abfinden, wenn nicht der Umſtand, daß außer dem Schwerte ſich auch die Feder unſres Helden an jenen Vorgängen verſucht hat, hier eine ausführlichere Mittheilung anforderte. Blücher hat nämlich über die Feldzüge von 1793. und 1794. beſondre Tagebücher angefertigt, deren nachher mit Hülfe ſeines Adjutanten Grafen von der Golz und des Kriegsraths Ribbentrop im Jahre 1796. zu Münſter in's Reine gebrachtes Ganze von ihm durch folgendes Vorwort eingeleitet wurde: „Während des Laufes der beiden Feldzüge von 1793. und 1794. habe ich manche Relations, Zeitungsberichte und Aufſätze geleſen, wovon ein großer Theil mit Prahlerei, Unwahrheit und ſol-

chem Unsinne angefüllt war, daß ich mich entschloß, wenn ich den Krieg glücklich endigte, dasjenige, was in meinem Beisein und unter meiner eignen Führung geschahe, zu Papier zu bringen, zu welchem Ende ich während der Kampagnen verschiedene Bruchstücke gesammelt habe. Hierdurch und durch mein gutes Gedächtniß will ich bei jetziger Muße ein Ganzes zu formiren suchen. Schriftstellerarbeiten werde ich nicht liefern, mein ganzer Zweck geht dahin, für meine Freunde, und vorzüglich für mein schätzbares Regiment, diese Nachrichten in der Ordnung, wie die Begebenheiten aufeinander folgten, niederzuschreiben. Es mag dazu dienen, daß das Korps Offiziere das rastlose Bestreben seiner Vorgänger, ihre Pflicht zu erfüllen, erkenne, und die jungen Offiziere dadurch angefeuert werden, bei einer entstehenden Kampagne von gleichem Eifer beseelt zu sein. Ich füge noch den aufrichtigen Wunsch hinzu, daß dieses vortreffliche Regiment stets die großen Exempel seines ersten Stifters vor Augen behalte, und immer eingedenk sei, welchen rühmlichen Namen es sich unter seiner Führung erworben und bis auf diese Stunde erhalten hat." Mit behaglicher Umständlichkeit verbreitet er sich alsdann über die einzelnen Vorfälle. Die Feindseligkeiten begannen am Niederrhein schon im Fe-

bruar von Seiten der Verbündeten, und im Anfange des März wurden die Franzoſen aus ihren Verſchanzungen bei Schwalmen vertrieben. Blücher wohnte dem Gefecht nicht bei, welches hauptſächlich die Oeſterreicher führten, ritt aber weit vor, um deſſen Erfolg aufmerkſam zu beobachten. „Ich konnte den Angriff der Kaiſerlichen, erzählt er, deutlich ſehen. Die Franzoſen wurden nach Ruremonde zurückgetrieben, und gegen Abend geſchahen acht Kanonenſchüſſe von den Wällen, nun war ich überzeugt, daß der Feind gänzlich bis in die Stadt vertrieben war. Dies zeigte ich dem Herzoge Friedrich von Braunſchweig an, mit dem Bemerken, wie ich glaubte, daß der Feind in der Nacht Ruremonde verlaſſen würde. Seine Durchlaucht erwiederten mir, ſie vermutheten eine hartnäckige Vertheidigung. Ich nahm ſogleich einen Unteroffizier mit zwei Mann, den ſchickte ich noch vor Tagesanbruch gegen Ruremonde, mit dem ausdrücklichen Befehle, die Schwalme, wo es möglich ſei, zu paſſiren, ſich an die Stadt heranzuſchleichen, und mir gewiſſe Nachricht zu bringen, ob der Ort vom Feinde beſetzt oder verlaſſen ſei. Mit Tagesanbruch rückte ich mit meiner Eskadron und 100. Schützen bis an die Schwalme; der abgeſandte Unteroffizier kam zurück mit der Nachricht, daß der

Feind Ruremonde geräumt habe. Der Herzog wollte diesem Rapporte nicht trauen. Ich nahm eine Ordonnanz, ritt selbst durch die Schwalme gerade nach Ruremonde, und traf den General Latour gerade beim Einmarsch." Die Franzosen wichen von der Maas zurück, die Kaiserlichen folgten ihnen über den Fluß, und die Preußen rückten abwärts nach Tegelen und Venlo. In ersterem Orte hatte Blücher sein Quartier auf der Post; hier geschah ihm, daß er in der Nacht durch einen durchreisenden österreichischen Obersten, welcher Postpferde verlangte, geweckt wurde, derselbe entschuldigte sich aber, als er seines Irrthums gewahr worden, und wollte nun nicht in's Zimmer treten; das weitere berichtet Blücher wie folgt: „Ich rief dem Obersten aus der Thür entgegen, er möchte man hereinkommen. Dieser Besuch war mir außerordentlich angenehm, da ich Bekanntschaft mit einem Manne machte, von dem ich so viel Rühmliches gehört und in der Folge erfahren, daß er es nur zu gewiß verdient, von jedem Deutschen geschätzt zu werden. Es war der jetzige verehrungswürdige General von Mack. Er ging zum Herzog Friedrich von Braunschweig, wir unterhielten uns sehr freundschaftlich, und er gestand mir, daß die Ankunft des preußischen Korps an der Maas für das gemeine Beste erwünscht sei." Diese

Aeußerung, zusammenzuhalten mit dem, was zwölf Jahre später sich begab, dürfte wohl manches Lächeln hervorlocken, jedoch ist gewiß, daß jener Mann bis zu dem Augenblicke, da seine gränzenlosen Unfälle ihn trafen, als ein tüchtiger Kriegskundiger allgemein gerühmt wurde. Die Verbündeten rückten alsbald weiter gegen Holland hinab, nahmen Breda und Antwerpen durch Vertrag, und zogen darauf in das französische Flandern ein. Die Preußen, jetzt von dem General von Knobelsdorf befehligt, standen mit dem österreichischen Heere des Prinzen von Koburg und den englischen Truppen des Herzogs von York vereinigt, allein diese gesammte Macht entsprach im Felde nicht den Erwartungen, zu welchen ihre Art und Stärke sonst wohl berechtigen durfte. Den Muth und die Kriegskunde der Truppen und ihrer nächsten Anführer gaben einzelne Gefechte ruhmvoll kund, das Ganze der Feldzüge gewährte, trotz vorübergehender einzelnen Erfolge, keine Befriedigung. Blücher indeß versäumte keine Gelegenheit, sich mit seinen Husaren hervorzuthun; sein entschlossener Muth und seine zweckmäßigen Anstalten dienten gleicherweise zum Muster. Er gewöhnte seine Leute an jede Gefahr, lehrte sie den eignen Entschluß höher schätzen als die Zahl des Feindes, auf Reiterei und Fußvolk unbedenk-

lich anstürmen, und auch das Feuer aus dem schweren Geschütz nicht sonderlich achten. Er selbst gerieth mehrmals in Lebensgefahr; bei Lille, als er, im eiligen Rückzuge vor überlegener französischen Reiterei, mit einem französischen Offizier bei schon einbrechender Dunkelheit handgemein geworden, hieb er den Feind nieder, und nahm dessen Pferd als Beute mit davon. Bei aller Verwegenheit seines freudigen Muthes blieb ihm doch eigentliche Tollkühnheit fern; umsichtige Beurtheilung und kluge Sorgfalt begleiteten ihn zu jedem Unternehmen. Die Verbündeten hatten im April ein Lager bei Dornick bezogen, um den Feind, während sie die Festungen Condé und Valenciennes angriffen, vom Entsatz derselben abzuhalten; die Franzosen ihrerseits blieben nicht ruhig, täglich gab es blutige Gefechte; man schlug sich am 1. Mai heftig im Vicegner Walde, wobei Blücher nicht fehlte; der Feind griff am 7. die ganze Stellung der Preußen bei St. Amand ungestüm an, und zog nur dann wieder eilig zurück, als Blücher mit 2. Schwadronen, 2. Geschützen, einem Grenadierbataillon und einigen Kompanieen Kroaten durch eine geschickte und rasche Bewegung ihm in die Seite fiel. Am folgenden Tage erneuten die Franzosen den Angriff, und bemeisterten sich einer Anhöhe, wo sie sogleich

Schanzen anlegten, aus welchen sie das Lager der Verbündeten vortheilhaft beschossen, alle Versuche der Preußen, jene Schanzen zu erobern, scheiterten an dem Kartätschenhagel, welchen sie auswarfen, und an dem dreifachen Graben, der sie umgab. Da wollte der Herzog von York, in der Meinung, es sei nicht genug geschehn, die Sache mit den Engländern versucht wissen, und Blücher scheute sich nicht, unter den Abmahnenden zu sein, und das Gelingen für unmöglich zu erklären; in der That mußte der Herzog seine Engländer nach vergeblicher Tapferkeit weichen sehn, Blücher aber, gerührt von dem Anblick so vieler nutzlos hingeopferten Leute, traf thätigst alle Anstalten zur Fortschaffung der großen Anzahl von Verwundeten, wofür niemand gesorgt hatte. Nach zweien Tagen nahmen dennoch Preußen und Oesterreicher die Schanzen weg. Hatte hier Blücher einsichtsvolle Beurtheilung gezeigt, so konnte er bald nachher wieder seine kühne Tapferkeit beweisen, als am 23. Mai, während der Prinz von Koburg das französische Lager von Famars angriff, die Preußen die Schanzen von Hasnon und Marchiennes erstürmten, bei welchem Kampfe sich Blüchers Eifer neuerdings hervorthat.

Sein ausgezeichnetes Verdienst wurde von den

Heerführern wie von den Truppen immer lebhafter anerkannt, und selbst bei dem Feinde gewann sein Namen schon einige Berühmtheit. Sein muntrer und dabei gelassener Sinn, sein kräftiger Willen, und seine schwer zu überlistende Klugheit zeigten den Mann, dessen Führung man getrost vertrauen durfte. Das Menschliche ging stets bei ihm voran, und weder vorgefaßte Meinung, noch irgend eine Rücksicht konnte dessen Wirkung in ihm unterdrükken: Als ein französischer Oberst gleich nach einem hitzigen Gefecht, in welchem er gefangen gemacht worden, an seinen Wunden starb, ließ Blücher ihn durch einen Geistlichen zur Erde bestatten, strafte mit einigen Schlägen den Tischler, der den Sarg zu schlecht und zu klein gemacht hatte, und wohnte mit allen seinen Offizieren dem Leichenbegängnisse bei, zum großen Erstaunen der französischen Einwohner, welche für einen geächteten Sansculotten keine solche Theilnahme und Ehrenbezeigung von Seiten der Preußen erwartet hatten. Am 4. Juli wurde der General von der Golz auf einer von ihm unternommenen Erkundung des Feindes bei Bouviers tödtlich verwundet, und Blücher ersetzte ihn im Oberbefehl über die Vorposten des rechten Flügels. Er faßte sogleich den Vorsatz, den Tod seines braven Generals zu rächen, und die Gelegenheit

genheit dazu blieb nicht lange aus. Die Preußen wurden in ihrem Lager jeden frühen Morgen durch französische Plänkler beunruhigt, und waren dieser Plage längst überdrüssig. Durch Kundschafter wurde hinterbracht, daß der Feind den nächsten Tag zahlreicher anrücken werde, um eine der preußischen Streifschaaren, welche gegen jene Plänkler auszogen, zu überfallen. Blücher beschloß, den Franzosen zuvorzukommen, und ihnen einen guten Streich zu versetzen. „Den 25. Juli, erzählt er, ging ich in der Nacht mit 200. Husaren, einer Schwadron Kaiserlicher Kürassiere und 600. Mann Infanterie, auch 60. Jägern, über die Marque. Ich schickte 300. Mann Infanterie, sobald die Marque passirt war, rechts am Strome hinauf, bis sie mit dem Dorfe Sainghin gleiche Linie hatten, befahl ihnen, sich in dem Gesträuch verdeckt zu halten, bis ich durch Trompeter und Tambur das Zeichen zum Angriff gäbe, alsdann sie mit gefälltem Bajonet in Sainghin eindringen und den Kirchhof besetzen sollten; 200. Mann Infanterie legte ich links in dem Dorfe, am Windmühlenberge im hohen Getraide nieder, mit dem Befehle, auf ein gegebenes Zeichen das Dorf von dieser Seite zu stürmen, die Kavallerie verbarg ich hinter einige Höfe, und befahl ihr, das Dorf gleich links zu umgehen. Der

Kaiserliche Oberst Graf von Hohenzollern begleitete mich bei diesem Unternehmen, befahl aber seinem Rittmeister meine Ordres zu befolgen, weil er nur als Zuschauer da wäre; ich selbst ritt nun in unsere Schanze, die erhöht lag, und von wo man alles übersehen konnte; ich hatte 4. Tamburs und 4. Trompeter zu mir genommen. Mit Tagesanbruch kam der Feind wie gewöhnlich heranmarschirt, meine Infanterie war zu ungeduldig und feuerte, der Feind machte Halt. Ich gab sogleich den Befehl, und nun wurde alles, wie ich befohlen, auf's genaueste ausgeführt. Ich eilte vorzukommen, um den Feind zu übersehen, stürzte mit dem Pferde, kam aber doch zu rechter Zeit, und wunderte mich nicht wenig, wie ich den braven Grafen von Hohenzollern mit aufgenommenem Gewehr vor seinen Küraſſieren sah. „Blücher, rief er mir zu, ich will nicht mit kommandiren, aber mit arbeiten!" In selbigem Augenblicke wurde ich gewahr, daß meine Husaren die feindliche Kavallerie verfolgten und die Infanterie überflügelten, ich eilte heranzukommen, meine Husaren hieben alles zusammen. Ich sprengte bei einer Windmühle vorbei, eine Kugel fuhr mir vor dem Gesichte vorüber, der Graf Golz wurde gewahr, daß der Dampf aus der Windmühle kam, in der sich ein Franzose versteckt hatte. Wir mach-

ten 4. Offiziere, 95. Gemeine und 40. Pferde gefangen, der Ueberrest wurde niedergehauen, und es entkam von der Infanterie kein Mann." Die täglichen Neckereien unterblieben hierauf eine Zeitlang. Am 14. August wiederholte Blücher in derselben Gegend ein solches Unternehmen, das nicht weniger glücklich ausschlug.

Inzwischen war Condé schon am 13. Juli und Valenciennes am 1. August gefallen, der Prinz von Koburg mit dem Oesterreichern sollte die errungenen Vortheile auf dieser Seite verfolgen, dagegen der Herzog von York mit den Engländern rechts gegen Dünkirchen abzog, um diesen Seeplatz wegzunehmen, und nicht lange nachher Knobelsdorf mit den Preußen aus den Niederlanden abgerufen wurde, um links über die Mosel zu dem preußischen Hauptheere zu stoßen, welches der König in Person befehligte. Bei dem Abzuge der Preußen am 24. August aus dem Lager von Dornick, in welchem sie durch Holländer und Hannoveraner ersetzt wurden, machte Blücher den Vortrab mit seinen Husaren und einigen andern Truppen, die seinem Befehl untergeben worden. Ueber St. Amand, Mons und Namur, wo die Preußen ahndungslos über den Boden schritten, welcher 22.

Jahre ſpäter ihren und ihres Feldherrn mächtigſten Ruhm tragen ſollte, dann über Baſtogne und Arlon, ging der Zug in nächſter Richtung auf Luxemburg, wo die Truppen am 11. September anlangten, und bei Altzingen, rückwärts der Feſtung ihr Lager nahmen, um einen Tag zu raſten. Wir laſſen hier Blüchern ſelbſt weiterreden: „Der kommandirende General übertrug mir, zur Sicherheit des Korps eine Vorpoſtenkette zu ziehen. Den 12., als am Ruhetage, hörten wir bei Anbruch des Tages auf der Vorpoſtenkette der Oeſterreicher viel ſchießen, es war anderthalb Stunden von mir entfernt; ich ritt ſogleich dahin, und fand die Kaiſerlichen mit dem Feinde beſchäftigt, ſie wurden ſehr gedrängt. Ob nun gleich meine Huſaren des Rasttages ſehr benöthigt waren, ſo wollte ich unſern Verbündeten doch zeigen, daß wir jederzeit bereit wären, ihnen beizuſtehen. Ich ſchickte meinen Adjutanten, um auf's eiligſte die Leibſchwadron und die von Blücher herbeizuholen. Die Schwadron von Rudorff ſollte einen andern Weg einſchlagen, und rechts durch den Wald zu mir zu ſtoßen, jedoch alles ſo verdeckt wie möglich vorrücken. Der Feind ſchien zurückgehen zu wollen, aber ich ritt mit meinen beiden Ordonnanzen zwiſchen die Kaiſerlichen Flankeurs, und redete ihnen zu, ſich mit

dem Feinde einzulaſſen, weil ich fürchtete, der Feind möchte vor Ankunft meiner Schwadronen zurückgehen. Endlich ſah ich dieſe kommen, die Pferde waren ſehr abgeritten, weßhalb ich ſie hinter einem Dorfe zum Verſchnauben aufmarſchiren ließ. Nun ſetzte ich mich vor die Schwadronen, 20. Zerbſter Reiter, die ich da fand, mußten die gerade Straße halten, ich formirte einen ordentlichen Angriff auf das feindliche Fußvolk. Die Reiterei, die ſich uns entgegenſtellte, wurde geworfen, die Infanterie zuſammengehauen und niedergeritten. Ein Kaiſerlicher Offizier war mit 50. Mann gefolgt. Der Feind verlor 500. Mann. Die Einwohner von Luxenburg ſagten: In ſechs Wochen iſt hier nichts vorgefallen, die Preußen kommen des Abends an, ſchlagen die Franzoſen, und ſetzen ihren Marſch fort.“ Der Prinz von Koburg drückte durch ein verbindliches Schreiben Blüchern für dieſen ſo eifrig und tapfer gleichſam im Vorbeigehn vollführten Reiterſtreich ſeinen Dank aus. Die Preußen rückten in den folgenden Tagen über Grevenmachern und Osburg ungeſtört weiter, und trafen am 22. September bei St. Wendel ein, wo ſie dem Hauptheere, welches unter dem Könige der General Graf von Kalkreuth befehligte, ſich anſchloſſen. Da hier das zweite Bataillon der Huſaren Blüchers bereits

vorgefunden wurde, so war das ganze Regiment nun wenigstens bei demselben Heere vereint.

Kaum angelangt, erhielt Blücher sogleich den Befehl, mit seinen Husaren nach Neukirchen vorzurücken, und den Obersten von Szekuly auf den dortigen Vorposten abzulösen. Dieser bekannte Partheigänger, ein anmaßlicher Aufschneider, der aber als geborner Ungar das Vorurtheil für sich hatte, ein trefflicher Anführer leichter Truppen zu sein, war mit Blücher schon von früherer Zeit auf einem Fuß, der wohl öfters ein guter heißt, gewöhnlich aber ein schlechter ist. Ein wechselseitiges Du gab ihrem Verhältnisse nur derberen Ausdruck, nicht freundschaftlicheren. Auch diesmal brachte ihr Zusammenkommen nur herbe Berührung hervor. „Wie ich bei diesem Partisan ankam, erzählt Blücher, schilderte er mir die große Gefahr, worin ich zu stehen käme; ich antwortete: „Zeige mir die Vorposten, ich werde die Gefahr erkennen, und mich davor zu sichern wissen.“ Der von Szekuly verließ mich, indem er vorgab, daß er einige nöthige Geschäfte besorgen, und gleich zu mir zurückkehren wolle. Es vergingen indessen zwei Stunden, endlich kam sein Adjutant Graf von Stolberg, und sagte mir, der Oberst würde mich auf der Schmelze erwarten. Unwillig erwiederte ich: „Des Ober-

ſten Schuldigkeit iſt's, zu mir, nicht aber die meine, zu ihm zu kommen." Ich ritt aber doch dahin, und ſagte zu Szekuly, der Tag verginge, ich müßte alſo die Vorpoſten übernehmen. Dieſer erwiederte: „Laß deinen Adjutanten nur aufſchreiben, ich werde ihm alles ſagen." In der Vermuthung, daß er die Stärke eines jeden Vorpoſten angeben wollte, ließ ich ſolches zu; mit vieler Verwunderung aber hörte ich, wie er anfing, eine Dispoſition zu diktiren. Nun verging mir die Geduld. Ich ſagte: „Szekuly! kannſt du, wenn wir auf Einem Flecke ſind, jemals vergeſſen, daß ich befehle und du gehorchſt, ſo ziehe ich die Piſtole, und ſchieße dich vor den Kopf." Szekuly erwiederte: „Du biſt ein ſehr hitziger Menſch, komm, du wirſt die mißliche Lage, in der ich geſtanden, erkennen." Wie wir beinahe die Vorpoſtenkette zu Ende waren, kam der General von Knobelsdorf, und ſagte aufgebracht zu mir: „Herr Oberſt, ich denke, ich habe Ihnen die Truppen zu kommandiren gegeben, und nicht dem Szekuly; wo iſt die Infanterie?" Mit Befremden erfuhr ich nun, daß Szekuly über meine Infanterie disponirt hatte. Ehrfurcht vor dem kommandirenden General hielt mich in Schranken ich hatte übrigens nicht nöthig, den von Szekuly zu belehren, der General that es mit Würde und

Nachdruck; Szekuly mußte abziehen. — Niemals habe ich eine Postirung minder gefährlich wie diese gehabt. Szekuly war ein Mann, der mit 150. Pferden herumschwärmen mußte, dann konnte er nützlich werden; wenn er aber ein Körps kommandiren sollte, so spannte er die Pferde gleichsam hinter den Wagen, verträumte sich in seiner Größe, und verwirrte alles."

Nach dem heftigen Angriffe, welchen der regierende Herzog von Braunschweig mit den verbündeten Truppen am 26. September auf das feste Lager von Blieskastel ausgeführt, wobei Blücher, schon der Gegend genau kundig, durch Anweisung der Wege und sichre Führung des Geschützes gute Dienste leistete, und nach dem späteren Gefechte bei Ensheim, wichen die Franzosen hinter die Saar zurück, wo sie sich verschanzten. Während 7. Wochen beobachtete die Truppenschaar von Knobelsdorf, vorgeschoben gegen Saarbrücken, den dort zahlreich versammelten Feind; weil indeß die Franzosen nicht hervorkamen, auch die Jahreszeit den Truppen, die nicht unter Zelten, sondern in schlechten Erdhütten lagen, nachtheilig wurde, so zogen endlich die Preußen in der Mitte des Novembers sich auf die Hauptstellung zurück, und gleich darauf sammelte der Herzog von Braunschweig das ganze

Heer bei Kaiserslautern, um die Belagerung von Landau zu decken, welche mit Ernst unternommen wurde. Das französische Moselheer, beträchtlich verstärkt, eilte zum Entsatz herbei, und griff schon am 28. und 29. November die preußischen Linien heftig an, der Hauptangriff aber geschah am 30., und es erfolgte die Schlacht von Moorlautern. Wir lassen Blücher, der auf den Höhen von Schelotenbach stand, seinen Antheil an dieser Schlacht selbst erzählen: „Den 30. brach der Tag kaum an, als sich eine der fürchterlichsten Kanonaden erhob, die Franzosen boten ihre letzten Kräfte auf, um den Sieg auf ihre Seite zu lenken, und dadurch den strengen Befehl des Nationalkonvents, die Preußen bis über den Rhein zurückzuschlagen, in Erfüllung zu bringen. Ich konnte den ganzen Angriff von den Höhen, wo ich stand, übersehen. Da ich bemerkte, daß die feindliche linke Flügelkolonne von 13,000. Mann, die gleich jenseit des vor mir liegenden Waldes stand, gegen Moorlautern vorzugehen anfing, so faßte ich den Entschluß, es koste was es wolle, durch den Wald zu dringen, theils um den Feind zu beunruhigen, theils auch ihn zu nöthigen, mit Geschütz auf mich zu feuern, damit der Herzog dadurch erführe, wie nahe ich demselben sei. Ich führte den Entschluß aus, wir

drangen durch den Wald, und wurden von drei Kanonenschüssen begrüßt. Der Herzog rückte mit der ganzen Infanterie vor, und der Feind zog zurück; die auf unserer Seite bisher gestandene Kolonne des Feindes zog gleichfalls ab. Ich ging mit 4. Schwadronen meines Bataillons eiligst durch den Wald, und ließ den General von Kospoth bitten, mir 2. Schwadronen des Leibregiments folgen zu lassen. Der würdige General von Kunitzki war mir gleich mit seinem Regimente und den Bataillonsstücken nachgeeilt, und ließ den Wald in meinen Flanken vom Feinde reinigen. Mit meinen Husaren folgte ich der zurückziehenden Kolonne bis vor Sembach, hier war die feindliche Infanterie die Lauter passirt, und hatte ihr Geschütz auf die jenseitigen Höhen gestellt, der Kavallerie war ich aber so nahe, daß sie nicht Zeit gewinnen konnte, über die Lauter zu gehen, und da sie mir an Stärke übrigens sechsmal überlegen war, so setzte sie sich noch diesseits des Flusses und marschierte vier Mann hoch auf. Obgleich ich es wohl berechnen konnte, daß ich bei dieser großen Ueberlegenheit, wenn ich angriff, wohl schwerlich Glück haben würde, so sah ich doch eben so wohl voraus, daß, wenn dieser Fall einträte, der Feind, seiner Gewohnheit nach, in einem unregelmäßigen Haufen hinter mir her-

stürzen würde; dadurch wurde er dann von seinem Geschütze abgezogen; auf die Leichtigkeit unserer polnischen Pferde konnte ich rechnen, und die Hülfe von den Kürassieren und Husaren, welche ich erwartete, gab mir dann Hoffnung, den Feind zu zwingen. Diese kurze Ueberlegung machte ich vorher, und dann entschloß ich mich rasch. Ich setzte mich vor die Schwadron von Rudorff, welche der Lieutenant von Katzeler führte, und warf mich mit selbiger gerade auf die Kavallerie. Meine Leute hieben mit der größten Entschlossenheit ein, allein die Wand war zu stark, wir wurden überflügelt, und mußten zurück. Meine Muthmaßungen trafen ein, der Feind stürzte in einem wilden Schwarme hinter uns her, unsere Pferde entrissen uns aber seiner Gewalt. Mittlerweile waren 2. Schwadronen vom Leibkürassierregiment und eine Schwadron von mir angelangt. Die Leibschwadron des Leibregiments war die erste; da ihr rechter Flügel etwas zurückgedrängt wurde, so warf sich diese treffliche Schwadron mit ihrem linken Flügel gerade in des Feindes Flanke. Diesen Augenblick nutzte ich, ich rief meinen Leuten zu: Kehrt euch um! und sie, voll Zutrauen, befolgten sogleich meinen Befehl, ich stürzte mich mit ihnen in den außer Fassung gebrachten Gegner, er ward geworfen, und durch

Sembach bis über die Lauter gejagt. Jetzt erhob der Feind eine heftige Kanonade, die er bisher nicht hatte anwenden können, weil ich noch mit seiner Reiterei im Handgemenge war, ich zog mich auf Kanonenweite zurück, ohne durch dieses Artilleriefeuer großen Abbruch erlitten zu haben. Der Verlust auf unserer Seite war gering; der Feind verlor außer vielen Todten und Gefangenen auch noch eine Kanone, die er in Sembach im Stich gelassen hatte. Ich kann behaupten, daß ich fast nie einem verwickeltereren Gefecht beigewohnt habe, als dieses war, um somehr freute es mich, da es so glänzend zu unserm Vortheil ausschlug. Der Lieutenant von Katzeler riß mich in demselben aus der augenscheinlichsten Gefahr; es befand sich nämlich ein feindlicher Offizier in einem hohlen Wege mit der gespannten Pistole hinter mir, der Lieutenant von Katzeler bemerkte es, rief mir zu, und ich sprang vermöge meines guten Pferdes aus dem hohlen Wege. Mein Verfolger fand selbst den Tod." Die Franzosen wurden auch auf die übrigen Punkten zurückgeschlagen, und verloren im Ganzen über 6000. Mann.

Gleich am folgenden Tage, den 1. December, setzte Blücher dem Feind über die Lauter nach. „Ich schrieb dem Herzoge, berichtet er selbst, wäh-

rend meines Marsches nur folgende wenige Worte, die ich ihm durch einen Trompeter zuschickte: Der Feind retirirt nicht, er flieht! ich folge ihm auf Homburg. Ein Anderer hatte mit einem äußerst weitläuftigen Rapport ganze Schreibtafeln angefüllt, die nicht durchgelesen wurden. Meine kurze Anzeige nahm der Herzog gut auf, und nach diesen Begebenheiten gab mir dieser verdienstvolle Feldherr die größten Beweise seines Vertrauens." Blücher drang über Schönberg, Waldmoor und Jägersburg vor, mit ihm zugleich sollte Szekuly über Landstuhl und Martinshöhe gegen Karlsberg anrücken, allein dieser hatte eine Kriegskasse genommen, und darüber seinerseits das Vorrücken vergessen, wodurch Blücher in Gefahr gerieth abgeschnitten zu werden, doch aber noch glücklich genug bis hinter Jägersburg zurückgelangte. Aus Schonung zeigte er Szekuly's Versäumniß dem Herzoge nicht an, der aber dennoch die Sache erfuhr, und die letzte gute Meinung, die er von diesem Partheigänger noch hatte, völlig aufgab. Da der Herzog erwartete, daß die Franzosen ihren Versuch, Landau zu befreien, erneuern würden, so erhielt Blücher den Auftrag, genaue Nachrichten über des Feindes Stärke und Bewegungen einzuziehen. Er setzte sich an die Spitze einer starken Reiterschaar, und

drang von Ramstein ungehindert bis gegen Zweibrücken vor. „Ich ließ 50. Pferde in die Stadt hineinsprengen, so erzählt er, es waren einige Franzosen da, sie flohen eiligst davon. Ich fand alle Weinkeller in Zweibrücken mit französischen Nationalsiegeln belegt und als ein Eigenthum der Nation erklärt. Die Bürger wagten es nicht, die Siegel anzurühren, weil sie besorgt waren, daß die Franzosen es rügen würden; ich ließ daher durch meinen Adjutanten sämmtliche Siegel abreißen, und einem jeden sein Eigenthum wiedergeben, zugleich rieth ich den Einwohnern, zu sagen, daß ich alles mit fortgenommen hätte. Die vergnügten Bürger luden nun mit größter Eilfertigkeit auf, und fuhren damit ab. Um ihnen zu diesen Geschäft Zeit zu geben, blieb ich noch zwei Stunden bei Zweibrücken, und attakirte die feindlichen Vorposten. Alsdann zog ich bis Martinshöhe zurück, und nachdem ich hier noch sichere Nachrichten eingezogen hatte, machte ich dem Herzoge einen ausführlichen Rapport, worin ich ihm meldete, daß die Sage von den Absichten des Feindes auf uns ganz ohne Grund sei, daß er sich vielmehr vor unserem Hinüberkommen fürchte, und weit entfernt sei, sich noch eine Züchtigung bei Kaiserslautern zu holen." Blüchers besondere volksgemäße Sinnesart, die später für sein

Wirken und für seinen Ruhm so entscheidend wurde, ist in diesem Verfahren mit den Weinen von Zweibrücken ganz ausgedrückt; außer dem wirklichen Vortheil, den Einige unmittelbar davon zogen, hatten von solchem Streich Alle Vergnügen, die nur davon hörten, weit umher im Volke und bei den Truppen selbst, welchen dergleichen Vorgänge stets zu Lust und Ruhm gereichen.

Durch den Abzug der Kaiserlichen aus den Linien von Weißenburg wurde der Herzog von Braunschweig bald nachher genöthigt, die Belagerung von Landau aufzugeben, und sich weiter gegen den Rhein zurückzuziehen. Blücher brach mit den Seinigen zuletzt auf, und blieb einstweilen bei Kirchheim-Poland stehn, unter dem Befehl des Generalmajors von Rüchel, welcher die sämmtlichen Vortruppen anführte. Hier kam auch das zweite Bataillon der rothen Husaren, welche Blücher befehligte, nach langer Trennung mit dem ersten wieder zusammen, und das ganze Regiment blieb nun unter der Anführung seines Obersten vereint. Außer seinen Husaren hatte dieser noch das Dragonerregiment von Schmettau, 3. Schwadronen pfälzische leichte Pferde, das Füsilierbataillon von Müffling, 3. Kompanieen preußische Jäger und 8. reitende Kanonen unter seinem Befehl.

Ihm wurde zuerkannt, daß, wenn auch vor allem die Reiterei seine Hauptwaffe bliebe, doch darum andere Waffengattungen ihm nicht fremd seien, und er sie leichter und besser zu gebrauchen wisse, als dies gewöhnlich vorkomme. Der eingetretene Winter brachte für Blücher keine Ruhe. Sein eifriger Muth, von Rüchels gleicher Sinnesart unterstützt, versuchte sich in zahlreichen Angriffen, Ueberfällen und Streifzügen, welche fast immer ausgezeichneten Erfolg hatten, und Gefangene, Nachrichten, Beute lieferten. Er wußte seine Truppen ganz mit seinem Geiste zu beseelen, sie folgten seiner Leitung mit unbegränztem Vertrauen, und hingen ihm persönlich mit Eifer an. Unter mancherlei Vorfällen und Begegnissen verging so der Winter, und mit dem Frühjahr 1794. erhob sich die Kriegsführung wieder zu größerer Thätigkeit.

Der Herzog von Braunschweig hatte schon im Februar 1794. den Feldmarschall von Möllendorf zum Nachfolger im Oberbefehl erhalten, und dieser beschloß in Verbindung mit dem General Erbprinzen von Hohenlohe den Feind, welcher seine Hauptstärke bei Kaiserslautern und Deidesheim hatte, auf allen Seiten anzugreifen; der 23. Mai wurde dazu festgesetzt. Dem Befehle gemäß brach Blücher schon in der Nacht vorher mit 5. Schwadronen

nen Husaren und 3. Bataillons Fußvolk nebst 3. Kanonen von Grünstadt auf, um über den Schorleberg durch das waldige Gebirge quer auf die große Straße zwischen Kaiserslautern und Neustadt vorzudringen, und hier alle Verbindungen der Franzosen abzuschneiden. Mit großer Anstrengung gelangten die Truppen durch die unwegsame, zerschnittene Gegend frühmorgens auf jene Straße; aber der Feind war gleichfalls im Anzuge, und eröffnete sogleich gegen die Preußen ein wirksames Gewehrfeuer, seine Schützen, von dem Erdreich begünstigt, kamen dreist ganz nahe heran, und thaten großen Schaden. Blücher, der seine Stellung auf der Anhöhe des Dorfes Weidenthal genommen hatte, rückte nunmehr zum Angriff, und warf den Feind, welcher in der Richtung von Neustadt nach Kaiserslautern zog, gegen Neustadt bis Neidenfels zurück. In diesem Augenblick aber kam von der entgegengesetzten Seite eine andre feindliche Abtheilung unter dem General Cisée zum Vorschein, welche auf derselben Straße in der Richtung von Kaiserslautern nach Neustadt vorrückte. Hier galt es Geistesgegenwart und Entschlossenheit. Blücher versuchte zuerst die List, aber mußte sogleich erfahren, daß hier nur Heil in den Waffen sei. Seine eigne Erzählung berichtet das Weitere:

„Ich ritt dem General in Begleitung eines Trompeters und meines Adjutanten entgegen, und rief ihm zu, er solle sich ergeben, weil er abgeschnitten sei; ich hoffte um so mehr, daß dies geschehen würde, da er meine Stärke nicht übersehen konnte. Meine Aufforderung wurde mit einer Generalsalve beantwortet, und zugleich wurde ich von der auf Neidenfels zurückgedrängten Kolonne, die dieses Feuern hörte, auf's neue angegriffen. Nun befand ich mich also zwischen zwei Feuern. Ich schickte zum Major von York, der mit seinem Bataillon auf meinem linken Flügel stand, und bat ihn, nur den Feind von Neidenfeld nicht vordringen zu lassen; meine beiden Kanonen, — die dritte war unterwegs zerbrochen, — ließ ich, gerade in entgegengesetzter Richtung, die eine die Straße auf Neustadt, die andere die nach Frankenstein beschießen, um dem Feinde das Vordringen auf beiden Seiten und seine Vereinigung zu wehren. Ciſée faßte nun den kühnen Entschluß, mich zu umgehen, und die Straße auf Türkheim zu gewinnen; er stürmte mit seiner Infanterie rasend den Berg, auf welchem ich mit dem Bataillon von Müffling stand, und drängte die im Gebüsche vor uns stehenden Jäger und Schützen zurück. Nun war der entscheidende Augenblick da; ich eröffnete meinem wak-

kern Freunde, dem Oberstlieutenant von Müffling, dessen Kühnheit und Sachkenntniß ich im Laufe des Feldzuges so manches zu danken habe, daß uns jetzt nichts anderes übrig bliebe, als dem Feinde mit gefälltem Bajonet entgegenzugehen, und unsere äußersten Kräfte anzustrengen. Edle Begier, dieses auszuführen, strahlte aus seinem Auge; meinen Husaren, die rechts auf einem kleinen Felde standen, hatte ich den Befehl gegeben, alles, was etwa vom Feinde auf meiner rechten Seite aus dem Walde vordränge, ohne Rücksicht auf die Stärke desselben anzugreifen und niederzuhauen. Jetzt ging ich, nachdem ich in Eil alles angeordnet hatte, mit dem Bataillon von Müffling dem Feind im Sturmschritt entgegen, ohne daß die braven Füsilier einen Schuß thaten; der Feind hingegen machte ein äußerst heftiges Feuer, wodurch ich gleich mehrere Leute, einen Kapitain, einen Lieutenant und zwei Oberjäger verlor; unsere braven Soldaten ließen sich aber dessen ungeachtet nicht aus der Fassung bringen, sie blieben geschlossen, und da wir auf 30. Schritt an dem Feind waren, stürzten sie alle mit frohlockendem Geschrei auf denselben los, er wurde mit dem Bajonet über den Haufen geworfen, und völlig in Verwirrung gebracht. Wir erbeuteten 2. Kanonen und machten viele Gefan-

gene.“ Nach diesem glücklichen Gefecht sandte Blücher Offiziere an Möllendorf und Hohenlohe, nahm aber, ungewiß über die Entscheidungen des Tages auf den andern Punkten, vorsichtig seine Stellung bei Weidenthal wieder ein, und beschloß auf seiner Hut zu bleiben.

Hier fand ein Auftritt Statt, welcher durch die Art, wie Blüchers Karakter dabei sowohl im Handeln als im Erzählen sich offenbart, allerdings zu merkwürdig ist, als daß nicht auch wir seine Worte darüber hier wiedergeben sollten. „Unter den französischen Gefangenen, erzählt er, befand sich Einer, dem der Schenkelknochen oben zerschmettert war; man hatte ihn neben das Feuer gelegt, und ihm zur Erfrischung, wie den Andern, Brot und Branntewein angeboten. Er schlug aber dieses nicht allein aus, sondern wollte sich auch schlechterdings nicht verbinden lassen, und forderte unsere umstehende Leute wiederholentlich auf, ihn todtzuschießen. Diese sagten untereinander: Das ist ein recht hartnäckiger, verstockter Franzose! Ich stand mit dem Oberstlieutenant von Müffling in einiger Entfernung, wir hörten diese uns auffallende Beurtheilung, und näherten uns der Gruppe. Der Bleſſirte lag, nachdem seine Aufforderungen fruchtlos gewesen waren, ganz still, tief in sich gekehrt,

und sah nicht, was um ihn vorging. Da er zu frieren schien, so ließ ich mehrere Decken holen, und ihn damit zudecken. Bei dieser Gelegenheit blickte er mich forschend an, und schlug die Augen nieder. Ich ließ ihm durch meinen Adjutanten, da ich selbst der französischen Sprache nicht ganz mächtig bin, sagen, er möchte sich doch verbinden lassen, und zu seiner Stärkung etwas genießen; aber er antwortete nicht, daher ich ihm ferner sagen ließ, daß ich denjenigen für einen schwachen Menschen hielte, der sein Schicksal nicht zu tragen wüßte, und daß es sich am wenigsten für einen Soldaten gezieme, seine Zuflucht zur Verzweiflung zu nehmen; übrigens dürfe er die Hoffnung zu seiner Genesung nicht aufgeben, und könne versichert sein, daß er sich unter Menschen befände, die Gefühl hätten, und zu seiner Erleichterung alles beitragen würden. Nun blickte mich der Leidende wieder an, ein Strom von Thränen stürzte zugleich aus seinen Augen, und er reichte mir vertraulich die Hand. Ich ließ ihm Wein geben, und er trank, auch sträubte er sich nicht mehr dawider, sich verbinden zu lassen. Eine so schnelle Umänderung in dem Betragen dieses Menschen fiel mir auf, und ich fragte daher, was die Ursache seines vorigen störrischen Benehmens gewesen sei?

Seine Antwort war: „Ich bin zum Dienst der Republik gezwungen worden; mein Vater ist guillotinirt, meine Brüder hab' ich im Kriege verloren, meine Frau und Kinder sind zurück, und leben in der kümmerlichsten Lage; ich glaubte daher, daß der Tod meinen Leiden ein Ziel setzen würde, und sehnte mich nach demselben. Ihre gütige Erinnerung hat mich zu reiferem Nachdenken gebracht; ich danke Ihnen dafür, und bin entschlossen, meinem künftigen Schicksale mit Geduld entgegen zu gehen!" Diese Erzählung rührte alle Umstehende, und mir war es angenehm zu bemerken, wie unsere Leute von ihrer vorher gefaßten Meinung ganz zurückkamen. Ich ließ den Verwundeten mit den Uebrigen, nachdem sie sämmtlich verbunden waren, nach dem vor uns liegenden Dorfe Weidenthal bringen, und sie dem dortigen Schulzen zur Pflege übergeben."

Mittlerweile kam in der Nacht die Meldung, daß Möllendorf bei Kaiserslautern gesiegt, und der Feind an Todten und Gefangenen über 3000. Mann und 20. Kanonen verloren habe. Blücher wurde persönlich zu dem Feldmarschall nach Hochspeier beschieden, wo er den Auftrag erhielt, den Feind auch sogleich aus Neustadt hinauszuwerfen. Er eilte zu seiner Truppenabtheilung zurück, die er

noch in der alten Stellung fand, brach unverzüglich auf, und rückte nach Neuſtadt, wo die Franzoſen nicht Stand hielten; doch wichen ſie nicht weiter als Fiſchlingen, wo ſie in ziemlicher Stärke ſich behaupteten. Nach täglichen kleineren Gefechten kam es am 28. Mai zu einem ernſten Kampfe bei Kirrweiler. Blücher griff mit ſeinen Huſaren den Feind entſchloſſen an, warf deſſen Reiter, überritt Fußvolk und Geſchütz, und brachte von der ſo weit als möglich fortgeſetzten Verfolgung 6. Kanonen, 9. Pulverwagen, 120. Pferde und 300. Gefangene zurück. Zur Belohnung ſo vieler ausgezeichneten Thaten wurde Blücher unter dem 4. Juni vom Könige zum Generalmajor befördert, und zugleich zum Inhaber des Huſarenregiments ernannt, welchem er ſchon bisher durch alle Stufen des Dienſtes angehört hatte. Die Nachricht von dieſer Ernennung traf ihn am 13. Juni; er glaubte ſich an das Ziel ſeiner Wünſche verſetzt. Die Truppen unter ſeinem Befehl wurden auf 4. Bataillons und 10. Schwadronen nebſt 8. Stücken Geſchütz verſtärkt, und bezogen die Vorpoſten gegen die anſehnliche franzöſiſche Macht, welche auf der Höhe von Walsheim und Nußdorf im Lager ſtand. Am 2. Juli brachen die Franzoſen hervor, und vertrieben die preußiſchen Vorpoſten aus Fiſchlin-

gen und Edesheim, Blücher aber nahm diese Stellungen wieder, indem er den Feind mit Verlust zurückschlug. Nun gab es täglich blutige Gefechte, in welchen doch meistens die Preußen, ungeachtet der feindlichen Uebermacht, die Oberhand behielten. Endlich wurden die Bewegungen im französischen Lager so lebhaft, daß Blücher einen allgemeinen Angriff erwarten mußte, und deßfalls ohne Säumen die nöthigen Vorkehrungen traf. Am 13. Juli frühmorgens drang der Feind mit starker Macht über Edesheim vor, und drängte die preußischen Posten gegen das Dorf Edenkoben zurück, wo Blücher sich zum Kampfe gestellt hatte. Zuerst kam das Fußvolk in's Gefecht, da die Reiterei keinen günstigen Raum hatte, und schlug die stets mit frischen Truppen erneuerten Angriffe der Franzosen mit Standhaftigkeit wiederholt zurück. Blücher ritt durch die im Feuer stehenden Reihen, und redete die Leute an: „Kinder, nur heute haltet aus, es gilt Preußens Ehre!" Sie antworteten muthig: „O ja, Herr General, versorgen sie uns nur mit Patronen!" Dreimal mußte die tapfre Mannschaft, die keinen Schritt weichen wollte, mit frischen Patronen versehn werden, aber der mörderische Kampf gab keinen Vortheil. Blücher suchte daher besseren Raum zu gewinnen, ließ sein Fuß-

volk in der Schanze stehn, und ging mit der Reiterei und dem Geschütz eine Strecke zurück; der Feind folgte ihm in's offne Feld. Ein starker Truppenzug von allen Waffen, an der Spitze ein Reiterregiment, drang aus Edesheim hervor; diesen Augenblick nahm Blücher wahr, an der Spitze seiner Husaren stürzte er ungestüm auf den noch unentwickelten Feind, warf dessen Reiterei auf das eigne Fußvolk, und jagte den verwirrten Haufen bis nach Edesheim hinein. Der General Labolissiere, der den ganzen Zug geführt, ein Oberst, mehrere Offiziere und 80. Gemeine wurden gefangen, ausserdem unter dem feindlichen Kartätschenfeuer 3. Kanonen erobert, und etwa 100. Pferde erbeutet. Doch hatte der Feind bei Edesheim wieder allen Vortheil des Erdreichs, die preußische Reiterei mußte zurück, und der französische Angriff gegen Edenkoben wurde mit verstärkter Macht erneuert. Zum Glück erhielt auch Blücher Verstärkung an Fußvolk, der Prinz Louis Ferdinand von Preußen führte eben zur rechten Zeit das Regiment Romberg herbei: „Ich kam mit diesem liebenswürdigen und muthvollen Prinzen, erzählt Blücher, dahin überein, daß es nun wohl am besten sein würde, das Blatt umzuwenden, und gerad auf den Feind loszugehen. Kaum war dieser Entschluß gefaßt, so

sprang der junge Held auch schon vom Pferde, vereinigte seine Infanterie mit der meinigen, und stürzte mit der ganzen Linie auf den Feind, welcher in größter Bestürzung floh." Der Prinz nahm das Dorf Edesheim, welches die Franzosen noch zuletzt in Brand steckten. Inzwischen hatte der Tag auf andern Punkten weniger vortheilhaft geendet; nach vielen abgeschlagenen Angriffen auf die Berghöhe Schänzel hatte der Feind endlich abends dennoch diesen Posten erstürmt, und konnte nicht wieder vertrieben werden. Dieser Verlust erregte große Bestürzung, der Erbprinz von Hohenlohe sandte noch in der Nacht an Blücher den Befehl, seinen Rückzug anzutreten, und den des Heeres von dieser Seite zu decken. Das Fußvolk brach sogleich auf, die Reiterei erst am folgenden Morgen, und der Feind rückte ungesäumt nach. Wir lassen Blücher hier wieder selbst reden: „Während des Rückzugs kamen einige feindliche Kavallerieoffiziere, die wahrscheinlich ihre Kühnheit zeigen wollten, wild auf uns herangesprengt. Ich sagte zu einigen Offizieren meines Regiments, die um mich waren, wir wollten, um diesen Herren noch mehr Muth einzuflößen, sachte zurückreiten, und dann plötzlich umkehren, und gerad auf sie losfahren. Dies geschah; denn als sie sich uns bis auf 30.

Schritt genähert hatten, wandten wir rasch unsre Pferde um, und ritten mit verhängtem Zügel auf sie los, wodurch sie dermaßen außer Fassung kamen, daß sie eiligst die Flucht ergriffen, und bei ihrem ängstlichen Umsehen nur unser demüthigendes Gelächter hören mußten. Um unsrer Gegner noch mehr zu spotten, ließ ich zwölf Trompeter bis bei meine Flankeurs vorkommen und Aufzüge blasen. Sie stellten hierauf ihr einzelnes Schießen sogleich ein, und die Musik freute sie so, daß die französischen Offiziere sich derselben immer mehr näherten. Um nun gegenseitig höflich zu sein, befahl ich, daß meine Leute nicht auf sie schießen sollten, sie wurden daher um so unbesorgter, und hörten mit Aufmerksamkeit zu. Nachdem dieser Spaß einige Zeit gedauert hatte, nahm ich den Hut ab, und ritt fort; Alle dankten wiederholentlich auf gleiche Weise, und riefen: „Adieu, général, jusqu' à demain!" Die Neckereien unterblieben nun, der Feind zog sich gegen Abend zurück, und ich biwakirte die Nacht über mit meinen Truppen bei Neustadt."

Der Erbprinz von Hohenlohe nahm seine Stellung bei Pfeddersheim, und Blücher hielt die Vorposten über Grünstadt und Neu-Leiningen hinaus besetzt. Hier in der wohlbekannten Gegend

gab es wiederum täglich Gefechte, die nicht selten zu ernstlichen Kämpfen wurden. Am 1. August brach Blücher mit einem Reitertrupp über Neu-Leiningen plötzlich hervor, und trieb die Franzosen aus allen Dörfern, die sie besetzt hatten, und verfolgte sie bis Ungstein; eine gute Anzahl wurden niedergehauen, noch mehrere gefangen. Da nichtsdestoweniger der Feind immer dreister wurde, so legte Blücher am 28. August ihm zwei Verstecke bei Friedelsheim und Neu-Leiningen, allein die Franzosen merkten die Sache, und hielten sich zurück; jener, sich entdeckt sehend, griff nun gradezu an, warf die feindliche Reiterei über den Haufen, verfolgte die Flüchtlinge bis Wachenheim, wo die französische Hauptstärke war, aber sogleich auseinander stob, und machte abermals viele Gefangene. Solche Züge wurden in mannigfachen Maßen oftmals wiederholt. Inzwischen hatte das französische Moselheer am 9. August unvermuthet Trier eingenommen, und die Feldherren der Verbündeten faßten, nach mehrwöchentlichem Zögern, den ernstlichen Beschluß, diese Stadt wiederzuerobern. Von preußischer Seite Kalkreuth und österreichischer Seits der General von Melas wurden zu dieser Unternehmung bestimmt, zu deren Erleichterung der Erbprinz von Hohenlohe zugleich einen neuen

Verſuch gegen Kaiſerslautern machen ſollte. Am 17. September brach Hohenlohe aus ſeinem Lager bei Pfeddersheim auf, vertrieb die Franzoſen aus der feſten Stellung auf dem Schorleberg, und ſchlug am 18. die Angriffe, durch welche ſie dieſen Poſten wiederzunehmen gedachten, tapfer zurück. Blücher hatte Befehl erhalten, zu gleicher Zeit das feindliche Lager zwiſchen Leiſtadt und Wattenheim anzugreifen; durch die öſterreichiſche Freiſchaar von Giulay, ein ſerviſches Bataillon und eine Jägerabtheilung verſtärkt, brach er in der Nacht auf, gelangte in der Dunkelheit bis dicht vor die feindliche Stellung auf dem Malzberge, und überfiel dieſelbe mit ſo gutem Erfolg, daß die Franzoſen in Verwirrung flohen. Nicht ſo ſchnell gelang der Angriff, welchen Blücher gleichzeitig auf den Platteberg durch den Oberſtlieutenant von Müffling ausführen ließ. Der Feind leiſtete hier hartnäckigen Widerſtand, und erſt mit Tagesanbruch, nachdem Blücher ſelbſt zu Hülfe gekommen, wurde die Stellung erobert. Nun bedrohte Blücher die Flanke der Franzoſen, welche beim Schorleberge gegen Hohenlohe fochten, und beſchleunigte dadurch auch deren Rückzug, worauf er ſich mit dem Prinzen hinter dem Schorleberge vereinigte. Die Franzoſen wollten jedoch ihre Stellung nicht verloren

gab es wiederum täglich Gefechte, die nicht selten zu ernstlichen Kämpfen wurden. Am 1. August brach Blücher mit einem Reitertrupp über Neu-Leiningen plötzlich hervor, und trieb die Franzosen aus allen Dörfern, die sie besetzt hatten, und verfolgte sie bis Ungstein; eine gute Anzahl wurden niedergehauen, noch mehrere gefangen. Da nichtsdestoweniger der Feind immer dreister wurde, so legte Blücher am 28. August ihm zwei Verstecke bei Friedelsheim und Neu-Leiningen, allein die Franzosen merkten die Sache, und hielten sich zurück; jener, sich entdeckt sehend, griff nun gradezu an, warf die feindliche Reiterei über den Haufen, verfolgte die Flüchtlinge bis Wachenheim, wo die französische Hauptstärke war, aber sogleich auseinander stob, und machte abermals viele Gefangene. Solche Züge wurden in mannigfachen Maßen oftmals wiederholt. Inzwischen hatte das französische Moselheer am 9. August unvermuthet Trier eingenommen, und die Feldherren der Verbündeten faßten, nach mehrwöchentlichem Zögern, den ernstlichen Beschluß, diese Stadt wiederzuerobern. Von preußischer Seite Kalkreuth und österreichischer Seits der General von Melas wurden zu dieser Unternehmung bestimmt, zu deren Erleichterung der Erbprinz von Hohenlohe zugleich einen neuen

Verſuch gegen Kaiſerslautern machen ſollte. Am 17. September brach Hohenlohe aus ſeinem Lager bei Pfeddersheim auf, vertrieb die Franzoſen aus der feſten Stellung auf dem Schorleberg, und ſchlug am 18. die Angriffe, durch welche ſie dieſen Poſten wiederzunehmen gedachten, tapfer zurück. Blücher hatte Befehl erhalten, zu gleicher Zeit das feindliche Lager zwiſchen Leiſtadt und Wattenheim anzugreifen; durch die öſterreichiſche Freiſchaar von Giulay, ein ſerviſches Bataillon und eine Jägerabtheilung verſtärkt, brach er in der Nacht auf, gelangte in der Dunkelheit bis dicht vor die feindliche Stellung auf dem Malzberge, und überfiel dieſelbe mit ſo gutem Erfolg, daß die Franzoſen in Verwirrung flohen. Nicht ſo ſchnell gelang der Angriff, welchen Blücher gleichzeitig auf den Platteberg durch den Oberſtlieutenant von Röſſling ausführen ließ. Der Feind leiſtete hier hartnäckigen Widerſtand, und erſt mit Tagesanbruch, nachdem Blücher ſelbſt zu Hülfe gekommen, wurde die Stellung erobert. Nun bedrohte Blücher die Flanke der Franzoſen, welche beim Schorleberge gegen Hohenlohe fochten, und beſchleunigte dadurch auch deren Rückzug, worauf er ſich mit dem Prinzen hinter dem Schorleberge vereinigte. Die Franzoſen wollten jedoch ihre Stellung nicht verloren

geben, sondern griffen am 19. wieder an, und der Tag verging unter heftigen Scharmützeln, ohne daß etwas entschieden wurde. Am 20. September kam es endlich zur wirklichen Schlacht. Hohenlohe wollte zum beabsichtigten Angriff auf Hochspeier den Feind erkunden, traf ihn im vollen Anzuge, und nahm in aller Schnelle seine Maßregeln. Blücher hatte die Weisung erhalten, ohne näheren Befehl nicht anzugreifen; als er aber den Kanonendonner von Hochspeier her vernahm, glaubte er nicht säumen zu dürfen, drang rasch gegen die Eselsfurt und gegen Moorlautern vor, und als der Befehl dazu hierauf anlangte war die Sache schon gethan. „Der Prinz schickte zu mir, erzählt Blücher, und ließ sagen, er wolle mich auf ein paar Worte sprechen. Als ich ankam, sagte er lächelnd: „Sie haben doch heute attakirt!" — „Gnädiger Herr, erwiederte ich, Sie werden verzeihen, ich hörte ja, daß es bei Ihnen so gut ging!" Ein Händedruck war seine Antwort, und somit fuhr er fort, mir zu äußern, daß er es für sehr gut hielte, wenn man etwas gegen Hoheneck vordringen könnte. Da dieses auch meiner Meinung sehr gemäß war, so erwiederte ich dem Prinzen, daß ich dieses sogleich bewerkstelligen wollte, nur wüßte ich den Weg dorthin nicht genau, und dann würden vielleicht Gene-

rale von der Kavallerie dort ſein, die älter als ich wären. Der Prinz war zufrieden über meinen Antrag, und hob die Zweifel, indem er mir den Hauptmann Bergen mitgab, der nicht allein die Waldwege ſehr gut kannte, ſondern dem er auch zugleich den Befehl gab, zu erklären, daß ich beſondere Aufträge vom Prinzen habe. Wer war froher als ich! Ich ſetzte mich mit meinen Huſaren ſogleich in ſtarken Trab, vertheilte ſie auf verſchiedene Straßen im Walde hinter Kaiſerslautern, und eilte ſelbſt mit einem Theile derſelben nach Hoheneck vor. Als ich in die Gegend der Zaberger Hütte kam, begegneten mir einige unſerer Leute und Kaiſerliche Reiter, die auf meine Frage, warum ſie wieder zurückgingen, antworteten, es ſei nichts mehr vom Feinde zu ſehen, und ihre Pferde könnten nicht mehr fort. Ich erwiederte ihnen bedeutend, daß ich ihnen den Feind zeigen wolle, und daß an einem Tage, wie der heutige, der letzte Hauch der Menſchen und Pferde aufgeboten werden müßte. Ich kehrte mich zu meinen Leuten, und rief ihnen zu: „Ihr Rothen! wenn ihr euch mich recht verbindlich machen wollt, ſo arbeitet heute; wir können viel thun!“ — „Ja, Herr General!“ war die einſtimmige Antwort meiner braven Pommern, die frohlockend ihre Säbel ſchwan-

gen. Der brave Oberst von Kölchen vom Regiment von Schmettau folgte mir mit seinen Dragonern, die Oesterreicher ritten zurück. Es erhob sich ein heftiger Regen, der, so unangenehm er auch war, mir einen desto bessern Erfolg versprach. Wir hatten eine ziemliche Strecke Wegs zurückgelegt, und noch trafen wir nicht auf den Feind. Dieses war mir unbegreiflich, da die feindliche Infanterie bei unserm Vorrücken auf den Höhen von Moorlautern noch vor dem Walde gestanden hatte, und sie also unmöglich schon so weit sein konnte. Ich ließ daher Halt machen, befahl unsern Leuten, sich in kleine Haufen zu theilen, und den Wald zu durchsuchen; wer von ihnen auf den Feind stieße, sollte Lärm machen. Um ihnen aber eine Richtschnur zu geben, wollte ich mit dem Obersten von Kölchen und einigen geschlossenen Zügen im Wege bleiben, und ihnen öftere Zeichen durch die Trompete geben lassen. Nachdem ich alles so unterrichtet hatte, ging ein wahres Treibjagen vor sich. Es dauerte nicht lange, so hörten wir ein recht großes Geschrei, alles stürzte dorthin, und in einem Augenblick waren 300. Mann Infanterie, die da entdeckt worden waren, theils niedergehauen, theils gefangen. Nun ging es Schlag auf Schlag, bald hier bald dort wurden dichte Haufen feindli-

cher

cher Infanterie mitten im Walde angegriffen und überwältigt. Schon mancher Strauß war erkämpft, als ich wieder einen ungewöhnlich starken Lärm hörte, und bald darauf die Nachricht erhielt, daß man noch ein paar geschlossene Bataillons entdeckt habe, die sich langsam durch den Wald zurückzögen. Wir eilten nach dieser Gegend hin, ich hörte bald die Stimme meines braven Rittmeisters von Sydow, der unsere Leute zusammenrief, und sie ermuthigte. Ich sprengte zu ihm, und sah nun die Infanterie, die wenigstens aus 600. Mann bestand, und sich in einen starken Verhau gezogen hatte. Sie fing an, da sie uns gewahr ward, lebhaft auf uns zu feuern. Der Rittmeister von Sydow wurde durch den Arm geschossen, und ich bat ihn daher zurückzureiten, bald darauf wurde der Major von Breetz von drei Kugeln getroffen. Es gelang endlich, die Feinde aus dem Walde zu locken. Die Erbitterung unserer Leute war auf's höchste gestiegen, sie hieben alles nieder; ich mußte ernstliche Gewalt brauchen, um ihrer Wuth Einhalt zu thun, und es gelang mir dennoch nur 200. Franzosen zu retten." Die Erscheinung Blüchers auf dieser Seite trug wesentlich zu dem Siege bei, der hier zum drittenmale bei Kaiserslautern erfochten wurde. Die Franzosen verloren an Todten und Gefange-

nen gegen 7000. Mann. Möllendorf bezeigte gleichwohl wenig Zufriedenheit mit dem errungenen Erfolg, der nicht vorher berathen und beschlossen, sondern gleichsam aus dem Stegreife davongetragen worden. Auch erhoben sich manche laute Stimmen des Tadels; gegen diese sagt aber Blücher: „Wenn Neider den Werth dieses Sieges herabzusetzen suchen, indem sie sagen, die Affaire sei zur Unzeit engagirt worden, so kann ich darauf nur erwiedern, daß es zu wünschen wäre, es hätten Manche weniger kalkulirt und mehr geschlagen. Für Preußens Truppen ist es am angemessensten, den Feind anzugreifen, wenn er ihnen nahe ist, und den General verdient, dünkt mir, Tadel, der die Gelegenheit hat, ein ganzes feindliches Korps zu vernichten, und sie nicht benutzt, wenn er dieses mit einem so geringen Verluste ausführen kann. Der Prinz von Hohenlohe ist über mein Lob erhaben, aber ich und alle recht- und unpartheiisch-denkende Brandenburger stimmen darin überein, daß er ein General und ein Anführer ist, worauf das preußische Heer stolz sein kann!“

Der gewonnene Vortheil wurde nicht benutzt: das Unternehmen gegen Trier kam nicht zur Ausführung, und das preußische Heer ging in die Stellung von Pfeddersheim und Worms zurück. Die

Unfälle der Oesterreicher in den Niederlanden wirkten auf die Kriegsführung der Preußen nachtheilig ein, deren Aufmerksamkeit überdies durch die Vorgänge in Polen vom Rhein nach der Weichsel abgelenkt wurde. Blücher befehligte die Vorposten in Dahlsheim, aber man hielt sich von beiden Seiten ruhig. Am 23. Oktober führte Möllendorf das ganze Herr, 60,000. Mann stark, bei Oppenheim und Mainz über den Rhein auf das rechte Ufer zurück, und Blücher zog als Befehlshaber der Nachhut über die Rheinbrücke von Mainz mit seinen Husaren zuletzt. Am 10. November brach Hohenlohe mit 20,000. Mann des preußischen Heeres nach Polen auf, kehrte jedoch in demselben Monat, da die Ereignisse in Polen sich wieder günstiger anließen, an den Rhein zurück. Der Winter verging für die preußischen Truppen in ziemlicher Waffenruhe; doch behielt Blücher als Befehlshaber der Vorposten stets aufmerksam den Feind im Auge, welches um so nöthiger war, als der Rhein, überall eine feste Eisdecke darbietend, keine sichere Scheidung mehr bildete. Nur einmal noch hatten die Preußen ein Gefecht, aber nur um den Oesterreichern beizustehn, welche am 2. December bei Mainz von den Franzosen heftig angegriffen wurden. Schon, im Anfange des November

hatten in Basel zwischen preußischen und französischen Bevollmächtigten wegen Auswechselung der Kriegsgefangenen vorläufige Unterhandlungen begonnen, welche sehr bald einen wichtigeren Zweck enthüllten, und am 5. April zwischen Preußen und Frankreich den Friedensschluß von Basel herbeiführten. Inzwischen war Möllendorf gegen Ende des Februar, weil die Eroberung von Holland durch die Franzosen die preußischen Länder am Niederrhein und in Westphalen bedrohen konnte, mit der Hauptstärke des Heeres in dieser Richtung abgezogen, und nur Hohenlohe mit 10,000. Mann noch bei Frankfurt am Main stehn geblieben; bei der völligen Gewißheit des Friedens folgten auch diese bald nach, und die meisten Regimenter kehrten in ihre Standorte zurück. Blücher aber wurde mit seinem Husarenregimente im voraus zu der Truppenmacht bestimmt, welche, bei dem zwischen Frankreich und Oesterreich noch fortdauernden Kriege, zur Sicherung des nördlichen Deutschlands, dem Friedensvertrage gemäß, eine Demarkationslinie bilden sollten. Das Regiment kam gegen Ende des April nach Ostfriesland, wo demselben vorläufig seine Quartiere angewiesen waren.

Blücher hatte sich in den Rheinfeldzügen den Namen eines neuen Zieten erworben; die rothen

und braunen Husaren waren unter seiner Anführung zu bedeutendem Rufe gelangt. Sein Regiment allein hatte während der beiden Feldzüge von 1793. und 1794. den Franzosen gegen 4000. Gefangene, 1500. Pferde, 5. Fahnen, 11. Geschütze und 7. Pulverwagen genommen, andrer Beute zu geschweigen. Dabei waren nur ein einzigesmal von seinen Husaren 6. Mann in Gefangenschaft gerathen, und dies bei einem Ueberfall, welchen andre Truppen verschuldet hatten. Sein Verdienst wurde allgemein anerkannt, vom Könige, der ihm bereits im Jahre 1794. den rothen Adlerorden verliehen hatte, im Heer, und im gesammten Volke, das von jeher in Preußen mit leidenschaftlicher Vorliebe den Truppen und Feldherren seinen Eifer zuwandte, und ihren Kriegsthaten huldigte. Blüchers ganzes Wesen war gemacht, auch im Frieden seinen Ruf noch zu vermehren, in nahen und fernen Kreisen Ansehn und Zuneigung zu gewinnen. Obgleich schon über das fünfzigste Lebensjahr hinaus, behauptete er in der Fülle der Manneskraft noch gleichsam die Frische der Jugend. Lust und Muth des Lebens bezeichneten alles was er that; seine treuherzige, muntre Weise, dem Volke so verwandt, wußte mit anmuthiger Feinheit auch im vornehmeren Leben zu gelten; eine glänzende Persönlich-

keit gewährte ihm Erfolge jeder Art. Schon längere Zeit Wittwer, aber den Frauen hold und von ihnen begünstigt, entschied er sich durch Neigung zu einer zweiten Heirath. In Aurich lernte er das Fräulein Amalie von Colomb, die jüngste Tochter des dortigen Kammerpräsidenten, kennen; sie wurde, nach einigen Zögerungen der Aeltern, seine Gattin.

Die preußischen Truppen, welche zur Besetzung der Demarkationslinie bestimmt waren, befehligte zuerst der Generallieutenant von Romberg, und nach dessen Abgange vorläufig Blücher. Nachdem die Angelegenheiten in Betreff jener Sicherungsmaßregeln durch einen neuen Vertrag am 5. August 1796. zu Berlin genauer bestimmt worden, übernahm der Herzog von Braunschweig den Oberbefehl über die ganze bewaffnete Aufstellung, die aus 25,000. Preußen, 15,000. Hannoveranern und 2000. Braunschweigern bestand; das Hauptquartier war in Minden. Blücher wurde Befehlshaber der Vorhut, und erhielt seine Stellung in Münster angewiesen. Er fand hier eine den Preußen ungünstige Stimmnng herrschend, welche durch die nachfolgenden Ereignisse noch genährt wurde; sein grader Sinn nahm jedoch so wenig als möglich Kunde von den mancherlei Beziehungen dieser Art,

welche durch Beachten und Entgegenwirken meist nur bedeutender werden. Ihm selbst wurde schon damals mit allen Klassen der Einwohner in jenen Gegenden ein gutes Vernehmen zu Theil; er ließ die Preußen in nichts verkürzen, aber übrigens die Leute ihr Wesen treiben, und eben so wenig sich in dem seinigen stören. Seine Umgebung war vielartig und bewegt. Unter den französischen Emigranten, welche bei ihm einen Anhalt fanden, war auch der Abbé von Pradt, nachheriger Erzbischof von Mecheln und ergiebiger Schriftsteller, dessen lebhafter Geist bei Blücher immer in gutem Andenken blieb. Wir wissen sonst nichts Erhebliches von Blüchers Leben aus dieser Zeit anzugeben; wir dürfen annehmen, daß diese Tage beschäftigter Unthätigkeit ihm hingegangen sind, wie frühere und spätere unter gleichen Umständen; im Augenblicke mag vieles unscheinbar gewesen und unbeachtet geblieben sein, was im Bezuge künftiger Thatentwickelung vielleicht höchst bedeutend erscheinen dürfte. Während Blücher in der Demarkationslinie stand, erhob sich das Kriegsglück der Franzosen in dem gegen Oesterreich und das deutsche Reich fortgesetzten Kriege zu ungeheurer Größe. Die reißenden Siegesfeldzüge des Obergenerals Bonaparte in Italien und die glänzenden Siege Moreau's in Deutsch-

land führten endlich den Frieden von Luneville herbei, der am 9. Februar 1801. geschlossen wurde. Die Demarkationslinie hatte nach Einstellung aller Feindseligkeiten keinen Zweck mehr, und ihre Aufhebung erfolgte am 30. April desselben Jahres, nachdem 24,000. Mann preußischer Truppen die hannöverschen Lande, welche allein noch einen Angriff befürchten konnten, dem Scheine nach feindlich, aber dem Wesen nach schützend besetzt hatten.

Der König Friedrich Wilhelm III., welcher seinem Vater Friedrich Wilhelm II. bereits am 16. November 1797. auf dem Throne gefolgt war, hatte schon als Kronprinz in den Feldzügen am Rhein Blüchers Verdienste zu würdigen Gelegenheit gehabt, und ließ denselben seitdem stets die anerkennendste Gerechtigkeit widerfahren. Am 20. Mai 1801. wurde Blücher zum Generallieutenant befördert, eine Ehrenstufe, welche bei einem wiederausbrechenden Kriege schon eine bedeutende Befehlshaberstelle verhieß. Es fehlte nicht an Bemühungen, Preußen gegen Frankreich aufzureizen, die Franzosen selbst gaben dazu mancherlei Anlaß, welcher von den Gegnern eifrig benutzt wurde, und auch Blücher, gleich andern preußischen Generalen und Staatsmännern, wünschte sonder Zweifel den nach seiner Meinung zu früh abgebrochenen Revolutions-

krieg erneuert zu sehn. Doch blieb der Frieden erhalten, und Preußen empfing endlich, den geschlossenen Uebereinkünften gemäß, die Entschädigung für die Länder, welche auf dem linken Rheinufer der französischen Republik waren überlassen worden. Im August des Jahres 1802. begann die Besitznahme der Bisthümer Hildesheim und Paderborn, des Eichsfeldes, der Stadt und des Gebiets Erfurt, der freien Reichsstädte Mühlhausen, Nordhausen und Goslar, und der Stadt Münster nebst einem Theile des gleichnamigen Bisthums. Blücher für sein Theil wurde beauftragt, die Besitzergreifung von Erfurt, Mühlhausen und Münster im Namen des Königs zu vollziehen. Er verfuhr dabei mit Ordnung und Billigkeit, indem er der Sache Preußens nichts vergab, jedoch der früheren Verhältnisse, die sich nun ändern sollten, wohlmeinend schonte. Seine biedre und zutrauliche Weise führte gleich im Beginn über manche Unannehmlichkeit hinweg. Als er in Münster einrücken wollte, wo die Einwohner dem neuen Zuge der Dinge ganz besonders entgegen waren, stellte sich ihm an der Landesgränze ein Notarius entgegen, der im Namen des regierenden Domkapitels feierlich gegen den Einzug protestirte; manchem Kriegsmanne mochte dabei zürnender Unmuth auf-

wallen, Blücher aber gab dem betroffenen Notarius die Hand, und meinte, er solle nur umkehren und mit ihm einziehen, sie wollten schon gute Freunde werden. Durch diesen Anfang war unter den übelsten Umständen gleich ein gutes Vernehmen eingeleitet, welches weiterhin sich mehr und mehr befestigte, und selbst in manchen Mißhelligkeiten, an welchen es in der Folge nicht gebrach, und wobei Strenge unvermeidlich wurde, sich gegenseitig forterhielt. Am 10. Februar 1803. wurde Blücher zum Gouverneur von Münster ernannt, und ordnete nunmehr daselbst seinen bleibenden Aufenthalt.

Die Weltbegebenheiten indeß wogten, während Preußen das Glück des Friedens genoß, in steigender Entwickelung zu neuen Kriegsverhängnissen fort. Großbritannien, den am 25. März 1802. in Amiens übereilt geschlossenen Frieden bereuend, hatte der französischen Republik, an deren Spitze jetzt als erster Konsul der General Bonaparte stand, am 18. Mai 1803. auf's neue den Krieg erklärt, und in Folge dieser Erklärung rückte noch in demselben Monat eine französische Kriegsmacht unter dem General Mortier in das nunmehr unbeschützte Kurfürstenthum Hannover ein, um dieses Land beim künftigen Frieden als ein erobertes in An-

rechnung zu bringen. Französische Truppen in so nahe Nachbarschaft der preußischen Gränzen zurückgedrungen, ja im eigentlichen Sinne zwischen diese hineingeschoben, weckten im nördlichen Deutschland, und besonders in Preußen selbst, mancherlei bedenkliche Gedankenfolge. Für Blücher insonderheit gab es in dieser Nähe mit den französischen Kriegsbehörden vielfache Berührungen, welche bei aller Sorgfalt beider Theile, jeden Hader zu vermeiden, gar oft üblen Groll zurückließen. Der Eifer für Deutschlands Wohl, für Preußens gebietendes Ansehn, welchen eine große politische Thätigkeit unausgesetzt gegen Frankreich regsam erhielt, entzündete leicht Blüchers ursprüngliche Kriegslust, sein grader Sinn hielt sich an die rohen Thatsachen, wie sie ihm in die Augen fielen, und verwarf die Feinheit der Staatskunst, welche ihm unter der Menge von Rücksichten das wesentliche Ziel zu verfehlen schien. Seine Unzufriedenheit mit dem angenommenen Systeme, und insbesondre mit den Männern, welche dasselbe aufrechthielten, äußerte sich laut genug. Die Kriegseifrigen, stets im Heere zahlreich, aber damals auch in den übrigen Ständen, und besonders unter den Schriftstellern stark vernehmbar, sahen in Blücher ihren Helden, einen der Männer, welche sie als Gewähr des glück-

lichſten Erfolgs anzuführen nicht unterließen. Die Beſorgniſſe, der Kriegseifer und der Mißmuth empfingen neue Nahrung, als Bonaparte ſich im Auguſt 1804. zum Kaiſer der Franzoſen wählen ließ, und die vereinte Anſtrengung aller Mächte gegen dieſe nun faſt unbegränzte Kriegsgewalt nöthig zu werden ſchien. England führte mit Kraft und Erfolg ſeinen Krieg fort; Rußland und Schweden zeigten ihre feindliche Stimmung; Oeſterreich rüſtete ſich zum ernſten Kampfe, zu welchem auch Preußen von innen und von außen der Aufforderungen nicht entbehrte. Doch waren die Verhältniſſe keineswegs reif zu einem Bunde, wie er ſpäter unter ganz anderen Antrieben und Bedingungen zu Stande kam, und während manche Stimmen Preußens Zurückhaltung tadelten, prieſen andre ſeine Klugheit, den Lockungen nicht zu folgen, welche damals einer weitverbreiteten Anſicht nur als verderbliche erſchienen. Blücher indeß ließ ſich auf keine Prüfung von Staatsgründen ein, zur Entſcheidung durch das Schwert wünſchte er die Sachen gebracht zu ſehn, alles andre war ihm gleichgültig. Sein Leben in Münſter übrigens gewährte ſeinem Unmuthe Zerſtreuung genug; auf dem biſchöflichen Schloſſe, welches er bewohnte, ging es munter zu; die Freuden der Geſelligkeit

umgaben ihn ohne Zwang; zugänglich und gastfrei für alle Welt, liebte er doch vorzüglich mit seinen Offizieren zu sein, ihre Vergnügungen, ihre Vorfälle und Anliegen fanden stets in ihm die zutraulichste Theilnahme. Seine Hauptleidenschaft war das Spiel; die Nähe von Pyrmont, wohin er während der Brunnenzeit jeden Sommer häufige Ausflüge machte, gab dieser Leidenschaft allzubequeme Befriedigung; man fand ihn dort regelmäßig bei der Bank, wo er große Summen gewann und verspielte, beides ohne sonderlichen Unterschied für seine Gemüthsverfassung. Seine Lust zum Wagen und Unternehmen trieb ihn noch unvermuthet auf andre Wege des Gewinns; für die Verpflegung der Truppen waren Lieferungen bedungen worden, deren Ansätze, wiewohl von Sachverständigen geprüft und gebilligt, ihm noch viel zu hoch dünkten, verwegen erbot er sich, jene Verpflegung lieber selbst zu übernehmen, und zwar beträchtlich wohlfeiler, als jene Lieferungen festgesetzt waren, er übernahm sie wirklich, und fuhr so wohl dabei, daß außer der großen Ersparniß für den Staat auch ihm selbst noch ein bedeutender Vortheil davon blieb. Aller Gewinn jedoch, welchen er machte, so wie die ansehnlichen Einkünfte, die mit seinem Dienstverhältnisse verbunden waren, konnten nicht leicht einem Aufwand

aus einem Spiele genügen, welche sich selten einer Berechnung unterwarfen.

Inzwischen rückten Oesterreich und Rußland im Herbste des Jahres 1805. zu neuem Kampfe gegen Frankreich aus, und suchten Preußens Beitritt durch wiederholte, dringende Vorstellungen zu gewinnen. Es fehlte nicht an kriegslustigem Eifer, der sich im preußischen Staate lebhaft für diese Theilnahme aussprach; die Kriegsehre der preußischen Waffen schien seit dem Frieden von Basel und den auf ihn gefolgten Ereignissen neuer Lorbeern bedürftig; der Einfluß, der durch die neue Koalition überall aufgeweckten gegenfranzösischen Gesinnung zeigte sich mächtig in allen Klassen der Gesellschaft; am heftigsten ergriffen diese Richtung die jüngeren Offiziere, deren Uebermuth schrankenlos laut wurde, und sich den Gesinnungen und Absichten anschloß, welche aus den verschiedensten Quellen fast allgemein hervordrangen. Die Staatsklugheit erkannte die Gefahr, welche aus der zunehmenden Macht Napoleons für Preußen emporstieg, allein ihr Urtheil schwankte, ob jene Gefahr noch durch offenen Gegenkampf abzuwenden, oder schon durch angemessene Nachgiebigkeit besser zu überstehen sei. In dem Widerstreite der zwei Partheien, welche damals in Preußen gegen einander

rangen, ſtand Blücher ſeinem Weſen nach unbedingt auf der Seite der Kriegseifrigen; in ihm, dem General von Rüchel und dem Prinzen Louis Ferdinand, ſtellte dieſe Seite ihre kühnſten Vorfechter, und zugleich die ſicherſten Bürgen künftiger Kriegserfolge auf. Gleichwohl ſchien Preußen, ungeachtet ſo vieler äußeren und inneren Anregung, dem ſchon ausbrechenden Kriege, deſſen Schauplatz Süddeutſchland wurde, fremd bleiben zu wollen, als ein Ereigniß, das nicht unvermutheter eintreten konnte, plötzlich neue Verwirrung brachte. Franzöſiſche Truppen unter dem Marſchall Fürſten von Pontecorvo, welche vom Main in Eile gegen die Donau zogen, nahmen eigenmächtig den Weg durch die Markgrafſchaft Ansbach, und dieſe gewaltſame, durch dringende Urſache kaum erheiſchte, und nachher ſogar nur obenhin entſchuldigte Verletzung des preußiſchen Gebiets entflammte in Berlin und allgemein in ganz Preußen einen Unwillen, in welchem der Krieg um der beleidigten Staatsehre willen nunmehr unvermeidlich erſchien. Wirklich eilte die preußiſche Kriegsmacht aus ihren zerſtreuten Standorten ſich in's Feld zu ſtellen. Der Herzog von Braunſchweig und der Fürſt von Hohenlohe ſollten den Befehl in Niederſachſen und in Franken führen. In Weſtphalen vereinte Blücher

die Truppen, und freute sich des nahen Kampfes. Das Land Hannover, mit Ausnahme der Festung Hameln von den Franzosen ganz entblößt, wurde von den Preußen besetzt; Engländer, Russen und Schweden, aus Nordsee und Ostsee gelandet, trafen an der Niederelbe ein, und rückten vor; der russische Kaiser selbst kam nach Berlin, schloß innigen Verein mit dem Könige, und eilte darauf zu seinem und dem österreichischen Heere, die er aber schon nach Mähren zurückgewichen fand. Bis dahin siegreich nachgedrungen lieferte Napoleon daselbst den beiden Kaisern die Schlacht von Austerlitz, und errang den vollständigsten Sieg. Aus eigner Willkür säumend, brachte der preußische Abgesandte Graf von Haugwitz erst nach dieser großen Entscheidung die ernstlichen Forderungen seines Hofes an den nunmehr vollkommenen Sieger, und den in kriegerischem Sinne empfangenen Auftrag wandelte seine Unterhandlung zu dem entgegengesetzten um, indem er Preußen nachgiebig an Frankreich durch Vortheile zu knüpfen meinte, die aus einem entworfenen Ländertausche hervorgehn sollten. Dieses diplomatische Werk wurde mit Unwillen aufgenommen, allein dasselbe zu verwerfen schien unter so sehr veränderten Umständen, nachdem auch Oesterreich eiligst Frieden gemacht, kaum noch möglich;

lich; neue bedingende Vorschläge wurden vielmehr darauf gegründet, und führten in dem Widerstreite der Gesinnungen, die gehegt, und der Schritte, die gethan wurden, in immer tiefere Verwickelung, für welche nur unheilvolle Lösung möglich blieb. Die öffentliche Stimme in Preußen brach heftig gegen den Grafen von Haugwitz aus, in der Hauptstadt selbst kam es zu gewaltsamen Aeußerungen des Unwillens, das ganze Heer, seine ausgezeichnetsten Anführer an der Spitze, theilte diese Gesinnung. Blücher war nicht der letzte, sich in solcher Weise scheltend auszusprechen, und seine Theilnahme verstärkte mächtig den Drang derer, welche nur im Kriege, dem augenblicklichsten und äußersten, Rettung und Heil sahen.

Doch bleiben die Dinge einstweilen noch in derselben Richtung. Der Graf von Haugwitz setzte neue Verhandlungen in Paris fort, in welchen durch das Uebergewicht Napoleons die preußische Staatsführung zu nur immer nachtheiligeren Verhältnissen kam. Für Provinzen, welche sogleich an Frankreich oder dessen Verbündete abgetreten wurden, sollte Preußen zwar durch Hannover beim allgemeinen Frieden entschädigt werden, allein die vorläufige Besitznahme dieses Landes befehdete Großbritannien, und zerstörte alles noch übrige Vertrauen.

Napoleon indeß schaltete in den deutschen Verhältnissen nach Willkür, betrieb die Errichtung des Rheinbundes, und ließ seine steigende Machtgewalt immer schmerzlicher fühlen; den Beschwerden, daß er die geschlossenen Verträge verletzt, stellte er das Erheischen neuer Abschlüsse entgegen, stets um vieles lästiger bedingt, und um nichts sicherer. Die Verhältnisse spannten sich. Mit Gewalt drangen im März 1806. französische Truppen in einige Landstriche der Grafschaft Mark, welche keineswegs abgetreten waren, und Blücher selbst, der in diesem Bereich befehligte, mußte, anstatt jene Eingedrungenen hinauszuwerfen, das Unrecht zugestehend seine eignen Truppen zurückziehen. Die Treulosigkeit Napoleons wurde mit jedem Tage dreister. Indem er dem Könige von Preußen, zum Gegensatz und Nachbilde des Rheinbundes, die Stiftung eines Bundes norddeutscher Staaten eifrigst anrieth, hintertrieb er zugleich bei diesen den Erfolg. In seinen Friedenseröffnungen an Großbritannien versprach er diesem sogar den Wiederbesitz Hannovers, ohne die Ansprüche zu berücksichtigen, welche er selbst für Preußen auf dieses Land begründet und gewährleistet hatte. Dem wachsamen Vaterlandsgefühl entgingen solche Züge nicht, dem erregten Kriegseifer gaben sie neue Nahrung. Heftigeralls

je drangen tauſend Stimmen auf ungeſäumten Krieg gegen einen Feind, mit dem kein Frieden möglich ſei; der Hof ſelbſt erblickte kaum einen anderen Ausweg, und begann mit England und Rußland neue Anknüpfungen, ſeine Sprache gegen Frankreich wurde ernſthafter, ſeine Stellung kriegeriſcher; dennoch wurde die Hoffnung nicht aufgegeben, auf dieſe Weiſe auch vielleicht dem Frieden eine feſtere Grundlage zu geben. In dieſem Widerſtreite von Anſichten und Bemühungen ſtieg die Spannung der Gemüther auf's höchſte; die Ungeduld im Heere wurde laut und lauter, faſt alle ſeine Anführer waren von der Nothwendigkeit des Krieges durchdrungen. Blücher ſagte in einem Schreiben aus Münſter im Juli ſeine Ueberzeugung frei und rückhaltlos dem Könige. Der General Graf von Schulenburg-Kehnert, welcher die preußiſchen Truppen in Hannover befehligte, ſchrieb an Blücher auf die Mittheilung dieſes Briefes zurück, er freue ſich, unter der allgemeinen Erſchlaffung eine ſolche Kraft hervorgehen zu ſehn, wie die dort ſich kundgebende; ein Staat, der ſolche Vaterlandsfreunde zähle, könne noch nicht verloren ſein; indeß wage er für den Augenblick noch keine erwünſchte Wendung der Dinge zu hoffen, vielmehr ſehe er ſich bewogen, ſo lange die Leitung

der Staatsgeschäfte nicht einen anderen Weg nehme, sich von denselben zurückzuziehen, und habe deßhalb seine Entlassung nachgesucht. Allein Blücher beharrte bei gutem Vertrauen. In der Mitte des August, als die Befehle von Berlin ernstlichere Rüstungen vorschrieben, dünkte ihm der Zustand kein längeres Säumen zu ertragen, der höchste Augenblick zur That schien gekommen; er berichtete an den König, und schlug vor, die Zusammenziehung der gesammten Kriegsmacht zur Eröffnung der Feindseligkeiten nicht abzuwarten, sondern ihm zu gestatten, mit seinen unterhabenden Truppen sogleich in schnellem Anfall auf die Franzosen zu stürzen, und ihre nur eben jetzt noch zu überraschenden Schaaren niederzuwerfen und weit hinaus zu zerstreuen. Das Vertrauen auf die preußischen Waffen drückte der General von Rüchel in einem gleichzeitigen Schreiben an Blücher aus Hannover, wo er anstatt Schulenburgs den Befehl übernommen, folgendergestalt aus: „Sei's wie ihm sei, das Heer ist brav, unsere Offiziere die besten auf der Welt, und, ohne uns zu rühmen, wir Beide sind auch nicht ganz schlecht. Wir schlagen uns mit Allen, denen wir gewachsen sind, wir weichen nur der Unmöglichkeit." Noch im Anfange des Septembers schrieb Blücher aus Münster eigenhän-

dig: „Die Franzoſen finden ihr Grab noch dieſſeits des Rheins, und die Hinüberkommenden bringen angenehme Nachricht mit, wie von Roßbach.“ Unglückliche letzte Erwähnung eines Namens, der forthin für lange Zeit unerwähnbar werden ſollte!

Der Krieg, deſſen Ausbruch im Wechſel der mannigfachen Ereignisse und im Schwanken der ſtreitenden Ueberlegungen ſo geraume Zeit war fernegehalten worden, erſchien im Herbſte 1806. endlich kaum länger zu vermeiden. Napoleon zeigte deutlich, daß ihm Preußen in der nachtheiligen Stellung, die er dieſem Staate aufgenöthigt, keine Scheu mehr einflöße, daß er denſelben zu willenloſer Abhängigkeit zu erniedrigen meine. Solche Schmach konnte durch das Geſchick verhängt ſein, nicht aber die, ohne Waffenentſcheidung in ſie einzuwilligen. Der Kampf wurde beſchloſſen, und von allen Seiten ſetzten die Truppenzüge ſich in Bewegung. Aber auf's neue traten Zögerungen ein; zweifelhaft und bedenklich, wie die ganze Lage, waren die einzelnen Maßregeln und Richtungen. Doch kamen endlich die preußiſchen Streitkräfte, denen die ſächſiſchen Truppen ſich angeſchloſſen hatten, im Anfange des Oktobers größtentheils in Thüringen zuſammen. Mit den Truppen aus Weſtphalen, bei Osnabrück geſammelt, traf Blücher daſelbſt ein.

Unter dem Könige führte der Herzog von Braunschweig, und nach ihm der Feldmarschall von Möllendorf, die Befehlsmacht über das Ganze, zunächst aber persönlich über das Hauptheer, welches bei Erfurt stand; den rechten Flügel, über Gotha gegen Eisenach gedehnt, wobei die von Blücher herbeigeführten Truppen, führte Rüchel, den linken, an der Saale, fast ein besonderes Heer zu nennen, der Fürst von Hohenlohe. Blücher empfing die Bestimmung, die Vorhut des Hauptheeres anzuführen. Schon früh aber mußte man wahrnehmen, daß die Einheit der Anordnungen mangle, daß die verschiedenen Heerführer in allgemeinen Ansichten und persönlichen Zwecken gar sehr von einander abwichen. Politische Erwägungen und Rücksichten, anstatt die kriegerischen Anstalten zu leiten, wirkten störend und hemmend auf dieselben ein. Viele verzweifelten schon damals an dem guten Ausgange schwankender Bewegungen, welche in unübersehbaren Zuständen vergebens ein bestimmtes Ziel suchten. Die herrschende Stimmung des Heeres jedoch blieb Kriegslust und Zuversicht, die hauptsächlichste Sorge, daß neue Unterhandlungen abermals den Krieg hinhalten, und unerwünschte Verträge das Heer thatenlos heimschicken könnten. Den Ausbruch der Feindse-

ligkeiten zu beſchleunigen, Eifer und Kraft zur That zu fördern, ließen die Muthigſten ſich angelegen ſein. Auch Blücher gehörte durchaus dieſer Stimmung an; kam es nur erſt zum Fechten, ſo durfte er ſeinem Säbel genug vertrauen, was ſich anderweitig geſtalten oder verwirren mochte, ließ ihn unbekümmert. Schon früher hatte er ſich mit Rüchel und mit dem Prinzen Louis Ferdinand in dieſem Kriegseifer zur Waffenbrüderſchaft feierlich verbunden.

Inzwiſchen ſorgte der Gegner, daß ſolchem Drange diesmal ſchnell die unheilvollſte Gewährung wurde. Mit raſcher Kraft und Thätigkeit hatte Napoleon auf die Nachricht, daß die Preußen in Sachſen eingerückt, ſein Heer in Franken geſammelt, und brach am 7. und 8. Oktober unerwartet auf beiden Ufern der Saale zu nachdrücklichem Angriff hervor. Die preußiſchen Abtheilungen, welche vorgerückt in Hof und Saalfeld ſtanden, wurden zurückgeworfen; bei letzterem Orte fiel am 10. Oktober Prinz Louis Ferdinand, in ſchmerzlicher Ungeduld zur Waffenentſcheidung wider Befehl dem Feinde hieher entgegengeeilt, als erſtes Opfer vergeblichen Heldenmuths. Die Richtung des franzöſiſchen Heerzuges drängte überflügend in die linke Seite der preußiſchen Kriegsmacht, und drohte die-

ſelbe von ihrer Verbindung abzuſchneiden; ſchon war der Feind bis Naumburg vorgedrungen, und hatte die dortigen Vorräthe weggenommen. Der Herzog von Braunſchweig zog deßhalb mit dem Hauptheere am 13. Oktober von Weimar links gegen Auerſtädt zurück, um bei Freiburg über die Unſtrut, und nöthigenfalls auf Halle zu gehn, während Hohenlohe bei Jena ſtehen blieb, und Rüchel zur Unterſtützung nach Weimar herangerufen wurde. Das Hauptheer war ſo auf den äußerſten linken Flügel gerathen; die beiden Flügel, rechts vorgeſchoben, bildeten gleichſam ein zweites Heer. In dieſer Stellung, deren Nachtheil durch die läſſige Säumniß der preußiſchen Feldherren, durch ihre Unkunde über Stärke und Abſehn des Feindes, und durch den Mangel an Einheit in ihren Maßregeln, noch vermehrt wurde, kam es am 14. Oktober zur doppelten Schlacht. Bei Auerſtädt wurde mit erſter Frühe, da dichter Nebel den Herbſtmorgen noch deckte, der Angriff von den Preußen begonnen, doch in der Meinung, nur eine geringere Schaar vor ſich zu haben. Blücher, eben erſt von Rüchels Heer eingetroffen und zum Führer des Vortrabes ernannt, der jedoch nur erſt gebildet werden ſollte, fiel zuerſt mit 25. Schwadronen, die ihm hiezu angewieſen wurden, auf den Feind, der ſich

zwiſchen den Dörfern Poppel und Tauchwitz gezeigt, und trieb ihn vor ſich her, bald aber, zu hitzig nachdringend, geriethen die preußiſchen Reiter jenſeits Haſſenhauſen in den Bereich franzöſiſchen Geſchützes, und mußten, unter Preisgebung einiger Kanonen, eilig zurückweichen; als endlich das preußiſche Fußvolk herankam, erſchien auch ſchon feindliches Fußvolk und Geſchütz in großer Stärke. Jetzt erſt ſah der Herzog von Braunſchweig ein, daß ihm eine anſehnliche Macht, — der Marſchall Davouſt befehligte ſie, — gegenüberſtand, und ließ nun eilig die bisher in Einem Zuge einander gefolgten Truppen ſeitwärts in getrennten Abtheilungen zur Gefechtlinie heranziehen; mit Anſtrengung gelang dies nur allmählig in dem ſchwierigen Geländ, und erſt mit dem Schwinden des Morgennebels entwickelte ſich dem Anblick die von allen Seiten anhebende Schlacht. Auf dem rechten Flügel errang die preußiſche Reiterei einige Erfolge, und das Fußvolk rückte tapfer gegen Haſſenhauſen vor, an deſſen Gewinn großer Vortheil geknüpft erſchien. Blücher hatte ſich, mit der Reiterei links gezogen, und führte ſie, über Zechwar und Spillberg gegen Bunſcherau vorrückend, wiederholt auf den rechten Flügel und in den Rücken des Feindes, dem es hier an Reiterei gebrach, deſſen Fußvolk aber in

geschlossenen Vierecken undurchdringlich allen Angriffen Trotz bot. Blücher verlor durch eine Kugel sein Pferd unterm Leibe; ein Trompeter gab im Getümmel ihm das seine. Inzwischen rückte das preußische Fußvolk immer zahlreicher in den Kampf, und auch die Franzosen erhielten rasche Verstärkungen; doch jene, regimenterweise unter das feindliche Geschützfeuer vorgeführt, um nach erlittenem Verluste wieder abzutreten, mußten sehr im Nachtheil stehen gegen die zusammenwirkende Kraft, zu welcher diese vereinigt waren. Indem der Herzog von Braunschweig noch beschäftigt war, die nachrückenden Truppen zum Angriff gegen Hassenhausen zu ordnen, traf ihn eine tödtliche Kugel. Seine Absichten und Verfügungen hatte er niemanden vertraut, und mit ihm ging alle Leitung in diesem Gewirr unter. Noch schlugen sich die einzelnen Truppenschaaren mit großer Tapferkeit; der König selbst führte die Bataillone zum Angriff. Allein die Franzosen, ihre Stärke immer heftiger gegen die linke Seite der Preußen zusammendrängend, erhielten schon nach 9. Uhr hier entschiedene Oberhand. General Morand traf mit frischen Truppen bei Spillberg ein, sein Geschütz, bei dem Kirchhofe des Dorfes vortheilhaft aufgepflanzt, traf verheerend in die überflügelte Seite der vorgerückten

Preußen, ſeine Plänkler ergoſſen ſich in ungeheurem Schwarm in deren Rücken. Der Angriff gegen Haſſenhauſen war nun vernichtet. Nicht beſſer gelang ein andrer auf dem äußerſten rechten Flügel; Prinz Wilhelm von Preußen, Bruder des Königs, verſuchte vergebens an der Spitze ſeiner Reiter in die Vierecke des feindlichen Fußvolks einzubrechen. Bei dem zunehmenden Vorrücken und Ueberragen des Feindes auf dem linken Flügel entſtand für die Preußen die Nothwendigkeit des Rückzugs, und die Schlacht mußte für verloren gelten. Doch hatten ganze Abtheilungen preußiſcher Truppen an dem Kampfe noch nicht Theil genommen, und die Reiterei, welche dem Feinde vorzüglich zu ſchaffen gemacht, war großentheils noch ſchlagfertig. Blücher, inmitten ſo unerwarteter Unfälle noch nicht auf die Ehre des Tages verzichtend, ſuchte im Gewühl den König auf, und erbot ſich, mit jenen friſchen Truppen und der geſammten Reiterei noch einen letzten, vielleicht günſtig entſcheidenden, Verſuch zu machen. Die Erlaubniß wurde ertheilt, allein ehe noch Blücher, der im Galopp zu ſeinen Reitern geſprengt, dieſe vorführen gekonnt, wieder zurückgenommen. Es dünkte rathſamer, einigen Rückhalt unverſehrt zu bewahren, um des anderen Tages, mit Hohenlohe und Rü-

chel vereinigt, die eigentliche Schlacht zu liefern, für welche der bisherige Kampf nur als Vorspiel zu betrachten schien. Der Rückzug wurde demnach anbefohlen, er geschah zuerst nach Auerstädt, um in der Richtung gegen Weimar sich mit dem anderen Heere zu vereinigen, und alsdann auf's neue den Feind mit gesammter Macht anzugreifen. Die Franzosen folgten anfangs nicht eifrig; Blücher bot mit der Reiterei geschlossen ihrem Andrang die Stirne.

Allein auch Hohenlohe, und, während des Gefechts herangezogen, Rüchel, waren gleichzeitig am nämlichen Tage durch Napoleon selbst, der von Jena unerwartet hervorgebrochen, in blutiger, und auch hier von den Preußen mit äußerster, aber vergeblicher Tapferkeit gefochtenen Schlacht, geschlagen worden. Auch hier waren die Feldherren sorglos, unvorbereitet, ohne Plan und Uebersicht in den Kampf gerathen, hatten sich bis zuletzt der verderblichsten Täuschung überlassen, und dann im entschiedenen Nachtheil vergebens gegen die Uebermacht gerungen. Beide waren verwundet; ein eignes Geschick, welches an diesem Tage vorzüglich die Anführer als Opfer wählte. Die Truppen, überall geworfen, zerrüttet und zersprengt, suchten ihr Heil in verschiedener Richtung, nichts war vor-

bereitet noch bestimmt für den Fall eines Rückzugs. Beide Heere, jedes noch auf das andre rechnend, begegneten einander mit der Botschaft ihrer Niederlagen. Der Verlust der Schlachten hatte die preußische Kriegsmacht noch nicht aufgerieben, die Verwirrung des Rückzugs that es. Von dem raschverfolgenden Feind unablässig gedrängt, und immer nachtheiliger linksher überflügelt, in langer Herbstnacht, auf schlechtesten Wegen, ohne Kunde des Landes, ohne Verpflegung und Rast, suchten die Truppen ohne Einheit der Bewegung ihr Heil, so gut es gehn wollte; zahlloses Gepäck, zusammentreffende, einander durchkreuzende Truppenzüge, verwirrende Angaben, unsichre Befehle, vermehrten die Unordnung; Muthlosigkeit gab alles verloren, die Schaaren lösten sich auf, der Gehorsam erlosch, die Gemeinen warfen hin und wieder die Waffen weg, Offiziere ritten bis zur Elbe ohne ihre Truppen zu finden, und verbreiteten weithin Schrecken und Bestürzung.

So endeten die Schlachten von Jena und Auerstädt, in welchen die Preußen mit großer Tapferkeit, — ihr Verlust auf dem Wahlplatze, gegen 10,000. Todte und Verwundete, bezeugte dieselbe, — doch unter den gegebenen Umständen fruchtlos gefochten. Es zeigte sich hier, daß auch die größten

Kräfte und besten Gesinnungen, welche unläugbar in der preußischen Kriegsmacht damals wie später vorhanden waren, doch einem Geschick erliegen können, das ihnen die Bahn ihres freien Wirkens verschlossen hält. Diesen ersten Unfällen folgte eine Reihe schmachvoller Ereignisse, ein Verderben und Jammer ohne Beispiel. Haß und Hohn fielen schmähend über das Unglück her, und wühlten grausam in den Wunden des Vaterlandes. Damals durfte der Blick der Getreuen von solchem Elend lieber sich völlig abwenden. Jetzt aber sind jene Ereignisse, deren thürmende Aufeinanderfolge nicht ohne heißen Ingrimm des Herzens zu vernehmen ist, für die Geschichte ein inhaltvoller Besitz, in welchem die vaterländische Erinnerung, neben dem Andenken vorhergegangner und nachgefolgter Ruhmeszeiten, mit heilsamem Schmerze zuweilen einkehren mag, um in dem großen Anblicke den Geist zu stärken, das Herz vor Uebermuth zu wahren, und ihm die Lehre einzuprägen, daß niemals an dem Vaterlande zu verzweifeln sei! Indem wir diese große Zerrüttung hier hauptsächlich nur in Blüchers Bahn durchwandeln, bleibt uns noch stets die lichthellere Seite des finsteren Gemähldes dargeboten.

In der gränzenlosen Verwirrung, welche durch

die Nacht von 14. auf den 15. Oktober über die geschlagenen preußischen Heerhaufen gekommen war, suchten der General Graf von Kalkreuth, dem der König am 15. in Sömmerda den Oberbefehl über die dorthin geflüchteten Truppen übertragen, und der Fürst von Hohenlohe, dem einige Trümmer seines Heeres folgten, wenigstens eine Art von Ordnung und Richtung herzustellen. An Kalkreuth hatte sich Blücher angeschlossen, dessen Reiterei noch am meisten beisammen war. Von der französischen Reiterschaar des Generals Lasalle gedrängt, strebte dieser Zug am 16. über Weißensee nach Sondershausen zu gelangen, sah aber plötzlich von Weißensee her eine andre französische Reiterschaar unter dem General Klein heranrücken. Die Lage war verzweifelt, und erlaubte kein Bedenken. Sich durch die feindliche Uebermacht durchzuschlagen mit den gemischten müden Truppen, erschien unmöglich, das Fußvolk wäre sogleich preiszugeben gewesen, die Reiterei mit ihren abgematteten Pferden in keinem Falle weit gekommen. Da beschloß Blücher, ein anderes Rettungsmittel zu versuchen. Er ritt mit einem Trompeter und einigen Offizieren zu den Franzosen heran, und verlangte ihren Befehlshaber zu sprechen; dies wurde bewilligt, aber ihm sollten, damit er nicht die Stärke der Trup-

pen sähe, die Augen verbunden werden; davon jedoch wollte er nichts hören: „So lang' ich noch am Leben bin, rief er, will ich auch sehn können!" und wehrte sich so gewaltig, daß man ihn zuletzt wirklich mit unverbundenen Augen durchließ. Als er so zu dem General Klein gelangt war, sprach er denselben von den Friedenseinleitungen, welche bereits wieder Statt fänden, und zu deren Behuf alle Feindseligkeiten eingestellt wären, er rief den mitanwesenden Obersten von Massenbach zum Zeugen auf, der allerdings betheuern konnte, ein Schreiben Napoleons vom 12. Oktober, mit Friedensanträgen an den König gerichtet, habe dieser am Tage nach der Schlacht in gleichem Sinne beantwortet. Daß Blüchers Reden verständigender Dolmetschung bedurften, erleichterte den Eindruck, welchen ihr Inhalt machen sollte, und den ein scharfgestelltes klares Gespräch kaum zugelassen hätte. Genug, der französische General ließ sich überreden, daß ein Waffenstillstand geschlossen sei, und die Preußen zogen ihrer Straße, von einem französischen Offizier begleitet, welcher Ursache wurde, daß auch der General Lasalle die Verfolgung einstellte. Kaum aber waren sie nach Greußen gelangt, so erschien daselbst von Erfurt her die französische Heerschaar des Marschalls Soult, der, minder leichtgläubig, alsobald

bald wieder allgemeinen Angriff befahl. Blücher hielt mit dem Nachtrabe ein lebhaftes Gefecht ſtandhaft bis tief in die Nacht aus, und Kalkreuth erreichte frühmorgens Sondershauſen, brach aber nach kurzer Raſt am 17. wieder auf, und gewann Nordhauſen; doch bald auch hier vom Feinde wieder eingeholt. Blücher empfing daſelbſt vom Fürſten von Hohenlohe, der ihn der Gegend am meiſten kundig hielt, den Auftrag, zum Rückzug über den Harz einen Entwurf zu machen, den er durch Hülfe des Majors von dem Kneſebeck zu Stande brachte. Da man jedoch als unmöglich annahm, das gerettete ſchwere Geſchütz, noch aus 32. Zwölfpfündern beſtehend, durch das Gebirge zu ſchaffen, ſo wurde beſchloſſen, daſſelbe noch mehr links, über Oſterrode und Seeſen, um den Harz herum, und dann auf dem nächſten Wege nach Tangermünde zu führen, wo der Uebergang über die Elbe geſchehn ſollte. Blücher erbot ſich, dieſen in jeder Art mißlichen Zug zu geleiten, die Bedeckung beſtand nur aus etwa 800. Mann zu Fuß und 600. Reitern. Noch vor Abend zogen die Truppen weiter, aber ſogleich wieder zum Gefecht genöthigt, und Blücher mußte die zunächſt nachdringenden feindlichen Schaaren mehrmals zurückwerfen. Kalkreuth führte ſeine Truppen über Haſſelfelde gegen die Elbe hin; un-

ter den Kanonen von Magdeburg sollten sie, wieder vereinigt mit den andern, neuerdings Fuß fassen. Die Franzosen verloren eine Weile die Spur der Preußen, deren Rückzug dadurch nun einigen Vorsprung gewann.

Seinerseits hatte Hohenlohe mit andern der geschlagenen Scharen seinen Rückzug über Sondershausen, Nordhausen, wo er eine Zeitlang vergebens auf Kalkreuth gewartet, dann über Stollberg und Quedlinburg unaufhaltsam fortgesetzt, gedrängt von dem nachrückenden Feinde, noch mehr von den Gefahren, die sich durch die Folge der Ereignisse darthaten. Ein Schreiben des Königs übertrug ihm den Oberbefehl über alle Truppen diesseits der Oder, allein es blieb keine Aussicht, innerhalb dieses Raumes noch ein Heer wieder aufzustellen. Als Hohenlohe am 20. Oktober in Magdeburg eintraf, hatte Kalkreuth seine Truppen, anstatt sie, dem erhaltenen Befehle gemäß, an diesen Sammelort zu bringen, nach tiefer abwärts gelegenen Orten, die Reiterei sogar bis Tangermünde und Werben hinab, zum Uebergange über die Elbe befehligt, und verursachte dadurch eine Trennung, die in der Folge den größten Nachtheil brachte; er selbst aber, zu dem Könige berufen, um nicht unter dienstjüngerem Befehle zu stehn,

begab sich nach Küstrin. Blücher war von der Richtung nach Magdeburg ohne seine Schuld abgedrängt. In gleichem Falle befand sich der Herzog von Weimar mit seiner aus Thüringen muthvoll und geschickt über Mühlhausen und Heiligenstadt herausgeführten Schaar. Den bei Halle als Rückhalt aufgestellten noch frischen Truppen hatte ihr Anführer, der Herzog Eugen von Würtemberg, dort am 17. Oktober die traurigste Niederlage zugezogen. Erfurt, dieser sichre Sammelort vieler Flüchtigen und Verwundeten und großer Vorräthe aller Art, hatte sich am 16. dem Feinde übergeben. Die Sachsen, von den Franzosen eifrigst in annähernde Unterhandlungen gezogen, ließen ein nahes Abtreten von der Sache der Preußen gewärtigen. Unter diesen Umständen dünkte dem neuen Oberbefehlshaber der beste Rath, so schnell als möglich mit allen Truppen, so viel deren immer nur zusammenzuraffen wären, die Oder zu erreichen, um dort, näher den anrückenden Verstärkungen, und unter dem Schutze der guten Festungen, einen sichern Halt zu nehmen. Er brach am 21. von Magdeburg auf, ging über die Elbe, und nahm die Richtung nach Rathenau.

Blücher indeß hatte am 18. Oktober Osterrode erreicht, mußte aber schon am 19. wiederum links

ausbiegen, und den weiteren Umweg über Braunschweig einschlagen, weil der Feind schon bis Halberstadt streifte, und diesen Weg abschnitt. Am 19. gelangte Blücher nach Beinum, am 20. in die Nähe von Braunschweig, und ging am 21. für seine Person nach Wolfenbüttel, um den Herzog von Weimar zu sprechen, der mit seinen Truppen daselbst glücklich angelangt war. Beide Feldherren beschlossen, den weiteren Rückzug vereinigt zu machen, und nicht bei Tangermünde, wo der Feind schon zu nahe war, sondern weiter unten bei Sandow über die Elbe zu gehn, wohin sogleich der Major Graf von Chasot und der Lieutenant von Thile vorausgesandt wurden, um alles Nöthige zum Uebergang anzuordnen. Das Geschütz gelangte über Sachow, Deetz und Dalchau schon am 24. Oktober bei Sandow glücklich über die Elbe, und wurde hier an Hohenlohe's Truppenzug abgeliefert. Blücher hatte in 7. Tagen mit größter Anstrengung 34. Meilen zurückgelegt, und nur durch seine thätige Sorgfalt und kraftvollen Eifer, welche den nöthigen Vorspann und Unterhalt auf jede Art herbeischafften, war ein solcher Zug mit ermüdeten und entmuthigten Truppen möglich geworden. Gleiche Thätigkeit und Kraft bewies der Herzog von Weimar. Der Feind erschien mehrmals in

der Seite der Abziehenden, und drohte ihnen an der Elbe zuvorzukommen, allein in vier angestrengten Tagemärschen gewannen auch diese Truppen glücklich den Uebergangsort, bestanden daselbst am 25. Oktober unter Anführung des Obersten von York, noch ein heftiges Gefecht mit den Vortruppen des Marschalls Soult, und gelangten in der Nacht fast ohne Verlust endlich auf das rechte Elbufer.

Schon am 24. Oktober war Blücher von dem Fürsten von Hohenlohe eiligst in dessen Hauptquartier zu Neustadt an der Dosse berufen worden, und abends um 10. Uhr daselbst angelangt. Die Truppen waren sämmtlich auf dem Zuge nach der Oder begriffen, welche man in angestrengter Eile bei Stettin vor den Franzosen zu erreichen hoffte. Um schneller fortzukommen und leichter Unterhalt zu finden, mußten sie auf verschiedenen Wegen einherziehen, doch sollten die getrennten Schaaren in Prenzlau wieder zusammentreffen, und auch unterwegs einander möglichst nahe bleiben, da die französische Heeresmacht schon in voller Stärke zwischen Elbe und Oder vordrang. Hohenlohe ließ Blüchern die Wahl, entweder die Reiterei des Haupttrupps, oder die äußerste Nachhut zu befehligen, welche aus den Trümmern der bei Halle ge-

schlagenen Truppen bestand. Als er das letztere gewählt, wurde ihm noch sein eignes Husarenregiment zugetheilt. Mit diesen Truppen sollte er zuvörderst die noch im Uebergang über die Elbe begriffene Schaar des Herzogs von Weimar aufnehmen, und dann dem Haupttrupp, wo möglich nur in der Entfernung eines starken Marsches, nach der Oder folgen, wobei für den 26. Oktober den abgemüdeten Truppen bei Ganzer ein Ruhetag berechnet war. Blücher zog am 25. nach Ganzer, ließ aber hier bei der Eile, welche die Umstände geboten, keinen Ruhetag halten, sondern ordnete sogleich für den 26. den Marsch nach Ruppin. Die Truppen hatten mit unsäglichem Ungemach zu kämpfen, selbst die Nacht gab ihnen bei der Entlegenheit der Dörfer, in welchen sie Quartier und Nahrung suchen mußten, wenig Erholung; Mannschaft und Pferde erlagen, es drohte eine völlige Auflösung einzutreten. Schon waren die Truppen auf dem Marsche nach Ruppin, als Blücher um halb 11. Uhr vormittags eine Botschaft von Hohenlohe empfing, der ihm den Befehl ertheilte, mit allen Truppen unverweilt Tag und Nacht fortzurücken, bis er sich dem Haupttrupp, der gleichfalls aus allen Kräften gegen die Oder strebe, angeschlossen habe; die Niederlage der Reiterschaar unter dem General

von Schimmelpfennig bei Zehdenick, hieß es, und das mächtigere Andringen des Feindes gegen die untere Oder, mache diese Anstrengung nöthig. Blücher schrieb zurück, er könne an diesem Tage unmöglich weiter als Alt-Ruppin gelangen, seine Truppen seien erschöpft, durch Nachtmärsche würde sich alles auflösen, er fürchte diese mehr als den Feind, er wünsche lieber seine Schaar diesem bloßgestellt, als durch solche Anstrengung in einen Zustand gebracht zu sehn, in welchem sie gar nicht mehr fechten könne; doch werde er thun, was irgend möglich sei. Blüchers Aeußerungen schienen anzudeuten, daß er in Hohenlohe's Befehl mehr eine ängstliche Sorge desselben, ihn vor dem Andrange des Feindes rettend aufzunehmen, als einen Nothruf zu jenes eigner Rettung erkannt habe. Wenigstens werden seine Worte in diesem Sinne ganz erklärlich. Auch blieb sein Handeln nicht an sie gebunden. Mit größter Anstrengung brachte er seine Truppen, von welchen ganze Abtheilungen noch mehrere Meilen hinter Ganzer zurückgeblieben waren, am 26. spät abends in die Gegend von Ruppin. Am 27. in aller Frühe brach er schon wieder auf, und zog ohne Aufenthalt nach Fürstenberg, und von hier, fast die ganze Nacht durchmarschirend, nach Lychen. Die Reiterei des Fürsten

von Ponte-Corvo griff während des Zuges bei Menz den Nachtrab ernstlich an, wurde aber von den Husarenregimentern Blücher und Uesedom tapfer zurückgeworfen. Die Truppen zogen indeß ohne Rast den ganzen folgenden Tag weiter; der Feind griff bei Lychen den Nachtrab abermals an, mußte jedoch mit Verlust vor Blüchers Husaren zurückweichen; die Leute waren entkräftet durch Hunger und Ermüdung, mehrere fielen auf dem Marsche todt nieder vor Blüchers Augen; unter solchen Umständen wurde am 28. erst gegen 10. Uhr abends die Gegend von Boitzenburg erreicht, wo der Feind schon zuvorgekommen war, doch bei Annäherung der Preußen wieder zurückging. Bis in die Nacht hinein aber dauerten die kleinen Gefechte, durch welche die preußischen Abtheilungen sich in den nächsten Dörfern mit den früher eingedrungenen Franzosen um die Quartiere schlagen mußten. Nach vierstündiger Rast war um 2. Uhr morgens schon alles wieder in Bewegung, und um 5. Uhr wurde der Marsch nach Prenzlau fortgesetzt, dem Ziele der Vereinigung mit Hohenlohe, als die Nachricht einlief, daß schon Tags vorher um Mittag dieser Feldherr mit allen seinen Truppen, noch etwa 16,000. Mann, sich daselbst der vereinigten Macht des Großherzogs von Berg und des Marschalls

Lannes kriegsgefangen ergeben habe! Hohenlohe hatte nämlich nach seinem am 26. Oktober erlaſſenen Befehl an Blücher deſſen Ankunft noch ſelbigen Mittag in Granſee, und am 27. morgens in Lychen mehrere Stunden vergebens erharrt, dann ſeinen Zug, faſt von aller Reiterei entblößt, und von der feindlichen der Generale Laſalle und Milhaud ſeitwärts überdrängt, unter den größten Mühſalen und Entbehrungen fortgeſetzt. Schon hatte er jedoch Boitzenburg und endlich Prenzlau, trotz dem wehrenden Feinde, gewonnen, als ein neues unglückliches Gefecht, die wiederholte Aufforderung des Großherzogs von Berg, der traurige Zuſtand der Truppen, welchen falſche Angaben noch vergrößerten, und endlich der Irrthum des Oberſten von Maſſenbach, der zurückkehrend von einer Unterredung mit dem Marſchall Lannes denſelben ſchon auf dem rechten Ufer der Ucker getroffen zu haben wähnte, den entmuthigten Feldherrn bei ſchon glücklichern Ausſichten an ſeiner Rettung verzweifeln ließen, und ihn zu der ſchmachvollen Uebergabe bewogen, welche, wiewohl gewiß, gleich ſo vielen nachfolgenden, einzig das Werk der Verzagtheit, lange Zeit Vielen doch nur als das des Verraths begreiflich war.

Blüchers Entſchluß, nachdem er die Vorgänge

von Prenzlau vernommen, war bald gefaßt. Er hatte noch 10,500. Mann. Mit diesen die wenigstens vierfache Uebermacht der vereinigten Truppen des Großherzogs von Berg, der ihn von der Oder abschnitt, und des Fürsten von Ponte-Corvo, der ihm Rücken und Seite bedrohte, glücklich zu bekämpfen, durfte er nicht zu hoffen wagen. Er beschloß demnach in das Mecklenburgische auszuweichen, dort alle noch erreichbaren preußischen Schaaren an sich zu ziehen, und dann über die Elbe zu gehn, um sich dem feindlichen Heer in den Rücken zu werfen, und die Festungen Magdeburg und Hameln zu entsetzen, oder nach Umständen ein Treffen zu wagen, in jedem Falle durch sein Unternehmen den Andrang der französischen Truppen gegen die Oder zu mindern und aufzuhalten. Er rechnete dabei hauptsächlich auf die Truppenschaar, welche unter Anführung des Herzogs von Weimar bei Gandow zuletzt über die Elbe gekommen, und darauf unter dem Befehle des Generals von Winning dem Zuge Hohenlohe's mit Anstrengung gefolgt war, jetzt aber ungefähr in dieser Gegend auf gleiche Weise bedrängt sein mußte. Ohne Verzug rückte Blücher noch am 29. Oktober bis Strelitz, und am 30. bis Dambeck, wo er den General von Winning mit seinen Truppen fand, der von

Wittſtock und Mirow kommend auf dem Wege nach Roſtock war, wo er ſich einzuſchiffen dachte. Blücher übernahm den Befehl über die ſämmtlichen Truppen, welche zuſammen jetzt 21,000. Mann ſtark ſchon eher dem Feinde die Spitze bieten konnten. Die Meldung, daß eine dritte franzöſiſche Heerſchaar, die des Marſchalls Soult, welche am 29. bei Tangermünde über die Elbe geſetzt, dem Zuge Winnings folgend gegen Mirow heranziehe, veränderte die Lage wieder, und Blücher richtete nun ſein Abſehn auf Lauenburg und Artlenburg, um dort wieder auf das linke Elbufer zu gelangen, und entweder Magdeburg zu gewinnen, oder in Weſtphalen ſich mit dem General von Lecoq zu vereinigen, der dort mit einigen Truppen zurückgeblieben war, welche bei dem allgemeinen Rückzuge die Elbe nicht mehr erreicht hatten. Dieſes kühne Vorhaben wurde durch die nachfolgenden Ereigniſſe zu einem entgegengeſetzten Ausgange gedrängt, der auch dieſen Anführer und ſeine tapferen Schaaren dem allgemeinen Looſe des unglücklichſten Feldzuges nicht entkommen ließ. Blücher theilte ſeine Truppen in zwei Hauptheile, deren Bewegungen und Lagerungen ſoviel als möglich für die beiden Zwecke berechnet wurden, durch größere Ausbreitung in den Dörfern den Truppen irgend Unterhalt und Raſt

zu verschaffen, und sie zum Gefecht nöthigenfalls immer schnell wieder beisammen zu haben.

Der Feind indeß verlor keine Zeit; die Truppen des Marschalls Soult erreichten den Nachtrab der Preußen noch bei Dambeck, und blieben ihm fortan auf den Fersen. Am 31. Oktober gelangte Blücher nach Waren, am 1. November nach Alt-Schwerin; zwischen beiden Orten wurde lebhaft gefochten, deßgleichen bei Glave, und die Preußen machten einige Gefangene. Am 2. November ließ die Verfolgung nach, aber die Franzosen suchten längs der Elbe Blüchern zuvorzukommen, und der Fürst von Ponte-Corvo ließ ihm zugleich Anträge zur Uebergabe machen. Die kurze Frist reichte nicht hin, den von unaufhörlicher Anstrengung, von Hunger und von Noth aller Art erschöpften Truppen die nöthige Erholung zu verstatten. Um Brot und Branntewein aus Schwerin zu erhalten, zog Blücher am 3. in die Gegend dieser Stadt, allein auf dem Marsche von den Franzosen ereilt, mußten die Preußen bei Kriwitz ein hitziges Gefecht bestehn, worin die Reiterei zwar augenblicklichen Vortheil erlangte, jedoch den immer stärkeren Andrang des Feindes nicht hemmen konnte, das Gefecht endete erst in der Nacht bei dem Dorfe Fähre, die Franzosen rückten eine große Strecke vor, und das

Hauptquartier des Fürſten von Ponte-Corvo kam dem von Blücher auf eine halbe Stunde nah; jener ließ dieſen abermals zur Uebergabe auffordern, und ihm vorſtellen, die Preußen ſeien von drei überlegenen Heerſchaaren umringt, und kein Entkommen möglich. „Was, rief Blücher lachend, ich umringt? Ich wäre doch begierig zu wiſſen, wer mir verbieten wollte, entweder auf Berlin zu marſchiren, oder Magdeburg zu entſetzen?“ Dabei verbat er ſich ein für allemal jede fernere Aufforderung. Seine Antwort verdoppelte die Aufmerkſamkeit der Franzoſen gegen die Elbe hin, und ſeine Lage war in der That ſchlimmer, als er geſtehn wollte. Der Uebergang bei Lauenburg war kaum noch möglich, die Truppen waren von der Elbe ſchon zu weit nach Norden abgekommen, und mußten am 4. zu ihrer Sicherheit aus ihrer gefahrvollen Verſplitterung bei Schwerin noch weiter nordwärts eine Stellung bei Gadebuſch ſuchen. Eine Schaar aus Weſtphalen und Hannover auf das rechte Elbufer entkommener Preußen ſchloß ſich in dieſer Gegend an Blücher an. Allein auch hier, obwohl das Gelände für die Reiterei, worin die Stärke der Preußen beſtand, und für das Geſchütz, deſſen ſie noch gegen 100. Stücke zählten, vortheilhaft erſchien, durfte Blücher keinen Erfolg von ei-

nur Schlacht hoffen, für welche, nach allen Verlusten eines so weiten und schnellen Marsches, ihm nur noch etwa 16,000. Mann gegen fast 80,000. übrig waren; von einer Schlacht, welche sogleich zu bestehn weder die Menschen noch die Pferde die nöthige Kraft hatten, und welche um einen Tag aufzuschieben nicht in seiner Macht lag. Doch gab er es nicht auf, wenn ihm nur so viel Frist gegönnt würde, um einen Tag aufzuathmen, der Uebermacht des Feindes im offnen Felde, besonders mit der Reiterei, der er ganz vertraute, Trotz zu bieten. Eine solche Frist war nur hinter der Trave, die erforderlichen Mittel zur Herstellung nur in der reichversehenen Hansestadt Lübeck, hier und in Travemünde auch noch die einzige Rettung zu Schiffe zu hoffen. Die Noth entschied mehr als die Wahl, es gab keinen anderen Ausweg; und am 5. November abends zogen die Preußen in Lübeck ein. Der bestürzte Rath dieser freien Stadt weigerte anfangs jede Kriegsleistung, allein Blücher, der selbst auf dem Rathhause erschien, zeigte die Nothwendigkeit, der Macht des Augenblicks nachzugeben. Die Truppen erfüllten die Straßen, und wurden ohne Verzug nach den Umständen in die Häuser verlegt. Das Geschütz wurde auf den Wällen und vor den Thoren aufgefahren; die Besetzung

der Ufer der Trave und Travemünde's angeordnet. Der General von Ewald, welcher mit dänischen Truppen bei Stockelsdorf stand, versicherte, daß er diejenigen fremden Truppen, welche zuerst das dänische Gebiet berührten, als Feinde behandeln würde, und Blücher hoffte, die Franzosen in diesen Fall zu bringen. Doch diese säumten nicht, am 6. in der Frühe sogleich die Stadt selbst anzugreifen; sie rückten gegen das Mühlenthor und Burgthor an. Blücher zog die sämmtliche Reiterei durch die Stadt rückwärts auf das freie Feld, die Wälle und Thore blieben von 16. Bataillons und 52. Kanonen vertheidigt. Gegen Mittag ließ das Feuer eine Weile nach, und Blücher begab sich in seine Wohnung, um daselbst seinen Offizieren die Befehle für den folgenden Tag auszugeben. Aber nach kurzer Stille erhob sich auf's neue und heftiger das Feuer des Geschützes, und alsbald auch des Kleingewehrs. Blücher wollte sogleich zum Burgthor eilen, doch der Oberst von Scharnhorst hielt ihn durch die Vorstellung zurück, daß am andern Thore nicht minder stark geschossen werde, für die Stadt vor der Hand nichts zu fürchten sei, die Befehlsertheilung aber keinen Aufschub leide; demnach wurden nur einige Maßregeln zur größeren Sicherheit noch anbefohlen, und dann in dem begonnenen Geschäft fortgefahren. Da erscholl plötzlich Gewehrfeuer und

Geschrei vom Burgthor her, und sogleich in den Straßen; der eingedrungene Feind stürmte so gewaltsam vor, daß nur Blücher selbst nebst seinem Sohne dem Rittmeister von Blücher und dem Hauptmann von Müffling noch glücklich aus dem Hause zu den Truppen gelangten, die übrigen Offiziere aber, worunter Scharnhorst und der Rittmeister Graf von der Golz, in demselben gefangen wurden. Auf dem Markte raffte Blücher die Flüchtigen zusammen, und warf sich mit ihnen dem Feind entgegen, den er in wiederholten Angriffen bedeutend zurücktrieb, eine Schwadron Reiter, die er holen ließ, reinigte im vollen Rennen mehrere Straßen, und hieb viel französisches Fußvolk zusammen, allein die Stadt füllte sich mehr und mehr mit Feinden, geschlossen rückten sie vor, und griffen schon die Travebrücke an. Um nicht abgeschnitten zu werden, mußte Blücher, nach vergeblichem tapferen Kampfe, mit den Trümmern seiner Schaar über jene Brücke und durch das Thor von Holstein sich aus der Stadt zurückziehen. In der Leidenschaft des Augenblicks würde er hier ohne den besonnenen Muth des Hauptmanns von Müffling seine eigne Rettung versäumt haben. Jetzt erst übersah er die Größe des erlittenen Verlustes, von allem Fußvolk und Geschütz waren nur 3. Batail-

lons

lons und 2. Kanonen übrig. Den Unfall verschuldete großentheils der Umstand, daß der Herzog von Braunschweig-Oels außerhalb des Burgthors ein Bataillon seines Regiments aufgestellt hatte, dessen Zurückweichen eine Batterie von 16. Kanonen, welche das Thor vertheidigen sollte, gleichfalls zum Abziehen veranlaßte, worauf das Fußvolk in Unordnung zur Stadt floh, in welche der Feind zugleich mit ihm eindrang.

In dem Schmerze seines Unglücks dachte Blücher nur einzig an die Wiedereinnahme der Stadt während der Nacht; doch da man das Feuer einiger Abtheilungen noch hörte, die sich am Mühlenthore und am Thore von Hörter tapfer vertheidigten, rief Blücher sogleich zum Angriff, und begeistert wandte das tapfre Regiment Kuhnheim sich wieder gegen die Stadt, und versuchte in geregeltem Angriff durch das Thor von Holstein einzudringen, um jene Truppen zu befreien; allein der Feind hatte schon in Uebermacht den Zugang besetzt, und der Versuch mißlang mit großem Verlust. Blücher begab sich nun zu seiner Reiterei nach Ratkau, und ließ das noch übrige Fußvolk Schwartau besetzt halten. Seine Aussicht war nun auf Travemünde, seine letzte Hoffnung auf ein Reitergefecht beschränkt, worin Muth und Tüchtigkeit darzuthun, wenn auch

nicht dem Feldherrn mehr nutzen konnte, doch wenigstens dem Krieger noch schmeichelte. Allein die Gelegenheit blieb versagt. Gegen die Nacht kam die Nachricht, daß der Feind auch Schwartau überrumpelt, und alle dortigen Truppen gefangen gemacht, später brachte der Herzog von Braunschweig-Oels die Nachricht, auch Travemünde sei genommen; Geschütz und Gepäck waren auf den Wege dahin verfahren, die Pferde ohne Futter, die Mannschaft ohne Nahrung und Kleidung, und größtentheils ohne Schuhe; selbst an Schießbedarf ein empfindlicher Mangel. In diesen Bedrängnissen empfing Blücher, während der Nacht eine Botschaft des Fürsten von Ponte-Corvo, der ihm vorstellen ließ, für seinen Ruhm und für seine Regierung habe er genug geleistet, ihm bleibe nach dem Gefechte von Lübeck nichts übrig, als sich auf ehrenvolle Bedingnisse, die ihm angeboten würden, zu ergehen. Er antwortete, seine Lage sei noch nicht so schlimm, andre als ehrenvolle Bedingnisse werde er nie eingehn, zur Unterhandlung aber wolle er den Tag abwarten. Inzwischen ließ er, was schon früher eingeleitet war, den Obersten von Scharnhorst und Rittmeister Grafen von Golz gegen französische Offiziere gleiches Ranges, die von Kriwitz her kriegsgefangen waren, auswechseln. Noch in

der Nacht fann er, sich auf Travemünde zu ziehen, als aber berichtet wurde, die ganze Gegend biete der Reiterei durchaus keinen Spielraum, sah er freilich nichts übrig, als sich in sein Schicksal zu fügen, und erließ den Befehl, alle Feindseligkeiten einzustellen. Nun erschien auch von Seiten des Großherzogs von Berg eine Aufforderung zur Uebergabe, worauf aber erwiedert wurde, die Unterhandlungen seien schon mit dem Fürsten von Ponte-Corvo angeknüpft. Die Franzosen wollten in der Frühe am 7. November schon auf's neue angreifen, bald aber kamen die Divisionsgenerale Tilly und Rivaud, um wegen der Uebergabe abzuschließen. Sie fanden Blüchern in Ratkau von heftigem Fieber befallen; dabei von dem lauten Rufen und Schreien während des Gefechts in Lübeck so heiser, daß er kaum reden konnte. Doch betheuerte er, daß er sich der Uebermacht des Feindes nicht ergeben würde, aber die Gegend gestatte der Reiterei nicht zu fechten, und er habe kein Pulver, noch Brot, noch Futter mehr, und diese Gründe ließ er in dem Eingange der Uebergabspunkte anführen. Ihm wurde bewilligt, vor der Niederlegung der Waffen mit allen Kriegsehren auszurücken; Offiziere und Gemeine behielten ihre Habe. Eine unvermuthete Schwierigkeit drohte alles wieder rück-

gängig zu machen. Der Großherzog von Berg wollte nicht zugeben, daß, aller Gewohnheit zuwider, die Beweggründe zur Uebergabe mitangeführt würden, Blücher aber bestand darauf, denn der König, das Heer und die ganze Welt müßten erfahren, weßhalb er den schweren Schritt gethan; eh er darauf verzichte, betheuerte er, wolle er sich lieber bis auf den letzten Mann schlagen. Vergebens stellten ihm die französischen Generale vor, seine Ehre bedürfe einer solchen Bedingung nicht, er habe sich ruhmvoll bis auf's äußerste gehalten, der gereizte Feldherr beharrte fest auf seiner Forderung, und schon war die Sache dem völligen Bruche nah, als der General Rivaud noch glücklich den Ausweg ersann, Blücher möchte bei Unterzeichnung seines Namens alles was ihm beliebte hinzufügen; das ließ er sich denn gefallen, indem er meinte, das könne ihm gleich sein, ob's vorn oder ob's hinten stehe, und so führte er nach seiner Namensunterschrift wirklich mit kurzen Worten an, was ihn zur Uebergabe genöthigt habe. Erst nach dem Abschlusse zeigte sich, daß Travemünde noch in den Händen der Preußen war; für die Hauptsache von keiner Bedeutung, denn an ein Entkommen zur See wäre nicht mehr zu denken gewesen; selbst eine Anzahl dort schon eingeschiffter Schweden fiel,

durch den Wind verspätet, noch in französische Gefangenschaft, ein Umstand, der für den Fürsten von Ponte-Corvo weiterhin die wichtigsten Folgen hatte. Ungefähr 6000. Mann, wovon die Hälfte Reiterei, streckten das Gewehr, so wenige nur waren noch übrig; einzelne Abtheilungen waren schon früher auf dem beeilten Zuge verloren worden, oder zurückgeblieben, 5. Schwadronen unter dem General von Pelet, und 10. Schwadronen unter dem General von Uesedom. Blücher selbst begab sich auf sein Ehrenwort fürerst nach Hamburg, wohin seine beiden Söhne ihm folgen durften.

Die schreckliche Plünderung, welche Lübeck in Folge der gewaltsamen Einnahme von den französischen Truppen litt, wurde der Grund vielfacher Anschuldigungen gegen Blücher, daß er diese wehrlose neutrale Stadt in das Kriegsunheil mitfortgerissen, nicht nur ohne Fug und Recht, sondern auch, wie der zwei Tage darauf dennoch erfolgte Ausgang dargethan habe, ohne die Hülfe und Rettung für sich selbst, die allein noch einigermaßen solche That beschönigen könnten. Die Mittel wie die Zwecke des Krieges werden immerdar ein Gegenstand streitender Behauptungen sein; in diesem Gebiete können Mitleid und Schonung nur insofern walten, als sie der Kraftentwickelung keinen Ein-

halt thun, sonst würde kein Krieg mehr zu führen sein, worauf die jetzige Welt doch schwerlich verzichten kann. Hier genügt, daß ein kriegerischer Zweck, und wäre es auch nur der einer längeren Ausdauer im Kampfe, den Feldherrn bei der Besetzung von Lübeck leitete, daß seine Entschließungen und Anstalten guten Erfolg verdienten, und der Zufall jener verwüstenden Plünderung von ihm weder vorhergesehn noch abgewendet werden konnte. In den Augen des Kriegers bedurfte Blücher keiner Rechtfertigung, ihm wurde nur Achtung und Bewunderung zu Theil. Von allen preußischen Feldherren und Truppenschaaren, die bis dahin den Kampfplatz betreten, hatte er allein den Ruhm der Waffen behauptet, und in dem allgemeinen Unglück, welches ihn schon mitergriffen hatte, vorüber allen breiten Abwegen der Schande, auf schmalem Pfade sich zum ehrenvollen Ziele durchgerungen. Seinem Kreise war kein Verzagen, welches überall Schlag auf Schlag die Geprüftesten ergriff, kein Unmuth und keine Schwäche genaht; seine Truppen hatten sich tapfer und ausdauernd bis zum letzten Augenblick gehalten. Ein solches Beispiel war in jenen Tagen der Verdunkelung und Trauer ein helles Feuerzeichen, an welchem die Flamme der Hoffnung und Zuversicht sich wieder entzünden

konnte. So auch war bald der Sinn und das Urtheil des Volkes vorherrschend für Blücher entschieden. Nicht in Preußen allein, auch in Hamburg, wo das Unglück der Nachbarstadt tief gefühlt wurde, und in Lübeck selbst, wo sein kurzes Erscheinen auf weithinaus so verderblich geworden, zeigte die Menge für ihn ihre Theilnahme, ihren Eifer. Gleichen Antheil erfuhren überall seine Offiziere, seine Soldaten; der Feind, hier ein unzweideutiger Zeuge, bewies ihnen seine Achtung auf alle Weise, ja er setzte jene oft in Verlegenheit durch den Vorzug, den er ihnen vor den Gefährten einräumte, welche nicht das Glück gehabt, unter Blüchers Befehlen zu stehn. Und dennoch konnte Blücher sich lange nicht darüber trösten, daß den andern Befehlshabern, welche freilich unter ganz verschiedenen Umständen dem Feinde sich ergeben hatten, auch er, durch Unterzeichnung solcher Vertragspunkte, wenn auch bloß dem Scheine nach, gleichen sollte.

Er hatte sich Spandau zum künftigen Aufenthalt gewählt; da jedoch die französische Ermächtigung, sich dahin zu begeben, nicht sogleich einlief, so beschloß er, einstweilen in Hamburg zu bleiben, und lebte daselbst nach seiner Gewohnheit fort; gebeugt von seinem und des Vaterlandes Unglück, doch unverzagt und stark, dem inneren Muthe, den

er fühlte, vertrauend nach wie vor. Seine Persönlichkeit erhielt ihm auch in dieser, sogar sorgenvollen, Lage ein bedeutungsvolles Ansehn. Das Volk blickte mit Vorliebe auf den vierundsechzigjährigen Krieger, der in seiner schlichten und derben Weise jeden Muth ansprach, und durch seine muntre Rüstigkeit auch erkrankt noch zu erkennen gab, er sei derselbe, von dem vielfach erzählt wurde, wie er in den Straßen von Lübeck durch Stimme und That die Seinen befeuernd im wildesten Getümmel mitgekämpft. Die Hamburger wurden bald mit ihm näher bekannt, und sowohl an öffentlichen Orten, als in mehreren der angesehensten Familien, fand er die traulichste Zuvorkommenheit. Vorzüglich besuchte er fleißig die Börsenhalle, wo er die Zeitungen zu lesen pflegte. Sie konnten ihm in jener Zeit wenig Angenehmes bringen, doch all die üblen Nachrichten reizten mehr seinen Muth, als daß sie ihn niederschlugen. Begierig wünschte er, da handelnd wieder mitaufzutreten, wo Kraft und Entschlossenheit jetzt in den zerrütteten Angelegenheiten nur um so wirksamer zu ringen hatten. Er schrieb an den König, und bat um die Gunst, daß preußischerseits seine Auswechselung möglichst betrieben würde, und er empfing vertröstende Zusicherung. Inzwischen dauerten die Unfälle Preußens

noch immer fort, und die franzöſiſchen Bulletins verkündeten ſie mit Uebertreibungen, welche ſprichwörtlich geworden ſind. Beſonders war der Verluſt, welchen die Gegner erlitten haben ſollten, meiſt in übergroßen Zahlen ausgedrückt; Blücher meinte einſt, jeder einzelne Gefallene werde gleich zu drei Gebliebenen, und ein neues Zeitungsblatt, das man ihm zum Leſen bot, wies er, ſich wegwendend, mit den Worten ab: „Das riecht nach Todten!“ Seine Laune zeigte ſich bei mancher Gelegenheit ſo anmuthig als bedeutend. Einesmals kamen auf der Straße ein paar franzöſiſche Voltigeurs hinter ihm her, muntre kleine Kerls, und da jemand, der neben Blücher ging, ihnen im Wege war, ſo klopften ſie mit kleinen Gerten, die ſie grade in Händen hatten, jenen leicht auf den Rücken, daß er ſie vorbeiließe; Blücher ſah ſie verwundert an, ließ ſie aber ruhig ziehen, indem er ſcherzend ſagte: „Schlagt nur, ſchlagt nur! Ich ſchlag' euch wohl mal wieder!“ Seinem Wunſche nach Auswechſelung kam das Glück bald entgegen. Napoleon hatte im Februar 1807., nach der Schlacht von Eilau, den General Bertrand an den König von Preußen abgeſandt, um dieſen durch vortheilhafte Friedensanträge zu bewegen, dem Bündniſſe mit Rußland und England zu entſagen; dieſe

Anträge fanden zwar keinen Eingang, allein bei dieser Gelegenheit kam zu Osterrode am 26. Februar ein Vergleich zu Stande, in Folge dessen dreißig kriegsgefangene Generals und Offiziere von beiden Seiten gegen einander ausgewechselt wurden; unter den Auserwählten stand Blücher obenan, für ihn wurde der französische General Victor freigegeben, welchen erst kurz vorher der unternehmende Partheigänger Lieutenant von Schill auf der Straße nach Stettin aufgehoben, und nach Kolberg entführt hatte. Am 16. März abends um 10. Uhr empfing Blücher durch ein Schreiben aus dem französischen Hauptquartiere Osterrode vom 21. Februar die erste Anzeige seiner erwünschten Auswechselung, und neues Leben ergriff sogleich den edlen Kriegsmuth. Nach erhaltenen Pässen reiste er am 22. März von Hamburg ab, und eilte über Berlin nach Finkenstein in das französische Hauptquartier, wo ihn der Kaiser Napoleon mit Auszeichnung aufnahm, eine Zeitlang zurückhielt, und endlich zu den Seinen entließ.

Die Franzosen hatten in den Preußen jenseits der Oder einen anderen Feind wiedergefunden, als sie nach den früheren Vorgängen erwarten durften; die preußischen Truppen fochten des alten Waffenruhmes würdig, die Anführer bewährten

auf's neue den Ruf preußiſcher Kriegskunſt und Entſchloſſenheit. Der Oberſt von Gneiſenau vertheidigte Kolberg mit Heldenmuth. Der Feldmarſchall Graf von Kalkreuth hielt ſich in Danzig. Der General von Leſtocq hatte mit ſeiner tapferen Schaar die blutige Schlacht von Eilau zum Vortheil entſchieden, in Schleſien leiſteten einzelne Befehlshaber tapfre Gegenwehr; allein die Minderzahl, in welcher die Preußen, jetzt auf wenig Land und Volk beſchränkt, nur noch im Feld erſcheinen konnten, verſagte ihnen, durch entſcheidende Erfolge in gleichem Maße den äußeren Preis des Kampfes davonzutragen, wie ihr heldenmüthiges Ringen den inneren ſogleich erwarb. Die verbündete ruſſiſche Kriegsmacht bildete den Hauptheil des Heeres, und ihr Verhalten beſtimmte das der preußiſchen. Der kräftige Vaterlandseifer, die muthige Thätigkeit der wackern Männer, welche ſich in Königsberg an der Spitze der Geſchäfte eingefunden hatten, trug mit Ungeduld eine ſolche Beſchränkung; ſie fühlten, daß etwas Großes, Entſcheidendes von preußiſchem Namen ausgehn und zu preußiſcher Entwickelung führen müſſe, wenn die Herſtellung dieſes Staates vollſtändig gelingen ſolle. Hiezu war nur im Rücken des Feindes Raum, in den alten Provinzen, mit welchen zu-

gleich der ganze Norden von Deutschland neuen Ereignissen zu erschließen war. In diesem Sinne wurde beschlossen, mit einer preußischen, wenn auch anfangs nur kleinen Schaar, eine Unternehmung von der pommerschen Küste her gegen die Mitte der von den Franzosen besetzten Länder zu versuchen; die glücklichen Streifzüge Schills, und die Erwartungen, welche der König von Schweden weckte, dienten für diese Richtung als gute Vorzeichen. Blücher, dessen scharfer Blick und starker Eifer hier zur Angabe und zum Beschluß der Sache vorzüglich thätig gewesen, wurde zum Anführer bestimmt; er war in der That durchaus der rechte Mann dazu; sein Name hatte bei den Truppen Vertrauen und bei dem Volke, ihm eher als Andern konnte gelingen, in raschem Vordringen das Land zum allgemeinen Aufstand zu entflammen, die alten Soldaten und die wehrhafte Jugend zu seinen Fahnen aufzubieten, und somit ein preußisches, ja vielleicht ein deutsches, Volksheer furchtbar dem Feind auf den Nacken zu führen. Die Verabredungen mit Schweden waren bald getroffen, und dem Könige Gustav Adolf konnte Blücher schon am 7. Mai aus Königsberg melden, daß er zum Führer der preußischen Truppen ernannt sei, die nebst einer erwarteten großbritanni-

ſchen Hülfsmacht zur Unternehmung in Pommern den ſchwediſchen ſich anſchließen würden. Aber freilich ſtand bei dieſer Verbindung unvermeidlich das Ganze unter dem Befehle des Königs von Schweden, und dadurch wurden alle jene erträumten Möglichkeiten an die wandelbaren Bedingniſſe unzuberechnenden Eigenwillens geknüpft. Als Blücher nach eifrigſt beſchleunigter Rüſtung mit ſeiner Schaar, die ſich am 25. Mai in Pillau eingeſchifft hatte, und mit den ſchon vorausgeſchickten Freiſchaaren von Schill, Marwitz und Krokow etwa 7000. Mann betrug, zu Ende des Monats auf Rügen landete, fand er die Schweden mit den Franzoſen in Waffenſtillſtand; ſein Aufruf an die Preußen, am 1. Juni von Stralſund aus erlaſſen, von keiner That unterſtützt, mußte nun wirkungslos verhallen, ſeine Truppen blieben gehemmt, und ihm ſelbſt wurde die troſtloſe Beſchäftigung, in unaufhörlichem Hader und Beſchwerdewechſel gegen die ſchwediſchen Befehlshaber, und gegen den König ſelbſt, die Selbſtſtändigkeit und die Rechte der preußiſchen Waffen aufrecht zu erhalten. Zwar kündigte Guſtav Adolf, der am 12. Mai aus Schweden in Stralſund angekommen war, in der Folge den Stillſtand wieder auf, aber auch dies im übelgewählten Zeitpunkt, denn inzwiſchen war

am 14. Juni die Schlacht von Friedland in Preußen verloren worden, und hatte bewirkt, daß Rußland am 21. und dann Preußen am 25. Juni ihrerseits einen Waffenstillstand eingegangen waren, dessen Bestimmungen ausdrücklich die Unthätigkeit der unter Blücher stehenden Truppen festsetzten. Am 9. Juli kam der Friede von Tilsit zu Stande, und seine harten Bedingungen, welche dem preußischen Staate kaum die Hälfte seiner frühern Länder übrig ließen, erschienen doppelt hart in dem Gefühl, daß nun die, selbst inmitten aller Kriegsunfälle nicht aufgegebene Hoffnung, das Verlorene noch mit dem Schwerte wiederzugewinnen, durch den geschlossenen Vertrag auf weithinaus entrückt worden. Blücher empfing den Befehl, seine Truppen von den Schweden, welche mit den inzwischen eingetroffenen Engländern den Krieg allein fortsetzen wollten, sogleich zu trennen, allein dies war nicht ohne Schwierigkeit. Der König von Schweden, jetzt erst recht zum Kriege gegen Napoleon entbrannt, wollte die Preußen nicht abziehen lassen, indem er die Besorgniß äußerte, sie möchten alsbald mit den Franzosen gemeinschaftliche Sache gegen ihn machen. Erst nach manchen Verhandlungen, während welcher Blücher eben so sehr auf einen Ausbruch der Gewalt gefaßt, als zu dessen

Vermeidung bemüht ſein mußte, konnte der Abzug geſchehn; die Preußen rückten am 16. Juli durch Anklam, und zogen demnächſt über die Inſeln Uſedom und Wollin in die Gegend von Kolberg, wo ihnen vorläufig Quartiere angewieſen waren. Zu den mannigfachen Geſchäften, welche Blücher bis dahin mit den ſchwediſchen und hierauf mit den franzöſiſchen Behörden oft ſehr mißlich zu führen hatte, waren ihm die Dienſte des nachher berühmt gewordenen Juſtus Gruner, der ſich in ſeinem Hauptquartiere befand, ſehr erſprießlich.

Während über die Erfüllung des Friedens von Tilſit nähere Verträge zwiſchen Preußen und Frankreich verhandelt wurden, blieben die preußiſchen Truppen unter Blüchers Oberbefehl bei Kolberg ſtehn. Sie hatten die Beſtimmung, nach Maßgabe des Abzuges der Franzoſen in die wiedererlangten Provinzen vorzurücken; allein Napoleon bezeigte keine Luſt, den dieſerhalb in dem Friedensſchluſſe eingegangenen Bedingungen ſogleich Folge zu leiſten. Durch willkührliche Ausdehnung der Summen, welche ihm als Kriegsforderungen zugeſtanden worden, und von deren Zahlung die Räumung der zurückgegebenen Provinzen bedingt war, machte er die letztern ganz von ſeinem Gutdünken abhängig. Ueberhaupt ergab ſich bald, daß der

Frieden für Preußen weder Beſitz noch Ruhe ſicherte, und Frankreichs Benehmen keinen Verträgen, ſondern einzig den Umſtänden folgen werde; einmal auf dieſe angewieſen, durfte die Befürchtung, alles zu verlieren, auch die Hoffnung, alles wieder zu gewinnen, deſto entſchiedener zur Seite haben; ſo zwang die Feindſeligkeit Napoleons zu fortgeſetzter Wachſamkeit und Vorbereitung auf neue Ereigniſſe. Unter ſolchen Umſtänden, und während der ganze Staat in neuem Geiſte und neuer Kraft auf neugeſchaffener Grundlage im Innern ſich wiederherzuſtellen ſuchte, erſchien es angemeſſen, eine Truppenſchaar, welche jeden Augenblick berufen ſein konnte, zum Kriegsheere zu werden, gleich an den rechten Feldherrn zu knüpfen. Blücher behielt demnach den Oberbefehl in Pommern, und nahm ſein Hauptquartier in Treptow an der Rega, den franzöſiſchen Truppen, auf deren Abzug vergebens gewartet wurde, in wechſelſeitigem Mißtrauen gegenüber. In dieſem Verhältniſſe jedoch zeigte er ſo viel Klugheit und Mäßigung, als bei andern Gelegenheiten Ungeſtüm; ſein nachdrückliches Weſen, die Kürze und Gradheit ſeiner Aeußerungen, ſelbſt die Unkunde der franzöſiſchen Sprache, wodurch alle Ueberliſtungen beredter Gewandheit an ihm verloren gingen, machte die franzöſiſchen Marſchälle,

Gene-

Generale und Verwaltungsbehörden, mit welchen unaufhörlich verdrießliche Händel abzumachen waren, wenigstens persönlich zurückhaltend, und seine Nachgiebigkeit, welche freilich in Folge der Umstände und höherer Befehle selten ausbleiben durfte, behauptete ein schicklicheres Ansehn.

Neben diesen vielfachen Angelegenheiten erhielt Blücher bald noch eine neue, ihn persönlich zwar unangenehm betreffende, aber zu seiner völligen Zufriedenheit ausgehende, zu verarbeiten. Druckschriften in aller Gestalt hatten es sich eifrig zum Geschäft gemacht, das Unglück Preußens in seinen Ereignissen, Ursachen und Folgen zu erzählen, auszustellen, zu beleuchten; während einige Männer die Feder ergriffen, um die Wahrheit zu ehren und Rath und Lehre für die Zukunft des Vaterlandes zu gewinnen, suchten unwürdig andre dessen Wunden nur immer schmerzlicher aufzureißen. Hohn und Verunglimpfung trafen besonders das Heer, welches nach den Niederlagen bei Auerstädt, Jena und Halle durch die beispiellose Uebergabe der Festungen gränzenlos gesunken war; das Mißgeschick und die Pflichtvergessenheit Einzelner war Allen zur Schmach geworden, es gehörte ein edler, starker Sinn dazu, um nur zu erkennen, daß ein großer Theil derer, welche in den Strudel jener Zerstörung

fortgerissen worden, eines besseren Looses würdig gewesen. Zwar machte Blüchers Name gleich anfangs die ehrenvollste Ausnahme, und eine Verunglimpfung durfte um so weniger an ihm haften, als der König, mit seinem bisherigen Betragen zufrieden, ihm fortwährend den Oberbefehl vertraute, und ihn erst neuerdings, im Juni, durch Verleihung des schwarzen Adlerordens ausgezeichnet hatte. Allerlei Beschuldigungen und Angriffe blieben jedoch nicht aus; bald wurde ihm vorgeworfen, er habe sich ohne Noth und wider Befehl auf dem Zuge nach Prenzlau verweilt, und dadurch die Ergebung Hohenlohe's mitverschuldet, bald, er habe die Verheerung von Mecklenburg und das Unglück von Lübeck zu verantworten, endlich, er sei in Lübeck nicht auf seiner Hut gewesen, ja sogar, er habe die Gelegenheit versäumt, den ihn verfolgenden Feind einzeln zu schlagen, und demnächst entweder die Oder oder doch einen Ostseehafen zur Einschiffung zu gewinnen. Er konnte ruhig solches Gerede an sich vorüberstreichen lassen, ohne zu fürchten, daß er als Krieger und Feldherr dadurch an seinem Ruhme zu leiden hätte. Nur erst als derlei Anschuldigungen in einer bestimmteren Gestalt ausführlich vorgetragen, und durch einen Verfasser, der alle Kennzeichen eingeweihter Mitwissen-

schaft trug, scheinbar begründet wurden, durfte und wollte er nicht länger schweigen. Ein solcher Angriff, verbunden mit sonstigen großen Lobeserhebungen, erschien in der Zeitschrift „Lichtstrahlen," welche in Leipzig herauskam, und konnte wahrscheinlicherweise nur den Obersten von Massenbach zum Verfasser haben. Um darüber Gewißheit zu erlangen, ließ Blücher unter dem 26. Januar 1809. folgende von ihm unterschriebene Aufforderung in die Berliner Zeitung einrücken: „Der Verfasser der Abhandlung: Bemerkungen über die Schrift „Operationsplan im Jahre 1806." in der Zeitschrift Lichtstrahlen hat mir seine Liebe und Achtung wiederholentlich versichert. Ich lade ihn ein, wenn er ein Mann von Ehre ist, mir seinen Namen zu spendiren. Es liegt mir und der preußischen Armee, ja auch dem ganzen Publikum zu viel daran, einen Mann zu kennen, der dieselbe Person lieben, ehren, achten, verläumden und belügen kann. Man würde hierbei denn auch sehen, ob der Autor nicht ein Mann ist, der selbst Fehler gemacht, oder dem wenigstens solche zur Last gelegt werden, und darum aus liebevollen Gesinnungen andere ehrliche Leute, die ihre Schuldigkeit gethan, gern mit hineinziehen möchte. Was den Vorwurf betrifft, daß ich mein eignes Vaterland, Mecklenburg, nicht ver-

schont, so scheint es, als wolle der gütige Autor mich einem Kommandanten einer Festung gleichstellen, der die ihm auf Ehre, Pflicht und Gewissen anvertraute Feste aus wahrer Herzensgüte übergiebt, damit seine und seiner Verwandten Häuser nicht zerschossen werden. Nach meinen Grundsätzen ist Pflichterfüllung das erste, was einem Manne von Ehre obliegt. Lübeck betreffend, so war es für mich schmerzhaft, dessen braven Bewohnern so viel Unangenehmes zufügen zu müssen. Wäre aber bei Lübeck das befolgt worden, was geschehen sollte und konnte, so würde ich, wenn ich das Unglück für die Stadt auch zehnmal größer vorausgesehn hätte, dennoch die Besetzung nicht unterlassen haben. Mein Zweck, die Feinde so lange zu beschäftigen, bis daß die russischen Armeen herankämen, und dadurch Preußen und Schlesien zu retten, würde dann in größerm Umfange erreicht worden sein." — Die Fassung dieser Anzeige läßt die Stimmung erkennen, in der sie geschrieben worden; die Derbheit des Kriegers, auf ein Gebiet versetzt, wo kein kurzes Kraftwort ausreicht, wirft sich in Redensarten, deren Werth hinter dem gemeinten Sinne weit zurückbleibt; der Hauptpunkt, das Nichteintreffen bei Prenzlau, wird sogar völlig übergangen. Blücher war sich wohl im Allgemeinen bewußt, Recht

zu haben, aber dies, anstatt durch That, durch Erörterungen darzuthun, mußte ihm in Ansehung der Mittel und des Erfolgs ein unsichres Gefühl geben, welches ihm die Sache immer als einen bösen Handel erscheinen ließ. Ungefähr in gleicher Lage konnte vormals der treffliche Zieten sich befinden, wenn er in Worten auseinandersetzen und vertheidigen sollte, was er im Felde löblich ausgeführt. Nachdem, durch Blüchers Aufforderung bewogen, sich Massenbach als Verfasser jenes Aufsatzes genannt, und in weiteren Schriften und Aufsätzen bei seinen Behauptungen geblieben war, übersandte Blücher in einem Schreiben an den König seine Rechtfertigung, und erbat den Spruch eines der Ehrengerichte, welche zur Untersuchung des Verhaltens der Generale und Offiziere während des eben beendigten Krieges niedergesetzt waren. Besser, als sein eigner Aufsatz, vertheidigte ihn hier die Zusammenstellung der Thatsachen und das Zeugniß des Generals von Scharnhorst. Es ergab sich, daß Blücher, weit entfernt, wider Befehl einen Ruhetag zu halten, den erlaubten sogar aufgegeben, daß er Nachtmärsche, deren Unterlassung ihm vorgeworfen wurde, mit Anstrengung gemacht hatte. Auch der Zug nach Lübeck und die daselbst erfolgte Ergebung erschienen gerechtfertigt, und alle Zeugen

stimmten überein, daß alles geschehn sei, was nur irgend möglich gewesen. Blücher wurde durch das Ehrengericht zu Königsberg, bei welchem die Brüder des Königs den Vorsitz führten, von jeder Schuld freigesprochen. Indeß erhielt sich die Meinung, daß Blücher, hätte er ahnden können, sein Erscheinen solle die schimpfliche Uebergabe vereiteln, vielleicht dennoch Prenzlau früh genug erreicht haben würde, ja daß, wie auch Massenbach versichert, seine bloß persönliche Ankunft vermögend gewesen wäre, Muth und Entschlossenheit in die verzagten Gemüther zurückzurufen.

In Preußen, soweit nach dem unglücklichen Frieden noch die Wirksamkeit dieses Namens galt, wandte sich alles Bestreben eifriger und eifriger auf neue Belebung der Staatskräfte. Der Minister vom Stein, am 5. Oktober 1807. an die Spitze der Angelegenheiten berufen, legte in durchgreifenden Verordnungen den Grund zu einem ganz neuen gesellschaftlichen Zustande, wie ihn schon gleich nach dem Frieden von Tilsit der Minister von Hardenberg angerathen hatte, und auch späterhin wirklich theilweise hervorrief. Der General von Scharnhorst arbeitete mit gleicher Anstrengung und sichrem Erfolg, ein neues Kriegswesen und den Kern eines Heeres aufzustellen, welches einer raschen und

mächtigen Kraftentwickelung fähig wäre; seine kluge und nachdrückliche Thätigkeit versah das Land in möglichster Stille mit kriegsfertiger Mannschaft, mit allen Waffenvorräthen und Rüstwerken, deren es zu künftigem Ausbruche gegen die Franzosenmacht bedürfen konnte. Allein mit diesen von der Regierung unmittelbar ausgehenden Betreibungen, deren Gränze bestimmt und deren Wirken durch vielfache Bedingnisse gehemmt blieb, begnügte sich der erwachte Vaterlandseifer nicht. Gleichgesinnte Männer verbündeten sich zu einem Vereine, dessen Richtung und Anordnung als sittlich-wissenschaftlich bezeichnet, und, in solchem Sinne von der Staatsbehörde gebilligt, einer ausgedehnteren Wirksamkeit für ganz Deutschland fähig wurde. Der Geist dieses Bundes und die Zwecke seiner Mitglieder waren im Anfange sicherlich ganz rein, der Haß gegen die fremde Unterdrückung und der Eifer für das Vaterland die leitenden Triebfedern. Doch das Dunkel des Geheimnisses begünstigte in der Folge auch andre Beimischung, und der Verein, welcher unter dem Namen Tugendbund bald eine große Zahl mannigfacher Mitglieder umfaßte, nahm in seinen verschiedenen Verzweigungen wechselnde Farben und Wirkungen an, die sich der Berechnung selbst der ursprünglichen Lenker entzogen.

Durch das Verbot, welches bald auch von preußischer Seite wider den bedenklich gewordenen Bund erging, der aber bereits in andren Staaten, besonders in dem neuen Königreiche Westphalen, Bestand gewonnen, wurde nur das Geheimniß tiefer, die Richtung selbstständiger. Ohne Zweifel hat diese Gesellschaft in Deutschland viel gewirkt und geleistet, und manches möglich gemacht, was in der Folge, wenn auch in andrer Gestalt, hervortrat, sie war dem Freunde ein Anhalt, dem Feinde ein Schrecken; was in späteren Jahren Unheilvolles und Strafbares aus dieser Quelle geflossen sein mag, ist den früheren Theilnehmern nicht anzurechnen. In jener ersten Zeit, da leidenschaftlicher Franzosenhaß noch allein der Sache zum Grunde lag, war Blücher mit dem Wesen des Bundes vertraut, kannte die Mitglieder, arbeitete mit ihnen eifrigst zu demselben Ziele hin; allein weder damals noch späterhin ist er in den Bund als Mitglied eingetreten, sei es, daß er selbst Abneigung empfunden, sich in dergleichen einzulassen, oder daß die Andern gemeint, seiner ohnehin zu jeder Mitwirkung genug versichert zu sein. In der That ließ er es an keiner Beeiferung fehlen, sein Muth und Sinn leuchteten Allen vor. Den kriegerischen Geist der Truppen zu nähren, neues Geschütz und

Waffen aller Art zuſammenzubringen, haltbare Lagerfeſten zu bereiten, war ſeine Sorgfalt ſo fruchtbar als kraftvoll. In dieſem Wirken wurde er nur gehemmt, bald mehr bald minder, durch eine Kränklichkeit, welche ihn im Sommer 1808. befiel, und mit einigen Zwiſchenzeiten faſt drei Vierteljahre anhielt. Seine Gemüthsſtärke erſchien dabei nicht geſchwächt, ſondern vielmehr erhöht, ſeine Vorſtellungen nahmen einen lebhafteren Schwung. Von Königsberg wurde im Juni der Oberſt von Bülow nach Pommern geſandt, um Blüchern, deſſen Vertrauen er beſaß, in den Geſchäften ein Gehülfe zu ſein. Im Auguſt ſchrieb ihm ebendaher Scharnhorſt: „Ew. Excellenz Brief hat mir unbeſchreibliche Freude gemacht; Alle ſagen und Alle ſchreiben, und ich ſehe es aus Ihrem eigenen Schreiben, daß der Geiſt nichts gelitten. Sie ſind unſer Anführer und Held, und müßten Sie auf der Sänfte uns vor- und nachgetragen werden, nur mit Ihnen iſt Entſchloſſenheit und Glück.“ In Stargard, wohin das Hauptquartier im Herbſt vorrückte, nahm das Uebel wieder zu, und hypochondriſche Leiden wirkten auf ſeine Einbildung, doch ohne dieſelbe in dem Maße zu zerrütten, wie übertreibende Erzählung verbreitet hat. Dem alten Tollkopfe, wie er ſich ſelbſt nannte, legte man leicht

als wahnvollen Schwindel aus, was die Folge vielmehr als tiefen Drang einer im Innern zur That ringenden Heldenkraft dargethan. In seinen Anwandlungen nämlich erzählte er viel und ausführlich, wie es künftig in der Welt kommen müsse, wie er selbst mit Heeresmacht den französischen Kaiser stürzen, Deutschland befreien, und den König siegreich in sein Land zurückführen werde; alles dies ohne den geringsten Zweifel, als ganz unfehlbare Dinge. „Napoleon muß herunter, sprach er, und ich werde schon helfen; eh das geschehn ist, will ich nicht sterben.“ Man lachte ihn mitunter aus, aber er blieb auf seinem Sinn, und glaubte fest an seinen hohen Beruf und dessen nahe Erfüllung. Wirklich stand Napoleons Macht bereits in neuen Kampfesprüfungen, durch den in Spanien entzündeten Volkskrieg und den von Oesterreich drohenden Angriff zwiefach verwickelt und getheilt. Der Augenblick schien gekommen, daß auch Preußen sich erhöbe, und im allgemeinen Aufstande das französische Joch zertrümmerte. In diesem Sinne regte sich bald von allen Seiten der glühendste Eifer; zu demselben Ziele wirkten die Betreibungen des Tugendbundes, die Anreizungen Oesterreichs; alle Hoffnungen erwachten, die Ungeduld stieg auf's höchste. Auch Blücher war ganz dieser Richtung

hingegeben, und persönlich zu jedem Wagnisse bereit. Entwürfe waren ausgearbeitet zur allgemeinen Bewaffnung gegen die Franzosen, zur Wegnahme von Stettin und Küstrin, zum Einbruch in Westphalen; Offiziere betrieben geheime Werbungen für bevorstehende Kriegsereignisse; Grundsätze und Maßregeln der kräftigsten Art waren überall an die Spitze gestellt. Als im April 1809. der Major von Schill mit seinem Husarenregimente in solchem Geiste eigenmächtig aus Berlin zum Kriege gegen die Franzosen auszog, meinte Blücher nicht anders, als dieser Schritt, höheren Ortes gutgeheißen, werde den Aufbruch des ganzen Heeres zur Folge haben, und der Krieg gegen Napoleon sei die Aufgabe des Tages. Kraftvoll sprach und schrieb er in diesem Sinne, und eilte seine Truppen zum Vorrücken auf den ersten Befehl fertig zu halten. Doch seine Ungeduld hatte diesmal ihn dennoch getäuscht; der Zeitpunkt allgemeiner Erhebung war noch nicht eingetreten, die Umstände des Gelingens noch nicht reif. Die Macht Frankreichs hielt die deutschen Länder noch gezügelt, Preußen blieb durch Rußlands damalige Verbündung mit Frankreich gehemmt, Schills Unternehmen scheiterte, der kühne Zug des Herzogs von Braunschweig endete mit Einschiffung, und Oesterreich unterlag, trotz des

Sieges von Aspern. Mit Unmuth empfing Blücher den Befehl, seine ungefragt angehobene Rüstung sogleich wieder einzustellen, doch gehorchte er ohne Säumniß. Ihm wurde der traurige Trost, die Trümmer von Schills bei Stralsund vernichteter Schaar rettend aufzunehmen, welches selbst die französischen Generale durch menschenfreundliche Nachsicht erleichterten. Der Frieden von Wien schloß bald jede Aussicht einer nahen Wandlung der Dinge, und die darauf geknüpfte enge Verbindung Oesterreichs mit Napoleon schien den gegenwärtigen Zustand auf weithinaus zu befestigen. Für Blücher war der Gesichtskreis ringsumher verdunkelt, doch in seinem Inneren nach wie vor leuchteten hell Muth und Zuversicht. Inmitten jener unruhigen Bewegungen war ihm aus Königsberg vom 20. Mai 1809. seine Ernennung zum General der Reiterei zugefertigt worden, und somit wenigstens auf künftigen Kriegsbefehl die erhöhte Anwartschaft ertheilt.

Im Frühjahr 1811. wurde Blüchers Hauptquartier von Stargard wieder nach Treptow verlegt. Die Betreibungen in Preußen gegen die Franzosen dauerten im Stillen eifrig fort, selbst wenn zum Angriffe wenig Aussicht und Drang mehr war, so ließen die Zweifel, welche mehr und

mehr über Napoleons Absichten aufstiegen, doch keine andre Wahl, als wenigstens zur Vertheidigung gerüstet zu sein. Die Stellung Frankreichs zu Rußland hatte sich inzwischen sehr verändert, sie wurde immer kriegdrohender, die beiderseitige Vorbereitung zum Kriege deutlicher. Für Preußens künftiges Geschick in dem bevorstehenden Kampf ergab sich nirgends eine Gewähr, als in der eigenen Waffenstärke. Napoleon selber trieb zu dieser Ueberzeugung, indem er durchschauen ließ, daß ihm lieber sein dürfte, Preußen feindselig zum Opfer der Umstände in Ungewißheit aufzubewahren, als dasselbe mit einer Art von Sicherstellung zum Bundesgenossen zu gewinnen. So viel nur irgend, ohne den wachsamen Feind voreilig herauszufordern, möglich war, wurde demnach in Preußen für den Krieg gerüstet. Die Anstrengungen, welche damals geschahen, in einem von dem Feinde theils besetzten, theils durchzogenen, und durch unerschwingliche Lasten gedrückten Lande, der Eifer und Muth, welcher so viele Männer aus allen Ständen zur mannigfachsten Thätigkeit beseelte, waren die Vorläufer künftiger allgemeiner Krafterhebung, und gereichen ihren Urhebern und Leitern zum dauernden Ruhme. Die Anordnung des Heerwesens in allen seinen Theilen, die Maßregeln der Verwaltung, die

Verhandlungen nach außen, die Beruhigung der Gemüther durch kühnes geistreiches Wort, alles wirkte vereint zu demselben Ziel. Jedoch die Erfüllung wurde auch diesmal noch den heißen Wünschen entrückt. Die Schanzarbeiten, welche zur Instandsetzung der den Preußen noch verbliebenen Festungen, insonderheit Kolbergs, angeordnet waren, konnten nicht in solcher Stille geschehn, daß sie den Franzosen ganz unbemerkt geblieben wären. Napoleon erließ, mit dem gebieterischen Verlangen der Einstellung aller jener Arbeiten, die heftigsten Beschwerden über die feindlichen Gesinnungen, welche in Preußen gegen ihn gehegt und geäußert würden, über die offenbaren Betreibungen, welche dort im Volke umgingen. Die Lage der Dinge gestattete im Augenblicke keinen Ausweg, als den der Nachgiebigkeit; unter solchem Anschein mußte die Kraft sich verhüllen und bewahren. Ein Bündniß Preußens mit Frankreich wurde in Paris durch den General von Krusemark unterhandelt, und kam den 24. Februar 1812. zum Abschluß. Für den Fall eines Krieges mit Rußland, versprach Preußen 20,000. Mann Hülfstruppen. Unter solchen Umständen wurde Blücher, an dessen Namen, Treiben und Reden sich die mißtrauische Eifersucht der französischen Behörden zunächst anhing, vom Ober-

befehl in Pommern abgerufen. Schon früher war Scharnhorst aus aller Thätigkeit, wenigstens scheinbar, abgetreten. Gegen Ende des Januars 1812. verließ Blücher die Truppen, und begab sich nach Berlin. Hier verweilte er sechs Wochen, durch seine bloße Erscheinung den Franzosen schon ein Aergerniß, durch seine heftigen Aeußerungen auch den preußischen Staatsbehörden unbequem. Sein Benehmen, jeder Rücksicht entledigt, die ihm sonst noch die eigne Befehlführung auferlegt hatte, war ohne Maß, und gab sich und Andern schlimme Blößen gegen den übelwollenden Feind. Da er, vom Kriege des Jahres 1806. her, noch mancherlei Forderungen an den Staat geltend machte, und Entschädigung für erlittene Verluste ansprach, so schenkte ihm der König in dieser Zeit, frühere Dienste berücksichtigend und künftiger gewärtig, das Gut Kunzendorf in Schlesien bei Neiße, wohin Blücher alsbald abreiste, und darauf die nächste Zeit in Schweidnitz, und endlich in Breslau in gezwungener Unthätigkeit verlebte. Seine Art und Weise blieb in dem Wechsel der Verhältnisse unverändert; immer derb und tüchtig das Nächste handhabend, setzte er beharrlich Muth und Vertrauen auf die Zukunft, und während die oft geringen Unterhaltungen des Tages ihn ganz hinzunehmen schienen,

hielt sein Inneres wachsam die Kraft versammelt, für welche die neue Bahn ruhmvoller Thaten sich doch endlich wieder eröffnen sollte.

Napoleons Heerschaaren, im Frühjahr 1812. von allen Seiten heranziehend, überschwemmten Preußen, wo sie die Festungen zum Theil schon besetzt hatten, zum Theil nebst der Hauptstadt jetzt noch besetzten, und strömten dann in ununterbrochenem Durchzuge verwüstend gegen die russische Gränze hin. Eine halbe Million Krieger hatte der französische Kaiser hier gegen die Mitte des Juni zusammengebracht, und an ihrer Spitze begann er am 24. durch den Uebergang über den Niemen seinen Einbruch in das russische Reich. Mit reißendem Vordringen gewann er Wilna, Witepsk, Smolensk, anfangs ohne Widerstand der Russen, dann mit vergeblichem, bis endlich die ungeheure Schlacht von Borodino ihm den Weg nach Moskau gewaltsam öffnete, und am 14. September diese alte Hauptstadt sich dem Sieger beugte. So glänzende Erfolge, solch rasches Ereilen eines so entlegenen Ziels, überstiegen die kühnste Vorstellung; die Macht Napoleons erschien unwiderstehlich, und mehr als je das Loos der Länder und Staaten seiner Willkür unterworfen. Für Preußen insbesondere schien auf weithinaus die traurigste

rigste Abhängigkeit befestigt, seine Truppen folgten, gleich denen Oesterreichs, dem französischen Heereszuge verbündet nach, und durften von dem Kampfe keine Frucht, als die des kriegerischen Ehrenruhmes hoffen. Allein die kräftige Gesinnung der Vaterlandsfreunde war durch die staunenswerthen Erfolge Napoleons nicht zu erschüttern, je mehr er siegte, je mehr sich ihm die Welt unterwarf, desto stärker wuchs ihre Ueberzeugung, er müsse gestürzt werden. In diesem Sinne beharrte standhaft Blücher, und mit ihm tapfre Genossen, welchen der Blick auf Spanien und Portugal das ermuthigende Beispiel eines Volks und eines Feldherrn zeigte, welche der Allgewalt Trotz boten, und denen andre sich gleich fühlen konnten. Solcher muthvollen Zuversicht gaben die Ereignisse schneller, als zu ahnden war, thatsächliche Begründung. Jede Vorstellung überbietend, wie bisher seine Erfolge, entwickelten in plötzlicher Wendung sich alsbald Napoleons Mißgeschicke. Moskau ging in Flammen auf. Die Russen stritten hartnäckig; ein furchtbarer Winter traf das französische Heer, sein Rückzug wurde zum völligen Untergang. Von den russischen Schaaren gedrängt, im Rücken, von beiden Seiten, und endlich von vorn angefallen, konnte Napoleon den 26. und 27. November an der

Preußen kaum noch seine Rettung erkämpfen, und eilte dann, die jammervollen Trümmer seines Heeres verlassend, in heimlicher Flucht fast allein über Warschau nach Dresden, wo er am 14. December anlangte, und von hier nach Paris, wo er am 18. eintraf. Mit wunderbaren Eindrücken hatte die Nachricht von dem Verderben der Franzosen die Länder erfüllt; in Preußen waren alle Gemüther aufgeweckt, und es fehlte nicht an verwegenen Gedanken, dem französischen Kaiser die Rückkehr nach Frankreich abzuschneiden, ihn selbst auf dem Wege aufzuheben. Napoleons Eile überhob einer solchen gewagten Unternehmung. Inzwischen enthüllte sich das Unglück und der Verlust der Franzosen mit jedem Tage schrecklicher; von dem ungeheuren Heere standen fast nur die Hülfstruppen Preußens und Oesterreichs unversehrt, welche abgesondert als äußerste Flügel weit hinter der Mitte zurückgeblieben waren. Der Anblick der französischen Flüchtlinge, die in geringer Zahl und im elendesten Zustande durch Preußen zogen, und die Gewißheit, daß in ganz Deutschland für den Augenblick keine französische Macht vorhanden, die den siegreichen Schaaren der Russen zu widerstehen vermöchte, ließ die Kühnsten schon nicht zweifeln, der Augenblick sei gekommen, wo es nichts bedürfe, als sich offen

gegen Napoleon zu erklären, um die französische Herrschaft in Deutschland völlig zu zertrümmern. Allein die Festungen sämmtlich, welche die Franzosen an der Weichsel, Oder und Elbe besetzt hielten, ließen fast ganz Preußen wehrlos in ihre Hand gegeben, die Bande des Rheinbundes schienen das übrige Deutschland festzuhalten, und die aus Trümmern zusammengerafften letzten französischen Schaaren, die schon von der Weichsel wieder nur kämpfend wichen, halfen das Vordringen der Russen verzögern. Napoleon aber betrieb in Paris mit allem Nachdruck seiner rastlosen Thätigkeit alle Rüstungen und Anstalten, um an der Spitze eines neuerschaffenen Heeres schleunigst wieder im Felde zu erscheinen. Von ihm durfte man die riesenhafteste Anstrengung erwarten, seine und Frankreichs Hülfsmittel noch lange nicht erschöpft glauben. Unter solchen Umständen bedurfte es noch andrer Ereignisse, bevor in Preußen die Umkehr der Dinge geschehn konnte, welche Blüchers und seiner Freunde muthiger Willen voll Ungeduld beschleunigt wünschte.

Der General von York, unter dem Oberbefehle des Marschalls Macdonald die preußischen Hülfstruppen bei dem französischen Heere führend, war auf dem Rückzuge aus Kurland durch die nachrückenden Russen von den Franzosen getrennt

worden, und benutzte diesen Umstand zu einem Schritte, der für die weiteren Weltbegebenheiten von entscheidenden Folgen war. Er schloß mit den Russen, unter Vorbehalt der Königlichen Genehmigung, aber für den Augenblick ganz auf seine Gefahr, zu Tauroggen am 30. December 1812. eine Uebereinkunft, nach welcher die preußischen Truppen am Kriege fürerst nicht weiter Theil nahmen, eine Vereinigung mit den Russen gegen die Franzosen, wozu die Gemüther längst vorbereitet und die näheren Einverständnisse leicht geknüpft waren, sollen von selbst als zweiter Schritt aus jenem ersten sich zu folgern. Diese That, die im Großen gelungene Wiederholung dessen, was drei Jahre früher im Kleinen gescheitert war, gab das Zeichen einer großen Umwandlung der Dinge für Preußen, sie riß den ganzen Staat unwiderstehlich in ihre Richtung hinüber. Die Franzosen schrieen laut über den Verrath des Generals von York, wie einst über den des Marquez de la Romana, noch lauter aber begrüßte beide der Freudenzuruf des Vaterlandes. Napoleon hatte durch Unterdrückung solchen Haß auf sich geladen, daß die Feinde auch ihrerseits ihm keine Treu mehr schuldig glaubten, und jedes Mittel gerecht war, wenn es nur gegen ihn zum Zwecke führte. Die von dem Könige ge-

gen Yorks eigenmächtiges Verfahren anfangs ausgesprochene Erklärung vermochte nicht die erwachte Feindschaft Napoleons zu beschwichtigen; für Preußen stieg die Befürchtung zur Gewißheit, daß der französische Kaiser, sollte er noch wieder, und wäre es selbst mit Hülfe der Preußen, den Russen obsiegen, den ihm unbequemen und stets gefährlichen Staat vernichten würde. Die Fortschritte der Russen dagegen gewannen der Gesinnung und dem Muthe, welche den Schritt Yorks geleitet hatten, immer größeren Raum und stärkeren Bestand. Um sich der Obhut der Franzosen zu entziehen, verließ der König Berlin, und begab sich nach Breslau, seine freien Entschließungen daselbst zu fassen. Hier drängten sich die Loose der Zukunft auf den Hochpunkt entscheidender Wahl; der Staat war durch die widerstreitendsten Verhältnisse und Rücksichten in die gefahrvollste Verwickelung gerathen, ein unübersehbares Feld der Thätigkeit nach innen und nach außen sollte jetzt Ein Augenblick ausfüllen. Dem Staatskanzler Freiherrn von Hardenberg bleibt das Verdienst, daß er in dieser Zeit an der Spitze der Geschäfte gestanden, und durch Klugheit, Besonnenheit, Muth und Kraft, die mannigfachsten schwersten Aufgaben mit fester Hand zur glücklichsten Lösung geleitet. Für die Kriegsanstalten wa-

ren die trefflichsten Männer in Breslau schon versammelt. Blücher harrte hier, auf jeden Ruf bereit, sich mit der ersten kriegsfertigen Schaar, die ihm vertraut würde, auf den Feind zu stürzen. Scharnhorst, Gneisenau, Knesebeck, umgaben den König. Am 3. Februar 1813. erging ein Aufruf an die Jugend des Landes, sich zu bewaffnen und freiwillig den Reihen der Krieger anzuschließen, am 9. schon wurde die allgemeine Verpflichtung zum Kriegsdienst ausgesprochen. Mit rascher Thätigkeit, mit feurigster Anstrengung wurden die Truppen gemehrt, gerüstet, gesammelt; wie viel auch für solchen Zweck geschehn war, bei weitem das meiste blieb noch zu thun, und dies unter Noth und Hemmung aller Art. Inzwischen wurde zu Kalisch am 1. März die Verbündung Preußens mit Rußland förmlich abgeschlossen, der russische Kaiser kam den 15. nach Breslau, und als am 17. der König durch einen Aufruf an sein Volk und an sein Heer den Krieg gegen Napoleon aussprach, stand schon eine ansehnliche preußische Macht in Schlesien kampfbereit, während die Truppen unter dem General von York, der nun ruhmvoll gerechtfertigt und in seiner Befehlführung bestätigt wurde, verstärkt durch andre unter dem General von Bü-

low in die Mark einrückten, und die Russen vorausgeeilte Schaaren an der Elbe hatten.

Der Oberbefehl über die Truppen in Schlesien, welche die preußische Hauptstärke bildeten, war jedoch nicht gleich anfangs Blüchern zugedacht. Manche befürchteten, seine tolle Husarenart werde ihn über alle Schranken fortreißen, und im ersten Anlauf alles auf's Spiel setzen. Anderen schien sein Alter von 71. Jahren nicht mehr die Kraft und Ausdauer zu versprechen, welche jetzt mehr als je nöthig dünkten; sein barsches Wesen konnte in dem Bundesverhältnisse den eignen wie den fremden Staatsbehörden vielfaches Ungemach bereiten. Man nannte den Grafen von Tauenzien als den General, der ihm vorzuziehen sei. Blüchers Grimm entbrannte heftig. Er schimpfte laut auf diejenigen, welche im entscheidenden Augenblicke wieder nur zaghaft und bedenklich wären, durch übertriebene Schilderung die Stärke des Feindes nur immer vergrößerten, die eigne herabsetzten; ihm solle man nur 30,000. Mann geben, damit wolle er Napoleon und alle seine Franzosen aus Deutschland hinausjagen, und setzte seinen Kopf daran. Sein Toben und Schelten zeigte wenigstens den Mann, der sich seiner Sache gewiß fühlte; einem Napoleon gegenüber konnte solche Zuversicht, das

war nicht zu läugnen, mehr ausrichten, als die klügsten Zweifel. Scharnhorst insonderheit machte die wahren Vorzüge seines längst erprobten Feldherrn geltend, und als derselbe wirklich ernannt worden, schloß er als Generalquartiermeister sich ihm an, die einsichtsvolle Besonnenheit solchergestalt dem rauhen Heldenthum verbündend.

Blücher war nun an der Spitze der Truppen, aber neue Schwierigkeiten zeigten sich, eh es zum Handeln kam. Scharnhorst hatte mit allen Gleichstrebenden eifrig die Ansicht verfolgt, die Verbündeten sollten mit allen verfügbaren Truppen, so viel oder wenig ihrer zur Hand waren, nur ungesäumt vordringen, die übriggebliebenen Schaaren des französischen Heeres aus dem Felde jagen, und in Deutschland soviel Boden gewinnen, um den Rheinbund zu sprengen und neue Volkskräfte zu wecken, bevor Napoleon sein neuerschaffenes Heer wieder herangeführt hätte. Blücher war in diesem Sinne schon am 16. März mit etwa 25,000. Preußen, welchen 13,000. Russen unter dem Befehl des Generals von Winzingerode vorangingen, aus Schlesien aufgebrochen, und über Neumarkt, Liegnitz und Hainau den 22. März an der sächsischen Gränze in Bunzlau eingetroffen, wo er sogleich durch kräftigen Aufruf die Einwohner von Kotbus,

welche der Frieden von Tilsit an Sachsen gebracht, zur Rückkehr unter ihren alten Landesherrn, die Sachsen zur Theilnahme an dem deutschen Befreiungskriege aufforderte, den eignen Truppen aber ihren großen Beruf in diesem heiligen Kriege vorhielt, und sie zur Ordnung und Manszucht ermahnte. Zu den Einwohnern von Kotbus sprach er wie folgt: „Einwohner des kotbusischen Kreises! Ein unglücklicher Frieden hatte euch von uns geriſſen. Der euch aufgedrungene neue Herr nahm euch nur gezwungen unter seine Unterthanen auf. Ihr gehört zu den älteren Söhnen der preußischen Monarchie, eure Väter haben in Friedrichs des Großen Schlachten tapfer mitgefochten, und ihr Blut floß damals schon für Preußens Unabhängigkeit. Euer Recht, uns wieder anzugehören, habt ihr durch eure Anhänglichkeit an unser Regentenhaus tief begründet; das unsrige an euch hatten wir niemals aufgegeben. Ihr seid unsere Blutsverwandte, ihr sollt nunmehr wieder unter unsern Gesetzen leben. Im Namen des Königs, unsers Herrn, nenne ich euch wieder dessen Unterthanen; die Adler, unter denen ihr glücklich und frei waret, sollen in eurem Gebiet wieder befestigt werden. Wer ehedem die Waffen für Preußen getragen hat, sammle sich auf's Neue zu unsern Fahnen; wer sie

für unsre Unabhängigkeit zu ergreifen gedenkt, rüste sich, und stelle sich bei uns ein. Der Vornehme gehe dem Geringern mit edlem Beispiele voran; blickt auf eure, seither von euch getrennten Brüder. Sehet, wie hier hoher Enthusiasmus Aller Herzen entflammt, und die Söhne der Vornehmsten und Reichsten, allen Vorzügen der Geburt, allen Genüssen des Lebens entsagend, und die zartesten Verhältnisse verlassend, zu den Fahnen sich sammeln, unbekümmert, welchen Rang man ihnen anweisen werde, zufrieden mit dem eines Streiters für's Vaterland. Ihr seid nicht weniger edel, als eure Brüder, von denen die durch das Glück begünstigte Gewalt euch trennte; ihr werdet thun, was Pflicht und Ehre von euch fordern. Den Beamten der sächsischen Regierung, die es väterlich mit euch meinte, begegnet mit Achtung, und fahrt fort, ihnen so lange zu gehorchen, als sie sich an der heiligen Sache unsrer Unabhängigkeit nicht vergehn. Dem von mir euch gesandten Königlichen Kommissarius leistet Folge in allem, was er im Namen unsres Herrn von euch fordert. Bunzlau, den 22. März 1813." Herzlich rief er den Einwohnern von Sachsen zu: „Sachsen! Wir Preußen betreten euer Gebiet, euch die brüderliche Hand bietend. Im Osten von Europa hat der

Herr der Heerschaaren ein schreckliches Gericht gehalten, und der Todesengel hat dreimalhunderttausend jener Fremdlinge durch Schwert, Hunger und Kälte von der Erde vertilgt, welche sie im Uebermuth ihres Glücks unterjochen wollten. Wir ziehen, wohin der Finger der Vorsehung uns weiset, um zu kämpfen für die Sicherheit der alten Throne und unsrer Nationalunabhängigkeit. Mit uns kommt ein tapferes Volk, das die fremde Unterdrückung trotzig abgewiesen hat, und im Hochgefühl seiner Siege den unterjochten Völkern Befreiung verheißt. Wir bringen euch die Morgenröthe eines neuen Tages. Die Zeit ist endlich gekommen, ein verhaßtes Joch abzuwerfen, das uns seit sechs Jahren furchtbar drückte. Ein unglücklich begonnener und noch unglücklicher geendeter Krieg drang uns den Friedenstraktat von Tilsit auf; aber selbst von jenes harten Traktats Artikeln ist uns nicht ein einziger gehalten worden. Jeder folgende Traktat steigerte die harten Bedingungen des vorhergehenden. Darum werfen wir ab dieses schimpfliche Joch, und ziehen zum herzerhebenden Kampfe für unsere Freiheit. Sachsen, ihr seid ein edles, aufgeklärtes Volk! Ihr wißt, daß ohne Unabhängigkeit alle Güter des Lebens für edelgesinnte Gemüther keinen Werth haben; daß Unterjochung die

höchste Schmach ist. Ihr könnt und werdet nicht die Sklaverei länger tragen. Ihr werdet nicht länger dulden, daß eine arglistige, gleißnerische Politik für ihre ehrsüchtigen, raubgierigen Entwürfe das Blut eurer Söhne fordern, die Quellen eures Handels austrockne, euren Kunstfleiß lähme, eure Preßfreiheit vernichte, und euer einst so glückliches Land zum Schauplatz des Kriegs mache. Schon hat der Vandalismus der euch unterdrückenden Fremdlinge euer schönstes Monument der Baukunst, die Brücke zu Dresden, unnöthig und muthwillig zerstört. Auf! vereinigt euch mit uns, erhebt die Fahne des Aufstandes gegen die fremden Unterdrükker, und seid frei. Euer Landesherr ist in fremder Gewalt; die Freiheit des Entschlusses ist ihm genommen. Die Schritte beklagend, die zu thun eine verrätherische Politik ihn nöthigte, wollen wir sie eben so wenig ihm zurechnen, als sie euch entgelten lassen. Nur für euren Herrn wollen wir die Provinzen eures Landes in Verwaltung nehmen, die das Glück, die Ueberlegenheit unserer Waffen und die Tapferkeit unserer Truppen unsrer Gewalt unterwirft. Befriedigt die billigen Bedürfnisse unsrer Krieger, und erwartet dafür von uns die Handhabung der strengsten Mannszucht. Der Zutritt zu mir, dem preußischen Feldherrn, sei jedem Unter-

drückten offen, jede Klage werde ich hören, jede Angabe untersuchen, jede Verletzung der Mannszucht streng bestrafen. Jeder, auch der Geringste, kann sich mir vertrauensvoll nähern, ich werde ihn liebreich aufnehmen. Den Freund deutscher Unabhängigkeit werden wir als unsern Bruder betrachten, den irrgeleiteten Schwachsinnigen mit Milde auf die rechte Bahn leiten; den ehrlosen, verworfenen Handlanger fremder Tyrannei aber als einen Verräther am gemeinsamen Vaterlande unerbittlich verfolgen. Bunzlau, den 23. März 1813." Der Zuruf an das Heer lautete: „An die Truppen unter meinem Befehl. Preußen! Wir überschreiten die Gränze unseres Gebiets und betreten ein fremdes, nicht als Feinde, sondern als Befreier. Ausziehend zum Kampf um unsere Unabhängigkeit, wollen wir nicht ein Nachbarvolk unterdrücken, das mit uns dieselbe Sprache redet, denselben Glauben bekennt, öfters ehedem seine Truppen mit den unsrigen siegreich fechten ließ, denselben Haß gegen fremde Unterdrückung fühlt, und das nur durch die von Frankreichs Argliſt irrgeleitete Politik seines Landesherrn bis jetzt verhindert ward, die Waffen gegen die Schergen fremder Tyrannei zu kehren. Seid mild und menschlich gegen dieses Volk, und betrachtet die Sachsen als Freunde der heiligen Sache

deutscher Unabhängigkeit, für welche wir die Waffen erhoben haben; betrachtet sie als künftige Bundesgenossen. Sachsens Einwohner werden dagegen auf ordnungsmäßigem Wege eure billigen Wünsche befriedigen. Ahmt das Beispiel eurer Waffengefährten im Yorkschen Heertheile nach, die, obgleich lange auf fremdem Gebiet stehend, durch die strengste Mannszucht die Ehre des preußischen Namens bewahrt haben. Den Unwürdigen, der den Ruhm preußischer Mannszucht durch Gewaltthätigkeit entheiligt, werde ich nicht als einen der Unsrigen anerkennen, sondern durch entehrende Strafen sein Verbrechen zu ahnden wissen. Soldaten meines Heers, ihr kennt mich. Ihr wißt, daß ich väterlich für euch sorge; ihr wißt aber nicht weniger, daß ich Ausschweifungen nicht dulde, sondern solche einen unerbittlichen Richter an mir finden. Achtet euch hiernach! Bunzlau, den 23. März 1813." Am 30. März rückte Blücher in Dresden ein, wo er in der Neustadt sein Quartier nahm, und durch die Art, wie er sich dem Volke leutselig mittheilte, Zutrauen und Neigung gewann. Bürgerweiber bestürmten ihn mit der Klage, man habe ihre Männer, geringe Handwerker, die dem französischen General Reynier die Fenster eingeworfen, als dieser die Sprengung der Elbbrücke vorbereiten ließ, auf

den Königstein gesetzt, und er gab sogleich Befehl zu ihrer Freilassung, welche die sächsische Behörde nicht zu versagen wagte. Auch die Preßfreiheit, deren Herstellung er den Sachsen in seinem Aufrufe verkündigt, ließ er für die deutsche Sache durch besondre Befehle sogleich in Gebrauch setzen. Die unerläßlichen Leistungen, welche für die Bedürfnisse der Truppen gefordert wurden, schienen aber der Immediat-Kommission, welche als oberste sächsische Staatsbehörde in Dresden bestand, alsbald viel zu hoch, und diese erhob dawider entschiedenen Widerspruch, in einer Weise, welche Blücher durch folgendes Schreiben strafend rügte. „Die Bedürfnisse meines Heeres, schrieb er, machen es mir zur Pflicht, von den Ländern derjenigen Fürsten, die nicht mit uns verbündet sind, und wohin der Lauf des Krieges uns führt, zu verlangen, daß diesen Bedürfnissen abgeholfen werde. Meine an Sachsen gemachten Forderungen sind weit unter dem, was wir unsern preußischen Mitbürgern aufbürden müssen, und was diese, um ihrer zu erringenden Unabhängigkeit willen, ungeachtet sieben leidenvoller Jahre, gern und willig tragen. Auch ist von mir nirgends gesagt, daß diese Bedürfnisse unentgeltlich uns geliefert werden sollen, und hegen wir die zuversichtliche Hoffnung, daß ein baldigst

anzuschließendes Bündniß zwischen den beiden Nachbarstaaten die Bestimmung enthalten wird, auf welche Weise die uns gelieferten Heerbedürfnisse vergütigt werden sollen. Was indessen an den von mir geforderten Gegenständen im Augenblick noch entbehrt werden kann, will ich, bis zur Entscheidung des Königs, meines Herrn, auf Ihr Verlangen, gern anstehn lassen, aber von dem, was sogleich nöthig ist, etwas zu erlassen, würde gegen diejenigen heiligen Pflichten streiten, die ich der Erhaltung meines, aus Truppen der beiden hohen Verbündeten zusammengesetzten Heeres schuldig bin. Uebrigens bemerke ich noch, daß der ungeziemende Ton, der in Ihrer gestrigen Vorstellung an mich herrscht, einen Andern, der es mit unsern deutschen Mitbürgern weniger redlich meinte, wohl hätte erbittern können, daß ich jedoch dessenungeachtet mich bestreben werde, die Drangsale des Kriegs dem Lande so viel möglich zu erleichtern, und nicht den Geist der Erbitterung, den die Immediat-Kommission in ihre Verhandlungen mit mir zu legen angefangen hat, bei meinen Behörden zu gestatten. Neustadt Dresden, am 31. März 1813." Dieses Schreiben ließ Blücher am folgenden Tage in das Wochenblatt von Dresden einrücken, damit Sachsen und Preußen daraus seine Meinung kennen lernten,

lernten, und da die sächsische Oberbehörde gegen den Abdruck, der ihr große Beschämung zuziehen mußte, eifrige Vorstellungen machte, und denselben auf alle Weise zu hintertreiben suchte, so wurde preußische Wache in die Druckerei gesandt, um daselbst die Einrückung des Schreibens und die Ausgabe der Blätter gehörig zu beaufsichtigen.

Doch schon am 2. April brach Blücher von Dresden wieder auf, und rückte über Freiberg, Chemnitz und Penig nach Altenburg vor, wo er am 14. April eintraf. Schon auf diesem Marsche war er durch Rücksichten, die nicht die seinigen waren, um mehrere Tage verzögert worden. Ungeduldig sandte er wenigstens einzelne Schaaren der Reiterei, woran die Verbündeten dem Feinde so weit überlegen waren, schneller voraus; der Major von Hellwig überfiel am 13. April in Langensalza eine baierische Schaar unter dem General Grafen von Rechberg, und nahm ihr Gefangene und Kanonen; der Major von Blücher ließ seine schlesischen Husaren sogar bis Gotha und Eisenach streifen, wo am 15. das Bataillon der vereinigten Herzoglich sächsischen Truppen die Waffen streckte. Diese Truppen, als sie kriegsgefangen in Altenburg eintrafen, redete Blücher in seiner so starken als herzlichen Sprache an, und grüßte sie als Waffenbrü-

her, denn er zweifelte nicht, sie würden sogleich für die deutsche Sache mitfechten. Wirklich trat das ganze Bataillon, Offiziere und Gemeine, zu den Preußen über. Nach so guten Anzeichen wurde der Trieb zum Vordringen nur immer lebhafter, die größten Erfolge lagen gesichert vor Augen. Allein inmitten dieser günstigen Aussichten wurde Blücher durch höhere Befehle in Altenburg unbeweglich festgehalten. Der russische Feldmarschall Fürst Kutusoff war der Meinung, die Hauptstärke des russischen Heeres dürfe nicht weiter vorrücken, bevor nicht die Ersatztruppen, die aus weiter Ferne heranzogen, angelangt wären. Die großen Verluste, welche die Russen in dem angestrengten Winterfeldzuge gemacht, die Zurücklassungen, zu denen die Einschließung von neun Festungen nöthigte, deren Zahl beim Vorrücken sich um vier vermehrte, die Unentschiedenheit der Sachsen, welche, ungewiß ob Freund oder Feind, in Torgau standen, dann die Macht des Vicekönigs von Italien, der bei Magdeburg wieder 40,000. Mann hatte, und endlich der Heranzug Napoleons selber an der Spitze seines neuen Heeres, machten es bedenklich, die russischen Streitkräfte zu sehr in's Weite zu wagen. Doch der russische Kaiser theilte diese Meinung nicht, er trat der Ansicht Scharnhorsts bei, dessen

Beharrlichkeit endlich ſiegte, doch für den eigentlichen Zweck ſchon zu ſpät, denn nachdem Kutuſoff in Bunzlau erkrankt zurückgeblieben, wo er nachher am 28. April ſtarb, rückte zwar die ruſſiſche Macht von allen Seiten über die Elbe vor, der General Graf von Wittgenſtein, dem die Preußen unter York und Bülow folgten, aus der Mark, der General Graf Miloradowitſch von der Lauſitz her, allein auch Napoleon hatte inzwiſchen Zeit gehabt, mit ſeiner ganzen Heeresmacht heranzuziehen, ſich mit dem Vicekönig von Italien zu vereinigen, und ſchon auf dem rechten Ufer der Saale gegen die Elbe hin den Kampf zu ſuchen, der ihm jenſeits des Thüringer Waldes hätte begegnen ſollen.

Vierzehn Tage, vom 14. bis zum 28. April, mußte Blüchers Hauptquartier unverrückt in Altenburg weilen. Dieſe unthätige Hinzögerung war höchſt peinlich. Blücher benutzte ſie wenigſtens, um ſeine Truppen in guten Stand zu ſetzen, ihre Ordnung und Zucht zu fördern. Am 24. April erließ er folgenden Heerbefehl: „Soldaten! Euer Betragen hat ſich nicht verändert, ſeitdem wir den Boden vaterländiſcher Provinzen verlaſſen, und den des ſächſiſchen Gebiets betreten haben. Ihr habt keinen Unterſchied gemacht zwiſchen dieſem und jenem Lande, und in dem einen wie in dem an-

dern euch gleich verpflichtet gehalten zur guten Führung und Mannszucht. Ich danke euch. Ein ſolches Betragen bezeichnet den wahren Krieger, und geziemt uns, die wir für die edelſten menſchlichen Güter, für Vaterland und Freiheit kämpfen. Suchet ferner, durch Mäßigung in euren Forderungen, durch eine ſchonende und milde Behandlung, die Bewohner deutſcher Länder davon zu überzeugen, daß wir als ihre deutſchen Brüder, als ihre Befreier und nicht als ihre Unterdrücker, zu ihnen gekommen ſind. Fahret fort, in dieſem vortrefflichen Geiſte zu handeln, und ihr werdet überall, wohin das Schickſal des Krieges uns führt, mit offnen Armen aufgenommen werden, nachdem der Ruf eurer muſterhaften Führung vorausgegangen iſt.“ Erſt das Anrücken des Feindes konnte den Bann der Unthätigkeit löſen, in welchem Blücher mit ſeinen Truppen gehalten war. Der franzöſiſche Kaiſer, ſchon am 25. April in Erfurt angekommen, wo er ſeinen zuſammengebrachten Schaaren die Richtungen zum Vorrücken ausgetheilt, ſetzte am 28. alles in Bewegung, um nach Sachſen einzudringen, und nachdem er am 29. bei Naumburg über die Saale geſetzt, ſich mit dem Vicekönig von Italien, der von der unteren Saale heraufziehend bei Merſeburg gleichfalls über dieſen

Fluß gegangen, vereinigt, und die Vortruppen der Verbündeten auf beiden Punkten zurückgedrängt, rückte am 30. die ganze franzöſiſche Macht gegen Leipzig vor. Auch die Verbündeten brachen nun von allen Seiten nach dieſer Richtung auf, entſchloſſen dem Feind eine Schlacht zu liefern. Blücher rückte nordwärts gegen Borna, um den Ruſſen, die von der Elbe heranzogen, die Hand zu bieten. Er trat beim Zuſammentreffen ſeines Heertheiles mit dem des Generals Grafen von Wittgenſtein dieſem den Oberbefehl willig ab, überzeugt, daß vielfache Gründe dieſe Verläugnung für den Augenblick geboten. Wittgenſtein ſandte am 1. Mai den General von Winzingerode gegen Lützen vor, wo derſelbe auf der Höhe bei Poſerna mit den Vortruppen des Marſchalls Ney in's Gefecht kam, und unter ſtarkem Widerſtande langſam wich. Durch eine Kanonenkugel wurde hiebei der Marſchall Beſſieres getödtet, deſſen Verluſt auf Seiten der Franzoſen ſehr ernſten Eindruck machte. Napoleon aber ſetzte ſeinen Zug mit allen Truppen von Weißenfels gegen Leipzig fort, wo er die Hauptſtärke der Verbündeten glaubte, während dieſe, die Elſter überſchreitend, in der Nacht auf den 3. Mai zwiſchen Pegau und Zwenkau in der rechten Flanke ſeines Zuges ſich zum Angriff entfaltete. Der Ge-

mal von Kleist behielt mit 5000. Preußen rechts Leipzig besetzt, der General Graf Miloradowitsch wurde mit 12,000. Russen links gegen Zeitz entsendet, wo jedoch kein Feind sich blicken ließ. Den trefflichen Entwurf zur Schlacht hatte Scharnhorst angegeben, die Ausführung aber entsprach der Anlage nicht. Der Angriff gegen Lützen sollte am 2. Mai mit Tagesanbruch erfolgen, aber erst mittags um 11. Uhr stand das verbündete Heer zwischen Werben und Domsen in Schlachtordnung, und als unvermuthet der Feind in dem vorliegenden Dorfe Groß-Görschen entdeckt wurde, rückten die Preußen aus dem Vortreffen gegen dasselbe an. Das Dorf wurde genommen, aber hinter demselben auf den Höhen von Kaya zeigte sich der Feind, Truppen von Ney's Heertheil, in Stärke, und ein heftiges Geschützfeuer begann von beiden Seiten. Auch die Dörfer Rahna und Klein-Görschen wurden von preußischem und russischen Fußvolke genommen, und in wiederholtem Angriff selbst Kaya dem Feind entrissen, während Geschütz und Reiterei das feindliche Fußvolk niederwarfen, und ihm Kanonen und Gefangene nahmen. Aber kaum hatte Napoleon, schon in der Nähe von Leipzig, den Kanonendonner zu seiner Rechten vernommen, als er seines bisherigen Irrthums innewerdend nach dieser

Gegend eilte, und allen Truppen befehlen ließ, von jedem Punkte, wo grade der Befehl sie träfe, sogleich querfeldein schleunigst dieselbe Richtung zu nehmen. Er selbst und Ney waren schon auf dem Kampfplatze angelangt, wo der Heertheil des letzteren im Gefecht stand, und rasch wurden diesem die gehäuft anrückenden Truppen zugewendet. Auf den linken Flügel der Verbündeten über Starsiedel drang der sechste französische Heertheil unter dem Marschall Marmont an, noch weiter hinaus bei Kölzen der vierte Heertheil unter dem General Bertrand, gegen den rechten Flügel sollte der Vicekönig Eugen mit dem eilften Heertheil unter dem Marschall Macdonald hervorbrechen, alle übrigen Truppen waren auf die Mitte gerichtet. Ihnen that bei Kölzen Winzingerode mit der russischen und Prinz Wilhelm von Preußen mit der preußischen Reiterei bei Starsiedel glücklich Einhalt; bei Eisdorf begegnen ihnen russische und preußische Truppen, doch nicht in genugsamer Stärke. Napoleon indeß läßt Kaya wieder erstürmen, und ein mörderischer Kampf entsteht um die Dörfer, deren Besitz mehrmals wechselt, die Blüthe der jungen Leute von Frankreich und Preußen findet hier den Tod, zugleich die versuchtesten Generale, die besonders auf französischer Seite ihren ungeprüften Neu-

lingen das Beispiel der Todverachtung schuldig sind. Allein auch Blücher ruft neue Truppen zum Gefecht, die preußischen Schaaren Yorks und die russischen des Generals von Berg rücken aus dem Hintertreffen vor, und Blücher selbst führt sie zum Sturm gegen Kaya; er wird verwundet, an seiner Seite fallen, tödtlich getroffen der Prinz Leopold von Hessen-Homburg, und schwerverwundet Scharnhorst, aber Kaya ist genommen, die Franzosen weichen, ganze Bataillone reißen aus. Doch Napoleon wirft sich ihnen entgegen, bringt sie wieder zum Stehn, und während seine Verstärkungen unter dem Vicekönig Eugen auf dem linken Flügel immer mächtiger eintreffen, und den rechten der Verbündeten bei Eisdorf heftig angreifen, ordnet er 16. Bataillons der jungen Garde unter dem Marschall Mortier gegen Kaya, heißt 60. Stücke Geschütz unter dem Kartätschenfeuer der Verbündeten auffahren, ihre verheerende Wirkung in die Mitte der Preußen und Russen einschmettern, und die brennenden Dorfstätten sind wieder in seiner Gewalt. Nur Groß-Görschen, den Hauptpunkt des Schlachtfeldes, vermag er den Verbündeten, deren Rückhalt, die russischen Garden, schon zur Unterstützung in die Schlachtordnung einrückt, nicht zu entreißen. Und so standen beide Heere in beider-

seitigem, doch unentscheidenden Vortheil, als die einbrechende Dunkelheit der Schlacht ein Ende machte. Sie hätte glänzend gewonnen sein müssen für die Verbündeten, wenn diese gleich anfangs kraftvoll vorgedrungen wären. Allein zu geschweigen, daß der Angriff um 6. Stunden verspätet, und ein Theil der Truppen unnütz nach Zeitz entsendet war, hatten auch beim ersten Beginn des Gefechts alle übrigen gleich Halt gemacht, und immer nur einzelne Abtheilungen nach einander den Kampf aufgenommen, während die anderen ihre Reihe abwarteten, und die zahlreiche Reiterei dem feindlichen Geschütz ausgesetzt, aber sonst kaum gebraucht wurde. Scharnhorst sah die günstigste Gelegenheit und die trefflichsten Mittel vergebens dargeboten, und die nicht gewonnene Schlacht durch die Folgen zu einer verlorenen werden. Blücher aber, der seine Wunde eiligst hatte verbinden lassen, und vom Schlachtfelde keinen Augenblick gewichen war, heftig verdrossen, daß die Ueberlegenheit der herrlichsten Reiterei hier nutzlos geblieben, nahm den Anlaß wahr, daß in der Dunkelheit ein französischer Reitertrupp auf ein preußisches Husarenregiment eingeritten, setzte sich an die Spitze der gesammten preußischen Reiterei, und stürmte mit ihr auf die feindlichen Lagerreihen los; die

Verwirrung trieb hier ganze Schaaren zur Flucht, allein ein Graben hemmte die preußischen Reiter, geordnetes Fußvolk hinter demselben empfing sie mit Gewehrfeuer, das Geschütz fing an gegen sie zu spielen, und mit bedeutendem Verluste führte Blücher sie von dem gescheiterten Versuche zurück.

Die Verbündeten lagerten die Nacht auf dem Schlachtfelde, von welchem die Franzosen sich der Sicherheit wegen zurückgezogen hatten. Beide Theile schrieben sich den Gewinn der Schlacht zu, welche die Franzosen von Lützen, die Verbündeten von Groß-Görschen benannten. Die Verbündeten, gegen 80,000. Mann stark, meist alte versuchte Krieger, und darunter die trefflichste Reiterei, hatten 10,000. Todte und Verwundete, worunter 8000. Preußen, aber nur wenige Schwerverwundete als Gefangene, und nur 2. Stücke unbrauchbar gewordenes Geschütz verloren. Die Franzosen, über 120,000. Mann, größtentheils Neulinge und fast nur Fußvolk, von denen aber, wie auch von den Verbündeten, ein großer Theil noch nicht zum Gefecht gekommen war, hatten an Todten und Verwundeten nicht viel weniger, dagegen aber noch 800. Gefangene und 6. Kanonen eingebüßt. Ungeachtet auf Seiten der Verbündeten im Kampfe selbst so bedeutender Vortheil war, so mußte doch

am folgenden Tage der Anschein des Sieges, den sie verkündigten, durch die Nothwendigkeit des Rückzuges, zu welchem sie veranlaßt waren, fast verlöscht werden. Der General von Kleist meldete nämlich, daß er, von dem General Lauriston mit starker Macht angegriffen, Leipzig verlassen, und, dem Befehl gemäß, sich nach Wurzen zurückgezogen habe; andrerseits hatte das russische Geschütz, so wurde ausgesagt, für den folgenden Tag keinen Schießbedarf mehr. Wittgenstein befahl daher den Rückzug gegen die Elbe hin. Unwillig folgte Blücher einer Bewegung, deren Gründs seinem vorwärtsstrebenden Sinne kaum einleuchteten. Am 3. Mai zog er mit den Preußen bei Droschwitz über die Elster und nur bis Borna zurück, die Russen bis Frohburg; der Feind wagte sich nicht heran, die Tapferkeit der Verbündeten hatte ihm Scheu eingeflößt, und sein Mangel an Reiterei setzte ihn außer Stand, heftig nachzudringen. In fester Ordnung, ohne Einbuße und Zurücklassung, gleich Truppen, die im Bewußtsein des eben Geleisteten sich dem Feinde gewachsen fühlen, setzten jene in den folgenden Tagen langsam und gemessen ihren Rückzug fort, die Preußen nördlich über Kolditz hinter die Mulde, dann über Döbeln am 6. Mai nach Meißen, die Russen südlich über Rochlitz, Waldheim, Nossen und

Wilsdruf nach Dresden; überall, wo sich der Feind zeigte, bot ihm die Nachhut, besonders die Russen unter Milaradowitsch, trotzig die Stirn, und that jedesmal seinem Andrange nachdrücklich Einhalt. Auf diese Weise erhielt das gesammte Gepäck und andres zahlreiche Fuhrwerk, welches dem Heere allzudicht gefolgt war, völlig Zeit, ungeachtet anfänglicher Verwirrung glücklich über die Elbe zu gelangen. Blüchers und seiner Preußen heldenmüthige Auszeichnung während der Schlacht hatte die nachdenkliche Bewunderung des Feindes erregt, der ernstlich empfand, welch neuer furchtbarer Gegner ihm geboten war; aber auch von andrer Seite fehlte die Anerkennung nicht. Der Kaiser von Rußland, der mit dem Könige von Preußen persönlich der Schlacht beigewohnt, sandte von Dresden unter dem 5. Mai an Blücher den St. Georgenorden zweiter Klasse, mit einem huldvollen Schreiben, worin es hieß: „Die Tapferkeit, welche Sie in der Schlacht am 2. Mai bewiesen haben, die von Ihnen an diesem schönen Tage geleisteten ausgezeichneten Dienste, Ihre Hingebung, Ihr Eifer, und die glänzende Art, sich jederzeit da zu befinden, wo die Gefahr am größten ist, Ihre Beharrlichkeit, das Feld der Ehre, obgleich verwundet, nicht zu verlassen, mit Einem Wort, Ihr ganzes Be-

nehmen während der Schlacht hat mich mit Bewunderung und Dankbarkeit durchdrungen.“ Am folgenden Tage erließ der Kaiser an ihn abermals ein schmeichelhaftes Schreiben, worin er ihn aufforderte, die Generale und Offiziere zu benennen, die sich besonderer Auszeichnung würdig gemacht, und ihm dabei für die Unteroffiziere und Gemeine, die sich hervorgethan, sogleich 300. Georgenkreuze fünfter Klasse zur Vertheilung übersandte.

Der Rückzug fand an der Elbe noch keinen Stillstand; die Vertheidigung dieses Stromes, an welchem der Feind weiter abwärts schon im Besitze wichtiger Uebergänge war, wurde aufgegeben; und nachdem endlich am 8. Mai der Feind in Dresden eingerückt, daselbst nach einigem Widerstande am 10. auch die Neustadt besetzt, und somit das rechte Elbufer völlig gewonnen hatte, nahm das gesammte Heer der Verbündeten seine Richtung nach der Lausitz, um sich in einem festen Lager bei Bautzen aufzustellen. Hiebei war die zwiefache Absicht, den heranziehenden Verstärkungen aus Schlesien und Polen sich möglichst anzunähern, und doch die Gränze von Böhmen nicht zu verlassen, da die politischen Verhältnisse den nahen Beitritt Oesterreichs zu dem Bunde Rußlands und Preußens baldigst hoffen ließen. Wie bei Lützen ein schickliches Schlachtfeld

zum Angriff, so wurde bei Bautzen das vortheilhafteste zur Vertheidigung ausersehen, ohne daß der Feind diese Wahl hindern konnte. Am 12. Mai ging die Hauptstärke der Franzosen bei Dresden über die Elbe, und am nämlichen Tage zog das verbündete Heer bei Bautzen in das wohlgewählte Lager, gegen Bischofswerda und Kloster-Marienstern eine starke Nachhut zurücklassend. Am 16. hatten alle französische Truppen an verschiedenen Punkten über die Elbe gesetzt, und befanden sich auf allen Straßen im Anzuge gegen die Spree und Oder; am 18. brach Napoleon selbst von Dresden auf, und eilte an die Spitze seiner Truppen, welche er, nachdem die Zusammenziehung der Verbündeten bei Bautzen ihm unzweifelhaft geworden, nun gleichfalls aus allen Richtungen gegen diesen Ort zusammenrief. Die Verbündeten, durch den Heranzug des Generals von Kleist, der über Großenhain und Kamenz von der Elbe eintraf, und einiger preußischen Verstärkung aus Schlesien, dann durch die am 16. und 17. erfolgte Ankunft der russischen Truppenschaar unter dem General Barclay-de-Tolly wieder auf mehr als 90,000. Mann gebracht, standen schlagfertig in drei Treffen. Des ersten Treffens linker Flügel, unter Miloradowitsch, lehnte sich im hohen Gebirge bis zur böhmischen

Gränze ſicher an, die Stadt Bautzen, deren Mauern von Fußvolk und Geſchütz vertheidigt wurden, bildete die Mitte, der rechte Flügel unter Kleiſt erſtreckte ſich längs der Anhöhen der Spree, deren Lauf die ganze Linie deckte. Rechts rückwärts, auf den Höhen zwiſchen Kreckwitz und Plieskowitz, ſtand die Hauptſtärke der Preußen unter Blücher, dann, um die rechte Flanke und den Uebergang über die Spree völlig zu ſichern, unter Barclay-de-Tolly ein äußerſter rechter Flügel von den Teichen bei Plieskowitz bis zum Windmühlenberge von Gleina. Das zweite Treffen bildete links zwiſchen Klein-Zenkwitz und Baſchütz eine ruſſiſche Truppenſchaar unter dem General Fürſten Gortſchakoff und rechts von Baſchütz gegen Litten der preußiſche Heertheil von York. Die ruſſiſchen Garden ſtanden als drittes Treffen und Rückhalt vorwärts von Würſchen bei Klein-Purſchwitz. Die meiſten der Dörfer innerhalb dieſes Bereichs waren verſchanzt, die Höhen mit Geſchütz trefflich beſetzt. Dieſe Stellung wagte Napoleon mit ſeiner anfangs noch getheilten Macht nicht anzugreifen, auch ihm waren zwar Verſtärkungen, inſonderheit nun auch Reiterei zugekommen, allein in der Meinung, daß die Verbündeten ſich theilen würden, hatte er früher gegen 80,000 Mann unter dem Marſchall Ney in der

Richtung nach Berlin vorrücken lassen, diese aber eiligst wieder zurückgerufen, um auf den rechten Flügel der Verbündeten einzudringen. Sein Glück wollte, daß dieser Marschall, aus eigner Erwägung der Umstände schon ohne Befehl seine anfängliche Richtung verlassen hatte, und bereits gegen Bautzen im Anzuge war. Dennoch blieb Napoleon zwei ganze Tage, am 18. und 19. Mai, dem Angriffe der Verbündeten mit fast nur der Hälfte seines Heeres bloßgestellt; sie hätten mit gesammter Macht über die Spree gehn, und ihn bis in die Engwege von Bischofswerda zurückdrängen, und darauf auch gegen Ney in ganzer Stärke sich wenden gekonnt. Dies aber blieb versäumt. Statt dessen wurde die halbe Maßregel ergriffen, daß, nachdem durch Blüchers wohlgeleitete Streifschaaren die Annäherung des Feindes von Hoyerswerda her mit Sicherheit erkundet war, Barclay-de-Tolly und York mit etwa 20,000. Mann am 18. Mai ihm dahin entgegenzogen, die am 19. bei Königswartha und Weißig den Vortrab des Feindes anfielen, ihm 10. Kanonen und 1000. Gefangene nahmen, aber vor der nachrückenden Hauptmacht sogleich wieder, und nicht ohne Verlust, über die Spree gegen Bautzen zurückweichen mußten. Nachdem Napoleon die Gewißheit erlangt, daß Ney

zur

zur rechten Zeit eintreffen, und an der Schlacht Theil nehmen werde, ordnete er alles zum Angriff, welchem die Verbündeten, nach dem Urtheile der Kriegskundigen, jetzt durch einen Rückzug hinter die Neiße hätten ausweichen sollen, da ihre rechte Flanke durch Ney's Anrücken durchaus gefährdet war. Allein die Schlacht wurde angenommen, die gute Stellung wollte man ehrenhalber vertheidigen, die tapfersten Truppen ungestritten nicht weiter zurückgehn lassen. Schon am 18. hatte Wittgenstein seine Verfügungen für den Fall eines Angriffs ausführlich ertheilt, und den Generalen, die unter ihm befehligten, ihre Obliegenheiten angewiesen. Blücher bezeigte sich unzufrieden, daß darin von Abwehr des Feindes, nicht vom Selbstangreifen und Vordringen die Rede war; doch freute er sich des Kampfes, und hatte sich auf denselben durch scharfe Beschauung des verwickelten Geländes besonders vorbereitet.

Mittags am 20. Mai drangen die Franzosen mit vier Heertheilen gegen die Spree vor, und überschritten dieselbe unter heftigem Gefecht an mehreren Punkten. Die Marschälle Oudinot und Macdonald warfen sich auf den linken Flügel der Verbündeten, der Marschall Marmont griff mit Heftigkeit den General von Kleist an, der mit 5000.

Mann die Höhen von Burk vertheidigte, und der General Bertrand rückte gegen Blüchers Stellung vor. Bautzen war bereits genommen, und Kleist gefährdet, in der Seite angegriffen zu werden, während er der Uebermacht, die vorher auf ihn eindrang, mit aller Tapferkeit kaum noch widerstand, er sandte zu Blücher um Hülfe, und dieser unterstützte ihn mit 3000. Mann Fußvolk, während er zugleich Geschütz und Fußvolk gegen den General Bertrand entsandte, und denselben in den Engweg von Nieder-Gurkau zurückwarf. Fünf Stunden dauerte der Kampf, und nur Schritt vor Schritt gewann der Feind Boden. Endlich mußte Kleist dennoch die Höhen, die er hartnäckig vertheidigt, aufgeben, und zog sich langsam zurück, indem er die französische Reiterei, die eifriger nachdringen wollte, mit der seinigen schnell aus dem Felde schreckte. Als es dunkel geworden, waren die Stellungen des Vordertreffens sämmtlich dem Feind überlassen, nur Blücher allein hielt sich trotzig in der seinigen, auf den Höhen von Kreckwitz, wie er von Anfang sie innegehabt. Jedoch war seine Stellung, wie die des ganzen verbündeten Heeres überhaupt, für das Verhältniß der Truppenzahl viel zu sehr ausgedehnt, und ihm war nicht möglich, mit 18,000. Mann, soviel ungefähr unter sei-

nem Befehle standen, den Raum von mehr als einer halben Meile gehörig zu besetzen. Während der Nacht wurden die Truppen von Kleist und York links rückwärts von Blücher zu dem bei Litzen zahlreich aufgepflanzten Geschütz in die Mittestellung näher hineingezogen. Folgenden Tags am 21. Mai mit erster Frühe begann die Schlacht aufs neue. Auf dem linken Flügel der Verbündeten rangen die russischen Generale Miloradowitsch und der Prinz Eugen von Würtemberg hartnäckig mit dem Marschall Oudinat; das Gefecht blieb eine Zeitlang im Schwanken, endlich neigte sich der Vortheil sogar auf die Seite der Verbündeten; doch nicht auf diesem, sondern auf ihrem rechten Flügel sollte der Tag seine Entscheidung finden. Die Angriffe von Bautzen her gegen die Mitte und von Nieder-Gurkau gegen die rechte Flanke der Hauptstellung wurden kräftig zurückgewiesen. Allein plötzlich erscholl Kanonendonner vom äußersten rechten Flügel. Die Vorhut des Generals Barclay-de-Tolly wurde heftig angegriffen, bei Klix und dann bei Gottamende zurückgedrängt, und endlich Barclay selbst aus seiner Stellung auf dem Windmühlenberge zum Rückzuge nach Baruth gezwungen. Der General Lauriston führte diesen Angriff, ihm folgte der Marschall Ney, und diesem

der General Reynier, mit der ganzen Macht von 70,000. Mann, die von Hoyerswerda her endlich anlangen, und den entscheidenden Augenblick mitbringen. Ungestüm wirft sich Ney auf das Dorf Preititz, durch welches Blücher im eintretenden Falle seinen Rückzug nehmen sollte. Er mußte daher die Höhen von Kreckwitz sogleich verlassen, oder Preititz wiedernehmen, und augenblicklich wählt er das letztere. Er sendet mit allem Fußvolke, das er entbehren kann, den General von Röder an der Spitze der preußischen Garden dorthin, sie sollen das Dorf wiedererobern, dann aber den Russen unter Barclay die weitere Vertheidigung überlassen, und schleunigst auf die Höhen zurückkehren; zugleich eilt aus der Mitte her der General von Kleist mit seiner Schaar herbei, und in vereinter Anstrengung ist um 1. Uhr nachmittags Preititz wieder in den Händen der Verbündeten. Doch dieser glänzende Vortheil wird bald wieder vereitelt. Napoleon sendet alles zum Angriff aus; aus Nieder-Gurkau dringt gradezu gegen Blüchers Stellung mächtiges Geschütz, bald auch Fußvolk in gedrängter Schaar hervor, bei Basankwitz eröffnet sich eine Batterie in seine linke Seite, zwischen Malschwitz und Preititz feuert bald noch zahlreicheres Geschütz in seine rechte, die Dörfer Plieskowitz und Doberschütz wer-

den genommen, schon reicht sein Fußvolk nicht mehr hin, dem Feinde nach so vielen Richtungen die Stirn zu bieten. Mit Kraft schmettern 24. russische Zwölfpfünder rechts und links Verderben in den Feind, aber ihr Schießbedarf ist bald erschöpft. Endlich, da von Bautzen her neuerdings 16. Bataillons anrücken, der Marschall Ney mit heftigem Andrange Preititz abermals nimmt, und Lauristons Heertheil von Baruth her dem rechten Flügel der Verbündeten völlige Umgehung droht, sieht Blücher sich genöthigt, die Höhen von Kreckwitz, die er so lange vertheidigt, dem Feinde zu überlassen. Er verfügt den Rückzug mit muthiger Entschlossenheit, und vollbringt ihn ohne Verlust in ruhigster Fassung; da Preititz in Feindeshand ist, so zieht er durch Groß-Purschwitz. York wurde beauftragt ihn zu unterstützen, rückte heran, und eroberte das Dorf Kreckwitz wieder, wo er ein Bataillon Würtemberger gefangen machte; allein die Höhen hatte der Feind bereits mit Geschütz bepflanzt, und zu ihrer Wiedereinnahme hätte der Kern des Fußvolks geopfert werden müssen. Die Verbündeten beschlossen demnach, die Schlacht jetzt, es war nachmittags um 3. Uhr, abzubrechen, und durch geordneten Rückzug weiterem Verluste vorzubeugen. Blücher gab seine Befehle, und in geschlossener Ordnung

zogen die Truppen vom Schlachtfelde ab. Ein Bataillon von York mußte das Dorf Litten bis auf's äußerste behaupten, vier andre Bataillons, wurden bei Preitiz dem Feind entgegen geworfen, und so der Zug fest und trotzig über Groß-Purschwitz und Würschen auf der Straße nach Weißenberg fortgeführt; York und Kleist hatten sich angeschlossen. Barclay folgte von Baruth über Gröditz in derselben Richtung. Miloradowitsch und Gortschakoff verließen das Gebirge, und zogen über Hochkirch, — den Ort schon ehemaliger Kriegsereignisse, — nach Löbau. Die geordnete, kampfbereite Nachhut, der Preußen unter Kleist, der Russen unter Barclay, erhielt den Feind in Scheu, der nur bis Würschen und Hochkirch nachdrang, dann aber es aufgab, diesen unbesiegten Truppen an dem Tage noch einen Vortheil abzuringen. Hinter Weißenberg, lagerten die Preußen, bei Löbau die Russen; der weitere Rückzug wurde nach Schlesien angeordnet.

Diese zweitägige Schlacht, in welcher 90,000. Russen und Preußen gegen 140,000. Franzosen gestanden, und beide Theile nahe an 30,000. Todte und Verwundete verloren hatten, war für Napoleon ein theurer Gewinn. Den Vortheil der Stellung auf Seiten der Verbündeten hatte er mit

Aufopferung der Truppen überwinden müssen, die schonungslos dem Kartätschenhagel preisgegeben worden, sein Verlust war bei weitem der größere, — über 18,000. französische Verwundete kamen in Dresden an, — und der Gewinn des Schlachtfeldes, ohne Gefangene und ohne ein Stück erobertes Geschütz, nur 3. unbrauchbar gewordene Kanonen wären ihm überlassen worden, dünkte ein schlechter Ertrag für solch blutiges Tagewerk. Seine Truppen und selbst seine besten Generale waren betroffen durch den hartnäckigen Widerstand, den die Verbündeten zeigten, und durch die ganze Weise der Kriegführung, welche sich in diesem Feldzuge darthat. Sein Mißvergnügen warf sich auf seine Feldherren, denen er Schuld gab, sie führten die Sachen lässig, sie versäumten gewonnene Vortheile zu benutzen; er selbst begab sich an die Spitze des Vortrabs, um die Verfolgung nachdrücklicher und ergiebiger zu machen. Am 22. Mai, dem Tage nach der Schlacht, leitete Napoleon selbst die Angriffe gegen die Nachhut der Verbündeten auf den Höhen von Weißenberg, Rothkretschmar und Reichenbach; allein sie wich nur Schritt vor Schritt, von Stellung zu Stellung, erst nach Entwickelung regelmäßigen Angriffs, dann langsam und geschlossen, ohne Verlust. Eine Kanonenkugel tödtete den

französischen General Bruyeres, später eine andre nicht weit von Napoleon den General Kirgener und darauf den Großmarschall Duroc. Blücher zog über Ebersbach und Ludwigsdorf, wo er über die Neiße ging, unangefochten nach Hennersdorf; Barclay bis hinter Görlitz. So ging der Rückzug, unter lebhaften, stets hartnäckig bestandenen Gefechten, in guter Ordnung fort. Am 24. Mai wurde der Queiß und darauf der Bober überschritten, und nunmehr in Schlesien, gemäß den Landsturmverfügungen, durch Verlassung der Dörfer, Wegschaffung der Lebensmittel, Entfernung der Ortsbehörden, und sonstige Maßregeln, dem Feinde das Vordringen noch mehr erschwert. Den Landsturm selbst bot Blücher jedoch nicht auf; eine solch furchtbare Volksbewegung, deren Folgen sich nicht berechnen ließen, schien unter den eingetretenen Umständen noch auszusetzen, bei den obwaltenden politischen Verhältnissen vielleicht ganz entbehrlich. Am 25. rückten die Preußen nach Hainau, die Russen nach Goldberg. An diesem Tage überkam, statt des Grafen von Wittgenstein, der General Barclay de Tolly den Oberbefehl, und Blücher war mit dem Tausche nicht unzufrieden. Das Verhältniß zu dem ersteren hatte seine ganze Selbstverläugnung in Anspruch genommen. Ueber die Art

der Kriegführung, über die einzelnen Maßregeln und Anordnungen, stimmte er mit dem Oberbefehlshaber selten überein, der seinerseits die Meinung und den Rath Blüchers und der andern preußischen Generale kaum zu wissen verlangte, etwanige Einwendungen aber unbeachtet ließ. Jener Wechsel in der Befehlführung veranlaßte, daß Barclay am folgenden Tage in das Hauptquartier des russischen Kaisers nach Jauer berufen wurde, und unvermuthet sah Blücher den Oberbefehl über die preußischen Truppen für die kurze Zwischenzeit in seine Hände gelegt. Er nahm sich vor, die Gunst des Augenblicks nicht unbenutzt zu lassen. Schon vor dem Abzuge von Bautzen hatten die Verbündeten beschlossen, nicht die grade Rückzugslinie nach Breslau und über die Oder zu verfolgen, sondern durch eine Seitenbewegung sich an der Gränze von Böhmen hinzuziehen, und diesseits der Oder in einer festen Stellung bei Schweidnitz den Anzug der Verstärkungen, welche nun immer zahlreicher eintreffen mußten, und den Beitritt Oesterreichs, der schon für entschieden galt, abzuwarten. Dieser getroffenen Anordnung gemäß hatte nun freilich Blücher die preußischen Truppen nicht nach Gutdünken zu verwenden, sondern mußte sie am 26. Mai von Hainau nach Liegnitz jedenfalls zurückführen. Aber

er that wenigstens was er konnte. Er ließ bei Pohlsdorf eine starke Nachhut stehn, gegen welche der Feind in der Ebene anrücken mußte. Gegen diesen legte er seitwärts bei dem Dorfe Baudmannsdorf einen Hinterhalt von 21. Schwadronen und 8. reitenden Batterieen, die auf ein gegebnes Zeichen hervorbrechen und dem Feinde in Flanke und Rücken fallen sollten. Die Franzosen erschienen an diesem Tage, wider ihre Gewohnheit, erst nachmittags; sie rückten mit großer Vorsicht an, und zu früh wurden sie durch das Zeichen der abbrennenden Windmühle auf der Höhe von Baudmannsdorf gewarnt, aber trotz dieser widrigen Umstände war der Erfolg dennoch schon überaus glänzend. Kaum war die französische Vorhut unter dem General Maison, der wegen seiner geäußerten Besorgniß kurz vorher von dem Marschall Ney verspottet worden, und daher jetzt ehrenhalber keine Gefahr achten wollte, eine Strecke in die Ebene vorgerükt, so fielen 3000. preußische Reiter unter dem Obersten von Dolffs aus dem Versteck in vollem Rennen ihr in die Seite, jagten die Reiterei des Feindes aus dem Felde, und zersprengten einhauend die schnellgebildeten Vierecke des Fußvolks, von dem nur ein Theil sich frühzeitig nach Michelsdorf rettete. Ueber 1500. Mann wurden

zusammengehauen, 400. gefangen, und von 16. erbeuteten Kanonen 11. mitfortgeführt. Der preußische Verlust bestand nur in 80. Todten und Verwundeten, unter den ersteren aber befand sich der Oberst von Dolffs und mehrere Offiziere. Dieser tüchtige Reiterstreich, durch welchen Blücher seine kurze Befehlführung so ruhmvoll auszeichnete, gab dem Nachdringen des Feindes bedeutende Hemmung, und selbst Napoleons Ungeduld lernte sich bezähmen. Aber der kühne Eifer Blüchers wurde nicht überall gleich günstig beurtheilt, der wiederbekehrte russische Oberbefehlshaber lobte in dem nächsten Tagesbefehle die Tapferkeit der Ausführung, aber sprach zugleich den Tadel aus, daß solche Unternehmungen, in welchen die für größere Zwecke zusammenzuhaltende Kraft sich einzeln unnütz verschwende, künftig besser unterblieben. Während dieses Gefechtes war es, daß Blücher eine Meldung erhielt, die als eine bedenklichst-wichtige nur ihm allein heimlich ausgerichtet werden sollte; er aber wollte sie nur laut und öffentlich vor allen Offizieren, die ihn grade umgaben, annehmen. Da kam denn heraus, es sei keine Zeit zu verlieren, Napoleon selbst dringe an der Spitze seiner Truppen vor, und stehe Blüchern schon völlig im Rücken. Irrige Angaben und besorgliche Muthmaßungen

waren Schuld an dieser Uebertreibung, welche jedoch in dieser Lage der Kriegsführung und nach allen stattgehabten Ereignissen auch den Kühnsten wohl hätte beunruhigen dürfen. Aber nicht so Blüchern: „Steht er mir im Rücken, — rief er mit barschem Unwillen, — nun so ist mir's recht angenehm, da kann er mich ja gradeswegs —.“ Ihm in der That war es völlig gleich, ob er es mit Napoleon selbst oder mit einem der Marschälle desselben zu thun hatte, und die gewöhnlichen Schreckbilder, umgangen oder gar abgeschnitten zu sein, brachten ihn nicht aus der Fassung. Mit keiner andern als dieser Antwort entließ er die, wie sich bald ergab, so wenig der Sache als seinem Sinne gemäße Meldung. Unangefochten zog Blücher am 27. Mai über die Katzbach, und durch Wahlstadt und Pohlwitz in die Gegend von Mertschütz, hierauf das ganze Heer in eine Stellung hinter dem Striegauer Wasser, und am 31. Mai in das Lager von Schweidnitz. Napoleon, der die Hauptstärke der Verbündeten fortwährend auf der Straße nach Breslau glaubte, verfolgte mit dreien Heertheilen, von dem Marschall Ney und den Generalen Lauriston und Reynier befehligt, über Liegnitz und Neumark diese Richtung, doch nur langsam und mit äußerster Vorsicht; erst am 1. Juni

rückten seine Truppen in Breslau ein. Eine andre Truppenschaar war auf Glogau gezogen, und hatte am 27. Mai diese Festung entsetzt. Drei andre Heertheile, unter den Marschällen Marmont und Macdonald und dem General Bertrand, näherten sich längs der Gebirge von Böhmen der Stellung von Schweidnitz. Indem alles sich zu neuen Waffenentscheidungen anschickte, trat ein Zwischenereigniß ein, welches jene unverhofft auf längere Zeit aussetzte.

Der französische Kaiser fühlte nach den furchtbaren Schickungen, die ihn in Rußland betroffen, seine Stellung zur Welt wesentlich verändert; seine Macht hatte den Schimmer eingebüßt, von dem sie bisher umgeben gewesen, und er sah dieselbe nunmehr den Angriffen bloßgestellt, zu welchen Haß und Ingrimm überall nur die Gelegenheit zu erwarten schienen. Die Meinung der Welt, welche er so lange Zeit ungestraft verachten gekonnt, mußte er jetzt bedacht sein, wo möglich, wieder zu gewinnen. Da er nicht hoffen konnte, bei der hartnäckigen Weise, wie dieser Krieg geführt wurde, durch den Schrecken großer und folgenreicher Siege die wankenden Sinnesarten wieder unbedingt an seine Macht zu fesseln, so war ihm alles daran gelegen, vor der Welt wenigstens

den Schein der Friedenserbietung zu behalten. Zunächst war Oesterreich der Gegenstand seiner Besorgnisse und Hoffnungen. Unterhandlungen sollten ersetzen, was den Kriegserfolgen abging, und seiner Thätigkeit selbst wurde Waffenruhe dringendes Bedürfniß, um die Verhältnisse neu zu ordnen, die Hülfsmittel anzustrengen, die Streitkräfte zu sammeln. Oesterreich hatte sich zur Friedensvermittelung angetragen, seine Stellung gebot Rücksicht, und Napoleon fügte sich einer Maßregel, die ihm den verhängnißvollen Lauf in neue, unabsehbare Wagnisse ersparen konnte. Schon vor dem Beginn der Schlacht von Bautzen hatte er, in Folge der von Oesterreich eingeleiteten Schritte, durch Caulaincourt an die Verbündeten Waffenstillstandsanträge gelangen lassen, allein die Schlacht selbst hatte dieses Geschäft unterbrochen. In den nachfolgenden Tagen wieder aufgenommen, führte dasselbe, nach großen Schwierigkeiten, welche besonders Preußen dabei erhob, endlich zu dem Ergebniß, daß durch gemeinsame Uebereinkunft in Pleißwitz am 4. Juni die Feindseligkeiten auf 7. Wochen, bis zum 20. Juli, eingestellt wurden. Ein neutraler Streifen Landes wurde längs der gesammten Waffenlinie als Zwischenraum der beiderseitigen Truppen ausgeschieden. Hatte Napo-

leon wichtige Gründe, den Stillstand zu wünschen, der ihm nach allen Seiten ein reiches Feld der Benutzung öffnete, so waren noch wichtigere Gründe und reichere Vortheile auf Seiten der Verbündeten. Durch Unterzeichnung des Waffenstillstandes beging Napoleon, so sagt ein geistreicher kriegskundiger Schriftsteller, einen der größten Fehler seines Lebens, er unterschrieb sein eignes Todesurtheil, aber alles drängte ihn zu diesem Fehler. Von dem inneren Zustande der verbündeten Streitkräfte, hatte er keine Ahndung, er wußte nicht, daß die Anstrengungen Preußens noch bei weitem nicht das gehoffte Ergebniß lieferten, nicht, daß es dem russischen Heere fast ganz an Schießbedarf mangelte, daß Barclay, um das Heer wiederherzustellen, durchaus eine Ruhe von sechs Wochen verlangte, und deßhalb den Rückzug nach Polen für unerläßlich hielt. Im Augenblicke selbst leuchtete das wahre Verhältniß den Wenigsten ein; wer von jenen Umständen nicht unterrichtet war, wer nicht wußte, daß die Verbündeten des Beitritts von Oesterreich schon gewiß waren, daß diese Macht gleich jenen durch Unterhandlungen nur die nöthige Zeit für ihre Rüstungen zu gewinnen hatte, und daß der Muth und die Entschlossenheit zum Kriege in den Häuptern ungeschwächt waren, dem durfte leicht

der Waffenstillstand als eine bloße Folge der Schlachten und als die Einleitung zu einem Frieden erscheinen, der unter solchen Umständen kein erwünschter sein konnte.

Auch Blücher, dessen Sinn auf greifliche Thatsachen der Gegenwart gerichtet war, und auf geistige Uebersicht künftiger Gestaltungen wenig einging, konnte seine Unzufriedenheit nicht unterdrükken; der Stillstand lag schwer auf seinem Gemüthe, und die Waffenthätigkeit vermochte er durch keine andre zu ersetzen. Er nahm sein Hauptquartier in Strehlen, und beritt zunächst die Vorposten, die in ihrem Dienste stets wachsam und schlagfertig sein mußten, weil des Feindes Treue verdächtig war, der allerdings durch den Ueberfall bei Kitzen, wo die Reiterei von Lützow, die im Vertrauen auf den Waffenstillstand von ihren Streifereien arglos heimzog, verrätherisch angegriffen und niedergehauen wurde, durch die That bewies, daß ihm jeder Vortheil wohlerworben schien. Die Ansichten und Entwürfe der russischen Feldherren machten indeß Blüchern während des Waffenstillstandes mehr als der Feind zu thun. Die Gegensätze, welche sich hier offenbarten, gingen jedoch eben so sehr aus der Verschiedenheit hervor, welche der Lage der beiderseitigen Staaten, als aus derjenigen,

nßen, welche den persönlichen Karakteren angehörte. Der Russe durfte auf sein Land und seine Thaten ruhig zurückblicken, der Preuße mußte beides größtentheils noch vorwärtsliegend erschauen; für jenen war eine Stellung in Polen oder ein Frieden mit Frankreich durchaus nicht dasselbe, was für diesen. Nur auf den höchsten Standpunkten konnte diese Verschiedenheit in der Gemeinschaft desselben höchsten Zweckes wieder schwinden, wie sie in den Gesinnungen der verbündeten Herrscher wirklich schwand. Aber Blüchern vor Allen gebührt der Ruhm, daß er diesen höchsten Beispielen durch seine Gesinnung und Kraft immer entsprochen, und das Ganze der Aufgabe, unbekümmert um scheinbaren Theilgewinn, unter allen Umständen in seiner Brust getragen, zurückgedrängt in einen Winkel von Schlesien wie vorgedrungen auf die Höhen von Montmartre, mit immer gleichem, dort von Unfällen, hier von Siegen nicht geschwächten Muthe den Sturz Napoleons als unerläßlich betheuernd. Hieraus aber mußte für den Augenblick allerdings ein gespanntes Verhältniß entstehn; die preußischen Truppen hatten an dem russischen Oberbefehl manches zu tadeln, die russischen Befehlshaber glaubten nicht minder Anlaß zur Unzufriedenheit zu haben. So großer Selbst-

verläugnung Blücher, mit wahrer Heldenstärke, in den Augenblicken fähig war, wo eine große Entscheidung auf dem Spiele stand, so wenig vermochte er seine Ausbrüche zurückzuhalten, wenn kein solcher Beweggrund auf ihn wirkte. Ueber den Verlust der Schlacht bei Groß-Görschen äußerte Blücher sich mit Bitterkeit. Dagegen erlitt er von russischer Seite den Vorwurf, an dem Verluste der Schlacht von Bautzen schuld zu sein, denn er habe den Schlüssel der Stellung, die Höhen von Kreckwitz, allzu früh verlassen, als eben der General von York ihm zu Hülfe gesandt worden. Ihn, den hartnäckigen und Rücksichtslosen, der auf jenem Posten gegen vielmal stärkeren Feind nach allen Seiten sich grimmig herumgeschlagen, hätte jener Vorwurf vielleicht dennoch treffen können, wäre an diesem und irgend anderen Tagen des Gefechts ein größeres Maß der Ausdauer nur je zu finden gewesen, als er selbst! Zu diesen Umständen gesellte sich noch die Kränklichkeit, von der Blücher, nach so heftiger Kriegsanstrengung, während der Ruhe wieder befallen wurde, um den Gedanken, ihn vom Oberbefehl der preußischen Truppen zu entfernen, mit neuem Vorwande zu unterstützen, obwohl man gewiß nicht seine Schwäche, sondern vielmehr seine Kraft fürchtete, seinen Ungestüm, seine Husaren-

ſtreiche. Ob wirklich der Vorſchlag ernſtlich gemacht worden, ihn durch den General von Grawert oder durch den Fürſten von Hohenlohe zu erſetzen, ließe ſich vielleicht bezweifeln; das Gerede davon lief jedoch umher.

Während des Waffenſtillſtandes war der Kronprinz von Schweden mit ſeinen Truppen in Pommern gelandet, und er ſelbſt hatte ſich am 9. Juli zu Trachenberg in Schleſien zu einer Berathung mit den verbündeten Herrſchern und ihren erſten Feldherren über die bevorſtehende Kriegsführung eingefunden. Blücher war zu dieſer Zuſammenkunft nicht berufen worden, und die dort genommenen Verabredungen blieben geheim. In der neuen Heereseintheilung war ihm jedoch der Oberbefehl eines der dreien Heere, die man aufzuſtellen beſchloß, des ſchleſiſchen, beſtimmt; ein ſolcher Genoſſe, wenn es zur That ging, gab Zuverſicht, und niemand wollte ihn ganz entbehren, am wenigſten der Kronprinz von Schweden, welcher von der Zeit her, da er als Fürſt von Ponte-Corvo jenen als Feind kennen gelernt, die größte Achtung für ihn hegte; nur wurde dem ſchleſiſchen Heere ſelbſt, mit einer geringeren Truppenzahl von höchſtens 60,000 Mann, auch nur eine untergeordnete Rolle zugedacht; daſſelbe ſollte zwar dicht am Feinde bleiben,

aber jedem entscheidenden Gefechte ausweichen, und nur stets bereit sein, entweder dem südlichen oder dem nördlichen Heere eiligst beizustehn. Daß Napoleon diesem Heere eine Hauptrolle aufnöthigen könne, oder daß Blücher es dazu aufschwingen werde, kam nicht in Rechnung. Inzwischen wurde der Waffenstillstand durch neue Uebereinkunft bis zum 10. August verlängert, und von beiden Seiten die Friedensbemühung, noch mehr aber die Kriegsrüstung fortgesetzt. Die Verhandlungen auf dem Kongresse zu Prag, wo Napoleons Anschläge durch diplomatische Geschicklichkeit gegen ihn selbst zurückgewendet wurden, zerschlugen sich, und Oesterreich trat der großen Verbündung gegen Napoleon offen bei. Der Waffenstillstand ging zu Ende, die Verbündeten kündigten ihn in der festgesetzten Frist auf, die Feindseligkeiten sollten am 17. August wieder anfangen, und von allen Seiten bewegten sich die Heerschaaren dem neuen Kampf entgegen. Sowohl die Verbündeten, als auch Napoleon, hatten alles aufgeboten, um ihre Heeresmacht zur möglichsten Stärke zu bringen. Ungeachtet des auch in Spanien heftig fortgeführten Krieges, konnte der französische Kaiser in Deutschland wieder ein Heer von 380,000. Mann zum Kampfe stellen, wobei 34,000. Reiter und 1300. Geschütze. An-

ferdem hatte er in Italien 40,000. Mann zusammengezogen, die unter dem Vicekönig Eugen gegen Oesterreich bereit standen, einer großen Anzahl anderer Rückhalttruppen, und der in den zahlreichen Festungen eingeschlossenen, nicht zu gedenken. Doch eine noch größere Macht hatten die Verbündeten unter Waffen. Wie im Anfange des Feldzuges ohne Zweifel die Ueberzahl auf der Seite der Franzosen, so war sie beim Wiederbeginn der Feindseligkeiten unläugbar auf der Gegenseite. Die Verbündeten zählten gegen 500,000. Krieger, wobei 100,000. Reiter und über 1500. Geschütze. Die Franzosen hatten ihren Mittelpunkt an der Elbe in Sachsen, die Verbündeten dehnten sich, im Halbkreise umfassend, von der Niederelbe durch die Mark Brandenburg und Schlesien nach Böhmen bis zur Gränze von Baiern aus.

Durch eine folgenreiche Anordnung waren die Streitkräfte der Verbündeten in drei Heere so vertheilt, daß in keinem die Truppen Einer Macht für sich allein standen, sondern immer mit andern gemischt. Das Hauptheer in Böhmen vereinigte mit der gesammten österreichischen Macht den Kern der russischen und preußischen Truppen unter dem Feldmarschall Fürsten von Schwarzenberg, der unter der unmittelbaren Leitung der verbündeten Herr-

schen das Amt und den Namen eines Oberbefehlshabers auch über die andern beiden Heere führte, soweit die Umstände dies gestatteten. Das Nordheer, in der Mark unter dem Befehle des Kronprinzen von Schweden, bestand aus einem schwedischen, einem russischen, einem preußischen, und einem gemischten Heertheile. Das schlesische Heer endlich, unter Blücher, hatte zwei russische Heertheile, einen von 40,000. Mann unter dem General Grafen von Langeron, und einen von 16,000. Mann unter dem General von Sacken, sodann einen preußischen, der unter dem General von York über 40,000. Mann zählte. Gegen die anfängliche Absicht bestand dieses Heer dennoch aus mehr als 90,000. Mann nebst 330. Kanonen. Die Truppen waren vortrefflich, die Russen im besten Stand, gut bewaffnet und ausgerüstet, mit Reiterei und Geschütz trefflich versehn, die Preußen zwar noch unvollkommen an Waffen und Bekleidung, aber von dem besten Geiste beseelt und zu jeder Leistung entschlossen. Die Anführer hatten Muth und Kriegskunde in ausgezeichneten Thaten schon längst bewährt. In einem Generalstabe, der nichts zu wünschen ließ, waren unter der Leitung des Obersten von Müffling die tüchtigsten Offiziere um den Feldherrn versammelt. Scharnhorst, der an den Fol-

gen seiner bei Groß-Görschen erhaltenen Wunde in Prag am 28. Juni gestorben war, durfte wohl vermißt werden; allein der General von Gneisenau, der den Befehl über die preußischen Truppen bei dem Nordheere abgelehnt, und vorgezogen hatte, als Generalquartiermeister im Hauptquartier Blüchers zu verbleiben, war für dieses ein unberechenbarer Gewinn. Ungeachtet dieser äußeren Stärke und inneren Trefflichkeit des schlesischen Heeres, blieb demselben gleichwohl noch immer nur die untergeordnete Rolle zugedacht, welche in der Berathung von Trachenberg demselben bestimmt worden war. Erst am 11. August erhielt Blücher in Reichenbach durch den General Barclay-de-Tolly von dieser Bestimmung nähere Kunde. Abhängig gemacht von den Bewegungen des Hauptheeres, und verpflichtet, demselben in allen Fällen als Ableiter zur Hand zu sein, ohne sich je mit dem Feinde ernstlich einzulassen, erklärte Blücher, die Aufgabe sei ihm zu schwer, er verstände die Künste eines Fabius nicht, seine Sache sei drauf loszugehn, und wenn ihm das nicht erlaubt sei, müsse er lieber auf die Befehlführung verzichten. Jedoch Barclay und dessen mitanwesender Generalquartiermeister, General von Diebitsch, in den Einwürfen Blüchers das scharfe Gepräge seiner kräftigen Persönlichkeit

nicht verkennend, suchten ihn zu beruhigen; er dürfe die Vorschrift, sagten sie, nicht allzu buchstäblich nehmen, ein Feldherr, der 100,000. Mann befehlige, werde immer eine gewisse Selbstständigkeit haben, und so möge er denn auch, wenn sich die Gelegenheit zeige, seinen Feind angreifen und schlagen. Unter dieser Bedingung, die jedoch Barclay noch Bedenken trug schriftlich zu geben, wohl aber den Herrschern zur Genehmigung vorzulegen versprach, ließ Blücher nunmehr sich die angetragene Befehlführung gefallen. Da in der Folge niemals die Sache weiter erörtert oder berührt wurde, so sah Blücher alles für gutgeheißen an, und nahm sich freie Hand. Doch war es gut, daß der Sieg schnell rechtfertigte, was bei zweifelhaftem Gange der Ereignisse leicht strengen Vorwurf und schleunige Wiederbeschränkung erfahren konnte.

Was auch die Kriegsführung im Ganzen durch die gemischte Zusammensetzung der verbündeten Heere gewinnen mochte, des einzelnen Feldherrn Lage war dadurch in manchem Betracht schwieriger. Die Verschiedenheiten der Dienstweise, der Verpflegung und Behandlung, der Sprache, waren allgemeine Uebel, welche sich schwer ausgleichen ließen. Für Blücher traten noch besondere Mißverhältnisse ein. Mit einem Theile der russischen

Generale war er ſchon von dem bisherigen Feldzuge her geſpannt; die Aeußerungen ſeiner Unzufriedenheit, die derben Worte, — getrennt von dem, was ſie vergüten konnte, den kraftvollen Thaten, — waren umhergetragen worden, und hatten das Vorurtheil gegen ihn genährt. Ungern ſahen die Ruſſen ein Heer, in welchem ſie die Mehrzahl ausmachten, unter fremden Befehl geſtellt, an welchen ſie weniger Hoffnungen und manche Beſorgniſſe knüpften. Ihre beiden eigentlichen Anführer zeigten ſich unter ſchwierigen Beziehungen. Der General von Sacken war ein entſchloſſener, bewährter Krieger, allein durch früher gehabte Mißhelligkeiten im Dienſte für ſolche Verhältniſſe äußerſt empfindlich und reizbar. Der General Graf von Langeron hatte ſchon ſelbſt, im Kriege gegen die Türken, den Oberbefehl geführt, und konnte ſich in ſeiner jetzigen Stellung nur unbehaglich finden; daß höheres Vertrauen ihm die Geheimniſſe des Kriegsplanes mitgetheilt, ihn vielleicht zum Wächter und Mäßiger beſtimmt hatte, im Fall der alte Huſar die Sachen allzu toll machte, durfte ihm ſchwerlich genügenden Erſatz bieten. Blücher ahndete nicht, daß einer ſeiner Untergebenen mit den ihm ertheilten Vorſchriften bekannt ſein, und mehr nach dieſem Mitwiſſen, als nach ſeinen unmittelbaren Be-

fehlen, ſich richten dürfte; am ſchlimmſten war, daß jener nur die erwähnten früheren Vorſchriften kannte, nicht aber zugleich die Aenderungen, wodurch ſie erweitert worden. Allen dieſen Schwierigkeiten trat Blücher mit offnem Muth und freier Seele getroſt entgegen. Die Grundſätze, nach welchen er ſeine Befehlführung leitete, entſprachen dem Sinn eines Helden, der, je größer die Mühſale, nur deſto größere Tugend zu Hülfe ruft. Sich ſelbſt, den Seinen, den Preußen, eignete er ſtets die ſchwerſte Bürde zu, die größere Arbeit, die härtere Noth; es war ihm ein Ehrenpunkt für das Vaterland, daß, während deſſen Sache hauptſächlich auf dem Spiele ſtand, auch deſſen Söhne dabei das Beſte thäten. Den Ruſſen, als großmüthigen Mitkämpfern, deren Werk ſchon gethan war, erkannte er den Vorrang des Anſehns, der Ehre zu, ihre Art und Weiſe diente bei allgemeinen Anordnungen zur Richtſchnur, ihnen war jede Rückſicht gewidmet. Unregelmäßigkeiten, geringe Mängel und Verſäumniſſe, wollte er lieber überſehn, wo es ohne Schaden möglich war und die Zeit Heilung hoffen ließ, als durch Strenge, Verweis und Strafe, gleich von Anfang die Entgegenſetzung noch mehr hervorzuheben. In den Kriegsthaten ſelbſt, in den gemeinſchaftlich erfochtenen Erfolgen, meinte

er, würde ſich ſchon die rechte Einheit finden, an dem Feinde ſich Spaltung und Mißvergnügen auszutilgen. Sein Betragen war in dieſem Sinne ſo gewandt als einſichtsvoll, ſo kräftigend als verſöhnlich. Doch alle Klugheit konnte nur hinhalten, und bis zum Thatgewinn war noch eine ſchwere Prüfung!

Blücher zog ſeine Truppen den 12. Auguſt am Zobtenberge zuſammen, und richtete ſogleich ſeine Aufmerkſamkeit auf den Feind. Demſelben in Beſetzung des neutralen Gebietes, eines Landſtriches von der Breite zweier Märſche, zuvorzukommen, erſchien aus zwiefachen Gründen wichtig, ſowohl um jene zwei Märſche ſchon gewonnen zu haben, falls es galt, dem gegen das Hauptheer der Verbündeten nach der Elbe abziehenden Feinde ſchleunigſt nachzurücken, als auch um die Hülfsmittel jener weniger angeſtrengten Gegend für die Verpflegung nicht zu verlieren. Sorgſam bewachte er die Schritte der Franzoſen, und auf die willkommene Nachricht, daß dieſe am 13. Auguſt ſich erlaubt bis Jauer zu ſtreifen, und Kriegsforderungen einzutreiben, gab er ſogleich Befehl, auch von preußiſcher Seite in das neutrale Gebiet einzudringen, die Franzoſen daraus zu verjagen, doch nicht über die Katzbach, als die jenſeitige Gränze deſſelben,

hinauszugehn, bevor der Waffenstillstand völlig abgelaufen wäre. Am 14. ließ er Breslau besetzen, und bis zum 16. den ganzen Strich Landes bis zur Katzbach einnehmen; der Feind hatte keine Klage darüber zu führen, da er selbst das Beispiel des Bruches gegeben, aber desto lauter fanden russische Stimmen daran zu tadeln; sie nannten den Feldherrn voreilig und unüberlegt, und meinten der General Barclay werde kommen müssen, um die Truppen zu befehligen. Blücher ließ jene reden, und verfolgte seine Maßregeln. Die Lebhaftigkeit, mit der sich alles in Bewegung setzte, ließ bald erkennen, sagt ein französischer Schriftsteller, daß es Blücher sei, der hier den Befehl führte. Am 17. August ging der General von Gneisenau mit einer Erkundungsschaar vor, und plänkelte mit dem Feind an der Katzbach, der daselbst das Dorf Röchlitz ernsthaft vertheidigte, aber gleichwohl nachher aus seinen Lagern bei Liegnitz und Goldberg rückwärts abzog. Auf diese Anzeige rückte Blücher am 19., nach einigen Gefechten bei Siebeneichen, gegen Löwenberg und Hainau vor, um seiner Vorschrift zufolge den Feind nicht aus dem Auge zu lassen. Beim Rückzuge fand sich der dritte französische Heertheil, gegen 20,000. Mann unter dem Marschall Ney, unvermuthet von den übrigen getrennt,

und Blücher sah schon die Möglichkeit, denselben am Grädizberge, wo York ihn festhielt, während Sacken ihm den einen Uebergang über den Bober bei Bunzlau, und Langeron den andern bei Löwenberg abschneiden sollte, das Gewehr strecken zu lassen. Allein der Graf Langeron, dessen Truppen stark im Gefecht gewesen, und gegen 1500. Mann verloren hatten, antwortete auf den Befehl, den er zum Vorrücken erhielt, seine Truppen seien zu ermüdet, um sogleich wieder aufzubrechen, und Ney gewann dadurch Zeit, während der Nacht aus der Schlinge glücklich nach Bunzlau zu entkommen. Blücher, voll Mäßigung die Umstände erwägend und sein Vaterland bedenkend, wollte hier die strengen Formen des Dienstes nicht anwenden, sondern ließ als ein Mißverständniß hingehn, was als Fehler nicht ohne Nachtheil zu rügen war. Die Franzosen wichen am 20. August fechtend über den Bober zurück, hier aber, nachdem sie alle Uebergänge zerstört, hielten sie nicht nur fest, sondern stellten sogar ihrerseits, als York sich anschickte den Fluß zu überschreiten, die Uebergänge desselben schleunigst wieder her, und drangen aus Löwenberg am 21. mit aller Stärke unvermuthet wieder über den Bober vor. Die Nachricht, daß Napoleon angekommen und an der Spitze der Vordringenden

sei, erklärte den plötzlichen Wechsel hinlänglich, und ließ Blüchern über sein Verhalten keine Zweifel. Er befahl den Rückzug, aber zunächst nur bis hinter das Gebirgswasser, die schnelle Deichsel genannt, unter steten Geplänkel, in welchem die preußische Landwehr zum erstenmal focht, mit tapferem Muthe, aber als Neulinge in solchem Gefecht mit ansehnlichem Verlust. Langeron, mitwissend und immer eingedenk, daß Blücher angewiesen sei, dem Feinde auszuweichen, drang auf entschiedneren Rückzug, allein Blücher, den Sinn jener Vorschrift besser fassend, beschloß stehen zu bleiben, bis der Feind durch Entwickelung seine Uebermacht offenbart, und wenigstens die Zeit ernstlicher Angriffsanstalten verloren hätte. Langeron indeß, der früheren allgemeinen Vorschrift folgend, verließ, als eine französische Schaar bei Pilgramsdorf gegen ihn anrückte, seine Stellung, und als Blücher herzusprengte, fand er schon Pilgramsdorf in Feindeshand, Goldberg verlassen, und Langeron in vollem Rückzuge auf dem Wege nach Jauer. Hiedurch waren die übrigen Heerestheile in dringender Gefahr, und diesmal galt es schleunigen Ernst. Blücher sandte an Langeron den gemessenen Befehl, auf der Stelle umzukehren, und die Stellung bei Goldberg wieder zu besetzen. Er selbst warf einstweilen 6. preußi-

sche Bataillons, noch glücklicherweise vor dem Feinde, in diese Stadt, wo sie den gleich darauf erfolgenden französischen Angriff tapfer zurückschlugen. Langeron gehorchte dem Befehl, und kehrte in der Nacht wieder nach Goldberg zurück, doch mißvergnügt und aufgebracht. Da jedoch der Wolfsberg als der Stützpunkt seines linken Flügels von den Franzosen inzwischen besetzt war, und in ihren Händen blieb, auch die Truppen von York auf dem linken Ufer der Katzbach heftig angegriffen wurden, wo am 23. in einem der blutigsten Gefechte der Prinz Karl von Mecklenburg-Strelitz der Uebermacht des Feindes zwar hartnäckig, aber auch mit eignem großen Verluste, die Spitze bot, so fand Blücher gleichwohl den weiteren Rückzug aus den trennenden Engwegen dieses schwierigen Bodens nach der offneren Gegend von Jauer zweckmäßig. Als Langeron den Befehl erhielt, mit seinen ermüdeten Truppen den Weg, von dem er eben zurückgerufen worden, nun dennoch wieder anzutreten, brach sein Unwillen aus, daß er so unnütz, wie er meinte, hin und her gezogen werde; er wollte stehen bleiben, und seine Truppen ruhen lassen, doch Blüchers persönliche Anwesenheit sicherte den Vollzug seines Befehls, die bis dahin unterhaltenen Gefechte wurden geschickt abgebrochen, und der

Rückzug von der Katzbach gegen Jauer angetreten. Allein nun fing auch York an, gegen die Maßregeln des Feldherrn seine Unzufriedenheit zu äußern, er sah die preußischen Truppen durch angestrengte Bewegungen, deren Zweck nicht einleuchtete, und durch Gefechte, die keinen Erfolg gaben, zu Grunde gehn, eh es noch zu einer Schlacht käme. In der That hatte die Dunkelheit der Nacht in den preußischen Truppenzügen große Verwirrung verursacht, und 4. Bataillone Landwehr waren ganz abgeirrt. Inmitten solcher anwachsenden Unzufriedenheit und Mißtrauens stand Blücher und seine kriegskundige Umgebung in muthiger Besonnenheit fest, allein es war hohe Zeit, diesem bedenklichen Zustand eine Wendung zu geben, und eine Schlacht, ein glückliches Kriegsereigniß, wurde unter solchen Umständen höchst dringend erforderlich. Blücher beschloß, in günstiger Gegend rückwärts von Jauer eine Schlacht anzunehmen, wenn der Feind vorrückte, oder selbst auf ihn loszugehn, wenn derselbe Halt machte.

Auf der französischen Seite indeß verhielten sich die Sachen folgendergestalt. Bei der Nachricht von dem Vordringen Blüchers an den Bober war in der That Napoleon selbst unwillig dahin geeilt, und hatte dem Zurückgehn seiner Truppen,

denen er große Verstärkungen zuführte, sogleich Einhalt gethan. Am 20. August in Lauban eingetroffen, drang er am 21. alsbald mit Macht bei Löwenberg über den Bober vor, und sah das schlesische Heer vor seinem Annahen hinter die Katzbach, und von da weiter gegen Jauer, aber in fester Haltung zurückweichen. Inzwischen kam die Nachricht, daß das Hauptheer der Verbündeten am 20. August aus Böhmen hervorgebrochen und gegen Dresden im Anzuge sei, wo die Gegenwart des französischen Kaisers dringend nöthig wurde. Er gab einem Theile seiner Truppen ohne Säumen die Richtung dorthin, und folgte selbst am 23. von Löwenberg mit seinen Garden nach, dem Marschall Macdonald mit drei Heertheilen, zusammen gegen 70,000. Mann stark, die Verfolgung des schlesischen Heeres überlassend. Doch wie Napoleon den Rücken wandte, ließ auch sogleich der kraftvolle Antrieb nach, den seine Gegenwart erweckt hatte. Macdonald zog fürerst die Truppen Ney's wieder an sich, die im ersten Augenblick mit gegen Dresden beordert worden, jetzt aber, unter des Generals Souham Anführung, ihm wieder zugewiesen waren. Hierüber verging der 24. August ohne weiteres Ereigniß. Aus diesem Stillstande vermuthete Blücher sogleich, daß Napoleon nicht mehr da

sei, und als auch am 25. nichts vorfiel, glaubte er die Stärke der Franzosen im Abzuge gegen Dresden, und beschloß die Zurückgebliebenen am folgenden Tage anzugreifen. Dasselbe glaubte und beschloß Macdonald in Ansehung des schlesischen Heeres, und so rückten beide Feldherren gleichzeitig und in gleicher Stärke, keiner vom andern wissend, unter strömendem Regen, der die Gebirgswässer schwellte, am 26. August gegeneinander an.

Blücher hatte schon am Abend des 25. den General von Sacken persönlich besucht und kennen gelernt, und mit großer Zufriedenheit in dessen Beurtheilung der Dinge ganz seine eigne Ansicht und Meinung wiedergefunden, welches bisher weder bei Langeron der Fall war, noch selbst bei York, der besonders diesmal den aufgestellten Ansichten der Kriegsführung stark widersprach. Allein der Befehl zum Vorrücken wurde von Blücher am 26. vormittags in seinem Hauptquartier Brechtelshof unterzeichnet, und am Schlusse hieß es: „Beim Rückzuge des Feindes erwarte ich, daß die Reiterei wie Rübezahl verfahre; der Feind muß erfahren, daß er im Rückzuge nicht unbeschadet aus unsern Händen kommen kann.“ In drei Truppenzügen rückte das schlesische Heer nachmittags um 2. Uhr gegen die Katzbach vor; Langeron auf dem linken

Flügel, zwischen dem Gebirge und der wüthenden Neiße, die sich durch ein tiefeingeschnittenes Thal bei Kroitsch in die Katzbach stürzt, gegen Goldberg; York in der Mitte, nach Nieder-Krain, durch das genannte Gebirgswasser links von Langeron getrennt, aber rechts nahe mit Sacken verbunden; dieser auf dem rechten Flügel, in der Richtung gegen Liegnitz ausgedehnt, nach Döhnau. Doch ehe diese Truppenzüge die Katzbach erreichten, fanden sie unerwartet den Feind, der jenseits angegriffen werden sollte, schon diesseits in vollem Anzuge. Die Franzosen waren über die Katzbach, darauf über die wüthende Neiße gezogen, und rückten über Nieder-Krain heftig nach der höheren Gegend vor, welche vom rechten Thalrande der wüthenden Neiße längs der Katzbach sich gegen Liegnitz erstreckt. Augenblicklich mußte Blücher seine ganze Anordnung, die für eine Schlacht auf dem linken Ufer der Katzbach getroffen war, für eine Schlacht auf dem rechten Ufer derselben umändern, und schnell sind seine Maßregeln ergriffen. Seine schleunigen Befehle gelangen an die Generale; Sacken erwiedert voll kriegerischen Feuers dem Offizier, der ihm die neuen Weisungen bringt, nur kurz: „Antworten Sie dem General: Hurrah!“ und Blücher freut sich des guten Zeichens. Die Ueberraschung stört

seine Fassung nicht, er redet zu den Soldaten, als komme alles wie er es gewollt und erwartet; er reitet umher, den schlauen Blick auf den Feind geheftet, und wie alles bereit ist, ruft er voll Zuversicht: „Nun, Kinder, hab' ich genug Franzosen herüber, nun vorwärts!" Anderen ruft er zu: „Kinder, heute gilt's. Ihr sollt beweisen, ob ihr euren König und euer Vaterland liebt. Seht dort den Feind. Auf, zeigt euch wie wackre Preußen." Unter dem stürmischen Ruf: „Es lebe der König!" setzt sich sogleich alles in Bewegung. Die Anhöhe zwischen den Dörfern Eichholz und Christianshöhe, auf welche der Feind hauptsächlich seine Richtung nahm, durfte ihm nicht überlassen werden. York erhielt den Auftrag, Geschütz dort aufzupflanzen, und Sacken die Weisung, sich auf Eichholz zu wenden. Allein dieser hatte schon von selbst diese Richtung eingeschlagen, die Wichtigkeit des Postens erkannt, ihn sogleich besetzt, und von dorther gegen den Feind ein lebhaftes Geschützfeuer angehoben. Als die Preußen diesen Meisterstreich Sackens gewahrten, drangen sie freudig vor, entschlossen, auch ihren Theil an der Ehre des Tages zu gewinnen. York rückte längs des Thalrandes der wüthenden Neiße, dem Feinde durch den wellenförmigen Boden und heftigen Regenguß verdeckt, über Bellwitz

hof hinaus, und griff auf der Ebene von Wahlstadt das französische Fußvolk an, welches ungestüm entgegenkam; aber der Regen hinderte das Gewehrfeuer, es entstand ein Handgemenge, und die Preußen hatten mit Bajonet und Kolben schnell die Oberhand. Blücher zeigte sich überall voran; die Truppen, anfangs in finstrem Schweigen, jauchzten ihm freudig zu: „Hör, Vater Blücher, heut geht's gut.“ Sie rückten unaufhaltsam vor, und ihr Geschütz, auf dem rechten Flügel ihres Zuges zu einer großen Batterie vereint, begleitete wirksam ihre Bahn. Einige französische Reiterei wollte ihnen Einhalt thun, allein die preußischen Massen, obgleich beraubt der Hülfe des Gewehrfeuers, hielten geschlossen Stand. Noch war das Gefecht unentschieden. Der Feind hatte die Dörfer Ober-Weinberg und Schlaupe verloren, allein das Dorf Weinberg noch in Besitz, und drang von Nieder-Krain mit einer neuen Truppenschaar in die Seite der Preußen vor, zahlreiches Fußvolk von dem Ney'schen Heertheile und die ganze Reiterschaar des Generals Sebastiani eilten herbei, und wurden nur durch ihr Zusammentreffen in dem langen Engwege von Kroitsch verzögert. Blücher sendet an Sacken den Befehl, mit seinen Reitern zwischen Eichholz und Janowitz

dem Feind in die linke Flanke zu fallen, und ruft die preußische Reiterei heran, um von vorn anzugreifen. Inzwischen kommen üble Nachrichten von dem linken Flügel des Heeres unter Langeron, derselbe sei im vollen Rückzuge begriffen. Eine andre Meldung lautet, der Feind sei bei Schlaupe hervorgedrungen, habe Geschütz erobert, und drohe weitere Fortschritte. Blücher befiehlt, den Rückhalt des York'schen Heertheils ungesäumt gegen Schlauphof und Schlaupe abzusenden, um die eigne Flanke zu decken, und die des vorgedrungenen Feindes zu bedrohen, er selbst aber zieht den Säbel, setzt sich an die Spitze der durch das Fußvolk durchgezogenen Reiterei, schreit: „Vorwärts!" und stürmt mit Uhlanen und Husaren unter lautem Hurrah in vollem Rennen auf die feindlichen Reiter, die zwar geworfen werden, aber während des aufgelösten Zustandes der Verfolgenden gerathen diese selbst in Gefahr; die beiden letzten preußischen Reiterregimenter müssen aus dem Rückhalt hervoreilen, diese und die russische Reiterei von Sacken, unter den Generalen Lanskoy und Wasiltschikoff, die im rechten Augenblick dem Feind in die Seite fällt, entscheiden das Gefecht. Die Franzosen räumen geschlagen das Feld. Einiges Fußvolk allein deckte in geschlossenen Vierecken den Rückzug bis über

Nieder-Krain. In den Engwegen des Neißethals aber gerieth alles in Verwirrung. Der Regen strömte noch immer, die Gebirgswässer wuchsen mit jedem Augenblick, und ihre tobenden Fluthen rissen Brücken und Stege fort. Vergebens suchte man Uebergänge, die eingetretene tiefe Dunkelheit ließ Tausende von Flüchtlingen in der wüthenden Neiße und Katzbach den Tod finden, eine Menge Gefangene, 30. Kanonen nebst ihren Pulverwagen, und vieles andre Fuhrwerk, fielen in die Hände der Sieger. Die Finsterniß setzte der Verfolgung ein Ziel; der Boden war vom Regen so durchweicht, daß ein Theil des Fußvolks seine Schuhe stecken ließ, und barfuß einherzog; der Regen goß in Strömen immerfort, und löschte jedes angezündete Feuer aus.

Während hier auf solche Weise gestritten wurde, sah es auf dem linken Flügel des schlesischen Heeres ganz anders aus. Langeron war mit dem General Lauriston in Kampf, und zog sich vor demselben von Stellung zu Stellung zurück. Ihm hatte sich die Vorstellung eingeprägt, Blücher werde sich, sobald der Feind ernstlich anrücke, einer Schlacht entziehen, und in dieser Voraussetzung hatte er sein meistes und bestes Geschütz gleich anfangs über Jauer zurückgesandt, und von 130. Stücken nur

etwa 30. Sechspfünder zurückbehalten, und konnte nun selbst die starke Stellung hinter Hennersdorf kaum behaupten. Nur die Erfolge der Preußen bei Nieder-Krain, und Blüchers gegen Schlaupphof vorgeschickte Schaar, hielten den Feind in seinen Fortschritten gegen Langeron wieder zurück. Als dieser durch einen von Blücher abgeschickten Offizier von der Lage der Sachen belehrt wurde, und mit Verdruß den Irrthum einsehn mußte, dem er sich hingegeben, strengte er alle Kräfte an, um denselben wieder gut zu machen. Er ließ das Geschütz eiligst zurückholen, und bot dem Feinde sogleich tapfer die Stirne; allein der Abend endete das Gefecht, ehe noch ein Vortheil wiederzuerringen war. Der Feind, in der Mitte geschlagen, und auf dem linken Flügel der Verbündeten, trotz anfänglicher Vortheile, gehemmt, versuchte noch zuletzt, auf den rechten Flügel derselben einen Schlag zu führen. Das endlich angelangte noch frische Fußvolk des Ney'schen Heertheiles drang unter Anführung des Generals Taraire bei Schmogwitz muthig über die Katzbach vor; allein eh dasselbe Boden gewinnen konnte, warf ihm Sacken seine Rückhaltstruppen entgegen, und schlug es mit großem Verlust an Gefangenen und Geschütz wieder über die Katzbach zurück. Eine französische Truppenab-

theilung unter dem General Puthod, die auf dem äußersten linken Flügel der Verbündeten gegen Jauer vorrücken wollte, wurde von den ihr begegnenden Truppen, die zur Sicherung der Flanke von diesem Flügel in's Gebirge entsendet waren, dort ebenfalls zurückgewiesen. Die Schlacht hatte demnach aus vier besonderen Gefechten bestanden, von welchen das Haupttreffen durch York und Sacken gemeinschaftlich unter Blüchers eigner Anführung geliefert worden. Aber die Vortheile des Tages selbst sollten erst in den nachfolgenden Ergebnissen nach ihrem ganzen Umfange klar werden.

In dunkler Nacht, unter fortwährendem Regen, ritt Blücher, umgeben von seinen Offizieren, über das Schlachtfeld in sein Hauptquartier nach Brechtelshof zurück. An seiner Seite ritt Gneisenau. Das unfreundliche Wetter hielt den Sinn noch unter der Tagesbürde befangen, und schweigend ging der Zug über das nächtliche Feld. Blücher jedoch, in seinem Innern arbeitend, und seitwärts unter dem Regenmantel hervor nach seinem Nachbar schauend, ruft dem Erkannten zu; „Na, Gneisenau, sagt er scherzend, die Schlacht haben wir gewonnen, das kann uns die ganze Welt nicht abstreiten; aber jetzt laßt uns mal dran denken, was wir klugerweise zusammenbringen, um den

Leuten zu sagen, wie wir sie gewonnen haben?" Eine Aeußerung, die unter anderem Scheine doch nur die innere Einfalt und Bescheidenheit des Helden zeigt, der im vollen Gefühl seiner Stärke und des errungenen Sieges doch den Erfolg von der That scheidet, und in der Begebenheit eine höhere Waltung, als dieseines Handelns anerkennt. Kaum unter Dach angelangt, erstattete Blücher sogleich seinen Bericht in das große Hauptquartier, gab seine Befehle für den folgenden Tag, und schrieb noch am nämlichen Abend eigenhändig einen Brief nach Breslau, worin er den guten Breslauern den erfochtenen Sieg verkündigt, ihnen seine Verwundeten empfiehlt, und es dankbar zu erkennen verspricht, wenn die Stadt zur Erquickung seiner braven Waffenbrüder durch Uebersendung einiger Lebensmittel etwas thun wolle. Sein größter Eifer blieb auf die Verfolgung des Feindes gestellt, sie sollte mit nachdrücklichster Schnelle geschehn. York erhielt den Befehl, noch in der Nacht mit seinem Heertheile dem Feinde nachzudringen. Indeß stiegen die Gewässer mit jedem Augenblick, das Fußvolk durchwatete, bis an den halben Leib im Wasser, die wüthende Neiße bei Nieder-Krain, vertrieb die Franzosen aus Kroitsch, und sammelte sich hier zum neuen Angriff gegen die feindliche

Nachhut, die sich auf den Höhen hinter Kroitsch hielt. Allein die Katzbach tobte mit aufgeschwollenen Fluthen, und bot hier nirgends mehr einen Uebergang. Doch Sacken ging bei Liegnitz über, und drang auf Hainau vor. Langeron griff die Nachhut des Feindes bei Goldberg an, warf sie mit heftigem Anfall über den Haufen, und nahm ihr Geschütz und Gefangene ab. Endlich war die Katzbach überall zurückgelegt; das nächste Gewässer, die schnelle Deichsel, jetzt gleichfalls angeschwollen, verursachte dem Feinde neuen Aufenthalt; bei dem Uebergange zu Pilgramsdorf von der Reiterei Yorks und Sackens ereilt, ließ er Geschütz, Wagen und Mannschaft zurück. Blücher selbst feuerte unaufhörlich die Verfolgung an, den ermüdeten Truppen rief er zu: „Nur vorwärts Kinder! mit einer körperlichen Anstrengung könnt ihre eine neue Schlacht sparen.“ Sein Wort gab neue Kraft, und mit Hurrahgeschrei und „Vater Blücher lebe!“ ging's weiter. Ein Theil der feindlichen Truppen gewann am 28. August die Uebergänge über den Bober bei Bunzlau und Löwenberg, späterkommende fanden an letzterem Orte den Uebergang wegen der zunehmenden Ueberschwemmung nicht mehr möglich, und alles drängte am 29. verwirrt auf Bunzlau. Dorthin wollte Langerön nachdringen, als er

genöthigt wurde, einer feindlichen Schaar, die von Zobten gegen Löwenberg in seinem Rücken einherzog, sich entgegenzuwenden. Dies waren die Truppen unter dem General Puthod, welche durch das Gebirge gegen Jauer hatten vordringen sollen, und jetzt längs des Bobers einherirrten, vergeblich einen Uebergang suchend. Langeron schnitt ihnen die Straße nach Bunzlau, den einzigen Weg des Entkommens, völlig ab, und hieß sie das Gewehr strecken, allein auf ihre Weigerung, und nachdem Puthod auf der Höhe von Plagwitz sich zum Kampfe gestellt, ließ jener sie angreifen, und was nicht niedergemacht wurde, oder Rettung suchend im Bober ertrank, mußte sich ergeben. Puthod selbst und 3000. Gefangene, 2. Adler, 16. Kanonen und zahlreiches Fuhrwerk fiel in des Siegers Hand. Am 30. August fand sich das ganze schlesische Heer am Bober, bewerkstelligte am 31. bei Löwenberg und Bunzlau den Uebergang, und rückte bis an den Queiß vor. Blücher ließ hier am 1. September Victoria schießen und ein Tedeum halten, und gönnte den Truppen nach so großer Anstrengung einen Ruhetag.

Erst jetzt ließen die Folgen des Sieges in ihrem ganzen Umfange sich überschauen. Große Ergebnisse waren mit geringem Verlust erkauft; der

Heertheil von York, welcher im stärksten Kampfe gewesen, zählte kaum 500. Todte und Verwundete, auch der Feind hatte verhältnißmäßig wenig durch das Schwert verloren, desto mehr aber in den fluthenden Gewässern, und am meisten an Gefangenen, deren noch täglich bis zum 4. September eingebracht wurden, zum Theil durch den Landsturm, der die Versprengten im Gebirge aufgriff. Immer größer stellte sich der Gesammterfolg dar, je nachdem die einzelnen Ergebnisse sich zur Uebersicht anreihten; das Heer vernahm staunend die Größe des vollbrachten Werkes; ein allgemeiner Jubel durchlief seine Reihen, als Blücher von Löwenberg aus ihm dasselbe nach That und Erfolg durch folgenden Tagesbefehl preisend vorhielt: „Soldaten des schlesischen Heeres! Schlesien ist vom Feinde befreit. Eurer Tapferkeit, brave Soldaten der russischen und preußischen Armee unter meinem Befehl, eurer Anstrengung und Ausdauer, eurer Geduld in Ertragung von Beschwerden und Mangel, verdanke ich das Glück, eine schöne Provinz den Händen eines gierigen Feindes entrissen zu haben. Bei der Schlacht an der Katzbach trat euch der Feind trotzig entgegen. Muthig und mit Blitzesschnelle brachet ihr hinter euren Anhöhen hervor. Ihr verschmähtet, ihn mit Flintenfeuer anzugreifen,

unaufhaltsam schrittet ihr vor; eure Bajonette stürzten ihn den steilen Thalrand der wüthenden Neiße und der Katzbach hinab. Seitdem habt ihr Flüsse und angeschwollene Regenbäche durchwatet. Im Schlamm habt ihr die Nächte zugebracht. Ihr littet zum Theil Mangel an Lebensmitteln, da die grundlosen Wege und der Mangel an Fuhrwerk deren Nachfuhr verhinderten. Mit Kälte, Nässe, Entbehrungen, und zum Theil mit Mangel an Bekleidung, habt ihr gekämpft, dennoch murrtet ihr nicht, und ihr verfolgtet mit Anstrengung euren geschlagenen Feind. Habt Dank für ein so hochlobenswerthes Betragen; nur derjenige, der solche Eigenschaften vereinigt, ist ein ächter Soldat. Hundert und drei Kanonen, 250. Munitionswagen, des Feindes Lazarethanstalten, seine Feldschmieden, seine Mehlwagen, 1. Divisionsgeneral, 2. Brigadegenerale, eine große Anzahl Obriste, Stabs- und andre Offiziere, 18,000. Gefangene, 2. Adler und andere Trophäen sind in euren Händen. Den Rest derjenigen, die euch in der Schlacht an der Katzbach gegenüber gestanden haben, hat der Schreck vor euren Waffen so sehr ergriffen, daß sie den Anblick eurer Bajonette nicht mehr ertragen werden. Die Straßen und Felder zwischen der Katzbach und dem Bober habt ihr gesehen, sie tragen

die Zeichen des Schreckens und der Verwirrung eurer Feinde. Laßt uns, dem Herrn der Heerschaaren, durch dessen Hülfe ihr den Feind niedergeworfen, einen Lobgesang singen, und im öffentlichen Gottesdienste ihm für den uns gegebenen herrlichen Sieg danken. Ein dreimaliges Freudenfeuer beschließe die Stunde, die ihr der Andacht weihet. Dann sucht euren Feind auf's neue auf." Der ganze Verlust der Franzosen betrug an 30,000 Mann, der Gefangenen waren 20,000., der genommenen Kanonen 105. und der Pulverwagen über 300. Blücher schätzte den Verlust des schlesischen Heeres auf höchstens 1000. Mann; vielleicht nie, sagte er am Schlusse seines Berichts, sei ein Sieg mit so wenig Blut erkauft worden. Das Naturereigniß, welches sich diesen Kriegsauftritten so verhängnißvoll beigemischt, hatte Sinn und Gemüth mit dem Schauer des Wunderbaren erfüllt. Die Schleusen des Himmels hatten an diesen Tagen über weite Länderstrecken sich eröffnet; es ging auch die Sage, daß Durchbrüche unterirdischer Gewässer zur Anschwellung der Gebirgsfluthen mitgewirkt. Eine Menge Franzosenleichen trieben zwischen Trümmern in weiter Ueberschwemmung umher, und blieben beim Ablaufe des Wassers zum Theil auf Feldern und auf Bäumen zurück. Der

Russe sah in diesem Unwetter ein Zeichen, daß der Himmel die Schickungen, durch welche der Feind in Rußland verderbt worden, noch nicht aufhören lasse.

Wie groß auch der Erfolg dieser Schlacht an und für sich war, so erschien ihr Gewinn doch größer noch in den geistigen Wirkungen, welche sie ausübte. In dem Heere selbst war durch einen solchen Sieg aller Zwiespalt, alle Unzufriedenheit getilgt. Der Feldherr hatte gezeigt, daß sein kühner Muth mit kundiger Einsicht verbunden, und solchem Führer unbedingt zu vertrauen sei; die Generale, die Offiziere und Soldaten hatten ihn, und hinwieder er sie kennen gelernt; York war mit ihm ausgesöhnt, Langeron entsagte dem Irrthume völlig, den er zum Theil schon auf dem Schlachtfelde gutgemacht. Sackens Verdienst leuchtete in glänzender Anerkennung. Alles beeiferte sich, fortan im Sinne des Feldherrn zu handeln, einig und gehorsam seinen Anordnungen zu folgen. Das ganze Heer war zu begeisterter Stimmung erhoben, die Soldaten wußten nicht Ausdruck genug für ihre Freude zu finden. Wo Blücher und York sich am folgenden Tage zeigten, wurde ihnen jauchzendes Lebehoch zugerufen. Insbesondre gewann Blücher die Vorliebe der Russen von dieser Zeit an immer

immer mehr, ſie dienten freudig unter ihm, und während des ganzen Krieges erfuhr ſein Oberbefehl weder Murren noch Eiferſucht mehr. Das ſchleſiſche Heer, kürzlich noch von Ausbrüchen der gefährlichſten Zwietracht bedroht, war durch einen einzigen Sieg zu einem feſten, einſtimmigen Ganzen vereint. Die Wirkung nach außen war nicht minder groß. Schleſien pries laut ſeine Rettung, und neuer Muth und Eifer entzündete ſich in allen Gemüthern. Die Unfälle der Verbündeten bei Dresden, wo Napoleon das Hauptheer nach Böhmen zurückſchlug, wurden am ſelben Tage durch Blücher an der Katzbach, durch Bülow am 23. bei Großbeeren, und durch Oſtermann, Colloredo und Kleiſt am 30. bei Kulm herrlich aufgewogen. An letzterem Tage traf Blüchers Bericht im großen Hauptquartiere zu Töplitz ein, und verdoppelte die Siegesfreude. Der König ſandte ihm das Großkreuz des eiſernen Kreuzes, der Kaiſer von Oeſterreich das Komthurkreuz des Thereſienordens, der Kaiſer von Rußland von ſeiner eignen Brust den Andreasorden mit einem eigenhändigen Schreiben, welches die innigſte Anerkennung, den ehrendſten Dank ausſprach. Auch für die Generale, insbeſondre für Sacken, deſſen Blücher beſtens gedacht hatte, für die vielen Offiziere und Soldaten,

die sich besonders hervorgethan, erfolgten zahlreiche Belohnungen.

Doch Blücher, dem Staunen und der Freude über seinen Sieg nicht viele Zeit gönnend, strebte unaufhaltsam vorwärts. Seine Kühnheit und Zuversicht belebte alles um ihn her; immer auf den Feind, ihm keine Ruhe gelassen, das war seine Meinung; zum Ausweichen, dachte er, sei immer Zeit genug. Am 3. September drang das Heer über die Neiße in die Lausitz bis zur Landskrone vor, und rückte am 4. gegen Bautzen an. Die französische Nachhut wich, plötzlich aber bei Hochkirch wandte sie sich wieder, und hielt nicht nur Stand, sondern drang auf's neue vor. Staubwolken bezeichneten den starken Anzug feindlicher Truppenmassen, und alle Nachrichten durch Gefangene und Kundschafter sagten aus, daß der französische Kaiser selbst in Bautzen eingetroffen sei. In der That war Napoleon von Dresden, wo ihm durch die Nachrichten von dem Unglück seiner Generale der Preis seines selbsterfochtenen Sieges mehr und mehr wieder verdarb, mit starker Macht aufgebrochen, um fürerst Blücher zurückzuwerfen, der vor allen Andern so dreist ihm annahte. Allein der preußische Feldherr vergaß seiner Aufgabe nicht. Langsam zog er unter starken Nachhutge-

fechten, die den Feind aufhielten, am 5. abends hinter die Neiße, und mit einem Theile des Heeres über den Queiß zurück, so gestellt, daß zum Rückzuge wie zum Vordringen immer schon ein Schritt gewonnen wäre. Wirklich kam der letztere ihm zu Gute, denn Napoleon, da seine Hoffnung einer Schlacht getäuscht und seine Gegenwart auf andrer Seite dringend nöthig war, kehrte am 5. abends mit einem Theile der Truppen wieder nach Dresden um, und überließ dem Könige von Neapel die Sorge, das im Weichen begriffene Heer Blüchers ferner zurückzudrängen. Hievon durch Kundschafter und durch die zahlreichen und trefflichen Streifpartheien, welche im Rücken des Feindes jeden Vortheil wahrnahmen, alsbald unterrichtet, wandte sich auch Blücher sogleich wieder, und beschloß auf den König von Neapel loszugehn. Er zog eine russische Truppenschaar, von dem General Grafen von Pahlen, und bald nachher von dem General Grafen von St. Priest befehligt, zur Verstärkung an sich, und wollte den Feind, da das Erdreich zwischen Görlitz und dem Queiß durch waldige Hügel versteckte Märsche begünstigt, links über Ostritz und Löbau umgehn, um dessen Stellung an der Landskrone im Rücken anzugreifen. Schon war Blücher am 8. in Ostritz angekommen,

allein der Feind hatte in Herrnhut unter dem Fürsten Poniatowski eine beträchtliche Truppenschaar, die sich zwar auf Löbau zurückzog, dort aber am 9. gegen die russischen Truppen unter St. Priest eine Zeitlang Stand hielt, und erst in der Nacht auf Bautzen wich, wohin unterdeß auch der König von Neapel aus der Gegend von Görlitz eiligst zurückgegangen war. Am 10. September hatte Blücher sein Hauptquartier in Herrnhut, und vereinigte sich hier mit dem österreichischen General Grafen von Bubna, welcher 10,000. Mann aus Böhmen über Zittau herbeiführte, und links nach Schluckenau vorrückte. Um den Feind aus Bautzen zu vertreiben, wurde Langeron durch das Gebirge über Schirgswalde gegen Neustadt beordert, während York nach Rumburg zog, und Sacken unmittelbar vor Bautzen stand. Der König von Neapel, in seinem Rücken bedroht, zog sich hierauf am 12. von Bautzen nach Bischofswerda zurück, lehnte seinen rechten Flügel bei Lilienstein an die Elbe, und nun stand auf dieser Seite des Stromes die französische Macht in einem Halbkreise, der sich abwärts über Neustadt, Bischofswerda, Kamenz, Königsbrück und Großenhain erstreckte, nahe vereinigt um Dresden her, den Mittelpunkt ihrer Stärke und Bewegungen. Diesem Halbkreise

zu nahen, wurde für jedes einzelne Heer um so gefährlicher, je näher derselbe zusammenrückte, und je weiter die anderen Heere der Verbündeten noch entfernt standen. Ihre Vereinigung aber, die nur vorwärts auf dem linken Ufer der Elbe durch gemeinsame Machtbewegungen geschehen konnte, unterlag noch großen Schwierigkeiten. Das Nordheer hatte zwar am 6. September gegen den Marschall Ney, welchen der französische Kaiser neuerdings mit 77,000. Mann zu einem Versuch auf Berlin vorgesandt, einen zweiten Sieg bei Jüterbogk und Dennewitz errungen, allein es fehlte viel, daß dieses Heer zu einem kühnen Vordringen über die Elbe bereit gewesen wäre. Das Hauptheer in Böhmen hatte große Verluste zu ersetzen, und auf seine leichte und rasche Beweglichkeit war bei seiner zusammengesetzten Masse und den vorliegenden Oertlichkeiten überhaupt wenig zu rechnen. Napoleon aber schien in Dresden ganz darauf gefaßt, dasjenige Heer der Verbündeten, welches zuerst sich hervorwagte, mit gesammter Macht anzugreifen, und zu erdrücken, ehe die andern zu Hülfe kommen könnten. Unter solchen Umständen durfte auch Blücher nicht weiter vordringen, sondern mußte wie bisher jeden Augenblick bereit bleiben, im Fall Napoleon gegen ihn hervorbräche, dem

Kampf auszuweichen. Er nahm daher den 15. September sein Hauptquartier in Bautzen, und der größte Theil seiner Truppen bezog daselbst ein Lager. Hier trat bis zum 22. September ein Stillstand in den Kriegsbewegungen ein, während dessen jedoch der kleine Krieg von Kosacken und andern leichten Truppen in vielen glücklichen Zügen und Gefechten nur um so lebhafter fortdauerte; für die übrigen Truppen wurde die kurze Rast zur Ausbesserung der Waffen und des Fuhrwerks, zum Ersatz der fehlenden Bekleidung, und zur Beischaffung alles anderen Kriegsbedarfs eifrig benutzt. Blücher indeß erwartete voll Ungeduld die Beschlüsse aus dem großen Hauptquartier; er hatte sowohl in dieses, als in das Hauptquartier des Kronprinzen von Schweden vertraute Offiziere gesandt, welche ihn von dem Nöthigen sogleich unterrichten sollten. Die verbündeten Herrscher verfolgten mit Entschlossenheit und Eifer den gemeinsamen Zweck, und wünschten der Kriegsführung allen möglichen Nachdruck zu geben; weniger Entschiedenheit glaubte man bei dem Kronprinzen von Schweden zu sehn, welchen Rücksichten und Zweifel mancher Art zu hemmen schienen. Daß er seine besonderen Verhältnisse, unter denen er mitkämpfte, scharf im Auge behielt, durfte seiner Staats-

klugheit zum Lobe gereichen, aber dem Feldzuge nicht immer zum Vortheil. Bei den neuen Verabredungen, die zu nehmen waren, konnte dieser Umstand nicht außer Acht bleiben, und Blücher insbesondre hob ihn hervor. Schon war die Absicht, das schlesische Heer, welches nach den angestrengten Märschen und häufigen Gefechten nur noch 65,000. Mann stark war, zur Verstärkung des Hauptheeres nach Böhmen zu ziehen, und dann von hieraus, indem Blücher die Bahn bräche, vereint in Sachsen vorzudringen; der General Graf von Bennigsen sollte mit 57,000. Mann, die er aus Polen heranführte, in den von dem schlesischen Heere verlassenen Raum einrücken. Hauptsächlich der russische Kaiser betrieb diesen Plan, sowohl aus persönlicher Vorliebe für Blücher, den er in seiner Nähe zu haben wünschte, als auch in der Hoffnung, durch ihn die kriegerische Thätigkeit allgemeiner zu beleben. Allein Blücher selbst, als er die Sache vernahm, war nicht ohne Besorgniß, jene Verbindung möchte im Gegentheil seiner eignen Thätigkeit mancherlei Hemmung bringen, auch kam in Betracht, daß Bennigsen schneller und sicherer aus Schlesien gradesweges nach Böhmen zu dem Hauptheere ziehen, als Blücher aus der Nähe des Feindes weg durch den beschwerlichen Gebirgs-

wenigstens diesen Marsch ausführen konnte. Der Kaiser indeß wiederholte den Vorschlag, und Blücher der schon befürchtete, derselbe möchte zum Befehl werden, sandte durch einen vertrauten Offizier die schriftliche Erörterung seiner Bedenken, und wie viel rathsamer es sein dürfte, daß er in der einmal genommenen Richtung fortschritte, und quer durch Sachsen vorwärts seine Vereinigung mit dem Hauptheere auf dem jenseitigen Elbufer zu bewirken suchte, wo er schnell genug einzutreffen versprach; zugleich ließ er vorstellen, wie nöthig es sei, den Kronprinzen von Schweden nicht vereinzelt sich selbst zu überlassen, sondern ihn aus seinem bisherigen Zaudern und Zurückhalten durch Anschließung in den Kreis der wirksameren Thätigkeit mitfortzureißen. Diese Ansicht fand Genehmigung, das schlesische Heer blieb, zur großen Zufriedenheit Blüchers, in seiner bisherigen Bahn, und nach Böhmen zog Bennigsen. Es wurde beschlossen, mit dem Hauptheere, sobald dieser angelangt, durch das Erzgebirge dem Feinde in den Rücken zu gehn, und ihm, wenn er dadurch Dresden und die Elbe zu verlassen genöthigt worden, in den Ebenen von Sachsen eine Schlacht zu liefern, zu welcher das schlesische Heer und mit ihm verbunden das Nordheer von ihrer Seite einzutreffen hätten. Die

beiden Streitmassen, durch welche das französische Heer umfaßt werden sollte, dünkten auf solche Weise jede für sich stark genug, um den Anfall Napoleons eine Zeitlang allein auszuhalten. Blücher bekam die Aufgabe, auf seiner Seite den Feind in Spannung zu erhalten, um dessen Aufmerksamkeit von dem Zuge des Hauptheeres abzulenken, dann aber sich in schnellen Märschen rechts an das Nordheer hinanzuziehen, und zugleich mit diesem über die Elbe zu gehn; eine Aufgabe, deren Lösung aber mancherlei Schwierigkeiten noch im Wege standen.

Blücher mochte nicht lange ruhen. Er und Gneisenau folgten dem Grundsatze, man müsse den Feind immerfort angreifen, durch Gefechte schwächen, und den eignen Verlust nicht scheuen, damit, bei gleicher Abnahme, das Uebergewicht der Verbündeten um so stärker hervorträte, welches nach ungefährer Schätzung schon jetzt, da der Feind größere Verluste und mindere Verstärkungen empfangen, gegen 100,000. Mann betrug. Er lud den General Grafen von Tauenzien, der mit 20,000. Preußen, dem Nordheere mehr angereiht als angehörig, an der Mittelelbe stand, zu einer gemeinsamen Unternehmung gegen den König von Neapel ein, der die Gegend von Großenhain besetzt hielt. Tauenzien rückte sogleich vor, und hatte am 19.

September bei Mühlberg an der Elbe ein glückliches Reitergefecht, worin 3. franzöſiſche Reiterregimenter faſt ganz vernichtet wurden. Durch dieſen Unfall aufgeſchreckt entzog jedoch der Feind ſich dem Hauptangriffe. Inzwiſchen wandte Blücher ſeine Truppen mehr und mehr rechts über Kamenz gegen Großenhain, den Feind täuſchend, als rücke die Stärke des ſchleſiſchen Heeres in der Richtung von Bautzen über Biſchofswerda heran. Ein beſonderer Umſtand beſtärkte dieſe Täuſchung. Napoleon war am 16. September neuerdings in Böhmen eingebrochen, und bei dieſer Gelegenheit der Major von Blücher, Sohn unſers Feldherrn, an der Spitze ſeines Huſarenregiments fechtend, ſchwerverwundet in Gefangenſchaft gerathen. Der Vater, von dem Schickſale des Sohnes benachrichtigt, ſchrieb ihm, und ließ am 20. September durch einen Trompeter den Brief offen bei den franzöſiſchen Vorpoſten abgeben; aus kluger Vorſicht jedoch, um nicht ſeinen Aufenthalt zu verrathen, hatte er als Ort Biſchofswerda geſetzt. Nun zweifelte Napoleon nicht, daß derſelbe in dieſer Richtung anrücke, und brach ungeſäumt auf, denſelben mit Macht zurückzuwerfen. Gleich am folgenden Tage gegen Abend fiel er auf die preußiſche Vorhut in Biſchofswerda, die, nur 4. Bataillons ſtark,

vor 30,000. Mann in die Stellung von Förſtchen unfern von Bautzen zurückwich. Am 22. rückte er mit noch größerer Truppenſtärke gegen dieſe Stellung an, aber mit Vorſicht und nicht ohne Verluſt, den die Reiterei der Verbündeten ihm verurſachte. Am 23. zog er noch immer neue Truppen heran, allein verzweifelnd, das ſchleſiſche Heer zur Schlacht zu bringen, und durch die Bewegungen des Hauptheeres der Verbündeten wieder nach Dresden gerufen, kehrte er abends dahin zurück. Ihm folgte ein Theil der Truppen. Blücher hatte ihnen auf dem Rückwege noch einen Streich zugedacht, er ſelbſt war auf der Höhe von Förſtchen, um den Feind von vorn zu erwarten, oder auch ſelbſt anzugreifen, während Sacken von Kamenz über Marienſtern gegen Biſchofswerda heranziehend ihn im Rücken nehmen ſollte, jedoch die Sache, mißlang, weil die Truppen ſich verſpäteten und des Weges verfehlten, und erſt am 24. vor Biſchofswerda erſchienen, wo der Feind unterdeß ſchon abgezogen war.

Am 25. war das Heer von Bennigſen bei Zittau vollſtändig eingetroffen, dem rechten Flügel des Hauptheeres angereiht, und jetzt konnten die verabredeten großen Bewegungen mit Kraft beginnen. In dem Hauptquartiere des ſchleſiſchen Hee-

res würde nun der Sitz der entschlossensten Thatkraft, der unternehmendsten Kühnheit offenbar. Hier war der eigentliche Kern der Kriegsführung; der thätige Anstoß und das fortreißende Beispiel waren hier. Vor Allen ragte Blücher selbst hervor in rücksichtsloser Unerschrockenheit, in unaufhaltsamem Vorwärtsstreben; sein Generalquartiermeister, sein Generalstab, vereinigten mit der tüchtigsten Gesinnung die auserlesenste Kriegskunst; er benutzte die Einsicht, die klugen Anschläge und genauen Berechnungen, die ihm von daher dargeboten waren, mit uneifersüchtiger Beachtung, und beseelte sie mit seiner heldenmüthigen Entschlußkraft, die das ganze Heer ergriff und fortriß. Das schlesische Heer ließ bei Bautzen 8000. Mann unter dem General Fürsten Scherbatoff zur Beobachtung stehn, und rückte rechts gegen die Elbe vor. Zuerst griff Sacken am 27. September die Franzosen in Großenhain unvermuthet an, trieb sie nach Meißen zurück, und unterhielt dort die folgenden Tage ein lebhaftes Geschützfeuer. Hinter diesem verdeckenden Angriffe zog Blücher mit York und Langeron in starken Märschen rechts ab, erreichte am 1. Oktober Herzberg, am 2. die Gegend von Jessen, nahe dem Einflusse der schwarzen Elster in die Elbe, wo sogleich in der Nacht bei dem Dorfe Elster von 72. russischen

Leinwandpontons, die am 26. September von Görlitz über Hoyerswerda nach Elster abgegangen waren, eine Schiffbrücke, und gleich daneben eine zweite Brücke auf Pfahlstützen über die Elbe geschlagen wurde, und am 3. in der Frühe das Heer überzugehen begann. Schon von Bautzen hatte Blücher den Kronprinzen von Schweden durch einen vertrauten Offizier von seinem Vorhaben, am 3. Oktober über die Elbe zu gehn, benachrichtigt, und ihn aufgefordert, auch seinerseits überzugehn, und gegen Leipzig vorzurücken, da sie Beide dann stark genug sein würden, sich auf dem linken Elbufer zu behaupten. Der Kronprinz stimmte lebhaft dem Unternehmen bei, und versprach seine Theilnahme, allein er glaubte den 3. Oktober allzu voreilig anberaumt, und die Ausführung noch keineswegs so nahe, unterließ daher seinerseits alle Anstalten, und blieb einstweilen in Koswig stehn. Ihm gegenüber in Wörlitz stand der französische General Bertrand, und da dieser von den Anstalten bei Elster vernahm, und auf der Seite des Kronprinzen alles ruhig sah, so trug er kein Bedenken, mit 20,000. Mann schon am 2. Oktober nach dem bedrohten Punkte zu eilen, und gegenüber von Elster eine Stellung zu nehmen, aus welcher sein Geschütz noch denselben Abend die preußischen Brückenarbei-

ter bestrich, ohne jedoch das Werk in der Nacht hindern zu können. Diese Stellung umfaßte die Dörfer Bleddin, Globig und Wartenburg, und war, als ein günstiger Uebergangspunkt, schon früherhin sorgfältig verschanzt worden, besonders bot das Dorf Wartenburg durch die Gewässer und Dämme eine fast unangreifbare Feste dar. Blücher, zwar für sich allein auf dem linken Elbufer großer Gefahr ausgesetzt, wollte von seinem Unternehmen nicht ablassen, sandte einen Offizier mit der Nachricht seines Ueberganges und mit neuer Aufforderung an den Kronprinzen, und ließ die Truppen unverweilt ihren Zug über die Brücke fortsetzen. Die Stärke des Feindes in Wartenburg und die feste Beschaffenheit dieses Ortes selbst waren noch nicht gehörig erkundet, aber Blücher sah ein, daß alles darauf ankam, den Feind hier zu vertreiben. York war mit seinen Truppen an der Spitze; singend das alte Lied von Prinz Eugenio waren sie über die Brücke gezogen, Blücher hielt drüben, und rief den Ankommenden zu: „Vorwärts, Kinder! und gut ausgehalten! Die Brücke laß' ich hinter uns abbrennen!" Einige Stimmen antworteten mit Jubel, andre aber mit Murren, und einige Soldaten riefen unwillig, so brauche man ihnen nicht zu kommen, sie würden ihre

Schuldigkeit thun ohne zu fragen, ob hinter ihnen die Brücke ſtehe oder brenne. Freudig eines Muthes, der ſolche Zurechtweiſung an den Feldherrn richten durfte, rief Blücher zutraulich herzhaft: „Nun, ſeid nur klug, Kinder! So hab' ichs auch gar nicht gemeint; wir kennen einander ſchon!" Und ſo entließ er ſie zum Angriff. York gab dem Prinzen Karl von Mecklenburg den Befehl, das Dorf Bleddin wegzunehmen, und alsdann das Dorf Wartenburg in des Feindes rechter Seite zu umgehn, gegen welches der General von Horn auf einem der Elbdämme in grader Richtung anrückte. Es entſtand ein hartnäckiges, mörderiſches Gefecht, das vier Stunden andauerte; Bleddin wurde genommen, aber die Umgehung verzögerte ſich; es war ſchon gegen 3. Uhr nachmittags. Da wurde der General von Horn ungeduldig, rief ſeinen Leuten zu: „Burſche, ein Hundsfott, wer nun noch einen Schuß thut! Vorwärts mit dem Bajonet!" und unaufhaltſam drang der Sturm, trotz eines Hagels von Kartätſchen, über den ſchmalen Damm in die Verſchanzungen des Feindes, mit ihm zugleich durch Gräben und Verhaue in das Dorf; die Franzoſen verloren über 3000. Mann, worunter 1000. an Gefangenen, von 60. Stücken Geſchütz 11., nebſt 80. Pulverwagen, und zogen

in Eile gegen Wittenberg und Kemberg zurück. Nur wenige Reiterei war zur Hand, die mit Erfolg den Abziehenden nachsetzte; der größte Theil war noch auf dem rechten Elbufer zurück, und kam erst spät an den Feind. Auch Sacken konnte von Meißen in angestrengten Märschen erst gegen Abend eintreffen. Die Verbündeten hatten 2000. Todte und Verwundete, ein Verlust, der größtentheils den York'schen Truppen angehörte, die fast allein das Gefecht bestanden hatten. Stundenlang waren diese tapferen Truppen dem feindlichen Geschützfeuer ausgesetzt geblieben, ehe das eigne Geschütz herangebracht werden konnte; die schlesische Landwehr und das zweite Bataillon vom Leibregiment hatten sich besonders ausgezeichnet. Die Kühnheit und Schwierigkeit dieses Elbüberganges, der Heldenmuth, welchen die Truppen und Anführer dabei bewiesen, und die Wichtigkeit des Erfolges selbst, machen den Sieg von Wartenburg zu einem der denkwürdigsten der neueren Kriegsgeschichte, der sich mit Recht für immer dem Namen York fortan verknüpft.

Der Kronprinz von Schweden, von Blüchers Ernst unterrichtet, ging am 4. Oktober bei Acken und Roslau nun gleichfalls über die Elbe, und folgte den Truppen des Marschalls Ney, der sich

vor

vor ihm gegen Leipzig zurückwandte. Der Kronprinz lobte in seinen Kriegsberichten Blüchers kühnen Marsch und tapfre Schlacht, und verhieß demselben darauf thätiges Zusammenwirken von Seiten des Nordheeres. Allein Blücher glaubte, fürerst nur noch seinen eignen Kräften trauen zu müssen, und insofern war seine Lage nicht ohne große Gefahr. Um Haltung auf dem linken Elbufer und Sicherheit des Rückzugs zu haben, beschloß er die Linie zwischen Wartenburg und Bleddin durch ein verschanztes Lager zu 150. Kanonen in Vertheidigungsstand zu setzen, und sogleich am 4. Oktober ließ er 4000. Arbeiter aus dem Heere zu diesem Werk aufbieten, welches am 10. fertig sein sollte. Er selbst indeß rückte vorwärts am 5. und 6. bis an die Mulde, wo das schlesische Heer rechtshin dem Nordheere sich anreihte. York machte jetzt den rechten Flügel, Sacken den linken, der Feind zog sich auf Delitzsch und Eilenburg zurück. Sakkens leichte Reiterei streifte aufwärts zwischen der Elbe und Mulde über Mokrehna bis jenseits Wurzen, sandte durch eine Kosackenschaar hinter dem Rücken des Feindes die Nachricht von dem Vorrücken des schlesischen Heeres zu dem Hauptheere nach dem Erzgebirge, und machte auf der Verbindungsstraße des französischen Heeres zwischen Leip-

zig und Dresden binnen wenigen Tagen über 1000. Gefangene. Die französischen Heertheile der Generäle Bertrand und Reynier, unter dem Oberbefehle von Ney, standen 40,000. Mann stark bei Leipzig und Wurzen, und starke Truppenzüge von Dresden und Altenburg konnten die französische Macht hier schnell vermehren. Das schlesische Heer war etwa 60,000. Mann stark, sein Rückhalt bei Wartenburg noch nicht vertheidigungsfähig, und seine kühne und drohende Stellung, im Falle Napoleon mit ganzer Macht sich ihm entgegenwarf, höchst bedenklich. Blücher hatte deßhalb am 7. Oktober mit dem Kronprinzen von Schweden in Mühlbeck an der Mulde eine Zusammenkunft, um sich mit demselben über gemeinsame Maßregeln näher zu verständigen. Die beiden Feldherren wußten keiner die Sprache des andern, indeß wurde durch Vermittelung die Abrede getroffen, mit beiden Heeren auf Leipzig vorzudringen, und hier dem Feinde, falls er Stand hielte, am 9. oder 10. eine Schlacht zu liefern. Blücher schickte sich bereits zur Ausführung an, als plötzlich durch den Major von Falkenhausen die Nachricht kam, Napoleon sei am 7. Oktober, nachdem er Blüchern, den er noch immer in Bautzen geglaubt, so unvermuthet diesseits der Elbe in seinem Rücken vernommen, von Dresden auf-

gebrochen, und rücke auf der Straße von Meißen nach Leipzig mit aller Macht heran. Das Nordheer war um ein Drittheil stärker als das schlesische, und beide zusammen durften der Stärke, welche Napoleon in den nächsten Tagen bei Leipzig vereinigen konnte, wohl gewachsen sein. Blücher war daher der Meinung, derjenige Theil, welchen Napoleon zunächst angriffe, sollte sich auf seinen Uebergangsort an der Elbe, das Nordheer zwischen Mulde und Saale in den Brückenkopf von Roslau, das schlesische zwischen Mulde und Elbe in die Verschanzungen von Wartenburg zurückziehen, der nichtangegriffene Theil aber sogleich den Feind selbst in der Flanke und im Rücken angreifen. Der Offizier aber, welchen Blücher mit jener Nachricht zu neuen Verabredungen an den Kronprinzen gesandt, kehrte am 9. Oktober morgens mit der Botschaft wieder, der Kronprinz wolle auf das rechte Elbufer zurückgehn, und nur unter dem Beding auf dem linken bleiben, wenn Blücher mit ihm vereint über die Saale ginge, um hinter derselben eine Stellung zu nehmen. Der preußische Feldherr nahm den kühnen, aber noch mißlichen Vorschlag an, gab seinen Rückhalt an der Elbe bei Wartenburg willig auf, um nur das Nordheer auf dem linken Elbufer festzuhalten, und er-

theilte ungesäumt Befehl zum Aufbruch. Der Uebergang über die Mulde geschah noch am nämlichen Tage bei Jeßnitz und Düben, nicht ohne Gefahr jedoch für Sacken, der bei Eilenburg und Mokrehna mit dem andringenden Feinde noch im Gefechte stand, als ihn, durch Schuld eines Offiziers um drei Stunden verspätet, der Befehl erreichte, mit seinen Truppen dem Heertheile Langerons über Düben auf das linke Ufer der Mulde zu folgen; schon aber war der Feind im Besitz der Straße nach Düben, denn Langeron hatte in der Meinung, die anrückenden Truppen seien der erwartete Heertheil von Sacken, bereits diesen Ort selbst geräumt, wo die Franzosen noch eine Anzahl Nachzügler und einzelne Offiziere nebst Pferden und Packwagen der Langeron'schen Truppen fanden; hiedurch war Sacken von dem übrigen Heere getrennt und zwischen zwei feindlichen Truppenzügen in sehr gefahrvoller Lage; doch seine Entschlossenheit half ihm bald aus dieser Klemme, er wußte den Feind in Schen zu erhalten, zog dann in angestrengtem Marsche die ganze Nacht hindurch im Halbkreise um Düben herum, und konnte in der Frühe am 10. glücklich seinen Uebergang über die Mulde ausführen. Die Brücken wurden zerstört, und Napoleon, der abends in Düben anlangte,

fand das ſchleſiſche Heer, jenſeits der Mulde ſchon vereinigt mit dem Nordheere.

Neue Schwierigkeiten erhoben ſich hier für Blücher. Der Kronprinz von Schweden hatte bereits Halle durch den General Grafen Woronzoff beſetzen laſſen, und ſollte nun rechts dahin nachrücken, und Blücher ihm rechts angeſchloſſen an die Saale folgen. Allein jener fand nun Bedenken, ſich von der Elbe zu trennen, und dadurch ſeiner unmittelbaren Verbindung mit Schweden, mit ſeinen, nordwärts zurückgebliebenen oder in einzelnen Entſendungen vertheilten Truppen, für eine Zeitlang zu entſagen; er wollte daher den linken Flügel, die Stellung zunächſt der Elbe, dem Nordheere vorbehalten, und verlangte, Blücher ſolle mit dem ſchleſiſchen Heere an jenem vorbei auf den rechten Flügel rücken; die Nachtheile, welche der Kronprinz für ſich vermeiden wollte, wurden dadurch Blüchern in nur größerem Maße zugemuthet, denn wenn jener in Bezug auf die nahe Mark jene Erſtreckung mißlich fand, wie ſehr mußte es dann dieſer in Bezug auf das ferne Schleſien? Indeß Blücher ſcheute kein Opfer; um nur das Zuſammenwirken der beiden Heere zu erhalten, und Bruch und Trennung zu verhüten, gab er dem Verlangen nach, und ließ noch am 10. mittag

die beiden Heertheile von York und Langeron nach Zörbig vorrücken, während Sacken mit dem seinigen noch bei Jeßnitz und Raguhn am Ufer der Mulde festhielt. Eine Zusammenkunft, welche beide Feldherren an diesem Tage hatten, lief ziemlich kalt ab; Blücher sah in dem Kronprinzen nur Zweifel und Ungewißheit, und traute demselben nicht den entschlossenen Willen zu, an einer sich darbietenden Schlacht mit Aufbietung aller Kräfte unbedingt Theil zu nehmen. Man hatte von den möglichen Zwecken und Schritten des Feindes verschiedene Ansichten, und daher nicht dieselbe Meinung über die eignen Maßregeln; indeß wurde verabredet, bei Wettin über die Saale zu gehn, und auf dem linken Ufer sich aufzustellen. Der Kronprinz versprach, bei Wettin eine Brücke schlagen zu lassen, und alles zum Uebergange vorzubereiten. Hiernach setzte sich am 11. Oktober das schlesische Heer in Bewegung, York und Langeron von Zörbig, Sacken über Radegast von der Mulde her, wo zur Sicherheit einige Truppen stehn blieben. Schon um Mittag aber kam die Nachricht, bei Wettin sei nicht allein keine Brücke geschlagen, sondern auch nicht die geringste Kunde von einem solchen Vorhaben. Zwar hatte Blücher aus Vorsorge, um eine zweite Brücke schlagen zu können, auch seine

Pontons dorthin gesandt, allein deren Ankommen verzögerte sich in den schlechten Wegen, und für den Augenblick war kein Uebergang möglich. Höchst aufgebracht beschloß Blücher, der sich grade auf der Straße befand, die auf dem rechten Ufer der Saale von Magdeburg nach Halle führt, ohne Verzug mit den Truppen von York und Langeron auf dieser Straße die ganze Nacht durch bis Halle vorzurücken und dort überzugehn; während dies vollführt wurde, behielt Sacken mit seinem Heertheile die erste Richtung, und rastete bei Wettin, bis daselbst der Uebergang bereitet war. Hier gingen sodann auch von dem Nordheere der General von Bülow mit dem preußischen Heertheile und der General von Winzingerode mit dem russischen über die Saale, bei Alsleben aber der Marschall von Stedingk mit dem schwedischen. So war denn die vereinigte Heeresmacht auf's neue dem Angriffe Napoleons, wie früher über die Mulde, so jetzt auch noch über die Saale ausgewichen, und dieser, der über den ersten Fluß nachzudringen vielleicht bereit gewesen, fand nicht rathsam, über den zweiten hinaus seine Truppen, deren er gleich in der Nähe zu einer Schlacht gegen das vordringende Hauptheer bedürfen konnte, auf ungewisse Weite zu erstrecken. Schon am 10. Oktober in Düben an-

gelangt, und die folgenden Tage bis zum 14. dort verweilend, leitete er bereits neue Bewegungen, deren Zweck bis heute zwiefacher Deutung unterliegt, aber in beiden Annahmen, bei gelungener Durchführung, ohne Zweifel mit den größten Folgen verknüpft gewesen wäre. Eine Truppenmacht von 4 Heertheilen richtet er plötzlich in angestrengten Märschen auf die Elbe; 30,000. Mann auf Wittenberg, 20,000. auf Dessau, 15,000. auf Wartenburg, ein allgemeines Vorrücken seiner ganzen Heereskraft verkündet sich in dieser Richtung. Ein Theil dieser Truppen unter dem General Reynier geht bei Wittenberg über die Elbe, und vertreibt den General von Thümen, welcher mit einer preußischen Truppenschaar diese Festung berennt hielt, stromabwärts auf dem rechten Elbufer gegen Roslau. Der General Graf von Tauenzien geht mit seinem Heertheile hier schnell auf das rechte Ufer zurück, nimmt die Truppen von Thümen auf, und eilt sich auf die Straße von Berlin, zwischen den Feind und diese bloßgestellte Hauptstadt zu werfen. Auf dem linken Elbufer rücken die Franzosen unter Ney gleichzeitig auf Dessau und gegen den Brückenkopf von Roslau vor, und dieser, wie auch der Uebergang bei Wartenburg, von Bertrand be-

ſetzt, ſind ſchnell in ihrer Hand. Dies alles iſt bereits am 11. geſchehn.

Große Beſtürzung verbreitete ſich bei dieſer Nachricht. Der Kronprinz von Schweden, in deſſen Hauptquartiere die verſchiedenartigſten Beſorgniſſe ſich kreuzten, war überzeugt, der franzöſiſche Kaiſer dringe mit geſammter Macht auf das rechte Elbufer vor, und wolle ganz und gar den Kriegsſchauplatz wechſeln; ein Streich auf Berlin war als unfehlbar anzunehmen, manch andre Schläge ſtanden in ſeiner Gewalt. Der Kronprinz, um vor allem den Norden und ſeine Rückzugslinie zu ſichern, ließ ungeſäumt ſein ganzes Heer aufbrechen, um bei Acken, wo er ſeine Schiffbrücke hatte, über die Elbe auf das rechte Ufer zurückzugehn, und da er mit dem Nordheere allein dort die Geſammtmacht Napoleons nicht beſtehn zu können glaubte, ſo beſchloß er, das ſchleſiſche Heer nachzuziehen. Er theilte Blüchern am 12. Oktober ſeine Nachrichten und ſeinen Entſchluß mit, und forderte ihn auf, demſelben beizutreten. Seine Majeſtät der Kaiſer Alexander, ſagte er in ſeinem Schreiben, hätten ihm eröffnet, daß Blücher in gewiſſen Fällen unter ſeinen, des Kronprinzen, Befehlen ſtehen ſolle; da nun ein ſolch wichtiger Fall eingetreten ſei, ſo mache er davon Gebrauch, um Blüchern zu

ersuchen, mit dem schlesischen Heere dem Zuge an das rechte Ufer der Elbe ungesäumt zu folgen. Als diese Botschaft in Blüchers Hauptquartier zu Halle am 13. Oktober einlief, regte sie daselbst die gewaltigste Bewegung auf. Ganz andre Ansichten und Gesinnungen herrschten hier, in Betreff des Feindes sowohl wie auch des Kronprinzen selbst, als daß ein Ansinnen jenes Inhalts hier Raum und Folge hätte hoffen dürfen. Blücher war längst unwillig über die Maßregeln des Kronprinzen, der, so wurde geklagt, bei jedem Vorschlage schwierig, in jeder Ausführung säumig, dem schlesischen Heere nur Hemmung und Gefahr bringe; jener hatte deßhalb schon den Vorsatz gefaßt, fernerhin für sich allein zu handeln, und nur seinen Beschluß dem Kronprinzen anzuzeigen, nicht aber Rücksprache mit demselben zu nehmen; eine Mitwirkung hoffte er eher von den Befehlshabern der einzelnen Heertheile, den Generalen von Bülow und Winzingerode, die seine Ansicht und Unzufriedenheit theilten, als von dem Oberfeldherrn, auf den er nicht mehr rechnen wollte. In solcher Stimmung traf ihn nun noch jenes Schreiben. In Betreff des Oberbefehls glaubte Blücher, der von keiner solchen Verabredung gehört hatte, sich keineswegs gebunden, und hielt für angemessen, diesen Punkt schweigend

zu übergehn, zumal er wichtige Gründe hatte, in der Sache selbst dem Kronprinzen nicht beizupflichten. Schon am 12. Oktober hatte Blücher durch den General Grafen von St. Priest mit 12,000. Mann Merseburg besetzen lassen, und auf diesem Wege aus Altenburg von dem durch das Erzgebirge dahin vorgedrungenen Hauptheere Nachricht erhalten, und dadurch die Gewißheit erlangt, daß der König von Neapel diesem Heere fortwährend mit einer bedeutenden Macht gegenüberstehe. So lange dieser nicht über Leipzig nach Wittenberg vorrückte, war demnach die Annahme, daß Napoleon mit dem ganzen Heere auf das rechte Elbufer übergehe, noch zweifelhaft. Am 13. bestätigte sich nicht nur jene Nachricht von dem Stehenbleiben des Königs von Neapel, sondern die vorgesandten Streifruppen berichteten auch, daß sich in Leipzig französische Truppen anhäuften, ja daß ein Theil der nach der Elbe vorgerückten bereits wieder gegen Leipzig umkehre. Blücher meldete dies alles dem Kronprinzen, den er zugleich mündlich beschwören ließ, mit dem Nordheere diesseits der Elbe zu bleiben, und die schon übergegangenen Truppen schleunig zurückzurufen, da aller Anschein sei, daß es in der Gegend von Leipzig zu einer Schlacht kommen werde. Wirklich schien die Absicht Napoleons keine andre,

als durch täuschende Bewegungen das Nordheer auf das rechte Elbufer zu locken, dann selbst schnell umzukehren und mit aller Macht das Hauptheer anzugreifen, ehe jenes wieder zur Hülfe da sein könnte. Doch was die Mahnungen Blüchers bezweckten, hatte der Feind selbst unterdessen schon bewirkt. Die bei Wittenberg übergegangenen Franzosen waren auf dem rechten Elbufer nicht nur bis zur Brücke von Roslau, sondern noch weiter abwärts bis zur Brücke von Acken vorgedrungen, hatten die Zerstörung auch dieser Brücke verursacht, und dem Kronprinzen dadurch unmöglich gemacht, seinen Vorsatz auszuführen. Er mußte auf dem linken Elbufer ausdauern, nahm den 13. Oktober eine Stellung bei Köthen, und [illegible] konnte, überhob ihn nur die schnelle Bewegung, daß auch die Franzosen wieder von der Elbe zurückkehrten. Blücher und sein Generalstab hatten richtig geurtheilt; Napoleon selbst hatte Düben nicht verlassen, und nur eine geringe Truppenzahl bei Wittenberg über die Elbe gesandt, aber auch diese schon am 13. schnell zurückgerufen, und am 14. dann mit allen Truppen die Richtung auf Leipzig genommen. Was er durch die Bewegung an der Elbe gewollt, ist zweifelhaft geblieben; die Zerstörung der Brücken

widerſprach dem Zwecke, den Kronprinzen von Schweden und vielleicht ſogar Blücher auf das rechte Elbufer zu locken; denn dieſen blieb nun keine Möglichkeit des Ueberganges; dem andern Vorhaben, die Streitkräfte der Verbündeten auf dem linken Elbufer abzuſchließen, und indeß für ſich ſelbſt auf dem rechten nach Berlin, vielleicht bis zur Oder vorzudringen, entſprach gleich anfangs der Verlauf der Bewegungen nicht. Ob der Kleinmuth ſeiner Umgebungen, die Nachrichten von dem Abfalle Baierns, oder die von dem Vorrücken des Hauptheeres gegen Leipzig, oder alles dieſes vereint, den Entwürfen Napoleons entgegengetreten, und ihn vier Tage in Düben zwiſchen ſtreitenden Maßregeln ſchwankend erhalten, bleibt dahingeſtellt. Jetzt aber war Leipzig entſchieden das Ziel aller ſeiner Bewegungen, von Dresden ſollte der Marſchall Gouvion-St. Cyr, den aber die Befehle nicht mehr erreichten, mit 30,000. Mann heranziehen, von Erfurt war über Naumburg der Marſchall Augereau mit 14,000. Mann eingetroffen, der König von Neapel zog ſich mit 36,000. Mann vor dem Hauptheere der Verbündeten dahin zurück. Napoleon ſelbſt führte 120,000. Mann von der Elbe und Mulde herbei.

Den Rückmarſch Napoleons von der Elbe ge-

gen Leipzig hatte Blücher schleunig in das große Hauptquartier gemeldet, und seine schon früher gethane Zusage wiederholt, daß auf seine Theilnahme zu rechnen sei, wenn das Hauptheer zur Schlacht käme; er wolle dann seinerseits grade auf Leipzig losgehn, und den Feind dort angreifen. Am 15. October morgens empfing Blücher in Halle die Nachricht aus dem großen Hauptquartier, am 16. werde der Fürst von Schwarzenberg den französischen Kaiser südlich von Leipzig bei Wachau mit aller Macht angreifen, zugleich aber einen Heertheil auf Lindenau, westlich von Leipzig, auf der Straße von Erfurt vorrücken lassen; er rechne auf Blüchers gleichzeitiges Vordringen, so wie auf das des Kronprinzen von Schweden, um dem Feinde auf keiner Seite die Vereinigung seiner Kräfte zu gestatten. Noch am nämlichen Tage zog Blücher von Halle in der Richtung von Leipzig bis Schkeuditz, und ließ sogleich St. Priest von Merseburg gegen Lindenau vorgehn, und das Gerücht ausbreiten, das ganze schlesische Heer rücke in dieser Richtung an. Er gab dem Kronprinzen von Schweden von seiner Bewegung Nachricht, und hoffte, derselbe würde gleichfalls noch bis Delitzsch gegen Leipzig vorrücken, um zur bevorstehenden Schlacht am 16. da zu sein; doch hoffte er nicht stark genug,

um sich auf Verabredung gemeinsamer Maßregeln einzulassen, sondern blieb gefaßt, für sich allein das Unternehmen zu bestehn. In der That rückte der Kronprinz mit dem Nordheere noch am 15. seitwärts nach dem Petersberge, und erst am 16. in die von Blücher verlassenen Quartiere nach Halle, um 3. und 4. Meilen hinter dem schlesischen Heere zurück. Blücher indeß, auf die Gefahr, die ganze Macht Napoleons, dessen Stützpunkt er am nächsten bedrohte, gegen sich anrücken zu sehn, und geschlagen zu werden, eilte den Feind aufzusuchen, überzeugt, daß dem Ganzen dennoch zum Vortheil gereichen würde, was ihm insbesondre vielleicht nachtheilig ausfiele.

Am 16. morgens von Schkeuditz vorrückend entdeckte Blücher von den Höhen von Lützschena eine feindliche Macht, deren Stellung sich von Hohen-Ossig und Podelwitz bis Lindenthal zu erstrekken schien. Die Stärke des Feindes, auf dessen linker Seite der Wald von Lindenthal einen Vorhang zog, war nicht zu beurtheilen. Die Dörfer Freirode und Radefeld waren vom Feinde besetzt. Im Falle das Nordheer, gemäß der aus dem großen Hauptquartier ergangenen Anordnung, von Delitzsch gegen Leipzig vorrückte, durfte Blücher den vorstehenden Feind, der bald Beschäftigung genug

mit jenem Heere finden mußte, in seiner linken Seite stehen lassen, und an demselben vorüber unaufgehalten grade auf Leipzig fortziehen, allein Lord Stewart, großbritannischer Bevollmächtigter im Hauptquartiere des Kronprinzen, traf von daher mit der Nachricht ein, daß dieser nicht von Delitzsch herankomme, sondern rückwärts in Halle sei. Demnach mußte Blücher jetzt fürerst gegen den nächsten Feind seinen Angriff wenden. Die Reiterei war überall voraus, und erforschte die feindliche Richtung und Stärke. Langeron, dem St. Priest von Merseburg vorwärts auf das rechte Ufer der Elster wieder zugezogen war, rückte links über Freienrode und Radefeld, die der Feind ohne Widerstand verließ, gegen die Anhöhe des letzteren Ortes vor, wo sich alsbald ein Geschützfeuer erhob; Sacken folgte ihm als Rückhalt. York ließ seinen Vortrab an der Elster gegen Leipzig gerichtet, und zog mit dem Haupttrupp gleichfalls linksgewandt zum Angriff gegen Lindenthal. Blücher vermuthete die Stärke des Feindes in der Richtung gegen Hohen-Ossig, und beschloß vorsichtig, mit dem Heertheile von Sacken bei Radefeld stehn zu bleiben, bis durch die angeordneten Bewegungen sich die Lage der Sachen aufgeklärt hätte. Dies erfolgte bald. Die Franzosen verließen die Anhöhe von Rade-

Radefeld, und zogen über Lindenthal zurück, bis endlich eine Stunde vorwärts von Leipzig ihre Schlachtordnung in starker Linie sich entwickelt zeigte. Der Marschall Marmont stand mit seinem Heertheile, 20,000. Mann stark, auf den vortheilhaften Anhöhen, zwischen dem Dorfe Euteritzsch, auf welches sein rechter Flügel sich stützte, und den Niederungen der Elster, welche seinen linken Flügel deckten, vor welchem er das Dorf Möckern stark besetzt hielt. York gerieth alsbald mit dem Feind in starkes Kanonenfeuer, und mußte sogleich seine Richtung ändern, Lindenthal in seinem Rücken lassen, und rechtshin gegen die Elster, an seinen Vortrab in gleicher Linie anschließend, dem Feinde die Stirn bieten. Während dieses geschah, rückte Langeron, dem Befehle gemäß, linkshin über Lindenthal hinaus auf die Straße von Delitzsch, traf die feindliche Division Dombrovski, und kam bei den Dörfern Groß- und Klein-Widderitzsch mit ihr zum Gefecht. Dies wurde sehr heftig, besonders als vom Ney'schen Heertheile die Division Delmas aus Leipzig und die Division Souham von Düben her dazukam. Die letztere wich aber bald wieder vom Schlachtfelde, und die Russen rückten vor. Da durch jene Bewegungen das schlesische Heer völlig getheilt war, so ließ Blücher, den Uebelstand

wahrnehmend, nach Angabe seines Adjutanten des Majors Grafen von Nostitz, und unter dessen Führung, die Reiterei von Sacken in die weite Lücke zwischen York und Langeron einrücken, zugleich auch St. Priest von dem letzteren Heertheile abrufen, und ihn jenseits des Baches, der von Lindenthal nach Euteritzsch fließt, mit 36. Zwölfpfündern zum Angriff auf Marmonts rechten Flügel vorgehn. Langeron selbst mußte sich während des Vorrückens zur Herstellung der geschlossenen Schlachtordnung mehr und mehr rechts an York heranziehen. Unterdeß lastete die ganze Schwere des Kampfes auf York. Er hatte das Dorf Möckern vor dem linken Flügel des Feindes erobert, wieder verloren, aufs neue erstürmt, und nochmals räumen müssen; mit größter Anstrengung rang von beiden Seiten das tapfre Fußvolk um den Besitz des Dorfes, das schon in Flammen stand. Darauf beschloß York, das Dorf nochmals anzugreifen, zugleich aber mit der Hauptstärke rechts vorüber gradezu auf den linken Flügel der feindlichen Stellung loszurücken. Hier war der größte Theil des feindlichen Geschützes, und das Feuer von 50. Kanonen schlug verheerend in die preußischen Reihen, der Angriff stockte, bald drangen sogar die Franzosen zum heftigsten Angriff hervor, in gedrängten Schaaren mit

zahlreichem Geschütz rückten sie an. York rief seinen letzten Rückhalt in's Gefecht, und in erbitterter Hartnäckigkeit hielt sich der Kampf eine Zeitlang unentschieden. Endlich riß die Wirkung des preußischen Geschützes die französischen Massen auseinander, einige Pulverwagen flogen im Gedränge auf, und die dadurch entstehende Verwirrung benutzte York augenblicklich. An der Spitze des nächsten Reiterregiments, der brandenburgischen Husaren, stürmte er mit dem Rufe: „Vorwärts!“ auf den Feind, alle übrige Reiterei folgte, das Fußvolk drang rasch in dichten Schaaren nach, und dieser Augenblick entschied die Schlacht. Die Franzosen, überall geworfen und übereinander gestürzt, behielten keine Zeit, sich wieder zu fassen, ihr linker Flügel wurde durch die preußische Reiterei von dem Dorfe Gohlis, seinem nächsten Rückzugspunkte, abgedrängt, und mußte sich rechts gegen Euteritzsch retten, wo der rechte Flügel der Franzosen, der noch nicht im Gefecht gewesen war, ihn aufnahm. Aus Mangel an frischen Truppen war die Verfolgung von Seiten der Preußen nur schwach, und während der Nacht konnte der Marschall Marmont mit allen seinen Schaaren sich hinter dem Bache, der von Euteritzsch nach Gohlis fließt, theils in die hallische Vorstadt von Leipzig, theils auf das linke

Ufer der Partha nach Schönfeld zurückziehen. Blücher hatte zwar, sobald er Gewißheit erlangt, daß in der Richtung von Hohen-Ossig kein Feind sei, zur Unterstützung Yorks auch Sacken mit seinem ganzen Fußvolk von Radefeld aufbrechen lassen, allein dieser sowohl als St. Priest, der gegen Euteritzsch anrückte, trafen erst nach Eintritt der Nacht ein, und die Schlacht von Möckern war durch York allein getragen und ausgekämpft. Seine Truppen übernachteten auf dem Schlachtfelde; von 22,000. Mann, die morgens ausgerückt, waren abends nur noch 13,000. vorhanden, fast alle höheren Offiziere waren verwundet. Die Franzosen hatten über 2000. Gefangene, 1. Adler, 43. Kanonen und eine Menge Pulverwagen verloren. An Todten und Verwundeten war ihr Verlust nicht geringer, als der preußische. Langeron seinerseits, welcher dem von Düben herangerückten Feinde die unmittelbare Vereinigung mit Marmont verwehrt, und in glücklichen Gefechten ihn gegen die Partha zurückgeworfen hatte, brachte 11. eroberte Kanonen und viele Pulverwagen. Blücher freute sich des Sieges, den er weniger selbst gefochten, als angeordnet und herbeigeführt hatte; sein kühnes Vordringen, sein entschlossener Angriff, zeigten auch hier wieder in dem schlesischen Heere die ein-

leitende Bewegkraft, deren ſtarker Nachdruck auf die Geſammtheit der Ereigniſſe, welche die große Schlacht von Leipzig ausmachen, entſcheidend überging. Blücher ſandte noch von dem Schlachtfelde einen Offizier in das große Hauptquartier, um die Nachricht von dem Siege bei Möckern, und in der Frühe ſeinen erſten Adjutanten, den Oberſten Grafen von der Golz, um den genommenen Adler zu überbringen. Auch dem Kronprinzen von Schweden wurde die Anzeige von dem Geſchehenen unverzüglich mitgetheilt. Am 17. nachmittags auf der Höhe von Goſſa empfingen die verbündeten Herrſcher dieſe gute Botſchaft. Auch das Hauptheer hatte den Tag vorher in heißem Kampfe geſtanden, und bei Wachau angeſtrengt um den Erfolg gerungen, welchen Napoleon durch Aufbieten aller Kraft einen Augenblick an ſich zu reißen ſchien, und zwar nicht ſelbſt errang, aber zuletzt auch den Verbündeten wenigſtens an dieſem Tage nicht zugeſtand. Er hatte von den Truppen Marmonts, den er minder bedroht glaubte, 2. Diviſionen Fußvolk und den Marſchall Ney ſelbſt zur Unterſtützung an ſich gerufen, und ſie erſt abends, als er den Angriff des ſchleſiſchen Heeres vernahm, wieder zurückgeſandt. Schwarzenberg verhieß die Erneuerung des Entſcheidungskampfes, ſobald das ruſſiſche Heer

unter Bennigsen und die österreichische Truppenschaar unter dem Feldzeugmeister Grafen Hieronymus Colloredo zur Verstärkung eingetroffen wären, und beschied demnach den Kronprinzen von Schweden nemerdings, und Blüchern, der solcher Aufforderung durch Anerbieten und That immer schon zuvorkam, für den nächsten Tag zur kräftigsten Mitwirkung.

In dem Hauptquartiere des Kronprinzen von Schweden hatte Blüchers Anzeige von der Schlacht bei Möckern großen Eindruck gemacht. Auf Anregung des großbritannischen Gesandten Lord Stewart hatte der Kronprinz schon am 16. Oktober den General von Winzingerode mit 5000. Reitern zur Unterstützung Blüchers vorgeschickt; sie waren in der Nacht eingetroffen. Der Aufbruch des Nordheeres selbst entschied sich erst auf die Botschaft des erfochtenen Sieges. Blücher nahm indeß auf diese Bewegungen keine Rücksicht mehr, er mochte weder die vergangenen Säumnisse jetzt ohne Nutzen ausführlich zur Sprache bringen, noch durch neue Verabredungen die Gelegenheit künftigen Fehltreffens zu seinem Schaden darbieten, sondern verfolgte ruhig und fest seinen Weg für sich. In aller Frühe am 17. saß er zu Pferde, und ritt über das Schlachtfeld vorwärts, um des Feindes

Stellung nach dem gestrigen Rückzuge zu erkunden. Die Franzosen hatten wider Vermuthen noch das Dorf Euteritzsch und die Linie des Baches, der von da nach Gohlis fließt, wie auch dieses letztere Dorf stark besetzt. Erst als Blücher das Dorf Euteritzsch durch eine Truppensendung über Widderitzsch in der rechten Flanke bedrohte, zog sich der Feind plänkelnd von dort zurück, behauptete sich aber noch in Gohlis. Eine starke Nachhut des Feindes hielt überdies eine Stellung zwischen Euteritzsch und Leipzig besetzt, aus welcher jederzeit ein Angriff mit Vortheil hervorbringen konnte. Blücher durfte dem Feinde diesen Vortheil nicht lassen. Schon hatte Sacken, der nun anstatt Yorks in das Vordertreffen rückte, auf dem rechten Flügel den Befehl erhalten, mit seinem Fußvolke Gohlis zu nehmen; Winzingerode war auf den linken Flügel gegen die Partha vorgesandt; Langeron war im Anrücken; Blücher selbst hielt mit der Reiterei von Sacken der feindlichen Nachhut gegenüber. In Gohlis aber wurde hartnäckig gefochten, und Sackens Fußvolk bedurfte sogar der Unterstützung des preußischen von York, welches aus seiner Rast aufgerufen wurde. Während also das Vordringen auf dieser Seite sich verzögerte, und die Bewegung Langerons noch einiger Zeit bedurfte, so wurde

Blücher auf seiner Stelle ungeduldig, und da er in der Anordnung des Feindes einige Mängel erspäht hatte, so beschloß er, auch mit bloßer Reiterei, indem weder Geschütz noch Fußvolk zur Hand war, gegen jene Nachhut, die aus allen Waffen bestand, einen Versuch zu machen. Die französische Reiterei unter dem General Arrighi stand rechts an die Partha gelehnt; links an das Fußvolk in derselben Linie angeschlossen, das Ganze seinem Rückzugswege, nach dem hallischen Thore von Leipzig, allzuweit rechtsab entrückt. Durch 4. russische Husarenregimenter unter dem General Wasiltschikoff ließ Blücher die französische Reiterei an der Partha angreifen, im heftigsten feindlichen Geschützfeuer trabten sie heran, dann blieben 2. Regimenter als Rückhalt stehn, die beiden andern aber stürzten in vollem Rennen auf den Feind, warfen ihn völlig, verfolgten ihn hinter dem feindlichen Fußvolke weg bis zur Parthabrücke des hallischen Thores, und nahmen ihm Gefangene, 5. Kanonen und mehrere Pulverwagen. Das französische Fußvolk unterdessen hatte sich mit großer Fassung mitten auf dem Felde in Vierecke geordnet, stand jedem Angriff, und gab der russischen Reiterei, die vom hallischen Thore mit ihrer Beute hinter der französischen Stellung wieder längs der Partha zurückging, wie-

derholtes Gewehrfeuer, unter deſſen Schutz ihm darauf der eigne Rückzug nach Leipzig in guter Ordnung gelang. Nunmehr hatte Sacken auch das Dorf Gohlis genommen und behauptet, und der Feind wurde auf einige Häuſer und Schanzen vor dem halliſchen Thore beſchränkt, die ſeinem Hervorbrechen zwar immer noch eine Stütze, aber ſchon minderen Raum gewährten. Jenes Reitergefecht aber war eines der kühnſten und glänzendſten; auf ſolches Gelingen that Blücher ſich am meiſten zu gut, ja es war ihm, als ſei etwas nicht recht gethan, wenn dabei die Reiterei nicht wenigſtens mitgewirkt hatte; ſich ſelbſt an die Spitze ſolchen Angriffs, in das wildeſte Getümmel, zu begeben, kam er ſtets in Verſuchung, und nicht immer konnten Gründe ihn zurückhalten.

Zwiſchen der Elſter und Partha war nun für das ſchleſiſche Heer wenig mehr auszurichten; es genügte, den Feind an neuem Hervordringen aus Leipzig zu verhindern. Die Wegnahme der Häuſer und Schanzen, welche vor dem halliſchen Thore noch im Beſitze der Franzoſen waren, und die Auffahrung einiger zwölfpfündigen Batterieen gegen die Parthabrücke und das halliſche Thor ſelbſt, entſprachen dieſem Zwecke. Die 20,000. Mann, aus welchen die beiden Heertheile von York und Sacken

noch bestanden, konnten dann vertheidigungsweise hinreichen, den Feind auf dieser Seite gehörig beschränkt zu halten, und Blücher dagegen hatte freie Hand, mit dem Heertheile von Langeron, freilich nur noch 25,000. Mann stark, und mit den 5000. Reitern Winzingerode's, die ihm der Kronprinz von Schweden gesandt hatte, über die Partha zu gehn, und auf deren linkem Ufer zu neuem Angriffe gegen Leipzig vorzudringen. Er achtete nicht die Gefahr, mit einer so geringen Macht vielleicht auf die ganze Stärke des Feindes zu treffen, und an dem linken Ufer der Partha, getrennt von seinen anderen Heertheilen, durch Uebermacht erdrückt zu werden; er sah nur die Pflicht, an diesem entscheidenden Tage nicht Schwarzenberg im Stich zu lassen, die Nothwendigkeit, von seiner Seite auf jede Gefahr den Feind unablässig im Gefecht zu halten, und ihm nicht zu gestatten, alle seine Truppen südwärts auf das Hauptheer zu werfen, dessen gestriges Tagewerk ihm heute sich nicht vermindert erneuern mußte. Als Blücher im Begriffe stand, sein heldenmüthiges Unternehmen zu beginnen, erhielt er Nachrichten von dem Fürsten von Schwarzenberg und von dem Kronprinzen von Schweden. Jener meldete, daß in Erwartung der Truppen, welche Bennigsen und Colloredo herbeiführten, das

Hauptheer am 17. nicht, ſondern erſt am 18. die Schlacht erneuern werde; dieſer zeigte an, daß er aufgebrochen ſei, und abends mit dem ſchleſiſchen Heere ſich vereinigen werde. Blücher ließ demnach das noch ſtehende Gefecht abbrechen, die angeordneten Bewegungen einſtellen, und die Truppen der nöthigen Ruhe pflegen. York und Sacken blieben ſtehn, Langeron lagerte ſich zwiſchen Euteritzſch und der Partha, Winzingerode an der Partha aufwärts gegen Taucha; der noch übrige Tag verfloß unter Vorbereitungen auf den kommenden. Auch die Franzoſen, durch die Schlachten des vorigen Tages, bei Wachau als angebliche Sieger und bei Möckern als völlig Beſiegte gleich erſchöpft, brachten den 17. mit Vorbereitungen und Märſchen zu, um für den nächſten Tag auf den bedeutendſten Punkten möglichſt verſtärkt aufzutreten.

Bevor jedoch der neue Kampf anhob, hatte Blücher Schwierigkeiten einer Art mit dem Kronprinzen von Schweden zu verarbeiten. Für das ſchleſiſche Heer war die Mitwirkung des Nordheeres eine Art Geſchick, heftig zu wünſchen, ſchwer zu ertragen, nicht zu vermeiden. Die größten Gegenſätze der Verhältniſſe waren gegeben, die der Anſichten kamen hinzu, die der Perſönlichkeiten vollendeten. Kaum war das Nordheer wieder in

der Nähe, der nöthige Beistand gewiß, als auch die alten Störungen hemmend und aufreizend wieder eintraten. Dem Kronprinzen war es empfindlich, daß eine Schlacht, die er mit beiden vereinten Heeren zu bestehn seinerseits gemieden, von dem schlesischen allein geliefert und gewonnen worden war. In dem schlesischen Heere mußte bei vielem andern noch mehr erbittern, daß der Kronprinz die Schlacht von Möckern wie ein kleines Gefecht behandeln wollte, ehrenvoll genug für die Tapferkeit, für die Sache kaum bedeutend. Nun kam unerwartet, noch ehe die Truppen des Nordheeres eintrafen, von dem Kronprinzen die Forderung, Blücher solle mit ihm gleich jetzt in die ehemalige Heeresstellung zurücktauschen, für das Nordheer, als wiederum rechten Flügel, die Stellung zwischen Elster und Partha einräumen, und für das schlesische, als wiederum linken Flügel, jenseits der Partha ein neues Feld auswählen. Blücher hatte die ursprüngliche Heeresstellung wider Willen verändert, und war auf den rechten Flügel des Nordheeres gerückt, als der Kronprinz, um sicherer an der Elbe zu bleiben, diese Bedingung gemacht; nun auf's neue, und wieder für die bloße Bevortheilung des Nordheeres, dem schlesischen unverhältnißmäßig Anstrengung und Nachtheil aufzubürden, däuchte ihn

wahrlich zu viel. Ueberdies kam in Betracht, daß der Wechsel der Schlachtordnung nicht ohne großen Zeitverlust geschehn konnte, und daß die Stellung zwischen Elster und Partha, wo der Feind schon auf Leipzig beschränkt und fürerst kein weiterer Angriff möglich war, durch 20,000. Mann unter York und Sacken jetzt hinlänglich vertheidigt wurde, die 90,000. Mann des Nordheeres aber weit besser anderwärts in die Angriffslinie einrückten, als dort gehemmt blieben. Aus diesen Gründen schlug Blücher jene Forderung, die seinen Unwillen in hohem Grade reizte, mit kurzen und derben Worten ab. Der Kronprinz kam unterdeß mit seinem Hauptquartier in Breitenfeld an, und sandte einen Adjutanten an Blücher, denselben zu einer Zusammenkunft einzuladen. Allein Blücher, nun nicht mehr an sich haltend, warf der Einladung eine andre entgegen, und schlug die Zusammenkunft ab. Er sah den Entscheidungskampf vielleicht des ganzen Krieges jeden Augenblick näher rücken, und richtete auf dieses Ziel sein ganzes Augenmerk, jede andre Rücksicht hintansetzend. Auf den Kronprinzen wollte er nicht mehr rechnen, aber an den General von Bülow, den Befehlshaber des preußischen Heertheils bei dem Nordheer, sandte er durch einen vertrauten Offizier die Aufforderung, er möchte

auch diesmal, wie bei Groß-Beeren und Dennewitz, im Fall die Befehle des Kronprinzen ausblieben, auch ohne Befehl handeln, und zur morgenden Schlacht über die Partha vorrücken. Bülow antwortete sogleich, er werde nicht fehlen, wo es das Wohl seines Vaterlandes und Europa's gelte, auch der General von Winzingerode mit seinem russischen Heertheile werde sich einfinden. Noch spät in der Nacht erfolgte jedoch eine zweite Aufforderung des Kronprinzen an Blücher, mit dem Zusatz, er wünsche den Angriff für den morgenden Tag mit ihm zu verabreden. Dies klang schon besser in Blüchers Ohr, und er fand sich bewogen, dieser Einladung zu folgen, ersuchte aber den Prinzen Wilhelm von Preußen, Bruder des Königs, der Unterredung als ein Zeuge beizuwohnen, dessen Gegenwart den Verhandlungen und Beschlüssen, durch welche die Theilnahme des Nordheeres an der nahen Schlacht bestimmt werden sollte, größeres Ansehn und Gewicht geben mußte. Der 18. Oktober war schon angebrochen, als die Zusammenkunft in Breitenfeld Statt fand. Der Kronprinz von Schweden setzte Blüchern durch ein neues Begehren in Verwunderung; er verlangte nämlich, um über die Partha zu gehn, und auf deren linkem Ufer anzugreifen, zu seinen 90,000. Mann

für diesen Tag noch 30,000. Mann des schlesischen Heers. Welche Regungen hiebei das Gemüth des alten Feldherrn zuerst verwinden mußte, läßt sich aus allem Bisherigen ungefähr abnehmen. Sich selbst indeß um des Ganzen willen verläugnend, und damit nur dem Nordheere kein Vorwand zur Unthätigkeit bliebe, willigte Blücher großgesinnt in das Verlangen, und stellte den Heertheil von Langeron unter des Kronprinzen Befehl, beschloß aber zugleich, selber bei diesen Truppen zu sein, welche der größere Theil seines Heeres waren, und sie, wo es nöthig würde, immer wieder nach eignem Sinn zu leiten. Als er aus der Berathung am 18. morgens auf den Höhen von Euteritzsch wieder eintraf, hatte jenseits bei dem Hauptheere die Schlacht bereits angehoben, heftig erscholl von dorther der Kanonendonner, und bald entspann sich rings um die ganze französische Linie lebhaftes Gefecht. Sacken unterhielt das Feuer vor dem hallischen Thore von Leipzig, York stand als Rückhalt bei Euteritzsch und Langeron hielt an der Partha.

Der Kronprinz von Schweden eilte mit dem Nordheere den Uebergang der Partha aufwärts bei Taucha zu bewerkstelligen, um dann auf dem linken Ufer wieder abwärts vorzudringen. Dorthin waren schon am 17. Winzingerode's Kosacken vorge-

eilt, aber auf den Abend vor dem General Reynier, der mit den Sachsen von Eilenburg heranzog, wieder zurückgewichen. Die Sachsen ihrerseits aber wichen nun wieder vor dem in voller Stärke anrückenden Nordheer. Nach Taucha wurde auch Langeron befehligt. Allein dieser stand auf dem rechten Ufer der Partha zwei Stunden unterhalb Taucha schon gegenüber dem Feinde, den er nach vierstündigem Hin- und Herwege, auf dem linken erst wiederfinden sollte, und Blücher wollte so viele Zeit nicht verlieren. Er beschloß vielmehr, gleich an Ort und Stelle, trotz der schwierigen Ufer, den Uebergang zu erzwingen, und ließ dem Kronprinzen wissen, der Heertheil von Langeron werde am linken Ufer der Partha in der Gegend von Abt-Maundorf seines Befehls warten; zugleich benachrichtigte er Bülow'n, und forderte ihn auf, seinen Uebergang bei Taucha und seinen Angriff zu beschleunigen, damit die Kräfte des Feindes desto früher getheilt würden. Längs der Partha standen, unter dem Oberbefehle des Marschalls Ney, der sechste französische Heertheil von dem Marschall Marmont und weiter aufwärts der dritte Heertheil von dem General Souham befehligt. Sie vertheidigten die sumpfigen Ufer mit kriegskundiger Tapferkeit, ihr Geschütz hatte eine vortheilhafte Aufstellung bei Neutzsch, und

und schlug wirksam in die russischen Reihen. Doch Blücher ließ 36 russische Zwölfpfünder dagegen auffahren, und das feindliche Geschütz räumte den Platz. Inzwischen wurde das Feuer bei dem Hauptheer in der Gegend von Probstheida immer heftiger, und das Gefecht an der Partha ließ nach; durch Fernröhren wurde wahrgenommen, daß von Leipzig Verstärkungen nach jener Seite abzögen. Schon besorgte Blücher, Schwarzenberg möchte der Uebermacht erliegen, bevor der Kronprinz von Schweden zum Angriff käme; seine Ungeduld war nicht mehr zurückzuhalten, er fühlte, wie wichtig der Augenblick sein könne, und ohne auf Bülow's Erscheinen zu warten, befahl er ohne Zögern bei Mockau die Partha zu überschreiten; einiges Fußvolk watete durch, und schnell war für die Nachfolgenden eine Nothbrücke gelegt. Die Franzosen unter Marmont und Souham wichen zurück, stellten sich aber bei Schönfeld wieder auf, enger angeschlossen an die Sachsen unter Reynier, welche vor dem Nordheere weichend bei Paunsdorf wieder Fuß gefaßt hatten. Allein die russische Reiterei war auf dem linken Ufer der Partha kaum entwickelt, so verließen zwei sächsische Regimenter Husaren und Uhlanen die französischen Reihen, und traten aus der verhaßten Bundesgenossenschaft auf

die Seine herüber, wo die Sache des deutschen Vaterlandes, die Sache der allgemeinen Freiheit sie schon lange angezogen hatte. Blücher hieß sie willkommen, und sandte sie einstweilen zum Heertheile von York. Als gegen Mittag endlich das Nordheer zum Angriff erschien, und Blücher gegen Paunsdorf anrückte, gingen die übrigen sächsischen Truppen und zwei würtembergische Reiterregimenter unter dem General von Normann, zusammen gegen 5000 Mann und 26 Stücke Geschütz, gleichfalls über, und schlossen sich an Bülow an, ihr Geschütz sogleich gegen die Franzosen umkehrend. Jetzo war der Halbkreis der Verbündeten um Leipzig überall geschlossen, das Nordheer zwischen dem schlesischen und der Kosackenschaar des Attamans Platoff, zwischen dieser und dem Hauptheere das Heer von Bennigsen völlig eingerückt, in der französischen Linie dagegen durch den Austritt der Sachsen eine gewaltige Lücke entstanden. Der General Reynier behielt nur die französische Division Durutte übrig, und zog sich gegen Reudnitz in Unordnung zurück; dieses Dorf selbst war einen Augenblick verloren. Doch Ney kam eiligst mit der Division Delmas, und Napoleon selbst mit einem Theile seiner Garden herbei, und das Gefecht stellte sich hartnäckig wieder her. Blücher indeß, unermüdet, und dem Feinde kein Aufathmen

gestattend, befahl sogleich den Angriff von Schönfeld. Um 2. Uhr nachmittags begann Langeron mit seinem Fußvolke den Sturm, allein der Widerstand der Franzosen war lange nicht zu überwinden. Da Blücher wahrnahm, daß von Leipzig stets neue Verstärkungen dahin vorrückten, so ließ er Sacken auffordern, seinen Angriff gegen die Schanzen vor dem hallischen Thore zu verstärken, um den Feind auch dort ernstlicher zu bedrohen, und für die Stadt selber besorgt zu machen. Wirklich hielten die französischen Truppen auf dem Wege nach Schönfeld zweifelnd inne, sobald das vermehrte Feuer aus Geschütz und Kleingewehr von dem Thore herschallend dort stärkeres Gefecht verkündete, und ein Theil der Truppen kehrte nach Leipzig um. Zugleich ließ Blücher vom rechten Ufer der Partha ein heftiges Kanonenfeuer gegen die Stellung von Schönfeld richten, deren Geschütz nun auch nach dieser Seite antworten mußte. Unter diesen Begünstigungen erneuerte Langeron seinen Angriff, und drang glücklich ein, doch Napoleon selbst sandte von Reudnitz eine Abtheilung seiner Garde vor, welche das in Flammen stehende Dorf wieder nahm; endlich nach vielem Wechsel und mörderischem Gefecht erstürmten es die Russen mit Einbruch der Nacht auf's neue, und behaupteten

sich darin mit großen Massen Fußvolk. Die Franzosen hielten auf dieser Seite Volkmannsdorf und Reudnitz besetzt. Auch das Nordheer war an diesem Tage bedeutend vorgedrungen, und noch größere Vortheile hatte das Hauptheer bei Probstheida erfochten. Napoleon hatte alle Kräfte aufgeboten, um den allgemeinen Andrang der Verbündeten zu bestehn, doch auf keiner Seite war ihm gelungen, ihn siegend zurückzuweisen; vielmehr, von allen Seiten geschlagen, zogen seine Truppen sich immer enger um Leipzig zusammen. Noch schienen indeß seine Anstrengungen nicht erschöpft, noch konnte die Verzweiflung ihn furchtbar machen. Die Franzosen fochten mit heldenmüthiger Ausdauer, ihre Hingebung und Standhaftigkeit entsprach jeder Zumuthung ihres gewaltigen Herrschers, nur schrittweise wichen sie zurück, jeder Streif Boden mußte ihnen blutig abgekämpft werden. Gleichwohl konnte der Kampf, das war abzusehn, zuletzt nur in völligen Rückzug enden, und Blücher nahm frühzeitig auf diese Wendung Bedacht. Napoleon hatte durch den Kern seiner Garde unter dem Marschall Mortier sich des Ausgangs aus Leipzig rückwärts bei Lindenau versichert, und den General Bertrand von dort gegen Weißenfels entsendet, um den Uebergang über die Saale, als den einzigen Weg der

Rettung, festzuhalten. Sobald Blücher von dieser Bewegung Nachricht empfing, sandte er an York den Befehl, noch in der Nacht aufzubrechen, und an der Saale dem Feinde seinen Rückzug auf alle Weise zu erschweren. Langeron dagegen, dessen Heertheil, wiewohl den Befehlen des Kronprinzen von Schweden untergeben, doch nur denen Blüchers gefolgt war, und jetzt völlig wieder denselben angehörte, sollte gleichfalls noch in der Nacht auf das rechte Ufer der Partha zurückkehren, um Sakken zu unterstützen, und zur Verfolgung des Feindes, sobald dessen Rückzug sich entschiede, einen Vorsprung zu gewinnen. Blücher machte an seine Truppen die größten Forderungen; aber sie waren überzeugt, daß ihre Anstrengung nothwendig, daß sie ersprießlich sei, und vergaßen gern der Beschwerden in dem sicheren Erfolg. Er selbst und seine Umgebung schonten sich nicht, überall war der Feldherr dem Soldaten vor Augen, und theilte jede Last und Gefahr wie jeden Ruhm mit ihm.

Erst am 19. Oktober, dem vierten Tage der Schlacht, ergab sich Napoleons völlige Niederlage. Schon zogen die Trümmer seiner Heerschaaren mit Geschützen und Wagen, soviel ihrer übrig und fortzubringen waren, über Lindenau rückwärts der Saale zu, aber der Kampf um Leipzig war darum

noch nicht aufgegeben, die Marschälle Macdonald und Poniatowski hielten zur Deckung des Rückzuges daselbst nur desto entschiedener fest. Blücher indeß, der von seinem Standpunkte die Bewegungen des Feindes am meisten überschaute, erlangte nach 8. Uhr morgens, als der Nebel gesunken, die Gewißheit, daß Napoleon den Rückzug angetreten, und theilte die frohe Nachricht den übrigen Befehlshabern mit. Wetteifernd eilten alle Schaaren heran, dem Feinde Leipzig um desto schneller zu entreißen. Schwarzenberg griff die Vorstädte im Süden an, Bennigsen und der Kronprinz von Schweden im Osten, Blücher im Norden. Um 10. Uhr vormittags rückte Bülow mit seinem Heertheile aus Reudnitz gegen Leipzig zum Sturm, indem Blücher vom rechten Ufer der Partha durch eine Batterie von Zwölfpfündern ihm den Raum bis zu den Vorstädten frei machte. Den Angriff des hallischen Thors erneute Sacken mit Wuth, allein vergebens fiel sein tapferes Fußvolk unter dem Kartätschenhagel dreier im Thore aufgepflanzten Geschütze, und unter dem wohlunterhaltenen Gewehrfeuer der hinter Mauern sichergestellten Plänkler. Es war Zeit, daß Langeron herbeikam, dessen Truppen, durch Dunkelheit der Nacht, Mangel an Uebergangsmitteln und große Ermüdung verzögert,

erſt am Morgen die Partha hatten überſchreiten können. Gegen Mittag kamen ſie zum Gefecht, aber auch ſie wurden mit großem Verluſte zurückgewieſen. Blücher ließ längs den Wieſen der Partha leichtes Fußvolk gegen das Thor andringen, aber mit nicht beſſerem Gelingen. Während dieſes Kampfes erſchien, von einem Trompeter und einem franzöſiſchen Offizier begleitet, ein Abgeordneter des Magiſtrats von Leipzig, um Schonung der Stadt bittend, und einen Waffenſtillſtand antragend, um die Uebergabe feſtzuſetzen. Gleiche Anträge waren an Schwarzenberg und an den Kronprinzen von Schweden geſandt worden. Blücher ließ dem Magiſtrat ſowohl als dem franzöſiſchen Offizier die Erklärung geben, er ſei zur Einſtellung des Feuers ſogleich bereit, wenn die Stadt unverzüglich übergeben würde; allein da ihm deutlich ward, der Feind ſuche nur Zeit zu gewinnen, ſo befahl er ſogleich, das halliſche Thor aufs neue ſtürmend anzugreifen. Doch um die Stadt zu ſchonen, verbot er Granaten hinein zu werfen. Abermals ſtand das Gefecht in aller Heftigkeit, die Franzoſen wollten nicht weichen, die Ruſſen nicht ablaſſen. Hier war es, wo Blücher von dem unaufhörlichen, gewaltigen Zuruf: „Vorwärts! vorwärts!“ durch welchen er die ruſſiſchen Fußvölker anfeuerte, die-

sen, welche der Bedeutung dieses ewig wiederholten Rufes inne geworden, den Hauptanlaß gab, ihn fürder mit dem schönen Namen „Marschall Vorwärts" zu benennen. Gegen 1. Uhr endlich wurde der Widerstand des Feindes erschüttert, die Preußen unter Bülow drangen von Reudnitz her in die Vorstädte ein, die Franzosen fürchteten abgeschnitten zu werden, und fuhren das Geschütz vom hallischen Thore ab. Dieser Augenblick war entscheidend, die Plänkler von Sacken stürmten in vollem Laufe über die Parthabrücke, und drangen in die Straßen der hallischen Vorstadt. Auch hier dauerte der Kampf noch fort, allein unaufhaltsam drängten Truppen über Truppen von allen Seiten herein, und zwischen den Vorstädten und der inneren Stadt, wo in gränzenloser Verwirrung Kanonen, Pulverwagen und anderes Fuhrwerk, mit Pferden, Flüchtlingen, Verwundeten und Streitenden untermischt, den Raum erfüllten, wurden die letzten Abtheilungen des Feindes, auch hier noch tapfer gegenkämpfend, endlich überwunden. Die Brücke über die Elster nach Lindenau flog in die Luft, zu früh, wie Napoleon mit einigem Anschein klagte, weil gegen 20,000. Mann und mehr als 70. Kanonen sich darüber noch retten sollten, aber dem Stande der Dinge nach zu rechter Zeit, da der

Andrang der Verbündeten dem Rückzuge jener schon zuvorkam. Alle Flucht war nun gesperrt, und was von Franzosen noch diesseits der Elster war, mußte sich gefangen geben; wenige entkamen über die Pleiße und Elster, unter ihnen Macdonald; eine große Anzahl verunglückten, unter diesen Poniatowski. Von allen Seiten zogen die Sieger ein, Russen, Preußen, Oesterreicher, Schweden, voran die Herrscher und Feldherren mit ihren zahlreichen Gefolgen; unter dem Zurufe des hervordringenden Volkes, unter den Ehrenbezeigungen der zum Schutze des Königs von Sachsen aufgestellten sächsischen Leibwachen, ritt Blücher an der Spitze seines Stabes; auf dem Marktplatze stieg er ab, die verbündeten Herrscher waren hier vereint, und begrüßten einander als Sieger; als Blücher nahte, ging ihm der Kaiser Alexander entgegen, umarmte ihn, nannte ihn den Befreier Deutschlands, und führte ihn dem Könige von Preußen zu, der ihn mit gerührten Dankworten anredete. Der Kaiser von Oesterreich ertheilte ihm die schmeichelhaftesten Lobsprüche. Der Kronprinz von Schweden konnte nicht umhin, den alten Helden nach Verdienst anzuerkennen. Mit Innigkeit begrüßten einander Blücher und Schwarzenberg. Der große Sieg, die endlich für Deutschland errungene Entscheidung, vereinte alle

Theilnehmer in demselben Gefühle des Danks und der Freude, kein Rückblick, keine Eifersucht störte den großen Tag. Die Ergebnisse überstiegen jede Erwartung. Von 170,000. Mann, die bei Leipzig gefochten, brachte Napoleon kaum 90,000. über die Saale; an Todten haten die Franzosen 4. Generale, und über 20,000. Mann, an Verwundeten, außer den Marschällen Marmont und Ney und vielen Generalen, wenigstens ebenfalls 20,000. Mann, ferner an Gefangenen 14. Generale, worunter Reynier und Lauriston, und über 15,000. Mann verloren, ungerechnet 23,000. in den Lazarethen zurückgebliebenen Kranke, ferner 300. Kanonen, 130,000. Gewehre, 900. Pulverwagen, und unendliches Gepäck und andre Beute. Aber auch die Verbündeten hatten ungeheuern Verlust, von 300,000. Kriegern, die an der Schlacht Theil gehabt, zählten sie 21. Generale, 1800. Offiziere, und 45,000. Unteroffiziere und Gemeine an Todten und Verwundeten, wovon 22,000. Russen, 15,000. Preußen, 8000. Oesterreicher und 300. Schweden, der Zahl nach Russen die meisten, dem Verhältnisse nach Preußen.

Blücher ließ seine Truppen, da die Stadt gleich im ersten Augenblick überfüllt war, nicht weiter nachrücken, sondern vor den Thoren halten, wo

auch die Hauptmasse der übrigen Heere zurückblieb. Sein nächster Gedanke ging auf Benutzung des Sieges, der ohne die kräftigste Verfolgung ihm nur unvollständig erschien. Es wurde im Allgemeinen beschlossen, daß das Hauptheer südlich der Stadt, das schlesische nördlich derselben dem Feinde nachrücken solle; indeß nach so großer Arbeit und in so reichem Gewinn war nicht alle Säumniß abzuweisen, doch nur um so eifriger strebte Blücher vorwärts, und seine Truppen am wenigsten durften harren und rasten. Sie waren schon unterwegs, York schon in der Nacht gleich nach dem 18. Oktober zur Saale vorausgeeilt, Langeron und Sacken noch am 19. abends nach Schkeuditz gerückt, um daselbst über die Elster zu gehn, und an die Saale nachzudringen. Doch die Verfolgung hatte große Hinderniße, die Truppen waren aufs äußerste ermüdet, und fanden in der aufgezehrten Gegend nichts zu leben, die Wege und Brücken waren überall zerstört, und der Feind hatte nicht nur einen starken Vorsprung, sondern nahm auch sogleich wieder gute Fassung, und hielt die Nachdringenden tapfer ab. Am 20. stellte sich die französische Nachhut unter dem Könige von Neapel bei Lützen der verfolgenden Reiterei von Sacken kämpfend entgegen; sie wurde zwar geworfen, und die

russischen Reiter brachten den Tag hindurch über 2000. Gefangene ein, allein sie erfuhren mannigfachen Aufenthalt, und das noch übrige Heer Napoleons eilte unterdeß zu entkommen. Blücher strengte jede Kraft an, ihm auf den Fersen zu sein. Am 20. hatte er sein Hauptquartier in Lützen, am 21. mittags in Weißenfels. Die Franzosen zogen auf das linke Saaluser, brannten die Brücke ab, und verwehrten den Uebergang. Napoleon, in der Meinung, die Engwege von Kösen seien durch Abtheilungen des Hauptheeres der Verbündeten schon völlig besetzt, hatte bei Weißenfels die große Straße auf Naumburg verlassen, und sich gleich dort über die Saale gezogen, um durch den Nebenweg über Freiburg wieder auf die Straße nach Erfurt zu kommen. York, der über Halle vorgegangen war, erreichte mit seiner Reiterei den Zug der Franzosen, und nahm ihnen beim Uebergang über die Unstrutt eine Anzahl Gefangene und mehrere Kanonen ab, auch befreite er 3000. österreichische Kriegsgefangene, die zum Theil von der Schlacht von Dresden her, zum Theil seit dem 16. Oktober in des Feindes Händen wären. Blücher rechnete darauf, daß York jenseits der Saale auf den Feind treffen werde, und beschloß, den Uebergang bei Weißenfels zu erzwingen, um York drü-

ben nicht allein zu lassen. Durch eine Batterie Zwölfpfünder wurden die Franzosen auf dem jenseitigen Ufer eine Strecke zurückgetrieben, und dann schleunigst eine Brücke geschlagen, die mit Hülfe einer Menge vorgefundener Flöße und Bretter, durch den Eifer der aufgebotenen Schiffer, Zimmerleute und andrer Handwerker aus Weißenfels, binnen wenigen Stunden fertig war. Ein alter Zimmermeister, der im Jahre 1757. als Lehrbursche an der Brücke gearbeitet, über welche Friedrich der Große zur Schlacht von Roßbach zog, hatte angerathen, dieselbe Stelle wieder zu wählen, und hier mit Erfolg das Werk betrieben. Nachmittags rückte Blücher von Weißenfels auf dem linken Ufer der Saale gegen Freiburg, und seine Reiterei nahm dem Feinde Gefangene und Kanonen, während York von Mücheln her ebendahin vordrang. Der König von Neapel hielt auf den Höhen diesseits der Unstrutt eine Zeitlang tapfer Widerstand, aber Yorks Fußvolk nöthigte den Gegner mit einbrechender Nacht zum Weichen, und den folgenden Morgen fanden die Kosacken 15. Kanonen, 100. Pulverwagen und zahlreiches Gepäck zurückgelassen. Die zerstörten Brücken über die Unstrutt wurden schnell wieder hergestellt.

Mittlerweile war der Prinz Wilhelm von

Preußen, Bruder des Königs, nach kurzem Aufenthalt in Leipzig, bei dem schlesischen Heere wieder eingetroffen, und hatte Blüchern die Ernennung zum Feldmarschall in einem äußerst gnädigen Königlichen Schreiben eigenhändig überbracht. „Durch wiederholte Siege, sagte der König, mehren Sie Ihre Verdienste um den Staat schneller, als ich mit den Beweisen meiner Dankbarkeit Ihnen zu folgen vermag.“ Auch von andrer Seite wurde Blüchers Auszeichnung nicht vergessen. Der Kaiser von Oesterreich verlieh ihm das Großkreuz des Theresienordens; der Kaiser Alexander gab ihm, der schon die höchsten russischen Orden besaß, einen reichbesetzten goldenen Ehrendegen. Das ganze schlesische Heer, jetzt wieder, bis auf einige Truppen unter dem Fürsten Scherbatoff, der von der Elbe her nachfolgte, auf Einem Punkte beisammen, nahm begeistert Antheil an der Beförderung und Auszeichnung seines Feldherrn, und sah in ihm sich selber geehrt und belohnt. Russen und Preußen waren unter Vater Blüchers Führung brüderlich vereint, und wetteiferten in Anhänglichkeit für ihn. Sein kräftiges Beispiel, seine eindringliche Vertraulichkeit machte aller auferlegten Mühsale und Gefahren vergessen. Er forderte viel, aber er würdigte anerkennend, was geleistet wurde, neidlos

pries er jedes Verdienst, und sorgte für dessen Auszeichnung und Belohnung. Ihm folgte man zum Siege, zum Ruhm, das wußte man. Ihn schreckte kein Gegner in immer neue Zweifel. Sein verwegner Muth schloß nicht die Vorsicht aus, und Schlauheit und List gesellten sich seiner Kühnheit: Eigenschaften, deren Vereine der Soldat besonders huldigt und vertraut. Unter den Kosacken galt schon längst die Sage, er sei am Don geboren, also ein Kosack selbst, und nur durch besondere Schicksale in der Jugend nach Preußen gekommen. Die alten russischen Soldaten nannten ihn mit größter Ehre „den kleinen Suwaroff," und von ihnen ging, wie schon erwähnt, auch die Benennung aus, welche bald allgemein Blüchers schönster Ehrenname bei Heer und Volk wurde, „Marschall Vorwärts," als welcher in der That vor allen andern Heerführern er in diesem Kriege sich dargethan.

Von dem Hauptheere war unterdessen der österreichische Heertheil des Generals Grafen von Giulay den 20. Oktober an der Saale bei Naumburg angekommen, wo ihm der französische General Guilleminot mit wenigen Truppen hartnäckig Stand hielt; am 21. aber, da jener mit Macht auf der Straße nach Weimar vordringen wollte, führte der General Bertrand die Truppenschaar,

mit welcher er den Uebergang der Saale bei Weißenfels bisher bewacht, eiligst herbei, und hielt das Hervorbrechen Ginlay's aus den Engwegen von Kösen in lebhaftem Gefecht geraume Zeit zurück. Blücher, benachrichtigt von dem Verdringen des Hauptheeres auf der großen Straße nach Weimar und Erfurt, mußte nun für unnütz erachten, auch das schlesische Heer auf jene Straße zu führen. Napoleon konnte von Freiburg über Eckartsberge und Buttelstädt, zwar auf schlechten Wegen, doch sicher nach Erfurt gelangen. Ungeachtet der täglichen Verluste an Gefangenen und Abtrünnigen, — fast alle Truppen aus deutschem Stamme wichen nach und nach von ihm ab, — zählte sein Heer noch gegen 80,000. tapfere Soldaten und mehr als 200. Kanonen; mit dieser Macht durfte er fürerst bei Erfurt wieder Stand halten, und die Heere der Verbündeten abwarten; auf einen weiteren Rückzuge wurde damals kaum gerechnet. In solchen Voraussetzungen faßte Blücher sogleich den Entschluß, von Freiburg aus seitwärts in Napoleons linker Flanke vorzurücken, die Aufstellung desselben bei Erfurt zu umgehen, die Engwege von Eisenach vor ihm zu erreichen, und ihn so von Frankreich abzuschneiden. Ohne Säumen ging das schlesische Heer am 22. zwischen Freiburg und Laucha

über

über die Unstrutt, und zog dann in starken Märschen die Unstrutt aufwärts über Sömmerda und Langensalza, wo die Truppen am 25. eintrafen. Hier theilte sich das Heer am 26. in dreifache Richtung auf die Straße Napoleons; eine Abtheilung von Langeron unter dem General Rudschewitsch rückte gegen Gotha, York an den Fuß des Hörselberges zwischen Gotha und Eisenach, Sacken auf Eisenach; die übrigen Abtheilungen von Langeron folgten auch der Hauptrichtung auf Eisenach. Allein Napoleon war nicht mehr in Erfurt; seine Truppen hatte er dort gesammelt, einige Rast ihnen gegönnt, aber dann unverweilt den Rückweg nach dem Rhein fortgesetzt. Die Vortruppen Yorks unter dem General von Hünerbein, auf der Höhe am Hörselberge ankommend, sahen im Thal das französische Heer im vollen Zuge gegen Eisenach. Sie griffen den Zug augenblicklich an, doch ein Theil der französischen Truppen warf sich dem Angriffe tapfer entgegen, und unterhielt ein hartnäckiges Gefecht, während die übrigen beschleunigt fortzogen. Erst am Abend, nachdem die übrigen Truppen Yorks mit großer Anstrengung herangerückt, wurde das Dorf Eicherodt, auf der Straße zwischen Gotha und Eisenach, genommen, und dadurch die noch zurückgebliebene Abtheilung franzö-

sischer Truppen unter dem General Bertrand abgeschnitten, doch warf sie sich links in das Gebirge, um über Ruhla nach Vach zu gelangen, und dort dem Heerzuge Napoleons sich wieder anzuschließen. Die gegen Gotha vorgerückte Abtheilung Langerons hatte zahlreiche Haufen französischer Nachzügler weggenommen. Der Heertheil von Sacken war auf den Höhen von Eisenach angelangt, allein zu spät am Tage und zu schwach an Mannschaft, um dem Feinde ernstlich etwas anzuhaben. Die Franzosen räumten Eisenach während der Nacht, und am 27. morgens rückte Blücher daselbst ein. Unverzüglich sandte er seine Truppen zu neuer Verfolgung auf getheilten Wegen aus, Langeron auf der großen Straße über Marksuhl auf Vach, dem Feinde unmittelbar auf den Fersen, Sacken rechts über Berka nach Hersfeld, St. Priest noch weiter rechts auf Kassel, York links über Wilhelmsthal nach Barchfeld zur Verfolgung Bertrands. Die Nachricht daß eine starke Heerschaar Oesterreicher und Baiern unter dem Oberbefehle des Generals Grafen von Wrede nach Frankfurt am Main im Anzuge sei, ließ keinen Zweifel mehr, daß Napoleon den Rückzug nunmehr unaufhaltsam beschleunigen würde. Es war zu vermuthen, daß die Franzosen, da auf der Hauptstraße ihnen Wrede entgegen kam, ver-

suchen möchten, auf Nebenwegen nach dem Rhein zu entkommen; überall auf diesen dem Feinde zuvorzukommen, und unaufhörlich ihn im Rücken zu drängen, strebte Blücher mit unnachlassendem Gewalteifer. Doch alle Anstrengung hat ihr Maß, und wenn Blüchers Kraft des Entschlusses in fortgesetzter Spannung eisern ausdauern mochte, so war in dem Heere selbst die Kraft der Ausführung doch nicht unerschöpflich. Seit Wiedereröffnung des Feldzuges, von der Katzbach an, waren die Truppen des schlesischen Heeres in stetem Wechsel von Kämpfen und Märschen; der Anstrengung, den Sieg zu erringen, folgte stets noch größere, ihn zu benutzen. Nach der Schlacht von Leipzig vom Wahlplatz aus unaufhörlich dem Feinde nachdringend, in beständigen Gefechten, seit Weißenfels ohne gebahnte Straße, abgemüdet rastlos eilend auf abscheulichen Wegen, mit Mangel an Nahrung und mit der Kälte der Oktobernächte ringend, dabei den Anblick der Verheerung und des gränzenlosesten Elendes vor Augen, bei jedem Schritte das scheusliche Bild des Unterganges, der den Feind durch Hunger und Nervenfieber traf, deren Ansteckung sich über das Land ausbreitete: wahrlich, die Truppen hätten Uebermenschliches leisten müssen, um in einer solchen Folge von Ereignissen und

Eindrücken nicht einigermaßen in ihrem Eifer nachzulassen. Man vernahm die Befreiung von ganz Deutschland, man sah den Feind über den Rhein fliehen, man gönnte ihm endlich die Flucht, der ohnehin noch Verderben genug durch Wrede bevorstehn mußte. So geschah es, daß Blüchers Vorschriften einen Augenblick lässiger befolgt, seine Befehle nicht mit bisherigem Drange ausgeführt wurden. Die französische Nachhut wurde bei Marksuhl nochmals eingeholt, allein die weitere Verfolgung gelang nur noch den Kosacken, welche dem Zuge Napoleons voraneilten, ihm folgten, ihn zu beiden Seiten umschwärmten, aber von dem Fußvolke leicht abgewehrt wurden. Das Hauptheer der Verbündeten folgte südlich über Schmalkalden und Meinungen gegen Fulda, vermochte aber den Feind noch weniger einzuholen. Am 30. Oktober in Fulda angekommen, und von Wrede's Anrücken versichert, sah Blücher für Napoleon, wenn er in den Engwegen von Gelnhausen gehemmt oder sonst irgend angegriffen würde, keinen Ausweg, als von seiner Straße rechtsab nach Koblenz einzulenken, und dort über den Rhein zu gehn. In diese Richtung hatte Sacken bereits von Hersfeld eingelenkt, da jedoch am 1. November in Fulda die österreichischen Vortruppen des Hauptheeres eintrafen, und

nun im Rücken Napoleons genug Truppen folgten, so nahm Blücher auch mit den übrigen Truppen des schlesischen Heeres rechts durch die Wetterau über das Vogelsgebirge den Weg nach Gießen, wo er am 3. November ankam, und Sacken sogleich weiter nach Wetzlar, leichte Reitertrupps aber bis zum Rhein vorsandte. Dieser Marsch war der Gipfel der Anstrengung, die Truppen erlagen fast. Dennoch ließ fürerst ihren Mühsalen sich weder Ziel noch Rast absehn, wenn nicht die Nachricht gekommen wäre, daß Napoleon am 30. Oktober bei Hanau, und am 31. bei Frankfurt am Main in heftiger Schlacht den Widerstand Wrede's gebrochen, und die Trümmer seines großen Heeres, noch etwa 60,000. Mann, bei Mainz über den Rhein geführt habe. Jetzt endlich gönnte auch Blücher seinem Heere einige Ruhe, und ließ die Truppen ausgedehnte Quartiere nehmen, um sich zu erholen und herzustellen.

Doch nicht allzu lange. In Blüchers Geiste war schon die Aussicht bis jenseits des Rheins erweitert, und der Gedanke, den Krieg in die Gränzen des alten Frankreichs zu tragen, gewann Raum und Zuversicht. Das Hauptquartier des schlesischen Heeres war in solchen Vorstellungen lebhaft aufgeregt, alles drängte voll Muth zu großen und ra-

schen Entschließungen; man dürfe nicht stehn bleiben, hieß es, bei halbem Werke; in Feindesland müsse man Vergeltung holen für so vieljährige Schmach und Bedrückung, und zuverlässige Bürgschaft für die Zukunft; schlecht meine es der mit dem Vaterlande, der ihm den Rhein zur Gränze gelten lasse; der ängstlichen Furcht, der listigen Selbstsucht zum Trotz, müsse man durch kühnes Eigenhandeln auch den Rheinübergang, wie früher den der Elbe, entschlossen vorwegnehmen, und die Zaudernden, wie schon immer, über herkömmliche Bedenklichkeiten in den Strudel der Ereignisse mitfortreißen. Man trank in feurigem Rheinwein auf den raschen Uebergang über den dann erst freien Strom, und Blücher wandte sich alsbald zur That. Schon am 7. November setzte sich das schlesische Heer wieder in Bewegung, und richtete sich, — Langeron mit St. Priest über Dillenburg und Siegen, Blücher selbst mit Sacken und York über Limburg und Altenkirchen, — nach Mühlheim, gegenüber von Köln. Am 15. sollten daselbst Brücken geschlagen werden, das Heer über den Rhein gehn, und über Aachen und Lüttich rasch in die Niederlande vordringen. Alle Nachrichten, welche durch Kundschafter und Deutschgesinnte vom linken Rheinufer gebracht wurden, bestätigten, daß diesem Vorhaben

wenig entgegenstehe, daß der Feind überall schwach, die festen Plätze schlecht bewehrt, die Stimmung der Landeseinwohner wenigstens nicht feindlich sei. Blücher meinte, das Hauptheer unter Schwarzenberg sollte zu derselben Zeit zwischen Mannheim und Mainz den Rhein überschreiten, das Nordheer unter dem Kronprinzen von Schweden, welches die Richtung nach Hannover genommen hatte, von dort nach Holland vordringen, und dieses schon zur Freiheit aufgährende Land dem Feind entreißen. Mit diesen Entwürfen war der General von Gneisenau in das große Hauptquartier nach Frankfurt am Main abgeordnet worden, um die höhere Genehmigung für sie zu erlangen, und das nähere Zusammenwirken zu verabreden, während Blücher schon die Schritte zur Ausführung beeilte. Doch im großen Hauptquartiere hielten andre Ansichten und Plane den Entschluß noch hin, nur darüber war schnelle Verständigung, daß Blüchers Unternehmen noch voreilig und zu gewagt sei. Am 11. November erreichte ihn ein Eilbote, der das schlesische Heer vom Niederrhein zurück in die Gegend von Frankfurt am Main rief, wo ihm diesseits von Mainz die Einschließung der Brückenfeste Kassel übertragen wurde. Das Heer traf am 15. November vor Kassel an, und löste dort die Oester-

reicher ab, welche sogleich nach dem Oberrhein zogen, Blücher selbst begab sich nach Frankfurt am Main, und nahm dann sein Hauptquartier in Höchst, inmitten seiner Truppen, die zur Erholung in den Ortschaften eingelagert waren. Einzelne Abtheilungen erstreckten sich zur Bewachung des rechten Rheinufers bis hinauf zum Neckar, und bis hinab nach Düsseldorf.

Die außerordentlichen Ergebnisse der Schlacht von Leipzig hatten ein ungeheures Feld großer und mannigfacher Angelegenheiten den Rathschlägen und Entscheidungen der Verbündeten überantwortet. Nach dem Beispiele von Baiern traten die meisten Staaten des Rheinbundes durch besondere Verträge dem großen Bündnisse gegen Frankreich bei, andre, wie das Königreich Westphalen und die Großherzogthümer Frankfurt und Berg, wurden aufgelöst, Sachsen blieb künftiger Entscheidung aufbewahrt, Hannover, Braunschweig, Hessen-Kassel, die freie Stadt Frankfurt, erstanden wieder zu neuem Dasein. Alte Ansprüche und neue Verdienste, vergangene Sünden und künftige Leistungen, allgemeine und besondere Rücksichten, persönliche Verbindungen und politische Angemessenheit, alles bewegte und durchkreuzte sich mannigfach in diesen Thätigkeiten, welche inmitten der hervorwogenden Stimmen der

öffentlichen Meinung, deren Macht in jener Zeit durch die Ereigniſſe ſelbſt gehoben wurde, und unter dem fortwährenden Einfluſſe der raſchen Begebenheiten, nicht immer bei ihren urſprünglichen Richtungen und Abſichten beharren konnten. Die früher gemeinſam auf denſelben Punkt der Gefahr gerichteten Streitkräfte, eines gegenüberſtehenden Feindesheeres für den Augenblick entbehrend, blieben eine Zeitlang in Unentſchiedenheit gehemmt, oder vertheilten ſich in dem gewonnenen weiten Felde nach beſonderen Richtungen und Zwecken. Der Kronprinz von Schweden wandte ſich mit einem Theile des Nordheeres gegen Dänemark, um ſich dort des ihm zugeſagten Beſitzes von Norwegen zu verſichern, während Bülow faſt mit Gewalt, und dann auch Winzingerode, dieſem Zuge ſich entrangen, um der allgemeinen Hauptrichtung des Krieges gegen Napoleon und Frankreich zu verbleiben. Oeſterreich hatte hauptſächlich Italien im Auge, Rußland durfte den Beſitz von Polen als gewiß anſehn, für Preußen lagen bedeutende Looſe bereit, England hatte eine Auswahl von Vortheilen. Bei dem großen Gewinn, der ſich auf allen Seiten errungen zeigte, war der Gedanke nicht zu unterdrücken, ob nicht genug geſchehen, nicht vor allem das Gewonnene ſicherzuſtellen, und

neuen Wechselfällen, in welchen das Kriegsglück wieder entreißen könnte, was es gegeben, durch allgemeinen Frieden vorzubeugen sei? Die Sorge der Staatsklugheit durfte, wie bisher gegen Frankreich, so jetzt schon wieder für dieses Land sich bemühen, die französische Volksmacht und Napoleons Verzweiflung konnten ernste Scheu, die persönlichen Verhältnisse manche Schonung gebieten. Unter solchen Einwirkungen waren gemeinsame Friedensverhandlungen mit dem französischen Kaiser wirklich schon angeknüpft. Diesem allen gegenüber, jener Vereinzelung der Betheilnisse und dieser gemeinsamen Hinneignng derselben, stand die Gesinnung der Kraft und des Nachdrucks, welche, unverlockt vom Einzelnen und unbefriedigt vom Halben, unausgesetzt das Ganze der Aufgabe und die Vollendung des Werkes zum Gegenstande hatte. In mancher Gestalt und an vielen Orten zeigte sich diese Gesinnung wach und wirksam, doch nirgends hatte sie eine entschiednere Stätte, eine kräftigere Vertretung, als in dem Hauptquartiere Blüchers, in dem Muthe des Feldherrn wie in dem Geiste seiner Umgebung und des ganzen Heeres. Inmitten der zahllosen Geschäfte und Arbeiten, welche sich in Frankfurt zusammendrängten, nahm Blücher das, was ihm zumeist gemäß war, nur

immer den Feind zum Augenmerk. Die Anordnung politischer Mannigfaltigkeiten gern Andern überlassend, von keiner Rücksicht gehalten, von keinem Bevorstehenden geschreckt, drang er immer nur auf Fortsetzung des Krieges; rasch über den Rhein zu gehn, mitten in Frankreich hinein, nach Paris, den Feind zu vernichten, das war sein Sinn. Vermessen dünkte Vielen ein solches Ziel, unerreichbar, ja kaum wünschenswerth; Frankreichs Boden, der die Revolutionsheere ausgebrütet, konnte leicht wieder zu gleicher Zeugungskraft erhitzt, ein Wiederanspruch Deutschlands auf das linke Rheinufer zum Aufrufe für die Volksehre der Franzosen werden; der Kronprinz von Schweden insonderheit widerstritt warnend jedem weiteren Vordringen. Man sprach davon, am Rhein vertheidigungsweise stehn zu bleiben, in Winterquartieren des Ausganges der Friedensbemühungen zu harren. Es entstand eine Friedensparthei, Fürsten, Minister, Generale auf ihrer Seite zählend, mit vielfachen Beziehungen im Bunde, auf manche scheinvolle Vorstellung und vielvermögende Gründe gestützt. Aber auch eine Kriegsparthei erhob sich, und Blücher an ihrer Spitze; sein keckes Reden schlug Wunden, wie sein Schwert; vor der Heldenkraft des alten Feldmarschalls, welchen Würde und Ruhm unver-

wundbar machten, sank manches glänzende Ansehn in den Staub, wurde manche vornehme Feigheit zu nichte; er sprach von Schuften, von Galgen verdienen, von ihm das und jenes thun können. Allerdings erweckte diese Art auch ihm bittre Gegenreden, doch nur hinter seinem Rücken. Man fing wieder an, von dem tollen Husaren zu reden, dem unbesonnenen Stürmer, der den Krieg wie ein wilder Spieler treibe, und sein bisheriges Glück für Klugheit ausgebe; wenn man früher in solcher Lage gewesen, um sich die ärgsten Wagnisse gefallen zu lassen, so sei das jetzt anders, man habe früher nichts zu verlieren gehabt, und alles zu gewinnen, gegenwärtig aber umgekehrt; jetzt bedürfe man besonnener, vorsichtiger Generale, auch solle man nur sehn, wie das schlesische Heer zugerichtet worden, auf unnöthigen Seitenwegen verschleppt, in fruchtlosen Eilmärschen erschöpft, müsse es gleichsam neu hergestellt werden, um nur wieder auftreten zu können. Aber solchen Reden zum Trotz erhob sich Blüchers Name, von der schon entschiedenen Stimme der Völker getragen, immer herrlicher, ein unerschütterliches Vertrauen knüpfte sich an seine Führung, und sein tüchtiges „Vorwärts!" erhielt sich als das recht eigentliche Wort des Tages in voller Geltung.

Die Gesinnung der verbündeten Herrscher selbst aber war die sicherste Gewähr, daß die Folge der Begebenheiten, in deren Zuge die Welt sich befand, keinen Ausgang nehmen konnte, der nicht den großen Zwecken gemäß, der gemachten Anstrengungen würdig gewesen wäre. Zum Frieden bereit, sobald dieser von der Art, daß die Freiheit und Wohlfahrt der Völker in ihm eine dauernde Sicherheit fände, aber eben so entschlossen, dieses Ziel durch die Waffen zu erkämpfen, sofern von Unterhandlungen wenig zu hoffen schiene, hatten sie zwar eingewilligt, das Mittel eines Kongresses zu versuchen, allein darum nicht weniger die Fortsetzung des Krieges bedacht und angeordnet. Ganz Deutschland rüstete unter gemeinsamer Leitung, die Völker traten insgesammt unter Waffen. Aus Rußland, Preußen und Oesterreich zog den Heeren in zahlreichen Ersatzmannschaften ansehnliche Verstärkung herbei; bedeutende Truppenmacht schloß jenen aus den gewonnenen deutschen Ländern sich an; die allgemein verfügte Errichtung von Landwehr und Landsturm sicherte überall einen Rückhalt unermeßlicher Volkskräfte. Bald lag eine ungeheure Streitmasse längs des Rheines ausgebreitet, ihre Verpflegung wurde schwierig, das Futter für die Pferde selbst der beiden Kaiser mußte fernher

geholt werden, die Stimmen zum Ausbruch erhoben sich stärker, und der Beschluß, in Frankreich einzudringen, wurde nicht mehr verzögert. Die Entwürfe dazu waren im großen Hauptquartier mit kriegskundiger Einsicht, welche zugleich aber politischen Bedingnissen gehorchen mußte, schon angefertigt. Die Hauptmacht der Verbündeten unter Schwarzenberg zog nach dem Oberrhein, um durch die Schweiz, deren Neutralität nicht angenommen wurde, nach Langres vorzurücken, aus welcher hiezu wohlgewählten Zwischengegend sowohl nordwärts in Hinsicht auf Paris, als auch südwärts in Bezug auf die Angelegenheiten von Italien, wo den Krieg gegen die französische Macht Oesterreich allein trug, sichre Wirksamkeit offen stand. Während ein Theil des Nordheeres noch gegen Dänemark beschäftigt blieb, zogen zwei seiner Heertheile unter Bülow und Winzingerode gegen Frankreichs nördliche Gränze, wohin auch andre Schaaren deutscher und großbritannischer Kriegsvölker sich wandten. Zwischen diesen Heermassen eingeschoben, sollte Blücher mit dem schlesischen Heere, wie früher in Sachsen, so jetzt auch in Frankreich, die bewegliche Mitte bilden. Jetzt, da es wieder vorwärts ging, verstummten die Tadler, und sein Ansehn leuchtete in erhöhtem Glanz. Sein Heer war durch be-

trächtliche Verstärkungen, besonders der russischen Heertheile, wieder auf 85,000. Mann gebracht, ihm wurden noch drei neue Heertheile zugewiesen, ein preußischer unter Kleist, ein hessischer unter dem Kurprinzen von Hessen, ein gemischt-deutscher unter dem Herzoge von Sachsen-Koburg, zusammen gegen 50,000. Mann, die jedoch erst in zwei Monaten streitfertig sein konnten. Ihm waren die allgemeinen Entwürfe des Feldzuges von den verbündeten Herrschern mitgetheilt, Schwarzenberg setzte ihn von den für das große Heer bestimmten Bewegungen in Kenntniß, und ersuchte ihn um Benachrichtigung, welche Bewegungen er selbst, in Uebereinstimmung mit jenen, für das schlesische Heer beschließe? „Von allen Auszeichnungen, welche dem Feldmarschall bis hieher wurden, sagt ein bewährter Schriftsteller, scheint diese, als ein Beweis von unumschränktem Vertrauen, die größte; sie verdient auf die Nachwelt überzugehen, weil unsre Herrscher dadurch den Beweis ablegten, wie sie die Umsicht, Thätigkeit und Vaterlandsliebe des Feldmarschalls zu ehren und zugleich zu belohnen wußten.“ Blücher war mit seinen Ueberlegungen bald am Schlusse. Er hatte früher darauf bestanden, man müsse sogleich, ohne Verstärkungen abzuwarten, mit den Truppen, die man habe, über den Rhein gehn, in

Frankreich eindringen, und Napoleon durch raschen, nachdrücklichen Krieg vollends erdrücken, ehe er wieder zu Kräften kommen könne. Dies war nun freilich versäumt, die Franzosen hatten sich wieder gefaßt, und das linke Rheinufer, welches sie im ersten Augenblicke preisgegeben, war schon nicht mehr ohne Vertheidigung. Den Gedanken, die Niederlande zu erobern, und von dort mit Bülow, der indeß Holland fast ganz erobert, vereint auf Paris loszugehn, diesen Gedanken, der Blüchern besonders lieb war, vielleicht noch von den früheren Eindrücken aus dem Revolutionskriege her, mußte er nun aufgeben, da sich alles mehr südwärts wandte, und an der nördlichen Gränze von Frankreich, durch das Verweilen des Kronprinzen von Schweden im Norden, fürerst keine so nachdrückliche Gestalt des Krieges zu erwarten war. Auch traten wichtige politische Gründe ein, diesmal sich näher an das Hauptheer zu halten, und diesem, wie früher dem Nordheere, zur Aufregung zu dienen, ohne welche leicht Unthätigkeit, und zur Stütze, ohne welche leicht Unfälle entstehen konnten, deren Folgen dem ganzen Kriege zur schlimmsten Wendung werden mußten. Denn die Friedenspartei, welche, nach den Worten des schon angeführten Schriftstellers, wie eine giftige Pflanze in dem Herzen des Heeres,

res, in dem großen Hauptquartier umhergeschleppt wurde, hielt sich am eifrigsten an die österreichischen Verhältnisse, und hoffte da, wo ein österreichischer Feldmarschall den Oberbefehl führte, am leichtesten von jedem Ereignisse Vortheil zu ziehen. Aus allen diesen Gründen und Rücksichten beschloß Blücher, das schlesische Heer möglichst in Einwirkung auf das Hauptheer zu erhalten, und dem trägeren Gange des größeren Körpers durch kräftigere Regsamkeit des leichteren nachzuhelfen. Er benachrichtigte den Fürsten von Schwarzenberg von seiner in solchem Sinne gefaßten Absicht, durch Lothringen in Frankreich einzudringen, unbekümmert um die Festungen und Engwege, und in der Mitte des Januar in der Gegend von Metz einzutreffen, zu welcher Zeit das Hauptheer bei Langres stehen wollte. Da jedoch der Feind auf dem linken Rheinufer wieder einige Stärke zeigte, so wollte Blücher, um bei dem Rheinübergange weniger Schwierigkeiten zu erfahren, den Feind über sein Vorhaben erst vollkommen täuschen. Es kam darauf an, denselben glauben zu machen, die ganze Angriffsmacht der Verbündeten wende sich nach der Schweiz, und längs des Rheins werde bloß eine Beobachtungslinie zurückbleiben. Blücher behielt seinen Plan streng geheim, und die natürliche Offenheit, die

man bei seinen Aeußerungen gewohnt war, schaffte jetzt der verstellten um so mehr Glauben. Er hatte mit den Einwohnern von Frankfurt lebhaften Verkehr, viele waren ihm noch aus den früheren Feldzügen am Rhein in guter Bekanntschaft, an deren traulicher Wiederbelebung er es nicht fehlen ließ. Er machte häufige Besuche in der Stadt, die Frankfurter kamen noch fleißiger zu ihm nach Höchst; sie luden ihn freundlichst ein, sein Hauptquartier nach Frankfurt zu verlegen, er aber versicherte, er wolle nicht rasten, und müsse bei seinen Soldaten bleiben. Schon oft hatte er laut seinen Verdruß geäußert, daß er so lange feiern müsse, und seine Ansicht der Dinge war überhaupt kein Geheimniß geblieben. Nun aber wurden seine Klagen stets herber; von seinen Winterquartieren hatte er viel zu reden, und schien endlich, nach vielem Widerstreben, sich in sein Loos zu finden. Zur Feier seines einundsiebenzigsten Geburtstages nahm er am 16. December zu Wiesbaden von den Offizieren Yorks einen Ball an, auf welchem er selbst und York munter mittanzten. Endlich sogar verlegte er am 25. December von freien Stücken sein Hauptquartier nach Frankfurt, indem er sagte, da er nun doch einmal den Winter auf der Bärenhaut liegen müsse, so wolle er es sich auch in

Frankfurt wohlsein lassen. Wegen der Winterquartiere und der Verpflegung wurden ausführliche Anordnungen eingeleitet, und mit den Regierungen der benachbarten Länder wegen ihrer verhältnißmäßigen Leistungen unterhandelt. Eine Menge französischer Beamten, die aus den deutschen Ländern, wo sie angestellt gewesen, in Frankfurt sich zusammengefunden hatten, und bisher zurückgehalten worden waren, sollten jetzt an dem Orte des Hauptquartiers nicht länger geduldet werden, und Blücher ließ sie am 26. December sämmtlich nach Mainz abführen, wo sie zur Verbreitung dessen, was in Frankfurt allgemein geglaubt wurde, trefflich beitrugen. Inzwischen wurden so thätig als geheim alle Anstalten gemacht, daß in der nahen Neujahrsnacht das schlesische Heer an drei verschiedenen Orten über den Rhein ginge. Die Anführer der Heertheile wurden am 26. durch geheime Befehle von allem Nöthigen in Kenntniß gesetzt. Blücher schrieb am 29. in einem Briefe nach der Heimath: „Nach Frankreich gehe ich von hier, und den ersten Januar mit Tagesanbruch passire ich mit der ganzen Armee den Rhein; zuvor aber will ich mit meinen Waffenbrüdern in diesem stolzen Strome alle Knechtschaft abwaschen, und als freie Deutsche wollen wir der großen Na-

tion, die jetzt die fromme geworden ist, Gebiet betreten. Als Sieger, aber nicht besiegt, kehren wir zurück, und wenn der ehrenvolle Frieden erkämpft ist, dann soll unser Vaterland uns dankbar empfangen. Wie wohl wird es uns thun, bei der Rückkehr, von Gattinnen, Vätern, Müttern, Kindern, Schwestern und Brüdern mit Freudenthränen empfangen zu werden!" Im Ausdrucke solcher Gefühlsweise konnte Blücher sich oft gefallen, er wußte in dieser Art auch das Gewöhnlichste mit Behagen anzubringen, und verfehlte damit eine gewisse Wirkung nicht.

Frankreichs Aufmerksamkeit war voll Sorgen auf die Fortschritte des Hauptheers der Verbündeten gerichtet, als unerwartet der Angriff, und viel heftiger und drohender, auch von der Rheinseite sich eröffnete. Blücher legte großen Werth darauf, grade das neue Jahr mit dem Rheinübergang anzuheben, und mit dem allgemein bedeutsamen Zeitabschnitte den Anfang einer neuen Folge wichtiger Begebenheiten zu verknüpfen. Seinen Unternehmungen gab er für Truppen und Volk durch Wort und That in solcherlei Weise besonderen Schwung und Nachdruck. In der Nacht vom 31. December 1813. zum 1. Januar 1814. mit dem Schlage zwölf, da ohnehin durch Schießen und Lärmen

das Scheiden des alten und der Beginn des neuen Jahres in jenen Gegenden gefeiert zu werden pflegt, ging das schlesische Heer, jetzt 85,000. Mann stark, zu gleicher Zeit bei Mannheim, bei Kaub und bei Koblenz über den Rhein. An die Truppen hatte Blücher schon am 30. December folgende Ermahnung gerichtet: „Als ihr von der Oder zum Rheine vordrangt, tapfre Soldaten des schlesischen Heeres, mußten dem Feinde Provinzen entrissen werden, die er sich früher unterworfen hatte. Jetzt geht ihr über den Rhein, um den Feind, der es nicht verschmerzen kann, seine neunzehnjährigen Eroberungen in zwei Feldzügen verloren zu sehen, zum Frieden zu zwingen. Soldaten! Den Siegern an der Katzbach, bei Wartenburg, bei Möckern und bei Leipzig, darf ich nur den Tag des Ruhmes zeigen, und ich bin des Erfolges gewiß. Allein ich hab' euch neue Pflichten aufzulegen. Die Bewohner des linken Rheinufers sind nicht feindlich gegen uns gesinnt, ich habe ihnen Schutz und Sicherheit des Eigenthums versprochen ich that's in eurem Namen, ihr müßt es halten. — Ehre bringt dem Soldaten die Tapferkeit, jedoch der Gehorsam und die strenge Mannszucht sind seine schönste Zierde." — Den neuen Heertheilen, welche seinem Befehl untergeben worden, und, so

bald sie in Stand gesetzt sein würden, seinem Zuge nachrücken sollten, ließ er zum Gruße folgenden Aufruf zurück: „Der Feldmarschall von Blücher an den zweiten preußischen und den vierten und fünften deutschen Heertheil. Die verbündeten Monarchen sind mit dem schlesischen Heer zufrieden. Sie haben es dadurch bewiesen, daß sie dieses Heer verdoppeln, durch euch, ihr tapfern Soldaten des zweiten preußischen Heertheils, die ihr bei Kulm und in der blutigen Schlacht von Leipzig unter den Augen der erhabenen Monarchen fochtet; durch euch, ihr biedern Hessen, die ihr nie den deutschen Karakter und die Treue gegen die in eurer Mitte gebornen Fürsten verläugnetet, und durch euch, Soldaten des fünften deutschen Heertheils, die ihr selbst in den Reihen unserer Feinde des deutschen Namens nicht vergaßt, und, obgleich aus verschiedenen Völkerschaften zusammengesetzt, doch fest verbunden seid durch gleiche Gesinnung, durch gleichen Abscheu gegen die Herrschaft der Ausländer, die euch so lange unterdrückten und verachteten. Soldaten! Ich fühle mich hochgeehrt, euer Feldherr zu sein. Das schlesische Heer des Jahres 1813. empfängt euch als Brüder, als würdige Mitglieder, mit denen es freudig alles theilen wird. Das schlesische Heer des Jahres 1814. wird ruhmvoll auf

dem gebahnten Wege der Ehre fortschreiten. Und ihr, Deutsche, von euren angestammten Fürsten geführt, seid versichert, daß es meine erste Sorge, mein höchster Stolz sein wird, den übermüthigen Feind die Gewalt eurer Waffen fühlen zu lassen, damit er erkenne, — was auch der List vormals gelungen sein mag, — daß die alte deutsche Tapferkeit noch in uns lebt, und damit das Band des Friedens dauerhaft geknüpft werde durch eure letzten Thaten." Die Franzosen hatten gegenüber den Mündungen der rechtsher in den Rhein strömenden Flüsse überall Schanzen aufgeworfen, um diese zum Uebergange gelegensten Punkte zu bewachen; doch ihre schwachen Posten durften an keine ernstliche Vertheidigung denken. Sacken erstürmte unter den Augen des Königs von Preußen die Neckarschanze gegenüber von Mannheim; St. Priest nahm die Lahnschanze bei Koblenz, der überraschte Feind wurde gefangen oder verjagt, das Geschütz erbeutet. Blücher selbst, mit Yorks Heertheil und einem Theile von Langerons Truppen, ging bei Kaub über; die Pfalz im Rhein war der Ort, von welchem aus er die Anstalten leitete; die russischen Leinwandpontons reichten nicht hin, die ersten Truppen fuhren auf Kähnen über; die Brücke war kaum zu Stande gebracht, als die Gewalt des

Stromes den Theil zwischen der Pfalz und dem linken Ufer fortriß und gänzlich umbog, so daß die Arbeit auf's neue gemacht werden mußte, und 12. bis 14. Stunden verloren gingen, während welcher der Feind gutes Spiel haben konnte; allein er zog sich nach wenigen Schüssen zurück, und die Preußen drangen mit Hurrahgeschrei auf das linke Ufer nach. Zu den Einwohnern sprach Blücher durch folgenden Aufruf: „Ich habe das schlesische Heer über den Rhein geführt, damit die Freiheit und Unabhängigkeit der Nationen hergestellt, damit der Friede errungen werde. Der Kaiser Napoleon hat Holland, einen Theil von Deutschland und Italien dem französischen Reiche einverleibt, er hat erklärt, daß er kein Dorf dieser Eroberung herausgeben würde, selbst wenn der Feind auf den Höhen von Paris erschiene. Gegen diese Erklärung, gegen diese Grundsätze marschieren die Heere aller europäischen Mächte. Wollt ihr diese Grundsätze vertheidigen? Wohlan! so tretet in die Reihen Napoleons, und versucht euch im Kampfe gegen die gerechte Sache, welche von der Vorsehung so augenscheinlich beschützt wird. Wollt ihr es nicht, so findet ihr Schutz bei uns. Ich werde euer Eigenthum sichern. Jeder Bürger, jeder Landmann bleibe ruhig in seiner Wohnung, jeder Beamte an

seinem Platz, und setze ungestört seine Dienstverrichtung fort. Von dem Augenblicke des Einrückens der verbündeten Truppen muß jedoch alle Verbindung mit dem französischen Reiche aufhören; wer sich dieser Anordnung nicht fügt, begeht Verrath an den verbündeten Mächten, wird vor ein Militairgericht gestellt, und erleidet die Todesstrafe. Gegeben am linken Rheinufer den 1. Januar 1814." Die Briefschaften eines in demselben Augenblick aufgefangenen Postillons enthielten den Befehl Napoleons an den General Durutte in Koblenz, für den Fall, daß ein Rheinübergang dennoch versucht würde, sich an den Marschall Marmont anzuschließen, der bei Kaiserslautern eine Stellung nehmen werde. Blücher beschloß, ihm zuvorzukommen. Eilig rückte er mit dem Heertheile Yorks über Kreuznach, Lautereck und Cousel in der Richtung auf Saarbrücken vor, während Sacken von Mannheim gradezu gegen Kaiserslautern vordrang. Langeron dagegen blieb mit einem Theile seiner Truppen zurück, um die Festung Mainz auf beiden Rheinufern einzuschließen, St. Priest behielt Koblenz und die Umgegend besetzt. Doch als Blücher am 8. Januar in St. Wendel eintraf, war Marmont aus seiner Stellung bei Kaiserslautern vor Sackens Andrang schon nach Saarbrücken zurückgewichen, hatte dort

mit Darutte sich vereinigt, und machte Anstalt die Saar zu vertheidigen. Blücher ordnete für den 11. alles zum ernstlichen Angriff und zum Uebergang über die Saar, allein schon am 10. gab Marmont, der nicht 20,000. Mann gegen 25,000. hatte, und durch Blüchers Reiterei seine beiden Flügel bedroht sah, die Vertheidigung auf, und zog nach Metz, und von hier weiter nach Verdun zurück. Am 12. Januar war Blücher auf der Straße nach Metz in St. Avold eingetroffen, jenseits welches Ortes die deutsche Sprache aufhört; er ließ deßhalb für die weiterhin zu durchschreitenden Lande folgenden Aufruf in französischer Sprache ausgehn: „Franzosen! Lasset euch nicht durch verläumderische Gerüchte betrügen, von Uebelgesinnten ausgestreut; sehet in den Heeren der verbündeten Herrscher nur Freunde der Menschheit, deren einzige Feinde die Feinde des Friedens sind. Eure Blutsverwandten, eure Freunde, eure Brüder, eure Kinder, kriegsgefangen auf fremdem Boden, vereinigen ihre Wünsche mit den unsrigen für einen Frieden, dessen erste Wohlthat für sie sein wird, in die Mitte ihrer Familie zurückzukehren.“ Da der Feind nirgends Stand hielt, einige Gefechte ausgenommen, welche den Muth der verbündeten Truppen nur erhöhten, so rückte das schlesische Heer

immer vorwärts, doch nicht ohne die Sorgfalt, welche inmitten eines so vielfach durchschnittenen und mit zahlreichen Festungen bewehrten Landes erforderlich schien. Die leichten Truppen besetzten Trier, hielten Streifpartheien vor den Festungen Luxenburg, Thionville und Metz, und drangen südwärts gegen Nancy und Saarburg vor. Zu größerer Sicherheit mußte York gegen die Festungen anrücken, mit dem Auftrage, wenn sich bei genauer Besichtigung ein vortheilhaftes Unternehmen zeigte, die eine oder die andre gewaltsam anzugreifen. Sein Erscheinen engte wenigstens die schwachen Besatzungen ein, und vermehrte die Ungewißheiten des Feindes. Unterdessen hatten die französischen Truppen unter dem Marschall Victor und General Milhaud vor dem Heertheile Wittgensteins, der als Zwischenglied des Hauptheeres und des schlesischen bei Fort-Louis über den Rhein gegangen war, den Elsaß geräumt, und über Nancy die Richtung auf Chalons genommen, wohin auch Marmont gezogen war. Sackens Reiterei besetzte darauf Nancy, und am 17. Januar traf Blücher in dieser ehemaligen Hauptstadt des alten Lothringens ein. Die Stadtobrigkeit bewillkommte ihn beim Einzuge mit einer unterwürfigen Rede, welche den Schrecken erkennen ließ, mit dem die Franzosen den fremden Kriegs-

herren entgegensahen. Blücher hatte sich schon oft geärgert, daß die französischen Tagesblätter das Volk durch die Vorstellung täuschten, als kämen die verbündeten Truppen, nur auf Raub und Plünderung ausgehend, jetzt noch in der entschiedenen Absicht, Frankreich zu theilen; ihm war eben recht, da man ihm einmal förmlich eine Anrede gehalten, auch seinerseits die Gelegenheit wahrzunehmen, und sich über die Lage der Sachen auszusprechen. Und so hielt er denn, mit seiner natürlichen Redegabe, die Kaiserlichen Ausdrücke Napoleons mit seltsamer Laune nachahmend, in deutscher Sprache folgende merkwürdige Gegenrede, deren erst unverständlicher Klang und nachher gedollmetschter Sinn die demüthigen Hörer mit staunender Verwunderung erfüllte. „Meine Herren, so hob er an, ich bin zufrieden mit den Gesinnungen, die sie mir in ihrer Rede ausdrücken. Endlich hat die Gerechtigkeit der Vorsehung unsere Waffen auf Frankreichs Boden geführt. Ganz Europa ist durch die unersättliche Ehrsucht desjenigen, der Frankreich seit 14. Jahren unumschränkt beherrschte, endlich aus seiner falschen Sicherheit geschreckt. Die Völker der Wolga, der Donau, der Elbe, der Themse, des Tajo, sind ausgewandert, und stehen jetzt auf dem Gebiet des einst so glücklichen Frankreichs. Viele

dieſer Völker waren einſt mit Freundſchaft und Anhänglichkeit Frankreich zugethan; alle ſind nun deſſen Feinde geworden, und wodurch? durch den alles zerſtörenden Ehrgeiz eines Einzigen. Durch ihn ſind ſelbſt diejenigen Völker, die nicht kriegeriſch waren, aus Noth es geworden, weil ſie die Erniedrigung und die Schmach, worunter ſie ſeufzten, und ſein und ſeiner Satelliten Hohn und Plünderung nicht länger zu ertragen vermochten. Seht jene Portugieſen, die jetzt an dem Ufer der Garonne ſtehen; ſie werden nun unter die beſten Truppen Europa's gerechnet; jene Holländer, die mit einemmale das verhaßte Joch abwerfen und zu den Waffen greifen! Gott hat endlich ein ſtrenges Gericht gehalten, und ſechsmalhunderttauſend Franzoſen in zwei Feldzügen von der Erde vertilgt. Arme, beklagenswürdige Opfer der unermeßlichen Ehrſucht eines Herrſchers, verſchwenderiſch mit dem Blute eines Volkes, dem er ein Fremdling iſt. Und was ſehe ich in Frankreich als Gewinn ſo viel vergoſſenen Blutes? Eine ganze Generation, die jungen Männer von 20. bis 30. Jahren vertilgt! der Krieg hat ſie verzehrt; das baare Geld verſchwunden; den Handel in Feſſeln; den Ackerbau ohne Aufmunterung; die Gewerbe im Verfall; das Volk ſeufzend unter der Laſt ſchwerer Abgaben; Gens-

darmen eure Kinder zu den Fahnen des Ehrgeizigen schleppend, der solche umkommen läßt, aus Mangel an Fürsorge; in Gesellschaften bezahlte Auflaurer, einem Savary die Klagen und Seufzer hinterbringend, die eine so grausame Regierung erpreßt; Militair- und Spezial-Kommissionen, die mit ungesetzlichen Todesurtheilen, Galeeren und ewigen Gefängnissen die Klagen der Leidenden zurückschrecken. Ist dies der Preis nie erlöschender Kriege, wodurch so viele Völker so gränzenlos unglücklich geworden sind? Also für Generale, für Intendanten, für Kommissaire, die durch die Plünderung unserer Länder und durch die schamlosesten Erpressungen sich bereicherten, habt ihr so viel erduldet? unglückliches Volk! Oft haben wir den Frieden angeboten; gern hätten wir ihn mit großen Opfern erkauft; übermüthig wurden wir abgewiesen. Wir müssen ihn nun mit den Waffen in der Hand auf eurem Gebiet, und wenn es so sein soll, selbst in eurer Hauptstadt suchen. Wohlan! die erhabene Tapferkeit unserer Truppen wird ihn zu erkämpfen wissen, und mit ihm unsere Nationalunabhängigkeit, und die Freiheit des Handels und die der Meere, denn wir sind es, die für diese Meeresfreiheit kämpfen, und nicht er, euer Herrscher, der so gern alle Häfen verschließen möchte,

welche die Vorsehung den Völkern zu ihrer Wohlfahrt geschenkt hat. Es thut mir leid, euch nicht alle Lasten ersparen zu können, die der Krieg unvermeidlich mit sich führt. Was ich zu deren Erleichterung beitragen kann, soll geschehen. Wir wollen euch nicht die Verheerungen vergelten, die eure Heere in unseren Landen angerichtet haben, und nicht dafür Rache nehmen. Wir führen den Krieg nur gegen diejenigen, die ihn so gern verewigen möchten. Die verhaßtesten eurer Abgaben, die droits réunis, die gabelle, die droits d'enrégistrement habe ich aufgehoben. Möchte ich, für euch namentlich, brave Lothringer, die alte gute Zeit zurückrufen können, womit die sanfte Regierung eurer Herzoge euch einst beglückte!" Die Rede wurde sogleich in französischer Uebersetzung gedruckt, und tausendfältig nach allen Richtungen verbreitet. Auch sonst benahm sich Blücher gegen die Franzosen mit vieler Haltung und Klugheit, sein herzhaftes entschlossenes Wesen flößte Furcht ein, und doch auch wieder Zutrauen, wie es für das Volk nöthig ist. Er sprach und handelte ganz in dem Sinn, als sei mit den Franzosen kein Krieg, sondern nur mit Napoleon, dieser aber schon so gut wie gestürzt, und der Krieg seinem Ende nah. Französische Kriegsgefangene entließ er, auf ihren Wunsch, ohne

sentlich in ihre Heimath; Napoleons Heer würde bald, so verkündete er, auf gleiche Weise auseinandergehn. So hielt er wirklich die Menge großentheils zweifelhaft, und viele alte und neue Soldaten von Napoleons Heere zurück. Auch bestand in dieser ersten Zeit, während des ungestörten Vordringens, bei guter Ordnung ein günstiges Vernehmen zwischen den Truppen und Einwohnern, welches erst später, als verwüstende Märsche und Gefechte eintraten, eine schlimmere Wendung nahm. In Nancy traf Blücher spanische Kriegsgefangene, die sogleich erbötig waren, gegen die Franzosen zu dienen, und daher in 4. Kompanieen, den General Sotomayor an der Spitze, den verbündeten Truppen sich anschlossen.

Die Gegend von Chalons unterdeß war der Sammelplatz der Streitkräfte, welche Napoleon den verbündeten Heeren neu entgegenzustellen dachte. Dorthin zogen die Marschälle Marmont und Victor zurück; der Marschall Macdonald und der General Sebastiani nahmen vom Niederrhein, wo sie vor Winzingerode's Anrücken, der bei Düsseldorf über den Rhein gegangen war, weichen mußten, die gleiche Richtung; die neuen Truppen aus dem Innern trafen zahlreich dort ein; Napoleon selbst wurde jeden Augenblick aus Paris erwartet. Blücher,

cher, schon in gleicher Höhe mit dem über Langres vorrückenden Hauptheer, und auf seinem linken Flügel schon mit dessen rechtem in Verbindung, indem Wrede mit seinem Heertheil ihm von Epinal her die Hand bot, faßte den Entschluß, den Feind durch ein schnelles Vordringen gegen Chalons zu täuschen, ihn dadurch auf sich zu lenken, und ihn dann links auf das Hauptheer nachzuziehen. Dadurch hinderte er den französischen Kaiser, sich in die Ardennen auf die rechte Flanke der Verbündeten zu werfen, wo der Krieg für diese eine sehr schwierige Gestalt annehmen konnte, und nöthigte zugleich dem Hauptheere unverzüglich ein thätigeres Mitwirken auf. Er rückte zunächst auf Toul, dessen schwache Besatzung sich bald ergab. Von hier sandte er den General Fürsten Scherbatoff mit 10,000 Mann über Void und Ligny, wo eine feindliche Nachhut einigen Widerstand leistete, gegen St. Dizier, welches am 25. Januar genommen wurde. Er selbst rückte mit der Hauptstärke, gedeckt von jener Bewegung und ohne den Feind zu treffen, über Vaucouleurs, Joinville und Doulevent nach Brienne, wo er am 26. Januar ankam. York erhielt Befehl, die rückwärts liegenden Festungen, welche schwach besetzt waren, bis zum Anzuge der erwarteten Heertheile durch leichte Trup-

gen unterstellt zu lassen, und mit seinem Heertheile über St. Mihiel gleichfalls nach St. Dizier vorzurücken, wo er am 28. eintreffen und den General Lanskoy vorfinden sollte. Allein schon war Napoleon über Chalons am 26. in Vitry angekommen, und am 27. nach einem heftigen Gefechte mit Lanskoy, der nach Joinville zurückging, wieder in St. Dizier eingerückt. Scherbatoff hatte sich schon früher über Montier-en-Der nach Brienne gezogen, und in dieser Richtung folgte Napoleon.

Blücher, in Brienne angelangt, und erinnert, daß hier die Kriegsschule gewesen, in welcher Napoleon den Jugendunterricht empfangen, meinte scherzend, hier könne man nun Examen halten, und zusehn, wer gut bestehe, er hoffe, der Feind solle finden, daß auch sie ihrerseits genug gelernt hätten. Von dem Hauptheere ging die Nachricht ein, daß es über Chaumont vorrücke, und daß der Marschall Mortier mit dem Kerne der französischen Truppen, nachdem er bei Bar-sur-Aube ein nachtheiliges Gefecht mit dem Kronprinzen von Würtemberg gehabt, sich gegen Troyes zurückziehe und zu Napoleons Hauptmacht annähere. Blücher sandte Sacken links nach Lesmont, um die Aube hinab dem Feinde zu folgen, und seine Bewegungen zu beobachten. Bald nachher aber kam die

Nachricht, Napoleon ziehe von St. Diziers durch den Wald von Der gradezu gegen Brienne; er hatte sich zwar, wie aufgefangene Befehlbriefe zeigten, mit Mortier noch nicht vereinigt, auch Macdonald und Sebastiani noch nicht an sich gezogen, und war daher höchstens 40,000. Mann stark; allein auch Blücher hatte seine Kräfte nicht beisammen, und ohne York, der nun durch Napoleons Marsch für eine Weile ganz von ihm getrennt war, kaum 25,000. Mann, denen nur eben noch am 29. morgens, durch den Vortrab von Wittgensteins anrückendem Heertheil, 2000. Reiter unter dem General Grafen von Pahlen als Verstärkung zukamen. Blücher wollte demnach fürerst keine Schlacht wagen, sondern sich nur in Brienne halten, bis Sacken von Lesmont wieder herbeigezogen wäre, und dann, im Fall er gedrängt würde, in die starke Stellung bei Trannes, zwischen Brienne und Bar-sur-Aube, auf das Hauptheer zurückgehn, welches in dieser Richtung herannahte. Napoleon fühlte sich für den Augenblick im Vortheil, hoffte seinen kühnsten und dringendsten Feind in getrennten Schaaren zu überraschen, und nachdem er mit größter Anstrengung Mannschaft und Geschütz durch den unwegsamen Wald gebracht, erschien er am 29. Januar nachmittags vor Brienne, und er-

öffnete sogleich den Angriff von der Seite von Maizieres, als eben Sacken von der Seite von Lesmont wieder einrückte, und durch die Stadt zog, um sich hinter derselben aufzustellen. Napoleon führte Geschütz auf, und beschoß die Stadt mit Granaten, welche an mehreren Orten zündeten, einige Schüsse trafen prasselnd in das Dach des Schlosses, wo Blücher mit den Seinigen eben bei der Mahlzeit saß; ein anwesender Fremder konnte seine unruhigen Besorgnisse nicht bergen, und Blücher sprach ihm scherzend zu: „Ach, ich merke nun, Lieber, Ihnen gehört wohl das Schloß hier? Lassen Sie sich das nicht jammern, wenn's auch zusammengeschossen wird, das bauen wir nachher wohl wieder auf!" Indeß entwickelte Napoleon nach und nach seine Truppen; von der Höhe des Schlosses zu Brienne konnte jede seiner Bewegungen in der Ebene genau bemerkt werden, und Blücher traf demgemäß seine Vorkehrungen; Pahlen zog mit seiner Reiterei nun gleichfalls durch die Stadt zurück. Blücher wurde gewahr, daß, während seine Reiterei sich gegen den linken Flügel der Franzosen auf das freie Feld gezogen, die französische sich rechts gegen die Stadt gesammelt, wo dieselbe nur hinderlichen Boden hatte; diesen Fehler benutzte er sogleich, ließ die Reiterei von Wa-

siltschikoff und Pahlen den linken Flügel des Feindes umgehen, und ihn darauf mit einbrechender Dunkelheit ungestüm angreifen. Die Franzosen geriethen in Unordnung, und gaben ihre Batterieen preis, von denen jedoch die Russen nur 5. Kanonen fortbrachten. Der General Olsufieff, von Langerons Heertheil, behielt mit 4000. Mann und 24. Kanonen die untere Stadt besetzt, und das Gefecht schien für diesen Tag beendet. Doch keineswegs. Beide Feldherren sollten noch in der Nacht fast zu gleicher Zeit in die plötzlichste, persönlichste Gefahr gerathen. Napoleon ritt durch schwarzes Nachtdunkel mit seinem Gefolge nach dem Dorfe Maizieres in sein Quartier zurück, als plötzlich eine Schaar Kosacken in den Weg sprengte, und alles durcheinander jagte. Von beiden Seiten erhob sich um Napoleon her ein heftiges Schießen. Seine nächsten Begleiter waren schon überritten, und ihm selbst ein Feind, bereit ihn zu ergreifen oder niederzustechen, so nah, daß der General Corbineau und der Oberst Gourgaud nur eben noch ihn retten konnten. Blücher seinerseits war auf die Höhe des Schlosses zurückgekehrt, um dort vor der völligen Dunkelheit die Stellung des Feindes nochmals zu überblicken; er beschloß, die Nacht dort zu bleiben. Den weiteren Hergang erzählt umständlich folgen-

der Bericht. Blücher gab seinem Adjutanten, dem Major Grafen von Nostitz, den Auftrag, seine Pferde in die Stadt führen und sie dort in einem guten Stalle, da er sie hier nicht brauche, unterbringen zu lassen; dasselbe ordnete Gneisenau für die seinigen an. Beide Feldherren bestiegen darauf den obern Stock des Schlosses, um noch die französischen Lagerfeuer zu betrachten, und dann einiger Ruhe zu pflegen. Jedoch dem Grafen Nostitz dünkte die Sache unheimlich, er ließ die Pferde zwar dem Feldmarschall aus den Augen schaffen, aber behielt sie in der Nähe auf dem Schlosse; er selbst war auf dem freien Platze vor demselben noch im Gespräch mit andern Offizieren, als plötzlich ein Schuß in die nahe Mauer schlug, bald folgten mehrere, und in wenigen Augenblicken war dicht umher alles von heftigem Geplänkel erfüllt. Ob einzelne Franzosen sich zuerst durch die Gärten herangeschlichen, oder in den Kellergeschossen der Schloßgebäude versteckt gewesen, ist nicht entschieden; bald aber drangen ganze Schaaren über die steilen Stufenhöhen des Parks ungestüm zu dem Schlosse herauf. Nostitz eilte Blüchern und Gneisenau zu rufen, während Andre die zur Hand gebliebenen Pferde brachten, und schnell wurde der Weg nach der Stadt eingeschlagen. Allein von

vorher kam ein Kosack mit der Nachricht entgegen, daß der Feind auch dort eingedrungen sei, und bald konnte Blücher selbst, im hellen Scheine der brennenden Häuser, die französische Reiterei erkennen, die des Weges entgegenkam. Jetzt lenkte er sein Pferd gelassen um, und schlug einen Seitenweg ein. Aber auch hier zeigte sich bald der nachfolgende Feind, und Gneisenau erinnerte, sie müßten traben; doch Blücher hielt sein Pferd ruhig im Schritt; ungeduldig rief jener: „Wollen Sie im Triumphe in Paris eingeführt werden?“ Dies wirkte, und Blücher gab nun die Sporen. So entkamen sie glücklich zu den Ihren. Sacken, der in eben der Zeit mit seinem Gefolge in die Stadt ritt, um den Gang des Gefechtes zu erkunden, gerieth gleichfalls an französische Reiterei, und entging kaum der Gefangenschaft. Blücher ließ hierauf noch in der Nacht die Stadt, in welcher das Gefecht bis 11. Uhr mit großer Wuth fortdauerte, völlig wieder einnehmen, allein da der Feind nicht auch aus dem eroberten Schlosse vertrieben werden konnte, von dessen Fenstern aus er die Anrückenden, vom hellen Flammenscheine beleuchtet, zum unfehlbaren Ziel seiner Schüsse hatte, und weil die Feuersbrunst in Brienne immer zunahm, so ließ Blücher auch die Stadt, welche eigentlich nur für die

Waffenehre wieder genommen worden, am Morgen des folgenden Tages räumen, und zog mit allen Truppen anderthalb Meilen zurück nach Trannes. Der Unfall von Brienne erklärte sich nachgehends in folgender Weise. Der General Olsufieff hatte den Ausgang von Brienne gegen Montierender besetzt, von woher Napoleon andrang, den andern Ausgang gegen Lesmont erfüllten die Truppen von Sacken, welche ununterbrochen dort einzogen und durch die Stadt rückten, als aber endlich ihr Durchzug aufhörte, war dieser Ausgang offen und unbesetzt geblieben, der Feind hatte sich dann, von diesem Zufall begünstigt, zu gleicher Zeit in den Park und in die Stadt geschlichen, und so die zwiefache Ueberrumpelung vollführt. Blücher machte nicht viel daraus, allein Sacken war höchst unzufrieden, und um die Sache nur abzuthun, forderte Blücher von Olsufieff späterhin eine förmliche Verantwortung wegen des Vorgangs von Brienne, dessen Zurechnung am Ende, wie so manche im Kriege, in vielfältiger Vertheilung sich verlieren durfte.

Bei Trannes erwartete Blücher, fast nur auf Sackens Heertheil beschränkt, das Vordringen Napoleons, und hinwieder das Herankommen Schwarzenbergs. Sein linker Flügel lehnte sich an die

Aube, sein rechter an das Dorf Eclance, sein Hauptquartier war rückwärts in Arsonval auf der Straße nach Bar-sur-Aube. Napoleon nahm sein Hauptquartier auf dem Schlosse von Brienne, besetzte vorwärts an der Aube den Ort Dienville als Anlehnung seiner Rechten, la Rothiere vor seiner Mitte auf der Straße nach Trannes, Chaumenil zu seiner Linken, sandte einige Reiterei plänkelnd gegen Trannes vor, und ließ Mortier mit seinen Truppen von Troyes wieder gegen Vendoeuvres anrücken, um die linke Flanke Blüchers zu bedrohn. Allein er unternahm keinen ernstlichen Angriff, sondern blieb drittehalb Tage, vom 30. Januar bis zum 1. Februar mittags, ruhig in Brienne stehn. Die Wiederherstellung der Brücke von Lesmont über die Aube wurde während dieser Zeit eifrig betrieben, sie war zur Sicherung des Rückzuges für Napoleon wichtig, allein dieser Grund scheint nicht hinreichend, einen solchen Verlust an Zeit bei einem Feldherrn zu erklären, der stets lauter Thätigkeit war, und jetzt in ihr allein noch einiges Heil zu hoffen hatte. Die Ungewißheiten, welche ihn früherhin zu Düben befangen hielten, scheinen sich ihm hier wiederholt zu haben. Ihm wurde die Kunde von dem Vorrücken des Hauptheers, aber auch die falsche Nachricht, dasselbe wende sich links

gegen Auxerre, er konnte daher glauben, mit Blüchern allein desto leichteres Spiel haben; aber die Bewegungen zu seiner Linken, wo längs der Marne hinab von Chaumont her verbündete Truppen sich ausbreiteten, und York mit seinem Heertheil am 30. Januar in St. Diziers eintraf, wo er die Franzosen vertrieb, und dabei eine Kanone eroberte, durften ihm neue Zweifel geben. Am meisten jedoch mögen ihn die Friedensverhandlungen beschäftigt und unschlüssig gehalten haben, mit welchen ein Kongreß zu Chatillon-sur-Seine jetzt wirklich beauftragt war, und von deren Gange sich Napoleon ein neues, reicheres Feld des Gewinnes versprach, als ihm durch die Waffen in diesem Augenblicke zu hoffen schien. In der That wankten die Entschlüsse in dem großen Hauptquartiere der Verbündeten zu dieser Zeit höchst bedenklich, und Napoleons Rettung konnte selbst von da noch erfolgen, wo zu seinem Untergange die meiste Macht und Stärke, und übergenügend, vereinigt war. Man hatte sich auf Napoleons Friedensanträge eingelassen, nicht sowohl weil man ihm aufrichtige Absichten zutraute, als vielmehr, um vor der Welt auch nicht den Schein zu haben, als sei nicht jederzeit Frieden der einzige Zweck der Verbündeten, selbst mit Napoleon Frieden, sobald dieser nur als

möglich erschiene. Allein die Gesinnungen und Ansichten, welche nur vereinzelten Triebfedern und persönlichen Bezügen in dieser großen Angelegenheit gehorchen wollten, verrückten mit großem Eifer die Gesichtspunkte, aus welchen die Sache zu betrachten war. Die Vorstellungen und Schlußfolgen, welche schon in Frankfurt am Main gewirkt hatten, wurden mit stärkerer Dreistigkeit wiederholt. Mehr als die große, immerwährende Sorge, in welcher Napoleon als Kaiser auch nur von Altfrankreich die Staaten Europa's erhalten mußte, sollten die Gegenstände einer untergeordneten Eifersucht zwischen diesen, mehr als die Sicherheit der Zukunft der trügliche Vortheil des Augenblicks gelten. Der Krieg, sagte man, sei als geendet zu betrachten, der Frieden, den alle Welt wünsche, sei vor der Thüre, alles weitere Blutvergießen unnütz und sogar sündlich, ja das Glück könne sich wenden, und dann sei alle Frucht so großer Erfolge wieder auf dem Spiele. Diese Parthei, welche nur immer den Frieden anrief, hatte durch die Umstände mächtige Verstärkungen erlangt, die verschiedensten Stimmen fanden sich in ihr vereint, manche, die den französischen Kaiser mit Rußland, andre, die ihn wesentlich mit Oesterreich, noch andre, die ihn mit den deutschen Staaten des gewesenen Rheinbundes in

Beziehung hielten, einige vielleicht, die ihn um seiner selbst willen trugen, überhaupt aus allen Staaten und Nationen, nur doch am wenigsten wohl aus Preußen. Hier vielmehr war die Parthei des Krieges einheimisch, und wenn jene nur noch den Schein des Krieges neben den Verhandlungen zu gestatten meinte, so war für diese neben dem Kriege schon der Schein der Verhandlungen zu viel. Aus diesem Zwiespalt entstand heftiger Tadel gegen Blücher, daß er im unzeitigen Augenblick den Gegner wieder auf den Kampfplatz herausgefordert; und als er in Brienne die Unterstützung des Hauptheers erwartete, fragte die Friedensparthei im großen Hauptquartier, was denn Blücher für Ansichten habe, und worauf er eigentlich hinarbeite? Den Diplomaten, sagt der Schriftsteller, dem wir hier zumeist folgen, schien der persönliche Auftrag, ihn auszuforschen, bedenklich, sie fürchteten die Kraft seiner Entgegnungen, an welchen so leicht der feinste Ruhm zu Schaden kam. Schwarzenberg sandte deßhalb einen geachteten General nach Brienne, und ließ offen und treuherzig fragen, was denn in Betreff des ganzen Krieges Blüchers Ziel und Absicht sei? Unumwunden antwortete dieser in seiner gewohnten Kraftweise: „Wir müssen nach Paris. Napoleon hat in allen Hauptstädten von Europa

seine Visite gemacht, sollen wir weniger höflich sein als er? Und endlich muß er vom Thron, auf dem er zum Wohl von Europa und unsrer Fürsten nie hätte sitzen sollen. Ehe er nicht davon herabgestoßen ist, können wir keine Ruhe bekommen." Dasselbe wiederholte Blücher nach der Räumung von Brienne aus Arsonval, und setzte hinzu, Napoleon stehe bei Brienne mit noch getheilter Stärke, man müsse ihm auf den Leib gehn, bevor er seine ganze Kraft gesammelt. Blücher versprach, den Feind anzugreifen, sobald nur zu dem Heertheile von Sacken, da Yorks Heertheil ihm noch fehle, das Hauptheer ihm die nöthige Verstärkung gebe. Seine Aeußerungen und Vorschläge fanden heftigen Tadel; der Vorfall von Brienne, der sehr vergrößert wurde, gab Anlaß, ihm Unbesonnenheit und Tollkühnheit vorzuwerfen; er sei ein Waghals, ein guter Haudegen, allerdings, aber weder ein Staatsmann, noch selbst, man sehe es, ein Feldherr. Gleichwohl mußte ein Entschluß gefaßt werden, die Heeresmacht der Verbündeten konnte nicht stehn bleiben, in dem Thale der Aube fehlte es schon an Lebensmitteln, der Feind hemmte das Vorschreiten, man mußte ihn angreifen oder selbst zurückgehn. Das letztere schien doch zu hart, die Ueberlegenheit an Truppenzahl zu groß, und Blücher zu dringend,

als daß dem Kampfe hier so ganz wäre auszuweichen gewesen. Eine Schlacht wurde beschlossen, und Blüchern sollte der Vorzug bleiben, sie gegen Napoleon zu liefern, zu dessen Begegnen niemand gern sich drängte. Am 31. Januar empfing Blücher aus Chaumont von Schwarzenberg die Anzeige, zu seinen Truppen seien noch die Heertheile Giulay's und des Kronprinzen von Würtemberg ihm überwiesen, um mit dieser Gesammtstärke von 50,000 Mann am 1. Februar den Angriff gegen Brienne zu unternehmen; Wrede rechts mit 25,000. Mann, und Colloredo links in gleicher Stärke, würden seine Flügel bilden, die sämmtlichen Garden nach Bar-sur-Aube vorrücken, ihm als Rückhalt zu dienen. Noch jenseits des rechten Flügels war Wittgenstein mit 16,000. Mann ausgerückt, dieser aber, so wie Colloredo und die Garden, zusammen gegen 60,000. Mann, mußten nach der getroffenen Anordnung ohne Antheil an der Schlacht bleiben. Der Heertheil des Kronprinzen von Würtemberg war bereits angelangt, und hatte sich rechts von Blücher bei Maisons aufgestellt, dagegen konnten die Truppen von Giulay nicht früher bei Trannes eintreffen, als gegen 11. Uhr vormittags an dem für die Schlacht selbst bestimmten Tage, auch Wrede

konnte: mit dem rechten Flügel kaum früher zum Angriff kommen.

Um dieselbe Zeit langte das Hauptheer in Bar-sur-Aube an, und Blücher nahm die an der Spitze befindlichen Grenadiere und Kürassiere noch bis Trannes vor. Schwarzenberg traf hier ein, und beredete mit Blücher die Schlacht. Oesterreichische Nachrichten erzählen, daß Blücher hier gezaudert, und Schwarzenberg ihn angetrieben, und auf den Einwand, die Wege seien so schlecht, daß kein Geschütz fortzubringen sei, erwiedert habe; „Desto besser, so werden wir das der Franzosen nehmen!" Dies scheint dem bisherigen Gange der beiden Feldherren etwas zu widersprechen, Schwarzenberg war mit dem großen Heere in 12. Tagen nur 6. Meilen gegen den entfernten Feind vorgerückt; Blücher hatte denselben mit raschem Eifer in der Nähe aufgesucht und festgehalten, und durch sein Dringen den Entschluß zum Angriff ausgewirkt. Wie dem auch sei, das ist gewiß, daß die Schlacht, durch wessen Schuld immer, übereilt wurde, sonst hätten die Verbündeten hier mit 150,000. Mann über Napoleon, der ein Drittheil so stark war, einen Sieg erfechten müssen, der keinen weiteren mehr nöthig gemacht hätte. Die Kriegskundigen rügen noch andere Fehler in der Anordnung:

zur Schlacht, die Entfernung des Rückhalts, die Zerstückelung der Kräfte in zu weiten Räumen, die ungünstige Richtung des Hauptangriffs, der, anstatt gegen die Mitte des Feindes, vielmehr auf dessen linken Flügel gerichtet sein mußte. Allein für Blücher war hier das Vorhandene zu nehmen, wie es war, und damit auszuführen, was die Umstände zuließen. Blücher hätte allerdings vorgezogen, in seiner günstigen Stellung auf den Höhen von Trannes, wo sein vortheilhaft aufgepflanztes Geschütz die Ebene bestrich, den Angriff zu erwarten, und wirklich hatte schon Tages vorher Napoleon seine leichte Reiterei von la Rothiere bis dicht vor Trannes vorgesandt, woraus die Absicht eines Angriffs zu vermuthen war, weßhalb auch der Kronprinz von Würtemberg nach Eclance rechts von Trannes vorrücken mußte, allein da gleichwohl am 1. Februar bis Mittag nichts erfolgte, so gab Blücher seinerseits den Befehl zum Angriff. Sacken in der Mitte sollte in grader Richtung auf la Rothiere, der Kronprinz von Würtemberg durch den Wald vorwärts von Eclance auf die Meierei la Giberie gegen den linken Flügel des Feindes, Giulay von Trannes auf Dienville längs der Aube gegen den rechten Flügel desselben vorrücken. Es war ein trüber Wintertag, der tiefe Lehmboden, durch blo-

ßen

ßen Nachtfrost nicht gefestet, machte es unmöglich, das Geschütz fortzubringen, wenn nicht die Bespannung vermehrt wurde. Sacken ließ daher, mit Blüchers Zustimmung, die Hälfte seines Geschützes stehn, um die andere Hälfte doppelt zu bespannen, und führte, Statt 120. Kanonen, nur 60. zum Angriff. Auch der Kronprinz von Würtemberg konnte nur Eine Batterie auf dem Waldwege fortbringen. Giulay fand gleiche Schwierigkeit, sobald er die große Straße verließ. Unter solchen Umständen kam erst gegen 3. Uhr nachmittags das Geschütz gegen die feindliche Stellung in's Feuer. Napoleon stand noch zweifelhaft bei Brienne, und wußte nichts von der Ankunft des Hauptheers der Verbündeten, als ein österreichischer Trompeter, der von dem Heertheile Wrede's als Ueberläufer ankam, ihm von derselben die erste Nachricht brachte, der er nicht einmal Glauben gab. Gegen 1. Uhr aber wurde Blüchers Anrücken gemeldet, und nun beschloß Napoleon, die Schlacht zu vermeiden, und über die inzwischen fertig gewordene Brücke bei Lesmont hinter die Aube zurückzugehn. Allein besorgt, in dem trüben Schneewetter seinen beschleunigten Abzug vor dem überlegenen Feinde mancher Gefahr auszusetzen, und hingerissen von dem kampfbegierigen Jubelgeschrei, mit welchem seine junge

Garde ihn begrüßte, ließ es dennoch gleich hier das Loos der Waffen gelten. Sein Befehl setzte alles in eifrige Bewegung, das Geschütz der Garde rückte vor, und gegen 4. Uhr stand bei la Rothiere der stärkste Kampf. Wasiltschikoff mit der leichten Reiterei Sackens drang auf das feindliche Geschütz ein, mußte aber der feindlichen Reiterei weichen, die ihrerseits im dichten Schneegestöber in das Feuer des russischen Fußvolks von Scherbatoff gerieth, und von Sackens Dragonern, dann neuerdings von Wasiltschikoff angegriffen, mit großem Verluste zurückgeworfen wurde, wobei letzterer 32. Kanonen eroberte, welche Napoleon seinem linken Flügel eben zur Unterstützung sandte. Dieser Erfolg wäre entscheidend gewesen, hätte Blücher mit eignem Auge den Bewegungen des Gefechts folgen können, aber gleich davon Meldung empfangen, allein diese verfehlte ihn, und jenes hinderte der Schnee, der in großen Flocken fiel, und selbst das Geschützfeuer eine Weile schweigen machte, weil keine Richtung zu erkennen war. So gewann die französische Reiterei wieder Zeit, und der General Colbert führte sie auf's neue vor. Sacken indeß griff mit seinem Fußvolke das Dorf la Rothiere an, der General Duhesme vertheidigte dasselbe mit verzweifelter Tapferkeit; Napoleons Gegenwart,

Ney's und andrer Generale, befeuerte die Truppen zur größten Anstrengung. Mehrmals wogte der Kampf in dem Dorfe hin und her, man focht im wüthendsten Handgemenge. Der Marschall Oudinot mit frischen Truppen stürmte hinein, und wurde zurückgeworfen, aber auch Sacken konnte nicht festen Fuß darin behalten. Blücher selbst führte endlich den Rückhalt des Heertheils von Sacken heran, und erst um 11. Uhr in der Nacht war der Besitz von la Rothiere völlig errungen. Unterdeß hatte rechts der Kronprinz von Würtemberg, nach hartnäckigem Kampfe mit dem Marschall Victor, das Vorwerk la Giberie und 11. Kanonen genommen, noch weiter rechts hatte Wrede, von Doulevent anrückend, den Marschall Marmont aus Morvilliers vertrieben, darauf das Dorf Chaumenil und daselbst 25. Kanonen erobert; zwar entriß Napoleon, der selbst mit einem Theile seiner jungen Garde und allem Geschütz herbeieilte, den Siegern einen Augenblick jene beiden Orte wieder, allein der konnte sie gleichwohl nicht behaupten; er verließ hierauf das Schlachtfeld, und ertheilte seine weiteren Befehle von dem Schlosse zu Brienne. Links gegen Dienville hatte Ginlay den Angriff gegen den General Gerard eröffnet, allein die Stellung zu stark gefunden, um sie von vorn zu nehmen, er

mir dahin mit einem Theile seiner Truppen über die Aube gegangen, um bei Dienville wieder überzugehn, und die rechte Flanke des Feindes anzugreifen; allein auch hier war der Widerstand zu stark, Giulay eroberte 8. Kanonen, und blieb mit dem Feinde bis in die Nacht im Kampfe, konnte aber Dienville nicht nehmen. Von preußischen Truppen waren nur 5. Schwadronen Reiter bei dieser Schlacht, unter Anführung des Prinzen Biren von Kurland hatten sie zwischen la Rothiere und la Giberie den Feind geworfen und 6. Kanonen erobert. In der Mitte und auf seinem linken Flügel völlig geschlagen, hatte Napoleon keine Wahl mehr, als schleunig den Rückzug anzuordnen, welchen Dunkelheit und Wetter noch begünstigten. Nach Mitternacht verließen die Franzosen Dienville, wo Giulay ihnen sogleich nachrückte, und zogen durch Brienne nach Lesmont, wo Napoleon mit allen Truppen auf das linke Ufer der Aube ging, die Brücke zerstörte, und sich nach Arcis-sur-Aube wandte. Nur Marmont blieb auf dem rechten Ufer der Aube, und zog sich hinter das Flüßchen Voire auf die Höhen von Rosnay, von wo er nach hartnäckigem Kampfe mit Wrede, der ihn abschneiden wollte, rückwärts an die Aube nach

Namen zurückging, um ſich über Arcis ſur Aube wieder mit Napoleon zu vereinigen.

Die Schlacht von Brienne, oder von la Rothiere, wie Blücher ſie nannte, war die erſte, welche auf franzöſiſchem Boden gefochten wurde, die erſte, in welcher Blücher und Napoleon perſönlich gegen einander anführten. Unter den Augen der verbündeten Herrſcher, die bei Trannes dem Kampfe folgten, in Gegenwart Schwarzenbergs und ſeiner Umgebungen, hatte Blücher den Gegner in die Flucht geſchlagen. Als Graf Noſtitz den verbündeten Herrſchern die erſte Meldung Blüchers, la Rothiere ſei gewonnen und der Sieg entſchieden, überbrachte, umarmte ihn der Kaiſer Alexander mit den Worten: „Sagen Sie dem Feldmarſchall, er habe allen ſeinen früheren Siegen die Krone aufgeſetzt.“ Der Sieg der Verbündeten würde vollſtändiger geweſen ſein, wenn mehr Truppen zur Schlacht gekommen, wenn nach derſelben kraftvollere Bewegungen geſchehen wären. Allein auch ſo hatte Napoleon den härteſten Schlag erlitten. An Todten und Verwundeten hatte er über 5000. Mann, 3000. an Gefangenen, und, was für ihn faſt unerſetzlich war, 82. Stücke Geſchütz verloren. Der Verluſt der Verbündeten betrug ebenfalls über 5000. Mann, hauptſächlich von dem Heertheile

Stückens, dessen Kampf der heftigste und dauerndste gewesen. Das Wichtigste jedoch war der Eindruck, welchen diese Schlacht auf die Gemüther machte. Napoleon hatte nun auch in Frankreich selbst eine Niederlage erlitten, unter den Augen des Volkes, das ihm, so lange er nur in der Fremde unterlegen, noch keineswegs allen Glauben an seine Unüberwindlichkeit entzogen, sondern ihm bald das Wachsen der Donau, wie bei Aspern, bald die Strenge des Winters, wie in Rußland, bald den Verrath der Bundesgenossen, wie bei Leipzig, nach seinem Begehren zur Entschuldigung hatte gelten lassen. Hier war nichts von allem diesen weder in Wahrheit vorhanden, noch zur Täuschung vorzuspiegeln. Die Franzosen faßten von nun an immer mehr die Vorstellung eines großen Wechsels, der in ihren Staatsverhältnissen eintreten könnte, die Krieger selbst überließen sich dem sorgenvollen Zweifel, ob ihr Kaiser noch jemals wieder seine Sachen würde herstellen können. Desto kühner erhob sich der Muth der Verbündeten, der Boden, welchen üble Vorhersagungen als verderbentragend bezeichnet hatten, gewährte wie jeder andre den Preis der Tapferkeit; Russen, Preußen, Oesterreicher, Baiern und Würtemberger, hatten hier unter Anführung eines preußischen Feldmarschalls siegend

ein neues Band der Vereinigung gefunden; auch äußerlich wurde daſſelbe angezeigt durch die weiße Binde, welche von dieſer Zeit die gemiſchten Streiter zur Erkennung am linken Arme trugen. Blücher ärntete das Lob der Herrſcher, den Ruhm der Soldaten; er hatte dem langſamen Kriegszuge einen raſcheren Antrieb ertheilt, ſeiner Feldherrnweiſſe neues Vertrauen verdient, und durfte größere Erfolge hoffen. Grade deßhalb aber war den Anhängern der entgegengeſetzten Sinnesart ſein Gelingen faſt ärgerlich, wie ſein ganzes Treiben höchſt unbequem.

Nach Blüchers Meinung ſollte die ganze Macht der Verbündeten jetzt gradezu nach Paris vordringen, wodurch der Krieg mit wenigen Märſchen beendet ſein würde. Nicht entgegen dieſem Zwecke, aber mit dem Vorbehalt, ihn durch mannigfach abweichende Mittelglieder zu verfolgen, beſchloſſen die Verbündeten am 2. Februar mittags auf dem Schloſſe zu Brienne folgende Maßregeln. Weil die Maſſe der Krieger zu groß war, um für alle zugleich auf Einer Straße und in derſelben Gegend hinreichende Verpflegung zu finden, ſo wurden die Heere zum Vorrücken nach verſchiedenen Richtungen getheilt. Blücher empfing die Beſtimmung ſich nordwärts nach der Marne zu wen-

ken, York wieder an sich zu ziehen, und über Chalons vorzugehn; Wittgenstein sollte auf dem rechten Ufer der Aube ungesäumt vorrücken, und die Verbindung zwischen Blücher und dem Hauptheer unterhalten; Wrede, der Kronprinz von Würtemberg und Giulay, dem Zuge Napoleons über Lesmont nach dem linken Ufer der Aube folgen; Schwarzenberg selbst, mit Colloredo, den Grenadieren und Garden, wollte links auf Troyes rücken. Durch ihre große Ueberlegenheit an Reiterei schienen die Verbündeten gegen jeden Nachtheil dieser Trennung sichergestellt. Blücher schritt seinerseits mit gewohntem Eifer zum Werk. Er zog am 3. Februar bis St. Ouen, am 4. linkshin gegen Sommesous, wo Olsufieff stehen blieb, nach Fere-Champenoise, um sich auf die Kreuzpunkte der Straßen von Chalons nach Paris und von Rheims nach Troyes zu setzen; seine Streifschaaren gingen rückwärts nach Vitry und Chalons, vorwärts über Sezanne die Marne hinab gegen la Ferté-Gaucher, und links gegen Villenoxe an die Seine, wo sich die Truppen des Hauptheeres zeigen mußten. Auf die Nachricht, daß Napoleon sich südwärts gegen Troyes gewendet, glaubte Blücher denselben mit seinen bei la Rothiere geschlagenen Truppen dem Hauptheere, das in vollem Vorrücken und schon

bei Arcis diesseits der Aube sein mußte, ruhig überlassen zu dürfen, und wandte sich gegen Macdonald und Sebastiani, welche aus den Niederlanden zurückgekommen jetzt bei Chalons und Vitry gegen York standen. Allein sie waren schon im Weichen; York hatte am 2. Februar Vitry besetzt, am 3. bei la Chaussée zwischen Vitry und Chalons die ihm entgegengerückte feindliche Reiterei unter Sebastiani und Excelmans in die Flucht geschlagen, am 4. Chalons angegriffen und am 5. besetzt, nachdem Macdonald wegen Räumung der Stadt eine Abkunft mit ihm geschlossen. Aber schon am 4. und 5. hatte Blücher einzelne Truppenzüge des Feindes angetroffen, Sacken bei Soudron die von Vitry abgezogene Truppenschaar, welche Excelmans mit seiner Reiterei deckte, überfallen, und ihr 2. Kanonen und 30. Pulverwagen genommen. Darauf am 6. entdeckte Blücher auf der großen Straße, welche von Chalons über Epernay nach Paris führt, die Nachhut Macdonalds, welche in guter Fassung langsam ihres Weges zog. Er traf sogleich Anstalt, dem Feinde, dessen Straße bei Chateau-Thierry auf das rechte Ufer der Marne und bei la Ferté-sous-Jouarre wieder auf das linke zurückführte, an letzterem Orte durch Sacken auf der kleinen Straße von Chalons nach Paris über

Montmirail zuvorzukommen, während York ihn im Rücken drängte. Indeß hatte York, da die Franzosen bei Chalons die Brücke gesprengt, und das linke Ufer der Marne noch eine Zeitlang tapfer vertheidigt, nicht sogleich folgen können, sondern erst nachdem er die Brücke hergestellt und die zurückgelassenen Truppen herangezogen, auch seinen Schießbedarf aus dem eroberten ergänzt hatte, rückte er am 8. von Chalons aus; deßgleichen hatte Sacken einiger Zeit bedurft, seinen neuen Zug anzuordnen. Demnach am 9. Februar befand sich York mit 18,000. Mann auf der großen Straße bei Chateau-Thierry, dem Zuge Macdonalds im Rücken folgend, und Sacken mit 20,000. Mann, worunter die meiste Reiterei, bei Montmirail auf der kleinen Straße, bemüht ihm seitwärts vorbeizukommen. Am nämlichen Tage traf der Heertheil von Kleist, bestehend aus 8000. Preußen, und eine Truppenschaar von 7000. Russen unter dem General Kapzewitsch von Langerons Heertheil, jener vor Erfurt, dieser vor Mainz abgelöst, in der Gegend zwischen Vertus und Chalons und Vitry an, wodurch das schlesische Heer wieder auf 57,000. Mann stieg. Blücher beschloß, mit den 4000. Mann von Olsufieff, die in Champaubert standen, diese willkommene Verstärkung abzuwarten, und mit

ihr einen Rückhalt für York und Sacken zu bilden, die jedoch schon an sich ihrem Gegner hinlänglich gewachsen schienen. Zugleich ließ er Vitry durch Schanzarbeit und Verpfählung gegen einen ersten Anlauf sichern, und den Wall mit eroberten Kanonen von la Rothiere besetzen. Blücher wollte zur Sicherung seines Rückens nichts versäumen, doch fiel ihm nicht ein, daß ihm in seiner linken Flanke Verderben drohen könnte, dort war Wittgenstein mit 16,000. Mann diesseits der Aube vorgerückt, weiterhin drei Heertheile, zusammen 60,000. Mann, mit einem Rückhalt von fast gleicher Stärke, gegen den Feind in Bewegung. Wir müssen uns zu dem Hauptheere wenden, um zu sehn, wiefern sich dort diese Voraussetzung begründete.

Nach den am 2. Februar auf dem Schlosse zu Brienne festgesetzten Bestimmungen, sollte Schwarzenberg mit dem Hauptheere in zwiefacher Richtung dem geschlagenen Heere Napoleons nachfolgen; allein durch unnöthige Rückmärsche einzelner Heertheile, durch die Entfernung des nach Bar-sur-Aube zurückverlegten Hauptquartiers und dadurch verzögerte Befehle, gingen gleich zwei Tage verloren, und während dieser auch die Kunde, wohin Napoleon sich gewendet. Hierauf machte das Hauptheer, anstatt vorzurücken, eine Seitenbewegung links, um

auf Napoleons rechten Flügel vorzugehn, wodurch auf dem weitesten Wege mit allen Nachtheilen gesucht wurde, was auf dem kürzesten mit allen Vortheilen schon bereitet war, eine Bewegung, durch welche sich die Heertheile, auf deren Vorrücken Blücher rechnen mußte, von ihm ganz entfernten, ja selbst die Truppen unter Wittgenstein, und deren Vortrab unter Pahlen, welche zwischen der Aube und Marne die Verbindung Blüchers mit Schwarzenberg unterhalten sollten, wurden auf das linke Ufer der Aube zurückgezogen, und das rechte Ufer, und somit Blüchers linke Flanke, völlig preisgegeben. Mit diesen Bewegungen und dazwischen wiederholten Ruhetagen war das Hauptheer bei doppelter Uebermacht gegen den geschlagenen Feind in 9. Tagen nur etwa 6. Meilen vorgerückt, hatte diesem erlaubt, seine erschöpften Kräfte herzustellen und die getrennten zu vereinigen. Es wird behauptet, der Grund dieser in einem sonderbaren Lichte erscheinenden Maßregeln sei nicht in mangelhaften Einsichten der Feldherren, sondern in der mächtigen Einwirkung der politischen Verhältnisse zu suchen, deren Verwickelung in dem während dieser Zeit eifrig gepflogenen Kongresse zu Chatillon sich hemmend auf die Kriegsthätigkeit geworfen. „Zu den unglücklichen Umständen, sagt bei dieser

Gelegenheit ein Schriftsteller, dessen Leitung wir öfter folgen, als wir seine Worte anführen, gehört, daß Blücher von allen diesen Verhältnissen nicht unterrichtet wurde, oder daß er sie nicht begreifen konnte. Er, der gehorsame, seinen Ehrgeiz dem Wohl des Ganzen stets unterordnende, der alle Ursache hatte sein Pferd im Zügel zu halten, bis 60,000 Mann bei Chalons vereinigt waren, wo einige Tage Ruhe seinem Heere recht willkommen gewesen wären, er, der in seinem Eifer immer glaubte für seine Nachbaren zu wenig zu thun, wenn er nicht das Unmögliche möglich machte, — er wurde das Opfer der begangenen Fehler. Das große Heer erlitt keine andre, als eine moralische Strafe: das Vertrauen und die innere Zufriedenheit gingen verloren." Blücher empfing erst am 9. Februar Nachricht von der veränderten Bewegung des Hauptheeres, und zugleich, daß Wittgenstein zwar an der Aube vor der Mitte des Feindes stehen geblieben, aber für seine Aufgabe zu schwach sei, und daher durch den Heertheil von Kleist verstärkt werden möge, Statt dessen der Kaiser von Rußland den Heertheil von Winzingerode, der aus den Niederlanden zu Laon eingetroffen sein mußte, unter Blüchers Befehl stelle. Auch meinte Schwarzenberg, da Napoleon nach Nogent-sur-Seine

zurückgehend alle seine Kräfte vereinigen wolle, würde es zweckmäßig sein, wenn auch das schlesische Heer sich näher gegen Nogent zöge. Augenblicklich entsandte Blücher Kleist und dazu Kapzewitsch in der Richtung von Fere-Champenoise, um von da folgenden Tages über Sezanne weiter gegen Nogent vorzugehn. Blüchers Heer war auf der Straße nach Paris zwar vielfach vertheilt, die Truppen überdies, um bei geordneter Verpflegung ihnen weniger Anlaß zu Gewaltsamkeiten gegen die Einwohner zu geben, in Dörfer und Ortschaften verlegt, gleichwohl aber, bei den vielen leichten Truppen und Kosacken, gegen einen Ueberfall, so schien es, genug gesichert. Nur von Sezanne her konnte eine solche Besorgniß Statt finden, doch noch ehe Blücher erfahren, daß die Truppen des Hauptheeres aus seiner Flanke weggezogen, hatte er schon Sacken beauftragt, Sezanne zu besetzen. Jetzt wollte er selbst nach dieser Richtung aufbrechen. Aber schon am nämlichen Tage war Sezanne bereits in Feindeshand, und eine neue Reihe von Begebenheiten eröffnet, zu deren Betrachtung wir einen Augenblick den Schritten Napoleons folgen.

Nach der Niederlage von la Rothiere zog dieser bei Lesmont auf das linke Ufer der Aube, nach

Pinay und Troyes, wohin auch Mortier mit der alten Garde von Vendoeuvres gekommen war, und Marmont von Rosnay über Arcis-sur-Aube folgte. Mit diesen gesammelten Kräften bot er sogleich wieder die Stirne. Seine verzweifelte Lage verläugnete er durch aufgerafften Muth und rastloses Gegenstreben. Mortier hielt vorwärts von Troyes die Brücken der Barce besetzt, und warf am 4. und 5. Februar die andringenden Vortruppen Schwarzenbergs zurück, ja dieser schien einen Angriff schon wieder mehr zu befürchten, als zu suchen. Schnell aber zogen Blüchers Fortschritte Napoleons Aufmerksamkeit nach der Marne, die dringende Gefahr für Paris gestattete keine Wahl, er ließ das Hauptheer der Verbündeten vor Troyes stehn, eilte schon am 6. mit dem Kern seiner Truppen nach Nogent-sur-Seine, zog eine aus Spanien zurückgekehrte Division alter Truppen unter dem General Leval an sich, und war am 9. über Villenoxe in Sezanne eingetroffen. Die Kosacken unter dem General Karpoff hatten hier weichen müssen, und sich auf Montmirail zurückgezogen. Die Straße von Troyes nach Paris, auf der Napoleon vorgerückt war, hat keinen Verbindungsweg mit der Straße von Chalons nach Paris, auf der sich Blücher befand, als über Sezanne, allein auch

dieser Weg war für ein ernsthaftes Kriegsunternehmen unbrauchbar zu achten, da er neben dem großen Moraste von St. Gond durch eine vierstündige Strecke sumpfiger Niederungen und Gebüsche führt, in welchen Geschütz und Pferde versinken mußten; das tiefeingeschnittene Bette des Baches Petit-Morain deckt übrigens die linke Seite der ganzen Straße von Champaubert nach la Ferté-sous-Jouarre. So gesichert setzten die Truppen des schlesischen Heers ihre Bewegungen die Marne hinab fort, und Sacken hielt das Vordringen des Feindes nach Sezanne für einen bloßen Streifzug, durch welchen er in seinem Vorrücken nach la Ferté-sous-Jouarre sich nicht irre machen ließ. Napoleon aber war durch keine Schwierigkeiten abzuschrecken, die Gewißheit, das schlesische Heer in getrennten Theilen zu überraschen, gab ihm die, es zu schlagen, und sein Eifer besiegte jedes Hinderniß. Schon wollte Marmont umkehren, wegen der Unmöglichkeit, das Geschütz durch die Holzwege zu schaffen, allein Napoleon kam herbei, trieb ihn wieder vor, und mit unsäglicher Anstrengung der von allen Seiten aufgebotenen Menschen und Pferde wurde der Durchzug vollbracht. Napoleon befahl sogleich den Angriff; am 10. Februar vormittags ließ er durch Marmont das Dorf Baye

weg-

wegnehmen, und nachmittags überfiel er bei Champaubert die Truppenschaar von Olsufieff, der zwar hartnäckigen Widerstand leistete, und erst in der Richtung von Chalons, dann in der von Epernay durchzubrechen suchte, aber überall von Feinden umstellt, zuletzt der Uebermacht unterliegen mußte. Er selbst, zwei andre Generale, viele Offiziere und 1500. Mann wurden gefangen, 9. Kanonen genommen, die Flüchtlinge nach entgegengesetzten Richtungen versprengt, ein Theil gegen Chalons, ein Theil gegen Montmirail, jene von Marmont mit Fußvolk und Geschütz, diese vom General Nansouty mit der Reiterei verfolgt. Napoleon hatte durch diesen Streich das schlesische Heer auf der Straße nach Paris in zwei Theile getrennt. Sacken und York waren voraus, in der Richtung gegen Meaux, Blücher mit den übrigen Truppen zurück bei Vertus; gegen diesen ließ er einstweilen Marmont mit einigen Truppen bei Etoges stehn, er selbst eilte mit der Hauptstärke am 11. über Montmirail auf der Straße nach Paris dem Zuge von Sacken nach. Dieser hatte am 10. bei la Ferté-sous-Jouarre eine Truppenabtheilung Macdonalds in die Flucht geschlagen, und 3. Kanonen erobert, sein Vortrab war bis Trilport nicht weit von Meaux vorgedrungen; auf die Meldung, daß

der Feind mit Macht über Montmirail heranziehe, kehrte er um und ging ihm entgegen, wünschend, daß York, der bei der Nachricht von Olsufieffs Unfall sein Vorrücken an der Marne bei Chateau-Thierry gehemmt hatte, ebenfalls gegen Montmirail umkehren, und mit ihm vereinigt angreifen möchte. Allein York war angewiesen, im Fall eines feindlichen Anrückens dem Gefecht auszuweichen, und auf das rechte Ufer der Marne zu gehn, zu welchem Behuf er bei Chateau-Thierry zwei Brücken hatte schlagen lassen; er forderte Sacken auf, dieser Bewegung zu folgen, und sammelte seine Truppen bei Bissort, zwischen Chateau-Thierry und Montmirail, um ihn aufzunehmen; auch hielt York für unmöglich, auf den schlechten Wegen von Bissort nach Montmirail sein zwölfpfündiges Geschütz fortzubringen. Doch Sacken war überzeugt, er werde den Feind bei Montmirail zu Grunde richten, und schon im vollen Anzuge dorthin. Er traf den französischen Vortrab unter Ransouty dicht vor Montmirail, griff ihn lebhaft an, und warf ihn zurück. Seinen linken Flügel auf der Straße von Vieux-Maisons lassend, dehnte er seinen rechten, um den Feind desto sicherer zu umfassen, bis zum Petit-Morain aus, und griff von da aus das Dorf Marchais an, welches er in hartnäckigem

Kampfs gegen Ney mehrmals eroberte und wieder verlor; endlich aber, als schon der Tag sich neigte, dennoch zu behaupten schien. Napoleon sah dem Kampfe zu, ungeduldig die Ankunft Mortier's erwartend, der mit der alten Garde den graden Weg von Sezanne heranzog. Sie kamen an, und nun ging Napoleon plötzlich mit dem ganzen Gewicht seiner Garden zum Angriff über. Sacken hatte fast alle seine Truppen auf den rechten Flügel nach Marchais gezogen, und den linken entblößt; auf diesen, der Sackens Rückzugslinie hielt, warf Mortier sich mit 6. Bataillons Garden, während Ney mit 4. Bataillons alter Grenadiere den Meierhof des Grenaux, wo Sackens Mitte stand, und der Marschall Lefebvre und der General Bertrand das Dorf Marchais gleichfalls mit Garden angriffen. Mit hartnäckiger Tapferkeit fochten die Russen eine Zeitlang gegen die Uebermacht; als aber auf ihren linken Flügel auch die Reiterei und das Geschütz der Garde hervorbrach, erkannte Sacken die Gefahr in den Petit-Morain gedrängt zu werden, gab Marchais freiwillig auf, und suchte eiligst den Rückzug nach Chateau-Thierry zu gewinnen; schon war es vielleicht für ihn allein schon zu spät, als in diesem entscheidenden Augenblicke glücklicherweise Hülfe kam. York hatte von Viffort, als er den Kano-

nendonner vernahm, den General von Pirch mit einigen Truppen, die aber in den grundlosen Holzwegen nur Eine Batterie mit größter Mühe fortbrachten, über Fontenelles gegen Montmirail vorgesandt, diese griffen jetzt unerwartet Napoleons rechte Flanke heftig an, und indem sie einen Theil seiner Truppen auf sich zogen, gewann Sacken Zeit, der Vernichtung zu entgehn. Der Rückzug wurde die ganze Nacht mit äußerster Anstrengung durch morastige Waldgegend fortgesetzt, 10. Kanonen blieben stecken, ganze Schaaren nahmen querfeldein falsche Richtungen, 5000. Mann betrug der Verlust. Folgenden Tages, am 12. Februar, zog Napoleon den Flüchtigen nach. York nahm die geschlagenen Truppen von Sacken auf, und machte fechtend den Rückzug nach Chateau-Thierry, allein gleichfalls mit einem Verluste von 2000. Mann und 3. Kanonen, die feindliche Reiterei drang heftig nach, und erst abends um 6. Uhr endete das Gefecht bei Chateau-Thierry, nachdem Sacken und York sich über die Marne gezogen, und ihre Brükken, welche der Prinz Wilhelm von Preußen mit 2000. Mann bis zuletzt vertheidigte, zerstört hatten. Napoleon überließ dem Marschall Mortier die Verfolgung jenseits der Marne, und wandte sich mit den übrigen Truppen sogleich wieder zurück,

um auf denjenigen Theil des schlesischen Heeres zu fallen, den inzwischen Marmont jenseits Etoges festgehalten hatte, und bei welchem Blücher selbst war.

Schon am 9. Februar abends war Blüchers Hauptquartier in Etoges durch die Nachricht aufgestört worden, daß feindliche Reiterei nach Baye vorgedrungen sei; diese konnte nur den Weg über Sezanne genommen haben; indeß hatte Blücher so wenig als Olsufieff, dessen Truppen in Baye, Champaubert und Etoges lagen, eine Meldung empfangen, daß der General Karpoff mit seinen Kosacken vertrieben worden. Jedoch die bloße Möglichkeit einer Annäherung Napoleons von dieser Seite her gab Blüchern Anlaß, an Sacken und York durch Offiziere die Weisung zu senden, am 10. in Montmirail und Chateau-Thierry stillzustehn, die von Sezanne her geschehene Feindesbewegung zu beobachten, und einem überlegenen Angriffe Napoleons von dorther nach Chateau-Thierry und über die Marne auszuweichen; nur im Falle Sacken durchaus sicher wäre, wurde mündlich hinzugefügt, daß von Sezanne her nichts zu fürchten sei, möchte er ohne Aufenthalt seinen Zug fortsetzen. Aus den Nachrichten von dem großen Heere ersah Blücher, daß durch die veränderte Rich-

tung desselben allerdings die linke Flanke des schlesischen Heeres entblößt, und dem Feinde das Anrücken von jener Seite freigegeben sei, der gemeldete Rückmarsch Napoleons auf Nogent-sur-Seine war damit in Verbindung zu halten, und Blücher selbst wollte, wie schon erwähnt, am folgenden Tage, gemäß der Aufforderung Schwarzenbergs, mit einem Theile seiner Truppen in dieser Richtung nach Sezanne vorrücken. Noch in der Nacht aber vom 9. auf den 10. Februar kam die Kunde, daß Napoleon selbst mit seinen Garden von Nogent-sur-Seine über Villenoxe nach Sezanne heranzöge. Blücher sammelte seine in der Gegend umher verlegten und zum Theil noch weit zurückstehenden Truppen, empfand aber gleich den Mangel an Reiterei, die größtentheils an der Spitze des Heeres weit voraus war. Am 10. mittags erhielt er von Sacken die Nachricht, von Sezanne befürchte er nichts Ernstliches, und setze daher seinen Marsch getrost fort; zu gleicher Zeit kam aber die Meldung, daß zwischen Fere-Champenoise und der Aube weder Wittgenstein mit seinen Truppen selbst, noch Pahlen mit dessen Vortrab sich finde, und die andre, daß Napoleon am 9. in Sezanne übernachtet habe. Für Sacken und York durfte Blücher bei den ertheilten Anweisungen unbesorgt sein, er selbst

rückte daher unverzüglich nach Fere-Champenoise, um in Napoleons rechter Seite zu stehn, allein schon auf dem Wege dahin erhielt er Kunde von Olsufieffs Unfall bei Champaubert, wodurch seine eigne rechte Flanke entblößt, und die Verbindung mit Sacken und York bedroht war; und kehrte deßhalb sogleich mit den Truppen von Kleist und Kapzewitsch in der Richtung auf Vertus nach Bergeres zurück, wo er in der Nacht ankam, und die Trümmer der Truppen von Olsufieff, unter dem General Udom noch etwa 1800. Mann und 15. Kanonen, an sich zog. Alle Nachrichten bestätigten nun, daß Napoleon mit seiner ganzen Macht anrücke. Blücher getröstete sich der guten Zuversicht, daß das Hauptheer entweder über Plancy, wo Wittgenstein früher eine Brücke über die Aube schlagen lassen, dem Feinde nachfolgen, oder inzwischen gradezu nach Paris vorgehn werde; mochte nun Napoleon links auf Sacken fallen, oder sich rechts gegen Blücher wenden, immer würde ein geringer Nachtheil des schlesischen Heeres durch bedeutende Erfolge des Hauptheeres aufgewogen; Blücher aber beschloß, wenn der Feind sich auf ihn würfe, dem Gefecht auszuweichen, und nach Epernay zurückzugehn, wo er sich zugleich den Heertheilen von York und Sacken, die auf dem

andern Ufer der Marne ſich dahin ziehen ſollten, wieder näherte. Da die Franzoſen am 11. bei Etoges ſtehen blieben, und mittags Kanonendonner von jenſeits Montmirail her vernommen wurde, ſo war gewiß, daß Napoleon ſich gegen Sacken gewandt habe, für den jedoch keine weſentliche Beſorgniß Statt finden konnte, da er mit York den Rückzug hinter die Marne ſicher hatte. Dennoch würde Blücher ſogleich zum Angriff geſchritten ſein, wäre er nicht faſt ganz ohne Reiterei geweſen. Mit gleicher Ungeduld nähere Kunde von den Vorgängen bei Montmirail und das Eintreffen ſeiner von Chalons ankommenden Reiterei-verſtärkung herbeiwünſchend, harrte er in dem Lager von Bergeres peinlichſt bis zum 13. vormittags, da zwei preußiſche Küraſſierregimenter, zu Kleiſts Heertheil gehörig, endlich anlangten. Nun griff er unverzüglich mit ſeiner nunmehrigen Stärke von etwa 15,000. Mann, worunter doch nur höchſtens 1100. Reiter, die Franzoſen bei Etoges an, warf ſie über Champaubert zurück, und verfolgte ſie bis Fromentiere. Am 14. früh drang er weiter gegen Montmirail vor; Marmont fühlte ſich zum Widerſtande gegen ſolch heftigen Andrang zu ſchwach, und ging fechtend zurück; das Dorf Vauchamps vor Montmirail mußte er nach hartnäckigem Gefecht der preu-

ßischen Vorhut unter dem General von Zieten überlassen. Aber in diesem Augenblicke traf Napoleon mit der alten Garde durch einen angestrengten Nachtmarsch von Chateau-Thierry ein, und sogleich nahm alles eine andre Wendung. Marmont griff Vauchamps wieder mit Heftigkeit an, zahlreiche französische Reiterei drang hervor, und warf die preußische Vorhut, welche in Vauchamps zu weit vor dem Haupttrupp voraus war, auf diesen mit ansehnlichem Verlust und in großer Unordnung zurück. Blücher nahm eiligst, und deßhalb ohne viele Wahl, eine Stellung, um die Zurückweichenden aufzunehmen. Sogleich aber sah er sich selbst auf seinem linken Flügel, der nicht gestützt war, von überlegener Reiterei angegriffen, gegen welche die preußische nicht Stand hielt, das Fußvolk aber, schnell in 6. Vierecke gestellt, sich tapfer vertheidigte. Die Hauptstärke der französischen Reiterei, gegen 6000. Pferde unter Anführung des Generals Grouchy, suchte, so wurde gemeldet, seinen rechten Flügel zu umgehn. Der Ungestüm des Vordringens und die große Anzahl der Truppen setzten Napoleons Anwesenheit außer Zweifel. Für Blücher war nichts übrig als zurückzugehn, allein dem Gefecht war schon nicht mehr auszuweichen, und bei der Uebermacht des

Feindes, besonders an Reiterei, mußte dasselbe sehr nachtheilig ausfallen. Eine Nachricht, daß der General von Diebitsch mit der leichten Reiterei der russischen Garde, von dem Hauptheer entsendet, von Sezanne gegen Montmirail vorrücke, gab für den Augenblick wenig Trost, da der Petit-Morain von dieser Hülfe trennte. Der fernere Rückzug geschah in großer Ordnung, aber allzulangsam; Kapzewitsch auf dem linken Flügel machte seine geschlossenen Bewegungen schachbrettartig wie auf dem Uebungsplatze; auf dem rechten Flügel wandte Kleist, der in der Seite die große französische Reiterschaar und deren drohende Ueberflügelung vor Augen hatte, größere Eile an, und ließ zugleich den linken Flügel zur beschleunigteren Gewinnung des Waldes von Etoges auffordern. Dieser Wald sollte von dem General Udom, der mit dem Reste von Olsufieffs Truppen in Etoges zurückgelassen worden, besetzt sein, Blücher sah keine Gefahr, freute sich vielmehr der trefflichen Haltung und festen Ruhe der Russen, wollte nichts übereilt wissen, und sandte an Kleist, der ihm zu schnell fortrückte, sogar den Befehl, Halt zu machen. Kleist gehorchte zwar dem Befehl, allein stellte sogleich dringend die Lage der Dinge vor. Der Verzug war indeß geschehn, die französische Reiterei, welche bisher auf

durchweichtem schwierigen Erdreich nur im Schritt und mit dem preußischen Fußvolke kaum in gleicher Höhe fortkommen konnte, eilte plötzlich, als die Ebene von Champaubert festeren Boden gab, schneller heran, trieb die wenige Reiterei Blüchers, welche vom linken Flügel auf den rechten gezogen war, völlig aus dem Felde, und warf sich mit Ungestüm von allen Seiten auf das Fußvolk, welches in dichten Massen zusammengedrängt sich der heftigen Angriffe standhaft erwehrte. Allein noch war der Wald von Etoges nicht erreicht, ein offener Raum von 1500. Schritt lag dazwischen, und gab der feindlichen Reiterei freies Spiel. Hier galt es muthvolle Ausdauer und kräftige Besonnenheit. Unter stetem Anstürmen des Feindes, mit Geschützfeuer sich den Weg bahnend, durch das Schlagen aller Trommeln die Bataillone zusammenhaltend, zogen die vielfach erschütterten Massen mit einbrechender Dunkelheit dem Walde zu. Blücher selbst war unter den Letzten, dem Feinde Trotz bietend, die Seinen aufmunternd, und doch in eigner Seele nicht unerschüttert. Der steigende Nachtheil des vom ersten Augenblicke höchst bedenklichen Gefechts, welches mit der Gefangennehmung der ganzen Truppenschaar zu enden drohte, die Gewißheit, daß die Heertheile von York und Sacken schon geschla-

gen waren, und die Vorstellung so vieles ferneren unabwendbaren Unheils, wirkten so stark auf den Feldherrn ein, daß es Augenblicke gab, wo seine Umgebung nicht zweifeln konnte, daß er solch unglücklichen Tag nicht zu überleben wünsche. Dahin deutet auch folgende Erzählung, daß er sich mehrmals dem Feuer eines eignen Bataillons aussetzte, gegen welches französische Reiterei ansprengte. Neben ihm hielt Nostitz, eine Ordonnanz wurde im wiederholten Gewehrfeuer niedergestreckt, und noch immer verharrte Blücher. Da sagte Nostitz, der bisher geschwiegen: „Wenn Ew. Excellenz sich hier, wo noch nichts verloren ist, todtschießen lassen, so wird die Geschichte auch nicht viel Rühmliches davon zu sagen haben.“ Blücher sah ihn ernst an, doch der inhaltschweren Mahnung folgend, wandte er sein Pferd, und sagte: „Nun, so lassen Sie uns weiterreiten.“ Darauf kamen Gneisenau und andre Offiziere, die ihn vermißt hatten. Blücher, von Beschwerden gequält, stieg ab, und rief: „Na, Gneisenau, nun es heute noch nicht mit mir zu Ende gegangen, hat's damit auch noch lange Zeit; es wird nun schon wieder gehn, und wir werden noch alles gut machen.“ — Zwei preußische Bataillons, welche ihre Flanken nicht genug bewachten, wurden von der französischen Reiterei nieder-

gemacht. Endlich war der Wald von Etoges erreicht, aber der Feind mußte auch hier noch bekämpft werden, der General Udom hatte schon früher von Kapzewitsch eine andre Richtung erhalten, dagegen war feindliches Fußvolk auf einem Seitenwege vorgedrungen, und früher als die preußische Nachhut in Etoges eingetroffen, wo bis 10. Uhr abends das Gefecht mit großer Heftigkeit fortwährte. Doch endigte die Verfolgung hier. Blücher zog die ganze Nacht in Einem fort bis in die Stellung von Bergeres, wo die Truppen zuerst wieder aufathmen und sich ordnen konnten. Von 15,000. Mann waren an 6000. geblieben, verwundet oder gefangen, davon kamen 4000. auf den Heertheil von Kleist, der überdies auch 7. Geschütze, die unfahrbar geworden, eingebüßt hatte. Zu schwach, um einen neuen Angriff zu bestehn, der für den folgenden Tag zu befürchten war, setzte Blücher noch in der Nacht seinen weiteren Rückzug nach Chalons fort, wo er hinter der Marne die Wiedervereinigung mit seinen getrennten Heertheilen bewerkstelligen und die Ankunft neuer Verstärkungen erwarten konnte. Schon am 15. mittags war er unverfolgt mit allen Truppen dort angelangt.

Die Heertheile von Sacken und York waren

nach ihrem Rückzug über die Marne bei Chateau-Thierry, wenig verfolgt vom Feinde, über Oulchy-le-Chatel, Fismes und Rheims im Halbkreise gleichfalls auf Chalons gezogen, wo sie am 16. und 17. bei Blücher eintrafen. Hier erst erfuhr dieser den Hergang der unglücklichen Gefechte von Montmirail und Chateau-Thierry, und übersah seinen ganzen Verlust. Vier Tage hindurch hatte Napoleon, in vier besonderen Gefechten, die getrennten Abtheilungen des 56,000. Mann starken schlesischen Heers mit etwa der Hälfte dieser Truppenzahl geschlagen; die Russen und Preußen hatten im Ganzen 14,000. Mann, worunter 6000. an Gefangenen, die im Triumph nach Paris eingebracht wurden, und 27. Kanonen verloren; von Meaux waren sie bis Chalons zurückgeworfen. Dieser glänzende Erfolg richtete den Kriegsruhm Napoleons und die Zuversicht der Seinen wieder auf, das ganze Unternehmen, so kühn ersonnen als kräftig ausgeführt, zeigte neuerdings, welch furchtbare Schläge diesem gewaltigen Gegner in seiner Bedrängniß zu Gebote blieben. Aber hob Napoleon wiederum stolzer das Haupt, so beugte darum Blücher keineswegs das seine. Eine Niederlage war für ihn ein Ereigniß wie jedes andre, sie konnte ihn tief schmerzen, aber nicht aus der Fas-

sung bringen; die Bedeutung, welche für andre Feldherren sich damit verknüpfte, hatte für ihn keinen Sinn, er wußte nichts von Feldherrnruhm, der auf dem Spiele stehen könnte; man hatte sich tapfer geschlagen, und war übel weggekommen, was war da weiter? man mußte sich nur nicht lange bei dem Unglück aufhalten, man mußte sich wieder schlagen, und besseren Erfolg hoffen, die Würfel fallen nicht alle Tage gleich. Seine muthige Stimmung gehörte schon den Truppen an, und jeder hielt sich noch für eben so gut, als die Tage vorher. Zwischen Sacken und York blieb von jenen Vorfällen einige Mißhelligkeit; jener behauptete, wenn York seiner Aufforderung gefolgt, und mit ihm vereint angegriffen hätte, würde ein Sieg an die Stelle der Niederlage getreten sein; dieser meinte, für ihn habe Sackens Beispiel kein Grund sein können, auch seinerseits von der erhaltenen Vorschrift abzuweichen, er habe schon genug gethan, indem er bei Wiffort stehn geblieben, und einen Theil seiner Truppen zur Rettung von jenem aufgeopfert. Blücher konnte Yorken nicht tadeln, allein er machte auch Sacken keinen Vorwurf, und in den Berichten, die er in das große Hauptquartier sandte, nahm er alle Verantwortung auf sich selbst. Hierin zeigte er wahre Heldengröße als

Feldherr, der nach verlorener Schlacht die fremde Schuld, welche ihn rechtfertigen könnte, großmüthig verschweigt, und dadurch als eigne gelten läßt. „Der General von Sacken, heißt es bei dem Schriftsteller, der uns hier Gewährsmann ist, hatte viel zu wichtige Dienste geleistet, und zu viele Beweise eines unerschütterlichen Muthes gegeben, um wegen einer falschen Ansicht ungleichen Urtheilen preisgegeben zu werden. General von Sacken konnte irren, aber sein Irrthum war der eines Helden, der seinen Kräften zuviel vertraut. Solcher Männer hatten wir nicht viel, und nur solche waren fähig Bonaparte zu schlagen." Viel aufgebrachter war Blücher auf die veränderten Maßregeln, welche, der genommenen Abrede zuwider, in den Bewegungen des Hauptheers Statt gefunden hatten, und in welchen allein schon, ohne andere Ursachen zu Hülfe zu nehmen, die erlittenen Unfälle hinreichend begründet sein konnten. Nichtsdestoweniger, als er den Feind nach Chalons nicht folgen sah, war seine erste Sorge sogleich wieder für jenes Heer. Er konnte nicht zweifeln, daß Napoleon mit allen Kräften eiligst wieder gegen Schwarzenberg sich gewendet habe, und sandte an diesen Botschaft über Botschaft, um ihn zu benachrichtigen, zugleich aber auch das unter den vorhandenen

denen Umständen fast abentheuerliche Versprechen, ihn auf dem Kampfplatze nicht allein zu lassen.

Bei dem großen Heere war von Napoleons Abwesenheit wenig Vortheil gezogen worden. Die einzelnen Heertheile waren zwar bei Nogent, Bray und Montereau über die Seine gedrungen, deren Uebergänge die Marschälle Victor und Oudinot mit den wenigen Truppen, welche Napoleon ihnen zurückgelassen, gegen die überlegene Macht nicht behaupten konnten, und die Kosacken des Attamans Platoff verbreiteten Schrecken bis in die Gegend von Paris, allein zu einem Hauptschlage waren die Kräfte noch zu sehr getheilt, und selbst die Aufmerksamkeit des Oberbefehlshabers zu sehr nach dem Süden abgelenkt, wohin sogar der Heertheil Colloredo's zur Verstärkung der bei Lyon stehenden österreichischen Truppenmacht, welche den Streitkräften des Marschalls Augereau nicht gewachsen schien, abgesandt wurde. Das Bemühen des Kaisers von Rußland, durch nachdrückliches Vordringen des großen Heers in Napoleons Rücken, für Blücher, der schon am 11. Februar den erlittenen Anfall gemeldet hatte, eine entscheidende Hülfe zu bewirken, mußte einige Tage fruchtlos bleiben. Erst am 15. erhielt Wrede den Befehl, mit seinem ganzen Heertheil über Sezanne vorzurücken, wohin einstweilen

vor General von Diebitsch mit einiger Reiterei vorausgeeilt war. Allein auf die Nachricht von dem bereits geschehenen Unglück wurden alle Bewegungen wieder eingestellt. Erst als Diebitsch meldete, das schlesische Heer sei zwar geschlagen, aber keineswegs vernichtet, und werde schnell wieder im Feld erscheinen, wurde zu neuem Vorrücken der Befehl ertheilt. Wittgenstein und Wrede erreichten am 16. die Richtung auf Nangis und Melun, und Fontainebleau wurde von österreichischer Reiterei besetzt. Doch schon war Napoleon wieder nach dieser Seite im Anzuge. Die Fortschritte des Hauptheers, wie gering sie an sich waren, verursachten ihm die äußerste Beunruhigung, er mußte eilen, seine Hauptstadt, die er kaum auf der einen Seite vor Blücher gerettet, schleunigst auf der andern gegen Schwarzenberg zu decken. Er überließ unmittelbar nach dem Gefechte von Vauchamps die Bewachung der Marne den Marschällen Mortier und Marmont, und eilte schon am 15. früh mit seiner Garde und den Truppen Marmonts nach der Seine zurück. Um auf gebahnte Straße zu kommen, ging er erst bis Meaux hinab, lenkte dann rasch auf zwei Wegen über Fontenay und Nosoy südwärts, zog bei Guignes die aus Spanien ankommende Reiterei des Generals Treillard

an sich, und darauf mit den Marschällen Victor und Oudinot vereint griff er am 17. früh bei Nangis den Vortrab Wittgensteins unter Pahlen an, der 9 Kanonen und über 1000. Mann verlor, und über Provins gegen Nogent zurückwich. Am 18. drängte er mit gleichem Ungestüm den Kronprinzen von Würtemberg in heftigem Gefechte bei Montereau zurück, nachdem derselbe den früheren Angriff des Marschalls Victor tapfer abgewiesen hatte. Auf allen Seiten wichen vor Napoleons Erscheinen die Abtheilungen des großen Heeres besorglich zurück; am 19. wurde der Rückzug allgemein, und blieb bei dem heftigen Nachdringen des Feindes nicht ohne Verlust. Schwarzenberg beschloß, das Heer hinter Troyes in die Stellung von St. Parre zu führen, und daselbst gegen Napoleon Stand zu halten, wenn Blücher versprechen könnte, zum 22. oder 23. Februar an der zu liefernden Schlacht wenigstens mit 30,000. Mann Theil zu nehmen. Als Blücher diese Botschaft durch Schwarzenbergs Adjutanten, den Major Grafen von Schulenburg, empfing, freute sich sein Herz, und er gab zur Antwort: „Ich werde am 21. Februar mit 53,000. Mann und 300. Kanonen bei Mery zur Schlacht bereit sein.“ Die Verstärkungen von allen Waffen, welche stufenweise vom

Rheine nachrückten, Russen unter den Generalen Rudzewitsch, von Korff, Langeron und St. Priest, Preußen unter den Generalen von Rüder, von Klür, von Lobenthal und von Jagow, deren Herbeikommen durch zweckmäßige Befehle beschleunigt wurde, und von welchen wenigstens einige Abtheilungen binnen wenigen Tagen eintreffen mußten, konnten ihn in Stand setzen, bei der rastlosen Thätigkeit seiner Umgebungen und dem noch immer herrlichen Geiste seiner Truppen, ein solches Versprechen wirklich zu erfüllen, wie sehr dies auch, nach einem so bedeutenden Verluste, und kaum sechs Tage nach so großer Zerrüttung, den schwächeren Fassungskräften zu bezweifeln schien.

Unterdessen war das Bemühn derjenigen, welche mit dem französischen Kaiser ein friedliches Abkommen wünschten, wobei manche Betheiligungen sicherer und besser als bei seinem Sturze wahrzunehmen schienen, nicht ohne Folge geblieben. Die Siege, welche Napoleon so eben davongetragen, die Demüthigung, welche seinen hartnäckigsten Gegner, den unaufhörlichen Kriegseiferer, so warnend getroffen hatte, und selbst die neuen Vortheile, mit welchen er schon wieder gegen das Hauptheer zu wirken begann, mußten der Friedenspartei ein bedeutendes Uebergewicht geben. Schon am 17. Fe

bruar abends, nach dem Gefechte bei Nangis, erschien Schwarzenbergs Adjutant, der Oberst Graf von Paar, bei den französischen Vorposten mit Anträgen zu einem Waffenstillstande. Während der Einstellung der Feindseligkeiten würden die Friedensverhandlungen auf dem Kongresse zu Chatillon hoffte man einen geordneteren Gang und eine leichtere Wendung nehmen. Schon waren die verbündeten Mächte über die Grundlagen eines Friedensvertrags übereingekommen, und nur Napoleon zögerte, in dem Umfange des alten Frankreichs ein ihm genügendes Herrscherthum anzuerkennen. Endlich hatte er dennoch, nach der verlorenen Schlacht von la Rothie fast ohne Aussicht der Rettung, verzweiflungsvoll seinem Abgeordneten Caulaincourt unbeschränkte Vollmacht gesandt, auf jede Bedingung, nur schleunigst und augenblicklichst, irgend einen Vertrag einzugehn, damit vor allen Dingen nur Paris gerettet würde. Caulaincourt jedoch übereilte nichts, und sandte, anstatt sie zu unterzeichnen, die letzten Bedingungen der Verbündeten ihm zur Prüfung und Genehmigung ein. Schon wankte Napoleons starrer Sinn, und schon war er im Begriff, der beschränkenden Einschränkung auf das alte Frankreich sich zu fügen, als die neuen Waffenerfolge plötzlich in ihm allen Trotz und Ue-

bermuth wieder aufriefen. Er verweigerte Waffenstillstand und Frieden auf andre Bedingungen, als die seinem neuen Glücke gemäß wären; er setzte seine Hoffnung auf die Verhältnisse der Verwandtschaft, die ihn mit Oesterreich verbanden, und indem er diese Macht einzeln zu gewinnen dachte, glaubte er sich der Ansprüche der andern künftig schon leichter zu erwehren. Der zweiten Botschaft Schwarzenbergs, der neue Anträge durch den Obersten Fürsten Wenzel von Liechtenstein sandte, antwortete er mit vollem Uebermuthe. So zerrüttete Blüchers Niederlage, durch ein seltsames Verhängniß, mehr noch als seine Siege es gekonnt, die Hoffnungen und Anschläge der Friedensparthei, und der Schimmer von Glück, den Napoleon wiedergewann, und den er mit leidenschaftlicher Verblendung sich selbst und Andern übertrieben vorspiegelte, führte ihn nur um so sichrer und unaufhaltsamer dem Verderben zu, aus welchem ein fortgesetztes Unglück ihn wahrscheinlich würde gerettet haben. Aber einstweilen verfolgte er mit Kraft seine kriegerischen Vortheile.

Der empfangenen Aufforderung entsprechend, eilte Blücher schon am 19. Februar von Chalons nach Sommesous, am 20. nach Arcis-sur-Aube, an ersterem Orte die Generale von Korff und Rud-

zewitsch, an letzterem den General von Röder aufnehmend. So verstärkt setzte er seinen Marsch am 21. bis nach Mery-sur-Seine fort, wo Wittgenstein mit seinem Heertheile stand, und das schlesische Heer demnach dem Hauptheere sich bereits wieder anschloß. Wittgenstein hatte schon Befehl, am folgenden Tage, nachdem Blücher eingetroffen, auf dem rechten Ufer der Seine nach Troyes abzuziehen. Sein Vortrab indeß unter Pahlen war auf der Straße von Nogent bei St. Hilaire von den Franzosen angegriffen, und fechtend bis nach Chatres, unfern Mery, zurückgetrieben worden. Ehe von dem schlesischen Heere Scherbatoff am 23. diese Truppen gehörig ablösen konnte, war der Feind schon bis Mery vorgedrungen, und hatte den auf dem linken Ufer der Seine gelegenen Theil des Städtchens genommen. Die von den Russen angezündete Brücke brannte nicht völlig ab, doch Scherbatoff vertheidigte den Uebergang mit seinen Truppen hartnäckig. Aber die Hitze einer in Mery durch vernachlässigte Wachtfeuer entstandenen Feuersbrunst wurde so groß, daß Blücher den Ort zu räumen gestattete. Nach einigen Stunden benutzten diesen Umstand die französischen Plänkler, und drangen zahlreich über die halbverbrannte Brücke, und durch und neben Mery gegen die Stellung

von York. Blücher befahl, sie unverzüglich zurückzutreiben, und York vollführte dies mit Nachdruck, indem er das brennende Städtchen wieder nahm, und durch 2. Kompanieen Jäger den Zugang der Brücke fest behaupten ließ, bis während der Nacht dieselbe völlig zerstört wurde. Eine Division französischer Garden unter dem General Boyer hatte hier bei Mery alle ihre Anstrengungen vergeblich gesehn. Das ganze Heer Schwarzenbergs, bemerkt Fain in seinem Geschichtbuche, war im Zurückweichen, überall stieß Napoleon auf Truppen, welche wenig Widerstand zu leisten begehrten. Die Hartnäckigkeit der Gegenwehr bei Mery stimmte damit nicht überein, man fragte staunend, wer dieser trotzige Feind sei? Napoleon erfährt, es seien Truppen von Blücher, er will es nicht glauben, diese Truppen, meint er, seien auf 30. Stunden weit ab von hier, doch die Sache bestätigt sich, und nun ist alles begreiflich, nur nicht, wie diese Truppen, die sich bei Chalons kaum von ihrer Niederlage erholt haben konnten, so schnell wieder, und hier, plötzlich auf dem Kampfplatz erscheinen? Jedoch ließ er seine ganze Macht nachdrücklichst gegen Schwarzenberg gewandt, um erst auf dieser Seite die Oberhand völlig an sich zu reißen. Blücher indeß harrte am 23. bei Mery der Verfügungen

zur Schlacht, die ihm aus dem großen Hauptquartiere zukommen sollten. Statt derselben empfing er die Nachricht, mit dem Feinde werde unterhandelt, Schwarzenberg habe die Anträge zur Einstellung der Feindseligkeiten wiederholt, und wolle sich zurückziehen. Daß man Waffenstillstandsanträge gemacht, die noch dazu Napoleon verwerfen durfte, konnte Blücher gar nicht fassen, noch weniger daß man mit 124,000. Mann, so stark waren die beiden Heere, vor dem Feinde, der nicht über 62,000. Mann haben konnte, ohne Schlacht zurückweichen wollte. Er sandte den Obersten von Grollmann nach Troyes, und ließ Schwarzenberg beschwören, nicht weiter zurückzugehn, sondern, ungeirrt durch den prahlerischen Anschein des Feindes, demselben die Schlacht zu liefern, auf die hier alles ankomme; er selbst mit dem schlesischen Heere allein wolle die Schlacht liefern, dafern ihm das Hauptheer nur zum Rückhalt bliebe. Weit anderen Ansichten und Eindrücken war man in dem großen Hauptquartiere schon gefolgt. Die glücklichen Gefechte Napoleons, und die Nachtheile der Oesterreicher bei Lyon, hatten die früheren Plane durchaus zerrüttet, und Schwarzenberg wollte die ganze Heeresmacht nach Chaumont und Langres zurückführen; schon war deßfalls eine Verfügung auch an Blücher fortge-

schickte. Blüchers Abgesandter fand durch seine Aufträge diesen Beschluß nicht mehr zu ändern, stellte jedoch vor, wie Blücher, bei der Art, die man ihm keine, kaum zu bewegen sein werde, einen Rückzug mitzumachen, den er für durchaus unnöthig, ja für unverantwortlich halte. Unterdeß erfuhr der Oberst von Grollmann, daß die verbündeten Herrscher selbst den Rückzug, der ihrem Sinne nicht entsprach, nur ungern geschehn ließen, und daß von ihnen kein Befehl ausgegangen sei, der Blüchern vorschriebe, auch mit dem schlesischen Heere unter jeder Bedingung der Rückwärtsbewegung des Hauptheeres zu folgen. Mit diesen Nachrichten kehrte der Oberst am 23. morgens von Troyes nach Mery zurück. Hier hatte Blücher inzwischen den Feind, — Napoleon selbst war ihm in Chatres gegenüber, — in Augenschein genommen. Es war ein kalter Tag, und der heftige Wind ließ im Freien kein angezündetes Feuer, an welchem der alte Feldherr sich zu wärmen wünschte, bestehn. Endlich fand sich eine gegen den Wind gedeckte Stelle, wo aber, wie bemerkt wurde, feindliche Kugeln häufig einschlugen. Dies war für Blücher kein Abhaltungsgrund, begleitet von seinem Adjutanten Grafen von Nostitz und von dem General von Valentini begab er sich zu Fuß dorthin, ganz

nahe den russischen Plänklern, welche gegen die französischen im heftigsten Feuer standen. Er sprach mit dem Fürsten Scherbatoff dem jüngern, der die Russen befehligte, über die Anordnung des Gefechts, und ließ sich beim Feuer nieder. Plötzlich wurden die russischen Plänkler zurückgedrängt, und Blücher durfte nicht länger weilen; im Zurückgehn erhielt Scherbatoff einen Schuß, Valentini gleichfalls, ein dritter traf Blüchern am Fuß, daß er auffuhr, Rostitz aber, dessen Arm er gefaßt hatte, führte ihn ungesäumt weiter. Bei näherer Besichtigung fand sich der Fuß unverletzt, und nur der Stiefel zerrissen. „Das ist schlimm, sagte Blücher, wir haben mehr Doktors als Schusters bei uns.“ Als er ferner am Ufer der Seine, nach einem Uebergange forschend, auf und nieder ritt, begegnete ihm unerwartet der Fürst von Liechtenstein, welchen, durch einen französischen Offizier den Vorposten übergeben, von seiner schon erwähnten Sendung zurückkehrte. Die Mittheilungen über Napoleons unbiegsamen Trotz waren für Blücher entscheidend, er sah nur die gesteigerte Nothwendigkeit, diesen Feind bis zur Vernichtung zu bekriegen, mit ihm keinen Stillstand einzugehn. Mittlerweile langte aus dem großen Hauptquartiere die Vorschrift zum Rückzuge, aber auch der von Blücher dorthin ge-

sandte Offizier an. Blücher geriech in großen Unwillen, und drückte denselben heftig aus. Die meisten Generals und Offiziere seines Heeres theilten seine Gesinnungen, und es fielen leidenschaftliche Reden vor; ja es fehlte nicht an Meinungen, welche behaupteten, alles, was seit der Schlacht von la Rothiere vorgegangen, sei durch Ränke der Friedenspartei gefügt worden, man habe Blüchern absichtlich im Stich gelassen, um ihn so zu schwächen, daß er nicht mehr dem Frieden entgegenwirken könne, und jetzt habe man ihn zur Schlacht gerufen, um ihn in einen Rückzug fortzureißen, mit welchem der Krieg enden solle. Es ging hier wie es auch sonst mit solchen Vorstellungen geistiger Bezüge zu gehen pflegt; aus einer schwankenden Allgemeinheit, in welcher sie allein wahr sind, gehen sie schnell zu einzelner Bestimmtheit über, in welcher sie keine Wirklichkeit mehr haben; eine Friedenspartei hat ohne Zweifel damals bestanden, und vieles gewirkt, und noch mehr gehemmt, allein zu solch ausgemachten Planen und treulosen Ausführungen ist es gewiß nie gekommen, vielleicht nicht einmal zu einer solchen Gestaltung, daß man hätte sagen können, wer nun ganz und immer zu ihr gehört habe? Sie mag in dieser Gestaltlosigkeit nur um so gefährlicher gewesen, und Blüchers

Verdienst ein desto größeres sein, diese trüben Nebeldünste durch die Blitze seines gewaltigen Muthes immerfort vernichtet zu haben. Blücher überschaute den Umfang seiner Befugnisse, und sah nichts was ihn hindern konnte, als Feldherr selbstständig zu handeln. Genug, er war sogleich fest entschlossen, den schmachvollen, durch keinen Grund zu rechtfertigenden Rückzug nicht mitzumachen. Er faßte vielmehr den großen und kühnen Plan, seine Verbindung mit dem Hauptheere freiwillig aufzugeben, und während dasselbe den unseligen Rückzug fortsetzte, mit dem schlesischen Heere abermals gradezu gegen Paris vorzurücken, eine Bewegung, welche den französischen Kaiser schnell wieder zur Umkehr von seinem jetzigen Vorgehn nöthigen mußte, und von dem Hauptheere neues Innehalten in seinem Rückzuge hoffen ließ. Zu diesem Plane jedoch bedurfte es der Möglichkeit, der gesammten Macht Napoleons zuletzt mit nicht allzu ungleichen Kräften eine Schlacht zu liefern, und dafür gab es nur den einen Ausweg, wenn Blücher die aus den Niederlanden ankommenden Heertheile der Generale von Winzingerode und von Bülow, von welchen der erstere mit 25,000. Russen zu Rheims schon angelangt war, der letztere mit 20,000. Preußen unverzüglich bei Laon eintreffen mußte, mit zu

dieser Schlacht ziehen durfte, da die eignen Verstärkungen des schlesischen Heeres, durch welche dasselbe auf 80,000. Mann steigen konnte, noch um 10. bis 12. Tagemärsche zurück waren. Zu diesem Zwecke schrieb Blücher sofort eigenhändig an den König, und zugleich an den russischen Kaiser, da er es nur mit den Truppen dieser beiden Fürsten zu thun hatte, theilte ihnen sein Vorhaben mit, und bat sie, ihm den Oberbefehl über jene beiden Heertheile anzuvertrauen, die zwar zum Nordheere gerechnet wurden, dessen Befehlführer indeß noch nicht den Boden Frankreichs betreten hatte; Blücher ließ mündlich die Versicherung hinzufügen, Napoleon werde unfehlbar das Hauptheer verlassen, und dem schlesischen nacheilen, dann aber möchte nur jenes auch wieder umkehren, und neuerdings vorrücken. Das Schreiben lautete wie folgt: „Der Oberst von Grollmann bringt mir die Nachricht, daß die Hauptarmee eine rückgängige Bewegung machen wird. Ich halte es für Pflicht, Ew. Majestät die unvermeidlichen nachtheiligen Folgen davon allerunterthänigst vorzustellen: 1) Die ganze französische Nation tritt unter Waffen; der Theil, welcher sich für die gute Sache geäußert hat, ist unglücklich; 2) unsre siegreiche Armee wird muthlos; 3) wir gehn durch eine rückgängige Bewe-

gung in Gegenden, wo unsere Truppen von Mangel gedrückt werden; die Einwohner werden durch den Verlust des Letzten, was sie haben, zur Verzweiflung gebracht; 4) der Kaiser von Frankreich wird sich von seiner Bestürzung, worin er durch unser Vordringen gebracht worden, erholen, und seine Nation wieder für sich gewinnen. Ew. Majestät danke ich unterthänigst, daß Sie mir die Offensive zu beginnen erlaubt haben; ich darf mir alles Gute davon versprechen, wenn Ew. Majestät die bestimmten Befehle geben, daß die Generale von Winzingerode und von Bülow meiner Aufforderung genügen müssen. In dieser Verbindung werde ich auf Paris vordringen, und scheue so wenig den Kaiser Napoleon wie seine Marschälle, wenn sie mir entgegen treten. Erlauben Ew. Majestät, daß ich mich glücklich schätzen werde, an der Spitze der mir anvertrauten Armee Ew. Majestät Befehle und Wünsche zu erfüllen." Mit diesen Anschlägen und Bitten sandte er den Obersten von Grollmann abermals nach dem großen Hauptquartiere, und schritt unterdeß, damit nicht Schwarzenberg immer größeren Raum aufgäbe, ungesäumt zur Ausführung. Im ersten Augenblicke meinte Schwarzenberg, das schlesische Heer dürfe sich von ihm nicht trennen, dasselbe habe seine Stelle auf

dem rechten Flügel angewiesen, noch immer sei er willens eine Schlacht zu liefern, nur müsse er dazu seine Kräfte rückwärts besser zusammenziehen. Ein großer Kriegsrath in Bar-sur-Aube vereinigte jedoch alsbald alle Stimmen für Blücher. Auch Schwarzenberg, ein edler Karakter und persönlich unerschrockener Feldherr, erkannte Blüchers Verdienst, und zeigte keine Empfindlichkeit. Die verbündeten Herrscher billigten sein Unternehmen, hießen ihn mit allem Nachdruck handeln, und stellten nicht nur, nach seinem Wunsche, die Heertheile von Winzingerode und Bülow, sondern auch den des Herzogs von Sachsen-Weimar, der noch in den Niederlanden stand, unter seinen Befehl. Das Hauptheer aber setzte dabei wie vorher seine rückgängige Bewegung fort, und neue Waffenstillstandsanträge wurden zu Lusigny bei Vendoeuvres zwischen beiderseitigen Bevollmächtigten verhandelt!

Blücher aber hatte nicht gewartet, sondern war schon in voller Thätigkeit. Noch in der Nacht zum 24. Februar war er mit dem ganzen Heere von Mery aufgebrochen, am 24. mittelst Pontonbrücken bei Anglur, auf das rechte Ufer der Aube gegangen, und rückte nun unaufhaltsam fort in der Richtung gegen Sezanne. Dieses Aufgeben seiner Verbindnng mit dem Hauptheere, dieses vereinzelte

Vor-

Vordringen gegen Paris, regte viele tadelnde Stimmen auf; alte gediente Männer vom Handwerk waren bedenklich über das unerhörte Wagniß, ungeweihte Kriegskünstler fanden sich in die tollen Unternehmungen des alten Husaren nicht, und Alle weissagten neues Unheil als nothwendige Folge, ja als gerechte Strafe solches Treibens. Und dieser Marsch gehört, nach dem einstimmigen Urtheil aller wahren Kriegskundigen, zu den größten und glänzendsten Unternehmungen des ganzen Krieges! Blücher wußte was er that, und that es mit Bedacht und Vorsicht, nur nicht mit jener, welche den Zweck selbst wieder zurücknimmt. Es war die reifste Ueberlegung, die ihn bewog, nicht zuerst die Vereinigung mit Winzingerode und Bülow zu suchen, wie am sichersten und ganz leicht gewesen wäre, sondern gleich gegen Paris vorzudringen, um nur Napoleon so schnell als möglich nachzuziehen, dann erst auf jene sich zu stützen, und seinem Anrennen eine vereinte Stärke von 100,000 Mann entgegenzubieten. Schon bei Sezanne stieß Blücher auf den Feind; der Marschall Marmont war mit ungefähr 8000 Mann bis dorthin vorgerückt, wich aber dem Andrange der Uebermacht geschickt aus, und kam abwärts von Sezanne bei Esternay glücklich über die Brücke des Grand-Morain, zum

großen Verdruſſe Blüchers, der ihn ſchon zu haben glaubte, und ſeine Reiterei, die jenen auf beiden Flügeln hatte umgehn ſollen, der Läſſigkeit beſchuldigte. Bei Eſternay kam der General von Klür, zum Heertheile von Kleiſt gehörig, mit einer Brigade preußiſchen Fußvolks, einigen Batterieen und anſehnlichem Pulvervorrath als Verſtärkung zu dem ſchleſiſchen Heere. Für ſein entlegneres Vordringen aber mußte Blücher ſelbſt auf ſolche Verſtärkungen einſtweilen verzichten; er ſandte dem General St. Prieſt den Befehl entgegen, bei Vitry an der Marne ſtehn zu bleiben, alle nachkommenden ruſſiſchen und preußiſchen Truppen dort zu ſammeln, ſie für eine Macht von 30,000 Mann auszugeben, und nach den eintretenden Umſtänden über Chalons, Rheims und Fismes an das ſchleſiſche Heer zur Theilnahme an einer Schlacht in Eilmärſchen heranzuführen; an Winzingerode hingegen, der zwiſchen der Marne und Aisne in der Gegend von Rheims ſtand, ließ er die Einladung ergehn, von ſeiner Seite auf dem rechten Ufer der Marne, wie Blücher auf dem linken, gegen Meaux vorzurücken, und ſich dem ſchleſiſchen Heere anzuſchließen. Blücher ſelbſt verfolgte ſeinen Weg über la Ferté-Gaucher und Coulommiers nach la Ferté-ſous-Jouarre, wo Marmont ſich über die Marne zu-

rückzog, die nähere Straße über Meaux nach Paris preisgebend, um sich nur zuvörderst mit Mortier, der aus der Gegend von Soissons herbeieilte, zu vereinigen. Erst am 26. Februar in Nebais empfing Blücher aus dem großen Hauptquartiere Nachricht von den dortigen Beschlüssen, welche sein Unternehmen billigten, und den Umfang seines Oberbefehls ausdehnten. Er setzte seinen Zug nur um so eifriger fort, und bereitete sich, mit allen Truppen auf das rechte Ufer der Marne überzugehn, durch zwei bei Sameron unfern la Ferté-sous-Juarre am 27. geschlagene Pontonbrücken war dieser Uebergang im voraus gesichert, durch eine Nachhut von 4000. Reitern unter Korff linkshin gegen Villenoxe und Provins einer zweiten Ueberrumpelung, die Napoleon versuchen möchte, einigermaßen vorgebeugt. Inzwischen drängte er fortwährend gegen Meaux, um die Marschälle Marmont und Mortier noch weiter zurückzuwerfen. Sacken griff diese Stadt vom linken Ufer der Marne mit Geschütz an, während Kleist, den Krümmungen der Marne auf ihrem rechten Ufer folgend, bei Lisy über den Ourcq und bei Gué-à-Tremés über die Therouanne gehn, und so von dieser Seite angreifen sollte, worauf dann Sacken, jenen ersten Angriff aufgebend, eiligst umzukehren, bei Same-

ren mit selben und Langerons Truppen gleichfalls überzugehn, und Kleisten zu folgen hatte. Am Abend des 28. aber wurde Kleist an der Theronanne plötzlich von Mortier, der aus Paris ansehnliche Verstärkung, besonders an Geschütz erhalten hatte, mit Heftigkeit angegriffen, und zugleich von Marmont am Ourcq aus Lisy verdrängt, so daß Kleist und Sacken eine Zeitlang getrennt blieben, und jeder erst durch einen Umweg seine Verbindung wiederfand. Der Feind hielt sich hier durch einsichtsvolle Kühnheit gegen das viermal stärkere schlesische Heer.

Ein weiter Zwischenraum lag nunmehr trennend zwischen Blücher und Schwarzenberg. Der Zug des schlesischen Heeres mußte dem französischen Kaiser jetzt bekannt sein, und in dessen Beschlüssen bereits Folgen haben; welcherlei Folgen aber, das wußte niemand, die große Strecke von der Aube bis zur Marne war der undurchforschte Raum, innerhalb dessen sich das Beginnen Napoleons verborgen entwickelte. Doch der General von Tettenborn, mit mehreren Kosackenregimentern eben vom Rheine her in Frankreich angelangt, und in Epernay von der neuesten Lage der Sachen unterrichtet, säumte keinen Augenblick, sondern warf sich mit seinen leichten Reitern sogleich vorwärts

in jene Räume, welche den Marsch Napoleons enthalten mußten. Er war über Vertus bis nach Fere-Champenoise kaum vorgedrungen, als er gleich am 28. Februar daselbst mit einigen Seitentruppen Napoleons, der persönlich voll Begierde herzueilte, ein Gefecht hatte, durch welches der bisher verborgene feindliche Heerzug sogleich entdeckt war. Napoleon hatte auf die erste Nachricht, welche er zu Troyes in der Nacht auf den 27. von Blüchers neuer Kühnheit erhalten, die Marschälle Oudinot und Macdonald mit der Hälfte seines Heeres bei Troyes gegen Schwarzenberg zurückgelassen, und eilte jetzt mit 30,000. Mann Garden und anderen Kerntruppen in angestrengten Märschen über Arcis-sur-Aube und Sezanne dem schlesischen Heere nach. Frühmorgens war das Gefecht, und noch in der Nacht empfing Blücher durch Tettenborn die erfreuliche, wichtige Nachricht, welche ihm Gewißheit gab, daß sein Zweck erreicht worden, und ihn in Stand setzte, demnach alle weiteren Maßregeln zu nehmen. Er sandte an Winzingerode, an Bülow und an St. Priest seine Befehle, zog alle seine Truppen, zuletzt die Reiterei unter Korff, über die Marne, und ließ die Brücken abbrechen. Kaum war dies am folgenden Tage, den 1. März, um 10. Uhr morgens vollendet, als auch schon die er-

sten Truppen Napoleons erschienen, und sogleich überzugehn suchten. Blücher zog sich von der Marne nach la Ferté-Milon zurück, sich seinem Rückhalt annähernd, den Heertheilen von Winzingerode und Bülow, mit welchen er bei Oulchy-le-Chateau sich zu vereinigen dachte. Die Marschälle Marmont und Mortier noch im Vorbeigehn zu schlagen, verhinderte ihre Stellung hinter dem Ourcq, die Blücher selbst am frühen Morgen besichtigte, und für einen schnellen Streich, bei dem keine Zeit verloren werden durfte, zu stark fand. Allein sie wenigstens hinter dem Ourcq noch zurück und von Napoleon so lange als möglich getrennt zu halten, blieb Kleist noch zwischen Mareuil und Neuschelles drohend stehn, wurde aber am 2. März angegriffen, und folgte nun dem übrigen Heere nach Oulchy-le-Chateau, wohin Blücher seinen Marsch beschleunigte, weil Napoleon sich schon nach Chateau-Thierry gewandt hatte, von wo er den Feind vortheilhafter in dessen Flanke zu erreichen hoffte. Wie Blücher früherhin seine Vereinigung mit Winzingerode und Bülow nur vorwärts bei Meaux gesucht, so strebte jetzt auch Napoleon die seinige mit Marmont und Mortier nur vorwärts zu erreichen, und die beiden Marschälle säumten nicht, auch ihrerseits vorzudringen.

York und Sacken langten in der Nacht zum 3. März in der Stellung am Ourcq bei Oulchy-le-Chateau an, Kleist von la Ferté-Milon kommend, von wo ihm Marmont und Mortier folgten, und Langerons Truppen von Gandelu her, vor Napoleon weichend, trafen bei Neuilly zusammen, machten vereint die Nachhut, und bestanden am 3. ein lebhaftes Gefecht. Allein die Absicht Blüchers, bei Oulchy eine Schlacht zu liefern, war schon vereitelt. Winzingerode hatte sich mit Bülow zur Wegnahme von Soissons vereinigt, welches zwar früh schon in den Händen der Russen gewesen, aber am 19. Februar von Mortier wieder mit einer französischen Besatzung versehn worden war, und die Ankunft auch nur Winzingerode's, der am nächsten stand, zu einer Schlacht am 3. blieb mehr als ungewiß. Blücher mußte sich daher auf das rechte Ufer der Aisne zurückziehn; er hatte dazu den Uebergang über den Vesle bei Fismes, und über die Aisne bei Vailly und bei Berneau-Bac gewiß, zog aber fürerst nach Busancy, wo ihm noch die Wahl blieb, über eine neu zu legende Brücke bei Venizel zu gehn, oder jene Wege über Fismes und Vailly, oder, im Fall Soissons sich ergäbe, die nähere Richtung auf diese Stadt zu nehmen. Soissons indeß ergab sich, und Blücher

ließ seine Truppen zur Erleichterung diese Straße einschlagen, sie waren Tag und Nacht abwechselnd fast nur im Gefecht und auf dem Marsche, zum Theil im tiefsten Kothe schlechter Feldwege, die erst zuletzt der eintretende Frost ein wenig gefestet. Das ganze Heer zog am 4. März durch Soissons, nur das Gepäck war schon über Fismes abgesandt, wo jedoch das von Sacken, durch Mißverständniß verspätet, zum Theil verloren ging. Blücher selbst war nunmehr mit Winzingerode und Bülow, das schlesische Heer mit einem Theile des Nordheeres vereinigt, und die ganze Macht gegen 100,000. Mann stark. Auch Langeron traf noch eben mit 3. Reiterregimentern, und der General von Lobenthal mit einigem preußischen Fußvolk ein. Da die folgenden Ereignisse jedoch wesentlich von der Verschiedenartigkeit der Bestandtheile dieser Vereinigung bedingt wurden, so schalten wir hier einige Betrachtungen ein, in welchen wir einen Augenzeugen reden lassen, dessen Worte einfach wiederzugeben hier der größte Gewinn für uns wird. „Als das schlesische Heer, — heißt es in der trefflichen Geschichte der Feldzüge desselben, — sich mit den Truppen von Winzingerode und Bülow bei Soissons vereinigte, machten diese große Augen, als sie die zerlumpten Mäntel der Soldaten und die ma-

gern Pferde sahen. Es war fast auf jedem Gesicht zu lesen: „So werden wir also in vier Wochen auch sein!“ Besser wäre gewesen, es hätte sich jeder gesagt: „Das ist das Heer, das durch seine großen Anstrengungen wesentlich zum Gelingen beigetragen hat, und in manchen schwierigen Lagen sich durch Muth und Standhaftigkeit herauszog.“ Bei einem Vertheidigungskrieg im Vaterlande, wo jeder Schritt die Folgen darstellt, jede Aufopferung ihren Lohn hat, da ist es leicht, die letzten Kräfte anzuspannen. Weit vom Vaterlande, wo schon eine tiefe Einsicht dazu gehört, um zu begreifen, daß ein so entfernt geführter Krieg dennoch ein Vaterlandskrieg ist, da kann die große Masse der Soldaten von nichts mehr emporgehalten werden, als von der Ehre, vom kriegerischen Ruhm. Der Kaiser Alexander hatte die Lage Bonaparte's und die der Verbündeten mit Scharfsicht beurtheilt, und er war der Fels im Meer geworden, um den sich alles sammelte, an den sich alles hielt, was die Nothwendigkeit der Fortsetzung des Krieges und der Entthronung Bonaparte's begriffen hatte. Ihm verdanken wir viel, vielleicht alles. Ohne seinen festen Willen hätten seine Heere nicht mit der Bereitwilligkeit getragen und gehandelt, denn es gab viele höhere und niedere Offiziere darin, die

sich nach dem Frieden sehnten. In den Heertheilen von Bülow und Winzingerode herrschte ein guter Geist. Die höheren Stellen waren von ausgezeichneten Offizieren besetzt, allein die Truppen hatten 1813. und 1814. beinahe noch gar nicht biwakirt, und waren die Anstrengungen des schlesischen Heeres nicht gewohnt, sie hatten unter dem Kronprinzen von Schweden eine ganz andere Art von Krieg geführt, und waren viel mehr, besonders der Heertheil von Winzingerode, an eine langsame, systematische Kriegsführung gewöhnt, als das schlesische Heer. Die Heertheile von York und Kleist waren beide zusammen 23,000. Mann stark, der von Bülow hielt 17,000. Mann, ohne 9000. Mann, welche noch in den Niederlanden standen. Diese 49,000. Mann waren die Reste von 120,000. Preußen, welche nach dem Waffenstillstande von 1813. kriegsfertig auftraten, und bereits schon einmal, nach der Schlacht von Leipzig, bedeutende Verstärkungen erhalten hatten. Bei vielen Offizieren entstand der Gedanke, ob das preußische Heer auch wohl fernerhin die Rolle eines Vorfechters spielen könne, ohne so aufgerieben zu werden, daß ihm beim Frieden nicht mehr mitzureden bliebe? Bei dem russischen Heere meinte man, warum denn Russen und Preußen alles allein thun sollten?

man besorgte, daß Oesterreich ein andres Interesse haben, ja ein andres System annehmen könne; es hatte sich das Gerücht verbreitet, daß es im großen Hauptquartiere mit der Einigkeit nicht zum besten aussähe. Diese kurze Darstellung der allgemeinen Ansichten und Verhältnisse war zur Verständigung der folgenden Begebenheiten, bis zum 23. März, nöthig. Sie tragen nicht das Gepräge des Großen, des Außerordentlichen, welches man an dem schlesischen Heer gewohnt ist. So hängen die Thaten eines Heers oft von den Umständen ab, und der Feldherr ist nicht immer der Herr derselben!" So weit jener Schriftsteller. Blücher beschloß, zwischen Soissons und Craonne, auf der Hochfläche zwischen der Aisne und der ihr nördlich gleichlaufenden Lette, die Schlacht Napoleons anzunehmen. Die Oertlichkeit war hiezu sehr günstig gewählt. Der Rand der Hochfläche zieht sich zunächst an der Lette hin, von ihm fließen tiefe Bäche senkrecht zur Aisne nieder, und dieses Erdreich machte den Angriff von vornher über die Aisne fast unmöglich. Einstweilen aber behielt Blücher noch eine ausgedehntere Stellung, sein rechter Flügel war auf Soissons gestützt, der linke bei Craonne und Corbeny zwar weniger gedeckt, wenn der Feind über Bery-au-Bac ging, allein bei gehöriger Besetzung

immer haltbar genug. Die Truppen waren folgendermaßen vertheilt: Bülow auf dem äußersten rechten Flügel bei Loiry, die Aisne von Soissons bis hinab nach Compiegne beobachtend; Langeron, der die Befehlführung seiner Truppen wieder persönlich übernahm, in und bei Soissons bis Bailly; York rückwärts bei Laffaux, Margival und Villery; Sacken von Bailly bis Soupire, und die Aisne aufwärts beobachtend bis Beaurieux; Winzingerode auf dem äußersten linken Flügel bei Beaurieux und Craonne, und die Aisne hinauf bis Bery-au-Bac; Kleist, dessen Truppen bisher vorzüglich gelitten hatten, bildete den Rückhalt bei Anizy-le-Chateau; Blücher selbst nahm sein Hauptquartier rückwärts in Chavignon, und hielt sein ganzes Heer bereit, auf jener Hochfläche jeden Augenblick in Schlachtordnung zusammenzustehn. Die Truppen athmeten eben auf, aber Napoleon ließ ihnen keine Zeit zu rasten.

Schon gleich nach dem Uebergang über die Marne hatte sich Napoleon rechts gegen Fismes gewandt, um Blüchern von dessen linkem Flügel her anzugreifen, und diese Bewegung setzte er fort, auch nachdem er die Uebergabe von Soissons, auf dessen Behauptung er rechnete, in Fismes erfahren hatte. Die Marschälle Marmont und Mortier

mußten wieder auf Soissons vordringen, welches sie am 5. März frühmorgens angriffen; Langeron stritt den ganzen Tag wider sie, mußte ihnen am Abend jedoch die eine Vorstadt überlassen; das Gefecht kostete auf jeder Seite über 1000. Todte und Verwundete. Während dieser Zeit war Napoleon mit seinen Garden und andern alten Truppen immer rechts gezogen, hatte Rheims überfallen lassen, und mit seiner Hauptstärke querfeldein Bery-au-Bac erreicht. Winzingerode hatte früher gemeldet, auf dem linken Flügel sei nichts zu befürchten, und auf Blüchers nochmalige Aufforderung zur thätigsten Wachsamkeit wiederholt versichert, er werde schon auf's beste sorgen; auch waren bei seinem Heertheil in der That gegen 7000. leichte Reiter, eine Stärke, die ihn völlig in Stand setzte, seiner Aufgabe zu genügen. Nichtsdestoweniger wurde die Brücke von Bery-au-Bac durch die französische Reiterei Nansouty's nach einem kurzen Gefecht genommen, Napoleon zog ungehindert über die Aisne, und Winzingerode hatte bald dessen Anrücken auf Corbeny zu melden. Auch die französischen Truppen vor Soissons, nachdem sie am 6. März ihren Angriff in aller Frühe zum Schein erneuert, zogen alsbald rechts ab, und eilten über Fismes gegen Bery-au-Bac dem Haupt-

zugs nach. Blücher hoffte diesen zu schlagen, bevor jene angekommen wären, und ließ das ganze Heer auf der Hochfläche links nach Craonne ziehen, um von dort über Corbeny schnell auf den Feind zu rücken. Allein Winzingerode, anstatt Corbeny und Craonne und den zwischenliegenden Wald besetzt zu haben, war eine Stunde hinter Craonne stehn geblieben, da fand ihn Blücher in seiner Stellung, und Craonne und der Wald von Corbeny waren schon verloren. Nun war das ganze Vorhaben zerrüttet, der Angriff konnte nicht Statt finden, und andre Maßregeln wurden nöthig. Den Vortheil des Bodens beachtend beschloß Blücher, auf der schmalen und daher leicht zu vertheidigenden Hochfläche den Angriff des Feindes durch Winzingerode's und Sackens Fußvölker abzuschlagen, die übrigen Heertheile ließ er nach Laon abziehen, und sandte Winzingerode'n mit 10,000. Reitern und 40. reitenden Geschützen noch in der Nacht über die Lette, um die Straße von Laon nach Bery-au-Bac zu gewinnen, und den Feind, wenn derselbe am folgenden Tage auf die Hochfläche vordränge, über Corbeny im Rücken anzufallen. Am 7. März in der Frühe begannen die Franzosen ihre Bewegungen zum Angriff, und Blücher eilte zu dem Fußvolk auf der Hochfläche, wo er selbst

den Befehl führen wollte. Allein die Reiterei unter Winzingerode, anstatt schon im Rücken des Feindes zu sein, befand sich um 9. Uhr vormittags noch im Thal der Lette bei Chevregny, eine Stunde sogar hinter Blüchers Hauptquartier, das nach Bray verlegt war. Diese Nachricht setzte in Erstaunen. Blücher ließ sogleich den Heertheil von Kleist auf jene Straße, wo Winzingerode sein sollte, nach Fetieux vorrücken, übergab an Sacken die Befehlführung auf der Hochfläche, und eilte zu jener Reiterei, die er um 11. Uhr noch größentheils bei Chevregny fand; Winzingerode'n selbst holte er in Brugeret ein, derselbe hatte den Uebergang über die Lette, anstatt bei Neuville, rückwärts bei Chevregny gesucht, hatte gewartet, gefüttert, wieder die weiteren Wege genommen, und so die Zeit verloren, daß am Ende Kleist, der doch 10. Stunden später abgegangen war, um 4. Uhr nachmittags noch 3. Stunden vor ihm bei Fetieux anlangte. Durch diese fehlerhaften Anordnungen eines sonst tapfern Generals war abermals die Hoffnung des Tages völlig zerstört. Blücher mußte seinen Plan aufgeben, für die beabsichtigte Umgehung mit der Reiterei war es zu spät; Sacken stand seit 10. Uhr gegen Napoleon im härtesten Kampfe, heftig stürmten Ney und Victor mit den Fußvölkern, Grouchy

und Nansouty mit der Reiterei auf ihn ein, und suchten um jeden Preis vorzudringen. Doch das Gefecht war nunmehr zwecklos, und Blücher gab, wiewohl mit schwerem Herzen, den Befehl zum Rückzuge; er mußte sich entschließen, auch Soissons zu räumen, um nicht eine starke Besatzung dort getrennt einem ungewissen Loose preiszugeben, und zog sein ganzes Heer nach Laon zusammen. Die Franzosen rühmten sich des Treffens von Craonne als eines Sieges, jedoch ohne anderes Zeichen desselben, als den besetzten Boden. Auf beiden Seiten war der Verlust sehr groß; man gab den der Franzosen zu 8000 Mann, den der Russen zu 5000 an. Für das schlesische Heer knüpfte sich an dieses Gefecht aber noch ein andrer Nachtheil. Die Truppen von Winzingerode, dem Geiste des schlesischen Heeres fremd, suchten den Grund des verlorenen Tages, an welchem nur Russen gefochten hatten, in den Anordnungen des Oberbefehlshabers, sie meinten, man habe Winzingerode'n etwas Unmögliches aufgetragen. Dagegen wollten die preußischen Offiziere in dem Verfahren dieses Generals Absicht finden, ohne welche dasselbe unerklärlich schien; diese Verstimmung drohte den bisher so glücklich vereinten Bestandtheilen des schlesischen Heers allgemeine Entzweiung, und schon

zeigten

zeigten sich die unangenehmsten Spuren davon. Das Mißvergnügen wurde dadurch vermehrt, daß die beiden neuhinzugekommenen Heertheile, welche in ruhigem Heranzuge ihre gefüllten Wagen mitbrachten, und bei ungestörter Verbindung rückwärts kleine Vorräthe angelegt hatten, den vier alten Heertheilen, welche unter unaufhörlichen Märschen und Gefechten von aller rückwärtigen Verbindung abgeschnitten und jedem Mangel preisgegeben waren, von ihrem Ueberflusse abgeben sollten. Das wollte diesen, heißt es, nicht als billig einleuchten, sie waren nicht gewohnt von heute auf morgen zu leben. Diese Umstände machten eine vollständige Schlacht, einen gemeinsamen Sieg dem Heere fast so nothwendig, wie früher in den Tagen vor der Schlacht an der Katzbach. Es bedurfte, wie damals, großer Klugheit und Stärke, um den offenen Ausbruch des im Innern eingerissenen Zwiespaltes noch zu verhüten. Blücher selbst, durch erzwungene Gewöhnung an alle mögliche Widerwärtigkeiten zuletzt nur desto aufgereizter, ertrug unwillig den gehäuften Verdruß, der einer schon anderweit in ihm genugsam vorbereiteten Erkrankung nur zum Förderniß dienen konnte.

Der folgende Tag verging unter Vorbereitungen. Die Besatzung von Soissons unter dem Ge-

neral Rudzewitsch zog gegen Laon; einige Gefechte blieben ohne Bedeutung. Das schlesische Heer nahm seine Stellung. Die Gegend von Laon war für Blüchers Absicht höchst günstig; der durchschnittene Hügelboden der Aisne und Lette hört hier auf, in offner Ebene ragt ein hoher steiler Berg, auf welchem die Stadt liegt, hinter Mauern und Thürmen wohl verwahrt; am Fuße des Berges bilden vier Dörfer gleichsam eben so viele Außenwerke, St. Marcel und Vaux nördlich, Semilly und Ardon südlich, vor letzterem fließt ein Bach in südwestlicher Richtung zur Lette. Um diesen Berg eingeher ordnete Blücher folgendergestalt seine Truppen. Der Heertheil von Bülow besetzte die Stadt, den ganzen Berg, und die vorwärts liegenden Dörfer Semilly und Ardon; rechts von Laon bildete Winzingerode den rechten Flügel, linkshin York und Kleist, wegen ihrer Schwäche vereint, den linken; Sacken und Langeron standen hinter Laon bei St. Marcel als Rückhalt. Die beiden Flügel waren ohne Stützpunkte nach außen, allein der Berg von Laon gab allen Heertheilen eine innere Anlehnung; um ihn wollte Blücher sich während der Schlacht so lange drehen, bis der günstige Augenblick zum Angriff sich darbote. Am 9. März in aller Frühe drängten die Franzosen die

Vorhut der Russen und Preußen von Etouvelles und Fetieux zurück, und griffen alsbald die Stellung von Laon im dichten Morgennebel an; sie drangen einen Augenblick in das Dorf Semilly, wurden aber durch den Oberstlieutenant von Clausewitz hinausgeworfen, der sich darauf hartnäckig daselbst behauptete; sie nahmen mit besserem Erfolge das Dorf Ardon, aus welchem ihre Plänkler, durch den Nebel begünstigt, sogar den Berg von Laon kühn zu ersteigen suchten. Als der Nebel gegen Mittag fiel, überschaute Blücher die Anstalten des Feindes, und nahm, obwohl schon von Krankheit befallen, mit schnellem Eifer seine Maßregeln. Während Napoleon hier mit den Truppen angriff, welche am 7. bei Craonne gefochten hatten, zogen Marmont und Mortier zu einem zweiten Angriff über Bery-au-Bac mit den Truppen herbei, die vor Soissons gewesen waren. Blücher beschloß, diese noch getrennten Abtheilungen der feindlichen Macht an ihrer Vereinigung zu hindern, und zugleich gegen den Theil, welcher auf seinen linken Flügel anrückte, einen Hauptschlag zu führen; ihn bestimmte dabei auch der Umstand, daß auf diesem Flügel die Preußen standen, denen er diesmal das Beste des Tages anvertrauen und zumuthen wollte. Um des Feindes Aufmerksamkeit

nichtsdestoweniger abzulenken, ließ er Reiterei und reitendes Geschütz unter Wassiltschikoff durch Clacy in die linke Seite Napoleons vorrücken, der sogleich Truppen entgegensandte, vor welchen jene sich langsam zurückzogen, und diese dadurch noch mehr ablockten. Hierauf mußte Bülow von der Mitte aus durch den General von Oppen das Dorf Ardon und weiterhin Lenlly wegnehmen lassen, wodurch sich eine Spitze zwischen Napoleon und Marmont trennend einschob. Napoleon harrte voll Ungeduld, daß Marmont seinerseits den Angriff eröffnete, er sandte ihm wiederholte Befehle, sein Anrücken zu beschleunigen, allein sie fielen sämmtlich in die Hände der Kosacken, und Marmont rückte zwar vor, doch nur mit der Eile, die sich im Nothfalle verdoppeln kann. Endlich machte Napoleon, seinen linken Flügel zu sichern, einen heftigen Angriff gegen Clacy, nahm das Dorf, und dehnte seine Truppen, Blüchern sehr erwünscht, noch weiter auf dieser Seite aus. Inzwischen hatte Marmont gegen 3. Uhr nachmittags, auf der Straße von Bery-au-Bac vordringend, den linken Flügel des schlesischen Heers entschlossen angegriffen, und sich des Dorfes Athies bemächtigt. Der Einbruch der Nacht endete das Gefecht. Während Napoleon erst am folgenden Tage die eigentliche Schlacht zu liefern

dachte, hatte Blücher noch für heute die Entscheidung bereitet. Sacken und Langeron mußten auf den linken Flügel vorrücken, und für York und Kleist als Rückhalt stehn, diese aber erhielten Befehl, sobald jene sich gestellt, unverzüglich, es sei Tag oder Nacht, in ganzen Massen und ohne einen Schuß über den Feind herzufallen. Blüchers Befehl und der beiden Generals Anfrage zu einer solchen Unternehmung begegneten einander auf halbem Wege. Nach eingetretener völligen Dunkelheit, unter anbefohlenem tiefsten Schweigen, rückten die Preußen geschlossen vor. Der Prinz Wilhelm von Preußen drang mit Fußvolk auf der großen Straße in das Dorf Athies ein, die Generals von Horn und von Kahler unterstützten ihn rechts, und links, der General von Zieten umging den Feind mit der Reiterei. Das Dorf war sogleich genommen, der Feind, in seinen Lagerstätten überfallen, wollte Widerstand leisten, wurde aber überall geworfen; unaufhaltsam drangen die Preußen in den Kartätschenhagel vor, und nahmen das Geschütz; die Franzosen, von allen Seiten angegriffen, von der Reiterei durchbrochen und überflügelt, flohen in wilder Verwirrung; die Dunkelheit der Nacht ließ keine Herstellung zu, der Schrecken sprengte die Flüchtigen über Bery au Bac hinaus bis nach

Fismes, wo Marmont seine Leute erst wieder zum Halt brachte. Alles Geschütz, mit Ausnahme von 4. Stücken, mit welchen der Oberst von Fabvier seitwärts entsendet worden war, im Ganzen über 50. Kanonen, mit 100. Pulverwagen, gegen 1000. Mann an Todten und Verwundeten, und mehr als 2000. an Gefangenen, hatten die Franzosen in dieser schnellen Entscheidung eingebüßt. Die Preußen, im Besitz aller Vortheile, hatten kaum 300. Mann verloren. Sie verfolgten den Feind bis über Fetieux, zogen sich aber nach Mitternacht wieder auf Athies zurück.

Nach dieser glänzenden Waffenthat gegen Marmont wollte Blücher sich am folgenden Tage mit ganzer Macht auf Napoleon werfen, der noch bei Clacy stand. Allein der Angriff sollte vernichtend werden, und daher nicht von vorne geschehn. Noch in der Nacht ertheilte Blücher seine Befehle; York und Kleist sollten dem geschlagenen Feinde über Bery-au-Bac bis nach Fismes folgen, Langeron und Sacken über Bruyeres auf die Hochfläche von Craonne rücken, und von dort auf die Straße von Soissons in Napoleons Rücken vordringen. Bülow und Winzingerode waren bestimmt, die starke Stellung von Laon zu halten, und erst bei des Feindes Abzuge ihm angreifend

nachzudringen. Die Truppen brachen ohne Verzug nach ihrer Bestimmung auf. Man erwartete, Napoleon würde auf die erste Nachricht von Marmonts Unglück sogleich nach Soissons zurückgehn, allein er blieb am 10. März vormittags in seiner Stellung, und schien sogar auf's neue angreifen zu wollen. Blücher inzwischen war in der Nacht ernstlicher krank geworden, und wenn gestern sein Wille noch seinem Unwohlsein gebieten konnte, so war dadurch selbst dies letztere doch nur vermehrt; die Anstrengungen des Feldlebens und die Einflüsse der Jahrszeit hatten ihm eine Augenentzündung und ein heftiges Flußfieber bewirkt, so daß er das Zimmer nicht verlassen durfte. In Erwägung, daß er bei erneuerter Schlacht nicht in Person anführen konnte, und daß es Napoleon sei, der noch fest gegenüber stand, beredeten ihn mehrere der Generale, die ihn morgens glückwünschend besuchten, jene Bewegung, die ihnen zu gewagt dünkte, besonders da man nicht wissen könne, wie stark Napoleon durch die aufgebotenen Nationalgarden inzwischen geworden sei, wieder einzustellen; die aufgebrochenen Truppen mußten Halt machen, und gleich darauf, als es schien, der Feind wolle selbst angreifen, nach Laon zurückkehren. Der Feind jedoch unternahm nichts Ernstliches, der Tag verging in

hizigen Gefechten um Clacy, woselbst der französische General Charpentier sich tapfer behauptete. Napoleon ließ am Abend das Dorf Semilly noch angreifen, trat aber, als dies fruchtlos blieb, alsbald den Rückzug nach Soissons an, nun spät und schwach verfolgt, der Krankheit Blüchers seine Rettung dankend. Am 11. folgte Sacken gegen Soissons hin, York und Kleist rückten abermals gegen Berry-au-Bac vor, Bülow ging rechts über die Oise gegen Noyon, Langeron hielt die Mitte zwischen Bülow und Sacken; nur Winzingerode blieb in und bei Laon, die Gegend bot kaum für diese Truppen noch Lebensmittel.

Durch die Schlacht von Laon war die Verstimmung der vorigen Tage im schlesischen Heere völlig wieder gehoben, und Russen und Preußen, wie früher, in bester Eintracht. Die Schlacht war für Napoleon schon dadurch eine Niederlage, daß er sie nicht gewann. Er bedurfte der Siege, um wiederzugewinnen, was er verloren hatte, die Verbündeten thaten genug, wenn sie das Gewonnene festhielten. Sein Unternehmen war vollkommen gescheitert; mit 60,000. Mann, worunter der Kern seiner Truppen, hatte er angegriffen, und einer gleichen Zahl weichen müssen, während gegen 40,000. Mann des schlesischen Heeres noch ungebraucht

des Kampfes harrten. Er hatte über 10,000. Mann und einen beträchtlichen Theil seines Geschützes eingebüßt. Den Weg nach Paris mußte er auf's neue dem Sieger preisgeben; seine Lage war verzweifelt. Doch er suchte seine Aufhülfe und Tröstung sogleich wieder auf andrer Seite, und indem er Mörtier bei Soissons und Marmont bei Fismes zur Beobachtung Blüchers stehen ließ, wandte er sich rasch nach Süden zurück, überfiel am 13. die Stadt Rheims, wo St. Priest, eine ansehnliche Verstärkung Russen und Preußen dem schlesischen Heere zuführend, durch Mangel an Achtsamkeit einen Theil seiner Truppen und seines Geschützes verlor, und selber tödtlich verwundet wurde, ließ dann am 14. Marmont wieder nach Berry-au-Bac, hingegen Ney mit 10,000. Mann nach Chalons vorrücken, zog 6000. Mann Verstärkung aus den Festungen an sich, ging darauf am 17. bei Epernay über die Marne, und eilte nach der Aube gegen Schwarzenberg, dessen wenn auch noch so langsames, doch immer schon durch die bloße Masse gewichtvolles Vorrücken ihm neue Sorge gab. Bei dem Hauptheere hatten sich in dieser Zeit die Verhältnisse allerdings bedeutend verändert. Schwarzenberg dachte zwar seinen Rückzug gegen Langres, in welchen er Blücher mitzuziehen gemeint,

im ersten Augenblick, nachdem dieser sich zu neuem Vordringen von ihm geschieden, nur um so eifriger fortzusetzen, und alle Heertheile folgten bereits den deßhalb ertheilten Befehlen; unvermuthet aber hielten bei Bar-sur-Aube am 27. Februar, durch Einwirken des Königs von Preußen und des Kaisers von Rußland, die Heertheile von Wrede und Wittgenstein dem Feinde, welchem ohne Streit zu weichen sie denn doch ihrer Stärke nicht angemessen fanden, erfolgreich Stand, warfen ihn zurück, und entdeckten durch das Gefecht die Schwäche der Gegner, so wie auch die Abwesenheit Napoleons. So stellte Blüchers kühner Marsch gegen Paris plötzlich den ganzen Krieg auf neue Entscheidungen; alle Hoffnungen Napoleons, alle Befürchtungen Schwarzenbergs, waren umgestoßen, der Rückzug des letztern mußte sich wieder in Vordringen verwandeln, der Abschluß eines Waffenstillstandes wenigstens unbeeilt bleiben. Wirklich rückte das Hauptheer wieder nach Troyes und bis nach Sens und Provins vor, allein verfiel bald wieder in solche Unthätigkeit, daß 90,000. Mann, die schon am 5. März vor Paris stehn konnten, vor 32,000. Mann, die unter Macdonald und Oudinot entgegenstanden, noch 14. Tage später fast in derselben Stellung gehemmt blieben! Endlich aber, nachdem

ſchon die Verhandlungen in Luſigny über einen Waffenſtillſtand durch die Entfernung Napoleons aufgehört, nahmen auch die Friedensverhandlungen zu Chatillon ihren fruchtloſen Ausgang, und neuer Entſchluß und neue Thätigkeit mußte ſich wieder dem Kriege zuwenden.

Blücher unterdeß blieb nach der Schlacht von Laon daſelbſt noch mehrere Tage fortwährend krank; er führte zwar nach wie vor den Oberbefehl ſeines Heers, allein zu den mehreren wichtigen Urſachen, welche daſſelbe hier während 9. Tagen minderthätig zurückhielten, iſt ohne Zweifel die Krankheit des Feldherrn ſehr mitzurechnen. Sein kraftvoller Gedanke ſtrebte auch jetzt unaufhaltſam vorwärts auf Paris, und ein Theil ſeines Heeres war ſchon beſtimmt, auf dem rechten Ufer der Oiſe dahin ſogleich vorzudringen, aber die Ungewißheit über den anderwärtigen Lauf des Krieges, und die Nothwendigkeit, vor allem den Unterhalt der Truppen zu ſichern, gebot dieſen Zug einſtweilen noch auszuſetzen. In der That wurden die Schwierigkeiten, für ſo große Heeresmaſſen Lebensmittel und Futter aufzutreiben, mit jedem Tage größer. Einige in St. Quentin genommene Vorräthe reichten kaum für einige Tage hin. Die Unmöglichkeit, auf den ſchnellen Märſchen durch das in allen Richtungen

durchzogene Land, unter steten Schlachten und Gefechten, eine geordnete Verpflegung zu erhalten, gab gewaltsamen Plünderungen Raum, welche das Vorhandene mehr noch zerstörten als nutzten, und den Willen der Einwohner völlig abwandten, ja diese zuletzt in bewaffneten Aufstand brachten. Eine Schilderung dieser auf das Ganze so einflußreichen Verhältnisse findet sich in folgenden starken Zügen, die wir einer, hier wie immer, zuverlässigen Hand entlehnen. „Nach mühsamen Märschen, sagt der schon mehrmals angeführte Schriftsteller, kam man am Abend spät in ein Biwack, und nun mußten noch in der ersten Hälfte der Nacht die Dörfer durchsucht werden, um sich Lebensmittel und alle Lagerbedürfnisse zu verschaffen. Es war nicht anders möglich, als daß dem Einwohner alles, was er hatte, genommen wurde, es war nicht anders möglich, als daß außerdem noch Grausamkeiten verübt wurden. Blücher gab sich alle ersinnliche Mühe um Reserve-Magazine zu schaffen, allein woher nehmen? Von hinten kamen die Verstärkungen; auf dem Kriegsschauplatze waren keine Fuhren zu haben, und bei dem Bedürfnisse der Truppen keine Sicherheit der Transporte. Einer nahm es dem Andern weg. Dennoch hatte das Verpflegungswesen in Chalons einige nicht unbedeutende Vor-

räthe zusammengebracht, allein hier entzogen uns üble Gewohnheiten die Vortheile. Am 16. Februar lagen, nach den Magazinberichten, 62,000. Scheffel Hafer in Chalons, so daß die sämmtlichen Pferde des daselbst versammelten Heers auf 10. Tage Futter hatten. Es wurde zum Empfang bestellt. Die Verschiedenheit der Sprache erzeugte Mißverständnisse und Unordnungen. Truppentheile bemächtigten sich mit Gewalt der Magazine. Nun wurden Wachen geholt, am Ende stand ein ganzes Bataillon am Hafermagazin Wache, aber bei dem Mangel an Zeit war dem Uebel nicht mehr zu steuern, so daß am 18., also in zwei Tagen, alle 62,000. Scheffel Hafer, größtentheils mit Gewalt, weggenommen, und die Magazine leer waren. Blücher und Sacken gaben sich persönlich alle Mühe, die Ordnung, selbst mit Gewalt, herzustellen; allein die Sache war um so schwieriger, als Russen und Preußen aus ein und demselben Magazin empfangen sollten, und die Einigkeit der gemeinen Soldaten unter einander uns nie nöthiger war, als grade damals. Blücher mußte es so gehen lassen, so wie manches, was er vielleicht hart bestraft hätte, wenn er ein Heer von Einer Nation befehligt hätte. Allein es konnte nicht fehlen, daß dadurch die Kriegszucht in den beiden Truppen-

theilen litt. In den Biwacks bei Sommesous, Arcis und Mery, wo es ganz an Holz fehlte, und obenein sehr kalt war, mußten Häuser eingerissen werden, damit der Soldat kochen und sich wärmen konnte. So verschwand oft in einer Nacht ein ganzes Dorf, bei dem ein Lager stand. Es war nicht zu ändern, aber solche Lagen machen den Soldaten hart und grausam." Die Einwohner flüchteten zunächst ihre Habe nach abgelegenen Oertern, in Busch und Waldung beschützten sie diese gegen Streifpartheien mit den Waffen, und versuchten endlich sogar in Dörfern und Flecken geordnete Vertheidigung, wenn die anrückenden Truppen nicht gleich in ganzer Stärke erschienen. Die Erbitterung wuchs zu, und bald stand ein großer Theil der Landleute in der Champagne, in Lothringen, in Elsaß und Burgund unter Waffen. Sie unterbrachen die Verbindungen, hemmten die Zufuhren, fielen über schwächere Haufen her, und beunruhigten aus sichrem Hinterhalt selbst größere Truppenzüge mit Flintenschüssen. Wollte man sie verfolgen, so verlor man Zeit und Mühe im Weiten, ohne den Feind zu finden. Die Landestracht der blauen Kittel war diesem Kriegswesen sehr bequem, sie lieh dem Bewaffneten wie dem Unbewehrten dasselbe Ansehn, und verbarg schnell die Uniform

des Soldaten und ſelbſt des Offiziers unter der Hülle des Bauern. Dieſe Erſcheinung war für Napoleon ein neuer Strahl von Hoffnung; er ſah die Möglichkeit, ſeinen Krieg, den die franzöſiſche Nation mit antheilloſer Kälte hinnahm, dennoch zum Volkskriege zu erheben. Die Neigung zum Aufſtande zu befeuern, und dieſen ſelbſt kräftigſt zu ordnen, erließ Napoleon am 4. März in Fismes ein Dekret, durch welches er jeden Franzoſen nicht nur aufrief, ſondern verpflichtete, ſobald franzöſiſche Truppen nahten, zu den Waffen zu greifen, und jenen beizuſtehn. Ein zweites Dekret erklärte jeden Maire und Beamten, der ſeine Verwalteten, anſtatt ſie durch alle Mittel zu erregen, vom Aufſtande zurückhielte, für einen Landesverräther. Zugleich bot Napoleon, wo er von nun an erſchien, alle Nationalgarden der Gegend auf, und führte ſie mit gegen den Feind; ſchon bei Laon fochten dieſelben tapfer mit. Anfangs brachten jene Dekrete zwar wenig Wirkung hervor; die Leute folgten mehr den eignen Antrieben, als denen, welche Napoleon ihnen geben wollte; wo er ſelbſt perſönlich eintraf, ſetzte er Maire und Beamten und Städter und Landvolk in plötzliche Bewegung, aber mit ſeinem Abzuge kehrte in den Städten gleich wieder die vorige Lauheit zurück, und nur die Land-

letzte trieben nach Umständen ihr kriegerisches Wesen fort. Bald jedoch mischten sich Soldaten unter sie, es entstanden Partheigänger, und im Rükken der verbündeten Heere, zunächst den Festungen und Gebirgswäldern, wurde der Aufstand allgemeiner und bedeutender. Die sogenannten Blaukittel kamen schon bei den Feldherren des Hauptheeres in ernstlichen Betracht; was man so sehr gefürchtet hatte, eine neue Revolutionskraft in Frankreich aufzuwecken, schien einzutreffen, man sah was es werth gewesen, daß die Nation bis jetzt für Napoleon sich nicht geregt hatte. Weniger als Andre war Blücher in Sorgen bei diesen Bewegungen; indeß da Napoleon durch allerlei falsche Verbreitungen unaufhörlich das Volk aufreizte, und die Nachtheile des zunehmenden Aufstandes in täglichen Vorfällen sich immer fühlbarer machten, so glaubte Blücher auch seinerseits Mittel ergreifen zu müssen, um dem Uebel zu wehren; er that dies durch folgenden in französischer Sprache am 13. März aus Laon erlassenen Aufruf, in welchem wohlmeinendes Zureden und scharfe Drohung sich vereinen: „Der Feldmarschall Blücher an die Franzosen. Euer eigner Vortheil treibt mich an, mich nochmals an euch zu wenden. Man bemüht sich, durch einen Aufruf, welcher vorgiebt, wir hätten

keinen

keinen andern Zweck, als Frankreich zu verwüsten und zu zerstückeln, so wie durch lügenhafte Mährchen von Wortheilen, welche die französischen Truppen sollen erfochten haben, euch zu verleiten und zu mißbrauchen. Es genügt, daß man das Betragen unserer Herrscher und das des eurigen vergleiche, daß man den Blick werfe auf die Begebenheiten in Deutschland, Spanien, Italien, Helvetien und Holland, und auf unsere Heere, die gegenwärtig zahlreicher und schöner als jemals dastehn, um zu beweisen, wie man fortwährend eure Leichtgläubigkeit mißbraucht. Um aber über die Kriegsvorfälle richtig urtheilen zu können, braucht ihr nur die Bewohner von Laon zu fragen, über die denkwürdigen Tage vom 9. und 10. März, an welchen das vom Kaiser Napoleon in Person befehligte Heer unter den Mauern dieser Stadt gänzlich geschlagen worden. Fragt sie, ob sie nicht jenes Heer vor unseren siegreichen Truppen fliehen, ob sie nicht unsere Trophäen, 50. Stücke Geschütz, eine große Menge Pulverwagen und einige 1000. Kriegsgefangene, gesehn! Und doch war es nur ein Theil des meinem Befehl anvertrauten Heeres, der diesen entscheidenden Sieg erkämpfte, während ein anderer Theil sich der Festung St. Quentin und darin 40. Stück metallener Kanonen bemächtigte,

und während das große Heer am 3. und 4. dieses Monats bei Troyes die ihm entgegenstehende französische Truppenmacht geschlagen hat, und von einer andern Seite auf eure Hauptstadt vorrückt. Bisher habe ich noch nicht, wie ich hätte thun sollen, die Gewaltthaten, welche die Einwohner einiger Städte und Dörfer gegen Kouriere und einzelne Soldaten unsrer Heere sich haben zu Schulden kommen lassen, bestraft, weil ich hoffte, meine Nachsicht würde euch vermögen, zu eurer Pflicht zurückzukehren. Doch kündige ich euch an, daß ich von heute an ein strenger Richter sein werde, und daß die Städte und Dörfer, deren Einwohner die Waffen ergreifen, unsere Soldaten mißhandeln, und sich unseren kriegerischen Maßregeln widersetzen, den Flammen übergeben werden sollen, so schmerzlich es auch für mich ist, Unschuldige mit den Schuldigen zugleich strafen zu müssen. Wir wollen nichts andres, ich wiederhole es euch, als Europa's Frieden und Beruhigung. Die einst bekannt werdenden Unterhandlungen zu Chatillon werden euch beweisen, daß allein euer Beherrscher es ist, der, im Widerspruche mit dem, was er euch vorspiegelt, immer neue Hindernisse verursacht, und ich habe euch inzwischen nur an eures Landsmannes Raynouard kräftige Rede an den gesetzgeben-

den Körper zu erinnern, um eure Meinung in dieſer Hinſicht zu berichtigen. Und endlich, alle Völker Europa's ſtreiten für denſelben einzigen Zweck; der Ausgang dieſes Kampfes kann nicht zweifelhaft ſein; ein langer Widerſtand, und ſelbſt einige Vortheile, die ihr erkämpfen könntet, würden euch noch unglücklicher machen, als ihr jetzt ſeid.“ Gleiche, eindringliche Sprache führte er in einem Berichte von der Schlacht von Laon, welchen er zur Verbreitung in den nördlichen Departementern Frankreichs in franzöſiſcher Sprache drucken ließ. In demſelben hieß es: „Einige Bauern, irregeleitet durch den Aufruf Napoleons, haben die Waffen gegen die Verbündeten ergriffen, und auf ſie geſchoſſen. Das in Brand geſteckte Dorf Athies, wovon Napoleon ſelber Zeuge war, hätte ihn belehren ſollen, welchen Züchtigungen er die Franzoſen ausſetzt, indem er ſie zu kriegeriſcher Vertheidigung auffordert. Die Verbündeten haben große, grauſame Leiden auszugleichen und zu rächen; ſie wollten ſie vergeſſen, ſie wünſchten es. Will denn der irregeführte Franzoſe dem ruſſiſchen Krieger die Verheerungen ſeines Vaterlandes in's Gedächtniß rufen? Will er, daß dieſe aufgereizte Nation das ſchreckliche, das furchtbare Recht der Wiedervergeltung ausübe? Die Leiden, unter welchen Frank-

reich seit einigen Monaten seufzt, sind dieselben, mit denen Napoleon seit 12. Jahren ganz Europa heimgesucht hat, sie entspringen aus dem verderblichen Kriegssystem, das er annahm, und uns folglich ebenfalls aufdrang. Die Leiden, die wir über euch bringen, Franzosen, sind das Werk eures Kaisers, nicht unser Werk. Seht, ob Napoleons Biwack weniger Verwüstung, als der unsrige, in den benachbarten Dörfern angerichtet hat?" — Nichtsdestoweniger nahm der Aufstand in der nächsten Zeit noch immer zu, und wurde besonders in dem Ardennerwalde so bedeutend, daß Blücher, um ihn zu dämpfen, einige Regimenter Fußvolk und Reiterei mit Geschütz dahin absenden mußte. Noch spricht übrigens selbst Blücher in diesem Aufrufe von einem Kaiser Napoleon; merkwürdig genug zu einer Zeit, da schon von zweien Seiten Prinzen des Hauses Bourbon im Schutze der verbündeten Waffen den Boden Frankreichs betreten hatten. Freilich hatte die Politik noch nicht gesprochen, aber Blücher pflegte dieser wohl vorzugreifen.

Im Hauptquartiere des schlesischen Heeres vereinigten sich zu dieser Zeit mancherlei Anlässe besonderer Erwägungen. Napoleon weilte noch in der Nähe; der bei Rheims über St. Priest gewonnene Vortheil erhöhte wieder seinen Muth, seine

Hülfsmittel; was er unternehmen und ausführen könne, war durchaus nicht zu berechnen. Angriffe, am 13. März durch Bülow gegen Compiegne und durch Sacken gegen Soissons geführt, mißlangen. Am 14. kamen über Bery-au-Bac die von Rheims versprengten Truppen an, und vermehrten die Eindrücke der Besorgniß und Unschlüssigkeit. Von dem Hauptheere, was es inzwischen gethan, wo es jetzo stünde, fehlten alle zuverlässigen Nachrichten; aus dem Rücken, von den Niederlanden her, kamen nur besorgliche und störende. Von dem Heertheile Bülow's waren noch 9000. Mann dort zurück, und wurden nebst dem ganzen Heertheile des Herzogs von Sachsen-Weimar durch die Säumniß des Kronprinzen von Schweden, der jenen ersetzen sollte, aber nicht über Lüttich hinausrückte, in der Gegend von Brüssel festgehalten; ein Angriff gegen Maubeuge, welchen Blücher zur Erleichterung seiner gestörten Verbindung dem Herzoge auftrug, scheiterte aus Mangel an Schießbedarf. Am meisten Bedenken aber gab der Zusammenfluß allerlei politischer Anzeigen, nach welchen es zweifelhaft wurde, ob nicht das Dastehn einer bedeutenden Heeresmacht bald eben so nöthig sein dürfte zur Behauptung gewisser Ansichten und Beschlüsse, wie zur völligen Niederkämpfung des Feindes; viele

Stimmen, und namentlich die des Kronprinzen von Schweden, erklärten sich gegen die Abtrennung des linken Rheinufers von Frankreich, und letzterer untersagte vorläufig alle Bewaffnungen daselbst. Unter diesen Umständen, welche ihm alte Erinnerung weckten, glaubte Blücher, wie es in unserer Quelle wörtlich heißt, die höchste Vorsicht anwenden, und sich auf alle die Fälle bereit halten zu müssen, welche in der Weltgeschichte so oft dagewesen sind.

Inmitten dieser Ungewißheiten schien es einen Augenblick, als wolle Napoleon nochmals, vielleicht nachdem er alle Truppen, die dem Hauptheere gegenüber gestanden, herbeigezogen, einen Angriff gegen das schlesische Heer versuchen. Die Wiederbesetzung von Bery-au-Bac am 14. nach dem gelungenen Streich auf Rheims konnte eine Einleitung dazu sein. Blücher zog demnach sein ganzes Heer in den nächsten Tagen wieder nach Laon zusammen, allein da gleichwohl kein weiteres Vorrükken des Feindes erfolgte, so brach er am 18. März endlich seinerseits auf, um nun selbst wieder über die Aisne vorzugehn. Bei Bery-au-Bac suchte der Feind vergebens den Uebergang zu hindern; man fand nur wenige Truppen daselbst unter dem Marschall Marmont, der zuerst nach Fismes zurückging, und, nachdem Winzingerode am 20. wie-

der nach Rheims vorgerückt, und York und Kleist bei Pontavaire gleichfalls über die Aisne gegangen waren, sich am 21. nach Fere-en-Tardenois und darauf, von York und Kleist gedrängt, am 22. nach Chateau-Thierry und daselbst über die Marne zog. Nunmehr war also gewiß, daß Napoleon mit seinen meisten Truppen sich wieder gegen das Hauptheer gewendet hatte. Ihn aufzusuchen und seine Bewegungen zu verfolgen, sandte Blücher schon am 21. Winzingerode'n mit 8000. Reitern gegen die Marne vor. Unterdeß hatte Napoleon sich jenseits der Aube mit Macdonald und Oudinot vereinigt, am 20. bei Arcis-sur-Aube das Hauptheer angetroffen, und demselben am 20. und 21. eine Schlacht geliefert, die für ihn bei mehreren Kräften ein Sieg werden konnte, so aber, wie die Schlacht von Laon, ein abgewiesener Versuch blieb. Schwarzenberg dachte anfangs auszuweichen und nach Bar-sur-Aube zurückzugehn, die Heftigkeit des Angriffs aber setzte seine an die Seine vorgerückten Heertheile in Gefahr, abgeschnitten zu werden; um für diese die nöthige Zeit zu gewinnen, nahm er das Gefecht auf, aber dieser Widerstand war hinreichend, um Napoleons heftigste Anstrengung siegreich abzuweisen. Zurückgeschlagen auf beiden Seiten, von zwei undurchdringlichen Heer-

linien immer näher eingeklemmt, suchte Napoleon durch Kühnheit und List ihr erdrückendes Annahen nochmals aufzulösen. Er ging nach der Schlacht von Arcis über die Aube zurück, und wandte sich nach Vitry, wo er über die Marne ging, und weiter über St. Diziers vorzurücken dachte, um im Rücken der Heere, auf seine Festungen gestützt, neue Schläge zu bereiten, nicht zweifelnd übrigens, daß Schwarzenberg, und vielleicht auch Blücher, auf diese Nachricht schleunigst zurückeilen würden, um ihre bedrohte Rückzugslinie zu sichern. Doch der General von Tettenborn hatte mit seinen Kosacken alle Bewegungen Napoleons genau beobachtet, und nach der Schlacht von Arcis alle Wege, auf welchen derselbe Nachrichten nach Paris senden konnte, sorgfältig bewacht. Seiner Voraussicht gelang es, am 22. einen Kourier aufzufangen, dessen Briefschaften, sowohl über die Ereignisse an der Aube, als über die jetzige Bewegung, den vollkommensten Aufschluß gaben. Ein eigenhändiges Schreiben Napoleons an die Kaiserin Marie Luise sprach in schwer zu entziffernden Schriftzügen, aber in deutlichen Worten, die Absicht aus, durch sein Vorrücken den Feind von Paris abzuziehen. Tettenborn sandte diese wichtigen Aufschlüsse sogleich an Blücher, der den Einfall hatte, das Schreiben Na-

poleons an die Kaiserin den französischen Vorposten bei la Ferté-sous-Jouarre übergeben zu lassen, mit einigen von ihm eigenhändig aufgesetzten Zeilen, in welchen er der Kaiserin versprach, ihr alle an sie gerichteten Briefe ihres Gemahls, für die nun einmal kein andrer Weg, als durch seine Hand, mehr übrig sei, richtig zu übermachen. Noch ehe die Nachrichten von Winzingerode's Reiterei eintrafen, rückte Blücher mit den Heertheilen von Langeron, Sacken und Winzingerode nun unverzüglich am 23. nach Rheims, und am 24. nach Chalons; Bülow blieb vor Soissons, York und Kleist an der unteren Marne gegen Marmont. Unterwegs aber wurde Blücher wegen seines fortwährenden Augenübels so mißmuthig, daß er daran dachte, den Oberbefehl niederzulegen, das Heer zu verlassen, und nach den Niederlanden zu gehn, um sich in Brüssel heilen zu lassen. „Was soll ich blinder Mann, sagte er, hier im Felde? ich bin ja zu nichts nutz! Am Ende geht es mir wie dem alten Kutusoff, daß sie mich als Blinden mit dem Heer fortschleppen, als wenn ich's noch wäre, und doch nichts mehr bin." Gneisenau stellte ihm vor, daß er beim Heere bleiben müsse, und selbst krank demselben noch alles sei; sein Arzt, der Generalchirurgus Dr. Voelzke, betheuerte ihm bei seinem Worte,

daß er bald genesen werde, und an Blindheit nicht zu denken sei. Da ließ er sich denn bewegen, das Vorhaben, nach den Niederlanden zu gehn, wieder aufzugeben, und den Oberbefehl fortzuführen. Inzwischen hatte zuerst Tettenborn, dann Winzingerode die Verbindung zwischen dem Hauptheere und dem schlesischen wieder angeknüpft. Schwarzenberg war nach der Schlacht von Arcis-sur-Aube, anstatt, wie er anfangs wollte, und Napoleon noch hoffte, den Rückzug nach Langres fortzusetzen, dem abziehenden Feind über die Aube nachgefolgt. Der Kaiser von Oesterreich war zurück nach Dijon gegangen, wohin auch die Minister und Gesandten ihre Berathungen verlegt hatten, dort war gleichsam eine Uebersichtsmitte für die nach Norden und weit nach Süden vertheilten österreichischen Truppenmassen; der Kaiser von Rußland aber und der König von Preußen waren bei dem Hauptheere, und gaben der Kriegsleitung durch ihre Anwesenheit allen Nachdruck. Napoleons Uebergang über die Marne, sein Marsch nach St. Diziers in der Richtung nach dem Rhein, und der Aufschluß, welchen der aufgefangene Brief an die Kaiserin über seine Absichten ertheilte, führten in dem großen Hauptquartiere zu den wichtigsten Entscheidungen. Das Hauptheer, in dessen Rücken Napoleon zog,

stand ihm selbst im Rücken, und schnitt ihn von Paris ab; ihn einzuholen, und ihm vorauszukommen auf seinem jetzigen Wege, war schon unmöglich, es blieb daher fast nur übrig, ihn ziehen zu lassen, und inzwischen mit ganzer Macht auf Paris loszugehn, und dort den Krieg zu beendigen. Dieser große Entschluß wurde im Hauptquartiere zu Vitry am 23. März gefaßt; Schwarzenberg, hier ganz Kriegsmann und Feldherr, setzte freudiges Muthes das Heer in Bewegung nach Paris. Die Verbündeten zeigten der Welt in einer Bekanntmachung den Ausgang des Kongresses von Chatillon, die Vereinigung ihrer Heere, und ihr Vorhaben auf Frankreichs Hauptstadt an. Nur Winzingerode mit seiner Reiterei folgte dem Zuge Napoleons, um ihn im Auge zu behalten, nach St. Diziers; sein Vortrab, unter Tettenborns Anführung, war bereits dem Feind angreifend auf den Fersen. Als Blücher in Chalons durch einen Adjutanten des Kaisers von Rußland von obigem Beschlusse Nachricht erhielt, brach seine Freude laut aus; „Das ist doch mal eine Nachricht! rief er, nun heißt's nicht bloß mehr bei uns, sondern überall: Vorwärts!" Die ganze Umgebung Blüchers, alle Truppen des schlesischen Heeres, theilten preisend seine Freude. „Das wußt' ich wohl, sagte

Blücher, daß mein tapfrer Bruder Schwarzenberg doch noch Eines Sinnes mit mir werden würde! Nun wollen wir auch bald ein Ende machen."

Blücher erfuhr durch eingebrachte Gefangene, daß Marmont und Mortier, nachdem sie vor York und Kleist über die Marne zurückgewichen, jetzt über Montmirail und Sezanne wieder in der Richtung von Vitry vorrückten, dem Zuge Napoleons nachfolgend. Sie mußten in dieser Richtung auf das Hauptheer stoßen, und von diesem erdrückt werden, wenn sie nicht schleunigst umkehrten. Blücher sandte sogleich an Schwarzenberg die Nachricht von diesem Anrücken, und brach selbst am 25. in der ihm gegebnen Richtung nach Etoges auf, um dort dem Feinde den Rückzug abzuschneiden. Der General von Korff mit einigen Regimentern Reiterei griff links auf der Straße von Bergeres nach Vatry bei Villeseneux 5000. Nationalgarden mit 15. Kanonen unter den Generalen Pactod und Amey, welche einen großen Wagenzug Brot, Mehl und Pulver zu Napoleons Heer geleiten sollten, mit großer Heftigkeit an, nahm die Wagen, und trieb die Bedeckung gegen Fere-Champenoise zurück. Bei Pierre-Morains wurde sie von vier Reiterregimentern unter Wasiltschikoff, die Blücher neuerdings in dieser Richtung vorsandte, gleichfalls an-

gegriffen, und bei Fere-Champenoise auf das Hauptheer geworfen. Diese tapfre Schaar, die noch nie den Feind gesehn, verlor ihr Geschütz, erlitt von zweien Seiten das furchtbarste Kartätschenfeuer und die gehäuften Anfälle überlegener Reitermassen, setzte aber unter ihren heldenmüthigen Anführern unerschrocken in fester Haltung ihren Marsch fort, und suchte, bei Fere-Champenoise vorüber, nach Vannes zu gelangen, bis sie endlich rettungslos erlag, zerschmettert, niedergehauen, und die Uebriggebliebenen gefangen. Das Hauptheer hatte so eben bei Fere-Champenoise die Marschälle Marmont und Mortier, als sie schon wieder nach Sezanne eiligst zurückwichen, gänzlich geschlagen, und schritt siegreich fort auf dem Wege nach Paris. Inzwischen waren auch York und Kleist über die Marne gegangen, und hatten von Montmirail ihre Reiterei unter dem General von Zieten rechts von Fere-Champenoise gegen Sezanne vorgeschickt, woselbst Marmont am 26. vormittags wiederum ein hitziges Gefecht gegen dieselbe bestehn mußte. Nachmittags waren York und Kleist bei la Ferté-Gaucher ihm schon zuvorgekommen, da sie jedoch keine Reiterei mehr zur Hand hatten, so konnten sie nicht hindern, daß er in der Nacht dennoch seitwärts entkam. Blücher rückte mit allen Heertheilen un-

aufhaltsam vorwärts. Am 26. war sein Hauptquartier in Montmirail, am 27. in la Ferté-sous-Jouarre, er zum drittenmale im Anrücken auf Paris in dieser Gegend. Die Franzosen leisteten mit ihren letzten Kräften noch überall den beharrlichsten Widerstand, jede Stellung, jeden Uebergang vertheidigten sie trotzig, bis die Uebermacht sie erdrückte. York und Kleist erzwangen am 27. den Uebergang über die Marne bei Trilport, und nach hitzigem Gefechte noch in der Nacht die Vorstädte von Meaux. Am folgenden Tage drangen sie über Claye hinaus, und hatten abermals mit dem hartnäckigen Feinde scharfe Gefechte, nicht ohne bedeutenden Verlust. Das ganze schlesische Heer ging über die Marne, und das Hauptheer folgte unmittelbar nach; das schlesische Heer zog am 29. rechtshin nach Aunay, in die nördliche Gegend von Paris vordringend, während das Hauptheer in Claye anlangte.

Fast 100,000. Mann stark, — denn Wrede und Sacken waren zur Sicherstellung gegen Napoleons etwanige Umkehr bei Meaux stehn geblieben, und Winzingerode folgte diesem, — standen die Verbündeten jetzt vor Paris, allein der Feind, der nun überall das freie Feld räumte, hatte Anstalt getroffen, die Hauptstadt hartnäckig zu vertheis

digen; alle Anhöhen waren verschanzt und besetzt, insbesondre der Montmartre mit 30. Stücken schweren Geschützes versehn. Marmont und Mortier waren mit den Trümmern ihrer Truppen noch glücklich über Provins und Charanton nach Paris gelangt, und Marmont erhielt, nachdem Joseph Bonaparte die Hauptstadt verlassen, daselbst den Oberbefehl, unter welchem durch Aufbieten aller Kräfte noch eine Truppenstärke von etwa 30,000. Mann zusammengebracht war. Fast von gleicher Stärke war die Nationalgarde, von welcher indeß wenig Kriegseifer zu erwarten schien. Da man noch nichts von Napoleon wußte, und an die Wendung seiner kühnen Entschlüsse nicht ohne Sorge zurückdachte, so galt es desto mehr, hier ohne Säumen eine Entscheidung zu erzwingen. Gleich am 30. früh um 5. Uhr erfolgte der Angriff. Schwarzenberg griff die Anhöhen von Belleville und Romainville an, die Dörfer Romainville und Pantin wurden gestürmt, und mehrmals genommen und wiedergenommen. Blücher, mit dem schlesischen Heere den rechten Flügel bildend, vernahm voll Ungeduld schon stundenlang den Kanonendonner, ohne noch aus dem großen Hauptquartiere die allgemeinen Verfügungen und seine besondere Vorschrift erhalten zu haben. Endlich nach 7. Uhr

empfing er dieselben, welche den allgemeinen Angriff um 5. Uhr anbefahlen, und ihm insbesondre den des Montmartre auftrugen. Er suchte die verlorenen Stunden einzubringen. Muthig rückte das schlesische Heer über die Ebene von St. Denis, und griff zuerst die zwischen der Höhe von Belleville und dem Montmartre liegenden Dörfer la Villette und la Chapelle an. Heftig wurde hier gefochten, ein furchtbares Geschützfeuer hemmte eine Zeitlang das Vorrücken, ja der Feind drang sogar aus la Villette ungestüm hervor, und wollte selber zum Angriff übergehn, wurde jedoch wieder zurückgeworfen, und mußte dem General Grafen Woronzoff das Dorf und 8. Kanonen überlassen. Jetzt kamen 10. russische Fußregimenter von Langeron zwischen St. Denis und dem Gehölz von Boulogne zum Sturm gegen den Montmartre, sie stiegen die Höhe gradaufwärts unter dem heftigsten Geschützfeuer, und waren nicht mehr zu hemmen, als auf der Hälfte des Berges die Nachricht von einem geschlossenen Waffenstillstande sie ereilte, sondern vollendeten ihren Lauf, eroberten den Montmartre, welchen der Waffenstillstand ihnen schon friedlich einräumte, mit stürmender Gewalt, und nahmen auf demselben 29. Kanonen. York und Kleist hatten inzwischen auch das Dorf la Chapelle

pelle genommen, und das Hauptheer bei seinen Fortschritten gleichfalls 40. Kanonen erobert. Der Waffenstillstand, welcher die Schlacht von Paris abbrach, und während dessen die Unterwerfung der Hauptstadt erst näher bedungen werden sollte, war nicht nach dem Sinne Blüchers, ihm dünkte, man solle sich jetzt nicht aufhalten, sondern die unbedingte Uebergabe rasch erzwingen, nachher könne man überlegen und bewilligen, was man für gut halte. Er nahm sein Hauptquartier auf dem Montmartre, und indem er von da herab, während der Waffenstille des noch übrigen Tages, die unermeßlich vor den Blicken ausgebreitete Stadt durch ein Fernrohr überschaute, konnte er sich des Wunsches, sie zerstört zu sehn, nicht enthalten, und sagte, indem er sich abwandte: „Lieber als das Fernrohr, richtete ich auf das Nest meine Kanonen.“ Als die Uebergabe nicht gleich zu Stande kam, und die Aussicht erschien, es könne dennoch zur Beschießung kommen, ließ er sogleich 84. Stücke schweres Geschütz auf dem Montmartre gegen die Stadt aufpflanzen. Doch die Uebergabe wurde noch in der Nacht abgeschlossen, und alles nahm schnell eine Friedenswendung. Die verbündeten Herrscher, umgeben von ihren Feldherren, hielten an der

Spitze ihrer Heere am 31. März ihren Einzug in Paris.

Napoleon indeß glaubte die verbündeten Heere hinter sich her zu ziehen, und bei St. Dizier die Gelegenheit zu ersehen, einen vortheilhaften Schlag zu führen. Er warf sich mit ganzer Macht auf Tettenborn und Winzingerode, erkannte zu spät seinen Irrthum, und eilte nun über Troyes zurück, um Paris noch vor dem Feinde zu erreichen. In Fontainebleau erfuhr er den Verlust seiner Hauptstadt, ihren Abfall von ihm, seine Thronentsetzung durch den Senat, die Zurückberufung der Bourbons, den Uebertritt Marmonts mit seinen Truppen zu der neuen einstweiligen Regierungsbehörde. So war er denn gefallen, dieser gewaltige Herrscher, von der furchtbaren Höhe, von welcher herab er ganz Europa zittern gemacht! Ihm schien nur schmachvolle Flucht in außereuropäische Verbannung, oder der Tod der Verzweiflung übrig, sei es, daß er diesen einzeln wählte, oder ihn an der Spitze seiner letzten Getreuen suchte. Indeß das Glück hatte noch glänzendere Auswege für ihn. Er durfte als Kaiser abtreten, sein Entsagen an Bedingungen knüpfen, durch einen Vertrag mit den Mächten Europa's sich auf der Insel Elba ein herrscherliches Dasein sichern. Doch seine Gewalt war,

so schien es, für immer zerstört, der Krieg hatte sein Ziel erreicht, und Blüchers kämpfendes Streben, sein heftiges Begehren und zuversichtliches Verheißen, waren glorreich erfüllt. Wer auf den Zusammenhang der erzählten Kriegsbegebenheiten zurückschaut, wer die Richtungen, wie sie zu den verschiedenen Zeitpunkten erscheinen, und die wahrscheinlichen und wirklichen Folgen derselben vergleicht, der kann nicht in Zweifel seiu, daß dieses Ergebniß ohne Blücher und ohne das schlesische Heer nie gekommen wäre. In Blücher und seinem Heere war der Kern des ganzen Krieges, die eigentliche Kraft, welche dem Feind immer die Spitze bot, die ihn schlug, der er erlag. Erst nachdem Blücher alle Mitkämpfer in das Feuer seines Vorwärts gezogen, wich die Franzosenherrschaft zertrümmert aus Deutschland, erst nachdem Alle in seinen Sinn und seine Bahn eingegangen, lag in Frankreich Napoleons Macht zerbrochen. Blüchern selbst war nicht gegönnt, sein gelungenes Tagewerk in der Fülle des ersten Augenblicks zu genießen. Seit Laon war er in fortwährendem Krankheitszustande geblieben, das Fieber hatte ihn sehr geschwächt, die Augenkrankheit ihn sehr gehindert. Zwar hatte er den Befehl ununterbrochen geführt, und alle das Heer betreffende Maßregeln geleitet,

immer derselbe entschlossene, treibende Geist; allein die Körperkräfte würden ihm nicht erlaubt haben, eine Schlacht in Person von Anfang bis zu Ende durchzuführen. Oft war es ihm schon störend genug, nur seinen Namen zu unterzeichnen. Am Tage der Schlacht von Paris stieg er zwar, dem Willen nach rüstig, aufs Pferd, und zeigte sich den Truppen, allein er konnte nicht lange dieser Anstrengung genügen, und der gute Fortgang der Dinge erlaubte ihm, desto eher sich derselben zu überheben. Im Wagen sitzend, mit einem grünseidenen Damenhute als Augenschirm auf dem Kopfe, gab er seine Befehle. Bei dem Einzug in Paris konnte er die siegreichen Herrscher nicht begleiten. Er blieb auf dem Montmartre. Die Befehlführung des schlesischen Heers legte er am 2. April nieder, belohnt genug, wie er sagte, daß ihm so Großes anvertraut gewesen zu vollbringen, und jetzt nur der Ruhe bedürfend und der Heimkehr. Ein paar Tage später ritt er in aller Stille nach Paris, und nahm seine Wohnung im Hotel des Herzogs von Otranto in der Rue Cerutti. Seine Krankheit ließ hier bald nach, auch das Uebel seiner Augen besserte sich unter guter ärztlicher Behandlung. Der König von Preußen und der Kai-

ser von Rußland besuchten ihn, und bezeigten ihm ihre Theilnahme.

Durch die Erholungsruhe, deren er genoß, und durch die regelmäßige ärztliche Behandlung, der er sich nun völlig überlassen konnte, gelangte Blücher, bei seiner ursprünglich starken Körperbeschaffenheit, bald wieder zu Kräften und zu verhältnißmäßig guter Gesundheit. Er fing an auszugehn, machte Besuche, besah die Merkwürdigkeiten der Stadt, und was ihm an Zeit übrig blieb, verwandte er ganz auf seine gewohnte Weise, im schlendernden Umhertreiben des unbeschäftigten Kriegsmannes, auf Spaziergängen, im Kaffehause, beim Spiel. Das Palais Royal gab dies alles vereinigt in demselben Raume, und wurde deßhalb der tägliche Aufenthalt unsres Helden. Während der ganzen Dauer des Feldzuges hatte Blücher dem Karten- und Würfelspiel sich entfernt gehalten, vielleicht ohne sich Zwang anzuthun, da das Glücksspiel des Krieges die Wechselfälle reichlich und im größten Maßstabe darbot, deren der angeregte Geist zu seiner Spannung bedarf, einer Spannung, der nur in Ermangelung eines aufgedrungenen Ernstes das gemachte Spiel zum Ersatze dienen soll; aber im Frieden, hier im genußreichen Paris, wurde dasselbe sogleich wieder seine Lieblingsunter-

haltung. Er wollte hier nichts vorſtellen, nichts vertreten; im bürgerlichen Ueberrocke ging er im Garten oder unter den Laubengängen des Palais-Royal umher, zuweilen unbemerkt, meiſt aber von Neugierigen umdrängt, vor denen er ſich dann gern in den Spielſaal zurückzog, wo er am grünen Tiſche behaglich Platz nahm, und um große Summen ſpielte; er gewann und verlor, was man aber von ſeinem großen Verluſte von mehr als 20,000. Goldſtücken geſagt, iſt unrichtig, im Gegentheil nahm er 1700. Napoleonsd'or als Gewinn von Paris mit fort. Seine Tabackspfeife verließ ihn ſelten, ſein Getränk war ſtarker Punſch. Eines Mittags im Speiſeſaale bei dem Gaſtwirth Very in den Tuilerien, als ihm zu heiß ward, zog er ohne Umſtände den Rock aus, die Franzoſen ſeufzten über die Unart, aber die anweſenden Engländer riefen lauten Beifall. Ueberhaupt hatte ſein Weſen für die Engländer viel Anziehendes, ſein Karakter entſprach dem ihrigen, und ihre Vorliebe für ihn, die ſich ſchon durch Hörenſagen gebildet hatte, wurde durch die perſönliche Gegenwart völlig entſchieden. Einer derſelben reiſte, nachdem er mit ihm zuſammen geweſen, ſogleich ab, um ſich in Alt-England der gemachten Bekanntſchaft zu rühmen. Auf einem Balle bei Sir Charles Stuart,

wo auch die verbündeten Herrscher erschienen, sahen Blücher und Lord Wellington einander zum erstenmale; als letzterer in den Saal trat, schwieg die Musik und hielt der Tanz inne. Aller Augen richteten sich auf ihn; er aber, nachdem er die Herrscher begrüßt, wandte sich zu Blücher, beide betrachteten einander eine Weile schweigend, reichten sich dann die Hände, und blieben, nachdem auch der Attaman-Platoff herzugetreten, gegen zwei Stunden beisammen in wechselndem Gespräch, das freilich nicht ohne Dollmetscher geführt werden konnte. Die beiden Feldherren, welche im Kampfe gegen Napoleon von Osten und Westen her in Schlacht und Sieg gewetteifert, und bald durch gemeinsame That noch näher verbunden werden sollten, hatten gleichwohl nicht viele Züge der Uebereinstimmung; Blüchers rauhe Außenseite stach gegen Wellingtons feine Welt mächtig ab; wenn dieser im Kriegsfache mehr die Kunstmeisterschaft, so stellte jener mehr die Heldennatur dar; auch erschien Wellington als Staatsmann, und Blüchern fiel es nicht ein, an den politischen Thätigkeiten, welchen nun der Krieg das Feld geräumt hatte, irgend Antheil nehmen zu wollen. Nur als ihn dünkte, daß die Friedensverhandlungen nicht günstig genug geführt würden, äußerte er stark und

nachdrücklich sein Mißfallen. Am 30. Mai kamen indeß die Friedensverträge mit Frankreich auf billige Bedingungen zum Abschlusse, und die Fürsten, ihre Minister und Feldherren, gedachten des Heimzuges, den die Heere größtentheils schon angetreten hatten. Vorher aber wollten der Kaiser von Rußland und der König von Preußen einen Besuch in England abstatten, wohin sie von dem Prinz-Regenten eifrigst eingeladen worden. Auch Blücher hatte schon im April eine solche Einladung durch ein schmeichelhaftes Schreiben des Prinz-Regenten empfangen, und schickte sich an, derselben zu entsprechen. Vorher aber wurde er von dem Könige durch eine Urkunde, gegeben aus dem Hauptquartier Paris am 3. Juni, zum Fürsten Blücher von Wahlstadt erhoben, seinen Nachkommen der gleiche Name mit dem Grafentitel verliehen, und ihm eine Dotation in liegenden Gütern zugesichert. Auch seine Gefährten Gneisenau, York, Bülow, Kleist und Tauenzien empfingen in gleicher Weise Königliche Belohnungen.

Am 6. Juni mittags schifften der Kaiser von Rußland und der König von Preußen, die ersten Staatsmänner und Feldherren in ihrem Gefolge, auf dem großbritannischen Linienschiffe Impregnable, welches der Herzog von Clarence in Person

befehligte, von Boulogne nach den Küsten Englands hinüber. Blücher grüßte freudig das wunderbare Inselland, dessen Vorstellung schon oft den Sinn mit eigner Gewalt befangen hatte. Eine unzählbare Volksmenge war bei Dover versammelt, um die hohen Gäste landen zu sehn. Die Landung fand jedoch einige Schwierigkeiten, weil die Ebbe schon eingetreten war, und der Impregnable eine Strecke vom Ufer entfernt bleiben mußte. Die Ueberfahrt vom Schiffe an's Land mußte in leichten Booten geschehn. Die Aufmerksamkeit der harrenden Menge vertheilte sich nach eines jeden Vorliebe, doch war es unmöglich, unter der Zahl der Ankommenden sein festes Ziel zu wählen. Hier ereignete sich gleich ein kleiner Vorfall, der als Scherzmunter so vielen Feierlichkeiten leicht seine Stelle verdienen mag. Blücher war, gleich den übrigen Generalen und Ministern, und wie auch die Herrscher selbst, in einfacher bürgerlicher Kleidung. Zu dem großen Gefolge ragte ein Einzelner, dem es schicklicher gedäucht, dem fremden Volke im vollen Staate sich zu zeigen, in reicher Uniform, mit Federhut und Degen, leuchtend hervor. Ohne Bedenken mußte dieser der Fürst Blücher sein. Ungestüm stürzte die Menge dem Boote, das diesen trug, in die Meereswogen des flachen

Strandes bis auf halbe Mannstiefe entgegen, und hob unter tausendstimmigem Jubelgeschrei den vermeinten Kriegshelden über ihre Schultern empor, beeifert ihn vollends an's Land zu tragen. Kein Bedeuten und Verbitten hilft, das Geschrei Blucher for ever! übertönt jeden Einwand. So werden einige Schritte im rauschenden Wasser mit der schwankenden Bürde zurückgelegt, und Blücher steigt indeß an anderer Stelle ruhig an's Land. Da schallt jedoch dem Erkannten alsbald noch heftigeres Geschrei, man zeigt ihn, man wird plötzlich des früheren Irrthums inne, der Vermeinte, jetzt auf's neue, doch eben so vergeblich, abwehrend, wird ohne Umstände gleichzeitig von Allen losgelassen, steht in seinem Staate bis an die Hüften im Wasser, und alles rennt dem Andern zu! Blücher wurde nun wirklich vom Volke getragen; jeder wollte ihn berühren, man riß sich um Stücke von seinem Ueberrocke, den er preisgeben mußte. Junge Mädchen, den ersten Familien angehörig, drängten sich um ihn, wollten ihn küssen, ihm wenigstens die Hand gereicht haben. In den Straßen vor seiner Wohnung dauerte das Gedränge ununterbrochen fort. Blücher betheuerte, er sei in Gefahr, der Ehre zu unterliegen, die man ihm erweise. Eine ganze Schaar geputzter Damen verlangte Locken

von ihm zum Andenken, da wies er seinen nur noch mit wenigem Haar bewachsenen Scheitel, und ließ ihnen durch den Dollmetscher sagen, sie sähen selbst, wie arm er in dieser Hinsicht sei, denn wenn er auch jedem der schönen Kinder nur ein einziges Haar geben sollte, müßte er durchaus kahl von dannen gehn. Die Landstraße von Dover nach London war überall mit unübersehbarer Volksmenge bedeckt; alles wollte die siegreichen Herrscher, den tapferen Blücher sehn; die ersteren waren am 7. Juni in aller Frühe, durch die Einfachheit ihres Aufzugs absichtlich täuschend, unerkannt nach London abgefahren; Blücher mußte den ganzen Jubel aushalten. Abermals ereignete sich ein Auftritt, der zu einzig ist, um hier nicht, gegen alles Bedenken, aufbewahrt zu werden. Blücher litt seit Jahren an besonderen Beschwerden. Häufig war er genöthigt vom Pferde zu steigen, und seinem Uebel nachzugehn. Vor dem Feind, im dichten Kugelregen, hatte er stets ungehindert seinem Bedürfnisse Gelegenheit und Zeit genommen; aber jetzt überfiel ihn hier auf der Landstraße der unbequeme Drang; die ganze Gegend, so weit man sehen konnte, überall von jubelnden Zuschauern erfüllt, bot nirgends eine Deckung. Endlich zeigten sich seitwärts am Wege einige Vertiefungen mit hohen

Wänden, wie von Steinbrüchen, und dahin nahm Blücher seine Zuflucht. Aber die Menge folgt ihm nach, die Nächsten lassen sich zwar zurückweisen, doch indem es harrend unten steht, füllt sich oben der steile Rand mit Zuschauern, die wohlanständigsten Gentlemen drängen sich, und sehen herab. Schweigend in Mitleid und Ehrfurcht harren die Gentlemen, auch der graue Held harrt geduldig, endlich aber zeigt sich, daß das Abwarten überstanden ist; wie ein Lauffeuer theilt sich oben die glückliche Nachricht mit, und ein jubelndes Hurrah bezeigt die Theilnahme des Volks, deren echt menschlicher Durchbruch hier den leidigen Anstand hintansetzte! Unter sichtem Freudengeschrei und immer wechselndem Gedränge, von Wagen, Reitern und Fußgängern im vollen Laufe begleitet, gelangte Blücher endlich um 6 Uhr abends in einem offenen Wagen, den ihm der Prinz-Regent gesandt hatte, unter Bedeckung einer Schaar von der leichten Reiterei der Garde, in St. James-Park an. Hier hielt das Dragonerregiment der Garde in Parade, und als Blücher den Truppen nahgekommen, erhob er sich im Wagen, und stand mit abgezogenem Hute, das Auge unverwandt auf die Mannschaft gerichtet, bis er ganz vorüber war. Das Volk schrie unaufhörlich ihm Lebehoch und

Beifall zu. Wir lassen die Zeitungen weiterreden: „Die Postillions hatten den Befehl, den Feldmarschall gerades Weges nach Carltonhouse zum Prinz-Regenten zu fahren. Als der Wagen in ein Seitenthor des sonst verschlossenen Vorhofes einfuhr, stürzten Reiter und Fußgänger so unbändig mit in den Hof, daß die beiden Schildwachen mit sammt dem Thürsteher im buchstäblichen Sinne mit Füßen getreten wurden, und dem ferneren Eindringen des jauchzenden Volkes nur mit der äußersten Gewalt Einhalt geschehen konnte. Der Wagen hielt nun vor einem Nebeneingange des Pallastes still, und die Obersten Bloomfield und Congreve kamen in voller Uniform und mit entblößtem Haupte dem Feldmarschall entgegen, halfen ihm aus dem Wagen, und führten ihn durch das Hauptportal zu des Prinz-Regenten inneren Gemächern. Jetzt war das Volk gar nicht mehr zu halten. Es kletterte an Gittern und Mauern empor, als ob es den Zugang des Pallastes erstürmen wollte, so daß, um Unordnungen zu verhüten, die Flügelthore geöffnet werden mußten. Nach einer guten Weile sah man den Prinz-Regenten mit dem Feldmarschall in die große offene Vorhalle des Pallastes eintreten, in welche sich so viel Volk, als hinzukommen konnte, eindrängte, selbst die Pferdeköpfe einiger neugierigen

unbescheidenen Reiter schauten hinein. In dieser Halle hing der Prinz-Regent mit eigner Hand sein sehr ähnlich gemahltes und reich mit Edelsteinen verziertes Brustbild, an einem blauen seidenen Bande, dem Feldmarschall über die Brust. Blücher ließ sich bei dieser feierlichen öffentlichen Anerkennung seines Verdienstes vor dem Prinz-Regenten auf ein Knie nieder, und küßte im Aufstehen, nach englischem Hofgebrauche, dem Prinz-Regenten die Hand. Der Feldmarschall kehrte hierauf mit dem Prinz-Regenten in dessen innere Gemächer zurück, und unterhielt sich noch eine halbe Stunde lang mit ihm, alsdann fuhr er nach dem neben der Wohnung des Königs von Preußen für ihn zubereiteten Absteigequartier, wobei das Volk so ausgelassen zudringlich war, daß es sich hinten auf seinen Wagen, deßgleichen auf die Wagentritte stellte, und Einige sogar sich zu ihm in den Wagen setzten und ihm die Hand drückten, alles unter fortwährend erschallendem Geschrei: Bluchor for ever!" — Am folgenden Tage, als Blücher zur Aufwartung bei der Königin im vollen Staate nach Hofe fuhr, spannte das Volk die Pferde von dem Wagen, und zog ihn unter Jauchzen und Hurrah im vollen Laufe bis zur Stelle hin, wo er ausstieg. Nach den Herrschern selbst, für welche das Volk,

Tag und Nacht auf den Straßen in drängender Bewegung, die leidenschaftlichste Beeiferung zeigte, empfing keiner der fremden Gäste so allgemeine, dauernde Huldigung wie Blücher; der Feldmarschall Barclay de Tolly, der Attaman Platoff, die Generale von York und von Bülow, und so viele andre im Feld und Rath ausgezeichnete und berühmte Männer, erschienen hier nur in zweiter und dritter Reihe, selbst Wellington mußte für den Augenblick zurückstehn. Tausende von Menschen jedes Standes und Geschlechts folgten stets Blüchers Wagen, warfen sich in die Räder und zwischen die Pferde, um ihn näher zu sehn, kletterten hinten auf den Tritt, auf die Decke, hingen sich an den Seitenschlag, um ihn zu grüßen, ihm die Hand zu drücken. Man erzählte scherzweise, er habe sich einen falschen Arm und ausgestopften Handschuh machen lassen, und diese dem anstürmenden Volke dargeboten, denn seine ächten Glieder würden es nicht ausgehalten haben. Am 9. Juni fuhr Blücher vor dem Admiralitätshause vor, um für den ersten Lord der Admiralität, Lord Melville, eine Besuchskarte abzugeben. Das Geschrei und Getümmel des Volks verrieth aber den Lords seine Anwesenheit, und sie kamen sämmtlich an seinen Kutschenschlag, um ihn zur Besichtigung des In-

nern einzuladen. Ihm gefielen die mancherlei Einrichtungen, die er sich erklären ließ, insbesondre die des Telegraphen. Seine Rückfahrt war ein abermaliger Triumphzug. Zu dem Obersten Lowe, der ihn als Dollmetscher begleitete, sagte er überwältigt von der Fülle der Eindrücke: „Nein, eine Stadt wie London giebt es in der Welt weiter nicht!“ Am Abend erwartete man die fremden Gäste in der Oper, weßhalb der Saal mit Zuschauern überfüllt war. Doch die Herrscher kamen nicht, dagegen erschien in der Mitte des zweiten Aufzugs Blücher, und führte die Herzogin von York. Kaum wurde man seiner ansichtig, so erschallte die lauteste Begrüßung, die Oper wurde unterbrochen, er mußte vortreten, und wurde mit Jubelruf und Beifallklatschen überhäuft, wofür er sehr dft und freundlich dankte. Am 10. waren die fremden Herrschaften von dem Prinz-Regenten nach Ascott eingeladen, einem Pferdewettrennen beizuwohnen, zu welchem die Blüthe der feinen und großen Welt von London sich eingefunden hatte. Die Fürsten mischten sich unter die ungeheure Zuschauermenge, die sie mit Begeisterung aufnahm. Bald aber verlangten von allen Seiten tausend Stimmen nach Blücher und Platoff, der Prinz-Regent trat vor, und erklärte sehr artig, sie wären noch nicht angekommen.

kommen. Als sie endlich nach schon begonnenem Wettrennen erschienen, stieg der Jubel so außerordentlich, daß er fast unverhältnißmäßig dünken konnte, und deßhalb am folgenden Tage von einigen Tagesblättern getadelt wurde. Beim Nachhausefahren wollte das Volk sich wieder vor Blüchers Wagen spannen, und konnte nur durch die stärksten Vorstellungen endlich davon abgehalten werden. Am 11. zur Aufführung der Oper Aristodemo, da die Herrscher zum erstenmale im Theater von Coventgarden erschienen, hatte das Volk schon früh die Wachen überwältigt, die Thüren erbrochen, und sich der meisten Plätze bemächtigt; Blücher kam in einen Ueberrock gehüllt gegen 11. Uhr abends in eine untere Loge, wurde aber am Schnurrbart und Ausdruck des Gesichts bald erkannt, und der Lärm: „Blücher ist da, der alte Blücher!" und: „Wo ist er? Blücher hervor!" unterbrach die Vorstellung. Er mußte sich entschließen den Ueberrock abzulegen, trat in Uniform und im Schmucke seiner Orden hervor, und empfing auch hier die rauschenden Huldigungen, deren, neben den höchsten Personen, nur er in so hohem Maße würdig schien. In solchem Treiben verging ein Tag wie der andre, kein Nachlaß, keine Abkühlung zeigte sich in dem unaufhörlich erneuerten Taumel. Es gehörte

zum guten Ton, sagen zu können, man habe dem alten Blücher, dem Attaman Platoff, die Hand geschüttelt. Im Hyde-Park wurde Blücher einmal so gedrängt, daß er vom Pferde steigen und sich in den Garten von Kensington zurückziehn mußte. Am 13. war eine Wasserfahrt auf der Themse nach Woolwich, wo das große Arsenal mit allen seinen Anstalten, ein neues Linienschiff, der Nelson, von 120. Kanonen, in Augenschein genommen, und darauf große Prachtversuche mit Congreve'schen Raketen und anderen Geschützwerken angestellt wurden. Am 14. ging die Fahrt nach Oxford, um des eignen Anblicks einer englischen Universität zu genießen, und daselbst neue Würden zu empfangen. Denn nach einem jubelvollen Einzuge wurden am folgenden Tage der Kaiser von Rußland und der König von Preußen feierlich zu Doktoren des bürgerlichen Rechts ernannt, und wohnten dann nebst dem Prinz-Regenten, der diese Würde schon früher empfangen, in Doktormänteln der weiteren Feierlichkeit bei, in welcher auch Wellington zum Doktor der Rechte, und Blücher, der Fürst von Metternich und der Graf von Lieven, zu Ehrenmitgliedern der Fakultät erhoben wurden. Bei den Namen Wellington und Blücher erhoben die Studenten ein so ungeheures Freudengeschrei,

daß die ganze Stadt davon ertönte. Blücher aber, als er hörte, daß er Doktor werden sollte, fand die Sache sehr spaßhaft, und sagte mit wackerem Scherze: „Nu, wenn ich Doktor werden soll, so müssen sie den Gneisenau wenigstens zum Apotheker machen, denn wir zwei gehören einmal zusammen!“ Auf dem Stadthause wurde ihm später das Bürgerrecht der Stadt in einer goldenen Kapsel überreicht. Auch hier war Blücher der Held und Abgott des Volkes, und hatte von dessen Zudrange viel auszustehen; manche rauhe, doch biedre Hand wollte durch den stärksten Druck ihm die herzlichste Liebe kund thun. So laut ertönte sein Lob, heißt es in den Berichten, daß jedes Ohr, welches nicht an den Donner der Kanonen gewöhnt war, davon betäubt werden mußte. „Ich muß über mich selbst wachen, sagte Blücher, daß ich nicht zum Thoren werde.“ Schon morgens früh wollte man ihn sehn, wie er am Ende seines Bettes saß, und im Morgenanzuge seine lange Pfeife rauchte; er trat öfters an's Fenster, und verbeugte sich gegen die lärmenden Zuschauer. Auch die Universität Cambridge verlieh ihm darauf die Doktorwürde. Am 16. kehrte die Gesellschaft von Oxford nach London zurück, wo alles in stürmischer Bewegung war, als sei es die erste Ankunft. Feste folgten auf

Feste. Am 17. ein groſses Gastmahl des Handelsstandes der City, am 18. ein Banket von der Stadt London auf Guildhall veranstaltet, am 20. eine Heerschau im Hyde-Park, darauf eine Sitzung im Oberhause, und dann ein Fest in White's Klub, am 21. eine Versammlung der Gesellschaft zur Unterstützung der durch den Krieg in Bedrängniß gerathenen Deutschen in London-Tavern unter Vorsitz von Wilberforce, dazwischen eine Menge Gastmahle, Besuche und Feierlichkeiten aller Art, gaben eine Fülle von Eindrücken, eine Bewegung des Lebens, wie nur England auf dem Gipfel seiner Macht und seines Reichthums, in seiner groſsartigen Oeffentlichkeit sie darzubieten vermag. Von Blüchers Aufenthalt in England werden noch folgende Züge erzählt. Als er eines Tages von einem Gastmahl aus der Freimaurer-Tavern zurückkam, fand er sein Vorzimmer mit Damen angefüllt, die ihn sehn wollten, und war sogleich von ihnen umringt. Um sich des Besuches zu entledigen, wählte er endlich diese List, er umarmte die nächststehenden, in der Hoffnung, die andern würden dann schon flüchten. Aber im Gegentheil! jetzt drängten sie nur heftiger auf ihn ein, und keine wollte solchen Ehrenvorzug, den alten Blücher umarmt zu haben, den andern überlassen. Zu-

gleich bemächtigten sie sich seines Federbusches, der, sogleich in kleinste Stücke zerpflückt, kaum der Menge schöner Hände, die nach solchem Andenken strebten, genügen konnte. Am andern Morgen fand sich wiederum zu Blüchers Lever ein Gedränge der feinsten Damen in seinem Vorzimmer, die sämmtlich ihn zu umarmen verlangten. Mit guter Art ergab er sich in die Belästigung, klagte aber nachher ungehalten, seine jungen Offiziere zögen ihm dergleichen zu, diese reizten erst die Damen beiseit auf, und zuletzt müsse dann er alter Mann herhalten und vor den Riß treten! Indeß erwies er sich fortdauernd gefällig und nachgiebig. Von der Verzweiflung der Mistriß Sheridan, den großen Blücher nicht zu sehn, da Krankheit sie schon seit sechs Monaten zu Hause festhielt, wurde ihm so viel erzählt, daß er ihr von freien Stücken einen Besuch machte. Am 21. in London-Tavern, dem Tage der Abreise nach Portsmouth, dankte Blücher der brittischen Hülfsgesellschaft im Namen seiner deutschen Landsleute mit herzlicher Rede, in der er unter andern sagte: „Hätte ich nicht Weib noch Kinder, so würde ich dies glückliche Land nie wieder verlassen. Unter einem Volke zu leben, das durch seine Verfassung so groß vor allen andern dasteht, das sich in allem so sehr auszeichnet, und

seinen Reichthum auf so edle, und anderwärts unbekannte, großherzige Weise anwendet, muß zugleich beruhigend und erhebend sein. Ich kann keine Wörte finden, die Gefühle meines dankbaren Herzens für all die Liebe auszusprechen, die ich erfuhr; doch wenn Sie Ihre Hände auf mein Herz legen wollten, würden Sie fühlen, wie mächtig es für Sie schlägt. Ich kann nichts mehr sagen, ich wünsche nur, daß Sie in ewigem Frieden alle Segnungen genießen mögen, die Sie so reichlich verdienen." Noch am 21. reiste Blücher im Gefolge der Herrscher nach Portsmouth ab, wo die Auftritte von London und Oxford in der freudetrunkenen Volksmenge sich wiederholten; man rechnete, daß über 300,000. Fremde herbeigeströmt waren. Blücher wurde so vom Volke umdrängt, daß das ihm vom Prinz-Regenten verliehene Bild auf seiner Brust in Stücken brach. „Hurrah Blücher, Blücher!" scholl es von allen Seiten. „Show me the conqueror of the tyrant!" riefen Schaaren Volks vor seiner Wohnung, und „come forward Blucher!" bis er sich am Fenster zeigte, wo er einen Becher auf das Wohl der Anwesenden leerte, die darauf mit tausendstimmigem Hurrah antworteten. Als er ausfuhr, setzten und hingen sich ein Dutzend Matro-

sen überall an den Wagen fest, und zwei derselben tanzten oben auf der Decke herum, indem sie die Hüte schwenkten und jubelten. Das Schauspiel einer großen Kriegsflotte, die in See ihre Bewegungen machte, beschloß würdig die Reihe der Eindrücke, welche Großbritannien so groß als eigenthümlich den Besuchenden gewährt hatte. Nach einigen kleineren Ausflügen kehrten der Kaiser von Rußland und der König von Preußen am 26. und 28. von Dover nach Calais auf das Festland zurück. Bei Blüchers Abfahrt spannte sich das Volk wieder vor seinen Wagen, und fuhr ihn weit vor die Stadt hinaus; er kam von Portsmouth, wo er mit dem Herzoge von Weimar noch zuletzt bei dem Herzoge von Clarence geblieben, dem Wunsche des Prinz-Regenten zufolge den 27. nochmals nach London, wo auf's neue derselbe Tumult ihn begrüßte. Als er in Pall-Mall Arm in Arm mit Wellington spazieren ging, konnten beide im Volksgedränge kaum von der Stelle kommen. Er wohnte hier noch mehreren Festen zu Ehren Wellingtons bei, unter andern auch dem Pitts-Klub, wo er eine kräftige deutsche Rede hielt, die der Herzog von Cambridge in's Englische verdollmetschte. Der Prinz-Regent hatte durch seinen Hofmahler Lawrence schon früher das Bildniß Blü-

chers mahlen lassen; tausende der verschiedensten Abbildungen gingen in ganz England umher. Zum Abschiede beschenkte der Prinz-Regent „seinen Freund" noch mit einer prächtigen Jagdflinte, und entließ den alten Helden mit herzlichen Segenswünschen. Am 11. Juli mittags reiste Blücher von London ab, und traf abends in Dover ein, wo er im Schifferhause abstieg. Gegen 9. Uhr, ehe er den Gasthof verließ, um an Bord zu gehn, trat er an das Fenster, begrüßte die ihn mit tausendfachem Jubel empfangende Volksmenge, und trank ein Glas Wein auf das Wohlsein der englischen Nation; das Beifallrufen und Händeklatschen stieg aufs höchste. Als er sich nach dem Ufer begab, mußte er rechts und links immerfort den ihn gedrängt Umwogenden die Hände reichen. Endlich bestieg er das Boot, und gelangte zu dem Schiffe Jason, das die Anker lichtete, und ihn mit günstigem Winde von dannen führte. Von den Anhöhen des Ufers wurde die Abfahrt durch den Donner des aufgepflanzten Geschützes und durch das langnachhallende Hurrahgeschrei des Volkes noch weithin begleitet, und den Schiffenden die Theilnahme Englands nachgerufen.

Die Art, wie Blücher in England war gefeiert worden, konnte sich so nirgends wiederholen,

am wenigsten im Vaterlande, wo keine Hauptstadt mit einer Million Einwohner die Reichthümer ganzer Welttheile und die Oeffentlichkeitserziehung von Jahrhunderten in sich schließt. Die entschiedene Freiwilligkeit adelt dort Gebräuche, die auf dem Festlande noch nicht ohne niedrige Beimischung bestehn könnten. Gehörte jedoch England dazu, beinahe fünf Wochen hindurch ein ununterbrochenes Fest solcher Volksbegeisterung aufzustellen, so war hinwieder auch Blücher dazu vonnöthen, solchem Feste ein Gegenstand zu sein. Seine Thaten, sein Karakter, sein Aussehen, waren von der Art, die unmittelbar in das Volk eindringt, und aus demselben wiederstrahlt. Und hier kommt noch insbesondre Blüchers Alter in Betracht, das zweiundsiebenzigjährige, dem wieder alle Theilnahme gewidmet, und keine aufgeschoben werden darf! Der Jüngling Bonaparte, der Mann Wellington, mußten in allem Volkstaumel, den sie, nach gleichen Siegeszügen rückkehrend, in ihrer Heimath weckten, doch diesen Antheil missen. Blüchers Erscheinung aber regte allenthalben grade diesen auf. Einem solchen grauen Haupte durfte sich jede Würde und jede Anmuth beugen. Und in der That glich seine ganze Heimkehr überall einem fortwährenden Triumphzuge, dem jeder Stand und jedes Geschlecht zu

huldigen beeifert war, wo nicht Blüchers unvermuthete Ankunft und schnelles Forteilen die Erwartung absichtlich täuschten. Er nahm seinen Weg durch die Niederlande; begleitet von den beiden Adjutanten, dem Major Grafen von Nostiz und dem Major von Strantz, kam er den 15. Juli nach Lüttich, verweilte aber nicht, sondern setzte seine Reise eilig fort nach dem Rhein. In der Grafschaft Mark vermochte er sich dem Zudrange des Volkes nicht mehr zu entziehen, die Menge strömte auf seinen Wegen zusammen, und jauchzte dem Sieger und Befreier Dank und Heil. Mit Begeisterung wurde er in Pyrmont aufgenommen, wo er am 19. eintraf, und vielfaches Andenken wiederfand. Seine Ankunft in Braunschweig am 23. setzte die ganze Stadt in stürmische Bewegung; der Gasthof, wo er abgestiegen, die nächsten Straßen, alles füllte sich von Menschen. Man setzte von außen Feuerleitern an, um den Helden in seinen Zimmern sehn zu können. Als Blücher sich zum Frühstück setzte, heißt es in den Berichten, kam der Herzog von Braunschweig an, und nachdem beide sich umarmt hatten, erzählte Blücher seine Schicksale in London, und versicherte, daß er lieber noch einen Feldzug mitmachen, als auf solche Art wieder nach London gehen wollte. Er begab

ſich alsdann nach Wansleben bei Magdeburg, um, wie er ſagte, bei ſeiner Tochter, der Gräfin von Aſſeburg, einige Zeit zu verweilen, da der König ihm die Gnade erzeigt habe, ihn ferneren Dienſtes zu überheben, damit er ſeine noch übrige Lebenszeit in Ruhe genießen könne. Indeß traf er doch ſchon am 29. Juli in Berlin ein. Das Volk drängte ſich ihm auch hier jauchzend entgegen, ſammelte ſich vor ſeiner Wohnung, begleitete ſchaarenweiſe ſeine Schritte, und bezeigte ihm auf alle Weiſe die freudigſte Theilnahme. Gleich am 30. morgens brachten ihm die Abgeordneten der Stadtobrigkeit, mit dem Oberbürgermeiſter Büſching als Sprecher an ihrer Spitze, zu ſo vielen Großthaten und Erfolgen den Glückwunſch und Dank der Bürgerſchaft; Blücher antwortete unter lebhafter Anerkennung der ihm dargebrachten Geſinnung, er habe nichts als ſeine Schuldigkeit gethan, und der Erfolg der Anſtrengungen ſei, nächſt dem Beiſtande des Himmels, der unerſchütterlichen Tapferkeit und der Ausdauer ſämmtlicher Truppen beizumeſſen. Noch denſelben Vormittag ritt Blücher einem Regimente märkiſcher Landwehr, die aus dem Felde zurückkehrte, entgegen, und nahm Theil an der Feſtlichkeit, welche dieſen Truppen bereitet war. Am 31. wurden auf gleiche Weiſe 7. ruſſiſche Gre-

nadierregimenter eingeholt, und als Blücher zu der für dieſe Gelegenheit gewählten Aufführung abends zum erſtenmal im Schauſpiel erſchien, wurde er mit ſtürmiſchem, oft wiederholten Jubelruf empfangen, darauf, als er nach Hauſe zurückgekehrt war, durch einen von Fackeln und Muſik begleiteten feierlichen Aufzug überraſcht, in welchem die Stadtobrigkeit ihm ein rauſchendes Lebehoch darbrachte, von einer unzählbaren Volksmenge tauſendſtimmig vervielfacht und unabläſſig wiederholt. Auch bei der ferneren Einholung zurückkehrender Truppen durfte er niemals fehlen. Alle Körperſchaften wetteiferten, ihn durch Gaſtmahle, Feſtlichkeiten und Huldigungen zu ehren. Zu beſonderer Auszeichnung wurde er, wie früher zu Oxford, nun auch zu Berlin am 3. Auguſt von der Univerſität zum Doktor der Philoſophie gemacht; mit ihm der Fürſt von Hardenberg und die Generale Grafen von York, Bülow, Gneiſenau, Kleiſt und Tauenzien. Ein großes Gaſtmahl gaben ihm die zu Berlin anweſenden Ständevertreter, merkwürdig durch den Trinkſpruch, welchen er bei dieſer Gelegenheit ausbrachte: „Der glücklichen Verbindung des Krieger- und des Bürgerſtandes vermittelſt der Landwehr!“

Aber die Hauptfeier in Berlin fand auch für

Blücher bei der Rückkehr des Königs Statt, für welche die Bürgerschaft die würdigsten und großartigsten Zubereitungen getroffen hatte. Der König, welcher zum 7. August erwartet wurde, traf unverhofft schon am 5. ein, ließ sogleich die Minister und obersten Behörden der Hauptstadt zu sich berufen, und äußerte ihnen, „daß er absichtlich früher, als man ihn erwartet, nach Berlin gekommen, weil er gehört, welche Anstalten zu seinem feierlichen Empfange getroffen worden; das preußische Volk und die Hauptstadt hätten in den letzten Jahren durch große Anstrengungen und Opfer, durch Ausdauer, Entbehrung, und freudige Erfüllung schwerer Pflichten ihm Beweise der Liebe und treuen Anhänglichkeit gegeben, welche seinem Herzen weit wohlthuender als jedes andre Zeichen derselben wären, und wofür er seinem guten Volke auch in diesem Augenblicke mit Rührung danke; alle Feierlichkeiten, die mit Glanz und Siegesgepränge verbunden wären, müsse er von sich ablehnen, weil die Annahme von Huldigungen dieser Art außer seinem Karakter und seinen Grundsätzen lägen, worüber seine Unterthanen seine Gesinnungen ja mehrmals kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hätten; wenn dagegen das dankbare Vaterland dem Heere und seinen ruhmvollen Füh-

rern durch die vorbereitete Feier einen Beweis der Anerkennung dessen, was sie geleistet, geben wolle, so würde er gern der erste sein, der sich an dies gerechte und die Nation ehrende Gefühl anschließe, und in dieser Voraussetzung wolle er nicht allein die getroffenen Einleitungen, mit einigen Abänderungen genehmigen, sondern, er beabsichtige selbst, diejenigen Befehlshaber der Heertheile, welche sich eben in Berlin befänden, vor allem den würdigen Feldmarschall Fürsten Blücher, an seiner Seite zu versammeln, und mit ihnen die Königlichen Garden, welche in diesem Augenblick als würdige Stellvertreter aller ihrer Waffenbrüder, gleichsam als Abgeordnete des gesammten Heeres angesehen werden möchten, in die Hauptstadt einzuführen." Dieser Einzug wurde auf den 7. August festgesetzt, und durch die gelungenste Anordnung kunstreichen Gebildes verherrlichet. Von dem Brandenburger Thore, auf dessen säulengetragenem Gipfel die vom Feinde vor acht Jahren nach Paris entführte, jetzt von den Preußen wiedereroberte und im Triumphe heimgebrachte Victoria unter zeltartiger Verhüllung wiederaufgestellt war, erstreckte sich über den Mittelweg der damals noch sechsfachen Lindenreihe und über die nachfolgenden Plätze und Brücken bis zum Schlosse eine 2500. Schritt lange und 34. Fuß

breite Siegesbahn, geschmückt auf beiden Seiten abwechselnd von 15. zu 15. Fuß mit Kandelabern und Festfahnen, welche durch Gewinde von Tannenzweigen und Moos verbunden waren. Noch außerhalb des Brandenburger Thors bildete den Eingang dieser Siegesbahn ein Halbkreis von 10. Säulen dorischer Ordnung, Siegesgöttinnen tragend, durch Adler, Siegesschilder, auf welchen die Namen von 16. Schlachten prangten, durch Fahnen und Kandelaber großartig verziert, und untereinander so wie mit dem Thore durch doppelte Laubgehänge schön verbunden. Zwei mächtige Trophäensäulen ragten bei der Brücke am Opernhause zu beiden Seiten der Siegesbahn mit erbeuteten Waffen und Fahnen empor. Den Beschluß machte im Lustgarten ein Siegesaltar, der auf großem Unterbau über 16. in Regenbogenfarben gehaltenen Stufen bis zu einer Höhe von 75. Fuß emporstieg. Als der König aus Charlottenburg auf dem Rundplatze bei Bellevue im Thiergarten anlangte, und sich an die Spitze der zum Einzuge gestellten Truppen setzte, wurde unter tausendfach bewillkommendem Hurrah die Umhüllung der Victoria auf dem Brandenburger Thore weggezogen, und das langvermißte Denkmal stand nun den Augen des Volks und des Heeres wieder offen da, neuge-

schmückt durch eine Panierstange mit dem eisernen Kreuz in einem Eichenkranz und darüber schwebendem gekrönten Adler. Bei dem Einzuge selbst ritt Blücher nebst den Generalen Grafen von Bülow und Tauenzien nächst den Königlichen Prinzen unmittelbar mit dem Könige. Das Volk jauchzte mit unaufhörlichem Freudengeschrei den Einziehenden entgegen. Seinem Jubel wurde durch den Willen des Königs vor Allen Blücher dargeboten, der König wiederholte mehrmals laut und öffentlich die für den alten Feldherrn in diesem Sinne schmeichelhaftesten Aeußerungen. Auf dem im Lustgarten errichteten Altar wurde unter freiem Himmel ein feierlicher Gottesdienst gehalten, und unter Kanonendonner und Glockengeläute ein Tedeum gesungen. Zum Beschlusse der übrigen Festlichkeiten des Tages war am Abend die ganze Stadt prachtvoll erleuchtet; unter dem rauschenden Zuruf des Volkes ritt der König, begleitet von Blücher und andern Generalen, durch die menschenerfüllten, in tausendfältigem Licht und Glanz geschmückten Straßen.

Das Einrücken der heimziehenden russischen Fußgarde gab zu neuen Festlichkeiten Anlaß. Wir erwähnen hier besonders des Festes am 15. August, bei welchem an der Königlichen Tafel merkwürdige Reden vorkamen. Schon waren mehrere

rere Trinksprüche ausgebracht worden, als Blücher sich erhob, die mächtige Beihülfe rühmte, welche die tapferen russischen Heere in dem harten Kampfe geleistet, hierauf erklärte, wie er der Kriegserfahrenheit und dem Muthe der russischen Heerführer und der sämmtlichen Offiziere dieses öffentliche dankbare Anerkenntniß schuldig zu sein glaube, deßhalb den Wunsch für deren stetes Wohlergehn auszubringen sich gedrungen fühle, und endlich namens des preußischen Heeres hier die ausdrückliche Versicherung hinzufügte, daß wenn, trotz allem Anschein eines dauerhaften Friedens, die Ruhe des Vaterlandes je von neuem bedroht werden sollte, das Heer, mit gleicher Hingebung als jetzt, bereit sei, für König und Vaterland auch den letzten Blutstropfen zu verspritzen. Nachdem auf die Gesundheit der russischen Generale und sämmtlicher Offiziere getrunken worden, bat Blücher um Erlaubniß, die Gesundheit des Fürsten Staatskanzlers ausbringen zu dürfen, der dadurch, daß er das Zutrauen Seiner Majestät und der Nation verdient und erlangt, so wie durch den Geist, welchen er den Verwaltungsbehörden einzuflößen gewußt, jene innige Verbindung der Nation zu einem Ganzen bewirkt habe, durch welche allein es möglich gewesen sei, in der Lage, in welcher das Vaterland sich

befunden, das zu leisten, was wirklich geleistet worden, diesem von Seiner Durchlaucht hervorgebrachten Geiste sei es beizumessen, daß man im preußischen Staate jetzt nicht wisse, wo der Kriegerstand aufhöre, und der Bürgerstand anfange; diese glückliche Verschmelzung sei ein karakteristisches Denkmal der gegenwärtigen Epoche; er wünsche, daß jene Verschmelzung unauflöslich bleibe, und versichere dem Fürsten die Anerkennung davon und die achtungsvolle Ergebenheit des gesammten Heeres. Der Fürst von Hardenberg erwiederte diese unvermuthete Anrede durch edle, gerührte Worte, die sein Verdienst auf die Ausführung der Befehle des Königs bezogen, und seinen Dank und sein Bestreben aussprachen, sein noch übriges Leben und alle seine Kräfte dem Dienste des besten Königs und dem Wohle des Staates darzubieten. — Die Gelegenheit, Reden zu halten, ergriff Blücher mit aller Vorliebe, welche die Leichtigkeit des Hervorbringens und die Entschiedenheit des Erfolges einem Talente zuwenden. Das seinige war durchaus volksmäßig; unvorbereitet ermangelte er nie des Stoffes, der schicklichen Wendung, des treffenden Wortes; die Natürlichkeit seines Vortrages, die treuherzige Meinung, die daraus hervorleuchtete, führten ihn über alle Klippen mancher breiten

Redensarten und schwerfälligen Worte glücklich hinweg, und nie verfehlte er eines starken Eindrucks. In der Freimaurerloge zu den drei Weltkugeln wurde ihm den 21. August ein großes Bewillkommungsfest gegeben, und in dieser, wie in andern Versammlungen dieser Brüderschaft, welchen er fleißig beiwohnte, hielt er ausführliche Vorträge. So wies er in einer langen Rede unter andern auf die Männer hin, welche ihm thätig vorgearbeitet und geholfen, und deren Verdienst er sich nicht anmaßen dürfe; nach dem Lobe seines Waffengefährten und Freundes Gneisenau ging er auf das des zu früh verschiedenen Scharnhorst über, und schloß mit der ergreifenden Anrede an diesen selbst: „Bist du gegenwärtig, Geist meines Freundes, mein Scharnhorst, dann sei du selber Zeuge, daß ich ohne dich nichts würde vollbracht haben!" Noch häufiger nahm Blücher an den Gastmahlen der alten Börsenhalle Theil, die in demselben Hause, das einst der Feldmarschall Derfflinger erbaut und bewohnt hatte, Statt fanden, und zeigte auch hier in mancherlei merkwürdigen Vorträgen seine Rednergabe. In dieser Versammlung war ihm besonders wohl und behaglich, er führte gewissermaßen den Vorsitz, und wenn er auch zuweilen bei der Tafel entschlummerte, so wußte er aufwachend ohne

Verlegenheit die Gesellschaft durch eine Anrede heiter und schicklich zu entschädigen. Seine Leutseligkeit setzte ihn mit jedermann in unmittelbares Verhältniß, frei war er selbst mit den Höchsten, so durfte es auch der Geringste mit ihm sein. Schon sein Aussehn flößte Zutrauen ein; er ging anspruchslos im schlichten blauen Bürgerrock umher, nur den schwarzen Adlerorden und das eiserne Kreuz pflegte er auch auf diesem zu tragen. Seine Pfeife rauchend mischte er sich harmlos in jede Gruppe, nahm an jedem Vorfalle Theil, sprach mit Soldaten und Bürgern auf der Straße, nach seinem und ihrem Belieben. In gleicher Art setzte er sich zum Kartenspiel, in welchem er bald seine regelmäßige Parthie machte, bald außergewöhnlich sein Glück in Wagnissen versuchte. Zwischen alle diese friedlichen und anmuthigen Vorgänge drängten sich indeß von Zeit zu Zeit mancherlei Aufwallungen heftiger Mißlaune, sei es, daß allgemeine Verhältnisse oder auch persönliche Einzelheiten seine Unzufriedenheit weckten. Die Ausbrüche seines Unmuths ergossen sich dann häufig in den bittersten, gewaltigsten Redensarten, die jedes Maß und jede Rücksicht außer Acht setzten. Hierin ließen sein Alter und seine ganze Lebensstellung ihm vieles nachsehn, obgleich beide seinem tobenden Schel-

ten auch oft eine unverhältnißmäßige Bedeutung sowohl für Einzelne als im Allgemeinen gaben, die in manchem Betrachte nicht ohne Verdruß und Aergerniß blieb.

Zum Ausgange des Sommers machte Blücher eine Reise nach Schlesien, und wurde in Breslau wie an allen andern Orten, die er besuchte, mit glänzenden Ehren aufgenommen. Als er nach fünf Wochen, gegen die Mitte des Oktobers, wieder nach Berlin zurückkam, war der Kongreß von Wien, wo die Ergebnisse des geführten Krieges ihrer bestimmteren Gestaltung harrten, der Gegenstand allgemeiner Spannung. Dieser Kongreß, der einer ausführlichen, nach Sachen und Personen genauen, Schilderung noch vorbehalten ist, vermochte bekanntlich den Widerstreit der Ansprüche, die sich kund gaben, nur unvollkommen zu lösen. Früh schon ließ der Gang der Verhandlungen die Eiferer wenig hoffen, welche in dem Friedensgeschäfte die Mittel und die Kraft eines Feldzugs wiederfinden wollten; später gab die Wendung der Dinge allerdings manche Beeinträchtigung der Ansprüche zu befürchten, welche Preußen gerechterweise zu machen hatte. Der Friede von Paris war bitter getadelt worden, er lasse den Franzosen zu viel Land und Macht, er gebe den erkämpften Vortheil wie-

der aus Händen; jetzt schien die Sprache und Einwirkung Frankreichs auf dem Kongresse jenen Vorwurf zu bestätigen. „Wir halten nur Rasttag," pflegte Blücher zu sagen, einen Bruch mit Frankreich als unvermeidlich voraussehend; er meinte, die Franzosen seien in Bezug auf das Ausland insgesammt Bonapartisten, und traute den neuen Verhältnissen nicht. In Berlin, entrückt dem Schauplatze des Handelns und seiner Bedingungen, trieben die Stimmführer der preußischen Meinung, die sich oft auch als deutsche geltend machte, ihre Anforderungen, was zu erlangen und zu leisten sei, rücksichtslos in's Ungemessene; in Wien hatte die preußische Staatsführung, den geprüften Händen des Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg und des Staatsministers Freiherrn von Humboldt vertraut, alle Bedingungen einer der verwickeltsten Lagen und das Gewicht der Verhältnisse von ganz Europa zu berücksichtigen; dieser Gegensatz, durch keine Verständigung im Augenblicke selbst aufzuheben, wurde der Grund zu vielfachen Mißurtheilen und Verstimmungen, die bei der langen Dauer des Kongresses immer schärfer hervortraten. Sowohl aus eigner Ansicht, als auch aus solcher, die ihm geliehen wurde, war Blücher einer der Unzufriedensten. Mit soldatischen Kraftworten äußerte er

sein Mißvergnügen im Allgemeinen, mit schonungsloser Derbheit sprach er seinen Tadel über einzelne Personen aus. Von dieser Zeit an faßte er gegen Hardenberg, den er bisher hoch verehrt hatte, eine Art Groll, der wohl in der Folge zeitenweise beschwichtigt, aber immer gleich wieder bereit war hervorzubrechen, und der manchen Meinungen und Absichten vielleicht erwünscht kam. Sein Toben und Schelten mußte sehr nachtheilig empfunden werden, und der alte Kriegsheld in der Hauptstadt, an der Spitze eines zwar karakterlosen, aber heftigen Oppositionsgeschrei's, dem die in so vielen Verhältnissen bewegte Zeit überflüssige Nahrung lieh, war nicht die angemessenste Erscheinung. Doch er selbst war bei seinen Mißreden im Grunde sonder Arg und völlig planlos, eine Rolle als Staatsmann lag nicht in seinem Wesen. Eine Spielparthie zerstreute leicht wieder die politischen Gedanken. Auch seine körperlichen Leiden, in solchem Alter stets weniger zu bezwingen, störten häufig durch andre Beschwerden die seiner zu großen Muße. Doch ein neues Weltereigniß hob unsern Helden aus allen diesen Mißverhältnissen und Mißbeziehungen plötzlich wieder heraus, und führte ihn noch einmal auf die Bahn, auf welcher ihm in seinem Berufe noch höherer Ruhm zugedacht war.

Die Verhandlungen des Kongresses rangen mühsam unter tausend Schwierigkeiten ihren Weg zu finden, als die Nachricht erscholl, Napoleon habe am 27. Februar die Insel Elba verlassen, und sei mit einer Schaar von Bewaffneten in Frankreich gelandet. Das Unternehmen, welches anfangs nur abentheuerlich schien, wuchs in schneller Entwickelung riesenhaft empor, und nach wenigen Wochen war Napoleon wieder in Paris, über ganz Frankreich auf's neue als Kaiser gebietend. Ihn auf's neue zu bekämpfen war sofort ganz Europa vereint. Die Nachricht von Napoleons Wiederkehr brachte in Berlin den gewaltigsten Eindruck hervor. Blücher war einer der ersten, der sie erfuhr. Am frühen Morgen ging er zu dem großbritannischen Gesandten, trat in dessen Schlafzimmer, und weckte ihn vor seinem Bette stehend mit der Frage: „Haben die Engländer eine Flotte auf dem mittelländischen Meer?" Der Gesandte faßte den Sinn der Frage nicht sogleich, erstaunt vernahm er die Ueberfahrt Napoleons von Elba nach Frankreich, und konnte den Vorwurf, daß die englischen Schiffe die Insel unbewacht gelassen, nicht ablehnen. „Wir müssen wieder von vorn anfangen, sagte Blücher, und daran sind die Engländer schuld!" Damit empfahl er sich. Sogleich

legte er seinen schlichten Bürgerrock wieder ab, und zeigte sich unter den Linden in der Feldmarschallsuniform; das Volk jauchzte ihm Beifall, und freute sich des Zeichens. Viele zweifelten, daß er in seinem Alter, nach so glücklich vollbrachten Thaten und so reich erlangtem Ruhme, diesen nochmals dem ungewissen Spiele des Krieges aussetzen würde; gewiß hätte er ohne Vorwurf sich zurückziehen, und den neuen Kampf jüngeren Generalen, an denen es nicht fehlte, überlassen können; allein solche Bedenklichkeit und Vorsicht waren seiner Seele fern, lieber hätte er allen Ruhm wieder verloren, als auf diese Art bewahrt. Daß er mitkämpfen werde, war ihm vom ersten Augenblick entschieden; mit welcher Befehlsmacht, darüber mußte er die Königliche Verfügung abwarten. An Eifer und Anstalten zum Kriege that Preußen es allen Mächten zuvor; die Zweckmäßigkeit der Maßregeln, die Waffenregsamkeit im Volke, die Schnelligkeit und der Umfang der Rüstungen setzten in Erstaunen; der Kriegsminister General von Boyen zeigte sich als Scharnhorsts würdiger Nachfolger. Die jungen Freiwilligen traten auf's neue in den Kriegsdienst, die Landwehr stellte sich zum Kampfe. Bald empfing Blücher die Ernennung zum Oberbefehlshaber der am Niederrhein aufzustellenden preu-

ßischen Heeresmacht. Gneisenau eilte voraus an den Rhein, um dort die nöthigen Vorkehrungen zu treffen. Wellington begab sich von Wien, wo er sich zum Kongresse eingefunden hatte, nach den Niederlanden, um daselbst ein Heer englischer und verbündeter deutschen Truppen zu befehligen. Demnächst setzten auch Russen, Oesterreicher, Baiern und andre Deutsche sich in eiligste Bewegung nach Frankreichs Gränzen. Am 10. April reiste Blücher von Berlin ab, nachdem abends vorher die sämmtlichen Offiziere der Besatzung, den Prinzen Karl von Mecklenburg-Strelitz an ihrer Spitze, ihm bei Fackelschein, und unter Anstimmung aller Kriegsmusik der Regimenter, ein feierliches Lebehoch gebracht. Folgender Aufruf an das Heer, gegeben aus Berlin am 6. April, ging seiner Ankunft bei den Truppen voraus. „Kammeraden! Seine Majestät der König haben mir wieder den Oberbefehl über die Armee anzuvertrauen geruht. Mit gerührtem Dank weiß ich die mir dadurch zu Theil gewordene Gnade zu erkennen. Ich freue mich, euch wiederzusehn, euch wiederzufinden auf dem Felde der Ehre, zum neuen Kampfe bereit, zu neuen Hoffnungen berechtigt. Noch einmal soll es uns vergönnt sein, für die große Sache, für die allgemeine Ruhe zu kämpfen. Ich wünsche euch Glück.

Die Bahn des Ruhms ist euch wieder eröffnet; die Gelegenheit ist da, den erlangten Waffenruhm durch neue Thaten zu erhöhen. An eure Spitze gestellt bin ich des ehrenvollen Ausgangs, auch des glücklichen, gewiß. Schenkt mir in dem neuen Kampfe das Vertrauen wieder, das ihr im vorigen mir bewiesen habt, und ich bin überzeugt, daß wir die Reihe glänzender Waffenthaten glorreich verlängern werden. Blücher." Ueber Magdeburg und Kassel kam Blücher am 17. April in Köln, und über Aachen am 19. in Lüttich an, wo er sein Hauptquartier nahm. Ueberall waren ihm große Ehren erwiesen worden, überall drängte sich das Volk, den zu sehn, der schon so große Thaten vollbracht hatte, und von dem auch jetzt das Hauptwerk erwartet wurde. Zwischen Rhein, Maas, und Mosel befanden sich zu der Zeit, als Napoleon in Frankreich landete, höchstens 30,000. Preußen, über welche der General Graf Kleist von Nollendorf den Oberbefehl führte; in den Niederlanden lagen etwa 20,000. Engländer und Hannoveraner, deren Anführer der Prinz von Oranien war. Die beiden Befehlshaber verabredeten sogleich ihre Maßregeln für den Fall, daß die Franzosen feindliche Unternehmungen wagten. Nach Maßgabe, daß in Folge der thätigsten Förderung

mehrere Truppen herankamen, wurde der Plan zur Vertheidigung erweitert, und nachdem Wellington in den ersten Tagen des April zu Brüssel eingetroffen war, rückte das, schon auf 50,000. Mann gebrachte, preußische niederrheinische Heer mit der Hauptstärke an die Sambre, in die Gegend von Namur und Charleroy vor. An den Werken der Festungen, sowohl der Niederlande als der preußischen Rheinlande, an Herbeischaffung des Geschützes, der Vorräthe an Kriegsbedarf, und der Hülfsmittel aller Art, wurde mit rastloser Thätigkeit gearbeitet.

Inmitten dieser allgemeinen Bestrebungen erhob sich ein Zwischenspiel eigner Art auf einige Tage störend und drohend gegen die preußische Befehlsmacht. Die sächsischen Truppen waren den preußischen verbündet angeschlossen, und erwarteten die Entscheidung, welche der Wiener Kongreß ihrem Vaterlande bringen sollte. Die zögernden Verhandlungen öffneten den hin und her bewegten Gemüthern wieder solche Richtungen, die, wo nicht in den Wünschen, doch in den Hoffnungen der meisten Sachsen schon aufgegeben waren. Die Truppen, welche in der Schlacht von Leipzig nur deutsch hatten sein wollen, wollten jetzt wieder vorzugsweise sächsisch sein, und Napoleons Wiederkunft

mußte jetzt auch diesem Sinne förderlich scheinen, wie einst sein Walten hauptsächlich jenen Sinn hervorgebracht hatte. Inzwischen war auf dem Kongresse, mit Einwilligung des Königs von Sachsen, die Abtretung der Hälfte dieses Landes an Preußen ausgemacht worden, und die kriegerischen Aussichten gegen Frankreich forderten, daß die sächsischen Truppen, abgetheilt nach den neuen Verhältnissen des Landes, ohne Zweideutigkeit verfügbar den allgemeinen Streitkräften angehörten. Gegen Ende des April erhielt Blücher aus Wien den Befehl, die Abtheilung vorzunehmen, und die nunmehr zu Preußen gehörigen Sachsen, doch vorläufig ohne neue Beeidigung und mit Beibehaltung ihres bisherigen Feldzeichens, einem preußischen Heertheile zuzuweisen. Blücher ließ die sächsischen Anführer zusammenberufen, und ihnen durch Gneisenau den empfangenen Befehl mittheilen; sie äußerten Bedenken über diese, wie ihnen schien, zu wenig vorbereitete Maßregel, deren Ausführung Widerstand finden würde. Das Hauptquartier befand sich zu Lüttich inmitten einer sächsischen Besatzung von drei Bataillonen, und keine anderen Truppen waren sogleich zur Hand. Ehe noch eine Anordnung getroffen war, hatte sich das Gerücht der beabsichtigten Theilung unter der sächsischen Mann-

schaft verbreitet; es entstanden heftige Bewegungen, zuletzt ein völliger Aufstand gegen die preußischen Befehlshaber. Ein Auflauf sächsischer Grenadiere unter Gneisenau's Fenstern machte den Anfang dieser beklagenswerthen Auftritte, welche den 1. und 2. Mai erfüllten. Preußische Generale und Offiziere wurden beleidigt, die größten Drohungen und Schmähungen gegen sie ausgestoßen. Die sächsischen Offiziere hielten sich zurück, oder wurden nicht gehört, und so entflammte sich die aus aller Ordnung aufgelöste Menge durch ihr eignes Toben zu immer größerer Wuth. Ein stärkerer Auflauf vor Blüchers Wohnung drohte diese zu stürmen, man rief dem alten Feldherrn die schändlichsten Schimpfworte zu, und warf mit Steinen und Koth in seine Fenster. Zum Glück hatten die Soldaten sich ohne Waffen zusammengerottet, und keinem fiel es ein, diese zu holen; auch nahm die diensthuende Wache von 400. Grenadieren an dem Tumulte keinen Antheil. Blücher, in höchstem Unwillen und kühnster Entschlossenheit bei solch nie erlebtem Vorgang, wollte mit dem Säbel in der Faust gegen die wüthende Menge hervorbrechen, und sie durch Ansehn und Streiche auseinander jagen; allein das Wagniß, welches der Feldherr gegen empörte Truppen seines eignen Volkes meist mit Glück bestehen

mag, darf schwerlich gegen Fremde gelingen, und fast mit Gewalt mußte Blüchers nächste Umgebung ihn von einem Schritte zurückhalten, der sein Untergang werden konnte. Angemessenerem Rathe folgend verließ er durch unbewachten Weg und Ausgang die Stadt Lüttich, und begab sich mit seinem Gefolge auf ein etwa zwei Meilen entferntes Dorf, wo er in einem Bauerhause Quartier nahm. Von hieraus ertheilte er Befehl, die Sachsen sollten von Lüttich abziehen, und zwar das Bataillon Garde in der Richtung auf Namur, die beiden Bataillons Grenadiere in der entgegengesetzten auf Aachen. Die Truppen, von ihren Offizieren befehligt, rückten aus, all.in besorgt, man wolle sie nur trennen, kehrten die beiden nach Aachen bestimmten Bataillons wieder um, und nahmen gleichfalls die Richtung nach Namur. Der Zustand des Ungehorsams dauerte bis zum 6. Mai. An diesem Tage wurden die drei Bataillons, welche schon wegen der Verpflegung nicht ganz beisammen geblieben, einzeln von preußischer Truppenmacht aller Waffen umzingelt, ihnen keine Wahl gelassen, als zusammengeschossen zu werden, oder das Gewehr zu strecken. Sie wählten das letztere. Der zehnte Mann sollte erschossen werden, weil niemand die eigentlichen Anstifter des Aufruhrs, mit deren

Strafe dem Gesetze genügt gewesen wäre, nennen wollte. Endlich wurden sie dennoch genannt, sieben Grenadiere, und diese dann erschossen; die andern wurden in die Gegend von Aachen zurückgeschickt; dasselbe geschah mit den übrigen Sachsen, die zwar am Aufruhr keinen Theil genommen, aber gefährliche Neigung dazu verriethen, und mancherlei Unordnungen begingen, sie wurden entwaffnet und über den Rhein zurückgebracht. Die ganze Begebenheit, so glücklich im Beginne schon gedämpft, hatte in dem Augenblicke selbst eine Bedeutung, die zu jeder Strenge auffordern mußte. Die Bewegung schien einem großen Zusammenhange von Umtrieben anzugehören, welche man von Napoleons Anhängern gleichzeitig in den Niederlanden, in der Schweiz, in Italien, in den Ländern des Rheinbundes, in Sachsen selbst, und bis in Polen, angelegt oder gefördert glaubte, und für welche der Gährungsstoffe wie der Werkzeuge genug vorhanden waren. Nicht zu berechnen wäre gewesen, was diese Meuterei für Folgen gehabt hätte, wenn sie im Augenblicke des beginnenden Krieges, oder nach einem ersten ungünstigen Gefecht ausgebrochen wäre; der Verlust einer Anzahl kriegsfertiger Mitstreiter mußte gegen solchen Fall jetzt nur ein geringes und leicht zu verschmerzendes Uebel dünken.

Doch

Doch auch dieses blieb nicht einzeln, sondern wirkte noch im preußischen Heere selbst als Anlaß neuer Mißhelligkeiten nach. Der General von Borstell, Anführer des zweiten preußischen Heertheils, hatte von Blücher den Auftrag erhalten, der ein edles Kriegerherz wohl schmerzlich aufregen durfte, den Auftrag, die Fahne der sächsischen Garde zu verbrennen; er versagte die Ausführung, versagte dieselbe einem wiederholten gemessenen Befehl, und wurde als des Ungehorsams schuldig seiner Anführerschaft entsetzt und vor ein Kriegsgericht gestellt. Seine Befehlshaberstelle erhielt der General von Pirch I. Das Kriegsgericht mußte späterhin gegen den General von Borstell, nach dem Buchstaben des Gesetzes, die Verurtheilung aussprechen, doch einem Vergehn, wegen dessen selbst Blücher in der Folge von Frankfurt am Main fürbittend schrieb, erließ die Gnade des Königs gern und alsbald jede Strafe.

Nachdem so diese Wogen der Unruhe und Störung noch glücklich gestillt und abgelenkt worden, hatte sich verdoppelte Aufmerksamkeit sogleich wieder auf die Angelegenheiten von Frankreich hinzuwenden. Die Unvermeidlichkeit des Krieges war entschieden. Mit allen Hülfsmitteln seiner vervielfachten Thätigkeit hatte Napoleon in kürzester Frist

sein Reich neu gegründet, und dasselbe in kriegerische Verfassung gebracht. Der neue Antrieb, den er dem französischen Volk allgemein zu den Waffen gab, schien um so furchtbarer, als in demselben nicht bloß die frühere Kriegsgewalt des Kaisers, sondern auch die Kraft volksthümlicher Richtung sichtbar war, zu deren Bedingungen er nach seiner Rückkehr sich hatte bequemen müssen. Sein Maifeld, wo er die neuen Grundlagen seiner weiteren Regierung vortragen und annehmen ließ, schwächte zwar diese Richtung wieder, aber immer blieb der geweckten Kraft noch genug in seinen Händen, um damit gewaltige Schläge thun zu können. Wenn er noch zögerte, so geschah es nicht, weil er noch Frieden hoffte, sondern nur, um seine Rüstungen zu vollenden; doch war vorauszusehn, daß er schwerlich warten würde, bis die Heeresmacht von ganz Europa erst zusammenstünde. Gegen die Niederlande richtete er seine meisten Truppen, dort wurden die größten Anstrengungen zum Angriff wie zur Vertheidigung vorbereitet. Blücher und Wellington standen mit ihren Heeren auf den vorgerücktesten Posten, dem ganzen Anfall der Feindesmacht zuerst und allein ausgesetzt; ihm zuvorzukommen, den Krieg durch rasches Eindringen in Frankreich selbst zu beginnen, fand in den eig-

nen Umſtänden manchen Einſpruch; die Rüſtungen waren noch unvollendet, die wenigſten Truppentheile vollzählig, manche noch weit zurück, man ließ die zwiſchen der Elbe und dem Rhein im Anzuge begriffenen Preußen ſchleunigſt auf Wagen herbeiführen. Im Anfange des Juni ſtand das preußiſche niederrheiniſche Heer 117,000. Mann ſtark unter Blücher ſchlagfertig an der Sambre und Maas. Der erſte Heertheil, unter dem General von Zieten, war bei Charleroy aufgeſtellt; der zweite, in Abweſenheit Borſtells durch den General von Pirch befehligt, bei Namur; der dritte, unter dem General von Thielmann, bei Ciney; und der vierte, unter dem General Grafen Bülow von Dennewitz, bei Lüttich. Jeder Heertheil beſtand aus vier Brigaden Fußvolk, in jeder zwei Linienregimenter — ein altes und ein neuerrichtetes — und ein Landwehrregiment verbunden, mit verhältnißmäßiger Reiterei und Geſchütz. Geſondert von dieſem Heere ſammelte Kleiſt von Nollendorf an der Moſel die nach und nach eintreffenden Truppen mehrerer deutſchen Staaten. Wellingtons Heer, ungefähr 100,000. Mann ſtark, von welchen jedoch ein großer Theil rückwärts bis zur Seeküſte zerſtreut war, hielt rechts von Blücher eine Vertheidigungslinie von Nivelles, Mons und Ath beſetzt, das Hauptquartier war in Brüſſel. Den

Kern dieſes Heeres bildeten die engliſchen Truppen, mit Reiterei und Geſchütz reich und trefflich verſehn; an ſie ſchloſſen die Niederländer, und beſonders zahlreich die Hannoveraner und Braunſchweiger, nebſt andren deutſchen Truppen ſich an. Engländer, Niederländer und Deutſche waren in den verſchiedenen Heertheilen abſichtlich gemiſcht; den erſten, bei Nivelles, befehligte der Prinz von Oranien; den zweiten, bei Ath, Lord Hill; den dritten Wellington ſelbſt in Brüſſel, die Reiterei insbeſondre der Graf von Urbridge bei Grammont. Die ſämmtlichen Truppen, ſowohl des engliſchen als des preußiſchen Heeres, lagen in ausgedehnten Quartieren, weil die Verpflegsanſtalten in den Niederlanden keine engere Zuſammenziehung geſtatteten, und obwohl die Feldherren dieſen Nachtheil ernſtlich zur Sprache brachten, ſo blieb doch der Uebelſtand unabgeändert. An der Spitze dieſer ſo vertheilten Streitkräfte harrten Blücher und Wellington, bis das ruſſiſche Heer, unter Barclay-de-Tolly, am Mittelrhein, und das öſterreichiſche, unter Schwarzenberg, am Oberrhein angelangt ſein würde; ſie hofften, am 1. Juli die Feindſeligkeiten zu eröffnen, im Fall Napoleon ſeinerſeits ihnen bis dahin Zeit gönnte. Für den Fall, daß ſie ſelbſt ange-

griffen würden, hatten sie sich wechselseitig die schnellste Unterstützung zugesagt.

Unterdeß hatte Napoleon seine Hauptmacht in dem Nordheere fast 130,000. Mann stark vereinigt, und nachdem er durch das Maifeld mit dem französischen Volke sich neu verbündet zu haben glaubte, säumte er nicht länger, eilte zu dem zwischen Valenciennes und Lille aufgestellten Heere, rückte am 14. Juni nach Maubenge, und drang am 15. sogleich mit aller Macht gegen Thuin und Charleroy an die Sambre vor. Der Adjutant Napoleons, General Gourgaud, giebt in seinem Berichte von diesen Kriegsbegebenheiten die Gründe an, durch welche Napoleon bewogen wurde, seinen Angriff zuerst gegen die Preußen zu wenden; ihn leitete dabei, zufolge jener Aussage, hauptsächlich die Kenntniß, die er von dem Karakter der beiden ihm gegenüberstehenden Feldherren zu haben meinte; Blücher würde in seiner thätigen und entschlossenen Weise, so urtheilte er, dem angegriffenen Wellington zu Hülfe eilen, und wenn ihm auch nur zwei Bataillone zu Gebote stünden, Wellington dagegen, bedächtig und ordnungsmäßig, werde, bevor er nicht sein ganzes Heer vereinigt habe, dem angegriffenen Blücher keine Hülfe bringen, und dieser könne bis dahin einzeln geschlagen werden.

Der Erfolg zeigte zwiefach, wie richtig Napoleons Voraussetzung war, nur diesmal, durch seinen besonderen Unstern, für ihn fruchtlos. Auf die Nachricht von Napoleons Anrücken, welche Blücher in Namur empfing, machte er noch in der Nacht zum 15. schleunig Anstalt, sein Heer näher zusammen zu ziehen; Pirch erhielt Befehl, nach Sombref zu rücken, Thielmann nach Namur. Bülow sollte von Lüttich nach Hanut vorgehn, dagegen der erste Heertheil unter Zieten sich von der Sambre langsam nach Fleurus zurückziehen. Der Feind griff aber mit solcher Macht und Heftigkeit an, daß Zieten, um seine gleichsam überfallenen Truppen nicht verwirren zu lassen, und um den andern Heertheilen Zeit zu gewinnen, sich dem Kampfe stellen, und in scharfem Gefecht gegen die Uebermacht ansehnlichen Verlust leiden mußte; nachdem er die Uebergänge über die Sambre bei Marchiennes und Charleroy eine Zeitlang hartnäckig vertheidigt, dann bei Gosselies und Gilly bis zum Abend tapfer gefochten, kam er in der Nacht bei Fleurus an, während Pirch und Thielmann spät bei Sombref eintrafen. Blücher verlegte sein Hauptquartier von Namur nach Sombref, und besichtigte am 16. in aller Frühe die Gegend, in welcher er dem immer stärker heranziehenden Feinde nun eine

Schlacht zu liefern gesonnen war, sofern Wellington an derselben würde Theil nehmen wollen. Dieser hatte auf die erste Nachricht von dem Anrücken des französischen Heeres, wegen deren Unbestimmtheit, noch keine Maßregeln treffen können; die zweite empfing er am 15. nachmittags, sie meldete den gegen Zieten erfolgten Angriff, und sogleich gab er Befehl, daß alle Truppen an ihre verschiedenen Sammelorte zusammenrücken und fernerer Verfügung gewärtig sein sollten. Noch war ungewiß, ob nicht ein großer Theil der französischen Heeresmacht, vielleicht die Hauptstärke unter Napoleon selbst, in der Richtung von Mons vorrücke; erst als hierüber die beruhigende Meldung des Generals von Dörnberg eingetroffen war, konnte Wellington sein Augenmerk nun ungetheilt auf die feindlichen Bewegungen an der Sambre richten, und ertheilte nun seinen Truppen ungesäumt weiteren Befehl. Die vervielfachten Gerüchte von dem Anrücken Napoleons, durch den fernen Kanonendonner beglaubigt, setzten inzwischen die Stadt Brüssel in unruhige Verwirrung; es fehlte nicht an Vermuthungen, daß mancherlei Einverständnisse, durch Napoleons Anhänger in den Niederlanden thätig angezettelt, zu gefährlichem Ausbruche gefördert werden könnten. Um die mannigfachen Be-

sorgnisse zu zerstreuen, und die Gemüther durch den Eindruck seiner persönlichen Haltung zu beruhigen, besuchte Wellington, nach ausgefertigten Befehlen und getroffenen Anordnungen, noch am selben Abend einen glänzenden Ball, welchen die Herzogin von Richmond grade für diesen Tag veranstaltet hatte; sein Erscheinen, in Begleitung eines zahlreichen Generalstabs, in heitrer, muthiger Fassung, flößte Zutrauen und Sicherheit ein. Hier empfing er um Mitternacht eine dritte Botschaft, sie berichtete, der Feind habe den Uebergang über die Sambre bei Marchiennes, Charleroy, und darauf auch bei Chatelet, erzwungen, den Heertheil von Zieten hinter Fleurus zurückgedrängt, sogar schon einen Posten des Prinzen von Oranien bei Frasnes angegriffen, werfe sich aber mit ganzer Macht auf das preußische Heer; Blücher fügte die dringende Aufforderung hinzu, ihn für die nahen Ereignisse nicht ohne Unterstützung zu lassen. Nunmehr war die Absicht des Feindes hinreichend aufgeklärt, und Wellington gab die nöthigen Befehle zum eiligen Aufbruche der Truppen, und darauf am 16. vormittags ritt er selbst in die Gegend von Quatre-Bras, um den Stand der Dinge zu betrachten. Gegen Mittag traf er bei der Windmühle von Bussy, auf der Höhe zwischen Ligny

und Bry, mit Blücher zusammen. Man bemerkte die prunklose Einfachheit, welche die beiden Feldherren in ihrem Aeußern, jeder nach seiner nationalen Weise, verschieden darzeigten. Blücher trug einen geringen Kriegsrock mit rothem Kragen, einen alten Säbel, eine Mütze; Wellington war in blauem Ueberrock und weißen Unterkleidern, mit weißer Halsbinde, ein englischer Gentleman, der Degen an der Seite und der kleine dreieckige Hut gaben den Kriegsmann zu erkennen, und die vierfache Kokarde deutete auf die vierfache, von England, Spanien, Portugal und Niederland ihm zugetheilte Feldmarschallswürde. Er verkündete, sein Heer werde sofort beisammen sein, und um 2. Uhr könne Blücher davon 20,000. Mann zur Verfügung haben. Sein Erbieten, das Heer über Frasnes vorwärts auf Gosselies zusammenzuziehen, und dem Feinde, während derselbe Blüchern angriffe, von dort in die linke Seite und in den Rücken zu fallen, schien Einigen das Angemessenste, was Feldherrneinsicht unter dieser Umständen wählen konnte, Andern jedoch bedenklich, da bei der Ungewißheit, ob alles in berechneten Fristen eintreffen würde, Napoleon Zeit behalten möchte, durch seine Uebermacht das preußische Heer zu erdrücken. Es wurde für zuverlässiger erachtet, daß Wellington seine

Truppen auf der Straße von Quatre-Bras heranziehen ließe. Dieser willigte nachgiebig in den gemachten Vorschlag. Nachdem er selbst das Anrücken einer bedeutenden feindlichen Macht gegen die Preußen wahrgenommen, und nochmals seine Unterstützung zugesagt, welche, da es inzwischen später geworden, nach Gneisenau's Versicherung auch um 4. Uhr noch zeitig genug eintreffen würde, beschloß Blücher die Schlacht anzunehmen, und Wellington ritt nach Quatre-Bras zurück, wo er gegen 3. Uhr eintraf, und gleich darauf seine Truppen bei Frasnes angegriffen sah.

Um dieselbe Zeit, während der Marschall Ney mit zwei Heertheilen über Frasnes gegen Wellingtons Vortruppen auf Quatre-Bras andrang, rückte von Fleurus her Napoleons Hauptmacht, 75,000. Mann stark, in zwei Heerzügen auf die Stellung der Preußen zum Angriff an. Diese erstreckte sich, auf vortheilhaften Höhen hinter dem Bache Ligne, mit dem rechten Flügel, wo Zieten stand, über Bry hinaus; mit dem linken, unter Thielmann, nach dem Point-du-Jour und Tongrines; die Mitte, unter Pirch, rückwärts zwischen Sombref und Bry; die vorliegenden Dörfer St. Amand, Ligny und Tongrines waren, erstere durch Zieten, letzteres durch Thielmann, stark besetzt. Die Gesammtstärke war

etwa 84,000. Mann, und dieſe ſchienen übergenug den Kampf hinzuhalten, bis die Verſtärkungen, die preußiſchen ſowohl als die engliſchen, herankämen. Mit großem Ungeſtüm drang der dritte franzöſiſche Heertheil unter dem General Vandamme in das Dorf St. Amand ein, und bemächtigte ſich des Theils davon, der auf der rechten Seite des Baches Ligne liegt, daſſelbe geſchah durch den vierten Heertheil unter dem General Gerard in dem Dorfe Ligny; die Tapferkeit der Preußen wandte alles an, um den Theil von St. Amand, der auf der linken Seite des Baches liegt, zu behaupten; als gleichwohl der Feind über den Bach drang, und die Uferhöhe, ſo wie einen Theil des jenſeitigen Dorfes wegnahm, und ſchon gegen Bry vorrückte, nahm Blücher zwei Brigaden, trat ſelbſt an die Spitze eines Bataillons, und warf den Feind wieder zurück, ohne jedoch weiter dringen zu können, da immer friſche franzöſiſche Truppen in's Gefecht rückten. Ein Verſuch, welchen Blücher mit einer Brigade rechtsher gegen St. Amand unternehmen ließ, führte zu einem langwierigen Gefecht ohne Folge. Die ganze Linie hinab war bald alles im Gefecht, um Ligny wurde hartnäckig geſtritten, große Maſſen Fußvolk und 200. Kanonen von beiden Seiten rangen hier um den Preis des Tages, Blücher ſelbſt befeuerte

die Truppen durch seine Gegenwart. „Kinder, vorwärts! wir müssen was gethan haben, eh die Engländer kommen!“ rief er den Stürmenden zu. Aber der Kampf stand hartnäckig, die Franzosen waren nicht zum Weichen zu bringen, sie führten stets frische Truppen heran. Weniger heftig war der Streit auf dem linken Flügel unter Thielmann, doch hielt diesen der Marschall Grouchy, mit dem französischen rechten Flügel gegen Tongrines und Sombref vordringend, genug beschäftigt. Mittlerweile wurde es 7. Uhr, und weder Wellingtons Hülfe, noch der sehnlichst erwartete preußische vierte Heertheil zeigte sich. An Bülow hatte Blücher vom Schlachtfeld aus den erneuten Befehl gesandt, mit aller Eile heranzurücken, an Wellington wurden Offiziere abgeschickt, ihn von dem Gange der Schlacht zu benachrichtigen. Dieser, selbst nunmehr im Gefecht mit bedeutender Feindesmacht, gab von der Aenderung, welche dadurch den beabsichtigten Bewegungen geboten werden, frühzeitige Nachricht, und schon um 6. Uhr wußte man, daß auf seine Hülfe nicht mehr gerechnet werden durfte. Napoleon, der bisher seinen Hauptangriff gegen St. Amand auf den rechten Flügel der Preußen gerichtet hatte, um sie bei ihrer Niederlage desto mehr von Wellington

abzuschneiden, war unterdeß zweifelhaft geworden, ob die Unterstützung, welche der Marschall Ney zu diesem Angriffe senden sollte, noch zu rechter Zeit eintreffen würde. Er änderte deßhalb sein Vorhaben, ließ im Angriffe gegen St. Amand nach, und unternahm, die Mitte der Preußen bei Ligny zu durchbrechen. Die Erscheinung einer Truppenmacht, die etwa 20,000. Mann stark gegen den linken Flügel anrückte, und von Vandamme als eine feindliche gemeldet wurde, gab indeß neue Ungewißheit; erst nach einer Stunde klärte sich auf, daß jene Truppen der erste französische Heertheil unter dem General Drouet seien, Ney's Befehlführung angehörig, und man weiß nicht, ob auf Napoleons Befehl, oder aus eignem Antriebe Drouets in diese Bewegung gesetzt, die, obgleich verspätet, doch noch immer entscheidend sein konnte. Doch ein Befehl Ney's rief diese Truppen, als sie kaum erschienen waren, wieder zurück, und Napoleon verfolgte nun um so eifriger sein Vorhaben auf Ligny. Dahin wandte er jetzt um 7. Uhr alle seine Kraft, den sechsten Heertheil, der unter dem General Mouton eben ankam, die Garden, die schon bei St. Amand vorgerückt waren. Als hier die Preußen den Feind, der bei der neuen Richtung das preußische Geschützfeuer meiden wollte, rechts und beinahe rückwärts

abziehen sahen, glaubten sie, er beginne den Rückzug nach Fleurus, und Blücher, dieser Meldung vertrauend, ließ die meisten noch verfügbaren Truppen nach St. Amand rücken, um von hier dem abziehenden Feind in der Richtung von Fleurus nachzudringen. Während die Preußen diesem Irrthume folgten, fiel die ganze Gewalt des französischen Angriffs auf Ligny, der Uebergang über den Bach war unterhalb des Dorfes schnell gelungen, eine beträchtliche Truppenstärke, 16. Schwadronen schwerer Reiterei, 2. Bataillons Garde und 10. Kanonen, drang im Rücken der in und bei Ligny noch im heftigen Kampfe begriffenen Preußen gegen die Höhe zwischen Bry und Sombref hinan. Die Truppen, welche hier nöthig gewesen wären, fanden sich nach St. Amand nutzlos entsendet, die Gegend war völlig entblößt, der Zusammenhang der Schlachtordnung bedroht. Blücher sah die Gefahr, und raffte schleunig zusammen, was ihm an Truppen noch übrig war, die vorbehaltene Reiterei des ersten Heertheils war zur Hand, doch schon mannigfach geschwächt und gestört durch die Vorfälle des Tages; ein Uhlanenregiment warf sich muthig dem Feind entgegen, mußte aber an dessen Ueberlegenheit scheitern. Da konnte Blücher nicht länger säumen, er bot sein eignes Haupt dem entschei-

denden Augenblicke dar. Schnell setzte er sich an die Spitze eines neuen Angriffs, und stürmte mit seinen Reitern zum Einhauen auf die feindlichen Kürassiere; doch diese empfingen geschlossen den Anlauf, feuerten ihre Karabiner ab, und als die preußische Reiterei nach bedeutendem Verlust umkehrte, setzten sie ihr heftig nach. Blüchers Pferd, ein Schimmel, den ihm der Prinz-Regent von England geschenkt hatte, war durch einen tödtlichen Schuß in den Leib, das Pferd seines neben ihm reitenden Adjutanten Grafen von Nostitz in den Hals verwundet; als Blücher wahrnahm, daß sein Pferd, nachdem es eine Weile pfeilschnell fortgerannt, zusammenstürzen wollte, rief er, im Bewußtsein der Feindesnähe: „Nostitz, nun bin ich verloren!“ in demselben Augenblicke stürzte das Pferd nieder, und mit ihm Blücher, halb unter demselben betäubt am Wege liegend. Sogleich sprang Nostitz vom Pferde, stellte sich neben den Feldherrn, ließ das wilde Getümmel, erst der Preußen, dann der nachsetzenden Franzosen, vorüberjagen, und hielt sich, um unbeachtet zu bleiben, ruhig und unbeweglich, doch hatte er den Degen gezogen, um keinen Feind ungestraft Hand an den Feldherrn legen zu lassen. Schon war der Abend eingetreten, und ein beginnender Regen ver-

mehrte die Dämmerung. Zum Glück sammelte sich die preußische Reiterei nochmals, und warf die französische wiederum zurück. Zum zweitenmale sprengten, jetzt auf dem Rückwege, die französischen Kürassiere an Blücher vorüber, ohne des Daliegenden zu achten, und die Preußen jagten verfolgend nach. Schnell hielt nunmehr Nostitz die vordersten von diesen an, sie halfen Blücher unter dem todten Pferde hervorziehen, ein Uhlane namens Schneider gab das seinige, sie hoben den Feldherrn hinauf, und kaum war dies geschehn, als die Franzosen in verstärktem Anlauf abermals zurückkehrten, die preußischen Reiter eilig weichen mußten, und Blücher noch eben mit ihnen entkam. Eine Schaar geschlossenen Fußvolks nahm die Flüchtigen auf, und setzte dem Verfolgen ein Ziel. Blüchers Rettung hing an dem Augenblicke, da er durch Nostitz wieder auf's Pferd kam, unmittelbar darauf drang der Feind wieder vor, und blieb im Besitze des Bodens, der ihm einen Augenblick den unschätzbarsten Gewinn, doch glücklicherweise unerkannt und vergebens, getragen hatte! Welch eine Wendung der Dinge, wenn Blücher hier in Gefangenschaft gerathen wäre! An eine Schlacht von Belleallance, wie sie darauf Statt fand, war dann nicht zu denken, in schneller Entwickelung von Folge

zu

zu Folge nahm die allgemeine Zerrüttung überhand, und es ist die Frage, auf welchen Bedingnissen dann eine veränderte Ordnung der Dinge sich erhob? Als Blücher späterhin einmal im Einzelnen überdachte, was ihm persönlich in solchem Falle für ein Loos bevorgestanden hätte, wie er im schmachvollsten Triumphe, dem Volke zur Schau, nach Paris eingeführt worden wäre, schauderte er vor dem Bilde zurück, und rief: „Nostitz, da hätten Sie mir doch wohl eher das Leben genommen, als mich solcher Schmach preisgegeben? Sagen Sie selbst, eh mich die Franzosen fortgeschleppt hätten, was hätten Sie gethan?" — „Was ich gethan hätte, erwiederte Nostitz, das weiß ich nicht, aber ich weiß, was ich in solchem Falle hätte thun sollen." Während dieser Ereignisse war es dunkel geworden, der Feind entwickelte immer neue Streitkräfte, und die Preußen hatten schon ihren letzten Rückhalt im Gefecht. Wellington, selbst angegriffen, wie schon erwähnt, hatte die versprochene Hülfe nicht senden können, auch Bülow mit dem vierten preußischen Heertheile war ausgeblieben; die Schlacht war verloren, die Dörfer St. Amand und Ligny wurden nun dem Feinde ganz überlassen, und der Rückzug angetreten, nicht ohne große Verwirrung und vielfache Bedrängniß, alle Waffengattungen waren

durcheinander gemischt, die Reiterei großentheils aufgelöst, nur einige alte Regimenter Fußvolk hielten bei dem Abzuge vom Schlachtfelde geschlossen dem Feinde Stand, und wiesen seine Reiterangriffe tapfer zurück. Die Dunkelheit der Nacht entzog die Preußen dem Feinde völlig, sie wurden bald nicht weiter verfolgt, ihre hartnäckige Ausdauer in dem wüthenden Kampfe hatte die Anstrengungen der Franzosen erschöpft. Die Schlacht von Ligny war von beiden Seiten mit heftigster Erbitterung und größtem Verluste gefochten worden. Die Preußen verloren an Todten und Verwundeten gegen 12,000. Mann, und ließen 21. Kanonen auf dem Schlachtfelde zurück; der Heertheil von Zieten allein hatte seit der Eröffnung der Feindseligkeiten über 13,000. Mann eingebüßt. Der Verlust der Franzosen war nicht viel geringer, eine ganze Division, die des Generals Girard, war bei St. Amand fast vernichtet worden. Gefangene wurden von keiner Seite gemacht, weder Preußen noch Franzosen wollten Schonung, selbst niedergestreckte Verwundete stritten noch gegeneinander mit ihren letzten Kräften.

Schon bei Zeiten hatte Gneisenau, da Blücher in der Dunkelheit vermißt wurde, für den Rückzug die Richtung nordwärts auf Tilly angege-

ben, und die sämmtlichen Truppen bewegten sich dahin, die meisten noch in der Nacht, der Heertheil von Thielmann erst mit Anbruch des folgenden Tages. Nach kurzer Rast wurde der Rückzug nach Wavre fortgesetzt, wo die Truppen hinter Engwegen ihre Ordnung herstellen, und sich zu neuem Kampfe bereiten konnten. Dieser Rückzug nach Wavre störte alle Berechnungen Napoleons; die Preußen mußten, seiner Erwartung nach, ostwärts gegen Namur zurückgehn, und dadurch ganz von Wellington getrennt werden, so aber kamen sie mit dessen Heer und mit ihrem eignen Heertheile von Bülow nur um so schneller zusammen. In Blüchers Hauptquartiere wurden die erlittenen Nachtheile nicht überschätzt; sie gründeten sich auf keine wesentliche Ueberlegenheit des Gegners, sondern auf Umstände, deren Wirkung nur vorübergehend sein konnte. Das Ausbleiben der von Wellington zugesagten Hülfe erklärte sich durch das Treffen bei Quatre-Bras, wo während der Schlacht von Ligny alles, was von seinen Truppen vereint, und in der Eile noch zusammenzuraffen war, den hartnäckigsten Kampf gegen den Marschall Ney zu bestehn hatte. Mit äußerster Anstrengung und großem Verluste gelang es erst ganz spät, den heftigen Angriff zurückzuschlagen. Die verschiedenen

Truppentheils waren zu weit auseinander verlegt, die Wege schwierig, Wellington hatte die Möglichkeiten nach der Kraft seines Willens überschätzt, erst in der Nacht konnte der größte Theil seiner Truppen ankommen. Bülow hatte durch Mißverständniß und Irrung einen Theil der Zeit verloren, war zu spät von Lüttich aufgebrochen, hatte den entschiedenen Befehl Blüchers erst am 16. vormittags in Hannut vorgefunden, und dann zwar in angestrengter Eile seinen Marsch beschleunigt, konnte aber erst in später Nacht mit ermüdeten Truppen in Gembloux eintreffen, und ihm blieb nur übrig, den bei Ligny geschlagenen Heertheilen, zunächst dem Heertheile von Thielmann, der am 17. morgens über Gembloux zog, in der Richtung nach Wavre sich anzuschließen. Blücher und seine Umgebung nahmen diese Zufälle hin, ohne sich im Ueberblicke des Ganzen dadurch zu verwirren, und er selbst war in seinem unerschrockenen Muthe durch den Verlust der ersten Schlacht und den ihn persönlich betroffenen schweren Sturz im mindesten nicht erschüttert. Sein Denken und Trachten ging sogleich wieder auf den Angriff. Noch in der Nacht, als Gneisenau zu ihm in die Bauerhütte eintrat, wo er unter ringsumher Schlafenden noch wach saß, sagte er scherzend: „Wir haben Schläge ge-

kriegt, wir müſſen es wieder ausbeſſern!" Sein eigner Zuſtand war indeß ſchlimm genug, die Seite war ihm von dem Sturze ſtark zerſchlagen, er litt bedeutende Schmerzen, und konnte ſich nur mit großer Beſchwerlichkeit bewegen. Doch ſein Kopf war friſch und ſein Herz munter, und die Kraft und Thätigkeit ſeiner Umgebungen aufbietend ließ er die kriegeriſchen Angelegenheiten durch ſein perſönliches Gehemmtſein nirgends leiden. Den Bericht an den König ordnete er ſelbſt an. Als er eben damit fertig wurde, wollte ihm der Wundarzt die gequetſchte Seite einreiben. Blücher fragte, was er da habe? Auf die Antwort, es ſeien Spirituoſa, verſetzte er: „Auswendig hilft das nicht viel! Ich will dem Dinge beſſer beikommen!" ließ ſich Champagner bringen, trank dem Kourier zu, und rief ihm nach: „Sagen Sie nur Seiner Majeſtät, ich hätte kalt nachgetrunken, es würde beſſer gehn." Der Verluſt der Schlacht war dem Ausbleiben der Unterſtützungen beizumeſſen; Blücher ſagte dies in ſeinem Tagesbefehl vom 17. dem Heere zum Troſt; aber den Truppen, die im Gefecht geweſen, hatte er manches vorzuwerfen; die Reiterei erhielt den Vorwurf, nicht überall mit gehöriger Kühnheit ausgehalten zu haben, und die Mahnung, dieſen Fehl baldigſt vor dem Feinde wieder gut zu ma-

chen; dem Geschütz wurde die Weisung ertheilt, mit mehr Entschlossenheit an den Feind heranzufahren, und ihm ausdauernder entgegenzuwirken; nur das altpreußische Fußvolk empfing Lob; am Schlusse hieß es: „Ich werde euch wieder vorwärts gegen den Feind führen, wir werden ihn schlagen, denn wir müssen.“ Die Truppen waren nicht das alte schlesische Heer, viele neuerrichtete, zum Theil aus erst erworbenen Ländern, waren den alten beigemischt; die Eile der Rüstungen, die Schnelligkeit der Bewegungen hatte nicht gestattet, sie durch gleichmäßige Kriegszucht zu verschmelzen; der aufregende Geist selbst, in welchem die Eiferer diesen Krieg geführt sehn wollten, führte manche Verwilderung herbei; selbst gegen absichtlichen Verrath mußte man auf seiner Hut sein; noch vor der Entscheidung der Schlacht hatten einzelne Haufen Feldflüchtiger sich rückwärts im Lande verbreitet, und die voreilige Nachricht einer gänzlichen Niederlage ausgesprengt; Blücher drohte streng solchen Unwürdigen, die noch im Heere sein könnten, die schimpflichste Züchtigung. Sein muthiger Sinn aber ging durch seine kernhaften Worte, durch sein trotziges Schelten und Mahnen, heilsam wirkend auf die Truppen über.

Wellington hatte zum 17. früh sein Heer bei Quatre-Bras zusammengezogen, und dachte den Feind diesen Tag in Gemeinschaft mit Blücher anzugreifen, von dessen Rückzug er noch nichts erfahren hatte; seine Offiziere, die seine Vorschläge deßhalb an Blücher bringen sollten, fanden auf der Straße von Quatre-Bras nach Sombref den Feind, und erfuhren, daß ein Adjutant Blüchers in der Nacht auf dieser Straße getödtet worden war. Nach zufällig erlangter Gewißheit über den Ausgang der Schlacht von Ligny und den Rückzug Blüchers nach Wavre, sah Wellington sich bei Quatre-Bras dem Angriffe der gesammten Macht Napoleons ausgesetzt, und beschloß daher gleichfalls abzuziehen, um wieder mit Blücher näher zusammenzustehn; ob dieser in der nächsten Zeit im Stande sein würde, eine zweite Schlacht zu liefern, war völlig ungewiß. Im Verneinungsfalle wurde ein weiterer Rückzug gegen Antwerpen nöthig, und Brüssel mußte dem Feinde überlassen werden. Jedoch schon um 9. Uhr morgens empfing Wellington von Blücher aus Wavre eine Botschaft, worin derselbe zum neuen Angriffe nur so viel Zeit verlangte, als nöthig sei, seinen Truppen Patronen und Lebensmittel auszutheilen. Hierauf zog Wellington im Laufe des Tages in die Stellung von

Mont-St. Jean zurück, vorwärts von Brüssel, von dieser Stadt nur durch den Wald von Soignes getrennt. Hier wollte Wellington das Heer Napoleons zur Schlacht erwarten, so ließ er Blüchern wissen, im Fall dieser versprechen könnte, mit zwei preußischen Heertheilen zur Unterstützung einzutreffen; Blücher antwortete, nicht mit zweien Heertheilen nur, sondern mit seinem ganzen Heere werde er am 18. über St. Lambert heranrücken, um an diesem Tage den Angriff Napoleons mitzubestehn, oder denselben am folgenden Tage mit Wellington vereint selbst anzugreifen. Daß Wellington anfänglich den Vorschlag gemacht habe, die Preußen sollten hinter seinem Heere weg sich auf die Straße von Nivelles ziehen, und den rechten Flügel der Schlachtordnung bilden, gradeso wie dies ehemals der Kronprinz von Schweden in den Tagen vor der Schlacht von Leipzig verlangt hatte, ist völlig ungegründet; seinem Sinne lag es fern, dem Mitkämpfer das Schwierigere oder Gefährlichere aufbürden zu wollen, seine feldherrliche Gesinnung war vielmehr zu jeder Verläugnung und Aufopferung bereit; hierin wetteiferte mit ihm Blücher, der gleichfalls willig jedes Schwerste auf sich nahm, und nur einzig sorgte, die Schlacht möchte verzögert, ein weiterer Rückzug angeordnet werden.

Zwischen den beiden Feldherren wurden die näheren Verabredungen genommen, und demnach alles für den nächsten Tag vorbereitet. Blücher befahl, die Truppen sollten vor ihm in Parade vorbeimarschiren, um Sinn und Gemüth in Uebung strenger Genauigkeit und im Stolze kriegerischer Haltung von den Eindrücken der letzten Unfälle vollends zu reinigen.

Napoleon hatte am 17. früh das Schlachtfeld von Ligny beritten, und nachdem er in Erwartung näherer Angaben, welche seinen Entschluß bedingen möchten, lange gezögert, gegen Mittag den Marschall Grouchy mit den Heertheilen von Vandamme und Gerard und der Reiterei der Generale Pajol und Excelmans, zusammen über 32,000. Mann, von Ligny zur Verfolgung der Preußen abgesendet, und wandte sich dann mit seiner Hauptstärke links nach Quatre-Bras, um nun auch die Engländer heftig anzugreifen. Diese hatten bloß eine starke Nachhut dem Marschall Ney gegenüber zurückgelassen, die den Feind verzögerte, doch ohne den Angriff selbst abzuwarten, sondern in der Richtung von Brüssel abzog. Dahin folgte Napoleon mit allen seinen Truppen voll Eifer und mit größter Anstrengung. Es hatte die Nacht geregnet, und regnete immerfort, der Boden

war bald völlig durchweicht, die schwarze Erde löste sich in zähe Flüssigkeit auf, und mit unsäglichen Beschwerden kam das Heer, auf der schlammigen Straße, und in den alsbald unter den Hufen der Pferde grundlos gewordenen Getraidefeldern, nur langsam fort. Bei Genappe hielt die englische Reiterei ernstlich Stand, und setzte erst nach hitzigem Gefecht ihren Rückzug fort. Erst am Abend gelangte der französische Vortrab an die englische Stellung von Mont-St. Jean, die sogleich, aber vergeblich, angegriffen wurde. Die Nacht brach herein, und machte dem Gefecht ein Ende. Furchtbare Regengüsse strömten diese Nacht vom Himmel; die Truppen litten unbeschreiblich, die Tritte versanken im Koth, Geschütz und Wagen schienen kaum fortzubringen. Am folgenden Morgen, den 18. Juni, waren die Franzosen sehr überrascht, den Feind, welchen sie unter Begünstigung der Nacht über Brüssel hinaus abgezogen glaubten, unverrückt in derselben Stellung, wie am vorigen Abend, vor sich zu finden. Napoleon mußte bald erkennen, daß Wellingtons ganzes Heer auf der Anhöhe von Mont-St. Jean schlagfertig ihm gegenüber hielt. Der rechte Flügel, von Lord Hill befehligt, stand rechts der Straße von Nivelles, und erstreckte sich in der Richtung von

Braine-la-Leud. Die Mitte, unter dem Prinzen von Oranien, hielt die Strecke zwischen den beiden Straßen von Nivelles und von Charleroy, und, vorwärts dieser Stellung, rechts das Vorwerk Hougomont in einem Wäldchen, und links den Meierhof la Haye-sainte besetzt. Der linke Flügel, unter dem General Picton, stand zwischen der Straße von Charleroy und den Dörfern Papelotte und la Haye bis gegen Frichemont. Die Schlachtordnung war in zwei gedrängten Treffen; die Reiterei, als drittes Treffen, stand in der Vertiefung, welche sich hinter der Anhöhe hinzog; Wellington hatte sein Hauptquartier rückwärts in Waterloo, am Ausgange des Waldes von Soignes. Die sämmtlichen Truppen betrugen etwa 68,000. Mann; mit 18,000. Mann stand der Prinz Friedrich der Niederlande bei Hall, um die rechte Flanke des Heeres, welche durch eine Scheinbewegung Napoleons bedroht war, zu decken. Napoleon ordnete sein Heer auf der Anhöhe von Bellealliance zum Angriff. Aber nur mühselig und langsam trafen auf durchweichtem Weg und Feld die Truppen ein; einzelne Regenschauer fielen noch von Zeit zu Zeit, der Boden erschwerte jeden Fortschritt. Erst um Mittag konnte Napoleon den Befehl geben, zum Angriff vorzurücken. Der zweite Heertheil, unter dem Gene-

ral Reille, wandte sich links, der erste, unter dem General Drouet, rechts, von Bellealliance gegen die englische Linie andringend; der sechste, unter dem General Mouton, blieb in der Mitte rückwärts halten, noch weiter zurück die Garde; die Reiterei war auf beiden Seiten vertheilt. Zuerst wurde links das Vorwerk Hougomont heftig angegriffen, aber nicht minder hartnäckig vertheidigt. Nachmittags um 2. Uhr wurde auch der Angriff rechts gegen den Meierhof la Haye-sainte und das Dorf la Haye durch den Marschall Ney mit stärkstem Nachdruck ausgeführt. Auf letzteren Punkt richtete Napoleon den Hauptstoß, weil der linke Flügel Wellingtons der schwächere schien, hier die Verbindung mit den Preußen abzuschneiden war, und auf dieser Seite auch Grouchy's Streitkräfte mitwirken konnten. Das Feuer aus dem Geschütz, aus dem Kleingewehr, die Angriffe mit blanker Waffe, wechselten mit immer neuer Wuth; die Reiterei wogte in stürmenden Angriffen hin und wieder, und zerstörte sich gegenseitig in furchtbarem Gemetzel, ohne irgend einen wesentlichen Erfolg. Dieser Kampf dauerte mehrere Stunden, die Franzosen fochten mit andringender Wuth, die Engländer mit ausdauernder Standhaftigkeit. Endlich wurde der Meierhof la Haye-sainte den Engländern entrissen,

darauf auch das Wäldchen von Hougomont, allein weiter vorzudringen war den Franzosen unmöglich. Wellington, sein Heer mehrmals in Gefahr sehend durchbrochen zu werden, eilte persönlich in das stärkste Feuer, zeigte sich den Truppen, und strengte alle Kräfte an, sich gegen die Uebermacht zu behaupten, bis Blücher mit den Preußen herankäme, und dem Kampf eine entscheidende Wendung gäbe. Er wußte, daß Blücher kommen würde, er wußte ihn im Anzuge, die Vortruppen desselben schon in der Nähe, doch wurde dessen wirkliches Eintreffen auch schon mit jedem Augenblicke nöthiger. Napoleon entwickelte unaufhörlich neue Streitkräfte, sein Geschütz wirkte verheerend, seine Truppen rückten entbrannt zu neuen Angriffen vor; die Kräfte Wellingtons erschöpften sich. Es war hohe Zeit daß Blücher auf dem Kampfplatz erschiene, doch zeigte sich von ihm noch keine Spur, und die Lage der Dinge wurde jeden Augenblick bedenklicher.

Blücher war, seinem Versprechen gemäß, am 18. Juni frühmorgens von Wavre in zwei Heerzügen aufgebrochen; der eine, den Heertheil von Zieten begreifend, zog rechts über Fromant auf Ohain, dem linken Flügel Wellingtons zu; der andre, aus den Heertheilen von Bülow und Pirch bestehend, ging links über Neuf-Cabarets und St.

Lambert dem rechten Flügel Napoleons in Seite und Rücken; der dritte Heertheil, unter Thielmann, sollte bei Wavre stehn bleiben, und nur, wenn dort kein Feind erschiene, den übrigen als Unterstützung nachrücken. Blücher hatte den 17. an den Folgen seines Sturzes im Bette zubringen müssen, und am 18. in der Frühe, als er unmittelbar aus dem Bette wieder auf's Pferd sollte, um mit seinen Truppen zur neuen Schlacht auszurücken, war man für den übelzugerichteten Greis nicht ohne Sorgen; der Wundarzt wollte ihn noch zu guter letzt einreiben, Blücher aber, als er die Anstalten sah, versetzte: „Ach was, noch erst schmieren! Laßt nur sein, ob ich heute balsamirt oder unbalsamirt in die andre Welt gehe, das wird wohl auf Eins herauskommen!" erhob sich, ließ sich ankleiden, und setzte sich wohlgemuth zu Pferde, obgleich ihn bei jeder Bewegung die gequetschten Glieder schmerzten. Als er sah, wie stark es geregnet hatte, und daß es noch immer fortregnen würde, sagte er: „Das sind unsre Alliirten von der Katzbach, da sparen wir dem Könige wieder viel Pulver." Blücher begab sich an die Spitze des Heertheils von Bülow, der voranzog, und zuerst an den Feind kommen mußte. Er that alles, um den Marsch zu beschleunigen; allein schon gleich

anfangs wurde derselbe durch ein zufälliges Hinderniß unerwartet aufgehalten, in Wavre entstand eine Feuersbrunst, welche die Hauptstraße sperrte, und die Truppen zu Umwegen nöthigte, wodurch ein beträchtlicher Zeitverlust entstand. Weiterhin wurde es noch schlimmer, der unaufhörliche Regen hatte den Boden ganz durchweicht, die Bäche geschwellt, jede kleinste Vertiefung mit Wasser gefüllt. Die schmalen Wege durch Wald und Gebüsch nöthigten zu häufigem Abbrechen der Glieder. Das Fußvolk und die Reiterei kamen mit Mühe fort, das Geschütz machte unsägliche Beschwer; der Zug rückte zwar immer vor, aber mit solcher Langsamkeit, daß zu befürchten war, er werde zur Schlacht viel zu spät eintreffen, und weit über den Zeitpunkt hinaus, in welchem er für Wellington noch die versprochene Hülfe sein könne. Offiziere kamen und brachten Nachricht von dem Gange der Schlacht, von Napoleons übermächtigem Andrange, und wie sehr die Ankunft der Preußen ersehnt werde. Blücher, in heftigen Sorgen, sein gegebenes Wort nicht zu lösen, rief sein „Vorwärts, Kinder, vorwärts!" anfeuernd in die Reihen der Truppen, überall fördernd flogen seine Blicke und Worte umher, wo ein Hinderniß entstand, wo eine Stockung sich zeigte, war er sogleich gegenwärtig; doch alle An-

strengung gab noch immer nur geringe Aussicht, zu rechter Zeit anzulangen. Neuerdings trieb er zu verdoppelter Eile an; die Truppen erlagen fast den Mühseligkeiten; aus dem Gemurmel der im Schlamm und durch Pfützen Fortarbeitenden klang es hervor, es ginge nicht, es sei unmöglich. Da redet Blücher mit tiefster Bewegung und Kraft seine Krieger an: „Kinder, wir müssen vorwärts! Es heißt wohl, es geht nicht, aber es muß gehn, ich hab' es ja meinem Bruder Wellington versprochen! Ich hab' es versprochen, hört ihr wohl? ihr wollt doch nicht, daß ich wortbrüchig werden soll?" Und so ging es denn mit allen Waffen unaufhaltsam vorwärts. Es war angenommen, die Preußen würden um 2. Uhr nachmittags zur Schlacht kommen. Aber erst nach 4. Uhr war endlich der schwierige Engweg von St. Lambert, über und durch den Bach von Lasnes, zurückgelegt, und nur zwei Brigaden und die Reiterei von Bülow hatten jenseits ihre verdeckte Aufstellung erreicht, und erwarteten das Herankommen der übrigen. Napoleon indeß war auf seiner fernen Höhe die nahenden Preußen gewahr geworden, hielt sie jedoch für wenig bedeutend, und sandte nur an Grouchy den Befehl, seinen Angriff gegen das preußische Heer, welches er

zu verfolgen beauftragt war, zu verstärken. Blücher aber, die Gefahr Wellingtons erkennend, gab seinerseits, ohne sich lange zu besinnen, den Befehl zum Vorrücken, er glaubte die Wirkung für das Ganze in diesem wichtigen Augenblicke jeder andern Betrachtung vorziehen zu müssen, sein einzelnes Unternehmen konnte scheitern, da nur erst so wenige Truppen heran waren, aber die Schlacht konnte dadurch zum Vortheil entschieden werden; die beiden Brigaden Fußvolk und die Reiterei, unter Anführung des Prinzen Wilhelm von Preußen, drangen demnach ungesäumt zum Angriff gegen das Dorf Frichemont und in den Rücken des französischen rechten Flügels vor; sie zogen sich, nach Maßgabe, daß die übrigen Truppen nachrückten, mehr und mehr links, um das Dorf Plancenois zu gewinnen, welches theilweise erobert wurde, doch in hartnäckigem Kampfe noch lange streitig blieb. Napoleon hatte sofort genauere Kunde von dem Anzuge der Preußen erlangt, doch noch immer nicht von ihrer Macht und Eile; erst als sie auf der Höhe von St. Lambert sichtbar wurden, ließ er gegen sie einige Regimenter seitwärts im Haken aufstellen. Blücher aber gab nun durch frühzeitiges Geschützfeuer dem Heere Wellingtons das Zeichen seiner ersehnten Ankunft, dieser Kanonendonner erweckte

den Engländern frohe Zuversicht, den Franzosen Staunen und Bestürzung. Jetzt schickte Napoleon den sechsten Heertheil, den er bisher noch aus dem Gefechte zurückgehalten, dem Angriffe der Preußen entgegen, und es entstand ein heftiger Kampf, in welchem die beiden Brigaden anfangs gegen die Uebermacht einen harten Stand hatten. Blücher indeß sandte allen Truppentheilen, deren Herankommen er auf alle Weise rastlos beeilte, den Befehl, ihre Richtung gradezu auf die Höhe von Belle-alliance zu nehmen, deren Gebäude über die ganze Gegend sichtbar emporragten; der Bach von Lasnes sollte die Stütze des linken Flügels bleiben. Der Kampf stand in aller Heftigkeit, als Blücher von dem General von Thielmann die Meldung erhielt, der Marschall Grouchy habe ihn bei Wavre mit beträchtlicher Truppenmacht angegriffen, und suche den Uebergang über die Dyle zu erzwingen; wenn dies gelang, so konnte das Heer, im Fall Napoleon die Schlacht behauptete, zwischen zwei Feuer kommen und vernichtet werden. Doch Blücher hatte für die Meldung, der Feind greife ihn im Rücken an, dasselbe Wort wie bei Hainau, vor ihm lag die Entscheidung des Tages und nicht anderswo, sagt der amtliche Bericht; er befahl, alle Truppen sollten im Vorrücken bleiben, erst wenn

Napoleon geschlagen worden, dürften Unterstützungen nach Wavre umkehren, und den Heertheil von Thielmann ließ er wissen, er habe dem Feinde nach Kräften zu widerstehn.

Auf Wellingtons linkem Flügel, wo die Vereinigung der beiden Heere sich bewerkstelligen mußte, drängten sich jetzt die wichtigsten Bezüge des Tages zusammen. Der General von Müffling, der sich preußischerseits im Hauptquartiere Wellingtons befand, und zwischen beiden Heerführungen das Zusammenwirken thätigst förderte, begab sich selbst dahin, wo er schon frühmorgens die Gegend erkundet, und für den preußischen Anmarsch und Angriff die leitenden Angaben, unter Wellingtons voller Zustimmung, an Blücher und Bülow gesandt hatte; er ordnete die Maßregeln zur beschleunigten Annäherung und Einwirkung der Preußen, nach deren Erscheinen vielfach verlangt und gefragt wurde. Doch Wellington selbst, voll unerschütterlichen Vertrauens in Blüchers Wort, ließ in dieser Hinsicht weder Besorgniß noch Ungeduld blicken, und kein Zweifel, keine Frage solcher Art unterbrach die entschlossene Ruhe seiner strengen Fassung. Endlich zeigten sich die ersten Truppen des Heertheils von Zieten, durch wiederholte Botschaften in ihrem Marsche beschleunigt, auf den linken

Flügel Wellingtons von Ohain her im Anrücken. Sogleich brachen nun sechs Regimenter englischer Reiterei, welche bisher auf dem linken Flügel gehalten hatten, zur Unterstützung der hartbedrängten Mitte der englischen Schlachtordnung auf, wo sie im rechten Augenblicke zum erfolgreichen Einhauen anlangten. Inzwischen hatte der Feind seine Stärke gegen Wellingtons linken Flügel beträchtlich vermehrt, und drang nun, nach dem Abrücken jener Reiterei, deren nahe Ersetzung durch die Preußen er noch nicht wahrnehmen konnte, nachdrücklich in den Raum vor, welcher die beiden verbündeten Heere noch trennte; die Franzosen nahmen das Dorf Papelotte wieder, zu gleicher Zeit griffen sie das Dorf Frichemont heftig an, und schoben sich demnach zwischen die Truppen von Bülow und das Heer Wellingtons immer mehr trennend vor. In diesem gefahrvollen Augenblicke, gegen 7. Uhr, treffen die ersten Truppen Zietens, durch Müfflings Angaben förderſamſt geleitet, auf dem Kampfplatz ein, Zieten selbst an der Spitze seiner ersten Brigade, mit der ganzen Reiterei und dem Geschütze seines Heertheils; er erstürmt mit 2. Bataillons das Dorf Papelotte, und bereitet sich zu stärkerem Vordringen. Napoleon jedoch wankt noch immer nicht, er sieht die Truppen Blüchers immer furchtba-

rer auftreten, allein sein hartnäckiger Eifer verzichtet noch nicht auf den Sieg, ein letzter verzweifelter Schlag soll ihn entscheiden. Bereits hatte er die junge Garde nach Plancenois geworfen, um das den Preußen wieder entrissene Dorf zur Sicherheit seiner rechten Flanke festzuhalten, jetzt läßt er die alte Garde, den Kern seiner Truppen, 12. Bataillons, zur Durchbrechung der Schlachtordnung Wellingtons auf deren Mitte im Sturm vorrükken, zusammengedrängt, das Gewehr im Arm, ohne Schuß, unter Anführung des Marschalls Ney, während zugleich die ganze französische Linie überall zum neuen Angriff übergeht. Doch Wellington stellt der vordringenden Garde 6. englische Bataillons in zwei Gliedern aufmarschirt entgegen, deren mörderisches Gewehrfeuer ganze Reihen des dichtgeschaarten Feindes niederstreckt, zugleich richtet alles Geschütz seine Wirkung gegen diese Masse, von allen Seiten wenden sich die Truppen zu diesem Kampfe, dem blutigsten des Tages. Ganze Schaaren werden vernichtet; die große Menge der Verwundeten, welche dem Gefecht entweichen, giebt auf beiden Seiten den Anschein einer Flucht. Die französische Garde, trotz ihres ungeheuren Verlustes, rückt immer vor, ihrem gewaltigen Ungestüm scheint nichts widerstehn zu können, die Engländer

weichen auf mehresen Punkten, ihr Geschütz stellt das Feuern ein. In diesem Drange rückt Zieten über Papelotte hervor, läßt 24. Stücke Geschütz in den Feind schmettern, und führt seinen Hauptangriff im Sturmschritt, unter dem Wirbel aller Trommeln, die Höhe von Bellealliance zur Richtung nehmend, unaufhaltsam vorwärts. Diese Bewegung ist entscheidend, der Feind, auf dem Winkel seiner beiden Kampflinien durchbrochen, beginnt aus beiden zu weichen. Schon aber hat gleichzeitig auch Wellington die Truppen seines weniger bedrängten rechten Flügels nach der Mitte gezogen, seine Reiterei zusammengebracht, und geht nun selbst wieder mit allen Kräften zum entschlossensten Angriff über. Er befiehlt seiner ganzen Schlachtordnung ein allgemeines Vorrücken. Die französische Garde, dem allseitigen Sturm erliegend, geräth in Unordnung und flieht, 4. Bataillons, die am meisten vorgerückt sind, ziehen sich in Vierecken geschlossen nach Bellealliance zurück. Sie kommen aber hier in das Geschützfeuer Bülow's, sie werden von der Reiterei umzingelt, man ruft ihnen zu, sich zu ergeben, aber: „Die Garde stirbt, sie ergiebt sich nicht!" schallt es aus ihrer Mitte; die Meisten fallen; Einige entkommen, gefangen werden nur Wenige. Jetzt kommt auch der zweite preußische

Heertheil, unter Pirch, zur Schlacht, und um halb 8. Uhr erneuert ſich der Kampf bei Plancenois. Noch leiſtet der Feind verzweifelte Gegenwehr, alle drei preußiſche Heertheile ſind im heißeſten Gefecht, aber die Schlacht iſt ſchon gewonnen, der Feind überall im Rückzuge, er kämpft nur noch für ſeine Rettung. Endlich gegen 9. Uhr erobern Pirch und Bülow vereint das Dorf Plancenois, und das Verderben des franzöſiſchen Heeres iſt entſchieden. Der Rückzug artet in wilde Flucht aus, die Truppen aller Waffen, mit Geſchütz und Fuhrwerk untermiſcht, drängen ſich auf der Straße nach Genappe und Charleroy; die Nacht nimmt die Flüchtigen auf. Es war ſchon völlig dunkel, als Blücher und Wellington auf der Höhe von Bellealliance zuſammentrafen, und ſich gegenſeitig als Sieger begrüßten. Dieſe Höhe führte den Namen von der Verbindung zweier ſchönen Brautleute, welche ſich hier niedergelaſſen; Blücher, der ſiegreichen Waffenverbindung zu Ehren, nannte die Schlacht nach dieſem Namen; Wellington nannte ſie, dem eingeführten Gebrauche gemäß, nach dem Hauptquartiere, welches er an dem Tage gehabt, die Schlacht von Waterloo, Napoleon die von Mont-St. Jean; welcher dieſer Namen in der Folge vorherrſchend beſtehen wird, iſt noch die Frage. Wem die Ehre

des Tages vorzugsweise gebühre, darüber ist viel gestritten worden; in Betreff Blüchers dünkt uns der Streit unnütz; wem sie zugesprochen, wie sie vertheilt werden möge, immer wird wahr und fest bestehn, daß Blücher und die Preußen gethan, was hier erzählt worden, und dies kann genügen. Blücher hegte für Wellington von jeher ganz besondere Achtung und Zuneigung, und sein inniges Vertrauen zu demselben hatte weder Groll wegen Ligny, wozu keine Stimme befangenen Unmuths ihn gegen bessere Ueberzeugung aufreizen gekonnt, noch dann Zweifel wegen Bellealliance in seiner Brust aufkommen lassen; ihm fiel auch jetzt nicht ein, mit eifersüchtiger Rechnung das gemeinsame Werk in seinen und seines Waffenbruders Antheil scharfsondernd zu zerlegen. Wellington selbst aber schloß seinen Bericht an den Prinz-Regenten von England mit den so gerechten als edlen Worten der Anerkennung: „Ich würde nicht nach meiner Ueberzeugung sprechen, wenn ich nicht dem Feldmarschall Blücher und dem preußischen Heere das glückliche Ergebniß dieses furchtbaren Tages beimäße, durch den Beistand, welchen sie mit so großer Bereitwilligkeit und so zu rechter mir Zeit geleistet haben."

Die Schlacht war gewonnen, aber die Arbeit noch keineswegs vollendet. Das Heer Wellingtons hatte furchtbar gelitten, die Menschen und Pferde konnten nicht weiter. Die Preußen waren kürzere Zeit im Kampfe gewesen, die Anstrengung des Marsches kam nicht in Anschlag. Von dem Nachdringen beider Heere auf derselben Straße fürchtete man überdies nur Verwirrung; man kam deßhalb überein, Wellington sollte, nach fürerst höchstnöthiger kurzen Rast, über Nivelles und Binch in Frankreich einrücken, während Blücher unmittelbar die Verfolgung Napoleons und seines geschlagenen Heeres übernähme. Also noch in der derselben Nacht ging Blücher sofort nach Genappe, wo sein Vortrab den Feind, der sich anfangs vertheidigen wollte, um 11. Uhr in der Nacht zu weiterer Flucht nöthigte. Der Feind hatte sein meistes Geschütz auf dem Schlachtfelde stehn lassen, das mit seinen Trümmern und Leichen bedeckt war. In Genappe war aufgehäuft, was an Geschütz, Pulverwagen, Gepäck und anderem Fuhrwerk noch gerettet worden; alles fiel hier den Preußen in die Hände, unermeßliche Beute, Napoleons eigne Feldrüstung, sein Silbervorrath, seine Edelsteine, der Wagen selbst, in welchem er gefahren war, und den er beim plötzlichen Geschrei, die Preußen seien da, ohne Hut und De-

gen eiligſt verlaſſen hatte, um ſich aufs Pferd zu werfen. Die Kleinodien, das viele Geld, und anderer Beſitz, verblieb den Soldaten; den Wagen Napoleons, ſeinen Kaiſerlichen Mantel, ſein Fernglas, nahm Blücher an ſich, Hut und Degen und die Ordensſterne Napoleons ſandte er als Siegeszeichen an den König. Die Verfolgung ging unaufhaltſam fort. Wie bei Genappe, ſo auch bei Quatre-Bras und weiterhin bei Frasnes, wurde der Feind noch in derſelben Nacht immer wieder aufgeſtört, wo im Getraide ſich ein Trupp lagern, in Gebäuden und Höfen ſich einrichten wollte, trieb ſchnell wieder der Schall der Flügelhörner und Trommeln, das Feuern aus Flinten und Kanonen ihn auf; der Mond ſchien hell, und begünſtigte die Verfolgung, welche Gneiſenau mit dem Heertheile von Bülow raſtlos betrieb, und an welche, wie Blücher befohlen hatte, der letzte Hauch von Roß und Mann geſetzt wurde. Der Heertheil von Pirch war inzwiſchen beordert, den Truppen unter Grouchy, welche bei Wavre gegen Thielmann gefochten hatten, den Rückzug bei Sombref abzuſchneiden; der Heertheil von Zieten folgte dem von Bülow nach. Blücher ſelbſt blieb die Nacht in Genappe; in dem Zimmer, das ihm angewieſen wurde, lagen ſechs ſchwerverwundete Franzoſen,

die man fortschaffen wollte, doch er litt nicht, daß sie um seinetwillen gestört wurden, sondern ließ ihnen vielmehr alle Hülfe und Linderung zukommen, welche der Zustand gestattete. Noch in der Nacht, während zugleich die Angaben zu dem Bericht an den König gesammelt wurden, ließ Blücher folgenden Aufruf an sein Heer anfertigen: „Brave Offiziers und Soldaten des Heers vom Niederrhein! Ihr habt große Dinge gethan, tapfre Waffengefährten! Zwei Schlachten habt ihr in drei Tagen geliefert, die erste war unglücklich, und dennoch ward euer Muth nicht gebeugt. Mit Mangel hattet ihr zu kämpfen, und ihr trugt ihn mit Ergebung. Ungebeugt durch ein widriges Geschick tratet ihr mit Entschlossenheit, 24. Stunden nach einer verlornen blutigen Schlacht, den Marsch zu einer neuen an, mit Zuversicht zu dem Herrn der Heerschaaren, mit Vertrauen zu euren Führern, mit Trotz gegen eure siegtrunkenen, übermüthigen, eidbrüchigen Feinde, zur Hülfe der tapfern Britten, die mit unübertroffener Tapferkeit einen schweren Kampf fochten. Die Stunde der Entscheidung aber sollte schlagen, und kund thun, wer ferner herrschen solle, ob jener ehrsüchtige Abentheurer, oder friedliche Regierungen. Das Schicksal des Tages schwankte furchtbar, als ihr aus dem euch

verbergenden Walde hervorbrachet grade in den Rücken des Feindes, mit dem Ernſt, der Entſchloſſenheit und dem Selbſtvertrauen geprüfter Soldaten, um Rache zu nehmen für das vor 48. Stunden erlittene Unglück. Da donnertet ihr in des Feindes erſchrockene Reihen hinein, und ſchrittet auf der Bahn des Sieges unaufhaltſam fort. Der Feind in ſeiner Verzweiflung führte nun ſein Geſchütz und ſeine Maſſen gegen euch, aber euer Geſchütz ſchleuderte den Tod in ſeine Reihen, und euer ſtetes Vorſchreiten brachte ihn in Verwirrung, dann zum Weichen, und endlich zur regelloſeſten Flucht. Einige hundert Geſchütze mußte er euch überlaſſen, und ſeine Armee iſt aufgelöſt. Noch weniger Tage Anſtrengung wird ſie vollends vernichten, jene meineidige Armee, die ausgezogen war, um die Welt zu beherrſchen und zu plündern. Alle großen Feldherren haben von jeher gemeint, man könne mit einem geſchlagenen Heere nicht ſogleich darauf wieder eine Schlacht liefern. Ihr habt den Ungrund dieſer Meinung dargethan, und gezeigt, daß tapfere geprüfte Krieger wohl überwunden, aber ihr Muth nicht kann gebeugt werden. Empfangt hiermit meinen Dank, ihr unübertrefflichen Soldaten, ihr meine hochachtbaren Waffengefährten; ihr habt euch einen großen Namen

gemacht. So lange es Geschichte giebt, wird sie eurer gedenken. Auf euch, ihr unerschütterlichen Säulen der preußischen Monarchie, ruhet mit Sicherheit das Glück eures Königs und seines Hauses. Nie wird Preußen untergehn, wenn eure Söhne und Enkel euch gleichen! Genappe, den 19. Juni 1815. Blücher." An Schwarzenberg schrieb er eigenhändig: „Mein Freund! Die schönste Schlacht ist geschlagen, der herrlichste Sieg ist erfochten. Das Detaillirte wird erfolgen. Ich denke, die Bonaparte'sche Geschichte ist nun wohl vorbei. La belle Alliance, den 19. Juni. Ich kann nicht mehr schreiben, denn ich zittre an allen Gliedern; die Anstrengung war zu groß. Blücher." — Am 19. vormittags erhob sich Blücher von seinem Lager, und sah seine nachrückenden Truppen vorüberziehen; jede Abtheilung, so wie sie nahe kam, rief ihm ein siegfreudiges Hurrah, das er mit freundlichem Grüßen erwiederte. Noch den nämlichen Tag zog Blücher nach Gosselies, von wo er den Obersten von Thile mit dem ausführlichen Berichte von den stattgehabten Ereignissen an den König absandte; an die Hauptstadt schickte er die Botschaft seines Sieges durch den Lieutenant Nernst, einen der Freiwilligen von Berlin, der seinem Hauptquartiere zugetheilt war. „Sie haben eine

junge Frau zu Hause, sagte Blücher zu ihm, die wird die Nachricht gern von Ihnen hören!" Am 20. kam das Hauptquartier nach Merbes-le-Chateau, von wo Blücher noch einen Amtsbericht über die Schlachten von Ligny und Bellealliance ausgehen ließ, und am Tage darauf, vor dem Einrücken in Frankreich, folgenden Abschied an die Niederländer in französischer Sprache der Bekanntmachung übergab: „An die braven Belgier. Indem mein Heer den Fuß auf französisches Gebiet setzt, können wir das eure, brave Belgier, nicht verlassen, ohne euch unser Lebewohl zuzurufen, und euch zu danken für die Gastfreundschaft, mit der ihr unsre Soldaten aufgenommen habt. Wir haben eure Tugenden kennen gelernt. Ihr seid ein wackres, treues und edles Volk. Durch Unregelmäßigkeit in der Dienstverwaltung des Proviantwesens seid ihr zum Theil durch mein Heer hart bedrückt worden, und dennoch habt ihr mit Gutmüthigkeit oft das Härteste getragen. Dieser Zustand der Dinge hat mein Mitleid tief erregt, aber es lag außer den Gränzen meiner Macht, eine Abänderung zu bewirken. In der vermeintlichen Stunde der Gefahr waren wir zu eurer Hülfe herbei gerufen und geeilt, und so viel Wochen mußten wir wider unsern Willen bei euch so lange verharren, bis der Kampf begin-

nen sollte, den wir selbst gern früher eröffnet hätten. Unser Aufenthalt hat euch viel gekostet, wir haben aber mit unserem Blute gelöst, was wir an Dank euch schuldig geworden, und eine gerechte Regierung wird dem Einzelnen durch den Beitrag Aller ersetzen, was er durch übermäßige Belastung vor Andern litt. Lebt wohl, brave Belgier! Nimmermehr werden wir eure Gutmüthigkeit und eure gastfreundliche Aufnahme vergessen. Möge der Gott des Friedens euer schönes Land künftighin lange vor dem Ungemach des Krieges schützen, und ihr so glücklich sein, als ihr es verdient. Lebt wohl! Merbes-le-Chateau, am 21. Juni 1815. Der Feldmarschall Fürst Blücher."

Inzwischen setzte Gneisenau voll muthigen Eifers und kriegerischer Thätigkeit die angestrengte Verfolgung fort, durch welche die Niederlage des französischen Heeres vollendet wurde. Die Flüchtigen wurden von jedem Orte, wo sie zu ruhen meinten, oder sich sammeln wollten, durch die nachstürmenden Preußen schnell wieder aufgetrieben, und mit größerem Verlust in vermehrte Verwirrung gestürzt. Erst an der Sambre konnte man dazu gelangen, die Ergebnisse der letzten Schlacht zu überschauen. Das Heer Wellingtons hatte gegen 13,000. Todte und Verwundete, und unter diesen

die angesehensten Befehlshaber. Geringer war an diesem Tage der Verlust der Preußen; obwohl sie dem Feinde den größten bewirkt, hatten sie selbst, begünstigt durch den Stand und die Wendung der Dinge, den kleineren, er betrug 7000. Mann, meistens den Heertheil von Bülow betreffend. Die Franzosen dagegen hatten über 30,000. Todte und Verwundete, 15,000. Gefangene, 300. Kanonen nebst der verhältnißmäßigen Anzahl Pulverwagen, und zahlloses Fuhrwerk mit Gepäck und Kriegsgeräthen aller Art eingebüßt. Was übrig war, floh in aufgelösten Haufen, Napoleon mit ihnen, kaum ein Bataillon war noch beisammen, nur einige Kanonen wurden über die Sambre gerettet; Napoleon dachte anfangs bei Charleroy die Trümmer seines Heeres wieder etwas zu gestalten, erkannte aber die Unmöglichkeit, und gab den verwirrten Massen weit rückwärts die Stadt Laon zum Sammelort; er selbst flüchtete zuerst nach Philippeville, und begab sich von da nach Paris. Auch der Marschall Grouchy mit seinen beiden Heertheilen, noch zurück auf dem linken Ufer der Sambre, schien abgeschnitten und verloren; doch dieser, nachdem er bei Wavre noch am 19. gegen Thielmann im Vortheil, und sogar über die Dyle vorgerückt war, hatte auf die Nachricht von Napoleons

leons verlorener Schlacht den Rückzug auf Namur ungehindert ausgeführt, und daselbst am 20. von den Festungswällen herab den schroffen Angriff des Heertheils von Pirch überlegen abgewiesen. Nachdem hierauf Pirch und Thielmann, der gleichfalls vor Namur gerückt war, den Befehl erhalten, in Eilmärschen dem Zuge Blüchers nachzufolgen, entkam Grouchy desto leichter auf dem rechten Ufer der Sambre nach Dinant und Givet, und strebte seine noch völlig streitfertigen Truppen auf dem Umwege über Rethel und Rheims der übrigen Heermasse wieder zu vereinigen.

Das Verderben der Franzosen zeigte sich jenseits der Sambre immer schrecklicher; so viele Flüchtlinge, ermattet, verhungert, zum Theil verwundet sich fortschleppend, nur noch dem eignen Lande durch ihr Elend und ihre Zügellosigkeit furchtbar, brachten überall Schrecken und Zerstörung hin; Straßen und Felder trugen die Opfer der Noth und der Wildheit: geplünderte und abgetragene Häuser, umgestürzte Wagen und weggeworfene Waffen, Leichen und Sterbende; Augenzeugen, welche den Rückzug der Franzosen nach der Schlacht von Leipzig gesehn, erklärten diesen von Bellealliance nicht geringer an gräßlichen Anblicken. In diese Zerstörung rückten die Preußen nach, durch alle Arten

der Aufregung zu Grimm und Haß entflammt, noch erbittert vom heißen Kampfe, unaufhörlich vorwärts zu neuer Entscheidung strebend, dabei selbst als Sieger mit allen Entbehrungen der Besiegten ringend! Solch stürmischer Lauf der Ereignisse hat seine nothwendigen Uebelstände. — Weniger wild war die Bahn Wellingtons, sein Heer zog nicht die Straße der eigentlichen Verfolgung, eine genaue, durch alle Mittel stets reichlich unterstützte Fürsorge ließ der Zügellosigkeit keinen Vorwand, die eiserne Strenge der Kriegszucht waltete unbedingt. Ueber Binch und Malplaquet war Wellington am 22. Juni nach Cateau-Cambresis vorgerückt, Blücher über Merbes-le-Chateau und Noyelle-sur-Sambre nach Catillon-sur-Sambre, und an letzterem Orte hatten beide Feldherren, während die Truppen rasteten, am 23. eine Zusammenkunft, um die weitere Kriegsführung zu verabreden. Blücher drang darauf, daß beide Heere unverzüglich gegen Paris vorrücken sollten, und zwar auf dem rechten Ufer der Oise, während der Feind, der sich bei Laon und Soissons wieder sammelte, durch preußische Reiterei, die sich für den Vortrab des ganzen Heeres auszugeben hätte, hingehalten bliebe, und durch niederländische Reiterei, die in angestrengten Märschen über Pontoise vorgehn soll

te, im Rücken beunruhigt würde. Zugleich wurde die Berennung und der Angriff der zahlreichen Festungen verabredet und angeordnet. Zieten hatte bereits Avesnes, wo große Pulvervorräthe durch eine Granate angezündet worden, eingenommen, und rückte nun gegen Guise; Pirch erhielt den Auftrag, die Festungen Mäubenge, Landrecy, Philippeville, Rocroy und Givet anzugreifen; Kleist wurde beordert, von Trier vorzurücken, und die Festungen der Maas bis Mezieres einzuschließen. Am 24. in Henappes empfing Blücher ein Schreiben des Generals Morand, der die Nachhut der wieder zusammengerafften französischen Truppen befehligte, und auf den Grund der inzwischen zu Paris stattgehabten Thronentsagung Napoleons einen Waffenstillstand vorschlug, den aber Blücher, dieser Nachricht mißtrauend, ablehnte, es sei denn, daß Napoleon selbst und einige Festungen zur Sicherheit den Verbündeten überliefert würden. Er setzte seinen Zug unaufhaltsam fort, nahm den 25. sein Hauptquartier in St. Quentin, den 26. in Genvry bei Noyon, und den 27. in Compiegne. Hier kam er um einige Stunden dem Feinde zuvor, der, durch das rasche Vordringen der Preußen in seiner linken Flanke überflügelt, von Laon und Soissons schnell zurückeilte, um Paris zu vertheidigen.

Die Heertheile von Zieten und Thielmann gingen durch Compiegne links gegen diese im Rückzuge begriffene Truppenstärke, deren Nachhut von Zieten am 28. bei Villers-Cotterets erreicht und geschlagen wurde, wobei sie 14. Kanonen einbüßte. Inzwischen war der Heertheil von Bülow über Verberie und Pont-St. Maxence vorausgeeilt, schnitt dem geschlagenen Feinde bei Dammartin den nächsten Weg nach Paris ab, nahm ihm gegen 1000. Gefangene, und zwang ihn, links den Umweg über Meaux zu nehmen; die Gefangenen waren von den Truppen Grouchy's, der bei Soissons zu den Trümmern des Heeres gestoßen war, und der Sache der Franzosen durch seine frischen Streitkräfte eine kaum noch erwartete Hülfe brachte. Unaufhörlich vorwärts strebend, und zwei Märsche vor Wellington voraus, stand Blücher mit seinem Heere, das, nach so großen Verlusten und Anstrengungen, und nachdem der Heertheil von Pirch und andre Entsendungen zurückgeblieben, etwa noch 60,000. Mann stark war, am 29. vor den Linien, welche Napoleon zwischen St. Denys und Vincennes um Paris her mit allem Fleiße hatte befestigen lassen; sie waren mit zahlreichem Geschütz besetzt, und durch mehr als 60,000. Mann vertheidigt, welche theils durch Grouchy zurückgebracht, theils von der Loire

herangekommen waren, eine Zahl von 40,000. Nationalgarden konnte zur Mitvertheidigung aufgeboten werden. Napoleon indeß hatte wirklich, durch die Umstände gezwungen, dem Throne zu Gunsten seines Sohnes entsagt, und war am 29. von Paris nach Malmaison abgegangen. Die eingesetzten Regierungsverweser hatten den Marschall Davoust zum Oberbefehlshaber der Truppen ernannt, und sogleich Friedensverhandlungen eingeleitet. Schon früher waren Bevollmächtigte in Laon eingetroffen, wohin Blücher auf ihr Ansuchen seinen Adjutanten den Grafen von Nostitz sandte, allein es war unmöglich, sich über die Bedingungen eines vorläufigen Abkommens zu vereinigen, und die Bevollmächtigten wurden an die verbündeten Herrscher selbst verwiesen. Jetzt versuchte auch Davoust einen Waffenstillstand zu erlangen, und erließ aus dem Hauptquartiere la Valette am 30. an Blücher ein Schreiben, worin er versicherte, daß die verbündeten Mächte bereits erklärt hätten, durch Napoleons Thronentsagung sei die Ursache des Krieges hinweggeräumt, ein Waffenstillstand sei bereits mit den Oesterreichern abgeschlossen, Blücher würde vor der ganzen Welt eine große Verantwortung auf sich laden, wenn er nicht auch seinerseits zur Einstellung der Feindseligkeiten die Hand

böte; übrigens führte Davouſt eine Sprache, die ſowohl ſeiner eignen Kriegsehre, als der des Feindes entſprechen ſollte. Nicht aber auf gleiche Weiſe nahm Blücher das Verhältniß, er wollte dem Feinde wenig Ehrenwerthes zugeſtehn, und ihm nicht gern Höflichkeit erweiſen. Rauh und hart ſchrieb er Folgendes zur Antwort: „Mein Herr Marſchall! Es iſt irrig, daß zwiſchen den verbündeten Mächten und Frankreich alle Urſachen zum Kriege aufgehört, weil Napoleon dem Thron entſagt habe; dieſer hat nur bedingungsweiſe entſagt, zu Gunſten ſeines Sohnes, und der Beſchluß der vereinigten Mächte ſchließt nicht allein Napoleon, ſondern auch alle Mitglieder ſeiner Familie vom Thron aus. Wenn der General Frimont ſich berechtigt geglaubt hat, einen Waffenſtillſtand mit dem ihm gegenüberſtehenden feindlichen General zu ſchließen, ſo iſt das kein Beweggrund für uns, ein Gleiches zu thun. Wir verfolgen unſern Sieg, und Gott hat uns Mittel und Willen dazu verliehen. Sehen Sie zu, Herr Marſchall, was Sie thun, und ſtürzen Sie nicht abermals eine Stadt in's Verderben; denn Sie wiſſen, was der erbitterte Soldat ſich erlauben würde, wenn Ihre Hauptſtadt mit Sturm genommen würde. Wollen Sie die Verwünſchungen von Paris eben ſo wie die von Hamburg auf

ſich laden? Wir wollen in Paris einrücken, um die rechtlichen Leute in Schutz zu nehmen gegen die Plünderung, die ihnen von Seiten des Pöbels droht. Nur in Paris kann ein zuverläſſiger Waffenſtillſtand Statt haben. Sie wollen, Herr Marſchall, dieſes unſer Verhältniß zu Ihrer Nation nicht verkennen. Ich mache Ihnen, Herr Marſchall, übrigens bemerklich, daß, wenn Sie mit uns unterhandeln wollen, es ſonderbar iſt, daß Sie unſere mit Briefen und Aufträgen geſendeten Offiziere gegen das Völkerrecht zurückhalten. In den gewöhnlichen Formen übereinkömmlicher Höflichkeit habe ich die Ehre mich zu nennen, Herr Marſchall, Ihr dienſtwilliger Diener (Unterzeichnet:) Blücher.“ Dieſer Brief wurde in deutſcher Sprache übergeben, und dies allein ſchon galt den Franzoſen für eine Grobheit, die jede bisherige Ueblichkeit mit Abſicht aus den Augen ſetzen wolle. Ihre Verſuche bei Wellington ſcheiterten ebenfalls, doch wußte dieſer mit ſtaatskluger Artigkeit ihre Anträge zu beſeitigen. Zwiſchen den Anſichten und Stimmungen beider Feldherren zeigte ſich in Bezug auf Frankreich überhaupt ein weſentlicher Unterſchied. Blücher ſah die Franzoſen als Feinde an, und daß ſie wieder bonapartiſch geworden, galt ihm als ein willkommener Grund, ſie zu bekämpfen, zu demüthi-

gen, ihr Land wo möglich zu verkleinern; nichts war ihm ungelegener als eine Dazwischenkunft der Bourbons, welche durch ihren Namen sogleich wieder das Volk und Land in Schutz und Obhut nehmen und den Lauf der Vergeltungen hemmen mußten; aus diesem Grunde war er der bourbonischen Sache sogar abgeneigt, und wollte das Volk lieber in seinen Freiheitstrieben schalten lassen, wobei die Sache der Verbündeten nur gewinnen zu können schien; diese Ansicht wurde von vielfachen Stimmen und Meinungen unterstützt, auch von solchen, welchen es zumeist um jene Freiheitstriebe zu thun war. Wellington hingegen, obwohl eben die großbritannische Regierung ausdrücklich, und abweichend von den andern, erklärt hatte, daß bei dem Kriege nicht grade die Wiedereinsetzung der Bourbons ihr Ziel sei, war nach dem Einrücken in Frankreich sogleich bemüht, unter dem Schutze des englischen Heeres den König Ludwig XVIII. zurückzuführen, welches allerdings die nächste und richtigste Lösung dieser seltsamen Kriegsverwirrung dünken mußte. Wellington zögerte darum absichtlich, um der Hauptstadt, den Regierungsbehörden und dem Heere die nöthige Zeit zu lassen, sich dem rückkehrenden Könige zu unterwerfen; Blücher hingegen eilte, die noch Widerstrebenden zunächst der Gewalt und

dem Eroberungsrechte der Verbündeten zu unterwerfen.

In diesem Antriebe nahm Blücher, nach einer mit Wellington am 30. in Gonesse gehabten Zusammenkunft, da der Angriff der wohlvertheidigten Linien von Paris auf dieser Seite keineswegs thunlich erschien, mit seinem Heere freiwillig den rechten Flügel der gemeinsamen Schlachtordnung ein, und zog mit den Heertheilen von Thielmann und Zieten über die Brücke von St. Germain, die er noch zur rechten Zeit, ehe der Feind sie zerstören konnte, in seine Gewalt gebracht, auf das linke Ufer der Seine, um die Hauptstadt von dieser Seite zu bedrängen, und ihr die Zufuhr von Lebensmitteln aus der Normandie abzuschneiden, wodurch sie baldigst zur Uebergabe genöthigt sein mußte, da fast gleichzeitig ihr auch die Seite von der Marne her durch die ankommenden Vortruppen der Baiern und Russen verschlossen wurde. Blücher setzte durch diese kühne Bewegung allerdings das preußische Heer in Gefahr; besonders am 1. Juli, als nur erst der Heertheil von Thielmann auf das linke Ufer der Seine übergegangen war, Zieten noch auf dem rechten Ufer weilte, und Bülow, nachdem er vor den Linien von St. Denys seine Ablösung durch Wellingtons Truppen abgewartet, erst in der

Nacht bei St. Germain eintraf; auch hatte Napoleon in Malmaison kaum diese Trennung der verbündeten Heere vernommen, als er, gereizt von der Gelegenheit, sich nochmals der Befehlführung der franzöſiſchen Truppen unterziehen wollte, um jene für ihre Dreiſtigkeit zu beſtrafen, ſie zu vernichten, und nachdem er ſo die Hauptſtadt gerettet, ſein Amt wieder aufzugeben. Wäre die oberſte Regierungsbehörde in Paris auf dieſes Anerbieten eingegangen, ſo hätte Blücher ohne Zweifel eine ſtarke Prüfung zu beſtehn gehabt, vielleicht aber auch dieſe durch neue Kühnheit und raſchen Entſchluß in einen Sieg verwandelt. Während jedoch größeres Unglück abgewendet blieb, erfuhren 2. preußiſche Huſarenregimenter, welche nach Verſailles vorgeſandt worden, dort den Unfall, durch die Nationalgarde aus den Häuſern hervor, durch den franzöſiſchen General Excelmans von vorn, und im Rücken durch einen beträchtlichen Hinterhalt von Roquencourt her, zugleich angegriffen zu werden, und im unvorhergeſehenen Kampfe gegen die Uebermacht einen ſehr bedeutenden Verluſt zu erleiden. Blücher indeß ließ durch nichts in ſeinem kriegeriſchen Vorwärtsdringen ſich aufhalten. Am 2. Juli rückte der Heertheil von Thielmann über Verſailles nach Pleſſis-Piquet, der Heertheil von Zieten über

Sevres nach Meudon; Bülow blieb als Rückhalt in Versailles stehn. Der Feind wurde zurückgetrieben, und Issy besetzt. Dieses Dorf suchten die Franzosen am 3. wiederzunehmen, und rückten von Paris und Montrouge mit bedeutender Stärke heran, ihr heftiger Angriff wurde jedoch in einem hartnäckigen Gefechte zurückgeschlagen, worauf sie sich nach Vaugirard zogen. Inzwischen hatten die Regierungsverweser in Paris, welche den Boden unter sich schwanken fühlten, und für die Verwirrung, in welcher Frankreich sich befand, keinen anderen Ausweg sahen, den Marschall Davoust wiederholt beschickt, er möchte schleunigst und um jeden Preis einen Waffenstillstand abschließen. Carnot, eines der fünf Mitglieder jener obersten Staatsbehörde, ein trotziger, unbiegsamer Karakter, hatte gleichfalls diese Nothwendigkeit erkannt, und dabei gerathen, sich lieber an die brutale Offenheit Blüchers, als an die ausweichende Artigkeit Wellingtons zu wenden. Dies geschah, ein französischer General erschien als Unterhändler, und kündigte an, Paris wolle sich auf Bedingungen ergeben. Blücher nahm mit Wellington, der auf seine Einladung sich nach St. Cloud begab, die nöthige Rücksprache, und beide Feldherren kamen überein, die Bedingungen so zu stellen, daß das französische

Heer in eine Lage versetzt würde, in welcher dasselbe weder den verbündeten Heeren schädlich, noch auf die französische Regierungsgewalt, deren Sitz in Paris zu bleiben hätte, von Einfluß sein könnte, und daß den bevorstehenden Entscheidungen der verbündeten Herrscher selbst auf alle Weise freie Hand bliebe. Die französischen Abgeordneten trafen in St. Cloud ein, der Baron Bignon, Verweser der auswärtigen Angelegenheiten, der General Guilleminot, dem Generalstabe des Heeres vorgesetzt, und der Graf Bondy, Präfekt des Departements der Seine. Blücher hatte sich vorgenommen, diesmal mit den Franzosen recht derb zu verfahren, und alle Manieren, in welchen sie immer ihren Vortheil zu finden wußten, geflissentlich zu durchbrechen, sie sollten fühlen, daß sie als Besiegte vor dem Sieger stünden. Erst mußten sie im Vorzimmer lange warten; als ihre Geduld genugsam auf die Probe gestellt schien, durften sie endlich hereinkommen, sie fanden Blüchern sitzend, wie er seine Pfeife rauchte, und den Dampf gleichgültig vor sich hin [illegible], er erlaubte ihnen dann ihre Sache vorzutr[illegible] und ließ sich den Inhalt ihrer Worte in der Kürze dollmetschen. Als unter den Abgeordneten selbst über einige Punkte sich eine Verschiedenheit der Meinungen zeigte, und besonders über

das Zurückgehn des französischen Heeres hinter die Loire ein lebhafter Wortwechsel unter ihnen entstand, wurde Blüchern das viele unverständliche und nutzlose Parliren zu arg, zornig stand er auf, trat mit brennender Pfeife zwischen die Streitenden, und gebot Ruhe; dann sagte er kurz, die Feindseligkeiten sollten sogleich wieder losgehn, wenn seine Forderung nicht auf der Stelle angenommen würde, und nun blieb den Abgeordneten nur übrig, in den Rückzug hinter die Loire einstimmig zu willigen. Als sie noch bedingen wollten, daß Paris, wie das vorige Jahr, von Einquartierung befreit bliebe, sagte Blücher: „Die Franzosen haben Jahre lang in Berlin recht angenehm logirt, es soll kein Preuße, der mir hierher gefolgt ist, zurückkehren, ohne sagen zu können, daß die Pariser ihn gut bewirthet haben.“ Als jene weitere Einwendungen machen wollten, hieß er sie schweigen, es sei genug. Anstatt ihnen, wie sie es verlangten, Sicherheit für das Museum zu gewähren, kündigte er ihnen an, sie müßten herausgeben, was sie zusammengeraubt, es solle diesmal nicht gehn, wie das vorigemal. Nachdem so die Hauptpunkte mündlich und kurz abgethan waren, übertrug Blücher dem General von Müffling die völlige Ausführung der Sache; er rief ihn beiseit, und hob mit einer Art von Feier-

lichkeit an: „Es sind beinahe neun Jahr, daß wir ein schlechtes Geschäft bei Lübeck machten, und Sie hatten damals den schwierigen Auftrag, die Konvention zu schließen; besorgen Sie heute das Geschäft wieder, es wird Ihnen diesmal leichter werden.“ Noch am nämlichen Tage wurde der förmliche Vertrag französischerseits von den genannten Bevollmächtigten, und preußischer- und englischerseits von dem General von Müffling und dem Obersten Hervey in 18. Artikeln abgeschlossen, unterzeichnet, und von den Oberbefehlshabern genehmigt.

Während die französische Kriegsmacht die Hauptstadt räumte, und sich, dem Vertrage gemäß, hinter die Loire zog, hielt Blücher sein Heer in schlagfertiger Stellung; endlich am 7. Juli rückte der erste Heertheil der Preußen in Paris ein, und später folgten der dritte und vierte nach. Aus seinem Hauptquartiere Meudon erließ Blücher einen Tagesbefehl, der den Truppen zwar Ernst und Kälte gegen die sämmtlichen Franzosen, aber auch ein menschliches und bescheidenes Betragen vorschrieb, und jede muthwillige Beleidigung streng untersagte, besonders aber auf Herstellung der Zucht und Ordnung drang, und zur besseren Handhabung derselben in den zurückliegenden Landstrichen drei Rei-

terregimenter aufbrechen hieß. Nach dem Einzuge in Paris nahm Blücher sein Hauptquartier in St. Cloud. Er und Wellington in Gemeinschaft bestellten den General von Müffling als Gouverneur von Paris; dieser ließ die wichtigsten Plätze und Brücken mit Truppen und Geschütz gehörig besetzen, und traf alle sonstigen Anordnungen der Sicherheit und Ruhe. Preußischerseits wurde der Oberst von Pfuel, englischerseits der Oberst Barnard; jeder für eine der beiden durch die Seine getrennten Stadthälften, zu Kommandanten ernannt. Noch stand Blücher als Kriegsgebieter unbeschränkt in voller Macht, und er säumte nicht, dieselbe in ihrem ganzen Umfange zu gebrauchen. Die Verwaltung der von den Preußen besetzten französischen Landestheile, und die gute, reichliche Verpflegung der Truppen, übertrug er dem Generalintendanten von Ribbentrop, und ertheilte die Vorschriften, nach welchen beide geführt werden sollten. Der Stadt Paris legte er eine Kriegssteuer von 100. Millionen Franken auf; die Besitzungen der Anhänger Bonaparte's ließ er, soweit sie innerhalb des preußischen Bereiches lagen, vorläufig einziehen, um sie späterhin zum Verkaufe zu bringen, dieses Loos sollte mehr als 200. sogenannte Bonapartisten treffen, deren Namen freilich nur nach einem sehr unzu-

reichenden Gutdünken zusammengebracht waren. Dem Heere, welches im Feldzuge von Bellealliance gefochten, wirkte er einen zweimonatlichen Sold als Belohnung aus. Was die Franzosen besonders erschreckte, war der schnelle Anfang zur Ausräumung des Museums, ein strenger Befehl Blüchers beauftragte zur Wegnahme alles dessen, was an Kunstschätzen sich daselbst aus deutschen Ländern vorfand. Noch heftiger wurden die Pariser durch die Nachricht aufgereizt, Blücher wolle die eherne Siegessäule auf dem Platze Vendome zertrümmern, und die Brücke von Jena sprengen. Zu dem letzteren wurde bereits Anstalt gemacht, als die bekümmerten Franzosen alle Mittel des Einflusses und der Verwendung in Bewegung setzten, um die Ausführung dieser nach ihrer Meinung allzu großen Gewaltthat zu hintertreiben. Schon gleich beim Eindringen der siegreichen Heere nach Frankreich, hatte der Graf von der Golz, ehmals Blüchers Adjutant und jetzt preußischer Gesandter bei dem Könige von Frankreich, an seinen alten Feldherrn einen Brief geschrieben, worin er demselben die möglichste Schonung für Land und Volk, als die nun wieder dem Könige Ludwig XVIII. gehören würden, an's Herz legte; Blücher aber hatte darauf sehr kurz und schnöde geantwortet, ungefähr mit den Worten

des

des alten Dessauers, als dieser gegen Kesselsdorf anrückte. Doch Graf Golz, unabgeschreckt, ergriff jetzt, als die Brücke von Jena gesprengt werden sollte, wiederum die Feder, und bat im Namen des Fürsten von Talleyrand um die Erhaltung der Brücke. Diesmal schrieb Blücher selbst: „Ich habe beschlossen, daß die Brücke gesprengt werden soll, und kann Ew. Hochgeboren nicht verhehlen, daß es mir recht lieb sein würde, wenn Herr Talleyrand sich vorher draufsetzte, welches ich Ew. Hochgeboren bitte ihn wissen zu lassen." Das Eintreffen des Königs von Preußen in Paris rettete jedoch die Brücke, welche durch einen übereilten Sprengungsversuch nur wenig beschädigt worden war.

Durch die Ankunft der verbündeten Herrscher, des Königs von Frankreich selbst, der ersten Minister und andrer Staatsbeamten, gewannen die öffentlichen Verhältnisse bald wieder eine geordnete Richtung und übereinstimmende Behandlung. Die Staatskunst suchte die durch Einbruch, Umsturz, Abfall, Verrath, Niederlage und Rückkehr vielfach zerrütteten Angelegenheiten wieder zum Frieden zu lenken, und die gebieterische Kriegsgewalt mußte in ihre Schranken zurücktreten. In der That war die ganze Lage binnen wenigen Tagen alsbald sehr

verändert. Die Schlacht von Belleallianee, durch welche Preußen und Engländer allein, bevor noch die Heere Rußlands und Oesterreichs auf dem Kampfplatze anlangten, den Krieg entschieden hatten, war ein Werk, vor der Bewunderung und Dankbarkeit von ganz Europa sich staunend beugte. Die Schnelligkeit, mit welcher insonderheit Blücher das Vorrücken auf Paris und die Einnahme der Hauptstadt betrieben hatte, entzog gewissermaßen dem Rathschlusse der Verbündeten die Begebenheiten, welche sich nun von selbst, und zum Theil gegen die genommenen Verabredungen, fügten. Jetzt rückten indeß die Heere der sämmtlichen Verbündeten in Frankreich nach, und der Antheil an den Ergebnissen bestimmte sich für die Mächte nach anderem Maße, als dem der ausgeführten Waffenthaten, wiewohl deren Ehrenvorzug immer dankbar anerkannt blieb. In der allgemeinen, heftigen Aufregung, welche im Tumult so großer Anstrengungen und Begebenheiten die Gemüther ergriffen hatte, wurde die ursprüngliche Stellung dieser Verhältnisse häufig übersehn, die Eiferer wollten ausschließliche, unbedingte Ergebnisse, deren Forderung sich unter dem Namen der öffentlichen Meinung oft mächtig geltend machte, und deren Gewährung doch von einer Seite allein niemals durchgesetzt,

von allen zusammen aber kaum gewollt werden konnte. In diesem Zwiespalte der Meinungen und Verhältnisse war auch Blücher schnell wieder zu vielfachem Mißvergnügen gebracht. Bei einem großen Gastmahle, welches Wellington den in Paris anwesenden höchsten Ministern, Generalen und Abgesandten der verbündeten Mächte gab, saß Blücher zwischen Wellington und Lord Castlereagh, mit welchen die Unterhaltung, bei dem Mangel gegenseitigen Sprachverständnisses, durch einzelne Worte und mancherlei lebhaftes und trauliches Bezeigen noch munter genug ausfiel. Manche Toasts waren schon mit großem Beifall gesprochen worden. Da erhob sich endlich auch Blücher. „Na, Castlereagh, sagte er, jetzt will ich euch auch einmal was ausbringen," und indem alle Anwesenden erwartungsvoll aufmerkten, sprach er den kräftigen, durch die Umstände nur allzubeziehungsreichen Trinkspruch aus: „Mögen die Federn der Diplomaten nicht wieder verderben, was durch die Schwerter der Heere mit so vieler Anstrengung gewonnen worden." Die anwesenden Engländer vor Allen freuten sich laut des willkommenen Wortes, das in ganz England mit Jubel wiederholt, und noch in der Folge nur immer als Blüchers Toast bezeichnet wurde. Seine Aeußerungen nahmen aber oft

eine viel herbere Tonart an; er glaubte sich um so mehr berechtigt, seinem leichterregten Unmuthe nachzugeben, als immer lebhafter anerkannt und ausgesprochen wurde, daß es sein Werk und seine That sei, durch welche dieser Standpunkt der Entscheidungen gewonnen worden. So empfing er von der Gnade des Königs unter dem 26. Juli einen für ihn allein gestifteten Ordensstern des eisernen Kreuzes mit goldenen Strahlen, damit sein Verdienst auch durch äußeres Zeichen als einzig dargestellt wäre. Gneisenau, dem nach ihm der größte Antheil an den großen Waffenerfolgen beigelegt wurde, erhielt den schwarzen Adlerorden und die Beförderung zum General der Infanterie, Blücher zur äußersten Befriedigung. Die Aufhebung aber mehrerer von ihm angeordneten Maßregeln, deren Gegenstände doch der Befugniß des Feldherrn wenig angehörten, wurde ihm zu solchem Verdruß, daß er sogar daran dachte, die Befehlführung niederzulegen. Wenn dieses auch nicht geschah, so machte er doch durch wilde Worte und grausames Schelten seinem Zorne Luft, und mancher sonst gefeierte Namen wurde durch ihn mit schlimmer Rede beschmitzt, oft auch die Person selbst, wenn die Gelegenheit es grade wollte, die er nicht eben suchte, aber auch im geringsten nicht mied. Gegen die

Diplomaten hegte er besonders ein Arg, diese Leute, meinte er, wären in der Welt zu gar nichts nütze, wollten nur immer gut essen und trinken, und das sei gewöhnlich noch das Beste von dem, was sie thäten. Als er überzeugt war, man würde abermals einen für Frankreich allzu günstigen Frieden machen, und dadurch den Grund zu neuem baldigen Kriege zurücklassen, sagte er zu dem Fürsten von Hardenberg mit Nachdruck: „Ich wollte nur, daß ihr Herren von der Feder einmal nur ein etwas scharfes Plänklerfeuer aushalten müßtet, damit ihr doch erführet, was das heißt, wenn der Soldat mit Blut und Leben eure Fehler wieder gut machen muß, die ihr so leichtsinnig begeht!" Er wollte nicht in Paris wohnen, sondern behielt sein Hauptquartier in St. Cloud, wo er sich auf Napoleons Kaiserlichem Schlosse eingelagert hatte, und allen Prunk des gestürzten Herrschers mit besonderem Behagen in der Kriegsgewalt der Preußen sah. Das berühmte Bild Napoleons, ihn zu Pferde an der Spitze des Heerzuges über die Alpen vorstellend, von dem großen Meister David gemahlt, ließ Blücher einpacken, um dasselbe als ein Andenken in die Heimath zu bringen, desgleichen eine Sammlung trefflicher Bilder der bonapartischen Familie. Mehrere Offiziere wünschten als Andenken ein oder

das andere Buch aus Napoleons Handbibliothek sich anzueignen, aber niemand wagte eigenmächtig zu nehmen, es entstanden sogar Zweifel, ob es überhaupt geschehn dürfe, und Blücher wurde gefragt; „Bücher? sagte dieser scherzend, die stehen ja in Reih und Glied, und sind alle kriegsgefangen; davon nehmt euch nur Andenkens, in Gottesnamen!“ Wahrlich diese Kleinigkeiten, wobei man noch sich Wunder was zu unterstehen meinte, waren weit entfernt, auch nur das geringste Bild von Wiedervergeltung zu geben, deren die Franzosen wohl Ursache gehabt hätten gewärtig zu sein!

Durch das allmählige Heranrücken der sämmtlichen verbündeten Heeresmacht wurden neue Einrichtungen nöthig, um die Truppen, da das Friedensgeschäft noch nicht so schnell abgethan werden konnte, unterdessen in weitere Quartiere zu verlegen. Paris blieb von Preußen, Engländern und Oesterreichern besetzt; die Hauptmacht der Preußen aber, durch nachgerückte Heertheile beträchtlich vermehrt, dehnte sich nordwärts und westwärts in der Normandie und Bretagne aus. Blüchers Hauptquartier war eine Zeitlang in Rambouillet, dann in Chartres, darauf in Caen; er nahm überall fleißig die Truppen in Augenschein. Als ein Zeichen des eignen, und zuweilen etwas wunderlichen Eifers,

der ſich in jenen Tagen deutſcher Aufregung kund gab, mag hier folgender Brief ſtehn, welchen Blücher in dieſer Zeit an den König ſchrieb, und bei dem Heere bekannt machen ließ; der Gegenſtand ergiebt ſich aus dem Schreiben ſelbſt, dieſes lautete ſo: „Ew. Königliche Majeſtät haben allergnädigſt befohlen, daß dem Heere der rückſtändige Sold ausgezahlt werden ſoll, da aber in Frankreich noch nichts eingegangen iſt, ſo hat der Staatskanzler Fürſt von Hardenberg Durchlaucht durch den Finanzminiſter von Bülow die nöthigen Summen aus dem Vaterlande zu ziehen befohlen. Ew. Königliche Majeſtät erlauben, daß ich meine Meinung und Bitte, und die des Heeres, offen und unverhohlen vortragen darf. Bei unſerm Vordringen in Frankreich beſeelte uns der Wunſch, nichts für uns zu erwerben, als — Ehre, dagegen aber dem bedrängten Vaterlande aufzuhelfen, und Ew. Majeſtät in die Lage zu ſetzen, die Wunden zu heilen, die ein langes Unglück und feindlicher Uebermuth dem Vaterlande und jeder einzelnen Familie geſchlagen haben. Aus dem Grunde forderte ich die Kontribution von 100. Millionen Franken aus Paris, und von dieſer Summe wünſchte ich nur einen Theil für das Heer zu verwenden, und trug Ew. Majeſtät eine zweimonatliche Soldzahlung für

das Heer vor, die auch allergnädigst bewilligt ward; da aber die veränderten Umstände dies unmöglich machen, so wird das ganze Heer nicht allein freudig auf diese zweimonatliche Soldzahlung Verzicht leisten, sondern wir bitten Ew. Majestät unterthänigst, nur so viel Geld uns verabfolgen zu lassen, als wir für die Verwundeten unumgänglich nothwendig gebrauchen. Wir wollen lieber uns aufs äußerste einschränken, als das mühsam zusammengebrachte Einkommen unsers Landes nach Frankreich ziehen, und so dies verruchte Land bereichern, und das wiederaufblühende Leben unsers Vaterlandes vernichten. Hauptquartier Chartres, den 12. August. 1815. (Gez.) Blücher." Das höhere Ansehn führte jedoch solches ursprünglich gewiß nicht übelgemeinte, aber dennoch unangemessene Lautwerden leicht in die Schranken der gebührenden Unterordnung zurück. Der Krieg wurde nur noch gegen die Festungen fortgesetzt, deren mehrere von den Preußen, unter dem Prinzen August von Preußen und dem General von Hake, beschossen und eingenommen wurden; die Sicherheit der Heere forderte, diese Plätze nicht in fremder Hand zu lassen, besonders da diese noch kürzlich als bonapartische feindlich gewesen, und selbst jetzt, als der Farbe nach zwar wieder bourbonische, noch wenig

zuverlässig war. Inzwischen aber hatte das französische Heer hinter der Loire, nachdem Ludwig XVIII. wieder in Paris eingezogen und die Königliche Regierung hergestellt war, sich dessen Geboten unterworfen, und die dreifarbige wieder mit der weißen Fahne vertauscht. Bald nachher wurde das Heer aufgelöst, und ging wirklich auseinander. Napoleon selbst hatte sich den Engländern überliefert, und sollte auf der Insel St. Helena zeitlebens in ihrem Gewahrsame verbleiben. Von dieser Seite war also keine Gefahr mehr, und der Krieg als völlig beendet anzusehn. Es kam nur noch darauf an, welche Bedingungen in Betracht Frankreichs mit dem neuen Frieden zu verknüpfen wären. Sie fielen billiger aus, als die Franzosen erwartet hatten; zwar wurden einige Landstriche an der Gränze abgetreten, ansehnliche Geldsummen gezahlt, die Kunstwerke zurückgegeben, und bedeutende Erstattungen zugesagt, allein gegen das gehalten, was Napoleon als Sieger in fremden Reichen zu fordern pflegte, war es augenscheinlich, daß die Verbündeten mehr mit einem Freunde abgerechnet, als einem Feind und Ueberwundenen ihr Gebot auferlegt hatten. Die für die Dauer von fünf Jahren verabredete Besetzung der westlichen Gränzlande von Frankreich durch verbündete Truppen

bezweckte zunächst die Sicherheit der Bourbons, und gab dann auch die Gewähr für die Erfüllung des Friedens in Betreff der Verbündeten. Aber sahen die Franzosen diese Bedingungen als unerhörte und unerträgliche an, so glaubten die deutschen Eiferer noch viel unzufriedener damit sein zu müssen. Sie hatten gemeint, diesmal unfehlbar wenigstens Elsaß und Lothringen als Preis des Sieges zu Deutschland zurückkehren zu sehn; sie schrieen gewaltig, und die öffentlichen Blätter widerhallten laut von den Stimmen der aufgeregten Unzufriedenheit. Blücher war einer der Unzufriedensten und Lautesten, doch verstand er sich nie darauf, eine Meinung gründlich zu behaupten und im Zusammenhange zu verfolgen; was er vorbrachte, wie schneidend und zermalmend auch oft seine Worte trafen, war immer nur persönlich und augenblicklich; daher gewann er auch niemals irgend einen Einfluß auf die Verhandlungen selbst. Während diese, nachdem sie einen Theil des Sommers hindurch gedauert, gegen den Herbst ihrem schon völlig abzusehenden Schlusse nahten, trafen auch die Heeresmassen allmählig ihre Vorbereitungen zum Abzuge. Die Russen sammelten sich zur großen Heerschau im Lager von Vertus, die Oesterreicher bei Dijon; die Preußen zogen sich wieder

in der Nähe von Paris zuſammen; Blücher verlegte ſein Hauptquartier gegen Ende des Septembers nach Verſailles, von wo er jetzt wieder häufig nach Paris kam, und gegen die Mitte des Oktobers nach Compiegne. Auch von hieraus machte er öftere Beſuche in Paris, wo ihm unter andern bei einem engliſchen Wettrennen, dem er, von Wellington eingeladen, zuſah, der Unfall begegnete, daß ſein Pferd über die von ihm nicht bemerkten Stricke, die als Schranken der Bahn geſpannt waren, ſtürzte, und er ſich den Arm ausſetzte; doch hatte der Fall für den Augenblick keine ſchlimmere Folgen; wiewohl die Kränklichkeit, welche ihn nachher befiel, ohne Zweifel von daher gefördert wurde. Von Compiegne aus erließ er endlich am 31. Oktober, nachdem die Friedensſache zum Abſchluſſe gediehen war, und die verbündeten Heere mit Ausnahme der vertragsmäßig zurückbleibenden Truppen heimzogen, folgenden Abſchied an die preußiſchen Krieger: „Ich kann das Heer, das jetzt auf dem Rückmarſche in ſeine Heimath begriffen iſt, nicht verlaſſen, ohne euch, brave Soldaten, mein Lebewohl und meinen Dank zu ſagen. Als Seine Majeſtät der König mir den Oberbefehl des Heeres aufs neue anvertraute, folgte ich dieſem ehrenvollen Rufe mit Vertrauen auf eure ſo oft geprüfte

Tapferkeit. Ihr habt dieſes bewährt, Soldaten; und das Zutrauen gerechtfertigt, das der König, das Vaterland, Europa in euch ſetzten. Eingedenk eurer hohen Beſtimmung, habt ihr den alten errungenen Ruhm zu rechtfertigen gewußt, und einen ſo ſchweren Kampf in ſo wenig Tagen beendigt. Ihr ſeid der Namen: Preußen, Deutſche, werth. Nehmt meinen Dank, Kammeraden, für den Muth, für die Ausdauer, für die Tapferkeit, die ihr bewieſen, und womit ihr die ſo herrlichen und großen Erfolge in ſo kurzer Zeit erkämpft habt. Der Dank eurer Mitbürger wird euch bei der Rückkehr empfangen, und, indem ihr die verdiente Ruhe genießet, wird euch das Vaterland zu neuen Thaten bereit finden, ſobald es eures Armes bedarf!" Kopfſchüttelnd über den neuen Frieden, ja ſeiner Erfüllung ſchon gleich mißtrauend, verließ Blücher Frankreich. Die Befehle zum Abzuge waren ertheilt, die Tage, Quartiere und Verpflegsmittel mit den wieder in Wirkſamkeit getretenen franzöſiſchen Landesbehörden genau verabredet, und der Marſch ordnungsgemäß angetreten. Plötzlich vernimmt Blücher, die Unterzeichnung des Friedens finde unerwartet neuen Aufſchub, und augenblicklich läßt er das ganze Heer Halt machen. Die Beſtürzung der Franzoſen hierüber war au-

ßerordentlich, alle ihre Maßregeln waren gestört, der ganze Landstrich in Verwirrung; die Truppen blieben stehn, wo man nur auf ihren Durchzug gerechnet hatte, wo man sie erwartete, kamen sie nicht an. Es entstand ein großes Geschrei, die Verbündeten wären nicht gesonnen, die geschlossenen Uebereinkünfte zu halten, man wandte sich mit bittren Klagen nach Paris, wo die Sache sehr unangenehm für beide Theile war. Blücher wurde hierauf ungesäumt bedeutet, auf genauere Befolgung der ihm ertheilten Befehle hingewiesen, und die Sache hatte keine Folgen weiter. Dies war der letzte Streich, den er den Franzosen spielte; das Heer zog fernerhin ohne Aufenthalt und in guter Ordnung seiner Straße, und Blücher nahm als Einzelner, bloß von seinen Adjutanten und Aerzten begleitet, seinen Weg für sich nach den Niederlanden und dem Rheine zu.

Nachdem die Anstrengung des Feldzuges und alle Geschäfte der Heerführung wiederum völlig aufgehört, ließen auch die Kräfte Blüchers, der, wenn nicht Ereignisse seinen Jünglingsmuth in Anspruch nahmen um den Körper zu verjüngen, in seinem Lebensalter den Greis nicht verläugnete, wieder beträchtlich nach, und alle Krankheitsleiden früherer Tage stürmten auf ihn ein. Unter Be-

schwerden, Mißmuth, Hülfebemühung und Ungeduld, setzte er langsam seine Heimreise fort. Seine Kränklichkeit wurde häufig den Ehrenbezeigungen störend, und entzog ihn großentheils den Ausbrüchen des Jubels, mit welchem überall Behörden und Volk ihn empfangen wollten, ihn zu begrüßen strebten. In Aachen weilte er 14. Tage, aber davon brachte er 9. völlig krank hin, und als er am 4. December abreiste, war er noch immer sehr leidend. In Köln und Koblenz hielt er sich abermals mehrere Tage auf, um zu ruhen und sich zu stärken. In Koblenz sah er den Professor Görres, Herausgeber des rheinischen Merkurs, eines Zeitblattes, das sich durch Feuer und Festigkeit vor allem auszeichnete. Blücher gab ihm seinen Beifall zu erkennen: „Schreiben Sie nur immer zu, sagte er ihm, gegen wen es auch sei, ich nehm alles auf mich; wenn's nur wahr ist, so mögen Sie alles drucken, aber das sag' ich Ihnen, wahr muß es sein!" Diese Verknüpfung, nur ob die Sache wahr sei, bedinge die Zulässigkeit des Sagens, ist für den in Rede stehenden Fall wahrlich naiv genug. Am Rhein gefiel es Blüchern ganz wohl, doch sein Verlangen trieb ihn immer weiter in die Heimath fort. Am 18. December kam er in Frankfurt am Main unter großem Zulaufe des

Volkes auf; die ſtädtiſche Bürgerwehr hatte ihn eingeholt, er fuhr in Hieronymus Napoleons Wagen, der auf dem Schlachtfelde von Bellealliance erbeutet worden war, und ſtieg im Gaſthofe zum weißen Schwan ab. Hier fühlte er ſich, als ihm abends bei Fackelſchein und Kriegsmuſik ein rauſchendes, immer neu erſchallendes Lebehoch gebracht wurde, angeregt und kräftig genug, um auf den Altan des Hauſes zu treten, und der verſammelten Menge eine Rede zu halten; in geſpanntem Schweigen horchte unten das wogende Volk den Worten, die aus dem Munde des greiſen Feldherrn, ohne daß man den Redenden ſehen konnte, geiſterhaft aus der Nacht herniederklangen; er ſprach ihnen von der deutſchen Tapferkeit, von der errungenen Freiheit, von ſeiner Liebe zu dieſer Stadt, unter deren Bürgern er viele alte Freunde zähle, und endlich, auf ſeinen gegenwärtigen Zuſtand zurückkommend, beklagte er ſein ſchon ſehr geſchwächtes Alter, und ſchloß mit dem unerwarteten Wunſche, in der Mitte dieſer guten Einwohner einer der beſten Städte des Vaterlandes hier ſein Grab zu finden; darauf entließ er das Volk, welches, nach wiederholtem, tauſendſtimmigen Leberuf, gerührt und verwundert, ſich in der Stille allmählig wegbegab, um den Schlaf des alten ruhebedürftigen Mannes

länger nicht zu stören. In Frankfurt verweilte er 16. Tage, meistens krank und mißmuthig; die Vorstellung des Todes konnte ihn nicht schrecken, sie war ihm geläufig: „Ich bin am Abend meines Lebens, sagte er, und fürchte die Nacht nicht;“ aber die Leiden und Beschwerden seines Zustandes machten ihm viele Noth; doch wurde er öfters auch durch gesellige Zerstreuung erheitert; er besuchte den Minister von Stein, seine Freunde Bethmann, Gontard und manche Andre, durch deren Fürsorge und Theilnahme er meist auch abends seine Spielparthie hatte. Hundert derbe, launige, oder sonst merkwürdige Aeußerungen von ihm kamen hier in Umlauf, Urtheile, welche bei aller damaligen Freimüthigkeit außer ihm niemand auszusprechen gewagt hätte, Meinungen, die sich unter den herkömmlichen seltsam genug ausnahmen. So, als Frau von Lavalette in Paris ihren schon zum Tode verurtheilten Gatten mit Hülfe einiger Engländer durch kühne List aus dem Gefängnisse befreit hatte, äußerte Blücher dem gelungenen Stücke laut sein bewunderndes Wohlgefallen, und faßte für die wakre Frau so lebhaften Antheil, daß er an sie eine Dankadresse — wie er es nannte, denn das Wort stand ihm aus englischen und französischen Vorgängen in ungefährer Bedeutung zum Gebrauche vor,

vor, — in eignem Namen richtete, deren Abſendung jedoch im Gewirr der Tage wohl unterblieben ſein mag. Dergleichen Beſonderheiten, Stoffe für die aufgeregten Meinungen der Zeit, bot er täglich in Wort und That reichlich dar. Jedoch war dies alles ohne Folge unter ſich, und ohne Zuſammenhang mit ſonſtigen politiſchen Richtungen; die Partheien, welche ſich mehr und mehr zu regen anfingen, blieben ihm fremd, und der Zug der Dinge, die jetzt im Frieden zur Sprache kamen, ließ ihn und ſeine Weiſe ſchon weit zurück. In der Neujahrsnacht brachte das Volk ihm ein lärmendes Lebehoch, mit vielem Schießen aus Büchſen und Piſtolen; das Schreien und Knallen durcheinander ſtörte ihn aus der Schlafesruhe, deren er ſo ſehr bedurfte, er äußerte ſich ungehalten über die Zudringlichkeit, die man gegen ihn alten Mann ausübe, und wollte diesmal nicht aufſtehn, um das Volk anzureden, ſein Adjutant mußte der harrenden Menge, die ihn ſelber zu ſehen hoffte, ſeinen Dank und ſeine Entſchuldigung vortragen. Am 4. Januar 1816. mittags verließ er Frankfurt, nachdem ihm abends vorher abermals unter Kriegsmuſik ein Lebehoch gebracht worden war. Der Landſturm gab ihm noch eine Strecke das Geleit. Die Reiſe ging über Kaſſel nach Münden, dann über

Braunschweig nach Halberstadt. Das Landvolk wollte ihm an der preußischen Gränze die Pferde ausspannen, welches er nur mit Mühe hindern konnte. Den hübschen Bauermädchen, die seinen Wagen umgaben, sagte er, die wackern Bursche, die aus dieser Gegend unter seinem Befehl im Kriege gewesen, würden nun bald zurückkommen, und da solle jede einen hübschen Mann haben. Seine gute Laune hielt jedoch den wiederholten, unaufhörlichen Anfällen von gutgemeinten, aber beschwerlichen und seinem Krankheitsleiden wenig genehmen Ehren- und Freudenbezeigungen nicht völlig Stand. Beim Einzug in Halberstadt fand er sich sehr ermüdet, und wünschte baldigst in seine Wohnung und zur Ruhe zu gelangen. Allein auf der Straße unter seinen Fenstern tobte die ungestüme Menge mit unablässigem Geschrei. Blücher fühlte die ganze Last seiner Berühmtheit, er wurde ungeduldig, und trat endlich, krank und erschöpft wie er war, an's Fenster, um die Leute zu bitten, nach Hause zu gehn. Als er aber am offnen Fenster sichtbar wurde, verdoppelte sich das Hurrah und Lebehoch der Schreienden so mächtig, und dehnte sich dergestalt aus, daß es ihm unmöglich wurde, ein Wort durchdringen zu lassen. Sein Winken wurde nicht verstanden, man klatschte und

schrie nur desto heftiger. Nachdem er eine ganze Weile in vergeblicher Bemühung gestanden, riß ihm die Geduld völlig: „Nun so mögt ihr denn Alle" — sagte er, indem er das Fenster zuwarf, und sich umdrehte, während der Lärm draußen immer forttobte. Bei der Abreise hatte er ebenfalls ein großes Getümmel auszuhalten, bat die Leute um Gotteswillen, doch nur ruhig zu sein, und heeilte mit dem Rufe: „Nur fort! nur fort!" die harrenden Postillone. Er kam den 17. Januar nach Magdeburg, wo er seine Unpäßlichkeit überwand, und dem Generallieutenant von Borstell, den er als Kriegsmann und Mensch zu sehr ehrte, um früherer Mißhelligkeiten zu gedenken, einen Besuch machte. Am 21. Januar kam er krank in Berlin an. Eine ihm bestimmte Ehrenwache von einer Kompanie des Regiments Kaiser Alexander entließ er sogleich; er konnte an keiner Festlichkeit Theil nehmen, die seiner Zurückkunft bereitet war, alles mußte still und ruhig bleiben, doch waren abends viele Häuser der Stadt erleuchtet. Erst am 25. Januar, nachdem er durch Ruhe und Pflege sich so weit erholt, konnte er dem Könige seine Aufwartung machen, der gleich darauf ihn selbst mit einem Besuch beehrte. Einige Tage nachher empfing er die Abgeordneten der Stadtbehörde und

der Bürgerschaft, welche ihm das Ehrenbürgerrecht von Berlin überbrachten. Nach und nach stärkte sich seine Gesundheit mehr, und er konnte wieder die gewohnte Lebensweise einschlagen. Fast kein Tag verging ohne festliches Mahl oder irgend ein Begegniß der Auszeichnung, der Erheiterung, die aus der Nähe und Ferne reichlich zuströmten. Gegen Ende des März reiste er auf seine Güter in Schlesien. Ueberall auf seinem Wege wurde er herrlich empfangen und gepriesen, ganz besonders in Breslau, wohin er mehrmals kam; hier geschah auch der Antrag, ihm, als dem Befreier von Schlesien, ein Denkmal zu errichten, wozu sogleich, unter Leitung des Oberpräsidenten Merkel, des Generals Prinzen Biron von Kurland und des Grafen von Haugwitz, ansehnliche Unterzeichnungen Statt fanden. Seine schon sehr gestärkte Gesundheit völlig herzustellen, beschloß er nach dem Rathe der Aerzte das Karlsbad in Böhmen zu besuchen.

Auf der Reise durch Unpäßlichkeit verzögert, aber beim Eintreffen wieder ziemlich gesund und munter, kam Blücher am 8. Juni in Karlsbad an. Eine Kompanie österreichischer Truppen war ihm zur Ehrenwache beordert, allein er verbat dieselbe, und wollte ganz einfach wie jeder andre Kurgast

daſelbſt leben. Das konnte freilich nicht ganz gelingen; die Aufmerkſamkeit und Theilnahme der zahlreichen und glänzenden Geſellſchaft nahm ihn unausgeſetzt in Anſpruch. Am wenigſten durfte er ſich dieſem entziehen, als bald nach ſeiner Ankunft am 18. Juni der Jahrestag der Schlacht von Bellealliance eintrat. Die anweſenden Preußen luden ihn zu den veranſtalteten Feſtlichkeiten ein. Unglücklicherweiſe jedoch hatte die Geſellſchaft ſich getheilt, die Vornehmeren ihr Gaſtmahl beſonders angeordnet, und Blücher, keine Spaltung ahndend, ihnen zugeſagt, doch da er keinen Theil ſeiner Landsleute zurückſetzen wollte, ſo nahm er auch die ſpätere Einladung der Bürgerlichen an, und fand ſich zuerſt an ihrer Mittagstafel ein. Kränze, Muſik, Trinkſprüche und Lieder feierten ſeine Gegenwart. Der als Dichter rühmlich bekannte Kanonikus Liedge ſtellte in einer kurzen Anrede die Verdienſte des Helden dar; als er geendet hatte, erhob ſich Blücher zum Reden, und mit ihm die ganze Verſammlung, um ſeine Erwiederung ſtehend zu vernehmen. Er ſprach lange und ausführlich, und ſagte unter andern: „Ehrenzeichen, Titel, Würden, Belohnungen aller und reichlicher Art, ſind mir zu Theil geworden, meinen ſchönſten Lohn aber finde ich in der Liebe meiner Landsleute, in

der Achtung meiner Zeitgenossen, und in dem Bewußtsein, meine Pflicht im strengsten Sinne des Worts, mit Aufbietung aller meiner Kräfte, erfüllt zu haben." Weiterhin sprach er von dem errungenen Frieden, dem er die glücklichste Dauer verhieß: „Die Monarchen selbst, sagte er, sind in zwei verhängnißvollen Jahren Augenzeugen der Schreckniſſe und Verwüstungen gewesen, die der Krieg unausbleiblich mit sich bringt. Wehe dem Fürsten, wehe dem Volk also, das einen unrechtmäßigen Krieg aus bloßem Ehrgeiz anfängt!" Ein dreimaliges Lebehoch erklang ihm, als er seine Rede geendet hatte. Hierauf besuchte er auch den anderen Gesellschaftskreis. Zu dem Balle jedoch, der für den Abend veranstaltet war, erklärte er nur dann kommen zu wollen, wenn die unstatthafte Absonderung aufgehoben würde, und beide Gesellschaften, so wie alle Kurgäste, sich zu gemeinsamer Fröhlichkeit vereinten. Er tadelte scharf die Trennung, welche geschehen war, und ermahnte herzlich und kräftig, daß, wie alle Stände im Krieg gemeinsam gestritten, und ohne Unterschied Leben und Gut dargebracht, sie auch jetzt im Frieden ohne kleinliche Eifersucht und Scheidung zusammenhalten, und sich des gemeinsam Errungenen einig und brüderlich freuen sollten. Es geschah alles, an die-

ſem nächſten Abend, wie er es verlangt hatte. Auch aus der Heimath folgten Blüchern hieher ſchöne Huldigungen. Die Stadt Berlin hatte eine Denkmünze auf ſeine Thaten prägen laſſen, und ſandte zwei Stadträthe und zwei Stadtverordnete nach Karlsbad, um namens der Bürgerſchaft die ausgeprägten Stücke nebſt einem Glückwünſchungsſchreiben ihm den 3. Juli, am Jahrestage der zweiten Uebergabe von Paris, zu überbringen. Er ſagte den Abgeordneten unter anderem Herzlichen, daß er es zum ſchönſten Glücke ſeines Lebens rechne, in der Mitte ſo biederer und braver Menſchen zu leben, als er immer in Berlin gefunden, und er ſich daher innigſt freue, bald wieder unter denſelben zu ſein, da des Königs Majeſtät ihm durch Schenkung eines Grundſtücks Anlaß dazu gegeben habe. Er äußerte ferner, daß er von dem Gebrauche des Karlsbades den glücklichſten Einfluß auf ſeine Geſundheit und Gemüthsſtimmung verſpüre, ſo daß er ſich ganz verjüngt fühle, und von dem Seebade in Dobberan nun den beſten Erfolg hoffe. Er lud die Abgeordneten ein, mit ihm auf das Wohl der Stadt zu trinken, und gab ihnen ein feſtliches Gaſtmahl, worauf er ſie mit vielen mündlichen Grüßen an alle geliebten Mitbürger, und mit einer ſchriftlichen Dankſagung an die ſtäd-

tische Behörde zum Heimreise entließ. Schon war die Zeit seiner eigenen Abreise herangerückt, als er noch am vorletzten Tage die Freude hatte, seinen Waffenbruder Gneisenau, der vom Rhein ankam, unverhofft wiederzusehn; Blücher empfing ihn, als derselbe kaum den Wagen verlassen, sogleich mit herzlicher Umarmung. Am Tage vor der Abreise hielt er noch der paradirenden Schützengarde eine kräftige Rede, versicherte, daß er dem Karlsbade viel verdanke, und versprach im folgenden Jahre gewiß wiederzukommen. Am 23. Juli verließ er Karlsbad, von allen anwesenden österreichischen Generalen eine weite Strecke begleitet, und nahm seinen Weg über Eger und Franzensbrunn in kleinen Tagereisen nach Berlin, wo er am 2. August eintraf. Hier hatte er sogleich an einem neuen Feste Theil zu nehmen. Der 3. August, als der Geburtstag des Königs, wurde von den Truppen der Besatzung feierlich begangen. Blücher wohnte dem Gottesdienste bei, der vormittags im Thiergarten unter freiem Himmel gehalten wurde, und nahm, als der Prediger seine Rede geendet, selbst das Wort, und sprach zu den Soldaten kernhaft im Sinne des Tages, schließend mit dem Ausruf: „Hoch lebe der König!“ worauf ein dreimaliges allgemeines Hurrah erscholl, von 101. Kanonen-

schüssen bekräftigt. Vielfache Lustbarkeiten erfüllten den übrigen Tag. Blücher sprach an demselben noch ein zweitesmal nach einem geistlichen Redner, zu den Kriegern nämlich, welche durch Sorgfalt und Pflege des vaterländischen Wohlthätigkeitvereins, dem er selbst als Ehrenmitglied beitrat, von ihren Wunden genesen waren, und heute feierlich gespeist wurden; seine einfachen, aber angemessenen und kraftvollen Worte machten wie immer den tiefsten Eindruck. Nach wenigen Tagen trat er seine Reise nach Mecklenburg an.

Am 7. August nachmittags traf er unter dem Donner der Kanonen zu Dobberan ein. Das umwohnende Volk und die Fremden drängten sich wetteifernd zu seinem Einzuge, und riefen ihm Lebehoch und Hurrah tausendstimmig entgegen; am Palais, wo er mit jugendlicher Rüstigkeit aus dem Wagen sprang, empfing ihn der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin mit herzlicher Umarmung. Bei der Tafel, nachdem der Großherzog die Gesundheit des Helden ausgebracht, und dieselbe von der zahlreichen Versammlung mit rauschendem Jubel unter Abfeurung des Geschützes getrunken worden, erhob sich Blücher, und sprach Folgendes: „Es bewegt mein Herz tief, daß ich nach einem für mich so langen Zeitraume, nach so verhängniß-

vollen Jahren wieder gesund und im Frieden in mein geliebtes Vaterland habe zurückkehren können. Ich danke Ew. Königlichen Hoheit für Ihre freundschaftliche Aufnahme; erhalten Sie mir Ihre Gewogenheit, sie wird stets mein Glück sein, so wie ich es mir stets zur Ehre rechnen werde, in Ihrem Lande mein Dasein empfangen zu haben. Lassen Sie uns vergessen, was wir erduldet, und Gott für die glückliche Gegenwart danken. Gott segne Sie, Gott erfreue mein Vaterland und mich noch lange mit dem Glück Ihres Lebens. Meine Herrschaften, ich erlaube es mir, Ihnen die Gesundheit unsers Großherzogs zuzubringen. Lange lebe er und glücklich!" Am folgenden Tage führte der Großherzog ihn zu einer eigends veranstalteten Festlichkeit in das Schauspielhaus, wo er Thränen der Rührung weinte. Seine Gesundheit war so gestärkt, sein Gemüth so heiter, daß er bis zum späten Abend in dem glänzend erleuchteten Paris umherwandelte. Seine Redelust wurde auf's neue angeregt, als der Großherzog bei der Mittagstafel am 10. den Trinkspruch brachte: „Allen braven Mecklenburgern!" Blücher stand auf, und nahm das Wort: „Mecklenburger! Zu eurem Namen trete ich auf, und danke unsrem Landesvater für seinen Glückwunsch. Ich darf das; denn ich ge-

höre euch an, und es ist mir eine Ehre, euch anzugehören. Gott hat es mir, einem Mecklenburger, gelingen lassen, mitzuhelfen, daß die Welt befreiet würde vom Sklavenjoche des Tyrannen. Das ist nun geschehen, — aber mir ist mehr gelungen! Was ich unter allen Verhältnissen meines Lebens tief im Herzen bewahrte, und was ich mit innigster Sehnsucht zu erreichen wünschte, das ist erreicht. Ich bin nun da froh und frei in dem Lande, wo ich geboren ward, wo ich meine Knabenjahre verspielte, wo die Gebeine meiner braven Aeltern ruhen. Gott, du weißt es, wie ich mich darnach gesehnt habe, zu beten an ihrem Grabe, ehe auch ich mein Grab fülle. Dank dir! nun kann, nun werde ich es. Gern ruhete ich an ihrer Seite, wenn vielleicht bald mein Auge im Tode sich schließt. Doch ich wünsche nichts mehr. Zu viel habe ich schon erreicht, mehr als ich verdiene. Mein Herz gehört euch. Liebt mich wieder; bleibt, wie ich euch finde, treu eurem Gott und der Wahrheit, treu eurem Fürsten, so bleibt ihr euch selbst getreu. Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich am Ende meiner Tage meinem Vaterlande unter dem Fürsten, den ich meinen Freund nennen darf, seinen höchsten Flor prophezeihe. Lange lebe Friedrich Franz, lange und glücklich!" Von Doberan

machte er einen Abstecher nach Rostock, wo er am 15. August unerkannt eintraf, in der Petrikirche am Grabe seiner Aeltern betete, und sich darauf in das Haus führen ließ, wo er geboren worden. Die frühsten Erinnerungen seiner Kindheit belebten sich hier an jedem Winkel des Hauses neu, im Garten fand er noch einen alten Baum, an dem er als Knabe hinaufgeklettert. Auch ein Spielkamerad aus jener frühen Zeit fand sich noch am Leben, und Blücher, der den Herbeigekommenen sogleich erkannte, umarmte ihn mit Herzlichkeit. Als jener ihn Durchlaucht nannte, rief er ihm lachend zu: „Ei, närrischer Kerl, was fällt dir ein? ich denke, wir nennen einander so wie ehmals!" Er kehrte noch denselben Abend nach Dobberan zurück, und da ein heftiges Gewitter ihn ganz durchnäßte, meinte er rüstig, das sei er gewohnt. Nachdem er unter fortwährenden Festlichkeiten und angenehmen Begegnissen vier Wochen in Dobberan verweilt, und seine schon ziemlich gute Gesundheit noch mehr gekräftigt hatte, beschloß er, auch die ihm durch vielfache Erinnerungen so werthe Stadt Hamburg wiederzusehn. Am 12. September traf er daselbst ein, unter einem Zudrang und Jubel, der an die englischen Auftritte erinnerte. Seit Tettenborns Einzug im Jahre 1813. war in Hamburg kein sol-

cher Volkstag geweſen. Blücher ſtieg in der Börſenhalle ab, bei deren Eigenthümer, von Hoſtrup, er ſchon im Jahre 1806. gewohnt hatte. Er empfing die Glückwünſche des Raths, lehnte aber jede Ehrenwache ab, da er hier wie im Schooße ſeiner Familie ſein wollte; er äußerte noch: „Hamburg war mir immer theuer, ich habe 1806. ſchon geſagt, es müſſe doch am Ende gut gehen. Aber mir erzeigt man zu viel Ehre; ich habe wahrhaft nichts als meine Schuldigkeit gethan. Gott hat mich in meinen hohen Jahren erhalten, ich bin ſo friſch und geſund, wie ein junger Mann. Ich habe oft an die braven Hamburger gedacht, das können die, die um mich waren, bezeugen. Sie ſind mir ſehr lieb, die braven Hamburger.“ Auf den unabläſſigen Zuruf: „Vater Blücher!“ zeigte er ſich dem in der Straße, an allen Fenſtern und auf benachbarten Dächern gedrängten Volke, und dankte mit biedern Worten, die unendlichen Beifall weckten. Die Stadt wurde ihm zu Ehren beleuchtet, der Rath gab ihm ein Feſt; im Schauſpiel wurde ein Stück aufgeführt, das, wie ſchon ſein Name ſagte — „Vorwärts,“ — die perſönlichſten Beziehungen hatte; überall feierte man ſein Erſcheinen mit üppigſter Gaſtfreundſchaft. Seine Worte machten ihn zum Helden des Volks, wie er es ſchon

durch seine Thaten war. Man erzählte von ihm, man wiederholte seine guten Sprüche, seine bündigen Antworten, die Züge der Einfachheit und Größe. Zu dieser Huldigung und Theilnahme war die Stadt Altona diesmal mit Hamburg gleichsam vereint; dort machte der Oberpräsident von Blücher, nachgehends wegen seiner um die Stadt während der schwierigen Kriegszeit erworbenen Verdienste vom Könige von Dänemark zum Grafen von Blücher-Altona erhoben, die nächsten Ansprüche auf die Bewirthung seines hochgepriesenen Verwandten geltend. Anmuthige Vorfälle und Geschichtchen ereigneten sich in Menge. Auf einem Balle in Hamburg sangen ihm bei der Tafel 20. junge Mädchen von den ersten Familien ein Ehrenlied, er stand auf, um zu danken, und küßte nach der Reihe die 20. Sängerinnen, welchem Beginnen die ganze Gesellschaft durch wiederholtes Hurrah den lautesten Beifall rief. Er nahm die Truppen der Stadt und die Bürgergarde in Augenschein, und freute sich ihres guten Ansehns. Sein Federbusch wurde hier, wie in England, von Frauenhänden zerpflückt, die sich solcher Andenken wetteifernd bemächtigten, und ihm statt des preisgegebenen einen neuen am nächsten Tage darbrachten. Er besuchte die Feste der Freimaurer, in deren Mitte er sich immer gern

befand. Die ſchönen Landhäuſer und Gärten der reizenden Umgegend boten den reichſten Wechſel feſtlicher Unterhaltung. Seiner alten Bekannten vergaß er keinen; überall ſprach er eingedenk die früheren Verhältniſſe treuherzig an. Der Wittwe Klopſtocks, den er perſönlich gekannt und ſeinen Freund genannt hatte, und an deſſen Grabſtätte in Ottenſen bei Altona er ſtets nur mit entblößtem Haupte vorüberging, verſäumte er nicht, ſeinen Beſuch abzuſtatten, ſie ſetzte ihm eine Flaſche Tokaierwein vor, welchen ſie für ein beſonders frohes Ereigniß, nach Anordnung ihres Gatten, aufſparen ſollte, und bei deſſen Leben ſchon 15. Jahre und nach ſeinem Tode wieder 14. unangetaſtet verwahrt hatte. Zum Abſchiede empfing Blücher von der Stadt Hamburg noch das Bürgerrecht, wie er ſelbſt gewünſcht hatte. Unter mannigfachen Ausbrüchen der ihm gewidmeten Geſinnungen und Wünſche, wobei er in tiefſter Rührung ſich der Thränen nicht erwehrte, und unter andern ſagte: „Es iſt die höchſte Zeit, daß ich gehe, denn ich erliege ſonſt,“ reiſte er am 22. September mittags ab, von einem zahlreichen Ehrengefolge bis zur Gränze des hamburgiſchen Gebiets begleitet. Noch oftmals verſicherte er, ſo wohl, wie in Hamburg, ſei es ihm nirgendwo gegangen. Zu ſeinem An-

denken stiftete sein Gastfreund von Hostrup mit andern Hamburgern einen Klub, der unter dem Namen Blücherklub die Ehrentage des Helden feierte, und sich dabei die Bestimmung gab, die liebenswürdigen Eigenschaften und Tugenden desselben nach Möglichkeit zu verbreiten und zu beleben, wozu freilich Manche lächelten, welchen der Begriff von Tugenden, wie sie das gewöhnliche Leben gebrauchen kann, mit dem, was bei dem Helden so zu nennen erlaubt ist, in gar wunderlichem Abstande dünken wollte.

Nach dreitägiger Fahrt kam Blücher am 25. September wohlbehalten in Berlin an, hielt sich jedoch nur einige Tage hier auf, und begab sich wieder nach Schlesien. Abwechselnd in Breslau und auf seinen Gütern genoß er bei leidlicher Gesundheit, die ihm sogar erlaubte fleißig auf die Jagd zu gehn, vieler guten Tage. Erst in der Mitte des Januars 1817. kam er nach Berlin zurück. Karlsbad war ihm so heilsam gewesen, daß er nach vollbrachtem Winter alsbald wieder sein Absehn dorthin wandte. Zu Ende des Mai reiste er nach Böhmen ab, verweilte jedoch kaum vier Wochen daselbst, und war am 28. Juni schon wieder in Breslau, von wo er darauf in guter Gesundheit nach Kriblowitz abging. Der König hatte

verfügt,

verfügt, daß auf den Schlachtfeldern, wo die preußischen Waffen sich hervorgethan, Denkmale von Gußeisen aufgerichtet werden sollen. Zur Feierlichkeit dieser Errichtung und Einweihung des Denkmals auf dem Schlachtfelde bei der Katzbach hatte ein Königliches Handschreiben unseren Helden eigends eingeladen; sie fand am Jahrestage der Schlacht, den 26. August, auf glänzende Weise Statt; ihr wohnten außer Blücher auch Gneisenau, York und der General von Steinmetz bei, welche an jener Schlacht ruhmvollen Antheil gehabt, ferner der Prinz August von Preußen, und viele andre bedeutende Männer vom Kriegs- und Civilstande. Nach der kirchlichen Feier durch Gesang und Rede nahm Blücher das Wort, und sprach kraftvoll zur Versammlung, wie das Unglück der früheren Jahre die tapfern Preußen nicht habe entmuthigen können, und wie sie im Glauben an die gerechte Sache die verdenbenvolle Schlacht ausharrend geschlagen hätten; er dankte dem Heere für die bewiesene Tapferkeit, und schloß, indem er dem Könige, den Schlesiern, und seinen braven Waffengefährten, ein Hurrah rief, in welches die Anwesenden jauchzend einstimmten. Nach einigem Aufenthalt auf seinen Gütern traf Blücher gegen Mitte des Novembers wieder in Berlin ein.

Demselben Wechsel von Reisen und Aufenthalt folgte er im Jahre 1818. Zuvörderst jedoch schloß er ein Geschäft ab, welches ihn all diese Zeit hindurch vielfach in Anspruch genommen hatte. In London war nach der Schlacht von Bellealliance ein Verein zusammengetreten, um für die verwundeten Krieger Hülfsgelder einzusammeln. Der Stifter des Vereins, ein in London ansäßiger Deutscher, Rudolph Ackermann, ausgezeichnet durch gewerbfleißige Thätigkeit und wackre Gesinnung, ertheilte Blüchern den klugen Rath, er solle in Briefen nach London gradezu voraussetzen, die Sache gelte den Preußen wie den Engländern; dies geschah, und hatte die Folge, daß der Verein, dem diese Ausdehnung vielleicht sonst fern geblieben wäre, bedeutende Summen an Blücher sandte, deren Empfang und Verwendung sich dieser besonders angelegen sein ließ. Jetzt machte Blücher in den Zeitungen bekannt, daß die eingegangenen Gelder, im Ganzen beinahe 264,000. Thaler, bereits ihre Bestimmung erhalten hätten, und für weitere Ansprüche nichts mehr übrig sei. Im Anfange des Mai begab er sich nach Schlesien; er hatte die Freude, hier von dem Könige ein aus Moskau erlassenes höchst gnädiges Schreiben vom 18. Juni zu empfangen, welches ihn zu dem Tage, an wel-

chem unter seiner Führung vor drei Jahren ein so glänzender Sieg erfochten worden, Glück wünschte, und ihm zugleich die Ernennung seines Adjutanten Grafen von Moſtitz, deſſen edler Hingebung das Vaterland die Erhaltung des Feldherrn an jenem glorreichen Tage verdanke, zum Oberſten ankündigte. Zur gewöhnlichen Badezeit reiſte er nach Karlsbad, wo er ſich anfangs unwohl, bald aber beſſer befand. Im September kehrte er nach Schleſien, und im Oktober nach Berlin zurück. Hier pflegte er in gewohnter Weiſe zu leben, in mancherlei Thätigkeit, die er ſich gab, und im Genuſſe der geſelligen Annehmlichkeiten, die ſich für ihn noch immer vervielfältigt darboten. Bei Feſten und Gaſtmahlen zeigte ſich ſeine Beredſamkeit, bei vielfältigen Anläſſen ſeine gute Laune, ſein volksmäßiger Sinn, oft auch ſein aufbrauſender Zorn und ſein in Ausdrücken maßloſer Ungeſtüm. Vieles von dem, was in den öffentlichen Angelegenheiten vorging, reizte ſeine Galle; er tadelte bitter und ohne Scheu, was ihm mißfiel, oft das Allgemeine ganz in dem Perſönlichen verlierend. Beſonders dem Staatskanzler Fürſten von Hardenberg verurſachte er durch ſeine Derbheit manches Ungemach, da er nicht nur den Abweſenden oft grimmig durch ſeine Mißreden verfolgte, ſondern ihn auch als

Gegenwärtigen zuweilen durch unvermutheten Anspruch und Vorwurf antastete. Am meisten war dies der Fall, wenn er durch Unglück im Spiel seine Mittel erschöpft, und daher seine gewohnten Zerstreuungen für den Augenblick unterbrochen sah, da sich denn sein Mißbehagen gern jedem Ausweg überließ. Viele der Vorgänge und Züge, die für unseren Helden allerdings karakteristisch sind, wird erst die Folge, wenn schriftliche Denkwürdigkeiten sich vervielfältigt haben, an das Licht bringen. Einiges möge beispielweise hier seinen Platz finden. Seinen Schildwachen hatte er schon früher zum Winter weiße Wildschuren geben lassen, und die an sich geringfügige Sache beschäftigte ihn ungemein; seine Augen weideten sich an dem stattlichen Putz, der ihm seine Soldaten gegen die Kälte schützte, und auf den er, mehr als jene, mit stolzem Behagen sich recht was zu Gute that. Beim Wiedereintritt des Winters bemerkte er schon mit Verdruß, daß die Wildschuren nicht sogleich wieder im Gebrauch erschienen, und fragte und verfügte deßhalb das Nöthige. Als aber nun das Bekenntniß erfolgte, es sei die eine derselben während der Sommerzeit, man wisse nicht wie, abhanden gekommen, die andre noch übrige aber als einzelne doch nicht schicklich zu gebrauchen, da gerieth er in

einen Zorn, der auf geraume Zeit in seiner Umgebung merklich blieb, er beklagte den Verlust als den eines unschätzbaren Gutes, und den durch neue Anschaffung zu ersetzen er sich wirklich nicht entschließen konnte, so schmerzlich ihm auch der nun immer sichtbare Mangel täglich in die Augen fiel. Der nachfolgende Auftritt liefert eine ganz besondre Mischung erschreckender und belustigender Heftigkeit. Am 15. December empfing Blücher von einem hohen Staatsbeamten, der jetzt auch schon verstorben ist, ein Schreiben, welchem als Beleg der Bericht einer unteren Behörde beigefügt war, worin Blücher anführungsweise immer nur kurzweg der p. p. Blücher genannt wurde. Der Inhalt befriedigte ihn wenig, denn die Auszahlung einer Geldsumme, die er als Rückstände seiner Präbende ansprach, fand noch einige Schwierigkeit. Indem er das ungünstige Blatt ärgerlich anschaut, beißt ihn plötzlich das p. p. in die Augen, er fühlt die unerhörteste Beleidigung, sieht das Papier, als traut er seinen Augen nicht, nochmals genauer an, bricht dann fluchend und schimpfend in heftiges Donnerwetter aus, steckt das Blatt ein, und zieht stürmend die Klingel; niemand erfährt, was ihn so aufbringt; ein Bedienter muß ihn bei dem Minister sogleich anmelden, bringt aber unverweilt die

Antwort, derselbe werde lieber dem Fürsten selbst aufwarten, dem er auch außerdem zu seinem Geburtstage morgen persönlich Glück zu wünschen beabsichtige. Zahlreiche Besuche finden sich am folgenden Tage bei Blücher ein, Generale und Offiziere erfüllen den Saal, auch jener Minister erscheint, Blücher nimmt den Eintretenden sogleich in ein Nebenzimmer, läßt jedoch die Thüre halboffen, wiewohl auch geschlossen sie den durchdringenden Hall seiner erhöhten Stimme kaum würde beschränkt haben; „Aber Ew. Excellenz!" hub er mit Macht an, und ein furchtbares Donnerwetter nach dem andern entlud sich über den Betroffenen, der nicht zum Worte kommen konnte; „Seid ihr des Teufels, mich einen p. p. zu nennen? Da soll ja das Wetter drein schlagen! Für den Soldaten bin ich Vater Blücher, und will ich nichts anders heißen, aber für euch Tintenkleckser bin ich Feldmarschall und Fürst, ihr mögt mir mit eurem p. p. nur noch einmal kommen, ihr mögt selber p. p. sein, aber ich nicht!" Und so fuhr er in grimmigstem Eifer fort, zwischen den ärgsten Worten immer wieder p. p. einschaltend, mit so komischer Wirkung, daß aller anfängliche Schrecken sich in Neigung zum Lachen milderte. Der Eifer hatte sich Luft gemacht, und nachdem Blücher wieder

hervorgetreten war, und den Offizieren eine anfangs ernste, dann aber in derben Scherz übergehende Anrede gehalten, nahm alles eine heitre Wendung und endete in guter Freundschaft. Im Gegensatze dieses Vorfalls, wo Blücher so sehr auf seine Standeswürde halten wollte, konnte man ihn mit den Geringsten aus dem Volke harmlos umgehn, und jede Vertraulichkeit über sehn. Ohne Bedenken rief er einen vorübergehenden Landwehrmann auf der Straße an, um seine ausgegangene Tabakspfeife gegen dessen glimmenden Pfeifenstummel zu setzen, und so gemeinsam wieder anzurauchen. Vielfach quälten ihn seine Krankheitsleiden; in dem Unbehagen und Mißmuth, welche er bei den stets erneuerten Störungen empfand, hielt er sich mit größeren Uebeln behaftet, als ihm wirklich zukamen. Bald versicherte er, die Brustwassersucht zu haben, bald den Brand in den Eingeweiden, bald glaubte er fest, einem organischen Fehler zu erliegen. In solchen Zeiten konnte er ängstlich und verzagt sein; „Kinder, sagte er alsdann wohl, ihr müßt die Nacht bei mir bleiben, damit ich mir nichts anthue," wobei doch sein Gemüth einer milden Ergebung stets offen war. Wirklich litt er oft große Schmerzen, und der enge Zusammenhang, in welchem Körper und

Seele in ihm zusammenlebten, darf seiner Krankheitsgeschichte, die wir von geschickter Hand noch zu erwarten haben, einen mehr als gewöhnlichen Reiz verleihen. Im Wechsel solcher Zustände war ihm die bequemste Unterhaltung die liebste, eine Spielparthie die wirksamste Zerstreuung, und ein guter Kumpan ihm zur Gesellschaft mehr werth, als ein schöner Geist oder die würdigste Standesperson.

Im Frühjahr 1819. empfing Blücher zu seinen vielen Orden noch einen neuen, nämlich das Großkreuz des von dem Großherzoge von Sachsen-Weimar eben gestifteten weißen Falkenordens, womit sich die Reihe dieser Auszeichnungen für ihn beschloß. Er trat bald wieder die gewohnte Reise an, zuerst nach Schlesien, dann nach Böhmen. Er fühlte wohl, daß mit jedem Jahre seine Kräfte sich minderten, und sprach öfters von der Annäherung seines Endes; „Für den Tod kein Kraut gewachsen ist," pflegte er mit heiterem Muthe zu sagen. Doch ließ sich dieser Sommer noch leidlich genug für ihn an, und gab Hoffnung zu längerer Lebensdauer.

Im Karlsbade traf er diesmal mit Schwarzenberg zusammen, und die beiden Waffenbrüder bezeigten einander die biederste Herzlichkeit. Ziem-

sich hergestellt und gestärkt, so daß sein Arzt nicht nöthig fand, ihn länger zu begleiten, verließ er Böhmen, nachdem er noch den Fürsten von Schwarzenberg auf dessen Herrschaft Worlick besucht hatte, und traf zu Ende des August in Schlesien auf Kriblowitz ein. Hier jedoch wurde er alsbald von einer ernstlichen Krankheit befallen. Der Medizinalrath Doktor Wendt wurde sogleich aus Breslau herbeigerufen, und verordnete die zweckmäßigsten Mittel; da jedoch Blücher sich weigerte, Arznei zu nehmen, und überhaupt in seiner Eigenart schwer zu behandeln war, so mußte durch Stafette sein früherer Arzt, der durch mehrjähriges Zusammensein ihm vertraut und gewohnt gewordene Regimentsarzt Doktor Bieske von Berlin geholt werden. Dieser vermochte viel über den Kranken, konnte jedoch nicht immer den regelmäßigen Gebrauch der Mittel von ihm erlangen. Blücher war überzeugt, daß sein Tod herannahe, und sah ihm furchtlos entgegen. Zu seinem treuen Gefährten, dem Obersten Grafen von Nostitz, der ihm auf sein Begehren einen Labetrunk reichte, sagte er: „Nicht wahr, mein lieber Nostitz, Sie haben manches von mir gelernt, jetzt sollen sie auch noch von mir lernen, wie man mit Ruhe stirbt!“

Der König, damals in Schlesien, sandte auf die Nachricht von der Verschlimmerung der Krankheit am 5. September seinen Generaladjutanten von Witzleben zu ihm, dieser fand ihn schwach, aber bei voller Besinnung. Blücher trug dem General auf, Seiner Majestät für alles ihm widerfahrne Gute zu danken, Höchstihrem Wohlwollen seine Gemahlin zu empfehlen, auch zu bitten, daß er ohne Gepränge, auf dem Felde, an der von ihm näher bezeichneten Stelle, am Wege von Kriblowitz nach Kauth, unter den daselbst stehenden drei Linden beerdigt würde. Der General wandte ihm ein, er dürfe an seinen nahen Tod noch nicht denken, da die Aerzte seinen Zustand keineswegs für rettungslos hielten. Blücher aber versetzte: „Ich weiß, daß ich sterbe, denn ich fühle es besser, als die Aerzte meinen Zustand beurtheilen können. Ich sterbe gern, denn ich bin nichts mehr nutz. Sagen Sie dem Könige, daß ich treu für ihn gelebt habe, und treu für ihn sterbe.“ Nach diesen Worten nahm er mit einem Händedruck förmlich Abschied. Am Tage darauf kam der König selbst, in Begleitung des Prinzen Karl, ihn zu besuchen, wurde aber erst nach einer Weile von ihm erkannt. Der König sagte ihm unter mehreren wohlwollenden Aeußerungen: „Sie können überzeugt sein,

daß niemand mehr Theil an ihrem Wohle nimmt, als ich. Ich weiß, was das Vaterland und ich Ihnen schuldig sind. Geben Sie die Hoffnung zu Ihrer Wiederherstellung nicht auf, aber folgen Sie auch dem Rathe der Aerzte, und brauchen Sie die Mittel, die man Ihnen darbietet." Blücher dankte dem Könige mit größter Rührung, bezweifelte die Möglichkeit seiner Genesung, wiederholte, daß er gern sterbe, und empfahl dem Könige nochmals seine Gattin. Nach diesem Besuche wurde sein Zustand immer schlafähnlicher und schmerzloser, die Kräfte verließen ihn allmählig, er verschied sanft am 12. September abends um 10. Uhr, im 77. Jahre seines Lebens. Der König ließ das Heer, dem Andenken des Verstorbenen zu Ehren, auf 8. Tage Trauer anlegen. Die bei Breslau zur Uebung versammelten Truppen rückten aus, und hielten dem abgeschiedenen Feldherrn, an seiner erwählten Grabstätte bei den drei Linden, eine kriegerische Todtenfeier. Die zurückgelieferten Ordenszeichen erhielten, als vaterländische Denkwürdigkeiten, zur würdigen Aufbewahrung einen besondern Platz in den königlichen Sammlungen. Auch im Auslande wurde sein Andenken vielfach gefeiert; in Hamburg legte die Bürgergarde Trauer an, der Blü-

cherklus und andre Vereine widmeten ihm dem Ausdruck ihres Betrübniß.

Blüchers war von großer, schlanker Gestalt, von wohlgebildeten, starken Gliedern. Das Alter, weniger als Krankheitsleiden gaben ihm zuletzt seine vorwärtsgebeugte Haltung. Doch sein Haupt erhob sich in aller Schönheit, welche das Alter, das so viele nimmt, noch verleiht. Ein herrlicher Schädel, nur noch spärlich bedeckt von grauen Haaren, eine prächtige Stirn, eine starke, gekrümmte Nase, scharfe, heftig rollende und doch im Grunde sanftblickende, hellblaue Augen, dunkel geröthete Wangen, ein feiner, aber vom starken, herabhängenden Schnurrbart fast überschatteter Mund, ein wohlgeformtes starkes Kinn, alles dies stimmte zu einem tüchtigen Menschenantlitz überein, dessen ausgearbeitete Züge sogleich einen bedeutenden Karakter erkennen ließen. Sein ganzes Ansehn trug das Gepräge eines Kriegshelden, eines gebietenden wie eines vollstreckenden. Muth und Kühnheit leuchteten aus seinem ganzen Wesen hervor, von dem Ausdruck eines tiefen inneren Gleichmuths, einer persönlichen Unbekümmertheit begleitet, die ihm auch wirklich unter allen Umständen eigen blieben. Seine Sprache war rauh und dumpf,

wegen Mangels der Zähne etwas lispelnd, im Zorne überaus hart, in gewöhnlicher Rede mild und traulich. Seine Eigenthümlichkeit hat der Verfasser der Feldzüge des schlesischen Heeres in folgenden Worten treffend aufgezeichnet: „Mit einem scharfen durchdringenden Verstande, war er ohne alle wissenschaftliche Ausbildung geblieben, allein in dem Umgange mit Menschen sich leicht in jedes Verhältniß findend, in jedem mit Festigkeit auftretend und mit großem Takt sich bewegend, erwarben ihm seine unerschöpfliche Heiterkeit und anspruchslose gutmüthige Haltung überall Freunde. Er verspottete nie das Wissen, aber er überschätzte es auch nie. Er sprach ohne Rückhalt über die Vernachlässigung seiner Erziehung, aber er wußte auch recht gut, was er ohne diese Ausbildung leisten konnte. Seine Unerschrockenheit in gefährlichen Lagen, sein Ausdauern im Unglück, und sein bei allen Schwierigkeiten wachsender Muth, gründeten sich auf das Bewußtsein seiner körperlichen Kraft, die er in früheren Feldzügen im Handgemenge oft geübt hatte. So war es bei ihm, nach und nach zur Ueberzeugung geworden, daß es keine militairische Verlegenheit gebe, aus welcher man sich nicht am Ende durch einen Kampf Mann gegen

Mann herausziehen könne. Von einem Offizier, der nicht diese Ansicht theilte, hätte er keine große Meinung. Tapferkeit mußte nach seiner Ansicht den militairischen Ruf geben, und daß der Tapfere ihn verliere, schien ihm unmöglich. Nie trat bei ihm auch nur die leiseste Besorgniß ein, daß ein Rückzug oder eine verlorne Schlacht ihm den seinigen nehmen könnte. So war der Wunsch, große Heere zu befehligen, ihm völlig fremd, er setzte sich als Feldmarschall eben so gut vor eine Schwadron, als vor ein ganzes Heer. Den Offizieren seiner Umgebung schenkte er sein Zutrauen nur, wenn er sie für unternehmend hielt, dann aber, und wenn sie dies Zutrauen einmal hatten, war es unbedingt. Er ließ sich ihre Entwürfe zu Märschen, Stellungen und Schlachten vorlegen, faßte alles schnell auf, und hatte er sie gebilligt, und die Disposition unterschrieben, so nahm er keinen fremden Rath an, und keine geäußerten Besorgnisse machten den geringsten Eindruck auf ihn. Er führte eine fremde Idee, welche er gutgeheißen hatte, ganz wie seine eigne aus. Es ist dagegen nicht zu läugnen, daß er, in Folge seines Temperaments, in allen Schlachten zu lebhaft, zu unruhig war. Wenn die Truppen ihre Befehle hatten, so konnte er die Ausführung kaum

erwarten, und alle Bewegungen ſchienen ihm zu langſam. Es war nicht rathſam, ihm den Entwurf zu einer Schlacht vorzulegen, deren Dauer auf den ganzen Tag, und die Entſcheidung auf den Abend berechnet war. Sein Karakter verlangte ſchnellere Entſcheidung. Die Reiterei war ſeine Lieblingswaffe. Er begünſtigte ſie zwar nie auf Rechnung der übrigen, allein eine Schlacht, in welcher die Reiterei nicht entſchieden hatte, ſchien ihm für ſie ein Vorwurf zu ſein, und er erwähnte ihrer nicht gern. Dies wird es erklären, warum er von dem Gefecht bei Hainau, welches doch nicht zu den entſcheidenden Kriegsbegebenheiten gehörte, lieber ſprach, als von ſeinen großen Schlachten.“ Seine Kriegsführung zeigt überall denſelben Karakter des Eifers und der Kühnheit; ſein Heer iſt immer angeſtrengt, ſehr oft in allzu großen Fernen vertheilt, zum Angriff und zur Vertheidigung zu weit auseinander; er ſelbſt wird häufig überfallen. Aber ſein unaufhaltſamer Muth und raſtloſer Drang eilen über alle Fehler hinweg, überbieten alle Berechnungen; für ſich allein, oder verbunden mit andern Feldherren, mit eignen oder mit fremden Truppen, ſelbſtſtändig oder von höherem Befehl abhängig, immer dringt er entſchloſſen auf den Feind, keine politiſche wie keine perſönliche Gefahr ken-

nend, und durch keinen Gedanken an Verantwortung in den kühnsten Wagnissen jemals gehemmt.

Von seinem Gleichmuth in Gefechten, von seiner Todesverachtung, werden viele Züge erzählt. Im größten Kugelregen bei Ligny rauchte er gelassen seine Pfeife, die er an der brennenden Lunte des nächsten Kanoniers angezündet hatte. In welche Gefahren er oft blindlings hineinsprengte, ist schon bei mehreren Gelegenheiten bemerkt worden. So hatten seine Umgebungen immer alle Mühe, ihn von der persönlichen Theilnahme an einzelnen Angriffen zurückzuhalten; besonders wenn ein Gefecht ungünstig ausfiel, dann wollte er zuletzt immer persönlich mit Reiterei alles wieder umlenken, und indem er etwa sagte: „Ich werde sie gleich mal anders fassen," oder „Na, ich will schon machen, laßt mich nur erst unter sie kommen," sah er sich eifrigst nach der nächsten Reiterei um, rief die Anführer herbei, denen er das meiste zutraute, und war oft kaum zu verhindern, seinen für das Ganze vielleicht schon zwecklosen, für die Truppen aber selbst im Gelingen verderblichen Anschlag auszuführen. Diese Unerschrockenheit und dieser Gleichmuth bedurften nicht der Spannung, die das Schlachtfeld in der Seele zuweilen erst erweckt. Aus dem Schlaf aufgerüttelt, um die Meldung zu

vernehmen, daß Napoleon eine neue, so unerwartete als kühne Bewegung ausführe, antwortete Blücher gähnend: „Da kann er die schönsten Schmiere kriegen!“ gab einige für den Fall nöthige Befehle, und drehte sich gelassen auf die andere Seite zum Weiterschlafen. Durch solche Art zu sein und die Dinge zu nehmen hatte Blücher eine unwiderstehliche Wirkung auf das Volk; der gemeine Mann war ihm überall, wo er sich zeigte, sogleich zugethan; selbst in Frankreich fühlte das Volk eine Art Vorliebe für ihn, die sich freilich, sobald es auf Worte ankam, oft nur in der vorzugsweisen Anfeindung, die gleichwohl den tieferen Antheil in sich faßte, zu erkennen gab. Ihm war insbesondre die Gabe eigen, mit den Soldaten umzugehn, sie zu ermuntern, zu befeuern; mit dem Schlage weniger Worte, wie sie der Augenblick ihm eingab, durchzuckte er die rohesten Gemüther. Einst wollt' er kurz vor einem Sturme seine Truppen anreden, da fiel ihm ihr schmutziges Aussehn auf, und sogleich an diesen Eindruck seine Worte anknüpfend, rief er in seiner Kraftsprache: „Kerls, ihr seht aus wie die Schweine. Aber ihr habt die Franzosen geschlagen. Damit ist's aber nicht genug. Ihr müßt sie heut wieder schlagen, denn sonst sind wir Alle — verloren, (seinen eigent-

ſichen Ausdruck erlaubt die Schriftſprache nicht) — alſo friſch druf, Kinder!" Eine Anrede, welche von der größten Redekunſt nicht glücklicher ausgedacht und angeordnet werden könnte; ſie iſt, trotz der gemeinen Worte, wahrhaft erhaben und begeiſternd. Eben ſo glücklich trafen oft ſeine Scherzworte, z. B. wenn er einem Bataillon Pommern, welches beim Eindringen in Frankreich überaus brav gethan, aber auch ſehr gelitten hatte, und in ernſter, faſt düſtrer Haltung einherzog, vertröſtend zurief; „Nun, Kinder, ſollt ihr auch ſo lang in Frankreich bleiben, bis ihr Alle franzöſch könnt!" Das ganze Bataillon war augenblicklich in gute Laune verſetzt. Mit ſeinen Offizieren ging er eben ſo vertraulich, ja ganz kammeradſchaftlich um. Man erzählt, daß er in Pommern, als er wegen der Krankheit, die ihn dort befiel, oft früh zu Bette gehn mußte, einſt unter ſeinen Offizieren, die den Abend geſellig verbrachten, noch ſpät unvermuthet wieder eingetreten ſei, im Hemde, auf einen Knüppel geſtützt; er wollte an der Unterhaltung Theil nehmen, ging um den Tiſch herum, und fing an, die Spitze ſeines Holzes einem ſeiner Lieblinge ſcherzend in's Fleiſch zu bohren, dieſer ſprang auf, und verbat ſich lebhaft bei Seiner Excellenz den nicht gar ſanften Scherz; doch Blücher gutmüthig

polternd, verſetzte: „Na, was denkt ihr denn? meint ihr, weil ich krank bin, werd' ich euch ungehudelt laſſen?" und war in ſeinem wilden Aufzuge noch eine ganze Weile nicht aus der traulichen Genoſſenſchaft wegzubringen. Ein ſolch geſelliges Zuſammenſein mit Kriegskammeraden und andern guten Leuten, die lebten und leben ließen, allenfalls ein Spiel mitmachten, einem Glaſe Wein Beſcheid thaten, und mancherlei erzählen und anhören konnten, war immer ſein beſtes Vergnügen. Er liebte beſonders den Champagner, und kurz vor den Schlachten in Flandern hielt er demſelben in Namur bei Tiſch eine Lobrede, indem er das Glas erhob, und in die tiefe Betrachtung ausbrach: „Iſt es nicht Jammerſchade, daß man gegen ein Volk muß Krieg führen, das einen ſo herrlichen Trank braut? Man ſollte denken, das müßten die allerbeſten Menſchen ſein, aber o Gott, o Gott!" Nichts war merkwürdiger, als wenn er von ſeinen Kriegsereigniſſen erzählte. Am liebſten ſprach er, wie ſchon bemerkt, von den Vorfällen in Schleſien, von dem Gefechte bei Hainau, und beſonders von der Schlacht an der Katzbach; wenn er die einzelnen Umſtände lebendig und anmuthig vortrug, glaubte man darauf ſchwören zu müſſen, daß die Sachen ſo geweſen, wie er ſie darſtellte, und doch war

meistens alles falsch. Seine Einbildungskraft hielt ihm Lieblingsbilder vor, wie die Sache hätte sein können, und am meisten nach seinem Sinne würde gewesen sein, und diesen folgte er dann unbedenklich. Die größten Feldherren, auch Friedrich der Große sagt man, waren von dieser Uebertragung nicht frei, daß sie die Macht, mit welcher sie auf die Ereignisse selbst wirkten, auch späterhin auf die Erzählung davon zuweilen ausdehnten. Hieher mag folgendes Geschichtchen gehören, welches wir an mehreren Orten aufgezeichnet finden. Ein fremder Offizier war zu Tische bei Blücher, und bat ihn inständigst, von der Schlacht an der Katzbach zu erzählen. Erst wollte er nicht; darauf wandte er sich an Gneisenau, der ihm gegenüber am andern Ende der Tafel saß; „Gneisenau, das müssen Sie doch sagen, daß ich die allein gewonnen habe?" — Ich sah mir die Gegend an; sie schien mir geeignet, die Franzosen erst über die Katzbach herüber zu lassen, und dann wieder hinein zu werfen. — Gneisenau, ich dächte hier. — Nein, das geht nicht, meint Gneisenau. — Ich dachte, er muß es verstehn, und wandte mein Pferd, um weiter zu reiten. Aber kaum bin ich zehn Schritt geritten, so muß ich das Pferd wieder umdrehen, muß mir die Gegend ansehn; ich reite an Gneisenau,

der will aber gar nicht. Wir reiten weiter bis Jauer, und bleiben da die Nacht. Ich werfe mich auf's Stroh, und wollte schlafen, hatte aber keine Ruhe, die Hügel standen immer noch vor meinen Augen. Ich ging noch zu Gneisenau, und sagte, wir müßten da schlagen, wir würden sicher siegen. — Wenn Sie's durchaus haben wollen, antwortet der, so mag's geschehen; es wird am Ende wohl gehn. — Die Brigaden brachen auf. Und ich hatte diesmal Recht, denn es ging auch." Wir wissen jedoch, daß die Schlacht nicht so ganz auf diese Art hervorging. Ein andermal sprach Blücher ausführlich von den Schlachten von Brienne und von Champaubert, und seine ganze Erzählung setzte als unzweifelhafte Thatsache voraus, daß der letztere Vorfall dem ersteren vorangegangen; ein Adjutant bemerkte ihm den Irrthum mit bescheidener Beflissenheit; das war aber Blüchern ein schlechter Dienst: „Warum nicht gar! brummte er, mit verdrießlichem Seitenblick auf den Berichtiger, das werd' ich doch wohl besser wissen? Wollen mich wohl noch konfuse machen!" Hier mag auch noch erwähnt werden, daß auch die Namen der Oerter und Personen in seiner Einbildungskraft leicht Umgestaltungen erlitten, die er dann hartnäckig festhielt; so hieß der Montmartre bei ihm

unwiderruflich Sankt Märten, der Marschall Marmont eben so sicher Marmotte; ähnliche Willkür und Beharrlichkeit in dergleichen wird auch von Napoleon erzählt. — Wenn er eigentliche Reden hielt, wozu er besonders in den letzteren Zeiten, durch so manchen glänzenden Erfolg aufgemuntert, gern die Gelegenheit nahm, so ging seine Ausdrucksweise nicht sowohl auf gedrungene Stärke, als vielmehr auf behagliche Breite, auf allen Gemeinplätzen der Ansichten und Empfindungen verkehrend, ja auch Rührungsmotive, die einst so allgemein an der Zeit waren, nicht verschmähend, und nur hin und wieder durch ein treffendes Wort, durch eine kecke Wendung, das Ganze rettend. Der Fluß seiner Rede war alsdann, wie sein Selbstvertrauen, bewundernswerth; sein Anlauf schlug hier, wie im Felde, wohl bisweilen um, aber niemals blieb er stecken; die Sprachlehre machte ihm keine Sorge, er sprach sein gutes verständliches Deutsch, zwischen der Umgangssprache und der Mundart des Volks in der Mitte schwebend, mit einem starken Hange jedoch zu den Eigenheiten des letztern in Redensarten und Aussprache. Die oben bezeichnete Empfindungsweise war im Grunde seinem Wesen tiefer angehörig, als auf den ersten Anblick scheinen könnte; sie war überhaupt der späteren

Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts eigen, das Milde, das Menſchliche, drängte ſich überall hervor, und wollte ſich jeder Kraftäußerung beigeſellen. Von Blücher ſind heftige Ausbrüche des Zorns, harte Befehle in allgemeinen Anordnungen, aber kein Zug einzelner Grauſamkeit — die Geſchichte mit dem katholiſchen Prieſter in Polen hat wenigſtens ihre zwei Seiten — keine Handlung unmenſchlicher Härte, keine freche Luſt an böſer Gewaltthätigkeit bekannt. Während der höchſten Aufreizung vergaß er in dem Feinde nie den Menſchen, der tapfre konnte ſtets auf ſeine Achtung, der beſiegte, der verwundete, auf ſeinen Schutz, auf ſeinen Beiſtand rechnen. In den leidenſchaftlichſten Ausbrüchen ſeiner Unzufriedenheit machte er ſich durch Schelten, aber nicht durch Schlagen Luft. Seine Gutmüthigkeit zeigte ſich in allen ſeinen Lebensverhältniſſen; es wurde ihm in den meiſten manches geboten, was er ohne vielen Harm gut ſein ließ.

Wahrhaft groß erſcheint Blücher in ſeiner neidloſen, freudigen Anerkennung des Verdienſtes Anderer, ſowohl ſolches, das er ſelbſt nicht theilen konnte, als auch deſſen, welches in der Bahn des ſeinigen lag. Jede würdige Erſcheinung, jede tüchtige Kraft hielt er in Ehren, den Staatsmann

und den Schriftsteller, den Kaufmann und den Künstler, sobald sie ihm in der Persönlichkeit oder in dem Namensausehn entgegentraten, die ihren Werth ihm verständlich machten. Das Verdienst des Kriegsmannes wußte er unmittelbar durch eigenes Urtheil zu würdigen. Nicht nur erkannte er willig jede Eigenschaft seiner Mitfeldherren an, auch den Einsichten der Oberbefehlshaber, welchen er zu verschiedenen Zeiten mehr oder minder zu folgen hatte, unterwarf er gehorsam seine eigne Meinung, so lange nicht die Umstände ihm gebieterisch seine Selbstständigkeit aufdrangen, die er dann freilich zu behaupten wußte. Aus der höchsten Prüfung ging sein Karakter rein und groß hervor in den Verhältnissen, welche, einzig in ihrer Art, erst zu Scharnhorst und dann zu Gneisenau, besonders aber zu dem letzteren, ihm zu Theil wurden. Mit aufrichtiger Selbsterkenntniß unterwarf er sich der höheren Einsicht dieser Männer, welche weniger seine Untergebenen, als seine Freunde und Vertraute waren, und gleichwohl in ihm den gebietenden Feldherrn nie vermissen konnten. Scharnhorst wurde früh von seiner Seite gerissen; Gneisenau aber blieb der unzertrennliche Gefährte der ganzen Siegeslaufbahn, und welcher Antheil demselben an deren Erfolgen gebühre, hat

Blücher in dem höchsten Taumel der Huldigungen, auf dem Gipfel des Ruhmes und der Ehren, stets eifrig und laut verkündigt. Schon im Früheren ist manches dieser Art erwähnt worden. Hieher gehört aber noch das große Wort, durch welches Blücher einst die Lobreden, die man ihm zum Ueberdrusse vorgetragen, ungeduldig unterbrach: „Was ist's, das ihr rühmt? rief er wie begeistert, es war meine Verwegenheit, Gneisenau's Besonnenheit, und des großen Gottes Barmherzigkeit!" Ein andermal, in einer großen Versammlung, als bei Tisch viele Trinksprüche schon ausgebracht, und Sinn und Streben auf Seltsames und Wunderliches gerichtet war, verhieß Blücher, Alle überbietend, er wolle thun, was ihm kein Andrer nachmachen könne, er wolle seinen eignen Kopf küssen; das Räthsel blieb nicht lange ungelöst, er stand auf, ging zu Gneisenau hin, und küßte ihn mit herzlicher Umarmung. Noch bei vielen Gelegenheiten gab er wiederholt das offne Bekenntniß, er selbst sei im Felde nur der ausführende Arm, aber Gneisenau das leitende Haupt gewesen. Ihre beiderseitige Freundschaft blieb ungetrübt bis an's Ende, und kein Augenblick von Eifersucht rief jemals eine Theilung und Sonderung dessen herbei,

was durch das Leben selbst vereint worden, und nur also vereint in seinem vollen Werthe besteht.

Bei aller biederen Gradheit und unbefangenen Treuherzigkeit hatte Blücher eine Eigenschaft, die jenen zu widersprechen scheint, aber in bedeutenden Karaktern sich gar wohl mit ihnen verbündet, ja dem Wesen des Feldherrn nie ganz fremd sein kann. Er verband nämlich mit jenen Eigenschaften zugleich die listigste Schlauheit und die durchtriebenste Verschmitztheit. Sein scharfer Verstand hatte in den vielfachen und langdauernden Erfahrungen, die ihm zu Theil wurden, einen Schatz von Welt- und Menschenkenntniß geschöpft, den seine Urtheilskraft klug zu gebrauchen wußte. Ihm war zu viel Ueberblick und Gewandtheit verliehen, um das, wozu die Natur ihn gemacht hatte, was er ursprünglich war, nicht auch oft mit Bewußtsein und Absicht sein zu wollen. Die Stellung, welche er durch seine Persönlichkeit hatte, die Wirkungen, welche er durch seine Eigenart hervorbrachte, waren ihm wohlbekannt; es war seiner Verstellungskunst die bequemste Aufgabe, nöthigenfalls nur sich selber zu spielen, wenn er seiner etwa mehr bedurfte, als er dem Anlasse grade vorhanden war. Manchen Auftritten seines späteren Lebens, besonders mit Personen oder bei Gelegenheiten,

welche ihm gering dünkten, weil ſie keinen höheren ſittlichen Antrieb in ihm aufregten, lag ein ſolches Spiel zum Grunde, in welchem es ſchwer geweſen ſein dürfte; das Unächte von dem Wahren jedesmal genau zu unterſcheiden, denn dies letztere durfte nie ganz fehlen. So ſchien er manche Vortheile gar nicht zu beachten, die er ſehr wohl ſchätzte, und geſchickt zu erſtreben wußte. So verſtand er Anſehn und Gunſt, ſei es der Großen oder des Volkes, auch da mit einer Art von Klugheit aufzunehmen und zu behandeln, wo er nur das Dargebrachte auf ſich einſtrömen zu laſſen ſchien. Sein heftiges Schimpfen und Toben war nicht ſelten mit beſonderen Zwecken verknüpft; er wußte genau, wo er damit etwas ausrichten, und hinwider alles verderben könnte; es gab Verhältniſſe, die er fortdauernd mit zarteſter Schonung behandelte, in denen er ſich nie vergaß, dagegen andre, in welchen er, weil er ſeinen Boden kannte, ſich alles erlaubte, und keine Rückſicht mehr gelten ließ. In die Umſtände und Lagen, deren Uebergewicht er nicht bemeiſtern konnte, wußte er ſich recht gut zu ſchicken, oder ihre Schwächen auszuſpähen, und vermittelſt dieſer ſich herauszuziehen. Weitausſehende Ränke durchzuführen, wäre gleichwohl ſeine Sache nicht geweſen, ſein Ungeſtüm hätte ſich dazu nicht

dauernd genug von der Klugheit beherrschen lassen, seine Verstellung dazu nicht Mannigfaltigkeit genug gehabt. Wenn ihm wirkliche Arglist von Einigen beigemessen worden, so kann dies doch nur von einzelnen Augenblicken gemeint sein, in welchen irgend ein besonderer Ingrimm diesen Ausweg nahm. Die Fehler, welche ihm sonst Schuld gegeben werden, die ungezähmte Selbstsucht, die unersättliche Begier nach Gewinn, lassen sich leicht auf mildere Bezeichnung zurückführen. In der That, wie soll das starke Persönlichkeitsgefühl, das in der Welt als selbstsüchtig erscheint, von der Heldenzuversicht, welche die Last einer Welt auf sich nimmt, getrennt werden? wie die Geringschätzung irdischen Habes, die der Krieg täglich in ganzen Massen hin und her wirft, von dem Anspruche, in so Geringem nicht immer gleich wieder die engsten Schranken zu fühlen? Nur zum Wechsel des Gebens und Nehmens empfand Blücher ein Bedürfniß nach dem Besitze großer Mittel, auf die er stets zu wenig Werth legte, um sie lange zu behalten. Jedenfalls trieb das Alter die Fehler, die man ihm zurechnen mag, stärker hervor, und seine glanzvolle Stellung brachte sie um so heller zur Erscheinung. Doch kann man sagen, daß das Menschliche und Gemüthvolle immer die Oberhand behielt. Man

darf, nach der treffenden Bemerkung eines nahen Beobachters, nicht unerwogen lassen, wenn man Blüchern beurtheilt, daß die Zeit seiner Jugend, in welcher seine Begriffe und Gewohnheiten sich zu bilden anfingen, an Sitten und Denkart sehr verschieden von der seines späteren Alters war. In dem Sinne jener Zeit war manche Weise des Benehmens und Handelns, an welcher das jüngere Geschlecht, das ihn umgab, Anstoß nehmen konnte, keinem Tadel ausgesetzt. Die übereinkömmliche Ueblichkeit liefert allein den Maßstab, nach welchem sich die Bedeutung derselben Handlung in verschiedener Zeit verschieden darstellt; wie Götz von Berlichingen hätte kein General des siebenjährigen Kriegs verfahren dürfen, ein Feldherr aus diesem letzteren mußte gegen manche neuere Zartheit verstoßen, die sich ihm unbekannt gebildet hatte.

Blücher liebte sehr, wie mündlich, so auch schriftlich seine Gedanken und Meinungen mitzutheilen. Seine Handschrift hat starke, eckige, genugsam loserliche Züge. Zwar er selbst führte die Feder selten, aber er setzte desto häufiger Andre in Bewegung. Die Gelegenheit, einen Aufruf, eine Kundmachung, oder einen gewichtigen Brief ausgehn zu lassen, war ihm stets willkommen. Seine Aufrufe, Tagesbefehle und Berichte wurden zwar

von Andern, aber doch stets nach seiner Angabe verfaßt, und in keiner dieser Schriftarbeiten möchte das ihm Eigengehörige ganz vermißt werden. Dasselbe ist der Fall mit seinen Briefen; in allen, die nur einigermaßen von Bedeutung sind, findet sich ein Gepräge seines Wesens. Sein Briefwechsel war sehr ausgebreitet, hauptsächlich während seines Aufenthalts in Münster, und in seiner letzten Lebenszeit. Aber auch die Lust zu eignen schriftlichen Ausarbeitungen wandelte ihn mehrmals an. Von seinen Denkwürdigkeiten aus dem Revolutionskriege ist schon die Rede gewesen. Zu Anfange des Jahres 1805. schrieb er in Münster eigenhändig: „Gedanken über der Formirung einer preußischen Nationalarmee," worin manches Zweckmäßige gesund und billig ausgedrückt ist, daß jeder Preuße Soldat sein solle, die Dienstzeit verkürzt, der Sold erhöht, die Behandlung verbessert werden müsse, u. dgl. m. Von der späteren Unparteilichkeit, in welcher ihm der Bürgerstand mit dem Kriegerstande vereint und gleichgestellt erschien, findet sich in diesem und einigen Aufsätzen der nächstfolgenden Zeit noch keine Spur. Im Gegentheil, er dringt auf entschiedenen Vorzug des Kriegerstandes, und äußert bitter sein Mißvergnügen, daß die Civilbeamten im Ganzen, nach seiner Meinung,

verhältnißmäßig so viel reichlicher bedacht wären. Gleichfalls von Blüchers eigner Hand ist ein Aufsatz, der wahrscheinlich in der Zwischenzeit von 1807. bis 1813. geschrieben worden, und den Titel führt: „Bemerkungen über der Instruktion der einzelnen Ausarbeitung und des Exercirens der Kavallerie betreffend," eine Reihe von Sätzen, denen praktische Richtigkeit beiwohnen mag, aber schwerlich sonst ein Vorzug, auch nicht der Neuheit oder Eigenheit; diese Blätter sind nur in so fern bemerkenswerth, als Blücher einen unverhältnißmäßigen Werth auf sie legte, gleichsam als sei darin ein Schatz kriegskundiger Einsicht und Erfahrung niedergelegt; er that sich auf diese Arbeit viel zu Gute, sprach davon mit Bedeutung, und genoß, wahrscheinlich in diesem einzigen Bezug, einen Vorschmack des Vergnügens, auch den Regionen des gelehrten Offiziers nicht so ganz fremd zu sein. Doch die Welt ist billiger, und hat dem Manne der That die Forderung theoretischer Meisterschaft wohl keinen Augenblick aufgebürdet! Bei diesem Anlasse sei hier noch ein Zug angeführt, der sogleich mit Einem Blick auch in ganzem Umfange das Verhältniß überschauen läßt, in welchem Blücher zu den Landkarten stand, diesem in der neueren Kriegskunst so überaus wichtig gewordenen Ar-

tikel! Er besaß eine kleine Nürnberger Karte, auf welcher, nach alter Sitte, die Städte stark mit Roth bezeichnet waren; diese Karte zog er dann bei Gelegenheit hervor, und suchte sich auf ihr zurecht zu finden. Einesmals hatte ein Adjutant ihm eine etwas verwickelte Truppenbewegung anzugeben, Blücher wußte sich Rath, und legte die Karte auf den Tisch; dem einen alsbald gefundenen Ort, auf den es ankam, drückte er den einen Finger des Adjutanten zum Zeichen auf, um während weiteren Suchens jenen nicht zu verlieren; ein zweiter Finger desselben mußte den zweiten Ort festhalten; aber es war noch ein dritter Punkt anzumerken, und der erste Finger wollte schon auf diesen überspringen, doch kaum nahm Blücher das wahr, als er eiligst denselben auf der alten Stelle zurückhielt, und, indem er die Worte brummte: „Will er wohl still halten!" seine schon in größter Gefahr schwebende Orientirung rettete. Es wird niemand läugnen, daß in diesem und ähnlichen Zügen für Blüchers Wesen die anmuthigste Bezeichnung liegt.

Reichere Belohnungen, als irgend ein preußischer Feldherr vor ihm, hat Blücher aus seinen Kämpfen davongetragen. Seine Orden, deren Fülle bis zu den letzten Jahren sich stets noch mehrte, seine Fürstenwürde, umgaben ihn mit al-

lem

lem Glanze weltlichen Ansehns. Aber auch mit Geld und Gut beschenkte ihn Königliche Freigebigkeit. Schon in früher Zeit, als Friedrich Wilhelm II. an seine Generale, Minister und andre Begünstigte beträchtliche Güterschenkungen in den neuerworbenen polnischen Provinzen machte, war Blücher so günstig beachtet, daß auch ihm mehrere Güter geschenkt wurden, die er darauf, weit über den geringen Anschlagswerth hinaus, für 140,000 Thaler wieder veräußerte, und für einen Theil der Summe späterhin das Gut Groß-Zieten bei Kremmen in der Mark ankaufte. Im Jahre 1809. erhielt er die durch den Tod des Staatsministers von Arnim erledigte Präbende im Domkapitel zu Brandenburg, welche jährlich 3000. Thaler eintrug. Im Jahre 1812. schenkte ihm der König das Gut Kunzendorf bei Neiße, welches er vor dem Feldzuge des Jahres 1815. wieder verkaufte. Im December 1814. verlieh der König ihm die große Dotation, welche ihm bei seiner Erhebung in den Fürstenstand war verheißen worden; sie bestand in einem großen Theile der Trebnitz'schen Güter in Schlesien, im Betrage von beinah 700,000. Thalern; darunter Kriblowitz, welches noch jetzt der Familie gehört. Im Jahre 1815. erhielt er ein Wohnhaus in Berlin am Pariser Platz und noch

50,000. Thaler geschenkt, Summen minderen Belangs wiederholt in den folgenden Jahren. Rechnet man hiezu die ansehnlichen Jahrgehalte, die zahllosen sonstigen Vortheile und Darbietungen, welche mit seinen Verhältnissen und Lagen verbunden waren, so ergiebt sich eine gewaltige Masse von Geldmitteln, die seinen Wünschen zur Verfügung gewesen. Von so großem Besitz ist nur der kleinere Theil aus den großen Spielwagnissen und sonstigen Ausgaben seiner letzten Jahre, so auffallend genau er sonst im Kleinen und Kleinsten auch haushalten mochte, gerettet übrig geblieben.

Von seiner ersten Gattin hatte Blücher sechs Söhne und eine Tochter; vier der ersteren starben früh; am Leben sind noch zwei, nämlich Graf Franz von Blücher, lange Zeit des Vaters Adjutant und jetzt Generalmajor, im Jahre 1776. geboren, verheirathet mit einem Fräulein van Groß aus Friesland, aus welcher Ehe zwei Söhne, die Grafen Gebhard und Gustav, im preußischen Heere stehen; und dann Graf Gebhard, im Jahre 1787. geboren, und im Feldzuge von 1815. Adjutant des Vaters, gegenwärtig aber Major in der Armee; die Tochter, Gräfin Friederike Bernhardine, wurde zuerst einem Grafen von der Schulenburg vermählt, und ist jetzt mit einem Grafen von Asseburg ver-

heirathet. Von seiner zweiten Gemahlin hat Blücher keine Nachkommenschaft.

Noch bei seinen Lebzeiten wurde unserem Helden ein kolossales ehernes Standbild in seiner Vaterstadt Rostock auf dem jetzt nach ihm genannten Blücherplatz errichtet. Die mecklenburgischen Stände faßten schon im December 1814. den Beschluß, ihrem von ganz Europa gefeierten Landsmann ein vaterländisches Denkmal zu widmen. Die Stadt Rostock trat voran, die beiden Großherzoge von Schwerin und von Strelitz genehmigten und unterstützten, alle Mecklenburger durften beitragen. Am 16. December 1815. gaben die Stände Blüchern Anzeige von ihrem Unternehmen, die darauf erfolgte Antwort, sagt Goethe, geziemt einem Manne, welcher, im Gefühl, daß die That selbst spreche, ein Denkmal derselben eher ablehnen als begünstigen möchte; das Schreiben lautete, wie folgt: „Stets ist es für mich ein überaus angenehmes Gefühl gewesen, durch dasjenige, was mich die Vorsehung in den letzten verhängnißvollen Jahren ausführen ließ, auch das Wohl Mecklenburgs, meines geliebten Vaterlandes, zu begründen. Daß meine Landsleute immer den wärmsten Antheil an meinem Ergehen nehmen, davon bin ich vielfältig überzeugt worden. Auf's neue finde ich den

verbindsten Beweis in Ew. Hoch- Hochwohl- und Wohlgebosen mir so werthen Zuschrift vom 16. December v. J., jedoch kann ich nicht umhin, mir die Bemerkung zu erlauben, daß man das wenige, was ich zu leisten im Stande war, zu hoch in Anrechnung bringt, und so geehrt ich mich auch durch das mir zu errichtende Denkmal in meiner Vaterstadt Rostock fühlen muß, doch wohl eigentlich nur der Nachwelt die Entscheidung über das Geschehene gebührte. Genehmigen Sie, meine hochzuehrende Herren, die Versicherung der innigsten Hochachtung, womit ich die Ehre habe mich zu unterzeichnen, Ew. treugehorsamster Freund und Diener Blücher. Berlin, den 8. Februar 1816." Am 26. August 1819. wurde die Bildsäule in Rostock zuerst dem Anblick enthüllt. Sie ist von Gottfried Schadow in Berlin verfertigt, der sich, nach dem Wunsche der Stifter, in Weimar mit Goethe'n über die Anordnung des Ganzen berathen hatte. Von Goethe sind auch die Inschriften. Auf der Vorderseite steht: „Dem Fürsten Blücher von Wahlstadt die Seinen." Auf der Rückseite: „In Harren und Krieg, In Sturz und Sieg, Bewußt und groß, So riß er uns Vom Feinde los."

Ein zweites kolossales Standbild in Erz, von Rauch in Berlin ausgeführt, wird aus den Bei-

trägen der Provinz Schlesien zu Breslau auf dem Salzring, dem großen Marktplatze der Stadt, aufgerichtet. Eine dritte kolossale Bildsäule in Erz, gleichfalls von Rauch angefertigt, ließ der König dem Helden in Berlin selbst errichten, gegenüber den marmornen Standbildern der Generale Scharnhorst und Bülow, auf ehernem, reichverziertem Fußgestell; durch Kunstwerth und Aufstellung unstreitig eines der schönsten Denkmäler, deren die Hauptstadt sich rühmen darf. Dasselbe wurde am 18. Juni 1826. zuerst aufgedeckt. Die Vorderseite führt die Inschrift: „Friedrich Wilhelm III. dem Feldmarschall Fürsten Blücher von Wahlstatt, im Jahre 1826." Die Rückseite zeigt in einem reichen Lorbeerkranze die Jahrzahlen 1813, 1814, 1815. Schiffe, nach Blücher benannt, führen von deutschen und englischen Seehäfen seinen Namen im weiten Handelsverkehr über das Weltmeer; belebte Denkmale, zwar schnell vergänglich, doch noch lange nach seinem Tode seinen Ruhm in glücklichen Fahrten freudig auf den Wogen in der Nähe und Ferne vergegenwärtigend.

In Denkmünzen, Büsten, Gemählden, Kupferstichen und Bildern aller Art ist sein Andenken vervielfacht. Zahllose Sieges- und Loblieder feiern seinen Namen. In dem reizenden Festspiele,

„des Epimenides Erwachen," hat Goethe den Wahlspruch des Helden durch Strophen voll nachdrücklichen Sinnes wiederkehrend ausgeführt. Trefflich haben Uhland, Rückert und Stolberg ihn besungen. In einer Ode des letztern heißt es auffordernd an Deutschlands Muse:

„Und sag' ihm: Vater Blücher, es danket dir
Vom Bernsteinufer bis zu den Alpen, von
Dem Strom der Oder bis zur Mosel,
Danket dir Deutschland durch seine Töchter!

Denn Blitze Gottes sprühte dein Blick! dein Ruf
War Donner! Siegeszeichen dein Federbusch!
Dein Arm war Sturm! dein Schwert den Deutschen
Leitender, tilgender Strahl dem Feinde!"

Herrlichst aber preisen seinen Ruhm die Kriegs- und Heldengesänge von Stägemann, in welchen dichterische und vaterländische Begeisterung, zu Einer Gluth vereinigt, dem Muthe, der Gesinnung, und den Thaten jener Zeit ein unvergängliches Denkmal gesetzt. Wir können diesen Lebensabriß nicht schöner schließen, als durch die inhaltreiche Ode, welche dieser edle Sänger dem Abschied unseres Helden dargebracht.

Bei dem Leichenbegängniſſe des Feldmarſchalls Fürſten Blücher von Wahlſtadt.

Am 16. Oktober 1820.

In Waffen, Kriegslied, folge dem Heldengreis
Zur letzten Ruhſtatt, unter dem Todtenmarſch
Der Kampfgenoſſen, unter Seraphs
Klängen, im Rauſchen des hohen Palmhains!

Wie damals folg' ihm, Siegesposaune, wie
In Möckerns Blachfeld, wo er, ein Flammenſtern,
Der Höllen Bahn, der ungeheuern,
Schmetternd berührte, daß ſelbſt den Meiſter

Eiskalter Ohnmacht lähmender Arm ergriff —
Noch trägt ſein Bildniß, unter des Schlachtenruhms
Denkſäulen wanklos aufgerichtet,
Ewig, die Narben, die Tage Leipzigs. —

Welch ſtillen Sabbath, während das ſchwarze Thor
Der Gruft ſich aufſchließt, feierſt du, betend Lied?
Es ſchlingt ſich Licht an Licht; ein Halbgott
Leuchtet der Held, er beginnt die Sternbahn.

Wild ſproßt der Lorbeer, glücklicher Schläfe Kranz,
Auf heitern Zufalls üppigem Boden, dann
Veredelt, dann erſt, wann des Grabmals
Schweſtercypreſſe ſich trauernd anſchmiegt.

Was irdiſch war, empfange der Erde Schooß!
Es hat vollendet. Federn entwurzelt nur
Des Sturmes Arm, nur Meeres Aufruhr
Schleudert den Maſt in der Tiefen Abgrund.

Des todten Feldherrn Sieg', ein unsterblich Gut,
Sei dein Vermächtniß, heiliges Vaterland!
Dir stürzt er, dir, die Ceder Libans,
Dir in die Tiefen des Wimpels Hochmuth.

Heil edler Schatten, der in des Frieden Thal
Dem reichen Inhalt goldener Saiten itzt
Verklärter nachdenkt, deren Psalm dich
Unter den Wettern der Welt bewillkommt,

Des Vaterlandes Tapfersten Den begrüßt,
Der nicht im Fernrohr dunkler Besorgnisse
Der Schlachten Ausgang las, des Glückes
Gunst sich errang mit dem Glück im Wettkampf;

Der nicht aus Wolken, die nur ein Gott beherrscht,
Des blindgebornen Schwertes Verderben, der
Aus lichter Stirn, geschärft am Feldherrn-
Auge, den treffenden Strahl gezückt hat,

Wie seine That, nun ewig! Barbarenschlacht,
Ein Tropfen Blut, versiegt in des Bodens Spalt,
Barbarenname taucht, ein einsam
Haiengeripp, in der Jahre Strom auf.

Was Menschenarm, des Hauches vergänglich Werk,
Gewaltig ausführt, weht von der Erd', ein Staub,
Wie er, und hemmt' er seiner Zeit auch
Tödtlich den Athem, wie Blitzesfittig.

Was Menschengeist anzündet, des himmlischen,
Des Lichtes Kind, gesellt sich des Sonnenreichs
Milchstraßen zu, noch unerforschten
Welten zu leuchten, nur Sehern sichtbar.

Zukünftig Schickſal ſpäter Geſchlechter war
Du wandelſt fern in Wolken der Mitternacht,
Hindurch doch blitzt dein Helm, wie tauſend
Fältig Gewand ihn den Augen einhüllt.

Die Adler Friedrichs rauſchen; um Preußens Thron,
Des Heldenvolks Feldlager, verſammeln ſich
Die tapfern Enkel tapfrer Landwehr,
Welcher ein Sieger erlag, ein Cäſar.

Die Trommel rollt, Trompetengeſchmetter klingt
Frohlockend: „Vorwärts, Preußen, wie ſonſt!“ und Ein
Jahrtauſend überliefert Blüchers
Stimme dem andern, der Preußen Siegsmarſch.

Nachweisung
der
gebrauchten Hülfsmittel.

Nachweisung der gebrauchten Hülfsmittel.

Fürst Blücher von Wahlstadt.

Mündliche Mittheilungen aller Art, zum Theil von den bedeutendsten Augenzeugen, aus dem Kriege wie aus dem Frieden; selbst noch aus Blüchers frühster Zeit, von einem noch lebenden Jugendfreunde desselben.

Die sämmtlichen in Blüchers Nachlaß vorgefundenen Papiere, ein ansehnlicher Vorrath, zwar lückenhaft, aber zeitenweise höchst reichhaltig.

Handschriftliche Darlegungen und Berichtigungen von vielen Seiten: Jede Vermehrung derselben würde für künftigen Gebrauch noch ferner dankbar anzunehmen sein.

Kurze Biographie des Fürsten Blücher von Wahlstatt. Berlin, 1814. 8.

Zum Grunde gelegt sind authentische Nachrichten aus der Familie des Fürsten, doch keineswegs genügende.

Fürſten Blüchers von Wahlſtadt Heldenthaten, nebſt einer biographiſchen Skizze. Von Joh. Dan. Friedr. Rumpf. Berlin, 1814. 8.

Kompilation aus Blättern und Berichten des Tages.

The life and campaigns of field-marshal prince Blücher of Wahlstatt. Translated in part from the german of general count Gneisenau, with considerable additions, by James Edward Martson, Esq. London, 1815. 8.

Die kleine Schrift: „Der Feldzug von 1813. bis zum Waffenſtillſtand, (Glatz)" iſt gemeint, die aber, wie bekannt, einen andern, als den auf dem Titel genannten General zum Verfaſſer hat.

Der Feldmarſchall Blücher von Wahlſtadt und ſeine Umgebungen. Von Dr. Friedrich Förſter. Leipzig, 1821. 8.

Reichhaltige Materialien, auch wegen vieler glücklicher Einzelnheiten ſchätzenswerth.

Militair-Literatur-Zeitung. Berlin, 1820. 4.

Hft. 6. S. 487. ff. eine Recenſion des Förſterſchen Werkes.

Lobrede auf den Feldmarſchall. Berlin, 1819. 4.

Von Prof. Hegewiſch in Kiel. Viel Gutgeſagtes, Treffendes.

Der Feldzug der Preußen gegen die Franzoſen in den Niederlanden im Jahr 1793. Von Albrecht Burggrafen zu Dohna. Stendal, 1798. 4. Bde. 8.

Histoire critique et militaire des guerres de la révolution, par le général Jomini. Paris, 1820. sqq. 13. Voll. 8.

Oeſtreichiſche militäriſche Zeitſchrift. Wien, 1811—1813. und 1818—1826. 8.

Viele ſchätzbare Beiträge zur Kriegsgeſchichte. Wegen Mittheilungen über die Feldzüge am Rhein vorzüglich benutzt.

Memoiren zur Geſchichte des preußiſchen Staats unter den Regierungen Friedrich Wilhelms II. und Friedrich Wilhelms III. Von dem Obriſten von Maſſenbach. Amſterdam, 1809. 3. Bde. 8.

Die Meinungen über den Werth oder Unwerth dieſer Denkſchriften haben ſich allmählig zu einer ſehr bedingten Schätzung ausgeglichen.

Bericht eines Augenzeugen von dem Feldzuge der während den Monaten September und Oktober 1806. unter dem Kommando des Fürſten zu Hohenlohe-Ingelfingen geſtandenen Königlich preußiſchen und Kurfürſtlich ſächſiſchen Truppen. Von R. v. L. Tübingen, 1807. 8.

Verdient unter den vaterländiſchen Kriegsdenkwürdigkeiten eine der erſten Stellen. In ſchlichtem Vortrage die belehrendſte Darſtellung.

Plan d'opération de l'armée saxo-prussienne en 1806. Par C. de W. Weimar. 1807. 8.

Der hohe, ſowohl kriegswiſſenſchaftliche als geſchichtliche Werth der Werke dieſes Schriftſtellers iſt ſchon in dem Vorworte gebührend anerkannt. Der Verfaſſer ſchrieb das Werk franzöſiſch; daſſelbe iſt aber auch deutſch erſchienen.

Précis des événemens militaires, ou essais historiques sur les campagnes de 1799. — 1814. Par M. le comte Mathieu-Dumas. Campagne de 1806. et 1807. Paris, 1824. 2. Voll. 8.

Mémoires militaires du baron Seruzier, colonel d'artillerie légère, mis en ordre et rédigés par son ami M. Lemiere de Corvey. Paris, 1823. 8.

Dieſer gute Kriegsmann weiß nichts von Lübeck; er glaubt, Blücher ſei in Preußen auf den Vorpoſten gefangen genommen worden, und meint, da könne er, Seruzier, ja ſo gut wie ein Andrer die Sache gethan haben; ſo erzählt er denn ganz treuherzig, wie klug er den alten Fuchs erwiſcht habe, ihn und ſeine beiden Söhne, wie er deſſen Ungeberdigkeit gebührend beſcheiden gemacht, und endlich, nach höherem Befehl, die Auswechslung ſeines Gefangenen gegen den General Victor in's Werk geſetzt!

Gallerie preußiſcher Karaktere. Leipzig (Berlin), 1807.

Ein Buch von bedenklicher Abfaſſung, doch nicht ohne Eigenheit und Geiſt.

Matériaux pour servir à l'histoire des années 1805. 1806, 1807. Leipzig (Berlin), 1808. 8.

Vom verstorbenen Geh. Kabinetsrath Lombard. In weichem Vortrage bei beschönigender Absicht viel Aufrichtigkeit.

Lichtstrahlen. Beiträge zur Geschichte der Jahre 1805. 1806. und 1807. Hamburg und Leipzig, 1807. 3. Hfte. 8.

Hauptsächlich darin Aufsätze vom Obersten von Massenbach zur Beleuchtung des Feldzuges von 1806.

Des Obersten von Massenbach drei Sendschreiben an die Herren Generallieutenants von Blücher und von Rüchel und an den Geh. Kabinetsrath Lombard. Frankfurt und Leipzig, 1808. 8.

Bemerkungen und Aufschlüsse über die Ereignisse der Jahre 1805. und 1806. Von dem Obersten Massenbach. Frankfurt und Leipzig, 1808. 8.

Sendschreiben an den Obristen und Generalquartiermeisterlieutenant Herrn von Massenbach. Königsberg u. Leipzig, 1809. 8.

Blücher und Rüchel werden hier gegen die ebenbemerkten Schriften angelegentlich vertheidigt.

Der Feldzug von 1813. bis zum Waffenstillstand. (Glat) 1813. 8.

Diese kleine Schrift ist ein doppeltes Geschichtsdenkmal, wegen der Thatsachen, die sie aus zuverlässigster Quelle treu berichtet, und wegen der grosen, wohlthätigen Wirkung, welche sie in der Zeit ihres Erscheinens auf Gesinnung und That ausgeübt.

Die preußisch-russische Campagne im Jahr 1813. von der Eröffnung bis zum Waffenstillstande vom 5. Juni 1813. Von C. v. W. Breslau, 1813. 8.

Auch diese Schrift bewirkte, durch genaue Darstellung des Geschehenen, die heilsamsten Eindrücke für die Sache der Verbündeten.

Histoire de la guerre soutenue par les Français en Allemagne en 1813. Par le général Guillaume de Vaudoncourt. Paris, 1819. 4.

Kriegs-

Kriegskundig genug, aber für die französische Seite durchaus partheiisch.

Napoleons Feldzug in Sachsen im Jahr 1813. Von Otto Freiherrn von Odeleben. Dresden, 1816. 8.

Sehr anziehend, und allen Zeichen nach glaubwürdig.

Darstellung der Ereignisse in Dresden im Jahr 1813. Von einem Augenzeugen. Dresden, 1816. 8.

Tableau de la campagne d'automne de 1813. en Allemagne. Par un officier russe. Paris, 1817. 8.

Vom Obersten Butturlin.

Manuscrit de mil huit cens treize. Par le baron Fain. Paris, 1824. 2. Voll. 8.

Schätzenswerth in vieler Hinsicht. Der Verfasser strebt nach Richtigkeit. Die Truppenstärke jedoch ist durchgängig falsch angegeben, die der Franzosen zu niedrig, die der Verbündeten zu hoch.

Manuscrit de mil huit cens quatorze. Par le baron Fain. Paris, 1823. 8.

Campagne de Paris en 1814. Par Guiraud. Paris, 1814. 8.

Histoire des campagnes de 1814. et 1815. Par M. Alphonse de Beauchamp. Paris, 1816. 1817. 4. Voll. 8.

Mémoires pour servir à l'histoire de la campagne de 1814. accompagnés de plans, d'ordres de bataille et de situations; par F. Koch. Paris, 1819. 5. Voll. 8.

Beiträge zur Kriegsgeschichte der Feldzüge 1813. und 1814. Von einem Offizier der alliirten Armee. Berlin, 1815. 8.

Treffliche Materialien, wie sie häufiger nöthig wären, um eine zuverlässige Gesammtgeschichte des Krieges zu begründen.

Histoire de la chûte de l'empire de Napoléon. Par Eugène Labaume. Paris, 1820. 2. Voll. 8.

Zur Kriegsgeschichte der Jahre 1813. und 1814. Die Feldzüge der schlesischen Armee unter dem Feldmarschall Blücher, von der Beendigung des Waffenstillstandes bis zur Eroberung von Paris. Von C. v. W. Berlin und Posen, 1824. 2. Thle. 8.

Dieſes und das nächſtfolgende Buch deſſelben Verfaſſers bedürfen, nach dem ſchon früher Bemerkten, keiner näheren Bezeichnung hier.

Betrachtungen über die großen Operationen und Schlachten der Feldzüge von 1813. und 1814. Von C. v. W. Berlin und Poſen, 1825. 8.

Preußiſcher Korreſpondent. Berlin, 1813. 1814. 4.
Vom Geh. Staatsrath Niebuhr herausgegeben.

Histoire de la campagne de 1815. Par C. de W. Stuttgart et Tubingue, 1817. 8.
Das Werk erſchien zugleich franzöſiſch und deutſch; und iſt in beiden Sprachen als urſchriftlich anzuſehn.

The battle of Waterloo, also of Ligny and Quatre-Bras etc. By a near observer. London, 1817. 2. Voll. 8.

Relation circonstanciée de la dernière campagne de Buonaparte; terminée par la bataille de Mont-Saint-Jean. Par un témoin oculaire. Paris, 1816. 8.

Précis historique des batailles de Fleurus et de Waterloo, par le maréchal-de-camp Berton. Paris, 1818. 8.

Campagne de dix-huit cent quinze. Par le général Gourgaud. Paris, 1818. 8.

Réfutation, en ce qui concerne le maréchal Ney, de l'ouvrage ayant pour titre: Campagne de 1815. etc. Par M. Gamot. Paris, 1818. 8.

Observations sur la relation de la campagne de 1815, publiée par le général Gourgaud. Par le comte de Grouchy. Paris, 1819. 8.

Mémoires pour servir à l'histoire de France en 1815. Paris, 1820. 8.

Mémoires pour servir à l'histoire de la vie privée, du retour et du règne de Napoléon en 1815. Par M. Fleury de Chaboulon. Londres, 1820. 2. Voll. 8.

Plane der Schlachten und Treffen, welche von der preuſſiſchen Armee in den Feldzügen der Jahre 1813. — 1815. geliefert worden. Unter Allerhöchſter Genehmigung entworfen, und mit den nöthigen hiſtoriſchen Erläuterungen verſehen. Berlin, 1821. — 1825. 4. Hfte. 4.

Von dem Major im Königlichen Generalſtabe A. Wagner. Die ſorgfältigſte Genauigkeit zeichnet dieſe lichtvollen Darſtellungen aus, ſowohl die Pläne, als den Text.

Erinnerungsbuch für Alle, welche in den Jahren 1813. 1814. und 1815. Theil genommen haben an dem heiligen Kampf um Selbſtſtändigkeit und Freiheit (Halle und Berlin) 1817. 4.

Die Begebenheiten ſind Tag für Tag zuſammengeſtellt, fleißig, und für den Ueberblick ſehr brauchbar.

Der Krieg in Deutſchland und Frankreich in den Jahren 1813. und 1814. Von C. v. Plotho. Berlin, 1817. 3. Thle. 8.

Der Krieg der Verbündeten Europa's gegen Frankreich im Jahr 1815. Von C. v. Plotho. Berlin, 1818. 8.

Fleißige Zuſammentragung, wie bekannt.

Geſchichte des preußiſchen Staates vom Frieden zu Hubertsburg bis zur zweiten Pariſer Abkunft. Frankfurt am Main, 1819. 1820. 3. Bde. 8.

Von Prof. Manſo, der in Breslau verſtorben. Eigentlich nicht benutzt, nur wegen des darin aufgehäuften Materials verglichen. Mehr Fleiß als Geiſt, mit geziertem Schönthun; trotz aller künſtlichen Aufſpannung iſt das Buch doch nur matt geblieben.

Rheiniſcher Merkur. Koblenz, 1814. 1815. fol.

Bekanntlich vom Prof. Görres herausgegeben. Mancher Aufſatz mußte hier in Betracht kommen.

Nachrichten und Betrachtungen über die Thaten und Schickſale der Reiterei. Berlin und Poſen, 1823. 2. Thle. 8.

Ein Werk von kenntnißreichſter Einſicht und geiſtreichſter Abfaſſung.

Denkwürdigkeiteiten aus dem Leben des Feldmarſchalls Fürſten Karl zu Schwarzenberg. Von A. Prokeſch. Wien, 1823. 8.

Bedeutend durch glückliche Behandlung und beredten Ausdruck.

Mémorial de Sainte-Hélène. Par le comte de Lascases. Londres, 1823. 8. Voll. 8.

Dieſes und die beiden folgenden Werke machen freilich beim Gebrauche große Vorſicht nöthig.

Mémoires pour servir à l'histoire de France sous Napoléon, dictés au général Gourgaud. Londres, 1823. 3. Voll. 8.

Mémoires pour servir à l'histoire de France sous Napoléon, dictés au comte de Montholon. Londres, 1823. 3. Voll. 8.

Haude- und Spener'ſche Zeitung. Berlin, 1813.—1819. 4.

Ungemein reichhaltig an ſchätzbaren Mittheilungen aus dem genannten Zeitraum.

Allgemeine Zeitung. Augsburg, 1806.—1819. 4.

Der Werth dieſes Tageblattes bedarf keiner neuen Anerkennung. Doch für den beſtimmten Gegenſtand und Zweck ließen die Berliner Zeitungen hier den Vorrang ſelten andern.

Hamburgiſcher unpartheiiſcher Korreſpondent. Hamburg. 1813.—1819. 4.

Die vorige Anerkennung gilt bezugsweiſe auch von dieſem Blatte.

Zeitgenoſſen. Biographieen und Karakteriſtiken. Leipzig, 1816. ff. 8.

In den Zuſätzen zu Bd. 4. der Briefwechſel zwiſchen Rudolph Ackermann in London und Blücher über die Londoner Unterzeichnung für die bei Belleallance verwundeten Krieger. Von Blücher zwei Briefe.

Ueber das Denkmal des Fürſten Blücher von Wahlſtadt, als es am 26. Auguſt 1819. zu Roſtock feierlich aufgeſtellt wurde. Berlin, 1819. 8.

Vom Direktor Gottfried Schadow.

Ueber Kunſt und Alterthum. Von Goethe. Stuttgart, 1818. ff. 8.

Nachricht von dem Denkmal in Roſtock; von Denkmünzen; ferner von dem Kupferblatte der Gebrüder Henſchel, vorſtellend den Beſuch des Königs an Blüchers Krankenbette.

Biographiſche

Denkmale.

Von

K. A. Varnhagen von Enſe.

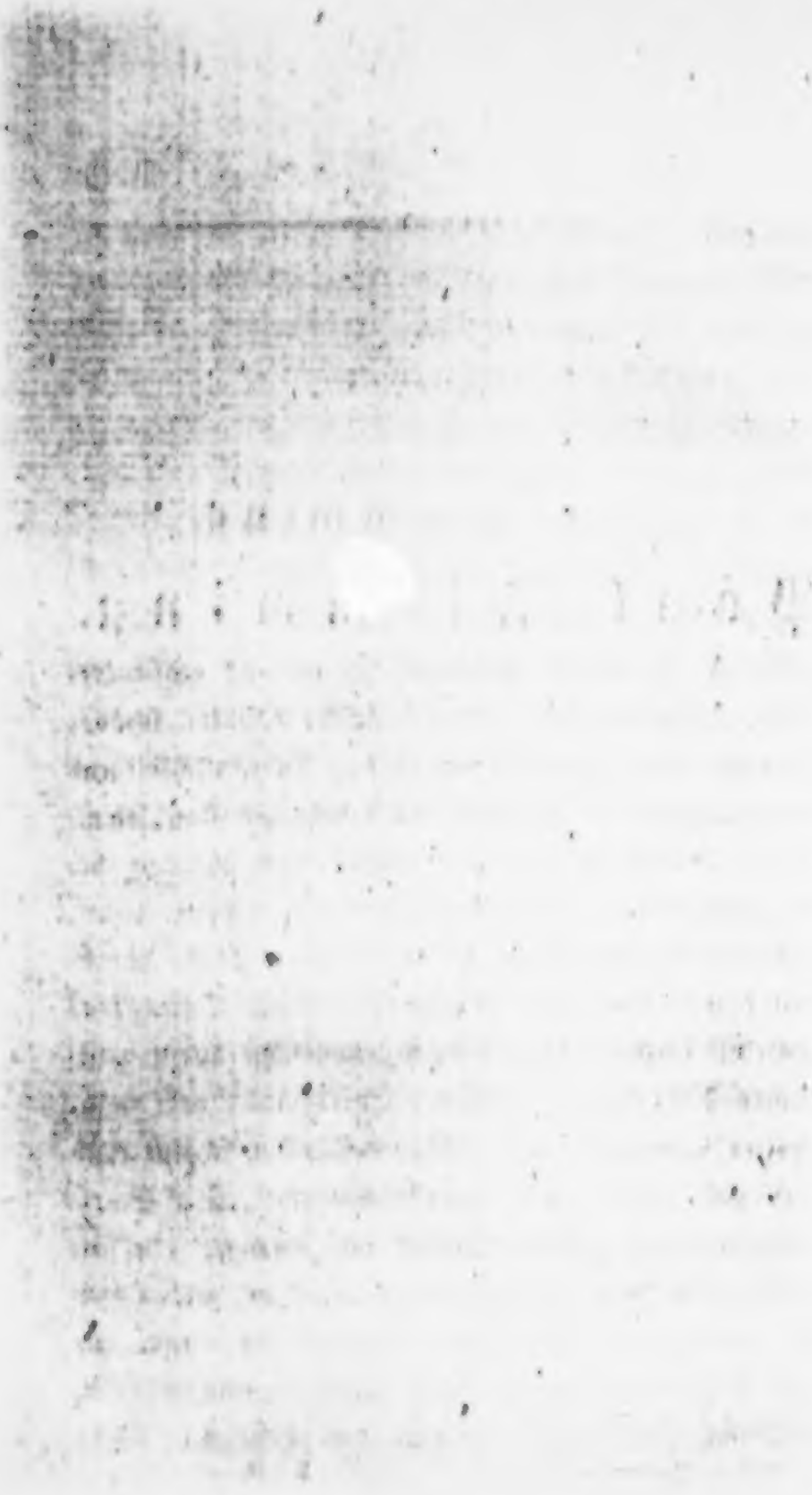
Vierter Theil.

I. Paul Flemming.
II. Freiherr Friedrich von Canitz.
III. Johann von Beſſer.

Berlin, 1826.
Gedruckt und verlegt
bei G. Reimer.

KONFRED
UNIVERS.
ZVHALLE

Paul Flemming.



Paul Flemming.

Frische Kraft in glücklicher Natur und entschiedenem Talent haben wenig deutsche Dichter schöner aufzuweisen, reizenden Stoff der Persönlichkeit und Umgebung bieten wenige reicher dar, als Paul Flemming, dessen Leben und Dichten uns hier zu betrachten vorliegt. Er wurde geboren im Jahr 1609. am 17. Oktober zu Hartenstein, einer kleinen Stadt an der Mulde im Voigtlande. Sein Vater war daselbst lutherischer Prediger, angesehn durch geistliches Amt und bürgerlichen Ehrenstand, von namhafter Wohlhabenheit. Seine Mutter scheint früh gestorben; doch die liebevolle Sorgfalt einer Stiefmutter machte diesen Verlust ihn weniger empfinden. In seinen Gedichten erwähnt er, neben dem alten Vater und der frommen Mutter, auch lieber Schwestern, aber keines Bruders, und erscheint demnach als einziger Sohn des Hauses. Mehr

ist uns von seiner Familie nicht bekannt. Der Vater vertauschte, noch während des Sohnes Kindheit, den Aufenthalt von Hartenstein mit dem von Wechselburg, einem gleichfalls an der Mulde gelegenen Ort, wo er sein Predigtamt in neuer, wahrscheinlich besserer Stelle fortsetzte. Beiden Orten blieb das heimathliche Gefühl erster Jugend in des Dichters Herzen zugewandt; mit einem Jubelliede begrüßte er späterhin das Wiedersehn von Wechselburg, wo ihm in ländlichem Glück ein freudiger Aufenthalt beschieden dünkte, und in weiten Fernen Asiens rief er die Vorstellung seines Hartensteins, wo „der edle Muldenfluß in bergigten Gebüschen so sanfte geht, und wo der Knabe so oft lustig in der Fluth geschwommen", sehnsüchtig vor seine Seele. Wir dürfen annehmen, daß seiner Jugend kein Vortheil guten Beispiels und angemessenen Unterrichts gefehlt habe, sein Gang der Entwickelung war im voraus geebnet, Umgebung und Hülfsmittel mit Sinn und Neigung in förderlicher Uebereinstimmung. Wir sehen oft, und in Deutschland vorzugsweise häufig, daß höhere Gaben und Kräfte in verkümmerter Lage und verkehrter Richtung, unter unsäglichen Drangsalen und Mühen, aus tiefster Armuth und Niedrigkeit siegreich emporringen, und ein durchkämpftes Leben

doch zuletzt mit herrlichem Gewinne krönen, ein Anblick, der das Herz rührt und stärkt mit innigster Erhebung und Zuversicht; allein es giebt andre Lebensgebilde, in welchen Beruf und Verdienst, mit ursprünglichem Glück im Bunde, unserm Blicke noch weit größere Befriedigung gewähren. Unermeßlich sind die Vorzüge einer im Schutz äußeren Wohlstandes, im Bewußtsein gesicherter Zukunft begonnenen Laufbahn, die, mit rechtzeitiger Darbietung aller Hülfsmittel, unter lauter Fördernissen, gradezu auf ihr Ziel führt, und durch keine Versagungen und Hemmungen nöthigt, dem äußeren Fortkommen auf traurigen Umwegen und in schwankendem Wechsel, wenn auch nur für einige Zeit, das innere Streben aufzuopfern; ein Unterschied, der, trotz aller später etwa scheinbar sich herstellenden Gleichheit, zwei wesentlich verschiedene Klassen von Menschenleben bedingt. In diesem Sinne haben wir Flemming glücklich zu preisen, daß seine Jugend auf solche Weise begünstigt war, wodurch sein Dasein in eigenster Schönheit und Frische sich unverkümmert entfalten durfte.

Nachdem seine guten Anlagen in häuslicher Pflege weit genug gediehen, bezog er die Fürstenschule zu Meißen, in schöner Gegend eine gesegnete Anstalt gelehrten Unterrichts. Auch diesem Aufent-

halte, den ernsteren Spielen und Beschäftigungen dieser reiferen Jugend, hatte Flemming nur dankbare Empfindung, nur liebevolles Gedenken zu widmen, ungetrübt von Mißbetrachtung und Bedauern. Hier nährte sich sein reger Geist besonders mit dem Studium der Alten; den Dichtern und Weltweisen der Griechen und Römer wurde er innig vertraut; in der Ausübung der lateinischen Dichtkunst erlangte er gründliche Fertigkeit. Aber auch in deutscher Dichtung, für welche sein lebhafter Sinn schon in frühster Kindheit erweckt war, muß er auf der Schule sich glücklich hervorgethan haben, und der erste Kranz, der ihm später, wie er sich ausdrückt, an der Mulde, etwa bei einem Besuchsaufenthalt in Wechselburg, zuerkannt worden, mag ihm schon hier durch anerkennende Lehrer und bewundernde Mitschüler vorbereitet gewesen sein. Begeisterndes Muster und Vorbild war dem dichterischen Jüngling der damals im vaterländischen Gesange mächtig strahlende Martin Opitz von Boberfeld, auch in den Folgezeiten noch als Wiederhersteller der deutschen Dichtkunst mit Recht anerkannt. Opitz, im Jahre 1597. geboren, und also 12. Jahre älter als Flemming, stand in der Blüthe des Wirkens, und ärntete aus dem weiten Kreise des Vaterlandes den Preis der Bewunderung, welchen, nach

einer Zeit ſchlechter Verwilderung in Kunſt und Sprache, ſeine in beiden ungewohnte Kraft und Fülle wohl verdienten. Ihm nachzueifern war der höchſte Reiz, ihn zu übertreffen durfte niemand hoffen. Flemming ſagt in einem Gedicht, er möchte anſtimmen:

„Ein Lied, das jeder ehrt, und kaum der dritte kann,
Das mich mein Opitz lehrt, der Preis der erſten Sänger,
Die redlich Deutſch verſtehn.“ —

Dieſe Verehrung für den Meiſter und Lehrer verändert ſich noch in vielen andern Gedichten, und bleibt auch dieſelbe, nachdem Flemming in aufrichtigem Bewußtſein ſich längſt an jenes Seite geſtellt fühlen mußte. Daß er Opitz ſeinen Lehrer nennt, bezieht ſich nur auf deſſen Schriften; es findet ſich keine Spur, daß Beide einander perſönlich gekannt haben.

Nach beendigten Schuljahren ging Flemming um das Jahr 1628. auf die Univerſität nach Leipzig. Sein lebhafter Geiſt, ſein regſam nach den Mannigfaltigkeiten der Welt begehrender Sinn, abgeneigt dem in ſtrenge Formen eingezwängten Studium der Theologie, wandte ſich zu dem der Arzneikunde, welche mit allen Wiſſenſchaften und mit Welt und Leben ſtets in freieſter Verbindung ex-

schien. An seinem Eifer und Fleiß in dem erwählten Fach ist nicht zu zweifeln, er gedenkt desselben stets in guten Ehren, und blieb der Meditrinen, seinem zweiten Heiligthum, wie er sich ausdrückt, bis an sein Lebensende getreu. Aber ihn freute, den Gott der Heilkunst auch als den Gott der Lieder zu verehren, und der doppelten Eigenschaft Phöbus Apollons in doppeltem Dienste zu huldigen. Unter fortwährendem Studium der Alten, bei ernsterem Eindringen in die Wissenschaften, und in aller reichen Lebensfülle akademischer Jahre entfalteten sich schnell die Schwingen seiner Dichtung, und erhoben durch ungewöhnliches Gelingen den Namen des studirenden Jünglings frühe schon zur ehrenden Berühmtheit. Hier an der Parthe, bemerkt er, habe er den zweiten Kranz empfangen, während auch ein dritter Lorbeerkranz für sein Haupt schon halbgeflochten war. Was es mit diesen Kränzen für nähere Bewandtniß habe, ist unbekannt; doch findet sich aus dieser Zeit die Andeutung, daß der Fürst, nämlich der Kurfürst von Sachsen, für Flemmings Gedichte günstigen Antheil bezeigt. Unser Dichter wurde in Leipzig Magister der freien Künste, auch erhielt er noch daselbst die Würde eines Kaiserlichen gekrönten Poeten, welche die Kaiserlichen Pfalzgrafen zu verleihen ermächtigt wa-

ren, vielleicht ist auf diese Auszeichnungen hier angespielt. Flemmings Gesänge indeß, noch zwischen lateinischer und deutscher Sprache nach Umständen und Laune wechselnd, waren zuerst, wie auch in der Folge, hauptsächlich Gelegenheitsgedichte, die Vorgänge des kleinen und großen Lebens nach Gebühr verherrlichend. Von eignen Empfindungen des Dichters tritt zuerst die Freundschaft hervor; aber auch die Liebe stellt sich ohne Säumen ein. Die angenehmen Verhältnisse der Universitätsfreunde zeigen sich im reichsten Glanze; doch nicht ohne Schmerz ist dieser jugendliche Verkehr, denn auch früher Tod betritt den schönen Kreis, und ein geliebter Freund, welcher Daphnis genannt wird, bleibt für die Nachlebenden ein Gegenstand langer Trauer. Aber die Jugend überträgt jeden Verlust, für den das fortschreitende Leben noch stets Ersatz hat. Der Kreis der Freunde erweitert sich, ihre Herzen glühen lebhafter. Nicht Flemming allein dichtet, ihm antwortet manches dichterische Gemüth. Ein Schlesier, Gottfried Wilhelm Herselb, besingt in wackern Zeilen den Namenstag Flemmings „seines werthen Freundes und liebsten Stubengesellen," die Namen Martin Christenius, Georg Gloger, dessen Disputation und bald auch frühen Tod er besingt, Tycho von Jessen aus Flensburg,

Otto Heinrich von Koseritz aus Meißen, sind in Flemmings Gedichtesammlung durch ihre eignen wie durch seine Lieder aufbewahrt. Er selbst erscheint in diesem Umgang überaus liebenswürdig, von reichstem Gemüth, beseeltester Einbildungskraft, überschwänglichster Empfindung; die Frische und Wärme, mit welchen er das freudige Freundesleben ausdrückt, strömt heutiges Tages dem Leser seiner Lieder noch unmerklich ein. Ein Frühlingsgedicht, das in 61. Strophen eines seiner besten Freunde Geburtstag besingt, mag durch folgende Stellen davon Zeugniß geben. Der Dichter ist vor Tag aufgestanden, statt aber, gleich dem Freunde, sich dem gewohnten Fleiße hinzugeben, hebt er an:

„Sind wir itzt nicht in dem Maien,
In der besten Jahreszeit,
Da man alles sich sieht freuen,
Was sich reget weit und breit,
Da die stolze Welt sich putzt,
Und in jungem Schmucke stutzt?"

Dann kommt die Aufforderung, der süßen Lieblichkeit sich zu bequemen, die Bücher zu lassen, des gelehrten Strebens geringen Ertrag, des zweifelhaften Nachruhms eitle Lockung einzusehn. Aber indem er mahnt, vor allem zu leben, während man im Leben sei, warnt er sogleich, deßhalb

nun nicht jeder Freude zu folgen, da auch Rohheit und selbst Schande sich unter diesem Scheine darbieten; er bekennt frei:

„Was für Freuden mir behagen,
Sind von schnöden Lüsten weit.
Worzu mich die Sinnen tragen,
Ist vergönnte Fröhlichkeit,
Was ist ehrbar, was gerühmt,
Was bedachte Weisen ziemt,
Was die müde Seele speiset,
Und den lassen Leib ergetzt,
Was zum höchsten Gut uns weiset,
Und in sanften Wohlstand setzt,
Ich, du, der, und alle wir
Sind von dessentwegen hier."

Zu solchen edlen Freuden führt er seinen Freund zunächst in das Rosenthal, den lieblichen Lustort bei Leipzig, und giebt in raschen, kräftigen Strophen die theils zarten, theils derben Naturbilder, die sich dort dem Blick eröffnen; von dem Thau, von der Morgenröthe, von der Nachtigall:

„Und itzt ist vor zweien Stunden,
Als es noch war tiefe Nacht,
Eh' es jemand hat empfunden,
Schon die Nachtigall erwacht,
Welche denn verführet schon
Manchen lieben süßen Ton.

Nun begrüßen auch die andern,
Die kein Nest mehr halten mag,
Und durch freie Lüfte wandern,
Durch ihr Lied den jungen Tag;
Keines will vom andern ein
In der Kunst getrieben sein.“

Hierauf singt er von der Buhlschaft in der jungen Blätter Schatten, an den sanften Ufern, von den ausverschämten Fröschen, von dem Treiben des Fischers, Feldmanns und Gärtners, von den Rindern, Ziegen und Lämmern auf der Weide. Dann aber lenkt er ein:

„Hast du der Lust satt gepflogen,
Wohl, so lege dich mit mir
Unter den gewölbten Bogen
Dieser hohen Linden hier,
Da denn solche sanfte Rast
Uns benimmt der Glieder Last.

Was die Vögel tiriliren,
Das hallt wieder durch die Kluft.
Was wir hier für Reden führen,
Das verschweigt die stille Luft.
Und da werd' ich melden viel,
Das ich itzt nur denken will.“

Der verlorene Freund schwebt vor seiner Seele:

„Daphnis werd' ich erstlich klagen,
Daphnis, meinen andern mich,
Und was er mir macht für Plagen,

Seit er mir entriſſen ſich.
Seit er ſich von mir gewandt,
Bin ich ſelbſt mir unbekannt.“

Er fährt in Beſchreibung ſeines Leides fort, und ſagt dann zu dem gegenwärtigen Freunde:

„Dieſes alles wirſt du hören,
Und mich anſehn unverwandt,
Drauf dich ſehnlich zu mir kehren,
Dar mir bieten deine Hand,
Und mit feuriger Begier
Dieſe Worte ſagen mir.“

Nun läßt er den Freund ſelber reden, deſſen Wort ſogleich zündet, und die feurige Antwort empfängt:

„„Haſt du etwas vor verloren,
Suche ſelbigs nur in mir!“ —
Ich, als wär' ich neugeboren,
Werde wenden mich zu dir,
Sprechend: Lieber, geh' es ein,
Du, du ſollſt mein Daphnis ſein!

Linde du, und ihr, ihr Wieſen,
Ihr, ihr ſollet Zeugen ſein,
Daß ich dieſen Meinen, dieſen,
Gleich als meinen Daphnis mein'!
Ich bin deine. Meine du.
Ganze Gegend, höre zu!

Den zu höherem Bunde Geweihten führt er sodann neuen Lustörtern zu, nach Gohlitz, Schönfeld, Pfaffendorf, wo im Wechsel der Vergnügungen und Spiele, die namentlich aufgezählt und zum Theil in derben Zügen bezeichnet werden, auch andre Freunde noch hinzukommen, und das Fest in Lust und Freude, bei mäßigem Trunk und Abendmahl, bis zum folgenden Morgen fortgesetzt wird. Einige Zeilen des Gedichts deuten auf bevorstehende Entfernung aus dem Vaterlande, auf die Absicht in die Fremde zu reisen, daher dasselbe schon der letzten Zeit des akademischen Aufenthalts angehören mag.

Dem Reize weiblicher Schönheit und Huld scheint sein Herz zuerst durch ein Mädchen erschlossen, die er unter dem Namen Rubelle besingt:

„Rubelle, die ich pflag mehr als mich selbst zu lieben,
Rubelle, von Gestalt und Sitten hochbenamt;"

sie starb an der Pest, ließ aber in dem Dichter ein theures Andenken zurück, das in seiner Seele lebendig fortwirkte, ohne jedoch den immer frischen Quell neuer-Neigungen in ihm festzuhalten. Er berühmt sich sogleich:

„Die weiße Walthie, um die zu einem Schwane
Zeus itzt auch würde noch, sing mich mit ihrer Zier."

Ein ſchönes Sonett iſt demſelben Namen zugeeignet. Darauf wurde ihm eine Roxolane hold, welcher das Beiwort „die lange" den ſchönen ſchlanken Wuchs bezeichnen muß. Aber auch eine Albia, deren Bild ihm auf der weiten Reiſe ſpäter die Vorſtellung der Heimkehr verſüßt, kommt noch aus dieſer Zeit vor, und wer weiß, wie manche noch der vielen erdichteten Namen, welchen er die, — zweifelsohne minder zahlreichen, — Gegenſtände ſeiner Liebesneigung unterlegt, die oft ſelber mehr in Dichtung als in Wirklichkeit beſtehen mochte, wenigſtens durch ihre Beziehungen hieher gehören! Seine Liebe, wie ſehr auch ſinnliches Feuer in ihrem Ausdruck walten mag, iſt vor allem dichteriſch, und ihre Gluth, ſo vielen Geſtalten zugewendet, vielleicht im Weſen nicht unterſchieden von derjenigen, welche Petrarcha, nicht minder feurig, ſtets an denſelben Namen der Einen Laura knüpft. Der größte Sonettendichter Italiens mag hier auch in andrer Hinſicht zur Vergleichung genannt ſein. Die Sonette Flemmings haben, was Lieblichkeit, Anmuth, Maß, Zartheit und Fülle betrifft, keinen anderen nachzuſtehn, wenngleich in damaliger Sprache und Versart uns Späteren manche Härte fühlbar wird. Wer dürfte folgendem Sonett die größte Schönheit abſprechen?

„Du sagst mir dies und das, von dir, von mir, und dem,
Was einst der Zweck soll sein nach diesen langen Plagen.
Ihr hast du dieses da, dort jenes hören sagen,
Und frag' ich denn darnach, so weißt du nicht von wem.
O Schöne, wär' ich dir von Herzen angenehm,
Ich weiß, du würdest nicht nach fremden Mähren fragen,
Die, wie sie mich bei dir, so dich bei mir verklagen;
Ich aber halte mich auf allen Fall bequem.
Stell deinen Zweifel ab, und laß die Leute lügen;
Es wird zu seiner Zeit sich alles müssen fügen.
Laß deinen starken Trost mein festes Herze sein,
Wie meinem deines ist. Und wenn ich bin geschieden,
So laß dies Einige dich sprechen stets zufrieden:
Mein Herze steht bei Ja, wenn alles schwört auf Nein."

Oder diesem andern:

„Willkommen, süßer Gast, du Balsam meiner Wunden!
Wo kömmst du itzund her? Mein Schatz, umfange mich!
Was hältst du mich doch auf? Warum versteckst du dich?
Wo bist du? komm doch her, ei komm doch her von Stunden!
Ach, wie zu rechter Zeit hast du dich hergefunden!
Wie? ist sie wieder weg? Was täuscht sie mich und sich?
Dort ist sie. Aber was? Wie ist mir? Schlummer' ich?
Sie war es aber doch. Wie? Ist sie denn verschwunden?

Ach

Ach melde doch ein Wort! Hier bin ich. Wo bist du?
Ei! nein! Ich höre nichts. Wie geht es denn hier zu?
Sie stunde ja vor mir. Ich bin ja nicht verrücket.
Ach nein, itzt find' ich mich! Sie war es leibhaft nicht.
Es war ihr Wiederschein in meiner Augen Licht,
In welche sich ihr Bild, das schöne, hat gedrücket."

Und von dieser Art sind viele, in mannigfachem Wechsel von Inhalt und Wendung. Auch in lateinischen Gedichten feierte Flemming die Geliebte; eine kleine Sammlung erschien unter dem Titel: „Rubella, seu suaviorum liber", im Jahre 1631. zu Leipzig im Druck; sie ist uns aber nicht zu Gesicht gekommen, und wir wissen nicht, wiefern sie für unsere Betrachtung erheblich ist.

Während Flemming die glücklichen Universitätsjahre in Studien, Dichtkunst und Jugendgenuß friedlich hinbrachte, war in dem deutschen Vaterlande schon längst ein verderbliches Kriegesfeuer ringsher entzündet, dessen Flammen furchtbar hin und her wogten, und bald kein deutsches Land verschont ließen. Die Gräuel des dreißigjährigen Krieges wütheten seit dem Jahre 1618. in wechselnden Niederlagen und Vortheilen der beiden streitenden Religionspartheien, und auch Sachsen wurde

von den Kriegsheeren des Kaisers und seiner Gegner mehrmals heimgesucht. Das Ungewitter der Zeitläufte zog öfters gegen Leipzig heran, und erschütterte den Ruhestand des gewerbfleißigen, wohlhabenden Bürgerthums, des friedlichen, blühenden Musensitzes. Flemming, aufgeweckt durch so nahe Kriegsereignisse, wandte den Sinn lebhaft auf die Angelegenheiten des Vaterlandes. Er fühlte früh den Jammer, welchen Zwietracht und Haß in zerstörender Wuth über die deutschen Völker brachten. Der protestantischen Kirche in frommer Gesinnung ergeben, und als Landsmann zunächst den Sachsen angeschlossen, fand er sich in beider Beziehung von selbst auf die Seite derjenigen Parthei gestellt, welche gegen die Alleinmacht des Kaisers und der katholischen Kirche im deutschen Reiche für die Glaubensfreiheit die Waffen führte. Sein glühender Eifer wurde auch bei diesem Anlaß zu Gesängen. In das Stammbuch seines Freundes Tyrisenius schrieb er neben ein Abbild der Stadt Stralsund heftige Zeilen gegen den Kaiserlichen Feldherrn Albrecht von Wallenstein, dessen grimmige Wuth in wiederholten Stürmen an jener Festung gescheitert war. In vielen Stellen seiner Lieder spricht der Schmerz über die wilde Zerrüttung sich rührend aus, in andern sucht er, wie sich

selbst, so die Freunde, zu ausharrender Kraft, zu tröstlicher Hoffnung aufzurichten. Inzwischen landete Gustav Adolf, König von Schweden, im Juni 1630. mit einer auserlesenen Heerschaar an der deutschen Küste, und erschien den fast überall schon unterliegenden Protestanten als ersehnter Retter. Die Kaiserlichen Generale wichen vor ihm zurück; Pommern, Brandenburg und Sachsen nahmen sein Bündniß an; zwar fiel noch am 10. Mai des folgenden Jahres die Stadt Magdeburg der ungezügelten Wuth der Kaiserlichen Kriegsvölker, welche der Graf von Tilly anführte, nach harter Belagerung zum schrecklichsten Opfer, und auch Sachsen mußte alles Unheil feindlicher Gewalt furchtbar erfahren, aber schon am 7. September desselben Jahres erfocht Gustav Adolf bei Leipzig selbst einen großen Sieg über die Kaiserlichen, und alles protestantische Land athmete frohlockend aus Unterdrückung und Angst empor. Heißen Antheil nahm Flemming an diesem großen Ereigniß, das gleichsam unter seinen Augen Statt fand. Als bald nachher Gustav Adolfs Gemahlin, die Königin Maria Eleonore, der Heldenbahn ihres Gatten folgend, in Leipzig eintraf, dichtete Flemming ihr im Namen der Bürger ein Lied des Willkommens, worin seine Gesinnung hell und laut sich ausspricht.

Nachdem er die Fürstin angeredet, und ihr ein Lied angekündigt, wendet er sich zu der Frage:

„Was doch aber soll ich spielen,
Was doch soll ich heben an?
Wie vor deinem Herren fielen
So viel hunderttausend Mann?
Wie von Kriegern, wie von Rossen
Blutgefüllte Bäche flossen?

Wie der Elben breiter Rücken
Sich vor ihm gezogen ein?
Wie sich vor ihm knechtlich bücken
Der bezwungne Main und Rhein?
Wie sich ihre stolzen Wellen
Ihm zu Dienste müssen stellen?"

Doch seine Muse versagt sich diesmal so hohen Dingen, er will jetzt nur die Königin begrüßen, und die Herrlichkeit preisen, welche durch ihre Gegenwart auch der Natur sich mittheilt. Dann gedenkt er der theuren Stadt:

„Leipzig rühmet sich der Ehren,
Die du ihm hast angethan;
Daß du ein hier wollen kehren,
Und den Ort selbst sehen an;
Den Ort, da dein Held sich wagte,
Und den Feind zu Felde jagte."

Er wünscht, daß der König sich bald hier mit der Königin zusammen finden möge, aber er weiß,

daß noch nicht alles gethan ist, seine Hoffnungen nehmen den kühnsten Flug:

„Doch verzeug noch, Königinne,
Bis er ganz den Feind zerschmeißt,
Bis die Donau ihm zu Sinne,
Bis die Tiber ihm recht fleußt,
Das denn, hat es Gott versehen,
Eh' als balde kann geschehen."

Bis dahin möge die Fürstin, schließt er, in Leipzig verweilen; niemand könne ihr vergelten, was ihr König für Sachsen noch thun werde, aber alles, was Meißen vermöge, solle ihr zu Diensten aufgeboten sein.

Doch solch glänzende Hoffnungen erfüllten sich keineswegs. Gustav Adolf erfocht noch manchen Sieg, aber auch die Kaiserlichen Waffen, auf's neue dem furchtbaren Wallenstein vertraut, erschienen verstärkt im Feld, und abermals zogen die Ereignisse den Schauplatz der Verwüstung nach Sachsen. Wiederum in Leipzigs Nähe, bei Lützen, kam es den 6. November 1632. zwischen den Heeren zur blutigen Entscheidung, die Kaiserlichen verloren die Schlacht, und wichen fliehend aus dem Lande, aber Gustav Adolf fand im Siege zugleich den Heldentod. Dieser zweiten Errettung, wiewohl

durch ſolchen Verluſt getrübt, ſang Flemming ein freudiges Danklied, welches anhebt:

„Billig iſt's, daß wir uns freuen,
Und mit lautem Jauchzen ſchreien,
Lob ſei Gott und ſeiner Macht!
Der die ſtolzen Feinde beuget,
Und mit ſeiner Allmacht zeuget,
Daß er uns noch nimt in Acht.

Zweimal kamen ſie gezogen,
Zweimal ſind ſie auch geflogen,
Nicht ohn' mächtigen Verluſt.
Schreit, ihr Jungen, ruft, ihr Alten,
Zweimal hat das Feld behalten
Gott und unſer Held Auguſt."

Auguſt hier anſtatt Guſtav. Er ruft den Helden wiederholt an, der aus ſo weiter Ferne gekommen, für ſeine Glaubensbrüder zu ſtreiten, der auch im Sterben geſiegt, und deſſen Geiſt noch immer den Schaaren zum Siege voranſchreiten wird. Doch indem der Dichter die ſchöne Stadt und ihre frommen Bürger wegen ihrer Rettung glücklich preiſt, und nochmals des gefallenen Retters erwähnt, gedenkt er der nahen Weihnachtszeit, und eines andern Retters, der jedes Vertrauen rechtfertigt:

„Iſt ſchon unſer Heiland blieben,
Gott hat einen ſchon verſchrieben,

Der ihn rächen kann und soll,
Ihn, und uns, und alle Frommen.
Kömmt er? Ja. Er ist schon kommen.
Gläubige, gehabt euch wohl!"

Ein Gedicht auf die Geburt Christi schließt an das vorstehende sich unmittelbar an; nachdem der Dichter, in süßen, lebhaften Ausbrüchen, das segenvolle Ereigniß gefeiert, wendet er sich zu der Betrachtung des weltlichen Jammerzustandes zurück, und fleht:

„Kleiner Gast, doch auch zugleiche
Großer Wirth der weiten Welt,
Gieb doch künftig unserm Reiche,
Daß es sich zufrieden stellt,
Daß doch mit dem alten Jahre
Hin auch alle Plage fahre.

Segne künftig unsre Linden,
Unsre halbgestorbne Stadt,
Daß sich möge wiederfinden,
Was der Krieg verderbet hat,
Reinige die faulen Lüfte,
Die so schwanger sein mit Gifte!"

Die ansteckenden Krankheiten, welche im Gefolge der Schlachten und Heerzüge ganzen Länderstrecken verbleiben, gingen damals leicht noch in wirkliche Pest über; Stadt und Land waren durch

ſie verödet, vielleicht ward auch in dieſer Zeit die geliebte Rubella dahingerafft.

Der Geſichtskreis war bald wieder umnachtet, die Ereigniſſe ſchwankten in verworrenen Kämpfen hin und her, im Sturme der rohen Kriegsgewalten verſchwand Zweck und Ziel, Verwüſtung und Grauſamkeit machten jede Schaar zur feindlichen. Deutſchland ſchien in blinder Wuth unter eignen und fremden Schwertern verbluten zu müſſen, aller Orten tobte der Krieg, und nirgends erſchien den unglückſeligen Völkern ein Hoffnungsſchimmer des von allen umſonſt verſuchten Friedens. Um dieſe Schreckenszeit des dreißigjährigen Krieges, durch welchen die Macht und Größe Deutſchlands gebrochen worden, und von deſſen Drangſalen einſt blühende Landſchaften und Städte bis auf die neueſten Zeiten ſich nicht zu erholen vermocht, in ganzer Fülle zu ſchauen, iſt es nöthig in das Einzelne der Vorgänge einzugehn, wie ſie uns in dem merkwürdigen Roman, den unter dem Namen „der abentheuerliche Simpliciſſimus“ ein Kampfgenoſſe jener Zeit herausgegeben, in unmittelbaren Lebensſchilderungen aufbewahrt ſind. Dann erſt begreifen wir recht die tiefe Zerrüttung und den troſtloſen Schmerz, in welchen ein Gefühl, wie Flem-

mings, bei dem Anblicke des Vaterlandes mehr und mehr verſinken mußte. In der That mußte dieſer Anblick dem Jünglinge, der nur Edles dachte und Schönes wollte, das Herz zerreißen; jedes Verhältniß ſtand fortwährend unabwendbarer Schmach und gränzenloſem Jammer ausgeſetzt, unaufhörlich erneute ſich die Angſt und Sorge für Angehörige und Freunde, alles war geplündert, erſchöpft, das bürgerliche Leben im Stocken, jede Bahn geſtört, aller Boden unter den Füßen wankte. Wir finden in Flemmings Gedichten, welche dieſer Zeit, allen Zeichen nach, angehören, eine düſtre Schwermuth und bittre Verſtimmung. Noch in manchen Liedern trauert er um Guſtav Adolf, in deſſen letzter Schlacht die nachfolgenden Ereigniſſe allmählig weniger ſeinen Sieg, und deſto mehr ſeinen Tod empfinden ließen. Doch wendet ſich die Theilnahme des Dichters, über die ſtreitenden Partheien hinaus, entſchiedener auf das gemeinſame Schickſal des Vaterlandes, er wünſcht nicht ſowohl der Seinigen Uebergewicht, als das Ende des allgemeinen Jammers, die Verſöhnung der blutigen Zwietracht, das Bedürfniß Aller, den theuren Frieden. Alſo ruft er flehend zu dem Erbarmer:

„Kann es ſein, ſo gieb uns Raſt,
Der du alles kannſt und haſt.

Friedenfürſt biſt du genannt,
Bring' du uns in Friedenſtand!

Und ihr Feinde, gebt es zu,
Gehet euch mit uns in Ruh,
Daß wir bei der letzten Zeit
Stehn in ſichrer Einigkeit!"

In einem Gedichte, worin Germania redend eingeführt wird, läßt er ſie zwar rühmen:

„Aus Sachſen ſind ihr Viel, die noch im Lobe ſchweben,
Die mir ſo manchesmal erleichtert meinen Schmerz.
Das hohe Brandenburg, das muß ich ewig preiſen,
Wie auch die ſchöne Pfalz von wegen ihrer Treu';
An Heſſen hab' ich Troſt; die tapfern Thaten weiſen,
Was Lüneburg verdient, was Anhalt würdig ſei;
Das friſche Mecklenburg, das weitbelobte Baden,
Das theure Würtemberg, ſind alten Lobes voll; —"

Und ferner:

„Ach meine, ſeht doch an die ſtarken Niederländer,
Ihr obwohl kleines Land beſchämt die ganze Welt,
Sie führen Thaten aus, durch ihrer Bündniß Bänder,
Die über Hoffen ſind." —

Allein, wie ſehr Germania dieſe, die proteſtantiſchen Vorkämpfer, für ihre liebſten Söhne und für den Grund und Stein ihrer Hoffnung erklärt, ſo verſäumt ſie doch nicht, auch des Kaiſers mit Ehrfurcht zu gedenken, und ruft jenen zu:

— „Klagt auch von meinetwegen
Mein groſes Herzeleid dem hohen Ferdinand,
Als dem ich anvertraut mein liebes Volk zu pflegen,
Ja, der beſchützen ſoll mich, Zepter, Kron' und Land.
Sagt ihm, er wolle doch nur dies bei ihm gedenken,
Wie ich ohn' alle Schuld erſtarb in ſolcher Pein,
Er woll' ihm doch durch euch das Herze laſſen lenken,
Und als ein treuer Sohn mir Mutter gnädig ſein!"

Dieſe ſchon dem Partheiweſen entrückte Vaterlandsliebe verſchwiſtert ſich mit ſeiner Frömmigkeit, und für die Leiden, denen auf Erden keine Hülfe ſich zeigt, ſucht er in höheren Gebieten den Troſt der Hoffnung, oder die Kraft der Ergebung und Geduld. Seine Frömmigkeit iſt ein edler chriſtlicher Sinn, eine herzliche Andacht, von regem Gefühl und hohen Gedanken getragen, rein, heiter, ſtark, wie ſein ganzes Weſen, ohne Wirrniß und Aberglauben. Der dichteriſche Gehalt der heiligen Schrift zog ihn frühzeitig an. Im Jahr 1631. erſchien von ihm zu Leipzig: „Davids, des hebräiſchen Königs und Propheten, Bußpſalmen, und Manaſſe des Königs Juda, Gebet, als er zu Babel gefangen war. Durch Paul Flemmingen in deutſche Reime gebracht." Die kleine Schrift iſt der Gräfin Katharina von Schönburg durch ein treffliches Sonett gewidmet. Das Jahr darauf gab er ebendaſelbſt ſein ſchönes „Klagegedicht über das un-

schuldigste Leiden und Tod unsers Erlösers Jesu Christi," in Druck, dem Professor der Dichtkunst in Wittenberg, August Buchner, durch lateinische Verse zugeeignet. Diese und andre seiner geistlichen Gedichte zeichnen sich durch Fülle und Lebhaftigkeit der Bilder und Empfindungen aus. Als froher Jüngling schon ist Flemming mit dem Ernste des Lebens erfüllt, und so auch mit dem Bilde des Todes wohlvertraut. In den Taumel seiner Fröhlichkeit, in das Entzücken seiner Weltbetrachtung, mischt sich diese ernste Vorstellung; er schaut sie ruhig an, er weiß das Leben zu schätzen, aber auch aller Eitelkeit zu entsagen. So beginnt ein Lied:

„Hier ist nichts, denn finstre Nacht,
Blinde Schatten, schwarze Höhlen,
Da die einverscharrten Seelen
Kaum nicht werden umgebracht.
O die dreimal armen Seelen,
Die sich also müssen quälen!"

Aller Genuß, ja selbst der Ruhm in Kunst und Wissenschaft, für welchen das stolze Herz sonst leidenschaftlich glüht, die Namen der größten Weisen und Dichter, schwinden seinem Blicke dahin, und er schließt mit den schönen Strophen:

„Weisheit ist nicht, wie ihr denkt,
Eine Kunst, die sonst lernen,

Weisheit kommt her aus den Sternen.
Sie ist's, die der Himmel schenkt,
Und in solche Seelen senket,
Die sich vor zu ihm gelenket.

Vater, der du Aller bist,
Doch um so viel mehr der Deinen,
Laß mir dein Licht, Selbstlicht, scheinen!
Scheide Wahrheit von der List,
So wird aller Weisen Wissen
Meiner Einfalt weichen müssen."

In einem anderen Gedichte heißt es:

„Könnt' ich ein' jede Kunst, wär' aller Reichthum meine,
Hätt' ich der Ehren Thron zu eigen ganz alleine,
Ging' alles mir nach Lust, und wüßt' ich keine Zeit,
Die mich von Jugend auf nicht herzlich hätt' erfreut,
Ja wüßt' ich, welches doch noch keinem ist gegeben,
Daß ich auch keinen Tod auf Erden sollt' erleben, —
Ganz Alles hätt' ich ganz: was wäre dieses Alles?
Ein Alles auf den Schein, ein Konterfei des Schalles,
Des Schatten lieblichs Bild, Verblendung des Gesichts,
Ein Schlauch an Leere voll, mit einem Worte, Nichts!"

Diesen Zeilen schließen wir andre an, obwohl nicht aus demselben Gedicht:

„Mein Alles und mein Nichts, mein Leben, meinen Tod,
Das hab' ich bei mir selbst. Hilfst du, so hat's nicht Noth.

Ich will, ich mag, ich soll, ich kann mir selbst nicht rathen;
Dich will ich's lassen thun; du hast bei dir die Thaten.
Die Wünsche thu' ich nur. Ich lasse mich ganz dir.
Ich will nicht meine sein. Nimm mich nur, gieb dich mir."

Aber nicht immer konnte solche Stimmung herrschen, die Macht der Welt befiel mit aller irdischen Bedrängniß den für die Welt begabten Sinn, und auch in ihrem Gebiete suchte er, wo nicht Trost, doch Betäubung. So lautet ein Lied Flemmings vom Jahre 1632. an einen guten Freund:

„Laß der Zeit nur ihren Willen,
Und vergönn' ihr ihren Lauf.
Sie wird selbst sich müssen stillen,
Wenn wir nichts nicht geben drauf.
Meistes Elend wird verschmerzet,
Wenn man's nicht zu sehr beherzet.

Ist es heute trübes Wetter,
Morgen wird es heiter sein,
Stimmen doch die großen Götter
Stets an Lust nicht überein.
Und wer weiß, wie lang' er bleibet,
Der uns itzo so vertreibet."

Und zum Schlusse:

„Unterdessen sei der deine.
Brich nicht ab der ersten Kost.
Labe dich mit altem Weine,

Und verſuch den jungen Moſt.
Laß uns einen Rauſch noch kaufen,
Ehe denn wir müſſen laufen!“

Wir haben nunmehr die Poeſie Flemmings nach ihren Hauptbeſtandtheilen ſich entwickeln ſehn; allein ihre höchſte Bedeutung lag noch in ferneren Schickſalen und Wendungen des Lebens ihr beſchieden. Der Zuſtand in Sachſen wurde je länger je troſtloſer. Zum drittenmale wurde das Land ein Opfer der Kriegsverwüſtung; der Gram überwältigte Flemmings Herz, er fand ſeines Bleibens dort nicht mehr. Die Kreiſe der Nächſten und Freunde waren zerſtört, manche von dieſen durch Tod entriſſen, viele durch Kriegsgetümmel entfernt, oder zu Grunde gerichtet. Die bisherige Freude und Ausſicht des Lebens war für Flemming erloſchen. In dieſer unglücklichen Zeit beſtand er großen inneren Kampf. In vergeblichem Harren ſah er die Tage nutzlos ſchwinden; er wünſchte die Heimath für einige Zeit zu verlaſſen, die Fremde zog ſeinen Blick an, aber ihn ſchmerzte zugleich, von dem theuren Vaterlande und den lieben Seinen in ſolcher Noth zu ſcheiden. Endlich doch mußte der Entſchluß zur Reife kommen, ihn ſcheint zuletzt mehr die Macht der Umſtände als freier Willen beſtimmt zu haben. In dieſer Unruhe ſchreibt

Flemming an seinen vertrautesten Freund voll banger Wehmuth nach einem gehabten Traume:

„Muß ich den langen Tag gleich nichts nicht thun als klagen,
Und mich vom Morgen an bis an den Abend schlagen
Mit der und jener Angst, die mir auch manche Nacht
Durch Kummer, Furcht und Pein dem Tage gleiche macht
In wachender Begier; so pfleget doch zuweilen
Die Sorgen meiner Qual der Schlaf zu übereilen,
Wie selten; es auch kömmt, und kehrt mir meinen Schmerz
In ein gewolltest Spiel und lächerlichen Scherz,
Als wie mir's heute ging. Du weißt, um was ich traure,
Was, auf die Thränen auch, ich oft bei dir bedaure.
Du weißt es neben mir. Heut ist der vierte Tag,
Daß ich für Leide nicht für Leute gehen mag.
Ich zwinge mich in mir, und kann mich doch nicht beugen,
Wie sehr ich wider mich mich führe selbst zum Zeugen.
Es ist kein andrer Rath. Ich muß mich geben drein.
Man fragt nicht, ob ich will. Es muß vertragen sein.
Dies weiß ich mehr als wohl, und gleichwohl führ' ich Klagen,
Als ob ich mich der Noth des Glückes könnt' entschlagen.
Umsonst ist's was ich thu'! Und thu' ich noch so sehr!
Denn mein Verhängniß will's. Was darf ich wollen mehr?"

Das

Das Abwarten dieſer Zeitläufte erſchöpft ſeine Geduld, er ſieht nichts Gutes dabei herauskommen:

„Was nutzet uns dies Thun, als nur zu unſerm Schaden!
Indeß dreht Klotho hart an unſrem ſchwachen Faden,
An dem dies Leben hängt. Die Jugend die wird alt.
Die Schönheit ſchwindet hin. Wir werden ungeſtalt.
Wir ſind an Mangel reich. Vergeſſen, das wir wiſſen.
Wer will wohl dermaleinſt uns alte Jungen küſſen?
Uns kluge Thoren ehr'n? Freund, auf, und laß uns gehn!
Auf! es iſt hohe Zeit, dem Uebel zu entſtehn."

Weiterhin ſagt er:

„Soll uns gerathen ſein, ſo muß ein ander Land,
Ein andrer Stand forthin uns füllen unſre Hand."

Hierauf verbündet er ſich zur innigſten Genoſſenſchaft mit ſeinem Freunde, ſie wollen zuſammen in die weite Welt ziehen; er ruft ihm zu:

„Sei herzig, wie du biſt, und laß dich das vergnügen,
Daß unſre Geiſter ſich ſo wohl zuſammenfügen. —
Du biſt mir ähnlich ganz. Mein Wollen iſt dein Rath,
Auf nein, als wie auf ja, dein Wille meine That.
— — Mich hat zu dir getragen
Die ſtille Neigung ſelbſt, die die Gemüther lenkt,
Und gleiche Regungen in gleiche Seelen ſenkt.
Es iſt was Himmliſches in unſerm jedren Blute,
Das ſeine Göttlichkeit beweiſet in dem Muthe."

Zuletzt verheißt er ihm:

„Mein Bund soll mit dir sein, so lange man wird wissen,
Daß sich ein Flemming hab' auf solch ein Thun beflissen,
Das seine Deutschen rühmt, und ihre Sprach' erhebt,
Das mit der Ewigkeit auch in die Wette lebt."

Aus einem anderen Gedicht ersehen wir, daß dieser Freund Hartmann Grahmann war, ein junger Arzt aus Stadt-Ilm, der in Leipzig seine Studien fortsetzte, und Flemmings Geschick forthin mit dem seinigen verband. In diesem letzteren Gedichte spricht Flemming von seinem Weggehn so:

— — „Ich trug für manchen Sieg
Schon manchen Lorbeerkranz. Als aber gleich der Krieg,
Erbarm es Gott, der Krieg, mit welchem wir uns Deutschen
Von so viel Jahren her nun ganz zu Tode peitschen,
Mein Meißen drittens traf, so gab ich mich der Flucht,
Die niemand schelten kann, und ich mir oft gesucht.
Ganz einem Vogel gleich, der flügg' ist auszufliegen,
Und gleichwohl noch nicht traut, schaut, wenn er Lust kann kriegen,
Die Aeltern da sind aus, der Habicht ohngefähr
Setzt auf das bloße Nest aus freien Lüften her;
Die Noth erweckt den Muth. Er reißt sich aus den Nöthen,

Flengt hier und da umher, und traut ſich ſichern Stätten.
Mein Bleiben war nicht mehr. Zudem war dies mein Rath,
Was gilt bei uns ein Mann, der nicht gereiſet hat?
Ich gab mich in die Welt, da ich zur guten Stunde
Dich, Bruder, und mit dir ein gutes Mittel funde,
In Aufgang einen Zug." — —

Welche Verhältniſſe den Freunden, da Noth und Unruhe ſie am höchſten bedrängten, ſich als Ausweg und Zukunft eröffneten, werden wir ſogleich erſehen.

Herzog Friedrich, regierender Herr zu Schleswig-Holſtein, war bisher zwar in dem allgemeinen Unheil vor allen Fürſten Deutſchlands noch am meiſten mit Land und Leuten verſchont geblieben, doch ſah er ſchmerzlich die Wehen eines Krieges, der in ſeinem Fortgange die Sache des Vaterlandes mehr und mehr verſchwinden, und in den kämpfenden Partheien ſelbſt nur noch blinde Werkzeuge fremder Selbſtſucht erkennen ließ. Nicht berufen, an dieſen Ereigniſſen kriegeriſchen Antheil zu nehmen, begnügte ſich der Herzog, den wechſelnden Umſtänden ſtaatsklug nachzugeben, und jedes Aeußerſte zu vermeiden. Geſinnung und Glauben ſtellten ihn auf die Seite der Proteſtanten, aber das Verhältniß zu Dänemark, deſſen Nach-

barschaft auch im freundlichen Anschein oftmals drückend wurde, ließ ihn nicht ungern auch die Sache des Kaisers im Vortheil sehen. Der Herzog war weder Krieger noch Staatsmann genug, um in dieser Lage bedeutend aufzutreten; allein er hatte Geist und Einbildungskraft, welche weit über die Gränzen seines kleinen Landes hinausstrebten. Alles Merkwürdige und Außerordentliche zog ihn an, er sammelte Kunstwerke und Seltenheiten, erwarb mancherlei Kenntnisse; das alte Testament im hebräischen Grundtexte lesen zu können, war ihm eine nicht geringe Freude; er versuchte sich in allerlei Thätigkeit; mit Kaiser Ferdinand II. und andern Fürsten und bedeutenden Personen unterhielt er eigenhändigen Briefwechsel; er legte kunstvolle Gärten an, gab der Stadt Tönningen neue Festungswerke, und gründete an der Eider eine neue Stadt nach seinem Namen, die er zum Stapelplatze des persischen und ostindischen Handels zu erheben dachte. Seine weitaussehenden Plane, den Welthandel, dessen Ertrag man in Hollands wachsenden Reichthümern nicht ohne Neid vor Augen hatte, wenigstens zum Theil an Holstein zu bringen, verschwisterten sich mit andern Gedanken, welche den Vortheil Holsteins mit den wichtigsten Zwecken für Deutschland in Verbindung

ſetzten. Eine ruhmvolle Ausführung wünſchte er der Welt zu zeigen, und dazu ſchien die Gelegenheit am günſtigſten dargeboten in einer Geſandtſchaft, welche von Holſtein durch Rußland nach Perſien ziehen ſollte. Die Handelsabſichten für Holſtein konnten auf dieſem Wege am ſicherſten erfüllt werden, allein auch den politiſchen Angelegenheiten Deutſchlands war damit eine hülfreiche Lenkung zugedacht. Dieſer letztere Geſichtspunkt wurde beſonders feſtgehalten, in Flemmings Gedichten iſt er der einzige, unter welchem die Geſandtſchaftsreiſe erſcheint, der Handelsabſichten wird nicht erwähnt. Er ſchildert den Herzog Friedrich als einen fürſorgenden Vaterlandsfreund:

„Der, da Europa ſelbſt ihr' eigne Bruſt durchſtach,
Und ihren ſchönen Leib gleich wie zu Stücken brach,
So ernſtlich war bedacht, alleine von ſo Vielen,
Woher ein Mittel doch wohl wäre zu erzielen,
Das für der Mutter Fall, die ſchon zu Boden ſank,
Und nun ihr eigen Blut als für ein Labſal trank,
Recht werth und kräftig ſei. Er ſah in's Nah' und Weite,
Zu Hauſe war kein Rath, kein Landsmann war zur Seite.
Ob, ſprach er, unſre Welt nichts für die Wunden hat,
So weiß doch Aſien der kranken Schweſter Rath.
Bald hieß er Boten gehn in Elams ferne Gränzen,
Um dieſen harten Bruch hinwieder zu ergänzen."

Man sah bereits Persien zur Bekämpfung der Türken aufgeregt, dem deutschen Kaiser dadurch freie Hand gegeben, seine Macht und Aufmerksamkeit ganz auf das Friedenswerk in Deutschland zu richten, und alsdann die vereinten deutschen Waffen gleichfalls gegen die Türken zu wenden; ja die ganze Christenheit sollte sich zu einem Kreuzzuge gegen ihren Erbfeind verbinden, und siegreich bis Konstantinopel vordringen. Flemming sagt in diesem Sinne:

„Nunmehr bricht die Zeit heran,
Daß du, Christ, dich eins sollst rächen,
Und dem seine Kräfte brechen,
Der dir alles Leid thut an,
Der so oft dein Blut geleckt,
Und mit bloßem Namen schrecket.

Däucht mich's, oder seh' ich's schon,
Wie die lauten Feldposaunen,
Und die donnernden Karthaunen
Untermengen ihren Ton,
Daß des Bosphors seine Wellen
Furchtsam sich als Steine stellen?

Unsre Donau fleußt uns vor,
Leitet mit erfreuten Wellen
Unsre tapfern Bundsgesellen
Bis fast vor des Hundes Thor.
Byzanz, du sollst unser heißen,
Eh daß du dich denkst zu schmeißen."

Die Deutſchen ſollen dazu vereinigt ſein:

„Landsmann, Deutſcher, thu' alsdann,
Was du biſt an dir gewohnet,
Es gilt hier nicht, daß man ſchonet.
Jetzund haſt du deinen Mann.
Vor, und itzt noch, ſchlägſt du Blinder
Auf dich ſelbſt und deine Kinder."

In vielen andern Stellen wird dieſes große Unternehmen, dieſe zu Deutſchlands Heil übernommene Mühe und Arbeit, nach Gebühr geprieſen, und dem Fürſten wie den Geſandten zu hohen Ehren angerechnet. Wir laſſen billig dahingeſtellt, wie weit politiſche Träume hier über politiſche Wahrſcheinlichkeit hinausgegangen, doch ergiebt ſich aus mehreren Anzeigen, daß bei ſolchem Vorhaben der deutſche Kaiſer ſowohl als der König von Spanien nicht ohne Antheil geblieben, welche denn auch, in Bezug auf Holland, dem holſteiniſchen Handelsbeſtreben nur günſtig ſein konnten. Dieſes letztere, bezweckend, neue Handelswege zwiſchen dem Norden von Europa und dem Orient vermittelſt Rußlands aufzuſchließen, mußte ſich auch den Schweden genehm zeigen, deren Küſtenländer am baltiſchen Meere dabei gewinnreiche Betheiligung zu erwarten hatten. So vereinigten ſich hier die widerſtrebendſten politiſchen Beziehungen in dem-

selben Unternehmen, das nach verschiedenen Seiten ein verschiedenes Antlitz wandte. Im Schutze des geheimnißvollen Dunkels, welches den diplomatischen Dingen zu Gute kommt, blieben die Widersprüche einstweilen verdeckt, und wenn die eigentliche Bewandtniß der Sache den Fremden nicht sogleich ganz klar wurde, so war vielleicht der Herzog Friedrich selbst in diesem Betracht auch nicht ganz sicher; ihn befriedigte, ein großes Werk vorzuhaben, an welches glänzende Vorstellungen und erwünschte Thätigkeit geknüpft waren. Mit großem Ernst und Eifer betrieb er die Anstalten für die beschlossene Gesandtschaft. Neben den politischen und kaufmännischen Absichten mußte einem Sinne, wie dem seinigen, auch wissenschaftlicher Gewinn vorschweben, und er war demnach bedacht, seine Gesandtschaft auch mit unterrichteten und aufgeweckten Köpfen wohl auszustatten. Der Ruf seines Vorhabens verbreitete sich alsbald, und erscholl auch in Sachsen; brauchbare Männer verschiedenen Standes und Gewerbes erhielten Anträge. Adam Olearius, von Aschersleben gebürtig, in mancherlei Wissenschaften, besonders aber in der Mathematik ausgezeichnet, vertauschte sein philosophisches Lehramt in Leipzig mit holsteinischen Staatsdiensten. Wahrscheinlich durch ihn ver-

anlaßt, folgten auch die Freunde Hartmann Grahmann und Flemming dem vielversprechenden Anerbieten. Für die jugendliche Einbildungskraft mußte die weite Reise nach Persien, unter so glänzenden und begünstigten Verhältnissen, ungemeinen Reiz haben; allein auch manches Bedenken durfte sich einstellen. Man konnte sich nicht verhehlen, daß die Unternehmung auch Ungemach und Noth und Gefahren aller Art zu gewärtigen habe, daß eine lange Reihe von Jahren darüber hingehen, daß die Rückkehr ungewiß und das Schicksal der Angehörigen inzwischen im zerrütteten Vaterlande jedem Zufall überlassen sei. In diesen Betrachtungen mochte der Grund des inneren Kampfes liegen, dessen Flemming erwähnt, jedoch blieb es bei dem ersten Entschluß. Der alte Vater, der durch den Krieg einen Theil seines Vermögens eingebüßt, wollte den Sohn nicht hindern, sein besseres Glück in der Welt aufzusuchen; schwerer gab die Mutter ihre Einwilligung; sie liebte den Stiefsohn wie ein eignes Kind, und Flemming gedenkt noch spät des schmerzlichen Augenblicks:

„Ich sehe noch die Angst des fürchtenden Gesichtes,
Als, Mutter, ich vor euch mit halber Freude trat,
Und, um zu reisen aus, gewollten Urlaub bat,
Den ich euch fast zwang ab. — —

Verzeiht mir's, Selige, hab' ich euch da betrübt,
Und etwas Fremdes mehr, als euren Wunsch geliebt!"

Inzwischen kam die Zeit der Abreise heran. Grahmann war zum Leibarzt der Gesandten ersehen, Flemming, der schon im Jahre 1631. die akademische Würde eines Magisters der freien Künste empfangen, aber sein ärztliches Studium noch nicht vollendet hatte, wurde in der Eigenschaft eines Hofjunkers und Truchseß bei der Gesandtschaft angestellt. Sein Entschluß, Deutschland zu verlassen, fand manchen Tadel. Indem er sich freute, den Anblick der Kriegeszerrüttung zu meiden, und dafür den der Wunder des Orients einzutauschen, konnte er doch nicht zugeben, daß man ihn der Gleichgültigkeit gegen das Vaterland beschuldigte. In einem Gedicht an Martin Christenius sagt er gegen diesen Vorwurf:

„Mutter Deutschland, und auch ihr,
Vater, Mutter, Schwestern, Freunde,
Mein! erlaubet dies doch mir,
Daß ihr mehr wünscht eurem Feinde,
Daß ich fremder Länder Zier
Unserm Meißen setze für!"

Er verspricht, seine Poesie solle auch in der Ferne zu der Seinen Lust und Ehre gedeihen, den Ruhm der deutschen Sprache bei Fremden ausbreiten,

und deren Herrlichkeit in reichen Bildern zurückführen. Gegen Ende des Sommers 1633. fanden sich die Berufenen in Gottorff ein. In diese Zeit ungefähr fällt ein Gedicht Flemmings, durch welches er bei dem großen Reisevorhaben sich und die Seinen der Fürsorge Gottes empfiehlt, und sich in dessen Fügungen mit frommer Zuversicht ergiebt. Das Lied steht noch jetzt in vielen protestantischen Gesangbüchern; der Anfang heißt:

„In allen meinen Thaten,
Laß ich den Höchsten rathen,
Der alles kann und hat,
Er muß zu allen Dingen,
Soll's anders wohl gelingen,
Selbst geben Rath und That."

Er ist auch auf den Tod gefaßt, wenn es Gott will, der die rechte Zeit ja weiß, allein sein Inneres hegt daneben heitre Lebensaussicht:

„Gefällt es seiner Güte,
Und sagt mir mein Gemüthe
Nicht was Vergeblichs zu,
So werd' ich Gott noch preisen,
Mit manchen schönen Weisen
Daheim in meiner Ruh.

Indeß wird er den Meinen
Mit Segen auch erscheinen,
Ihr Schutz wie meiner sein,

Wird beiderseits gewähren,
Was unser Wunsch und Zähren
Ihn bitten überein."

Mit solchen Empfindungen schied Flemming aus dem Vaterlande; doch seine freudigen Hoffnungen und heißen Wünsche erfüllten sich nur zum Theil.

Das große Unternehmen des Herzogs von Holstein theilte sich in mehrere gesonderte Ausführungen. Zuerst war es nöthig, den schwedischen Hof zu gewinnen, und der Mitwirkung desselben sicher zu sein. Hierauf mußte an den Zar von Moskau, Michael Feodorowitsch, Schwager des Herzogs, eine Sendung geschehn, um bei demselben das weitere Vorhaben günstig einzuleiten, und für die Gesandtschaft nach Persien den freien Durchzug durch sein Reich anzusprechen. Erst wenn dieses gelungen, und der Weg auf solche Weise eröffnet war, konnte die Hauptsendung nach Persien vor sich gehn. Mit Schweden, wo die holsteinischen Vorschläge gutes Gehör fanden, war bald ein erwünschtes Einverständniß zu Stande gebracht. Die Sendung nach Moskau wurde dann eiligst angeordnet. Zu Gesandten wurden ernannt Philipp Kruse, Licenciat der Rechte, von Eisleben gebürtig, und Otto Brüggemann, von Hamburg. Jener, schon reiferen Alters, hatte alle Eigenschaf-

ten eines kenntnißreichen, klugen, wohlberedten Unterhändlers, wie er zur Ausrichtung eines so schwierigen und in mancherlei diplomatischen Verwickelungen befangenen Geschäfts erforderlich war; allein da weiterhin die Reise, wegen der Gegenden und Völker, durch welche sie führte, und wegen der Gefahren und Zufälle, die ihr zu Wasser und zu Lande drohten, mehr und mehr den Karakter eines gerüsteten, fast kriegerischen Zuges annehmen mußte, so hatte man bei der Wahl Brüggemanns hauptsächlich die Eigenschaften berücksichtigt, durch welche derselbe als ein erfahrner, in Krieg und Frieden schon weit herumgekommener Thatmensch, für solche Verhältnisse besonders tüchtig erschien. In den Aufträgen und Verrichtungen war jedoch keine Sonderung festgesetzt, sie blieben für Beide ungetheilt gemeinsam. Als Gesandtschaftsrath war ihnen der schon genannte Olearius beigegeben, welchem wir eine wohlverfaßte Beschreibung der ganzen Reise zu danken haben, Hartmann Grahmann als Arzt, Albrecht von Mandelsloh als Stallmeister, Christoph von Uechtritz als Kammerherr, unser Flemming nebst den Patriciern Hieronymus Imhoff aus Nürnberg und Hans Grünewald aus Danzig, und noch einigen Andern, als Hofjunker und Truchsesse, zu deren Amt unter andern auch gehörte, bei

Gastmahlen die Speisen vorzulegen, ferner ein Schiffer Michael Kordes aus Lübeck, der auf der Wolga und dem kaspischen Meere gebraucht werden sollte; diese, nebst einer zahlreichen Dienerschaft, im Ganzen ein Gefolge von 34. Personen, schlossen sich dem Zuge glänzend an. Auch ein Arzt, welchen der Zar aus Deutschland, nach des Herzogs von Holstein Wahl und Fürsorge, zu seinem Leibarzt berufen hatte, reiste mit. Die Gesandten gingen am 22. Oktober 1633. von Gottorff ab, vereinigten ihre sämmtliche Gesellschaft in Hamburg, und zogen von da, nachdem alles vollständig und bestens geordnet war, über Lübeck nach Travemünde, wo sie am 9. November zu Schiffe gingen. Eine von Wind und Wetter beschleunigte Seefahrt brachte sie ohne sonderliche Gefährde nach Riga, wo sie schon am 14. November glücklich anlangten.

Hier wurde die Gesandtschaft von dem schwedischen Gouverneur und seinen Offizieren sehr wohl empfangen, von dem Rathe der Stadt mit Lebensmitteln und anderem Nothwendigen beschenkt; mußte aber 5. Wochen daselbst liegen bleiben, um Frost und Schlittenbahn abzuwarten, da die morastige Gegend in dieser Jahreszeit sonst schwerlich ein Fortkommen gestattete. Am 14. December

endlich konnte die Reise vor sich gehn, eine Menge von Schlitten wurden herbeigeschafft, aber ein erstes Ungemach zeigte sich darin, daß Jeder im Schlitten sitzend, sein Pferd selbst leiten mußte, welches die meisten erst auf ihre Gefahr zu lernen hatten. Nach einer beschwerlichen, neuntägigen, durch häufiges Umwerfen gestörten Fahrt, wobei doch größeres Unglück verhütet blieb, erreichten sie die Stadt Dorpat, wo die im vorhergehenden Jahre gestiftete hohe Schule noch wenig Leben hatte, es waren Professoren genug, aber wenig mehr als ein Dutzend Studenten dort. Nach der Feier des Weihnachtsfestes ging die Reise nach Narva fort, wo man am 3. Januar 1634. ankam. Der Winter bot noch immer die besten Wege, allein die holsteinischen Gesandten sollten zur Weiterreise nach Moskau hier erst die schwedischen abwarten, welche der Hof von Stockholm in der nämlichen Angelegenheit an den Zar zu schicken versprochen hatte. Diese beeilten sich aber nicht, man mußte 22. Wochen lang auf sie warten, unter vielfachem Ueberdruß, den alle Vergnügungen, welchen man sich in Stadt und Umgegend ergab, nicht entfernen konnten, und unter zahllosen Händeln und Schlägereien, die unaufhörlich zwischen den Leuten der Gesandten und den Soldaten der Besatzung zu

schlichten waren. Die Lebensmittel wurden endlich selten, und da sich die Ankunft der schwedischen Gesandten immer noch verzögerte, inzwischen jedoch die Ernennung des Gouverneurs von Reval zum Haupte der Sendung bekannt wurde, so begaben die holsteinischen Gesandten sich mit 12. Personen einstweilen nach dieser Stadt, während das übrige Gefolge sich ferner in Narva bequemen mußte. Unser Flemming aber erfuhr die Begünstigung, schon am 28. Februar, bei noch gutem Wetter, mit einigen Leuten, den Handpferden und dem Gepäck nach Groß-Naugart vorausgesandt zu werden; mit ihm reiste zugleich des Zars Leibarzt, der dann ohne Aufenthalt zu seiner Bestimmung weiterging. In dieser ansehnlichen Stadt, wo deutsche Bildung und Sitte, während früherer Handelsblüthe reich hieher verpflanzt, und russisches Volksleben, ursprünglich dem Boden angehörend, theils getrennt, theils gemischt bestanden, konnte der Dichter, den bisher die Reise wenig angeregt zu haben scheint, wieder freier zu den Eingebungen der Muse sich erheben. Er überschaut seine Lage, das in die Ferne gerückte Vaterland, das noch entlegnere Ziel der betretenen Bahn. Er überläßt sich tröstlicher Betrachtung, indem er sich selber anredet:

„So

— — „So ſei ein wenig deine,
Mein Flemming, weil du kannſt. Du haſt noch dieſes Eine
Von allem, was du hattſt, dich, den dir niemand nimmt;
Wiewohl noch Mancher itzt auch um ſich ſelbſten kömmt,
Des Andren mehr als ſein! Iſt alles denn verloren,
So laſſ' es, wo es iſt. Es wird noch ſtets geboren,
Das ſo geht wieder hin. Das blinde Glücke ſcherzt;
Verwechſelt Gab' und Raub. Was iſt es, das dich ſchmerzt?
Fürwahr, ein großes Nichts. Da biſt ja noch derſelbe.
Lebſt ſichrer als zuvor. Kannſt du nicht an der Elbe
Und Mulde ſicher ſein, ſo ſuch' ein' andre Statt,
Die mit geringrer Luſt auch wen'ger Sorge hat."

Er nimmt ſich den Weiſen zum Vorbild, der ſein Verhängniß aufnimmt, wie es ihm geboten wird, auch traurend froh und in Armuth reich ſein kann. Daher will er nicht zurückblicken, ſondern genießend um ſich her ſchauen, und muthig vorwärts trachten:

„Des alten Vatern Noth, der frommen Mutter Leid,
Der lieben Schweſtern Angſt, ſo vieler Freunde Neid,
Setz' itzt ein wenig aus. Thu, was der Himmel heißet.
Nimm der Bequemheit wahr, eh ſie ſich dir entreißet.
Zeuch in die Mitternacht, in das entlegne Land,
Das mancher tadelt mehr, als das ihm iſt bekannt.
Thu was dir noch vergönnt der Frühling deiner Jahre.
Laß ſagen, was man will, erfahre du das Wahre.
Dem traut man, was man ſieht. Und hoffe dies darbei,
Daß in der Barbarei auch was zu finden ſei,

Das nicht barbariſch iſt. — Wohlan, ich bin vergnüget,
Es hat mich nicht gereut, daß ich mich her verfüget."

Auch die Reiſe war ja bisher glücklich:

„Ich bin wohl kommen an, hier, wo Kaliſto ſteht,
Und Arkas, der mir nun faſt auf der Scheitel geht.
Der Welt der war mir gut. Die Düna floß mir linde,
Die Rau die war mein Freund, ich ging mit gutem Winde,
Wo Wind vonnöthen war. Die Wolchda ſeh' ich nun,
Die mich um ihren Rand läßt nach Begehren ruhn."

Er kann nicht vorbei, ohne das Geſchick des Volkes zu preiſen, das hier vor ſeinen Augen in Armuth und Niedrigkeit, aber zugleich in harmloſer Unſchuld und im unverkümmerten Glück eines ſichern Naturzuſtandes lebt. In ſtarken Zügen führt er dieſe Anſchauung eines ſaturniſchen Zeitalters aus, welche wir an jenen Zuſtänden wohl zuletzt geſucht hätten, der Dichter aber gewiß in Wahrheit mit ihnen verknüpft gefunden. Sein Wohlgefallen an dem Lande und deſſen Bewohnern bezeigt er noch in einem andern Gedicht, worin er das Schickſal des Ovidius, der in ſolche Fremde verbannt auch dort den Ruhm ſeiner Lieder ausbreitete, willig übernehmen möchte:

„Ich wollt', als wie ich vor bei meiner Muld' und Saalen,
Um euren Ohz thun. In den begrünten Thalen

Des Dnieper wohnhaft ſein, und eures Landes Zier
Auf mein' und euer' Art den Wäldern ſingen für.
Ich weiß, ich wär' euch lieb!" — —

Auch hatte er das Glück einen Muſenfreund, einen Liebhaber insbeſondere der deutſchen Dichtkunſt, dort anzutreffen in Heinrich Nienburg, deutſchem Oberdolmetſcher des Zars. Mit dieſem Freunde verlebte er glückliche Tage. Indeß wandte Sehnen und Dichten ſich oftmals auch nach den in Narva zurückgebliebenen Reiſegefährten hin. Er wünſcht, daß ihre Verzögerung bald aufhören möge, jetzt gleich, da der Frühling ſchon erblüht, und die goldne Sonne höhere Kraft gewinnt. Ein Lied an Grahmann, „den beſten ſeiner beſten Freunde", ſpricht die ſchmerzlichſte Ungeduld aus.

Endlich in der Mitte des Mai's, nachdem die ſchwediſchen Geſandten allmählig in Narva ſich eingefunden, reiſten auch die holſteiniſchen von Reval dahin zurück. Nach neuen Zögerungen begaben ſie ſich am Ende des Monats vereinigt auf den Weg, fanden aber in Nöteburg neuen Aufenthalt, und harrten hier der Ankunft eines ruſſiſchen Priſtaff oder Schaffners, der an der Gränze die Geſandten aufzunehmen und für ihre Weiterreiſe Sorge zu tragen hatte. Gegen Ende des Juni

kam ein solcher mit der gewöhnlichen Bedeckung Strelitzen von Groß-Naugart an, der aber fürerst nur die schwedischen Gesandten allein abholen sollte. Die völkerrechtlichen Beziehungen wurden von den Russen noch ganz in asiatischer Art behandelt, argwöhnisch, langsam, prunkvoll und umständlich. Aller Verkehr geschah durch Dolmetscher. Die Gesandten mußten kostbare Geschenke darbringen, dagegen wurden sie während der Dauer ihrer Sendung von dem Zar mit großem Aufwand freigehalten. Um die Ceremonien an der Gränze mitanzusehn, begleitete Olearius die Schweden dahin; die Sorgfalt, auch im Kleinsten sich nichts zu vergeben, vielmehr allerlei Vorzüge durch Trotz oder List an sich zu bringen, und den Gegentheil möglichst zu bedrücken, ging bis zum Lächerlichen. Als nach drei Wochen die Holsteiner endlich am 20. Juli nachgeholt wurden, fanden sie jedoch leichteren Zugang, man nahm es mit ihnen, da sie nicht, wie die Schweden, unmittelbare Gränznachbarn waren, weniger genau. Sie schifften auf 7. Booten über den See Ladoga, und sodann, nicht ohne überstandene Gefahr, auf dem Flusse Wolchda vollends nach Groß-Naugart, wo sie am 28. Juli anlangten. Flemming und die andern Vorausgesandten, die hier über 4. Monate sehnend geharrt,

waren den Ankommenden auf einem Boote eine Meile weit freudigſt entgegengeſchifft. In Groß-Naugart wurde 4. Tage verweilt, darauf aber die Reiſe ernſtlich fortgeſetzt, erſt noch zu Schiff, dann fernerhin zu Pferde, voran Zeug und Geräthe auf 50. Karren. Unterwegs begegneten ihnen viele deutſche Offiziere und Soldaten, die nach geendigtem Kriege vor Smolensk aus Rußland wieder heimzogen. Unter manchen Beſchwerden gelangte die Geſandtſchaft über Torſok und Twer endlich am 13. Auguſt in die Nähe von Moskau, und hielt daſelbſt am folgenden Tag ihren feierlichen Einzug. Damit an dem abgemeſſenen Orte des erſten Zuſammenkommens weder die zum Empfange befehligten vornehmen Ruſſen, noch hinwieder die holſteiniſchen Geſandten in den Fall kämen zu warten, ſo wurde ſorgſam ein gleichzeitiges Eintreffen veranſtaltet, indem zahlreiche Boten zu Pferde hin und her ſprengten, um den einen Zug nach Maßgabe des andern bald langſamer, bald ſchneller, bald wieder langſamer fortrücken zu laſſen. Unter großem Prunk und Zudrang ritten ſie in die Stadt, wo ſie, weil kurz vorher in einer großen Feuersbrunſt nebſt 5000. Häuſern auch der Geſandtenhof abgebrannt war, zwei hölzerne Bürgerhäuſer zur Wohnung erhielten, und ſogleich nach Landesart

reichlich verpflegt wurden. Bis sie vor den Zar gekommen, durften sie jedoch nicht ausgehen.

Der feierliche Auftritt der Gesandtschaft zur öffentlichen Audienz bei dem Zar geschah am 19. August mit großem Prunk; die Geschenke, als Pferde, Pferdezeug, kostbares Geräth, künstliches Uhrwerk, Spiegel und ein Fernglas, wurden zur Schau getragen; hin und her reitende Boten ordneten abermals den Zug bald geschwinder, bald langsamer, je nachdem der Zar oder die Gesandten dem Saale näher waren. Der Zar Michael Feodorowitsch empfing die Gesandtschaft sehr gnädig, und ließ nicht nur die Gesandten selbst, sondern auch, aus besonderer Huld, die Hauptpersonen ihres Gefolges zum Handkusse gelangen, wie denn auch Flemming Theil an dieser Ehre hatte, welche doch durch den Umstand, daß unmittelbar nachher, vor Aller Augen, der Zar seine Hände reinzuwaschen pflegte, eine nicht ganz befriedigende Nebenbeziehung bekam. Die Gesandtschaft wurde an diesem Tage von der Tafel des Zars außergewöhnlich gespeist, und durfte nunmehr auch überall in der Stadt frei verkehren. Hierauf wurde mit den Bojaren oder Ministern des Zars in wiederholten geheimen Audienzen das Geschäft verhandelt, woran auch die schwedischen Gesandten Theil nahmen. Die hol-

ſteiniſchen Anträge, hauptſächlich dahin lautend, den perſiſchen Seidenhandel über Rußland und Liefland, mit großem Gewinn der Zwiſchenländer, nach Holſtein zu lenken, fanden anfangs große Schwierigkeiten. Die Ruſſen trugen mancherlei Verdacht und Argwohn gegen die Schweden, welche mit den Tataren und mit den Perſern politiſche Verbindungen beabſichtigen konnten, deren Folgen für Rußland nachtheilig werden mußten. Der neue Handelsweg konnte auch den ſchon beſtehenden Verkehr der Ruſſen mit Perſien und den gewinnreichen Handel über Archangel mit den Holländern auf mancherlei Art gefährden. Die Schweden ihrerſeits waren gegen die Holſteiner mißtrauiſch, welchen ſie außer den offenbaren noch geheime Abſichten beimaßen, und ſuchten daher die eigne Sache möglichſt unabhängig von der holſteiniſchen anzuordnen, wobei hauptſächlich Arend Spiering, ein der Handelsverhältniſſe überaus kundiger Mann, den, weil er ſpäter nachgeſchickt wurde, die Ruſſen anfangs durchaus nicht als Geſandten erkennen wollten, den thätigſten Eifer zeigte. Inzwiſchen, da die Holſteiner in alle, von den Ruſſen abſichtlich überſpannte Forderungen zu deren eignem Erſtaunen willigten, und ihnen von dem zu hoffenden Gewinn faſt mehr, als überhaupt zu hoffen war, zu-

gestanden, so nahm der Zar ferner keinen Anstand, seinem Schwager dem Herzoge von Holstein zu gestatten, was bisher Kaiser, Päbste und Könige vergebens nachgesucht, den Durchzug nämlich durch das innere Rußland für eine Gesandtschaft nach Persien, jedoch mit der ausdrücklichen Vorkehrung, daß weder mit den Tataren eine nähere Verbindung gesucht, noch in dem holsteinischen Gefolge ein geborner Schwede mitgenommen würde; ihrerseits in eignem Namen Gesandte nach Persien mitzusenden, war den Schweden ohnehin nicht gelegen, sie wollten die großen Kosten nicht auf's Ungewisse wagen, sondern diese Auslagen klüglich den Holsteinern überlassen. Nachdem alles vorläufig abgemacht worden, traten zuvörderst die schwedischen Gesandten die Rückreise an, sodann auch die holsteinischen, welche dem Herzoge den Bericht von ihrem bisherigen Erfolge zu bringen eilten. Sie hatten am 16. December mit gewöhnlicher Feierlichkeit ihre letzte öffentliche Audienz bei dem Zar, und reisten am 24. zu Schlitten von Moskau nach Narva zurück. Der Schiffer Cordes aber ging mit 6. Personen sogleich in entgegengesetzter Richtung voraus nach Nisen-Naugart, um daselbst auf der Wolga zur bevorstehenden Weiterfahrt ein Schiff zu bauen. Von Flemmings Treiben und Dichten

während dieſes erſten Aufenthalts in Moskau haben wir wenig Spuren. An neuen und merkwürdigen Anſchauungen fehlte es nicht; zu den eigenthümlichen Bildern der ruſſiſchen Hauptſtadt geſellte ſich der noch fremdere Reiz türkiſcher und tatariſcher Anblicke, wie ſie der Einzug und Aufenthalt prachtvoller Geſandtſchaften zeigte, von welchen die türkiſche nicht ohne entgegenwirkende Abſicht mit der holſteiniſchen dort zuſammentraf. Aber Flemmings Dichtung ſchweigt uns diesmal ungewöhnlich, wie bereit und fertig ſie auch ſonſt jede Darbietung des Tages in Trauer und Freude zu heitrer Betrachtung aufnimmt. Ob Geſchäfte ihn geſtört, ob Krankheit ihn gehindert, oder vielleicht Neigung ihn zu Gedichten befeuert, die nur eben des Merkmals dieſer Zeit und Oertlichkeit ermangeln, iſt nicht zu beſtimmen.

Am 5. Januar 1635. traf die Reiſegeſellſchaft nach raſcher Fahrt über Groß-Naugart wieder in Narva, und fünf Tage darauf wohlbehalten in Reval ein, von wo die Geſandten nach dreiwöchentlichem Aufenthalt ihren Weg, weil das baltiſche Meer wegen des Winters nicht mehr zu beſchiffen war, zu Lande fortſetzten, von wenigen Perſonen begleitet, indem es gerathener dünkte, den größten Theil des Gefolges in Reval zurückzulaſſen und da-

ſelbſt in die Koſt zu verdingen. Im Anfange des Februar gelangten ſie nach Riga, wo ſich zur weitern Rückreiſe ein Franzoſe, Karl Talleyrand, der ſich Fürſt von Chales und Marquis und Baron von andern Herrſchaften nannte, an ſie anſchloß. Dieſer Mann war vor mehreren Jahren vom Könige von Frankreich als Geſandter an den türkiſchen Kaiſer und an den Zar von Moskau abgeſchickt worden, ſein Gefährte Jakob Rouchelle aber beſchuldigte ihn heimlich in Moskau bei dem Patriarchen verrätheriſcher Abſichten, worauf ihn der Zar gefangen ſetzen und nach Sibirien wegführen ließ; erſt nach drei Jahren, als der Patriarch inzwiſchen geſtorben, kam Rouchelle's Argliſt an den Tag, und Talleyrand wurde aus der Verbannung zurückgeholt und auf freien Fuß geſetzt; er kehrte jetzt luſtig und guter Dinge heim, über ſein Unglück leicht getröſtet, und bereichert mit einigen tauſend Verſen der Aeneis, deren vier erſte Bücher er zum Zeitvertreib fertig auswendig gelernt hatte. Seine Geſchichte durfte in den Gemüthern derer, welche ſich auf ähnlichem Zuge begriffen und vielleicht ſchon durch manches Unheimliche berührt fanden, nachdenkliche Eindrücke hinterlaſſen. Inzwiſchen ging die Reiſe über Mitau, Memel und Königsberg nach Danzig fort, wo die Geſandten wäh-

rend einer faſt dreiwöchentlichen Raſt von Rath und Bürgern herrlich bewirthet und beſchenkt wurden. Ueber Stettin und Roſtock gelangten ſie endlich am 6. April nach Gottorff, wo ſie darauf dem Herzoge ihren Bericht ablegten, und ſogleich den weiteren Verfolg der Sache zu berathen hatten. Flemming unterdeſſen war mit den übrigen Gefährten in Reval zurückgeblieben, und fand in dieſer reichen, lebhaften Stadt alsbald den angenehmſten Umgang. Würdige Gelehrte, wackre Kaufleute von Welt und Bildung, heitre Muſenfreunde und liebenswürdige Frauenzimmer, ließen in ihrem Kreiſe den jungen Dichter nichts vermiſſen, was ihm der beſte heimiſche Boden nur je hätte tragen können. Sein heitrer, lebhafter Sinn, ſein trefflicher Karakter und ſein herrliches Talent erwarben ihm die Liebe edler Freunde und die Huld ſchöner Frauen. Auch ſtand ſeine Dichtkunſt hier ſchnell in reicher Blüthe. Rainer Brockmann, Profeſſor der griechiſchen Sprache, und Timotheus Polus, innige Freunde Flemmings, erweiſen ſich auch als dichteriſche Genoſſen, und wechſeln glückliche Verſe mit ihm, ja ſogar junge Frauenzimmer wiſſen den liebenswürdigen Fremden mit Reimzeilen anzubinden; ſo ausgezeichneter geiſtigen Bildung durfte Reval ſich damals rühmen! Auch preiſt Flemming

dieſe weltherrſchende Macht der deutſchen Sprache und des deutſchen Geſanges, die nun ſchon jeden Kampf beſtehn können, und die durch ihn noch weiter, in bisher nicht gekannte Länder dringen ſollen! Die raſchen Erzeugniſſe ſeiner allzeit fertigen Kunſt ſind allen Anläſſen des Tages dargebracht; auch der Entfernten gedenkt ſein Lied, inſonderheit des geliebten Grahmann, und der Geburts- und Namenstag der Geſandten geht nicht unbeſungen vorüber. Ohne Zweifel iſt auch ein großer Theil der Liebesgedichte, ſowohl der Lieder als der Sonette, während dieſes Aufenthalts entſtanden, der unter den Anwandlungen unſtäten Wohlgefallens auch den Keim ernſter Neigung ſchon pflegen mochte.

Inzwiſchen war zu Gottorff die Geſandtſchaft für ihre nunmehrige Beſtimmung nach Perſien auf's neue glänzend ausgerüſtet, und das Gefolge bis auf 92 Perſonen vermehrt worden. Als höhere Beamte waren, außer den ſchon früher genannten, darin begriffen: ein Marſchall, ein Hof- und Küchenmeiſter, ein Hofprediger, ein ruſſiſcher Oberdolmetſcher, mehrere Kammerpagen; hierauf, eine Stufe niedriger, mehrere andre Pagen und Kammerdiener, zwei Feldtrompeter, mehrere Muſikanten, Wundärzte, ferner Silberdiener, Schrei-

der, türkiſche und perſiſche Dolmetſcher, Trabanten und Lakaien, und eine große Zahl geringere Diener und Jungen, ſogar ein Hundejunge. Die Geſellſchaft war aus allen Gegenden Deutſchlands, aus Schottland, Frankreich, Holland, Liefland, ja aus der Tatarei und Armenien gemiſcht. Der Herzog Friedrich wandte freudig die größten Koſten auf, um den fremden Völkern gleich durch das Aeußere eine hohe Meinung von dem Lande und Fürſten zu geben, welchen die Botſchaft angehörte. Prächtige Geſchenke wurden angeſchafft, Kleinodien, kunſtreiches Geräth und werthvolle Seltenheiten. Auch die politiſchen Beziehungen kamen in neue Erwägung, und Olearius mußte nach Brabant reiſen, um dort mit dem Kardinal Infanten nähere Verabredung zu halten. Auf der Rückreiſe wurde Olearius heftig krank, genas aber zu Hamburg in des Geſandten Brüggemann Hauſe bei guter Pflege bald wieder. Dieſer Geſandte, der ſich in ſeiner Würde gefiel, und auch daheim, wie unterwegs, darin prangen wollte, bezeigte ſich freigebig und leutſelig gegen das ſämmtliche Gefolge, und löſchte ſo manchen unangenehmen Eindruck wieder aus, den er auf der früheren Reiſe durch auffahrendes und eigenwilliges Weſen ſeinen Gefährten hin und wieder verurſacht hatte. Dem

Gesandten Kruse, dessen feine Bildung und sanfte Gemüthsart sich nie verläugnete, war schon früher jeder Sinn zugethan. So brach denn unter frohem, versprechenden Anschein die Gesellschaft von Hamburg auf, und begab sich am 27. Oktober in Travemünde zu Schiffe. Allein kaum waren sie in See; so überfiel sie ein heftiger Sturm, der Allen den Untergang drohte. Schon hatten Olearius und Grahmann verabredet, einander in die Arme zu schließen, und so auch im Tode vereint zu bleiben, als in der höchsten Noth an der schwedischen Küste Rettung erschien. Hier aber gingen, durch einen verdrießlichen Zufall, die Schatullen der Gesandten mit dem Schiffsboote, worin die Ueberfahrt an's Land geschehn sollte, in den Wellen verloren; sie wurden zwar später aufgefischt, allein die Beglaubigungsschreiben waren ganz verdorben, und deßhalb mußten zwei Leute sofort von Calmar nach Gottorff zurückreisen, um neue zu holen. Indeß ging man wieder unter Segel, allein bald erhob sich ein neuer Sturm, und dauerte mit steigender Gewalt so heftig fort, daß nach mehreren Tagen und Nächten unausgesetzter Todesgefahr am 9. November im finnischen Meerbusen bei der Insel Hoheland das Schiff endlich scheiterte. Die Menschen und viele Sachen wurden noch glücklich an's Land ge-

rettet, das Schiff aber darauf völlig von den Wellen zertrümmert. Nachdem die Gesandten, nicht ohne Gefahr, auf Fischerbooten nach dem Festland übergesetzt, verweilten sie zuerst drei Wochen in Kunda, dem nur 2. Meilen vom Strande gelegenen Gute Johann Möllers, eines angesehenen Einwohners von Reval, und begaben sich am 2. December endlich in diese Stadt, wohin Uechtritz gleich von Hoheland vorausgeschickt worden, ihre glückliche Rettung und baldige Ankunft zu melden. Hier hatte man ihretwegen schon in großer Angst geschwebt, ja sie bereits im Schiffbruche verloren geglaubt, und bezeigte jetzt nur um so freudigere Theilnahme; in den Kirchen und im Gymnasium wurden öffentliche Danksagungen gehalten, und die ganze Stadt feierte gleichsam ein Fest. Flemming insbesondere hatte schon seine besten Freunde betrauert, und genoß nun um so herrlicher ihres Wiedersehens. In einem Wechselgesang ließ er Sirenen und Satyrn die Ankunft der Geretteten auf Hoheland dankend preisen. An Kruse und Grahmann richtete er besondere Glückwünsche in Sonetten. Die Gesandten beschlossen, in Reval das Eintreffen der neuen Beglaubigungsschreiben abzuwarten, und einstweilen den Hofjunker Hans Arpenbeck, russischen Oberdolmetscher, nach Mos-

kan abzufertigen, um ihr gehabtes Unglück und ihr dadurch verlängertes Außenbleiben dem Zar zu melden. Noch drei Monate dauerte der Aufenthalt in Reval, und Flemming blieb demnach im Ganzen über ein Jahr daſelbſt. Dieſe Zeit verging in den angenehmſten Verhältniſſen, aus welchen zum Theil dauerhafte Bande wurden. Kruſe, der einige Zeit vorher ſeine erſte Gattin durch den Tod verloren hatte, verlobte ſich mit Maria Möller, einer Tochter des erwähnten Beſitzers von Kunda, Olearius warb um deren Schweſter, Grahmann und Arpenbeck verlobten ſich gleichfalls mit angeſehenen Bürgertöchtern von Reval, und Flemming ſelbſt erwählte ohne Zweifel ſchon damals in Anna Niehuſen dort die Geliebte, die er ſpäter als Gattin heimzuführen dachte. Ein Sonett an den Steinbruch zu Reval giebt jedoch zu erkennen, daß ihr Herz nicht ſogleich zu ſeinen Hoffnungen ſtimmte:

„Du Zaum des frechen Welts, dem deine ſtarke Bruſt
Sich männlich ſetzet vor, daß ſich die Wellen brechen,
Und in ſich umgewandt ſich an ſich müſſen rächen,
Und kehr'n den ſchwachen Zorn in leichten Sand und Duſt;

Der du dem Lande Schutz, der Stadt Zier geben muſt,

Der

Der Stadt, ſo jenſeit iſt ſo reich an ſüßen Bächen,
Hier an geſalzner See, an Höhen und an Flächen,
Darinnen Harris wohnt, die Seele meiner Luſt.

Ich ginge zu dir ein, du Luſtberg der Silenen,
Mich meiner Liebesangſt ein wenig zu entwöhnen,
So giebſt du mir an dir mehr Anlaß noch darzu!

Du biſt zwar harte wohl, doch kann dich Eiſen zwingen;
So lange müh' ich mich, ihr iſt nichts abzubringen;
Ihr feſtes Herze muß noch härter ſein als du!"

Während aber die Tage ſolchergeſtalt in glücklicher Fülle dahinfloſſen, miſchte von andrer Seite ſich herbe Störung ein. Zwiſchen den Kaufdienern der reichen Handelsſtadt und den Leuten der Geſandtſchaft war häufiger Muthwill und Streit, ſo daß nicht ſelten arge Raufereien vorfielen, und endlich ſogar Brüggemanns Kammerdiener, ein Franzoſe und ſonſt ein ſtiller und frommer Menſch, nachts in einem Tumult erſchlagen wurde, ohne daß der Thäter ausfindig zu machen war. Die Geſandten waren nun zwar befliſſen, durch feſte Satzungen und wiederholte Mahnung ihr Gefolge zu ſtrenger Ordnung anzuhalten, allein die ungeſtüme Weiſe, mit welcher Brüggemann ſein Anſehn handhabte, gab nur Anlaß zu neuen Verdrießlichkeiten und Verſtimmungen, die ſich immer unſeliger über die ganze Reiſe verbreiteten.

Nachdem die neuen Beglaubigungsschreiben aus Gottorff angelangt, und auch Arpenbeck aus Moskau zurückgekommen war, konnte zum Ausgang des Februar 1636. endlich die Abreise von Reval angetreten werden; das Gepäck ging auf 30. Schlitten voran, die Gesandten selbst folgten am 2. März mit den übrigen Völkern nach, sprachen nochmals in Kunda ein, und reisten dann über Narva ohne Aufenthalt, da auch an der russischen Gränze schon alles zu ihrer Aufnahme bereit war, weiter nach Groß-Naugart, wo sie am 11. eintrafen. Unterwegs beriefen die Gesandten, oder eigentlich Brüggemann, dessen Einfälle sich mehr und mehr geltend machten, die Vornehmsten des Gefolges, und ermahnten sie, jeder solle seines Amts und Dienstes mit größtem Eifer und sorgsamster Ehrerbietung warten, damit die Russen eine desto größere Meinung von der Würde der Gesandten faßten, welches die Ermahnten willig verhießen, und nur daneben baten, man möchte hinwieder auch ihnen nach Stand und Gebühr mit Glimpf begegnen, und nicht Einen wie den Andern ohne Unterschied, wie schon vorgekommen, anfahren und beschimpfen, welches dann auch zugesagt wurde. Am 16. März ging es von Groß-Naugart mit 129. Pferden zu Schlitten nach

Moskau fort, wo man am 29. feierlich einzog. In der öffentlichen Audienz bei dem Zar führte Kruse das Wort, in den darauf erfolgenden geheimen Audienzen aber wurden die Geschäfte von beiden Gesandten gemeinschaftlich besorgt. Doch hiebei ließ es Brüggemann nicht bewenden, sein unruhiger Sinn machte sich immer etwas besonders zu schaffen, und so gerieth er hier auf den Einfall, hinter dem Rücken Kruse's bei den Bojaren eine geheime Audienz für sich allein zu begehren, die ihm auch zugestanden wurde; in dieser, und einer nachfolgenden zweiten, knüpfte er Verhandlungen an, zu welchen er weder Auftrag noch Befugniß hatte; er wollte sich durch solches Benehmen eine geheimnißvolle höhere Wichtigkeit geben, stellte damit aber das ganze Geschäft verfänglich bloß, und versetzte die Gefährten, welchen seine Schritte leicht bekannt wurden, in Mißtrauen und Unruhe, deren Rückwirkung auf ihn selbst nicht ausblieb. Nach dreimonatlichem Aufenthalt in Moskau wurden die Gesandten, diesmal ohne öffentliche Abschiedsaudienz, da sie den Zar auf dem Rückwege noch wiedersehn sollten, zur Weiterreise entlassen. Sie nahmen in Moskau 28. Soldaten nebst 3. Offizieren, größtentheils Schotten oder Deutsche, und einige russische Knechte im

Dienst, und sandten diese mit den metallenen Geschützen, die aus Deutschland mitgebracht worden, und mit einigen in Moskau angekauften Steinstükken, nebst dem übrigen Geräth und Gepäck am 24. Juni nach Nisen-Naugart voraus, sie selbst folgten am 26. nach. Ein Kaiserlicher Paß des Zars gab ihnen freien Durchzug nach Persien, und verstattete ihnen, jedoch für ihr eigen Geld, überall Lebensmittel und andre Bedürfnisse einzukaufen, auch die zu ihrem Fortkommen nöthige Mannschaft zu miethen; ein Pristaff oder Schaffner wurde ihnen bis Astrachan mitgegeben, um die Vollziehung der Befehle des Zars zu sichern, jedoch war es nicht überflüssig, die russischen Befehlshaber der Zwischenorte auch durch Geschenke für die Förderung der Reise anzuspornen. An die Stadt Moskau dichtete Flemming, dessen Lieder jetzt in reicher Fülle strömten, zum Abschiede folgendes Sonett:

„Prinzessin deines Reichs, die Holstein Ruhme nennt,
Du wahre Freundin du, durch welcher Gunst wir wagen,
Was Fürsten ward versagt und Kön'gen abgeschlagen,
Den Weg nach Aufgang zu. Wir haben nun erkennt,

Wie sehr dein freundlichs Herz in unsrer Liebe brennt;
Die Treue wollen wir mit uns nach Osten tragen,
Und bei der Wiederkunft in unsern Landen sagen:
Das Bündniß ist gemacht, das keine Zeit zertrennt.

Des frommen Himmels Gunſt, die müſſe dich erfreuen,
Und alles, was du thuſt, nach Wunſche dir gedeihen,
Kein Mars und kein Vulkan dir überläſtig ſein!

Nimm itzo dies Sonett. Komm' ich mit Glücke wieder,
So will ich deinen Preis erhöhn durch ſtärkre Lieder,
Daß deiner Wolgen Schall auch hören ſoll mein Rhein!"

Unfern der Stadt, bei dem Kloſter Simana, wohin man ſich zu Pferde begeben, geſchah die Einſchiffung auf der Moskwa, mittelſt deren die Fahrt in die Ocka, und darauf von dieſer in die Wolga überging. Die Ufer zeigten ſich abwechſelnd bald waldig mit ſchönen Bäumen, bald angebaut und durch Dörfer belebt. Auf dem Wege durch die Gegend der Mordwinen-Tataren war man nicht ohne Beſorgniß wegen räuberiſchen Anfalls, der doch glücklicherweiſe unverſucht blieb. Am 11. Juli, nachdem man viele Dörfer ſelbiges Tages vorübergeſchifft, gelangte man endlich abends nach Niſen-Naugart, zunächſt dem Einſtrömen der Ocka in die Wolga, von Moskau in grader Richtung ſchon 100. Meilen, mit den Umwegen des Waſſerlaufs aber 150. entfernt. Man fuhr jedoch nicht in die Stadt, ſondern ſogleich an das Schiff, genannt Friedrich, welches der Schiffer Cordes mit ruſſiſchen

Zimmerleuten daſelbſt aus föhrenen Dielen für die Weiterreiſe erbaut hatte. Daſſelbe war mit 3. Maſten und 24. Rudern verſehn, und hatte bei einer Länge von 120. Fuß in vielen abgetheilten Kammern genugſamen Raum für ſo viele Menſchen und Vorräthe, für Kanonen, Granaten, Gewehr und Schießbedarf aller Art. Wegen der vielen Sandbänke und Untiefen in der Wolga hatte daſſelbe jedoch nur flachen Boden. Eine Schaluppe, während der Fahrt zur Leichterung des Schiffes dienlich, ſollte während des Aufenthalts der Geſandtſchaft am perſiſchen Hofe zur Unterſuchung des kaſpiſchen Meeres gebraucht werden. Bei der Rechnungslegung der Schiffbauten kamen Betrügereien an den Tag, wegen welcher die ruſſiſche Behörde den ſchuldig befundenen Schmidt an die Geſandten unbedingt, ſelbſt wenn es an's Leben ginge, zur Beſtrafung überließ; doch wurde er, ein ſchon ſiebenzigjähriger Greis, zuletzt begnadigt. Bis zum Ausgange des Juli verweilte die Reiſegeſellſchaft in Niſen-Naugart, brach aber ſodann, weil der Strom ſehr zu fallen anfing, am 30. Juli bei ungünſtigem Wetter eiligſt auf, um nicht das noch übrige Fahrwaſſer zu verlieren; doch ſchon gleich im Anfange blieb das Schiff mehrmals auf dem ſeichten Grunde feſtſitzen. Olearius hielt

am folgenden Tage eine Ermahnungsrede an das Gefolge, indem er den erlittenen Schiffbruch zurückrief, und die Gemüther im Dank und Vertrauen zu Gott für die Weiterfahrt bestärkte; diese Rede veranlaßte später vor Astrachan unsern Flemming zu einem Gedicht an Olearius, worin er den eindringlichen Inhalt derselben zum Theil wiederholte. Mit Niſen-Naugart ließ man die letzte protestantische Gemeinde dieser Gegenden, meistens Deutsche und Schotten, die in des Zars Kriegsdiensten standen, so wie mehr und mehr die Spuren europäischer Völkerweise zurück. Der russische Woiwode oder Statthalter warnte vor den Räuberanfällen der an der Wolga streifenden Kosacken, gegen welche man zum Kampfe bereit sein müsse; doch meinte er, der Name der Deutschen, deren Tapferkeit in Rußland durch die dem Zar geleisteten Dienste genug bekannt geworden, würde sie wohl abschrecken. Indeß trafen Kruse und Brüggemann in dieser Hinsicht gute Anstalt, und ordneten die gesammte Mannschaft, unter ihrer Beider und des Marschalls Hermann von Staden getheilter Anführung, wobei jedoch jene durch Mandelsloh und Olearius sich meist vertreten ließen, in drei Rotten, welche abwechselnd zur Wache befehligt wurden. Diese zog jedesmal mit Trommelschlag nach Kriegs-

manier auf, und hielt besonders die Posten auf dem Vor- und Hinterkastell des Schiffes allezeit stark besetzt. So oft man eine Stadt oder sonst bewohnten Ort vorbeifuhr, wurde sie durch Trompetenschall und Abfeurung eines Geschützes begrüßt. Am 6. August schifften die Reisenden die Stadt Wasiligorod vorüber; die Uferanwohner brachten Lebensmittel zum Verkauf. Die Tscheremissen-Tataren zeigten sich in bewaffneten Haufen, bald drohend, bald furchtsam. Uebrigens sah man von Nisen-Naugart bis Kasan zu beiden Seiten fast nur Gebüsch und Wald, und eine Strecke vor Kasan am rechten Ufer kahle Kreide- und Sandberge. Während die Reisenden sich mehr und mehr dieser Wildniß übergaben, und mit den Beschwerden der unbekannten Schiffahrt kämpften, wurden sie unerwartet durch Briefe vom Mai aus Deutschland erfreut, die ihnen von Moskau nachgesandt worden. Die Schwierigkeiten der Fahrt störten aber diese Freude bald wieder. Der Steuermann war unkundig; das Schiff kam häufig auf den Grund, und mußte mit unendlicher Arbeit mehrmals durch Zurückwinden wieder flott gemacht werden, auch blieb dasselbe mehrere Stunden an vorragendem Uferwalde hängen. Olearius und Mandelsloh stiegen hier aus, um sich im Grünen zu erfreuen und

Waldfrüchte zu lesen, inzwischen erhob sich ein frischer Wind, das Schiff kam vorwärts, und vergebens suchten jene längs des Ufers demselben nachzukommen; als sie endlich ein Boot gewahrten, welches stromauf gegen sie anruderte, glaubten sie anfangs, es seien Kosacken, entdeckten aber bald zu ihrer Freude, daß Kruse dasselbe für sie abgeschickt, und gelangten so glücklich wieder zu den Genossen. Endlich am 13. August abends erreichten sie die Stadt Kasan; hier trafen sie eine persische und tscherkassische Karavane noch an, welche um wenige Tage früher von Moskau abgegangen war, bei derselben befand sich ein persischer Kaufmann, der in Moskau als Gesandter gewesen, und ein tatarischer Fürst Mussal aus Tscherkassien, der von dem Zar die übliche Belehnung mit seinen Ländern empfangen hatte. Das Schiff blieb den nächsten Tag vor Anker, und sollte auch noch den darauf folgenden liegen bleiben, weßhalb denn Olkarius und Mandelsloh sich guter Dinge aufmachten, um die Stadt zu besehn und manches einzukaufen. Doch Brüggemann, den Gefährten jede Ausbeute mißgönnend, die nicht auch seinem Sinn und Antheil gemäß war, befahl unvermuthet, während jene sich in Kasan harmlos umsahen, die Anker zu lichten und abzufahren. Bürger von Kasan, die

vom Ufer zur Stadt wiederkehrten, benachrichtigten die Zurückgelassenen, welche darauf zu Wagen längs des Ufers nachfuhren, und erst auf den Abend, mit dem Boote des Pristaff, wieder an das Schiff kamen. Eine Gemüthsart aber, die mit Absicht als bösen Streich verüben mochte, was schon als zufälliges Begegniß nur hülfreiche Theilnahme fordern durfte, mußte bald für immer die Aussichten einer Reise trüben, deren ganzes Geschick nun schon unabänderlich bedingt war!

Die Ufer der Wolga wurden nun stets öder, die Räuberzüge der Kosacken machten diese Gegend unbewohnbar. Am 18. August gelangten die Reisenden, nachdem sie den Abend vorher den Zusammenfluß des großen Stromes Kama mit der Wolga erreicht hatten, nach Tetus oder Deutuscha, von welcher Stadt bis nach Astrachan nun ferner kein Dorf mehr zu sehen war. Sie wurden hier erschreckt durch die Nachricht, daß weiterhin bis zum kaspischen Meer über 3000. Kosacken ihrer warteten, von welchen als Kundschafter eben in der Nähe gegen 70. Reiter sich am Strande gezeigt hätten. Unter diesen Umständen mußte man auf jeden Fall gefaßt sein; ein blinder Lärm wurde absichtlich angestellt, um die Bereitschaft und Herzhaftigkeit der Leute zu erproben, und es ergab sich,

daß man von ihnen das Beste hoffen durfte. Während mit großen Beschwerden, gegen widrigen Wind und zwischen öfteren Untiefen, die Fahrt langsam weiterging, trafen Nachrichten von dem holsteinischen Faktor aus Moskau, dann Briefe aus Nisen-Naugart mit der Anzeige ein, daß unter der Schiffsmannschaft selbst 4. Kosacken wären, und 300. andre am Ufer im Hinterhalte lägen, weßhalb die Wachsamkeit auf dem Schiffe noch vermehrt wurde. Als Bewaffnete am Ufer sich zeigten, wurde ein Boot zu ihrer Erkundung ausgesandt; es zeigte sich, daß die vermeinten Kosacken vielmehr Strelitzen waren, weil aber die holsteinischen Soldaten am Strande zur Einziehung genauen Berichts etwas verweilten, schöpfte Brüggemann alsbald Verdacht, rief das zurückkehrende Boot auf Pistolenschußweite an, und da die Antwort, des Windes wegen, nicht deutlich zu vernehmen war, wollte er sogleich eine Kanone darauf abfeuern lassen, welches jedoch Kruse noch glücklich hinderte. Unter mehrmals erneuten Anzeigen und Besorgnissen feindlichen Anfalls gelangte man am 28. August vor Samara, am 1. September bei Saratoff vorüber, einigen Struſen oder großen Kähnen begegnend, welche mühsam stromaufwärts fuhren. Nachts blieb das Schiff immer

vor Anker liegen, und die Mannschaft hielt sorgsam Wacht. Als nach Sonnenuntergang am Strande 10. Kosacken bemerkt wurden, welche den Strom hinauf ritten, sandte Brüggemann ihnen schnell auf einem Boot 8. Musketiere nach, allein jene zogen ihr Boot an's Land und versteckten sich im Busch, und die Soldaten kamen erst in finstrer Nacht zurück; der Marschall von Staden ereiferte sich hierüber, indem er es sehr unrecht und gefährlich fand, die Leute zur Nacht auf solchen Anschlag auszuschicken, bei welchem sie nutzlos jedem Unfall preisgegeben würden, ohne daß man ihnen beizustehn vermöchte, Brüggemann aber fuhr sehr ungehalten auf, und behauptete trotzig seinen Sinn. Am 3. September traf das Schiff mit der aus 16. großen und 6. kleinen Fahrzeugen bestehenden persischen Karavane zusammen, von der es bisher durch widrige Winde getrennt gewesen; die Vereinigung wurde durch Trompeten und Trommeln, durch Aufziehen der Flaggen und Losbrennen des Gewehrs gefeiert; man durfte in dieser Stärke nunmehr beiderseits den Kosacken schon besser Trotz bieten. Am 6. September gelangte man vor die Stadt Zariza, von welcher bis zum kaspischen Meere nur wüstes, sandiges Land übrig war.

Brüggemann fühlte wohl, in welches Mißverhältniß er sich zu seinen Gefährten gebracht hatte, und wollte sich daher seines Ansehns neu versichern, aber auch hier ging er mit Uebertreibung und Seltsamkeit zu Werke. Wir wollen Olearius hier einmal mit seinen eignen Worten erzählen lassen: „Brüggemann, so berichtet er, forderte die Völker des Komitats vor sich, hielt ihnen vor, wie daß er von Ein- und Andern starke Muthmaßung hätte, als konspirirten sie heimlich wider ihn, daher er denn, wann's die Noth erfordern sollte, sich wenig Gutes zu ihnen zu versehen haben würde, welches er gleichwohl nicht, sondern viel ein Besseres verhoffte, ja auch wegen seiner schweren Amtsverwaltung und Vorsorge vor sie, so er täglich trüge, verdient hätte. Begehrte derowegen von der Musikanten-, Trabanten- und Lakaientafel das juramentum fidelitatis durch einen körperlichen Eid geleistet zu haben, welches, wiewohl sie sich gegen solcher Beschuldigung ganz fremde erklärten, und ohne das vermöge ihrer Bestallung zur Treue sattsam verobligiret zu sein vermeinten, sie gerne leisteten, mit Bitte, daß der Gesandte hingegen nicht, wie bisher geschehen, alsbald, oft ohne gegebene Ursache, auf jeglichen ohne Unterscheid mit ehrenrührigen und verkleinerlichen Worten heraus-

fahren wollte, sie wollten hingegen, wenn sie nur ein gut Wort bekämen, nicht alleine ihm treu und hold sein, sondern auch aus Liebe gegen ihm im Nothfall ihr Leben lassen. Es wurde den Völkern auch solche Bitte zu gewähren zwar versprochen, aber ꝛc." Durch dieses „ꝛc." giebt Olearius hinreichend an, was weiter zu sagen wäre, ohne daß grade er, der kluge, bescheidene Mann, es sagen möchte. Wegen der Kosacken konnte man noch keineswegs ruhig sein; ältere, und daneben auch ganz neuerliche, Räuberanfälle mußten warnend vor Augen schweben. Am 11. September in der Nacht, da grade Brüggemann in seiner Reihe die Wacht hatte, trieb ein großer Kahn bei dem Schiffe still vorüber; jener besann sich nicht, ließ auf der Stelle aus 15. Musketen Feuer darauf geben, und schon sollte dies auch aus einer Kanone geschehn, als die Schiffer, aus dem Schlaf emporgeschreckt, noch zu rechter Zeit sich als russische Salzführer auswiesen. Am 13. September in der Frühe, als die gewöhnliche Betstunde gehalten, und der eingeführten Textfolge nach von der Erkundung des Landes Kanaan und dessen herrlichen Früchten gesprochen worden, erschienen im zutreffenden Augenblicke zwei Kähne von Astrachan mit prächtigen Weintrauben, Melonen und Pfirsichen, deren die

Schiffsgesellschaft reichlich einkaufte. Gegen einige Kosacken, welche zum Vorschein kamen, wurde ein Stück abgefeuert. Nachdem das Schiff am 14. noch einen heftigen Sturm bestanden, ankerte dasselbe am 15. nachmittags endlich vor Astrachan, und begrüßte die Stadt aus allem Geschütz.

Wir haben bisher und werden noch fernerhin ganze Abschnitte von Flemmings Leben nur in den Ereignissen erzählen können, denen er beigewohnt. In der That sind die Schicksale dieses Reisezuges nunmehr sein eigentliches Leben, und zugleich seine ganze Dichtung. Mit frischquellendem Gesang ergreift er jedes Begegniß, feiert er die festlichen Tage der Gefährten, begrüßt er die neuen Ströme, Berge und Städte, die sich dem Anblick darbieten. Der Dichter erscheint hier wirklich in einer höheren Sendung; wie ein guter Geist waltet er unter den Genossen, die rohe Gegenwart in edleres Dasein erhebend, inmitten der Gefahren und Drangsale den guten Muth anfrischend, jedes werthe Verhältniß in freundlicher Sitte pflegend, und den Kreis des Zusammenlebens durch jede schöne Erinnerung und Hoffnung erweiternd. Auch hatte er das Glück, eine seltne Gemeinde dichterischer Freunde um sich her versammelt zu sehn; Kruse, Olearius, Grahmann, Mandelsloh, Uechtritz, Im-

hoff, Bernulli und andre Geist- und Sinnverwandte fühlten den hohen Werth eines solchen Begleiters und seiner Gaben, welche Olearius auch zum Theil in seine Reisebeschreibung aufgenommen hat, zur Freude noch jedes späten Lesers, dem dort der heitre Dichter stets willkommen entgegentritt. Allein Flemming, indem er die volle Seele den reichen Gegenständen dichterisch zuwendet, bald die Wolga und deren wechselndes Ufer, bald das eigne Schiff und die persische Karavane, dann den Sturm, und wieder die Trauben und Pfirsiche von Astrachan besingt, vermag der verstimmenden Einwirkung nicht zu entgehn, welche der ganzen Gesellschaft durch die launenhafte Gewaltsamkeit eines ihrer Häupter allgemein verhängt ist. Oft bricht aus Flemmings Reisegedichten inmitten der heitersten Eindrücke plötzlich eine tiefe Schwermuth, ja herber Unmuth und Verdruß hervor, die sich nur auf jene Verhältnisse deuten lassen. Solche Verstimmung verräth, zum Beispiel, der Trost, den er sich selber durch folgendes Sonett zurufen will:

„Sei dennoch unverzagt. Gieb dennoch unverloren.
Weich keinem Glücke nicht. Steh höher als der Neid.
Vergnüge dich an dir, und acht' es für kein Leid,
Hat sich gleich wider dich Glück, Ort und Zeit verschworen.

Was

Was dich betrübt und labt, halt' alles für erkoren.
Nimm dein Verhängniß an. Laß alles unbereut.
Thu, was gethan sein muß, und eh man dir's gebeut.
Was du noch hoffen kannst, das wird noch stets geboren.

Was klagt, was lobt man doch? Sein Unglück und sein Glücke
Ist ihm ein jeder selbst. Schau alle Sachen an.
Dies alles ist in dir, laß deinen eiteln Wahn,

Und eh du förder gehst, so geh' in dich zurücke.
Wer sein selbst Meister ist, und sich beherrschen kann,
Dem ist die weite Welt und alles unterthan."

Oder wenn seine Wehmuth, zu dem Vaterlande reuig zurückgewandt, dieses also anredet:

„Ja, Mutter, es ist wahr. Ich habe diese Zeit,
Die Jugend mehr als faul und übel angewendet,
Ich hab' es nicht gethan, wie ich mich dir verpfändet.
So lange bin ich aus, und denke noch so weit.

Ach, Mutter, zürne nicht; es ist mir mehr als leid,
Der Vorwitz, dieser Muth, hat mich zu sehr verblendet,
Nun hab ich allzu weit von dir, Trost, abgeländet,
Und kann es ändern nicht, wie hoch es mich auch reut.

Ich bin ein schwaches Boot, an's große Schiff gehangen,
Muß folgen, wie und wann und wo man denkt hinaus;
Ich will gleich oder nicht, es wird nichts anders draus.

Indessen meine nicht, o du mein schwer Verlangen,
Ich denke nicht auf dich, und was mir Frommen bringt!
Der wohnet überall, der nach der Tugend ringt,"

Und es ist das heiterste Gemüth, welches in begünstigtem Antheil an großen, seltnen Lebenswegen, deren Reiz und Erfolg ihm ein ungetrübtes Glück verheißen durften, solch verfehltes zu beklagen findet!

In Astrachan, der Hauptstadt des von Tataren bewohnten Landes Nagaja, war alles schon ganz asiatischer Art. Luft und Boden mit ihren reichen Früchten gaben den Süden kund, dessen Ueppigkeit sich mehr und mehr entfalten sollte. Der bedeutende Handel versammelte hier ein buntes Gemisch naher und entfernter Völker des Morgenlandes. Selbst das Christenthum begann hier neben dem Glauben an Muhammed abzunehmen. Die russischen Behörden, die persischen Kaufleute, der Fürst Mussal und andre tatarische Häupter, wetteiferten in Zuvorkommenheit gegen die Holsteiner, deren Unternehmen hier nur günstig erscheinen konnte. Man beschenkte sich gegenseitig, und wechselte festliche Besuche und prunkvolle Gastereien, bei welchen rauschende Musik und Abfeurung des Geschützes nicht fehlen durften. Olearius erzählt, daß man bei den Persern zum Schlusse der Mahlzeit aus Schalen von Porzellan ein heißes schwarzes Wasser, welches sie Kahawe nennten, zu trinken bekam. In Astrachan war damals ein vielfa-

ches Zusammentreffen diplomatischer Personen sehr verschiedener Art. Ein armenischer Erzbischof, der als persischer Gesandter in Polen gewesen war, und ein Predigermönch, der als polnischer Gesandter jenen nach Persien begleiten sollte, waren seit 5. Monaten fast als Gefangene zurückgehalten, und harrten ungeduldig auf die Erlaubniß zur Fortsetzung ihrer Reise. Des persischen Gesandten, der mit der Karavane aus Moskau heimkehrte, ist schon gedacht worden. Ein russischer Gesandter, Alexei Sawinowitsch, bereitete sich zur Abreise nach Persien, um daselbst die Verrichtungen der holsteinischen Gesandtschaft zu beobachten. Auch ein tatarischer Gesandter aus der Krimm war auf dem Zuge nach Persien begriffen hier anwesend. In solcher Umgebung, deren Verkehr die Russen aufmerksam bewachten, wurde Brüggemanns undiplomatisches Wesen bald anstößig. Er ließ sich wider die Türken, die zwar der Perser aber nicht der Russen Feinde waren, in so bedenklichen und unnützen Reden aus, daß selbst die Perser ihn aufzuhören baten, damit sie vor den Russen darüber nicht in Ungelegenheit kämen. Von Europäern fand sich hier noch ein merkwürdiger Mönch, ein geborner Oesterreicher, der als Knabe von Soldaten mit nach Rußland geschleppt und dort zum griechischen

Glauben angehalten worden, darauf in einem Kloſter bei Aſtrachan untergekommen war, und durch Anpflanzung eines Weinſtocks aus Perſien in dieſer Gegend den erſten Grund zu dem alsbald ſo gedeihlichen Weinbau gelegt hatte. Der Mann war ſchon 106. Jahr alt, konnte nur noch wenige deutſche Wörte reden, nahm aber ſeine deutſchen Landsleute freundlichſt auf, und nachdem er ſich mit Branntewein gütlich gethan, hob der Greis, um ſeine Rüſtigkeit zu zeigen, vor ihnen zu tanzen an, zwar mit bebenden Füßen, doch ungeſtützt. Während einerſeits die Tage in angenehmer Zerſtreuung hingingen, wurden andrerſeits die nöthigen Zurüſtungen zur Weiterreiſe nicht verabſäumt; die Vorräthe waren gröſtentheils erſchöpft, und die Leute daher mit Brotbacken, Bierbrauen und Einſchlachten vollauf beſchäftigt. Als Olearius, wegen einiger Verhandlungen, mit zweien Begleitern in die Kanzlei des Statthalters geſchickt wurde, mußte er hier die verdrießlichſten Klagen über Brüggemann hören, daß derſelbe den ruſſiſchen Priſtaff, der bisher die Geſandtſchaft auf der Wolga begleitet, ſtets unanſtändig behandelt, ja mit den ärgſten Schimpfworten geſcholten habe, welches nicht ungeahndet bleiben könne. Indeß wollten die Ruſſen, welche wohl einſahen, wie ſehr jener

Mann den Seinigen selbst eine Qual war, diese nicht für seine Ungebühr leiden lassen, sondern waren ihnen nach wie vor zu jeder Hülfe willig. Nachdem die neuen Vorräthe auf das Schiff gebracht worden, auch ein russischer Steuermann für die gefahrvolle Einfahrt in das kaspische Meer, und einige nagaische Tataren mit einer Schute zur Leichterung des Schiffes angenommen worden, ging am 10. Oktober mittags die Reise von Astrachan weiter die Wolga hinab. Flemming nahm von der Stadt, wo er mit seinen Freunden durch drei Wochen genug Lust gehabt, in schönen Versen Abschied; er ruft ihr zu:

„Der Himmel ist dir Freund, der dieses dein Gefilde
Mit reicher Fruchtbarkeit so hat gemachet milde.
Du machst, daß fast mein Sinn sein Vaterland vergißt,
Mit dem du liegst gleich hoch, und gleiche fruchtbar bist;
Nur daß du's nicht auch bist! Ich danke deiner Floren,
In welcher Kräuter Schooß ich oftmals mich verloren,
Und manchen langen Tag mir habe kurz gemacht,
Das ich nicht ward gewahr, als bis es war vollbracht."

Allein seine Empfindungen bleiben getheilt zwischen der Lust der Gegenwart, der Sehnsucht nach dem Vaterlande, und dem mißmuthigen Gestörtsein, dem sich nicht entfliehen läßt. Ein Gedicht aus dieser

Zeit auf den Namenstag seines Freundes Imhoff hört an:

„Gönnt Gott inkünftig uns das liebliche Gelücke,
Daß unser Deutschland uns sieht kommen wohl zurücke,
Das liebe Vaterland, das, wie man sagen will,
Des Leides und der Angst noch weiß noch hat kein Ziel,
Weil Mars noch drinnen ras't, — —
Dann wird uns eine Lust das zu erwähnen sein,
Was ohne Reu' und Leid uns itzt kaum fället ein!

Er fordert den Freund auf, den Tag in der Stadt zu feiern:

— — „Wir woll'n dir gerne folgen
In die berühmte Stadt der weitgepreisten Wolgen,
Sie mein' ich, Astrachan, die Königliche Stadt,
Wie viel an voller Lust wie unser Deutschland hat."

Warum er diesen Vorschlag thut, giebt er deutlich genug an:

„Zu Schiffe schickt sich's nicht, daß wir von ganzem Herzen
Nach unsrer schönen Art an solchen Festen scherzen.
Wir wollen an das Land in unser Lusthaus gehn;
Da laß die Tafel denn für uns gedecket stehn.
Frei muß ein Herze sein, das recht sich will erfreuen;
Es ist sich nicht gut froh, wenn man schon was muß scheuen.
Gönnst du uns volle Lust, so gönn' uns einen Plan,
Den man beschleichen nicht, auch nicht behorchen kann."

Dieſe letzteren Andeutungen ſind unzweifelhaft gegen Brüggemann und ſeine argwöhniſchen Späherein gemeint. Schwermüthiger noch empfindet und äußert er, wie es um ihn ſteht, in einem Gedicht an Olearius, wo er ſagt, daß es zum Dichten freundlicher Aufmunterung und zwangloſer Freiheit bedürfe, und wie wenig er daher jetzo zu leiſten vermöge, darauf aber fortfährt:

„Mein Wunſch iſt größer nicht, als ich bin und mein Stand,
Ich nehm' es willig an, was mir wird zuerkannt
Von meines Glückes Hand, das ſich noch ſchlecht erweiſet,
Wie weit ich ihm nun bin, wie lange nachgereiſet;
Nun meine Jugend mir in ihrer Blüthe ſtirbt,
Und mit der Aernte ſelbſt die Hoffnung mir verdirbt!"

Doch ſein reines Bewußtſein hält ihn noch aufrecht, und mit edlem Stolze rühmt er von ſich ſelbſt:

„Ich fürchte meinen Gott, und ehre meinen Herren,
Der mir nächſt ihm gebeut. Gewöhnt, mich nicht zu ſperren,
Was er mir auch befiehlt. Auf ſeinen Dienſt bereit,
Auch ehe was zu thun, als er mir's noch gebeut.
Ich bin von Jugend an in Sanftmuth auferzogen.
Von mir iſt niemand noch belogen noch betrogen.
Viel Weſens mach' ich nicht. Läßt man mir meinen Glimpf,

So müßte mir's sein leid, zu bringen einen Schimpf
Auf diesen oder den. Ich aber will nur schweigen,
Und mich auf allen Fall mir ähnlich stets erzeigen.
Ich kehre mich nicht dran, was jener von mir zeugt,
Der mündlich mich hat lieb, und herzlich doch betreugt,
Ein freundgestalter Feind. Mein redliches Verhalten
Wird zeugen, wer ich bin, bei Jungen und bei Alten.
Mein Sinn ist ohne Falsch, in stiller Einfalt klug,
Kann dem auch nicht sein gram, zu dem er wohl hat Fug!
Inmittelst will ich mich nur selbst zufrieden sprechen."

Gegen Olearius, nach den Gesandten selbst der wichtigste Mann, auf welchem die Hauptlast der Geschäftsführung ruhte, hatte Brüggemann besonderen Ingrimm gefaßt; er hoffte nicht, denselben je zu seinem blinden Anhänger zu gewinnen; da er aber sich eine Parthei zu machen strebte, so suchte er wenigstens die Freunde von jenem abzuziehen, und bald mit Trotz, bald mit verstellter Liebkosung, wodurch denn das ganze Gefolge in eine Unzahl Mißverhältnisse verstrickt wurde, wie deren Flemming in obigen Zeilen andeutet.

Die neue Fahrt hatte gleich anfangs große Widerwärtigkeiten, der Wind war entgegen, und bei häufigen Untiefen das Schiff wiederholt auf dem Schlickgrunde fest; zu den 12. Meilen von Astrachan bis zur Mündung der Wolga brauchte

man 9. Tage. Beide Seiten des Stromes und eine Menge von zwiſchenliegenden Inſeln waren weithin mit hohem Schilf überwachſen, in dieſem grünen Gewirre, von dicken Nebeln umlagert, war nicht leicht ein ſichres Fahrwaſſer zu verfolgen, das Schiff mußte wiederholt geleichtert, und wenn dies nicht genügte, mit ungeheurer Arbeit ganze Strekken zurückgezogen werden. In dieſen hülfloſen Zuſtänden mußte man noch die Angriffe der Koſacken fürchten. Dabei zeigte ſich Brüggemann wieder ganz in ſeiner Art, und ließ auf ein ruſſiſches Fahrzeug, das nachts im Nebel vorüberfuhr, ſofort ein Geſchütz abfeuern; die Ruſſen aber ſchimpften, und meinten, jene ſollten ihren Muth für die Koſacken ſparen, die im kaſpiſchen Meer auf ſie warteten. Bald nachher trieb ein Sturm aus der See das Waſſer hoch empor; das Schiff mußte 5. Tage ſtill vor Anker liegen; als der Sturm nachließ, und die Fahrt weiterging, blieb es alsbald wieder auf dem Schlick feſtſitzen. Am 28. Oktober kamen der Fürſt Muſſal, perſiſche Kaufleute, und ein ruſſiſcher Oberſt, welcher 500. Strelitzen zur Beſatzung nach der Stadt Terki führte, mit ihren Schiffen nachgefahren, und die Holſteiner benutzten dieſe Gelegenheit, um einen tüchtigeren Lootſen zu erlangen, da der bisherige

offenbar untauglich war. Ein persischer Kaufmann, der Schiffahrt wohlkundig, übertließ sein eigen Schiff und Güter seinen Leuten, und vertrat auf dem holsteinischen, von bloßer Gutmüthigkeit bewogen, die Stelle des Steuermannes. Die Fahrt ging nun glücklich in See vorwärts, und am 1. November frühmorgens wurde vor Terki geankert, nachdem in der Nacht einige hundert Kosacken noch zuletzt wirklich einen Anschlag auszuführen gesucht, aber mit ihren Booten aus Irrthum an die Schiffe des Fürsten Mussal und der Strelitzen gerathen waren, von welchen sie indeß, als sie merkten, daß es nicht die Deutschen wären, sogleich abgelassen. In Terki, der letzten Stadt des russischen Gebiets, waren der russische Statthalter und der Fürst Mussal nebst dessen Mutter freundlichst bemüht, die Fremden zu bewirthen und zu beschenken. Ein nächtlicher Aufruhr der Bootsleute gegen den Schiffer Cordes verursachte einige Störung, wurde aber sogleich gedämpft, und am Tage, nach gehaltenem Gericht, in den Anstiftern mit Einkerkerung gestraft. Wegen der Weiterreise wurde berathschlagt, ob sie zu Lande oder ferner zu Schiff geschehen sollte, und nach eingezogenen Erkundigungen das letztere beschlossen. Der kurze Aufenthalt gab Flemmingen, welcher auch der beschwerlichen Schiffahrt

beim Ausfluſſe der Wolga zwei Sonette gewidmet, zu mehreren Gedichten Anlaß. In einer Elegie an ſein Vaterland gedenkt er der heimiſchen Mulde, in deren Fluth er oft geſchwommen, und ſeiner fernen Liebesneigungen; er ſagt vergleichend:

„Zwar es verſtattet mir das kaspiſche Geſtade,
Daß ich um ſeinen Strand mag ungehindert gehn;
Auch bittet mich zur Zeit zu ihrem ſchönen Bade
Auf Urlaub des Hyrkans manch' aſiſche Siren';
Ich bin den Nymphen lieb, den weichen Zirkaſſinnen,
Dieweil ich ihnen fremd und nicht zu häßlich bin,
Und ob einander wir ſchon nicht verſtehen können,
So kann ihr Auge doch mich günſtig nach ſich ziehn."

Aber dieſer Sinnenreiz kann ihn nur locken, nicht befriedigen:

„Was aber ſoll ich ſo und auf der Flucht nur lieben?
Kupido wird durch nichts als Stätigkeit vergnügt!"

Und ſo wendet er ſein Herz in hoffendem Vertrauen dem ſchöneren Glücke zu, das ihm, wenn er das Ende dieſes Laufes erlebt hat, eine geliebte Landsmännin bringen wird.

Am 10. November wurden die Anker gelichtet, und die Richtung nach Derbent genommen. Einem perſiſchen Fahrzeuge, welches mißtrauend das Weite ſuchte, ließ Brüggemann nachſetzen, die Mannſchaft in's Gewehr treten, und ein Geſchütz

abfeuern, worauf die Perser unverzüglich die Segel strichen. Es fand sich, daß das Fahrzeug Obst geladen hatte, und in dem geängsteten Führer zeigte sich der Bruder eben des persischen Kauffahrers, der so großmüthig als Steuermann die Holsteiner begleitete. Der Wind war günstig, und man erblickte bald im Südwesten das hohe Gebirge Kaukasus. Allein am 12. mußte man, weil der Wind umsetzte, den ganzen Tag vor Anker liegen, und als abends die Fahrt wieder mit besserem Winde weiterging, erhob sich ein fliegender Sturm, welcher in der Nacht ein von den Russen erkauftes Boot, dann das Schiffsboot, und zuletzt die Schaluppe, welche alle am Tau nachschlepten und voll Wasser schlugen, losriß und zertrümmerte. Das Schiff selbst gerieth in große Gefahr, zwischen den hohen und kurzen Wellen beugte es sich wie eine Schlange; es war langgebaut und nur von Föhren, und drohte jeden Augenblick aus den Fugen zu gehn; vor dem beständigen Krachen und Knarren des ganzen Gebäudes konnte man unten im Raum sein eignes Wort kaum hören; das eindringende Wasser mußte mit unaufhörlicher Arbeit ausgepümpt und ausgeschöpft werden. Man sah den Untergang stets vor Augen, und auch der persische Steuermann wünschte jetzt auf seinem eignen

Schiffe zu ſein. Am folgenden Morgen ſah man Derbent in der Nähe, vermochte aber nicht dahin zu gelangen, ſondern trieb mit dem heftigen Winde längs der Küſte weiter, bis man endlich nachmittags bei dem Dorfe Niaſabath oder Niſawai, 10. Meilen hinter Derbent, ankern konnte. Doch blieben die Wellen noch ſehr ungeſtüm, das Schiff wurde fortwährend hart beſchädigt, und zuletzt völlig leck. So kam unter Noth und Anſtrengung der dritte Tag heran. Der Sturm ließ etwas nach; aber man hatte kein Boot um an's Land zu fahren, man that vergebens wiederholte Nothſchüſſe. Schon dachte man ein Flooß anzufertigen, als endlich zwei Boote mit Leuten aus dem Dorfe Niaſabath ankamen; ſie riethen, der augenblicklichen Stille nicht zu trauen, nahmen daher die Geſandten und ihre werthvollſten Sachen nebſt einigen Dienern und Soldaten gleich mit, und verſprachen in einer zweiten Ueberfahrt die Zurückgebliebenen nachzuholen. Schon aber begann es heftig aus Süden zu wehen, und das neue Unwetter wurde ſchnell zum furchtbarſten Sturm. Das Schiff, geleichtert, und von den Wellen hin und her geſchleudert, drohte in der Mitte entzweizubrechen, die Anker ſchleppten, und riſſen zuletzt, der Hauptmaſt brach in drei Stücke, und ging mit furcht-

barem Krachen über Bord, heftig darauf von den Wellen gegen die Schiffswände angeworfen. Die Bootsleute, welche während des dreitägigen Sturms wenig Nahrung genossen, und immer gewacht und gearbeitet hatten, sahen all ihre Anstrengungen umsonst, und den Tod unvermeidlich. Der Marschall und der Hofmeister waren noch auf dem Schiffe, ferner Olearius, Flemming und Uechtritz, zu wenig begünstigt von Brüggemann, um gleich unter den Ersten mit an's Land genommen zu werden; sie mußten jeden nächsten Augenblick auf ihren Untergang gefaßt sein. Olearius und Flemming banden sich jeder ein paar leere Branntweinfäßchen an den Hals, und setzten sich auf das Verdeck, hoffend bei Zertrümmerung des Schiffes lebendig oder todt noch ans Land zu treiben. Vom Ufer konnte keine Hülfe kommen; man sah hier mit größten Jammer die Gefahr der Nothleidenden, und Kruse sparte keine Mühe noch Anstrengung, etwas zu ihrer Rettung zu bewirken, ja Brüggemann, auch hier seiner ungestümen Art getreu, trieb die eignen Leute mit gezogenem Degen in's Wasser, daß sie die Boote der Perser wieder in die See bringen halfen, aber alles war umsonst gegen die fortdauernde Wuth des Sturms. In solcher Angst und Noth harrten die Hülflosen

bis nachmittags, da zwar der Wind etwas nachließ, aber die See fortwährend hochging, und auf den Abend neuer Sturm zu fürchten blieb. Verzweifelnd an jeder andern Rettung wollten die Meisten das Schiff, welches ohnehin nur noch an einem einzigen Anker hing, stranden lassen, und Olearius mußte die Schiffer dazu auffordern; diese widerstrebten aber, sie bedachten die Verantwortung, welche sie dadurch übernehmen, und den traurigen verachteten Zustand, in welchem sie selbst forthin mitgehn würden, wenn sie kein Schiff mehr unter den Füßen hätten, auch stellten sie vor, daß beim Stranden die Rettung Aller keineswegs zu verbürgen wäre. Allein nachdem die Schiffer durch einen förmlichen Revers, welchen der Marschall und die andern Offiziere unterschrieben, außer Verantwortung gestellt, und ihre erneuten Bedenklichkeiten durch die tobende Ungeduld der Mannschaft beseitigt worden, thaten der Marschall und Olearius die ersten Hiebe in das Ankertau, welches darauf von den Bootsleuten ganz gekappt wurde. Das Schiff trieb alsbald gegen das Ufer, und lief, weil es unten flach und ohne Kiel war, ganz gemach, etwa 30. Faden vom Lande, auf den Sand. Ein Bootsmann brachte schwimmend ein Tau an's Ufer, das Schiff wurde näher heran ge-

zogen, und die Geretteten mit freudigster Rührung und Beeiferung von den Ihrigen empfangen. Auch fand sich, daß Brüggemann, weit entfernt die Aufopferung des Schiffes als eine voreilige zu tadeln, schon längst den Schiffern befohlen hatte, das Schiff im Nothfall an den Strand zu setzen; zwei aus seiner Schreibtafel gerissene Blätter, auf denen er diesen Befehl schriftlich wiederholt, waren nur durch kein Mittel an die Nothleidenden zu bringen gewesen.

Die Reisenden wurden zu Niasabath wohl aufgenommen. Der Sultan von Derbent, in dessen Bezirk das Dorf lag, sandte ihnen Geschenke und Lebensmittel; allein es war nur auf Einen Gesandten gerechnet, und daher auch nur Ein Pferd unter den Geschenken, weßhalb die Ueberbringer, als sie von einem zweiten Gesandten vernahmen, sogleich auch eines für diesen in der Nähe kauften; doch Brüggemann, als er sah, daß das seine nicht so gut war als Kruse's, wollte es durchaus nicht annehmen, so sehr auch die Perser baten, und ihm zu bedenken gaben, wie empfindlich er durch diese Weigerung den Sultan beleidige. Brüggemann wies alles ab, und ließ auch dem Sultan kein Gegengeschenk zurücksenden, woraus eine Verstimmung entstand, deren

Nach-

Nachtheil die ganze Reisegesellschaft zu tragen hatte. Die Gesandten indeß ordneten Boten an den Khan oder Oberstatthalter der Provinz Schirwan nach Schamachie, ihn von ihrer Ankunft zu unterrichten und um Weiterbeförderung anzusprechen. Ein Mehemendar oder Schaffner war schon im voraus für sie bestellt, er nahm Kunde von der Zahl der Personen und der Größe des Gepäcks, und versprach die nöthigen Wagen und Pferde schleunigst herbeizuschaffen. Der Sultan von Derbent wollte aber so viele nicht allein hergeben, und es mußten daher auch von Schamachie deren geholt werden. Hierüber verging fast ein Monat, und weil noch kein Befehl vom Schach von Persien wegen der Verpflegung eingetroffen, auch die Mittel des geringen Dorfes bald erschöpft waren, so mußten die Gesandten unterdeß für ihr eigen Geld alles Nöthige ankaufen. Die Freude, nach so weiter Reise und so großen Gefahren endlich in Persien zu sein, wurde durch Brüggemanns immer zunehmende Unart und Wildheit sehr verdorben. Seine Gegenwart setzte alles in Verwirrung und Unfrieden, man hatte unter seinem Einflusse weder gute Tage, noch ein Gelingen im Ganzen zu hoffen. Schon gleich bei der ersten Berührung mit den Persern zeigten sich die schlimmen Folgen seiner ungeberdi-

gen Obrigkeit, und noch schlimmere waren zu befürchten. In trüben Betrachtungen solcher Art suchten die Freunde, welche schon von Sachsen her innig verbunden waren und stets treulich zusammenhielten, Trost und Erheiterung im Freien. Liebliches grünes Gebüsch, mit Weinstöcken und Granatbäumen zierlich vermischt, von den Krümmungen eines anmuthig rauschenden Baches als Halbinsel umwunden, bot einen reizenden Lustort zum Niederlassen; es war der 1. December, aber das schönste Sommerwetter, und rings dufteten Kräuter und Blumen in üppigster Pracht. Hier durfte sich das Herz ungestört den theuersten Regungen hingeben. Das Andenken der in Deutschland hinterlassenen guten Freunde, stimmte zu wehmüthiger Fröhlichkeit, man feierte ihr Gedächtniß durch ein ländliches Mahl, zu welchem Grahmann einige gesparte Vorräthe geräucherter Sachen und spanischen Weines hergab. Dieses Fest, welches Fleming in einem leider verlorenen Sonett besungen hat, wurde für die Theilnehmenden zu einem Ereigniß, durch die wechselseitige Tröstung und Ermuthigung, welche die Freundschaft gewährte, durch die neue Stärke, welche diese im rückhaltlosen Austausch empfing. Die Freunde kehrten noch oft zu diesem lieblichen Orte zurück, und feierten daselbst

ihre harmlosen Feste, deren Genossen sich durch einen eigends gestifteten Orden der Vertraulichkeit noch fester verbinden wollten. Auch die Stiftung dieses Ordens hat Flemming durch ein Sonett verherrlicht, das aber gleichfalls nicht mehr vorhanden ist.

Während diese Freunde den Sinn mit solchem Zeitvertreib ergötzten, wußte Brüggemanns unruhige Geschäftigkeit sich in andrem Thun unnütz auszulassen. Was an Holzwerk, Stangen, Segeln und sonstigen Sachen der Art von dem Schiffe noch an's Land gebracht werden konnte, wollte er, obwohl kein weiterer Gebrauch davon abzusehn war, auf der ferneren Reise bis zur Hauptstadt von Persien mitschleppen, wodurch die Mühen und der Aufwand des Fortkommens ungemein erhöht wurden. Hiemit noch nicht zufrieden, befahl er, weil die metallenen Geschütze keine gehörigen Unterlagen hatten, einige große starke Baumstämme, welche am Strande lagen, zu diesem Behufe zu verwenden; die Perser baten ihn flehentlich, von diesem Vorhaben abzustehn, der Schach selbst habe die Hölzer zum Schiffbau fernher mit großen Kosten dahin bringen lassen, und solcher Frevel könne die entsetzlichsten Folgen haben, aber alle Vorstellungen, der Perser sowohl als der Seinen, blieben bei

beim Tollkopf ohne Wirkung, er ließ die Hölzer ohne weiteres zerhauen, und gewaltige Unterlagsblöcke daraus anfertigen. Unter solchen besorglichen Zeichen kam die Zeit der Weiterreise heran. Zuerst wurde das Gepäck abgeführt, 40. Kämehle, 30. mit Ochsen bespannte Wagen, und 80. Pferde waren dazu erforderlich. Als darauf die Gesandtschaft selbst aufbrechen wollte, waren für 94. Personen nur noch 60. Pferde zum Reiten übrig. Die Perser konnten oder wollten nicht mehrere schaffen, wie denn auch, ohne den Eigensinn, durch welchen das Gepäck über alle Gebühr vergrößert war, die Summe der Transportmittel wohl genügt hätte. Jetzt mußte man sich behelfen, und als am 22. December die Gesandten abreisten, ein Theil des Gefolges sich zu Fuß auf den Weg machen. Dieser Zug war ungemein beschwerlich, und als man nach zurückgelegten 4. starken Meilen abends in einem Dorfe zum Nachtlager anhielt, ließ Brüggemann den Kaucha oder Vogt von Niasabath, der bis hieher gefolgt war, vor sich fordern, schalt auf den Sultan von Derbent, und klagte heftig, wie ihn so herzlich kränkte, daß er die Völker, die er, weil sie bei ihm leben und sterben müßten, als seine Augen liebte, hätte sehen müssen zu Fuß durch viele Moräste und Bäche so

mühsam durchwaten, er würde sich aber unfehlbar bei dem Schach beschweren. Der Vogt erwiederte, der Sultan würde wohl auf die Klage zu antworten wissen, man habe Pferde genug gesandt, aber das Gepäck sei übermäßig, und man sehe nicht, wozu sie die Segel und andre große Beschwernisse, besonders auch die schweren Holzblöcke mitschleppten, ob sie glaubten, der Schach habe kein Holz in seinem Lande? Am folgenden Tage brachte der Mehemendar noch 20. Pferde; mit dieser Hülfe, und nachdem durch Zerschlagung einiger nichtswerthen Kisten und Tonnen noch einiges Fuhrwerk frei geworden, konnte man den Weg fortsetzen. Nach einer achttägigen Reise, die noch Verdruß mit den Fuhrleuten, aber auch den Anblick mancher Merkwürdigkeit brachte, — unter andern des hohen Bergfelsen Barmach, mit den Trümmern einer von Alexander dem Großen, der Sage nach, erbauten, und von Tamerlan zerstörten Feste, welche Olearius mit einigen Freunden bestieg, — gelangte man am 29. December vor Schamachie, wo man aber, weil des Khans Sterndeuter den Tag zur Aufnahme von Fremden nicht günstig fand, erst am folgenden Tage feierlich einzog. Der Khan ritt mit prächtiger Begleitung den Gesandten entgegen, reichte ihnen als Deutschen, gegen die per-

ſiſche Sitte, freundlich die Hand, und trank ihnen eine Schale Wein zum Willkommen zu. Bei ihm fand ſich auch der vorangegangene ruſſiſche Geſandte Alexei Sawinowitſch, der gleichfalls die Ankommenden beſtens bewillkommte. Einige Reiterſchaaren, 2000. Mann Fußvolk, — meiſt armeniſche Chriſten, — Muſik mannigfacher und zum Theil fremdartiger Inſtrumente, Geſang und Jubelgeſchrei der Menge und allerlei Poſſen des Stocknarren des Khans, mußten den Einzug verherrlichen. Abends war die Stadt mit mehr als 20,000. Lampen prachtvoll erleuchtet.

Unter glänzenden Feſtlichkeiten und Vergnügungen wurde das Jahr 1637. angetreten. Der Khan that alles, um ſeine Gäſte angenehm zu bewirthen. Sie befanden ſich hier ganz in morgenländiſche Ueppigkeit verſetzt, perſiſche Lebensfülle umgab ſie von allen Seiten. Gaſtereien und Jagden wechſelten mit anderen Luſtbarkeiten ab. Jeder ſinnliche Genuß fand reizende Befriedigung. Die verführeriſchen Perſerinnen, deren lockeres Gewerbe bei den Fremden leicht Kundſchaft machte, durften auch Flemmings freudige Seele zu begeiſtertem Lied entflammen. Ein Sonett auf die Freudefrau zu Schamachie wird in der Reihe ſeiner verlorenen Gedichte mit aufgeführt. Der unmäßige Genuß

des hitzigen Weines verursachte unter den Leuten des Gefolges viele Krankheiten, von welchen bei Grahmanns guter Aufsicht und Sorgfalt doch Alle wieder genasen. In solcher Ferne vom Vaterlande erweiterte sich die Landsmannschaft; ein katholischer Mönch Ambrosius dos Anios, von Geburt ein Portugiese aus Lissabon, kam aus dem Augustinerkloster von Tiflis, dem er als Prior vorstand, eigends nach Schamachie, um die europäischen Gesandten zu besuchen, denen er als ein Mann, der seit 27. Jahren in diesen Ländern gelebt, manches Nützliche mittheilen konnte; die Armenier, deren Feste der Wasserweihung durch Eintauchen des Kreuzes der Khan in Begleitung der Holsteiner beiwohnte, wandten sich sogar voll Zuversicht an diese letztern, um durch deren Fürsprache die bisher vom Khan stets versagte Erlaubniß zum Bau einer Kirche und eines Klosters zu erlangen, welche auch wirklich, auf Olearius gelegenes Anbringen, ertheilt wurde. In Schamachie befand sich auch eine Madresa oder Gymnasium, wo insonderheit Olearius zu näherem Umgang lebhaft einsprach. Mit Hülfe eines Molla oder Lehrers jener Schule, und dessen Freundes, eines Hauptmanns, die ihn täglich besuchten, begann er eifrig persisch zu lernen, und lehrte sie dagegen etwas deutsch. Dies verdroß

aber Brüggemann, der einen ſolchen Gewinn dem wackeren Olearius mißgönnte. Eines Tages kam ein perſiſcher Bote, der dem Molla von Seiten des Khans dieſen Umgang verbot, den Tag darauf ebenfalls, zum großen Befremden des Molla, dem dieſe Sendung nicht ganz richtig dünkte. Nach kurzer Zeit erklärte ſich die Sache, der perſiſche Dolmetſcher Ruſtan vereinigte ſich mit Brüggemann, und warf demſelben nunmehr vor, daß er ihn angeſtiftet, jenes Verbot, als käme es vom Khan, durch einen falſchen Boten beſtellen zu laſſen, damit Olearius an Erlernung der perſiſchen Sprache verhindert würde. Da dieſer Kunſtgriff vereitelt war, ſo ſuchte Brüggemann ſeiner Gehäſſigkeit auf andre Weiſe Rath, und beſchäftigte Olearius mit mühſamer und langſamer Arbeit, indem er ihn beauftragte, die zwei Landkarten, welche von der Türkei und von Perſien geſondert vorhanden waren, in Eine zuſammenzutragen. Doch der fleiſſige Gelehrte wußte die Studien ſeiner Neigung auch neben jener Pflichtarbeit fortzuſetzen.

Der Aufenthalt in Schamachie verlängerte ſich bis zu einem Vierteljahr. Endlich kam vom Schach aus Ispahan der Befehl, auf welchen man ſo lange gewartet, und nun wurde ſchleunig alles zur Abreiſe angeordnet. Die Geſandten hat-

ten für die Beköstigung ihrer Leute manche Bedürfnisse, weil sie besser zur Hand waren, und der Khan ihnen die Auslage zu ersetzen zugesagt, für ihr Geld auf dem Markt ankaufen lassen; die Erstattung fiel aber ziemlich gering aus, und Brüggemann ließ deßhalb auch hier noch zuletzt seinen händelsüchtigen Groll gegen die persischen Behörden hervorbrechen, welche doch von Anfang her die größte Zuvorkommenheit bewiesen hatten. Am 27. März wurden 60. bespannte Wagen und 130. Reitpferde zur Verfügung der Gesandtschaft gestellt, und am 28. früh reisten die Gesandten in der Stille von Schamachie ab. In der nächsten Nacht, die man im freien Felde unter den Wagen gelagert zubringen mußte, kam ein großer Gewittersturm, in dessen Getöse Brüggemann wetteifernd das grobe Geschütz donnern ließ. Am folgenden Tage gab es neuen Verdruß, denn die Perser, welchen der ganze Aufzug ohne Noth zahlreich und kostspielig dünkte, hatten einige auf Tragbahren gelegte metallene Geschütze, welche den Pferden zu schwer geworden, heimlich zurückgelassen; darüber machte Brüggemann den heillosesten Lärm, überhäufte den Mehemendar mit Scheltworten, spie gegen ihn aus, wie auch gegen den Khan, nannte sie Alle Lügner, und ließ dem leh-

tern sagen, er wolle entweder dessen Kopf haben, oder seinen eignen missen. Erst wollte er auch mit dem ganzen Zuge liegen bleiben und warten, bis die Geschütze nachgeschafft wären, allein da die Kälte und Nässe zu hart fiel, auch weder Holz noch Nahrung zu bekommen war, so wurde doch wieder aufgebrochen, und 2. Meilen weiter in einen Karavanserai übernachtet. Nachdem die Reisenden das Gebirge von Schamachie überstiegen, kamen sie in der Ebene an den Fluß Kür oder Cyrus, der sich in das kaspische Meer ergießt, gingen am 2. April auf einer Schiffbrücke hinüber, und wurden hier an der Gränze der Provinz Mokan von einem neuen Mehemendar empfangen, welchen der Khan von Ardebil ihnen mit Kamehlen und Pferden und reichlichen Lebensmitteln entgegengeschickt hatte. Wegen der hohen Berge und tiefen Thäler konnten keine Wagen mehr gebraucht werden, aber durch 40. Kamehle und 300. Pferde war endlich für Sachen und Personen überflüssig gesorgt. Der Weg führte längs des Flusses Aras oder Araxes, der sich in den Kür ergießt, eine Weile aufwärts, und wandte sich dann über eine Haide, wo man nachts in runden Schäferhütten schlief, welche der Mehemendar an bestimmten Orten jedesmal aufstellen

ließ. Am 5. April war die Haide zurückgelegt, und man kam wieder an felsiges Gebirg, wo Olearius und einige Freunde, unter welchen wir auch Flemming vermuthen dürfen, nach Kräutern ausgehend einen hohen Berg erstiegen, und daselbst eine klare liebliche Quelle aus einer Felskluft sprudelnd fanden, in deren Rinne ein Taschenkrebs, so weit und hoch vom Meerufer entfernt, ihre Verwunderung aufregte. „Wir setzten uns, erzählt Olearius weiter, bei dem Brunnen, gedachten mit sehnlichem Verlangen an unser liebes Vaterland, beklagten unser Glück und Wohlfahrt in Deutschland, welches wir mit dem Rükken ansehen, und täglich unser Verhängniß an so wilden Orten unter den Unchristen gewärtig sein mußten, trunken unser guten Freunde in Deutschland Gesundheit in Wasser, und stiegen, weil der Berg steil, nicht ohne Gefahr wieder hinunter.“ Den folgenden Tag traf sie ein neues Abentheuer. Der Zug kam in ein leeres Dorf; auf den Bericht, daß vor mehreren Monaten die Pest hier alle Einwohner fortgerafft, eilten die Gesandten in's Freie, und lagerten unter einem Zelte, die Uebrigen behalfen sich unter einigen Hütten, welche der Mehemendar noch vor Nacht herbeischaffte. Als Uechtritz etwas verspätet aus dem Dorf auch in das

Zeit kam, fuhr ihn Brüggemann so heftig an, als sei er schon von der Pest befallen und wolle nun auch die Andern anstecken, daß jener vor Schrekken alsbald fieberkrank wurde. Olearius und einige Andre blieben deßhalb lieber im Dorfe, machten ein tüchtiges Feuer an, und blieben die ganze Nacht bei gutem Wein und lustigen Gesprächen munter. Eine Karavanserai, welche die nach Schamachie handelnden Indier in diesem Dorfe zu bauen angefangen, war noch nicht bewohnbar. Hierauf geschah ein mühsamer, anstrengender Zug durch hohes Gebirg, bei Wind und Schneegestöber, über ungesunden Boden, von dessen Weide man die Kamehle und Pferde sorgsam abhielt. Am Fuße des Gebirges wurde der Fluß Karasu, der sich in den Aras ergießt, auf einer steinernen Brücke überschritten, und sodann am 8. April in einem Dorfe, nur noch 2. Meilen von Ardebil, das Osterfest durch dreimaliges Geschützfeuer und ordentlichen Gottesdienst gefeiert. Nachmittags kam ein vom Schach selbst abgefertigter neuer Mehemendar, der die Reisenden am folgenden Tage nach Ardebil in der Provinz Adirbeizan geleitete, wo sie mit fast noch größerer Pracht und Ergötzlichkeit, als in Schamachie, von dem Khan aufgenommen und bewirthet wurden.

In Ardebil dauerte wieder der Aufenthalt über zwei Monate. Aus der Gränzfeſtung Eruan kam ein armeniſcher Biſchof zum Beſuch, der ſeine zahlreichen Glaubensgenoſſen bei dem Schach empfohlen zu ſehn wünſchte, deſſen Herrſchaft übrigens ſie der türkiſchen weit vorzogen. Die Stadt ſelbſt, ein heiliger Ort für die Perſer, weil Schich Sefi, der Stifter ihrer Religion, und auch viele ihrer Könige dort prächtig begraben liegen, gewährte den mannigfachſten Reiz üppigen Lebens und merkwürdiger Dinge. Die Gaſtereien des Khans, die Freudenbezeigungen der Perſer bei der Nachricht von der Ermordung des Großherrn durch die Janitſcharen in Konſtantinopel, die rauſchende Feier von Kruſe's Geburtstag am 1. Mai, die feierliche Begehung einer Reihe von muhamedaniſchen Feſttagen, Feuerwerke und andre Beluſtigungen, gaben für Sinn und Einbildungskraft den reichſten Wechſel lebhafter Anregungen. Die Perſer zeigten ſich durchaus freundlich und zuvorkommend, und nahmen auch von den Beſonderheiten der Deutſchen gern Kunde, hauptſächlich war ihnen die Muſik derſelben unterhaltend. Das Volk meinte hin und wieder, die Fremden kämen als Kriegsleute, um unter den Truppen des Schachs gegen die Türken mitzufechten. Der Aufenthalt in

Ardebil wurde durch heftige Krankheiten gestört, von welchen mehrere Personen des Gefolges, ja Brüggemann selbst, und am gefährlichsten Grahmann, befallen wurden. Die Nähe des Gebirges verursachte schnellen Wechsel von Hitze und Kälte, woraus leicht bösartige Fieber entstanden. Doch war Brüggemann schon wieder in der Besserung, und auch Grahmann einigermaßen hergestellt, als am 11. Juni ein neuer Mehemendar vom Schach mit dem Befehl eintraf, die Gesandten binnen 40. Tagen nach Ispahan zu bringen, weßhalb er den Aufbruch sehr zu beschleunigen wünschte. Brüggemann aber verzögerte denselben noch um 8. Tage, weil er die metallenen Kanonen vorher schnell noch mit Gestellen und Rädern versehn wissen wollte, obgleich der Mehemendar versicherte, daß in den hohen Gebirgen, welche ihnen bevorständen, die Fortschaffung solches Fuhrwerks unmöglich sei. Als die Arbeit vollendet, wurde den 11. Juni mit 12. Kamehlen und 170. Pferden die Reise angetreten. Das Gepäck mit den 6. metallenen Geschützen und allen Soldaten zog voraus; einen Tag später folgte Brüggemann in einer Sänfte getragen, weil er sich zum Reiten noch zu schwach fühlte, und gleich nach ihm Kruse mit den Uebrigen. Allein schon am Abend, in

einem 4. Meilen von der Stadt entlegenen Dorfe, holte man das Gepäck ein, und fand die vorausgesandten Kanonen nicht in dem beſten Zuſtande, die Räder waren auf den rauhen Felſenwegen größtentheils unter der Laſt gebrochen, und es gab kein Mittel ſie herzuſtellen oder zu erſetzen. Der Mehemendar betheuerte, die ſchweren Stücke könnten für jetzt nicht weiter, doch verſprach er, den Befehl vom Schach zu erwirken, daß der Khan von Ardebil ſie nachſchaffen ſollte. Das mußte denn auch Brüggemann endlich zufrieden ſein, nur die zwei kleinſten der metallenen Kanonen und 4. Steinſtücke wurden auf Kamehlen weitergebracht, die andern blieben zurück, nachdem ſie vorher, auf Brüggemanns Befehl, in Gegenwart des Mehemendars, der Länge und Dicke nach gemeſſen, abgezeichnet, und unter Schloß gelegt worden. Unter großen Beſchwerden ging die Reiſe weiter auf das hohe Gebirg Taurus zu; Brüggemann ſetzte ſich wieder zu Pferde, weil die Sänfte kaum fortkonnte. Der Weg zog ſich über hohe Bergrücken und durch tiefe Thäler wechſelnd hin, eingeengt in Felsklüfte, oder offen längs jäher Abgründe; man mußte ſogar abſteigen, und die Pferde an der Hand nachführen; mit ſolcher Anſtrengung, in rauher kalter Luft, ſchleppten die Reiſenden ſich am

15. Juni bei schon eingetretener Nacht in größter Ermüdung fort, durch das Zurückbleiben des Mehemendars in neue Noth versetzt, denn sie verloren in der wilden Gebirgsöde die Richtung, und kamen erst um Mitternacht in ein Dorf. Als am folgenden Tage, da man Rast hielt, der Mehemendar sich wieder einfand, fragte man ihn, warum er sich allezeit absondere und so sehr zurückbleibe? Er aber entschuldigte sich, er thäte es aus keiner bösen Meinung, sondern nur aus Blödigkeit, indem er nicht gern wäre, wo so stetiges Fluchen und Schelten, wie bei dem Gesandten Brüggemann, gehört würde. Das war denn freilich einleuchtend; übrigens versprach er alles Beste, und schaffte das Nöthige gern herbei. In einer der nachfolgenden Nächte wurden die Reisenden durch Räuber aufgeschreckt, welche einen der aufgestellten Wachtsoldaten anfielen und ausplünderten, aber noch zur rechten Zeit durch die unvermuthete Erscheinung einiger Nachzügler des Gefolges, die wegen Krankheit langsam nachgeritten kamen, wieder verscheucht wurden, ohne daß die schnell durch Trompetenstoß versammelte und sogleich gegen sie ausgeschickte Mannschaft sie erreichen konnte. Am 20. Juni zog man wieder in der Ebene, über rothen verbrannten Kiesboden; und wie kurz vorher von

strenger

strenger Kälte, so hatte man jetzt von drückender Hitze auszustehn. Aber nachts kehrte die erstarrendste Kälte zurück, und in diesem ungewohnten Wechsel mehrte sich die Zahl der Kranken; Olearius bekam ein hitziges Fieber, Grahmann krankte noch immer, und dabei mußten sie doch unterwegs immer zu Pferde seiyn. Man zog indeß vor, die Reise bei Nacht fortzusetzen, und so gelangte man den 22. Juni mit Sonnenaufgang nach Sultanie, einer großen und merkwürdigen Stadt, und einem vormals, wie der Name besagt, Königlichen Wohnsitz, aber seit ihrer Verwüstung durch Tamerlan in Verfall geblieben. Olearius besah hier eine Büchersammlung; die Bände waren von ungemeiner Größe, die Buchstaben fingerlang, und sehr schön geschrieben, mit Schwarz und Gold. Der Statthalter, welcher die Reisenden schon früher in Senkan, einer kleinen Stadt seines Gebiets, freundlich aufgenommen, ließ ihnen frische Kamehle und Pferde geben, und am 25. vor Tag begaben sie sich wieder auf den Weg. Da jedoch Viele vom Gefolge wegen Krankheit und Mattigkeit sich durchaus nicht mehr zu Pferde halten konnten, so schaffte der hülfreiche Mehemendar einige Kasten herbei, deren die persischen Frauen sich auf Reisen zu bedienen pflegen; diese Kasten wurden je zwei über ein Kamehl gehängt,

und die Kranken hineingelegt; auch Olearius und Strahmann hingen so zu beiden Seiten eines Kamehls, hatten aber nun neben ihrer Krankheit noch ein zwiefaches Leiden mehr, die betäubende Bewegung der hin und her schwankenden Kasten, und den unerträglichen Gestank der vielen zusammengekoppelten Kamehls.

Die Reise ging nun stets bei Nacht weiter, um die Tageshitze zu vermeiden. Am 27. Juni gelangte man nach Kaswin, einer sehr volkreichen, munteren Stadt, gleich den nächstvorhergenannten und den nächstfolgenden Städten in der Provinz Erak gelegen. Hier war kein Khan, sondern nur ein Daruga oder Amtmann die oberste Behörde, und der Empfang war daher minder prächtig, als an früheren Orten, aber doch ausgezeichnet ehrenvoll und fröhlich. Ein anwesender indischer Fürst machte mit seinen Reitern und Lakaien die Einholung mit. Die besten Sängerinnen und Tänzerinnen der Stadt, reich geschmückt mit den kostbarsten Gewändern, mit Perlen und anderem Geschmeide, ritten voran, unverhüllten Gesichts die Fremden dreist begrüßend, und von festlicher Musik begleitet ihre lustigen Gesänge anstimmend. Während des Aufenthalts von 16. Tagen, der hier Statt fand, erholte und vergnügte man sich be-

stens. Am 13. Juli ging es abends wieder fort. Den folgenden Tag erkrankten Kruse und der Prediger, und die Hinfälligkeit nahm unter den noch Gesunden sehr zu; nur Mandelsloh klagte niemals über Schwachheit, sondern war immer frisch und munter, und daher zum Beobachten und Niederschreiben stets aufgelegt. Am 16. Juli gelangte man nach Saba, und nach unerträglicher Hitze durch Sand und Staub am 19. nach Kom, einer lebhaften Stadt voll Gewerb und Verkehr, wo aber durch unmäßigen Genuß der herrlichsten Früchte unter dem Gefolge die rothe Ruhr ausbrach. Man zog am 21. weiter, und kam den 24. früh nach Kaschan, wo der Daruga oder Amtmann die Reisenden in herkömmlicher Art bestens empfing. In dieser übervölkerten Stadt sah man die meisten Müßiggänger und Bettler, wie auch Ungeziefer, besonders Skorpione und Taranteln, vor welchen man sich sehr zu hüten hatte. Die Hitze war außerordentlich, doch den Kranken, die sich hier meist zu erholen anfingen, weniger nachtheilig. Bei herrlichem Mondschein wurde die Reise den 26. abends munter fortgesetzt; am 28. gelangte man zu der kleinen Stadt Natens, bei welcher Schach Abbas auf einem hohen spitzen Berge einen Thurm hatte bauen lassen, zum An-

denken, daß er einst hier den Kampf eines Adlers mit einem Falken angesehn, worin der letztere gegen alle Erwartung obgesiegt. Am 29. überstieg man die letzten Berge vor Jspahan, und schon fanden sich aus der Hauptstadt, um die Ankömmlinge in Augenschein zu nehmen, mehrere Perser, wie auch einige holländische Kaufleute ein, letztere gleich den Persern gekleidet, weil sie nicht erkannt sein wollten. Nach genugsamer Rast an noch zweien Lagerorten, zuletzt in einem Königlichen Lusthause, erfolgte am 3. August der Einzug in die Königliche Hauptstadt, mit feierlichem Empfang und unter großem Zulaufe des Volks, jedoch alles dicht umhüllt von unendlichen Staubwolken. Jspahan, in einer Ebene am Flusse Senderut gelegen, der sich in vielen Armen durch die ganze Stadt vertheilt, hatte damals 500,000. Einwohner, und dabei, weil jedes Haus einen oder auch zwei Gärten mit Brunnen und Wasserleitungen hatte, über 8. Meilen im Umfang. Erst Schach Abbas der Große hatte von Kaswin den Königlichen Sitz dorthin verlegt, und schon in der kurzen Zeit war die Bevölkerung so stark angewachsen.

Die Gesandtschaft wurde zuerst in einer Vorstadt, wo die reichsten armenischen Kaufleute wohnten, in verschiedenen Häusern einquartiert, und so-

gleich als Gäste des Schachs herrlich bewirthet. Nach der Mahlzeit kam alsbald der holländische Faktor Overschie, der sich nicht abweisen ließ, begrüßte die Angekommenen mit grober Zudringlichkeit, lud sich auf einen Trunk bei ihnen ein, und führte überhaupt dreiste und verwegene Reden, sagte, er habe von seinen Vorgesetzten den Befehl, den Holsteinern entgegen zu wirken, wolle jedoch nur der Sachen Feind und der Personen Freund sein. Dieser nicht ganz angenehme Auftritt wurde bald durch einen andern verdrängt, welcher die unglücklichste Wendung nahm. Ein Gesandter des Großmogols aus Indien befand sich mit einem Gefolge von 300. Personen, meist Usbeken, seit einiger Zeit in Ispahan; beim Abladen des holsteinischen Gepäcks kam einer der Indier mit einem der Diener des Mehemendars in Streit, an welchem bald Indier und Holsteiner in größerer Zahl Theil nahmen, bis die letztern mit einigen erbeuteten Waffen den Platz verließen. Die Indier sannen auf blutige Rache, und als am 7. August eine Umquartierung der Holsteiner geschehn sollte, wurde einer ihrer Diener von mehreren Indiern auf dem Wege überfallen, ermordet, und der abgerissene Kopf bei den Haaren emporgeschwungen. Die holsteinischen Gesandten beriefen sogleich zur Sicherheit

ihr ganzes Gefolge zu sich, ehe dasselbe aber aus den benachbarten Häusern und Gassen zu ihnen gelangen konnte, hatten die Indier schon die Zugänge besetzt, und schossen mit Pfeilen auf die Herzueilenden; dicht neben Olearius Gesicht flog ein solcher Pfeil, der ihm gegolten, in die Wand. Nun entstand ein förmliches Treffen, die Deutschen richteten Gewehr- und Geschützfeuer auf die andringenden Feinde, Mandelsloh schoß mit der Pistole den vornehmsten Anführer derselben nieder, allein die Indier waren im Vortheil der Zahl und der Oertlichkeit, die Deutschen hatten nach vierstündigem Gefecht 5. Todte und 15. Verwundete, sie mußten den Platz endlich räumen, ihr umherliegendes Gepäck dem stürmenden Feinde zur Plünderung überlassen, und sich mit Durchbrechung der Wand zu den benachbarten Armeniern retten. Der Marschall des Schachs erschien endlich, begleitet von Soldaten und zahlreichen Volkshaufen, und trieb die wüthenden Indier hinweg. Der Schach war sehr aufgebracht, und der indische Gesandte mußte bald nachher Ispahan verlassen. Am folgenden Tag aber, als der Einzug der holsteinischen Gesandtschaft in ihr neues Quartier geschah, war allen Indiern, sowohl den Kaufleuten, deren gegen 12,000 in der Stadt lebten, als den Leuten

des Gesandten bei Verlust des Kopfes verboten, sich auf den Straßen, durch welche der Zug mußte, blicken zu lassen. Der durch die Plünderung erlittene Verlust wurde auf 4000. Thaler geschätzt, deren Erstattung der Schach anfangs bewirken wollte, aber gleichwohl in der Folge unterließ.

Die neue Wohnung der Gesandten lag in der Stadt selbst, sie hatte mehrere Gebäude und Lusthäuser, verschiedene Höfe, schöne Spaziergänge längs eines durchfließenden Baches, und in vielen Gemächern und Kammern für das ganze Gefolge genugsamen Raum. Auch für Lebensmittel war überflüssig gesorgt; wenn in der Folge gleichwohl die Tafel schlecht bestellt erschien, und täglich nur einmal, ja zuweilen gar nicht gehörig gespeist wurde, so war hieran Brüggemann schuld, der anfangs zuließ, und zuletzt selbst anordnete, daß die gelieferten Vorräthe zu den Armeniern geschleppt, und in üppigen Gelagen zur Lust von Wenigen vergeudet wurden. Nach Verlauf von 8. Tagen gab der Schach den Gesandten die erste Audienz; sie wurden zu Pferde feierlich abgeholt, und nebst dem ganzen Gefolge vor den Schach geführt. Schach Sefi war ein Mann von 27. Jahren, Enkel und Nachfolger Schach Abbas des Großen, von schönem Aeußeren und glücklichen Anlagen,

die aber gleich nach seiner Thronbesteigung in blutiger Grausamkeit verdunkelt worden. Er empfing die Gesandten sehr gnädig, hieß sie nebst den Vornehmsten des Gefolges sich niedersetzen, hörte ihr Anbringen von Seiten des Herzogs von Holstein, auf welches er durch den russischen Gesandten schon vorbereitet worden, günstig an, und ließ die überbrachten Geschenke sich wohlgefallen. Nachdem aber die Geschenke des Herzogs überreicht waren, brachte Brüggemann in seinem eignen Namen dem Schach noch besondere dar, eine große künstlich gearbeitete Lichtkrone mit 30. Armen, schöne Pistolen, prächtige Uhren, und in einem Zettel geschrieben die bei Ardebil zurückgebliebenen metallenen Kanonen, welche den Namen und das Wappen des Herzogs trugen. So auffallend und unberechtigt dieser Schritt war, welcher ganz eigne Absichten in Brüggemann voraussetzen ließ, der offenbar für sich allein die besondere Gunst des Schachs in Anspruch nahm, so wenig sollte für ihn damit gewonnen sein. Schon gleich bei dem Gastmahl, zu welchem der Schach die Gesandten nach der Audienz zurückbehielt, machte Brüggemann sich gegen den Dolmetscher Pater Joseph, einen portugiesischen Mönch, mit dem er portugiesisch, Kruse aber lateinisch redete, über die Perser lustig, welches, durch aufgestellte

Horcher dem Schach hinterbracht, dieſen nicht eben vortheilhaft ſtimmen konnte. Bei dem Gaſtmahl erſchienen auch perſiſche Tänzerinnen, welche jedoch nicht vom Hofe, ſondern die vornehmſten Freudenmädchen der Stadt waren, zu deren Pflicht es gehörte, vor dem Schach zu tanzen; ſie waren überaus geſchickt, wurden aber doch von den indiſchen Tänzerinnen, welche ſpäter bei dem Feſte der engliſchen Kaufleute ihre Künſte ſehn ließen, übertroffen. Nachdem die Geſandtſchaft ihre erſte Audienz gehabt, empfing ſie die Beſuche der in Ispahan lebenden europäiſchen Landsleute, Engländer, Portugieſen, Italiäner und Franzoſen, nur die Holländer blieben weg, deren Benehmen ſich entſchieden feindlich zeigte; mit den andern allen pflog man, ſo lange der Aufenthalt dauerte, gute Freundſchaft. Die ſpaniſchen Auguſtinermönche gaben in ihrem Kloſter am Tage der Geburt Maria's den Holſteinern, und mit ihnen dem ruſſiſchen Geſandten, dem armeniſchen Erzbiſchof und den engliſchen Kaufleuten ein Gaſtmahl, bei welchem die Glaubensverſchiedenheit keine Störung machte, ſondern trefflich bereitete Speiſen, und nachher luſtige Muſik und heiteres Geſpräch in guter Eintracht genoſſen wurden. Gleicherweiſe gaben die Armenier, deren Vorſteher von Brüggemann beſchenkt worden

war, hierauf die engliſchen, und zuletzt auch die franzöſiſchen Kaufleute, den Holſteinern herrliche Gaſtereien, welche ſpäterhin von der Geſandtſchaft durch ein glänzendes Feſt erwiedert wurden, dem auch der ruſſiſche Geſandte und einige italiäniſche Karmelitermönche beiwohnten; die Speiſen waren nach deutſcher Art bereitet, zwei Gänge, jeder von 40, Gerichten, nebſt vielen Schauеſſen und köſtlichem Konfekt; die Geſundheiten wurden unter Pauken und Trompetenſchall und Kanonendonner ausgebracht, ſo mußte auch bei dem Ringelrennen, welches nach der Tafel gehalten wurde, nach jedem Treffen ein Geſchütz abgefeuert werden, wozu Brüggemann von jeher begierig jeden Anlaß ergriff.

Mittlerweile war in zwei geheimen Audienzen, welche die Geſandten am 24. Auguſt und 19. September bei dem Schach hatten, das diplomatiſche Geſchäft gehörig verhandelt worden, und ſowohl die politiſchen als die kaufmänniſchen Abſichten, welche von holſteiniſcher Seite dargelegt wurden, ſchienen dem perſiſchen Intereſſe ſich wohl zu fügen; ſie wurden günſtig aufgenommen, und vielleicht nur um ſo mehr, als fürerſt in allgemeinen Vorſtellungen die Schwierigkeit einzelner beſtimmten Ergebniſſe verdeckt bleiben konnte. Der Schach behielt die Geſandten jedesmal zur Tafel, während

welcher Musik aufgeführt wurde. Er wollte bei dieser Gelegenheit auch die holsteinischen Musikanten hören, daher wurden eine Baßgeige, Pandor und Diskantgeige geholt, deren Spiel ihn fast eine Stunde lang genugsam ergötzte, obgleich ihm die gewohnte persische Musik den Vorzug behielt. Gleiche Neugier bezeigte er wegen der Speisen, welche die Gesandten, wie er vernommen, bei ihrem großen Festmahle hatten auftragen lassen, und es mußten die deutschen Köche verschiedene Torten und Pasteten nebst einigen schönen Schauessen bereiten, welche in den Harem gebracht, dort mit Verwunderung und Lust, sagt Olearius, beschaut, nicht wisse er, ob auch gegessen worden. In dieser Zeit wurde Brüggemanns Benehmen mit jedem Tage unleidlicher. Seine quälende Geschäftigkeit und beleidigende Grobheit verschonte niemanden; er wirthschaftete eigenmächtig mit Geld und Lebensmitteln, und ließ diejenigen, welche er nicht zu seinen Anhängern rechnete, Mangel und Verdruß aller Art empfinden. Dabei gab er sich ohne Scheu den rohesten Lüsten hin, und hielt von den Vorräthen, die zum Unterhalt des Gefolges bestimmt waren, schwelgerische Gelage mit armenischen Buhlerinnen. Sein Beispiel machten sich Andre zu nutz, und die ganze Gesandtschaft war alsbald

lauter Verwirrung und Aergerniß. Unter solchen Umständen erhielt oder nahm Olearius den schwierigen Auftrag, dem Gesandten wegen dieses Unwesens Vorstellungen zu machen. Er traf aber den ungelegensten Augenblick, denn als er bei Brüggemann eintrat, wurde dieser in der beschämendsten Vertraulichkeit mit der Armenierin Tulla überrascht, die ihn besonders gefesselt hatte. Brüggemanns Wuth war gränzenlos. Olearius sah keinen Ausweg, als die Gesandtschaft zu verlassen; er flüchtete zu den spanischen Augustinermönchen, die ihn bestens aufnahmen, und 13. Tage beherbergten; er hatte die Absicht, über Babylon und Aleppo, und dann weiter über das mittelländische Meer und Italien seinen Rückweg nach Hause zu nehmen, welchem Gedanken auch Andre nachhingen, und namentlich Flemming. Doch Brüggemann, der die Sache erfuhr, betheuerte, es solle ihm niemand entkommen, und wer es versuche, den werde er auf dem Wege niedermachen lassen. Nach mancherlei Erwägung und Vermittelung kehrte Olearius dann auch wieder zum Gefolge zurück, doch mit geringer Hoffnung, ein besseres Verhältniß daselbst auf die Dauer bestehn zu sehen.

Ein Schreckensereigniß brachte zu dieser Zeit in die Gemüther neue Angst und Verwirrung.

Rudolf Stadler, ein kunstreicher Uhrmacher aus Zürich, stand seit fünf Jahren in des Schachs Diensten, und war in eifriger Unterhandlung um die Erlaubniß zur Heimkehr, die er mit der holsteinischen Gesandtschaft zu machen wünschte; der Schach aber bot ihm ansehnliches Geld, falls er noch zwei Jahre bleiben wollte. Ein Perser, der das Geld schon gezahlt glauben mochte, brach deßhalb in diebischer Absicht nachts bei Stadler ein, wurde aber von diesem ertappt, verwundet, und in der Verfolgung auf der Straße niedergeschossen. Sogleich erhoben die Verwandten des Getödteten heftige Klage vor dem geistlichen Oberrichter, und erlangten das Urtheil, daß der Schweizer, weil er als ein Ungläubiger einen Rechtgläubigen umgebracht, ihnen zum Tode auszuliefern sei. Stadlers Frau war die Schwester jener Tulla, mit welcher Brüggemann sich für verlobt ausgab, und dieser galt demnach gewissermaßen für jenes Schwager. Doch weder die vereinte Verwendung der Gesandten, noch Brüggemanns besonderes Andringen, konnten bei dem Schach ein milderes Urtheil erwirken; die einzige Gnade war, daß dem Unglücklichen, wenn er, auch nur zum Schein, den persischen Glauben annähme, das Leben sollte geschenkt werden; allein er wählte lieber den Tod, indem er

sagte, um des Königs Gnade wollte er nicht Christi Gnade verscherzen. Hierauf wurde er zweimal hinausgeführt, um durch die Todesangst eine Aenderung seines Entschlusses zu bewirken, doch er blieb standhaft gegen das Drohen der Perser, wie bei dem Zureden der Augustinermönche, die ihn, zwar ohne dadurch sein irdisches Leben retten zu können, zum katholischen Glauben bekehren wollten; zum drittenmale, als es Ernst wurde, und er den bereitstehenden Persern zugerufen: „Hauet nur getrost in Christi Namen zu!" gab er unter den Säbelhieben muthig sein Leben auf. Brüggemann hatte durch seinen Ungestüm und die aufreizenden Worte, die er nach Hofe sagen ließ, die Hinrichtung vielleicht nur beschleunigt. Jetzt hielt er voll Grimm und Aerger gleich am selbigen Tag ein Ringelrennen, für sich ganz allein, denn nur seine Aufwärter und der Konstabel waren noch zugegen, und ließ dabei, seinem Trotz und seiner Lust gemäß, nach jedem Rennen das grobe Geschütz lösen, so daß über hundert Schüsse gethan wurden. Dieses unaufhörliche Knallen war den Seinigen und den Persern gleich verdrießlich. Stadlers Leiche durfte Brüggemann mit Vergünstigung des Schachs am Abend vom Richtplatze wegnehmen und darauf eh-

renvoll bestatten lassen. Flemming aber widmete dem Andenken des Unglücklichen folgendes Sonett:

„Dein tapfrer Christenmuth, du werther Schweizer du,
Ist ewig lobenswerth; denn, da du konntest leben,
Hast du dich willig hin in deinen Tod gegeben.
Was deinen Leib bringt um, das ist ein kurzes Nu,
Die Seele flog darvon. Ihr kam kein Säbel zu.
Nun siehst du um dich her die Seraphinnen schweben,
Schaust auf dies große Nichts, um welches wir so streben,
Lachst deine Mörder aus, und jauchzest in der Ruh.
Hier ist dein Märtrer-Kranz, du Redlicher, du Treuer,
Den nimm mit in dein Grab. Wir wollen deinen Preiß
Durch die erlöste Welt bei Allen machen theuer.
Sein Vaterland soll sein der Erden weiter Kreis.
Wer so, wie du, verdirbt, der bleibet unverdorben;
Lebt, wenn er nicht mehr lebt, und stirbet ungestorben."

Der Schach hatte die Gesandten mit den Vornehmsten des Gefolges zu einer Jagd einladen lassen. Man ritt vor die Stadt, und ergötzte sich die ersten Tage im freien Felde mit Falkenjagd, hierauf aber wurden in einem Thiergarten Dammhirsche und wilde Esel erlegt. Der Schach selbst bewies große Geschicklichkeit im Bogenschießen; das Wild und sein Pferd mußten in vollem Laufe sein, dann schoß er, und fehlte nie. Gegen die Gesandten bezeigte er sich freundlich und heiter, doch blieben sie durch das, was sie vor Augen hatten, genug erinnert, in welchen Extremen hier sich alles

bewege. Das Gefolge des Schachs ritt ohne Rang und Ordnung durch einander; ein jüngerer Schütze, dem Schach zufällig nahe, schoß auf dessen Befehl einen Pfeil nach einem wilden Esel, ein älterer Schütze, jenem den Schuß mißgönnend, schoß eilig auf dasselbe Wild, fehlte aber, und wurde ausgelacht. Voll Grimm wartete er, bis der Schach ein wenig voraus war, und führte dann mit dem Säbel auf den Begünstigten einen Streich, der diesem den Daumen wegnahm. Der Verwundete eilte klagend zum Schach, der sogleich befahl, ihm des Thäters Kopf zu bringen, allein auf geschehene Fürbitte sich mit den Ohren desselben begnügte; sie wurden sogleich gebracht, aber noch nicht in gehöriger Vollständigkeit, der Abschneider hatte sich gefällig gezeigt, und fast die Hälfte sitzen lassen, ungesäumt ritt der Großmarschall selber zurück, schnitt mit seinem Messer den Rest glatt am Kopf hinweg, und nun war alles in Ordnung. Bei der Mittagstafel machte Brüggemann dem Schach wieder in eignem Namen ein besonderes Geschenk mit dem Bildnisse des Herzogs von Holstein in reichbesetztem Gehäuse, dazu noch anderes Kleinod und einen schönen Spiegel. Der Schach nahm gegen Abend einige Auserwählte seines Gefolges und die Gesandten nebst vier der Ihrigen zur Entenjagd in

eine

eine besondere Hütte, die sich nächst dem Wasser befand, vergaß aber der Jagd bei Wein und Scherz. Mandelsloh, der dem Schach durch sein rüstiges, jugendliches Wesen gefiel, durfte ihm eine Schale Wein einschenken und darreichen, küßte ihm, nachdem derselbe getrunken, nach Landessitte das Knie, und empfing dafür aus des Schachs eigner Hand einen Apfel, welches Zeichen besonderer Gnade ihm darauf bei den Hofleuten ein ungemeines Ansehn verschaffte. Ein neuer Auftritt rief die Gedanken schnell wieder in entgegengesetzte Richtung. Der Hofmeister des Schach, einer seiner Günstlinge, hatte schon einige Stunden wacker eingeschenkt und mitgetrunken, und setzte sich endlich wohlberauscht an der Thür nieder, hier aber machte er solchen Lärm, daß der Schach befahl, zwei Leute sollten ihn hinaus und zu Pferd bringen; hinausgeschleppt wurde er, wollte aber durchaus nicht zu Pferd, und schalt und fluchte auf seine Führer; der Schach selbst ging hin, nahm ihn am Arm, und führte ihn zum Pferd, allein jener widersetzte sich mit harten Worten auch dem Schach, der endlich, des Zuredens müde, voll Grimm den Säbel zog und zum Hieb ausholte, da schrie jener erbärmlich, und glaubte, wie auch die Andern, sein Kopf sei verloren, doch da ihm der Schach absichtlich Zeit gab,

raffte er ſich noch ſchnell auf's Pferd, und ſprengte fort. Der Schach kam lachend in die Hütte zurück, und begab ſich bald zur Ruhe. Erſt mit dem fünften Tage wurde die ganze Luſtbarkeit durch eine Taubenjagd, bei der man auf einem Thurme die herausfliegenden Tauben mit Stöcken todtſchlug, und durch ein Mahl in einem prächtigen Garten glücklich zu Ende gebracht. Einiges Geflügel, welches der Schach den Geſandten als Jagdgeſchenk nachſchickte, nahm Brüggemann vorweg für ſich und ſeine armeniſchen Freundinnen. Nach wenigen Tagen war abermals eine Jagd, aber ohne die Geſandten, denn der Schach nahm ſeine Frauen mit, die ſelbſt in ihrer Verhüllung nicht geſehn werden durften, weßhalb auch die Straßen von Ispahan, durch welche der Zug kam, ſorgfältig von jedermann gemieden wurden. Der Schach hatte ſich bei dieſer Jagd mit ſeinen Khanen vertraulich zum Trinken geſetzt, und in der Fröhlichkeit des Weins den Säbel gezogen und um den Kopf geſchwungen, wozu die Khane vor ihm ſangen und tanzten, welches ihm ſo wohlgefiel, daß er reichliche Geſchenke unter ſie vertheilte. Ein bald nachher ſich ereignender Vorgang zeigte neuerdings, wie bedenklich und eigen hier Luſt und Schrecken ſich berührten. Der Schach ſaß abermals fröhlich beim Trinken

mit wenigen Gesellen, und ließ eine große Schale mit Wein füllen und sie dem Reichskanzler vorsetzen, daß der sie auf seine Gesundheit leeren sollte. Doch dieser entschuldigte sich, er liebe den Wein nicht, und vermöchte so viel nicht zu trinken, wenn es auch sein Blut kosten sollte. Der Schach bestand auf seinem Willen, legte seinen Säbel neben die Schale, und drohte fernere Weigerung blutig zu bestrafen, worauf der Kanzler sich zum Trinken entschloß, auch wirklich anfing, und nur um Frist bat, die Züge zu wiederholen; indem aber der Schach das Gesicht abwandte, mit einem Andern zu reden, schlich jener davon und versteckte sich. Dies nahm der Schach übel, doch weil man ihm sagte, der Entwichene sei nicht zu finden, so ließ er es gut sein, und befahl einem Verschnittenen, die Schale auszutrinken, als aber dieser auch sich entschuldigte, war die Geduld erschöpft, er hieb sitzend nach ihm, traf ihn in's Bein, und darauf den Kammerdiener, welcher zu hindern suchte, daß jener nicht völlig zusammengehauen würde, in die Hand. Beide kamen so noch gut davon. Nun stand aber noch immer die volle Schale da, und der Schach, voll Verdruß, daß niemand ihm den Willen thue, rief einen seiner Pagen, einen schönen Knaben, herbei, und fragte ihn, ob er sich wohl der Sache

getraue? Der Knabe antwortete, er wisse nicht, was er vermöge, wolle aber sein Bestes thun, kniete darauf nieder, und that wiederholte Züge. Der Schach erlaubte, daß er sich durch einen andern Knaben helfen ließe, und redete ihm freundlich zu; hiedurch und durch den Wein beherzt gemacht, stand der Knabe plötzlich auf, fiel dem Schach um den Hals, küßte ihn, und rief: „Gott lass unsern König nach meinem Wunsche viel Jahre leben!" Der Schach war darüber so erfreut, daß er beide Knaben mit kostbaren Säbeln aus seinem Schatz beschenkte. Den folgenden Tag dagegen war er ganz niedergeschlagen, und ritt schwermüthig im Garten umher, dem Willen seines Pferdes hingegeben. Die Geschenke machten ihm Kummer, er hatte sich damit übereilt, und wünschte sie wiederzuhaben, ohne es doch sagen zu wollen. Seine Hofleute, als sie merkten, was ihn betrübte, stellten ihn zufrieden, indem sie für eine Summe Geldes die ersehnten Stücke wieder einlösten.

Die holsteinische Gesandtschaft war bereits über ein Vierteljahr in Ispahan, und wiewohl die Vergnügungen und Merkwürdigkeiten des Aufenthalts sich nicht erschöpften, so wurde es doch allmählich Zeit, auch wieder an die Heimkehr zu denken. Der Reichskanzler, derselbe, welcher dem Schach

vor kurzem so gut entschlüpft war, gab den Gesandten am 19. November ein prächtiges Fest, bei welchem die persischen Tänzerinnen, die bei dem Schach getanzt, wiederum ihre Kunst und auch jede sonstige Gefälligkeit darboten, wie dies in Persien bei jedem Feste der Gebrauch war. Nach wenigen Tagen war ein zweites, doch minder glänzendes Gastmahl bei dem Reichskanzler, bei welcher Gelegenheit auch das diplomatische Geschäft in einer geheimen Unterredung völlig abgeschlossen wurde. Am 2. December brachte der Mehemendar, welcher die ganze Zeit hindurch bei der Gesandtschaft angestellt geblieben, die Geschenke des Schachs für die Gesandten, nämlich jedem ein Pferd, doch war das für Brüggemann bestimmte nicht gesund, ferner ein persisches Prachtkleid, alsdann seidene und andre Zeuge, endlich Beiden zur Reisezehrung eine Geldsumme von 200. Tumain oder 3333. Thaler, welche Brüggemann allein zu sich nahm, und damit nach Gutdünken schaltete, theils für die Bedürfnisse des Gefolges, theils zu Geschenken für die befreundeten Armenier. Auch die Offiziere des Gefolges erhielten Geschenke an Kleidung und Zeugen, die Geringeren aber nichts. Am folgenden Tage gab der Schach der Gesandtschaft die feierliche Abschiedsaudienz, bei welcher die Holstei-

ner in der empfangenen persischen Kleidung erschienen, die sie jedoch nur lässig über die Schulter gehangen trugen. Der Schach empfing nach gehaltener Tafel die Rückbeglaubigung der Gesandten, ließ dem Herzoge von Holstein seinen freundlichen Gruß entbieten, und versprach, denselben durch einen eignen Gesandten zu beschicken. In den nächsten Tagen wurden auch zwischen den Gesandten und den vornehmsten Reichs- und Hofbeamten die üblichen Geschenke getauscht. Endlich am 10. December kam der Mehemendar und meldete von Seiten des Schachs, derselbe werde nach Verlauf von 8. Tagen eine Reise nach Kaschan machen, und wolle die Gesandten, wenn es diesen beliebte, bis dahin mitnehmen. Man schickte sich demnach zur Reise an. Doch in diesen 8. Tagen fand noch mancher Vorgang Raum. Die Gesandten gaben am 12. ein glänzendes Abschiedsfest, bei welchem, außer den früheren Gästen, auch noch ein spanischer Agent des Vicekönigs von Goa und ein reicher Jude, dessen Handel von Indien nach Konstantinopel ging, zugegen waren. Zu jedem Trinkspruch, wie zu jedem Treffen beim Ringelrennen, ließ Brüggemann mit dem Lärm der Pauken und Trompeten zugleich den Donner der Kanonen schallen; dies wiederholte sich so oft, und das Getöse

wurde so gewaltig, daß der Königliche Dolmetscher Pater Joseph fürchtete, der Schach, welcher auf dem Schlosse jeden Schuß hören konnte, würde ergrimmen, und durch irgend ein Schreckniß das Spiel grausam enden; er bat um Christi willen, den Zorn des Wütherichs nicht auf's äußerste zu reizen, und wenigstens seiner, des Dolmetschen, zu schonen, auf welchen der Zorn mitfallen würde. Doch Brüggemann war nicht in der Laune nachzugeben, sondern ließ in seiner Tollheit weiter kanoniren, ohne sich zu kümmern, was daraus entstehn könne. Sein starrköpfiges Wesen stieg bis zur Raserei bei einem andern Vorfalle, der sich gleichfalls in diesen Tagen ereignete. Der Hofjunker Lyon Bernulli hatte, als geborner Brabanter, der Versuchung nicht widerstehn können, seinen niederländischen Landsmann, den holländischen Agenten zu besuchen, und sogar ein Geschenk von ihm angenommen; weil er dies ohne Erlaubniß der Gesandten gethan, so ließ ihn Brüggemann in Eisen setzen, mit der Bestimmung, daß diese Strafe so lange dauern solle, wie der Aufenthalt in Ispahan. Jener, so vieler Mißhandlungen müde und des ganzen Verhältnisses, brach aus der Gefangenschaft, und floh in die Allacapi oder Freistätte des Königlichen Hofes, einen Ort, welchen sogar der Schach

nicht zu verletzen wagte. Wirklich lebte damals ein Sultan, der wegen entschiedener Ungnade des Schachs für seinen Kopf zu fürchten hatte, dort unter Zelten schon geraume Zeit unangefochten. Das Gesuch der holsteinischen Gesandten um Auslieferung des Entsprungenen fand also keinen Eingang, das Vorgeben, er habe gestohlen, zeigte sich zugleich unnütz und falsch, denn auch in solchem Falle wurde zwar das Entwendete, nicht aber der Dieb jenem Schutz entrissen. Hier wußte nun Brüggemann seinen Ausbrüchen keine Gränzen, er sagte laut, er wolle den Flüchtling wiederhaben, und müßte er ihn auch im Schoße des Königs todtschießen. Wirklich traf er die verwegensten Anstalten. Nachdem er einen Armenier angestiftet, Bernulli'n unter Vorspiegelung besserer Sicherheit zum Wechsel seines Aufenthalts arglistig zu verlocken, landte er am späten Abend 20. Mann zu Pferd und zu Fuß mit Feuerröhren und brennenden Lunten gegen die Pforte des Königlichen Hofes mit dem Befehl ab, den Geflüchteten lebendig oder todt zu bringen. Kruse widersetzte sich diesem Wahnsinn vergebens, der die Niedermetzelung der ganzen Gesandtschaft zur Folge haben konnte. Allein Brüggemann sah und hörte nicht, und die Mannschaft war ihm zu Willen. Die Truppen

rückten trotzig vor, und ließen sich von der persischen Wache nicht zurückweisen, es schien auf einen gewaltsamen Angriff gegen das Königliche Schloß abgesehn, ein unerhörtes Unternehmen abseiten eines Haufens unter dem Schutze des Völkerrechts zugelassener Fremden, welche den mächtigsten König inmitten seiner Hauptstadt, seines Schlosses, seines Volks und seines Heeres, mit den Waffen bedrohten! Den Schach selbst hatte der zunehmende Tumult aus dem Schlaf erweckt, es stand alles in der furchtbarsten Krisis; doch ein glücklicher Stern leuchtete, der orientalische Despot, der jähzornige Wütherich, war diesmal der Gemäßigte und Klügere, er befahl, um Unglück zu verhüten, die Pforte des Hofes abzuschließen, da denn die Perser innerhalb und die Holsteiner draußen durch hohe Mauern genugsam geschieden waren, doch mit dem schweren Uebelstand, daß der Weg zur Freistätte, deren Zuflucht jedem Schutzbedürftigen allzeit offen sein mußte, für diese Nacht versperrt war. Am andern Morgen klagte der Schach höchst unwillig seinen Räthen, er könne vor den Deutschen nicht mehr sicher schlafen, sie oder er müßten aus der Stadt, dem Gesandten Brüggemann aber würde er, wenn nicht der Herzog von Holstein schonende Beachtung verdiente, den Kopf abreißen lassen. Dieser lin-

hold aber wurde durch den guten Ausgang seiner Tollheiten nur dreister, und suchte sogar die Armenier zur Widersetzlichkeit gegen die Befehle des Schachs aufzuwiegeln, dem dergleichen Umtriebe durch die Vorsicht des Reichskanzlers noch glücklich entzogen wurden.

Vor der Abreise von Ispahan, ereigneten sich noch andre Vorfälle, welche unter den Reisenden große Bewegung machten. Mandelsloh eröffnete den Gesandten, er werde nicht mit zurückkehren, sondern noch weiter im Orient umherreisen, entweder nach Babylon und Jerusalem, oder auch nach Indien, wie es die Umstände darböten. Die Gesandten widersprachen diesem Vorhaben, insonderheit wollte Brüggemann davon nichts hören, allein Mandelsloh legte eine schriftliche Erlaubniß des Herzogs von Holstein und dessen an fremde Machthaber gerichtete Empfehlungsbriefe vor, die er bisher geheim gehalten hatte. Sein Loos erregte den Neid vieler Andern; mit dem Plan einer andern Heimreise war auch Flemming, wie schon erwähnt worden, eifrig beschäftigt, allein die Sache war nicht auszuführen. Er sagt davon in seinem späteren Reisegedicht an Grahmann:

„Ich war gesonnen zwar den Tiger zu beschauen,
Und was Seleukus hier, dort Ktesiphon, erbauen,

Bagdad, ich meine dich; zu sehn den schönen Phrat,
Was er vor Alters weiß von jener großen Stadt.
Mir lag Arabien und Syrien im Sinne:
Haleppo nahm mich ein, ich war wie schon darinne:
Mich däucht', ich liefe schon von Skanderien aus:
Die See um Cypern her und Kandien ward kraus;
Der Wind, der trug mich wohl vor Grächen vorüber,
Bald war ich um den Po, bald an der heil'gen Tiber,
Bald, strenger Rah', um dich. Mir war das mindste drum,
Daß ich sollt' hinter mich, und so mich kehren um.
Mein Anschlag aber fiel, wie weislich ich ihn faßte,
Wie fleißig ich auf ihn zu Nacht und Tage paßte,
So mußt' ich Andre sehn glückseliger als mich,
Des Andern Schluß ging vor, der meine hinter sich."

Nicht Alle fügten sich den herrschenden Umständen, wie Flemming. Als vernommen wurde, daß der Rückweg durch Persien nicht auf dem vorigen Wege, sondern durch die Provinz Kilan gehn sollte, welche von rohem und gewaltthätigen Volke bewohnt sei, schien bei Brüggemanns Gemüthsart die Reise nur zum Untergang und Verderben ausschlagen zu können, und noch fünf Personen, der Schiffer Cordes mit einem Schiffsjungen, der Hochbootsmann, ein Wundarzt und ein Trabante, wollten lieber ihr Heil für sich versuchen, machten sich heimlich auf, und flüchteten zu Bernulli in die Freistätte, um nur fürerst, bis die Gesandten abge-

zogen, in Sicherheit zu sein. Brüggemanns Aerger mußte sich in leeren Drohungen verzehren. Inzwischen kam, nach mancherlei Geschäften und Gastereien, und nach manchem betrübten Abschied von den gehabten Freundinnen, die man durch Hoffnung baldiger Wiederkehr täuschte, der Tag des Aufbruchs heran, und Olearius, Grahmann und Flemming besuchten noch in der Frühe die Freistätte, um von Bernulli Abschied zu nehmen, und ihn und die Andern zu vermahnen, daß sie nur ja standhaft bei ihrem Christenthum bleiben, und sich nicht durch weltlichen Vortheil zum muhamedanischen Glauben verlocken lassen, sondern dahin sehen sollten, wie sie bald nach Europa zurückkehrten, welches sie denn auch bestens zusagten. Abends am 21. December brach die Gesandtschaft von Ispahan auf, begleitet von ihrem Mehemendar und von den englischen Kaufleuten, die eine Strecke weit mitritten. Den folgenden Tag, in einem Dorfe 3. Meilen von der Stadt, empfing man noch die Besuche der Augustinermönche und anderer Freundgesinnten, auch Mandelsloh's, der die Nachricht brachte, daß der persische Gesandte, welchen der Schach nach Holstein bestimmt habe, binnen wenigen Tagen nachfolgen würde. Der russische Gesandte Alexei Sawinowitsch fand sich ebenfalls

hier ein, um ſich zur Heimreiſe den Holſteinern anzuſchließen.

Von dem, was Flemming in Perſien gedichtet, ſind uns meiſt nur noch die Titel übrig. Wir haben unter andern den Verluſt eines Sonetts auf das Ableben Kaiſer Ferdinands II. zu bedauern; denn es wäre anziehend, die Theilnahme des Dichters, welche ſo kräftig dem Könige Guſtav Adolph zugeſtimmt, mit der nun auch für deſſen Gegner angeregten zu vergleichen. Der Widerſpruch, der hierin erſcheinen möchte, darf nicht der Geſinnung zugerechnet werden, er liegt in den Begebenheiten, und es wäre ein Mangel an innerer Wahrheit und Freiheit, die man doch überall zuerſt verlangen darf, wenn ein Dichter den bedingten, an vergängliche Geſtaltungen geknüpften Antheil, dem Wandel jener Geſtaltungen zum Trotz, als einen unbedingten feſthielte. Der Deutſche jener Zeiten des dreißigjährigen Krieges war beſonders in dem Falle, der auch unſeren Tagen nicht fremd geblieben, daß die Geſchicke des Vaterlandes ihm in unſicherer Miſchung dargeboten, und jede Wahl nicht nur von Umſtänden, ſondern auch von Vorausſetzungen abhängig war. Der Dichter, auch wenn er Parthei nimmt, ſteht über den Erſcheinungen, und ſieht hüben und drüben in dem Wirklichen ſtets ein hö-

heres Mögliche. Wie hätte Flemming in der Stellung und dem Streben des Kaisers das nicht erblicken sollen, was auch auf dieser Seite in höheren Bezügen zu fassen war? Wir rechnen ihm zum Lobe, was ihm in diesem Betracht aus geringerem Standpunkte zum Vorwurf gemacht werden möchte. Für die verlorenen Beschreibungen der Herrlichkeiten von Ispahan geben uns nur einige Zeilen Ersatz, welche in dem Reisegedicht an Grahmann das Andenken jener Lebenstage kürzlich festhalten:

„Erinnre, Bruder, dich, wie manche süße Stunden
Uns um den Sanderut mit Freuden sind verschwunden,
Wenn jener um Schiras so in den Jaspis sprang,
Und uns zugleich in Mund und Stirn' und Seele drang."

Warum aber die Freuden des köstlichen Weines von Schiras hier so ganz besonders erwünscht und beglückend waren, das ergiebt sich alsbald im unmittelbar Folgenden:

„Entsinn dich gleichfalls auch der Ursach unsrer Freuden,
Die meistens traurig war. Gedachten wir an Leiden,
So dachten wahrlich wir an dich auch, rother Wein,
Als der du einzig uns nicht lässest mühsam sein.
Wenn Sorgen stehen auf, und die und die Gedanken
Sich über dem und dem bald so bald anders zanken,
So ist Eleusus der beste Schiedemann,

Wenn sonst nichts auf der Welt die Geister stillen kann
So hat uns auch das Haus der Herren Augustiner,
Der Karmeliten Trost, die Gunst der Kapuziner,
Der Englischen Gespräch und der Franzosen Scherz, —
Batavien war feind, — befriedet oft das Herz;
Alexis gleichfalls auch, den wenig seiner Neußen,
Trüg' er ein deutsches Kleid, für Landsmann sollten heißen,
Wie vielmal hat er uns die lange Zeit verkürzt,
Und froh und frei mit uns die Schalen umgestürzt!"

Immer nur als Tröstung erscheinen Freude und Lustbarkeit:

„Bald stillten unsern Sinn die Königliche Jagden,
Bald der Armener Wein, die oftmals uns betagten;
Des großen Kanzlers Mahl; der Gärten theurer Preiß,
Der Bäume Trefflichkeit, der Wasserkünste Fleiß;
Des Königs Schimpf und Ernst; die Weise zu regieren,
Des Adels hoher Stand, das Muster im Turnieren;
So vieler Völker Schaar; so mancher Waaren Wahl,
Und so viel anders mehr in ungezählter Zahl!"

Wobei anzumerken, daß der Ausdruck Betagen soviel als bewirthen heißt, und unter Adel hier nur die Hochgestellten überhaupt gemeint sind.

Im September schon war es in Ispahan ziemlich kalt geworden, dagegen genoß man jetzt, im December, wieder lieblichen warmen Wetters. Dies war um so erwünschter, als in der Gegend, durch welche man zunächst kam, kein Holz zur Feu-

rung zu finden war. Die Reise konnte noch Annehmlichkeiten genug darbieten, allein derselbe Plagegeist, der schon bisher alles gestört und verbittert, ließ in seinem Wirken nicht nach; ja sein toller Ungestüm, sonst mehr vom Ungefähr und durch Laune bestimmt, begann immer stärker sich in absichtliche Bosheit zu verkehren, und auf strafbare Zwecke zu gehn. Im Bewußtsein, was alles und wie arg er es getrieben, mußte Brüggemann sich durch die nicht abzuweisende Vorstellung des gewissen Ziels, welchem die jetzige Reiserichtung entschieden zuführte, nicht sehr erbaut finden; er konnte sich nicht verhehlen, daß er einer Rechenschaft entgegenging, die ihm desto schwerer fallen mußte, als er zu derselben in seinen Reisegefährten eben so viele Ankläger und Zeugen wider ihn Tag für Tag mitziehen sah. In dieser Verlegenheit ergab er sich dem Troste der Unverbesserlichen, die kurze Frist in alter Weise nur noch ungezügelter zu benutzen, und in der Steigerung der Uebel vielleicht noch die Hülfe zu finden, welche vom bloßen Innehalten erst in ferner Zukunft, aber für das nahe Vergangene allerdings nicht zu erwarten ist. Sein argwöhnischer Haß blieb am beharrlichsten gegen Olearius und dessen Freunde gewandt, deren zusammenstimmende Gesinnung ihm fast ein Komplot dünken

dünken mochte. Am 24. December fiel Olearius Namenstag ein, und Kruse sowohl als andere Freunde nahmen von daher Anlaß, ihn reichlich zu beschenken. Dies war für Brüggemann sogleich ein Zeichen erklärter Feindschaft, und er ließ seine Unzufriedenheit an Allen aus. Den Mehemendar behandelte er in diesen Tagen so ungebührlich und grob, daß dieser durchaus nicht weiter mitgehn, sondern seine Klage vor den Schach bringen wollte, der ganz in der Nähe war, und dessen Reisezelten man am Wege aufgestellt gesehn hatte. In der Stadt Kaschan, wo man am 27. December anlangte, brachte man wegen dieses Vorgangs 4. Tage zu, bis endlich Kruse'n gelang, den Mehemendar wieder zu begütigen. Das neue Jahr 1638. wurde unter solchen Mißhelligkeiten, wiewohl feierlich mit Gottesdienst und Geschützfeuer, nicht sehr günstig angetreten. Am 3. Januar gelangte man nach Koin, von wo man am 5. wieder aufbrach. Den folgenden Tag hatte Brüggemann das Unglück, auf ebnem Felde, ohne sichtbaren Anlaß, mit dem Pferde zu stürzen, und dabei den rechten Arm auszufallen; von der Erschütterung war ihm der Sinn eine Zeitlang wie verwirrt; er saß zwar wieder auf, hielt aber den ganzen Tag die Augen niedergeschlagen, und fragte in seiner plattdeutschen Sprach-

weise unaufhörlich: „Bin ick gestört? Is de Arm ut dem Lede? Wat was't vor een Peert?" und wiewohl ihm stets geantwortet wurde, wiederholte er dieselben Fragen doch mehrere hundertmal. In Saba, wo man abends eintraf, wurde den andern Tag, bis Brüggemann sich erholt hatte, gerastet. Nach einigen Störungen mit den Bootsleuten, welche gleich der übrigen gemeinen Mannschaft durch Brüggemann sehr verwildert waren, ging die Reise wieder vorwärts. Das Land erhob sich nach den Gebirgen von Kilan hin, und zeigte überall Frost und Schnee. Man begegnete einem polnischen Gesandten, namens Theophilus von Schönberg, der mit einem Gefolge von 200. Personen ausgereist, aber von den Russen in Smolensk über 6. Monate aufgehalten, und zuletzt genöthigt worden war, den größten Theil seiner Leute zurückzuschicken, so daß er jetzt nur 25. Personen bei sich hatte; dieser gab die gute Nachricht, daß in Astrachan großer Vorrath von Lebensmitteln für die Holsteiner angelangt, und sie selber dort sehnlichst erwartet wären. Zu dem Ungemach des Weges und des kalten Wetters gesellte sich noch thöricht bereitetes; in einem Dorfe, wo Brüggemann auf der Hinreise dem Kaucha oder Vogt das vorgehaltene Waschwasser, weil es nicht hell genug, in's

Geſicht gegoſſen und die Schale an den Kopf geworfen hatte, verweigerte man die Aufnahme ſchlechterdings, deßgleichen in einigen folgenden Dörfern. Mit großer Beſchwerde gelangte man am 11. Januar nach Kaswin, wo durch den Wechſel der Kamehle, Pferde und Eſel ein Aufenthalt von 9. Tagen verurſacht wurde.

Die Reiſe wurde am 20. Januar fortgeſetzt; man ließ Sultanie und Ardebil zur Linken liegen, und nahm den Weg, anfangs über bebaute Hügel, dann aber durch rauhes Gebirg und zerriſſene Felſen, nach der Provinz Kilan. Die Pforten Hyrkaniens, noch wie zu Alexanders des Großen Zeit Pylä genannt, gaben den abſchreckendſten Anblick; eine ſteinerne Brücke, unter ihren hohen Bogen zugleich als Karavanſeral eingerichtet, führte über den Strom Jſperat, dann zog ſich der Weg ſchmal und gefahrvoll am Felſenhange hinauf, zur Seite ſenkrecht die ſchrecklichſte Tiefe, in deren Grunde der Strom ſeine rauſchenden Fluthen wälzte. Mit größter Beſorgniß und Beſchwerde ſtieg man den Berg hinan; doch kaum war die Höhe überwunden, ſo ſtellte ſich unerwartet ein gänzlicher Wechſel dar. Aus dem Winter ſtieg man in den Sommer, aus der öden Wildniß in die lachendſte Gegend hinab. Ein reiches grünes Thal, vom Jſperat oder Kiſil-

hosein, das ist Goldfluß, durchströmt, gegen Südosten in offne Ebene ausgehend, anmuthig belebt durch die zwischen Gärten und Felder zerstreuten Häuser des lieblichen Fleckens Rubar, mit schönen Wäldern und allen herrlichsten Früchten üppigst ausgestattet, dünkte den Augen ein irdisches Paradies. Die Einwohner waren freundlich, die Weiber schön, und sichtbarer, als im übrigen Persien, sie gingen geschmückt zur Arbeit aus. Man hätte hier gern länger verweilt, blieb aber nur bis zum folgenden Morgen. Flemming, von der Lieblichkeit und Fülle dieser Gegend begeistert, dichtete auf den Flecken Rubar zwei Sonette, von welchen wir das zweite, in ein Stammbuch geschriebene, hiehersetzen:

„Du aller Trefflichkeit des ganzen Perserlandes
In dieser Engen Raum zusammenbrachte Zier,
Groß, seltsam, herrlich, reich: ich neige mich vor dir!
Nimm diesen tiefen Gruß zum Zeichen eines Pfandes
Für deine Gottheit an, die eine gleiches Standes
Hier nicht hat und nicht weiß; sei nur so günstig mir,
Daß ich mich setzen mag an diesem Wasser hier,
Das Gold heißt, und Gold führt im Schutze seines Strandes.
Indem ich Persien nun sage gute Nacht,
Und auf mein Vaterland so schleunig bin bedacht,
So muß ich gleichwohl dir die kleine Zeit vergönnen,
Und froh sein über dir; sobald der Tag erwacht,
So bleibest du zwar hier, ich mache mich von hinnen, —
Doch werd' ich deiner Gunst mich ewiglich entsinnen!"

Die ganze Provinz Kilan gewährte faſt gleiche Herrlichkeit; Oelbäume, Weinpflanzungen, Granat- und Feigenbäume wechſelten mit Citronen- und Pomeranzenwäldern, weite Strecken hinab war das Erdreich von Gras und Blumen, beſonders von Violen, ganz grün und blau überſchimmert, und die Luft von Balſamdüften erfüllt. Zahlreiche Bäche ſtrömten von den Bergen den Niederungen zu, deren zu tief liegende moraſtige Gründe auf einem von Schach Abbas dem Großen durch ganz Kilan geführten Damme gleichwohl bequem zu durchziehen waren. Man erkannte jetzt, daß die Perſer wenigſtens nicht in übler Meinung die Heimreiſe durch dieſes Land beſtimmt hatten. In Reſcht, der Hauptſtadt von Kilan, gleich Rubar in Gärten und Gebüſchen ausgebreitet und verſteckt, und vorzüglich durch reichen Seidenbau berühmt, verweilte man 5. Tage, brach dann am 30. Januar wieder auf, und gelangte am 1. Februar zum Strande des kaſpiſchen Meeres. In Tagereiſen von 4. bis 7. Meilen zog man längs des Ufers fort, meiſt dicht am Waſſer reitend, zuweilen auch ganze Strecken durchhin, von Regen- und ſogar Schneewetter heimgeſucht, aber von den Khanen und Daruga's überall beſtens aufgenommen und bewirthet. Weil man nicht ohne Beſorgniß vor einem räuberiſchen Einfall

der Kosacken war, die vor zwei Jahren selbst die Stadt Reschr ausgeplündert hatten, so mußte man auf seiner Hut sein, und die Waffen stets bereit halten. Nach dreitägiger Rast in Lenkeran, wo die noch zurückgebliebenen Kamehle und frische Pferde erwartet wurden, ging die Reise am 11. Februar mühsam wieder fort, und am 12. aus Kilan zum Eingang der mokanischen Haide nach dem Dorfe Elliesdn.

Noch in Kilan selbst waren die anfänglichen heitern Eindrücke durch Beschwerden und Verdruß alsbald wieder so sehr verdüstert worden, daß Flemming ein Brautlied auf den Namenstag der Geliebten Arpenbecks an diesen mit den schwermüthigsten Betrachtungen einleitet. Er schildert verheißend dem vertrauten Bruder die bevorstehende Heimkunft, die glückliche Verbindung mit der Geliebten, und die frohe Rückerinnerung an alles Ausgestandene; aber für sich selbst will ihm wenig Zuversicht einleuchten:

„Ich zweifle sehr daran, daß ich dann werde leben,
Und dir auch meinen Wunsch mit andern Freunden geben,
Weil dieser schwere Zug mich täglich mürber macht,
Und meinen stärksten Theil schon längst hat umgebracht.
Thut uns die Reise nach, und sagt's uns dann, ihr Brüder,
Wie stark ihr zoget aus, wie schwach ihr kommet wieder!

Wer reich und stark und alt zu werden ihm erkiest,
Der lasse Reisen sein, und bleibe, wo er ist."

Auch der Zustand des Vaterlandes, das nach fünf Jahren, statt des ersehnten Friedens, noch immer die Kriegsflammen in sich nährt, betrübt ihn tief. Die Aussicht für ihn selbst ist nichts weniger als tröstlich:

„Die Angst hat mir vorlängst mein Erbtheil aufgerieben,
Die Musen umgebracht, nun muß ich mich betrüben,
In was vor Stande wohl der alte Vater sei,
Den dieser mein Verlust mehr als sonst alles reu';
Ich war sein einziger, an den er alles wandte,
Bis daß Apollo mich für seinen Freund erkannte,
Und nach zwei Kränzen mir den dritten flochte schon;
Nun aber ist mit mir ihm aller Trost davon!
So muß ich über das auch dieses mich befahren,
Daß, die bei jener Zeit die besten Freunde waren,
Mich, weil ich nun so lang' und weit von ihnen bin,
Längst der Vergessenheit geopfert haben hin!"

Aber dennoch will er, auf sich und seine Freunde bedacht, durch seine Dichtung über den Tod hinaus frisch und munter wirken, und seinen um die Schatten irrenden Geist wird es noch im Dunkel freuen, wenn künftig am Hochzeittische des Freundes das angefügte Lied erschallen wird! Der Stoff des Unmuths und der Klage war indeß noch lange

nicht erschöpft. In dem zuletzt genannten Orte Ellychdin ereignete sich ein Auftritt, der alles menschliche Gefühl empörte. Ein Reitknecht Brüggemanns, in seines Herrn und Meisters Art verfahrend, wollte die Handpferde willkürlich und gewaltsam in ein Haus unterbringen, dessen Eigenthümer, ein Kriegsmann, den Unberechtigten abwies, und das vorderste Pferd mit einem leichten Schlag an den Kopf zurücktrieb. Brüggemann mischte sich heftig in den Streit, und unterstützte die Gewaltthätigkeit seines Dieners, empfing aber dabei einen harten Schlag auf den Arm, der sogleich stark aufschwoll. Die andern Diener fielen darauf den Perser vereint an, und schlugen ihn halbtodt. Brüggemann aber forderte noch besondere Genugthuung von dem Mehemendar. Die Erklärung des geschlagenen Persers, er habe bei dem Benehmen Brüggemanns in ihm unmöglich den Gesandten selbst vermuthen können, mochte diesen noch mehr aufbringen, und als der Mehemendar sagte, er wisse hiebei nichts zu thun, Brüggemann möge selber zusehen, jene Kriegsleute seien freie Männer, und überdies der Unglückliche schon so übel zugerichtet, daß er schwerlich davon kommen werde, so übernahm der Wütherich seine weitere Rache selbst. Er ließ das Haus des Persers völlig ausplündern,

darauf am folgenden Morgen durch Trommelschlag alle Mannschaft zusammenrufen und zu Pferde ausrücken, ohne daß selbst Kruse wußte, was er vorhabe; in dieser Verfassung forderte er von dem Mehemendar den Mann ausgeliefert, der gestern den Schlag gethan, er werde nicht von der Stelle weichen, bis er ihn habe. Alle Vorstellungen des Mehemendars, der Mann liege an seinen Wunden schwer danieder, alles demüthige Flehen andrer Perser, die ihre Häupter wiederholt gegen die Erde schlügen, konnten den Unversöhnlichen nicht erweichen; der drohenden Gewalt mußte endlich willfahrt werden, der Mann wurde auf einer Bettdecke herbeigebracht, gab aber kaum noch ein Lebenszeichen. Brüggemann befahl hierauf einem Armenier, der als türkischer Dolmetscher diente, mit einem starken Prügel auf den Liegenden loszuschlagen; nach dem ersten Streich, auf Arm und Seite im gesuchten Anschein genauer Wiedervergeltung unbarmherzig geführt, zuckte der Unglückliche noch, auf den zweiten, welchen Brüggemann sogleich befahl, aber schon nicht mehr, und lag im Verscheiden: „Das ist recht, sagte Brüggemann, nun hat er seinen Theil.“ An den Mehemendar und die andern Perser aber, richtete er noch die unsinnig prahlerische Drohung: „Wird Schach

Seff diesen meinen hier erlittenen Schimpf nicht ferner rächen, so will ich bald stärker wiederkommen, und mich selbst rächen.“ Dieser schreckliche Vorgang, welchen man später in Brüggemanns eigenem Tagebuche mit denselben Umständen erzählt gefunden, verursachte unter den Persern die heftigste Gährung, welche der ganzen Gesandtschaft ein blutiges Ende bringen konnte, dem sie vielleicht nur durch die Anwesenheit des Mehemendars und durch ihr verweilten Aufbruch entging. Abends brachte der Mehemendar die Nachricht, daß der geschlagene Perser todt sei, und forderte für dessen arm- und hülflos hinterbliebene Frau und Kinder von Brüggemann die aus dem Hause geraubte Beute zurück.

Die folgenden Tage ging die Reise über die mokanische Haide durch armselige Horden. Der russische Gesandte Alexei verursachte durch wiederholte Schüsse einen falschen Lärm, daß man in Besorgniß eines Anfalls der Perser schnell zu den Waffen griff; allein jener hatte nur Brüggemann in Angst und auf die Probe setzen wollen, und bestrafte nachher die Neckerei durch die schalkische Ausflucht, er habe geglaubt, es sei dessen Geburtstag, und dem zu Ehren habe er feuern lassen. Am 17. Februar kamen die Reisenden über den

Fluß Aras, und am 20., nach beschwerlichem Zuge durch das Gebirge, wieder nach Schamachie, wo sie von dem Khan und ihrem ehemaligen Mehemendar, welche der alten Händel gern vergaßen, so wie von den alten Gastfreunden, bei denen sie wieder einkehrten, freundlichst aufgenommen und bestens bewirthet wurden. Olearius sah seine persischen Lehrmeister wieder, die ihn mit Früchten beschenkten, und seine Fortschritte in der persischen Sprache prüfen wollten. In Schamachie verweilte man fünf Wochen, unter Gastereien, Jagden und andern Vergnügungen. Gegen Ende des Aufenthalts traf auch der nach Holstein bestimmte persische Gesandte, Imamkuli Sultan, mit einigem Gefolge ein, und am 30. März reiste man darauf mit einem neuen Mehemendar weiter, und gelangte über hohes Gebirge am 7. April nach Derbent, der uralten, angeblich von Alexander dem Großen gegründeten Stadt, welche als starke Bergfestung zwischen dem Kaukasus und dem kaspischen Meer auf dieser Seite der Schlüssel von Persien ist. Der Sultan war den Reisenden noch von der früheren Zeit her abgeneigt, und ließ ihnen keine Lebensmittel reichen, so daß sie für ihr Geld zehren mußten. Der persische Gesandte, der versprochen hatte sogleich zu folgen, kam nicht in den fünf

Tagen, die man hier wartete, und am 13. brach man ohne den Vortheil seiner Begleitung auf. Der Weg führte zunächst durch Dagesthan, eine freie tartarische Landschaft, gegen deren räuberische Bewohner man von allen Seiten gewarnt wurde. Auf eine Bedeckung, die der Sultan zwar verhieß, aber noch nicht bereit hatte, mochte man kaum rechnen; man zog ohne dieselbe in streitfertiger Ordnung kriegsmäßig vorwärts, mit abgetheilter Vorhut und Nachhut; die Waffen hatte man schon früher besichtigt, und einen Bestand von 2. metallenen Kanonen und 4. Steinstücken, 52. Musketen und kurzen Röhren, und 19. Paar Pistolen aufgezählt. Die Gefahr war keine eingebildete; der polnische Gesandte Theophilus von Schönberg, dessen früher gedacht worden, wurde in der Folge auf seiner Heimreise mit fast allen seinen Leuten in dieser Gegend todtgeschlagen. Anfangs zeigten sich die Tartaren, durch deren Gebiet man kam, freundlich genug; Brüggemann fing aber alsbald Händel an, und wollte einige Leute des Fürsten von Wolinsk, welche den fremden Aufzug neugierig betrachteten, mit Gewalt wegtreiben, und ihnen mit Pulver unter die Augen schießen lassen; die Tartaren sagten, der Boden sei der ihre, und stießen heftige Drohungen aus; sie wurden so feindlich,

daß man das frische Wasser sogar nicht ohne Schwierigkeit und Gefahr schöpfen konnte. Den folgenden Tag, am 6. April, entging Olearius kaum der Gefangenschaft, er hatte sich mit einem Begleiter etwas entfernt, und stieß am Strande des kaspischen Meers auf Tartaren, die ihm eifrig nachsetzten, und nur wegen des schon annahenden Zuges wieder von ihm abließen. Man gelangte abends vor die Stadt Tarku, wo im freien Felde ein Lager aufgeschlagen wurde.

Der Fürst von Tarku, Surchoff Khan genannt, lag krank, schickte aber seinen Bruder, die Ankömmlinge freundlich zu begrüßen, und ihnen allen Beistand anzubieten. Sie sandten ihm dagegen den Arzt Grahmann in die Stadt, durch dessen Arzenei er bald genas, und nun seinen guten Willen nur noch eifriger ausdrückte. Man fand hier einen Deutschen, einen Weber aus Oettingen in Würtemberg, der von den Türken im Kriege gefangen, hieher verkauft, und in der Folge beschnitten worden, aber im Herzen noch ein Christ war, indeß die deutsche Sprache fast gänzlich vergessen hatte, und kaum noch das Vaterunser hersagen konnte. Auch zwei tartarische Weiber, welche Milch zum Verkauf brachten, bekannten sich als heimliche Christinnen, sie waren in der Jugend aus Rus-

land geraubt, doch ihrer Landsleute und Glaubensgenossen stets eingedenk geblieben. Sie gaben die wichtige Nachricht, daß die Tartaren mit verderblichen Anschlägen umgingen, die ganze Gesandtschaft niederzumachen, und sich ihrer Schätze zu bemächtigen; Boten der beiden Fürsten, durch deren Gebiet die Deutschen ohne Zoll gegangen, seien schon an Surchoff Khan gelangt, und weiter an den Scheinchal, den gewählten Oberfürsten der dageſthanischen Khane, durchgeeilt, um die vereinten Kräfte gegen die Deutschen aufzubieten. Unzweifelhafte Zeichen bestätigten diesen Bericht nur allzu sehr. Die Lage war um so schlimmer, als der persische Abgesandte sich auf weitere Begleitung durchaus nicht hatte einlassen wollen, sondern bereits in der Nacht mit Kamehlen, Pferden und Leuten ohne Abschied zurückgegangen war. Ueber den Schemchal — von den Holsteinern in Schaffgall verdorben — gingen die schlimmsten Reden; der Ruf seines Vaters, der ein ärgster Räuberheld und Verräther gewesen, war auf ihn übergegangen. Die Gesandten versammelten die Offiziere ihres Gefolges vor dem Lager, um wegen dieser bedenklichen Umstände Rath zu halten. Es konnte nicht fehlen, daß hier einige Vorwürfe gegen Brüggemann laut wurden, dessen Betragen überall Feindschaft auf-

rege, allein das Uebel war einmal geschehn, und forderte muthigen Entschluß. Rechts vom kaspischen Meer, links von hohen Gebirgen eingeschlossen, und vorn und im Rücken von Feinden bedroht, sah man keinen Ausweg, als sich tapfer durchzuschlagen, oder im Nothfall das Leben theuer zu verkaufen. Aber alles dies ging in Streit und Hader vor, Brüggemann mit seinem Anhang ereiferte sich über alles, was gesagt wurde, und Einer hätte des Andern Tod, sagt Olearius, lieber befördern als abwenden helfen, wenn nicht das eigne Leben dabei in gleicher Gefahr gestanden hätte. Man beschloß endlich, fürder zu ziehen, und wollte für großes Geld Fuhren und Leute miethen, aber der Khan hielt die Gesandten noch auf, indem er sie vor der Hinterlist des Schemchal warnte, und ihnen die Ankunft des persischen Gesandten abzuwarten rieth. Andere warnten sie wieder vor dem Khan, und so blieb man in der Irre, ohne zu wissen, wem zu trauen sei. Man wurde zu Gastereien eingeladen, aber sonst in nichts gefördert. So vergingen Tage und Wochen; es trat Regenwetter ein, man konnte kein Feuer halten, und lag verzweifelt in den nassen Hütten unter Sorgen und Wehklagen. Ein Vorfall zeigte deutlich, mit was für einem Volke man es zu thun habe; ein hol-

steinischer Soldat, ein Schottländer, wurde abends in der Nähe des Lagers von den Tartaren geraubt, und der Khan selbst warnte vor seinen Unterthanen, welche dergleichen Menschenraub und Handel als ein Gewerbe trieben. Man unterhandelte indeß nach allen Seiten, sandte Boten nach Derbent, ob der persische Gesandte nicht bald käme, nach Terki an den russischen Woiwoden, ob er nicht Bedeckung entgegenschicken wolle, nach dem Flecken Andre an den Schemchal Sultan Mahmud. Als dieser wiederholt die besten Versicherungen ertheilt, und sogar drei Geißeln gestellt hatte, und nachdem aus Derbent die Nachricht gekommen, der persische Gesandte würde vor einem Monat nicht abreisen, bat man aufs neue bei Sürchoff Khan dringend um Förderung, die denn auch endlich, nach wiederholt empfangenen Geschenken, bewilligt wurde. Nach großen Umständen mit den tartarischen Fuhrleuten, welchen der bedungene Lohn, ehe sie anspannten, dreimal erhöht werden mußte, brach man endlich am 12. Mai von Tarku auf, die meiste geringere Mannschaft zu Fuß, weil im letzten Augenblicke die Darleiher für die Reitpferde den Preis übermäßig steigerten.

Noch waren Bedenklichkeiten und Sorgen genug übrig. Die tartarischen Fuhrleute ließen sich schwer

schwer bei gutem Willen erhalten; sie spannten einmal alle aus, und wollten fort, weil der russische Gesandte einen von ihnen geschlagen hatte. Am Flusse Koisu forderten die tartarischen Schiffer einen ungeheuren Preis für die Ueberfahrt, und als dieser verweigert wurde, gingen sie aufs andre Ufer zurück, und höhnten frohlockend der hülflosen Verlegenheit, in welcher die Bedrängten am Flusse harrten. Der Schemchal hielt dabei jenseits mit einigen Reitern im Gebüsch. Endlich vereinte man sich doch auf billigere Bedingung, und wurde über den Koisu, so wie später über den Acksai übergesetzt, kam auch mit dem Schemchal zusammen, dem gefürchteten Unhold, von welchem nach gegebenen Geschenken man noch leidlich abkam. Brüggemann war diesmal so klug, den Tartaren mit listigen Worten vorzuspiegeln, daß man nun alljährlich mit reichen Gütern wiederkommen, und ihnen davon guter Vortheil entstehn würde. Doch schlimmer fast, als die Tartaren es sein konnten, blieb er selbst gegen die eignen Reisegefährten gewandt. Er hatte sich die Verwahrung und Austheilung aller Vorräthe angemaßt, und ließ die Personen, die ihm nicht angenehm waren, oft bittren Mangel empfinden, während er mit seinen Ergebenen im Ueberflusse lebte. Eines Tages waren

Olearius und Flemming ein wenig vorausgeritten, und als sie wiederkamen, fanden sie Mittagsmahl und Futterung schon vorüber, zu denen man ungewöhnlich früh Halt gemacht hatte; Brüggemann litt nicht, daß ihnen noch das Geringste gegeben würde, und da sie auch den Tag vorher nichts gegessen hatten, so gruben sie, um nur den Hunger zu stillen, wilden Knoblauch aus der Erde, der mit hartem Brod und einem Trunk faulen Wassers ihre ganze Mahlzeit machte. Nachdem über den Strom Büstro, von welchem später ein Arm namens Kisilar abgeht, mit Fähren gesetzt worden, befand man sich wieder in Tscherkassien, und gelangte mit tscherkassischen Fuhrleuten durch öde Haide am 20. Mai nach Terki, wo man vor der Stadt lagerte, und von dem russischen Woiwoden wohl aufgenommen und reichlich bewirthet wurde. Flemming pries das neue Glück, welches Allen erblühte, durch ein freudiges Sonett. In dem erwähnten Reisegedicht aber heißt es nach dem Ausgang aus Dagesthan:

„Ihr Heiden, gute Nacht! Erkennt einst, wer ihr seid!
Wir setzen nun den Fuß in unsre Christenheit.
Und somit grüßen wir die männlichen Zirkassen,
Die sich, zwar Christen nicht, doch christlich herrschen lassen."

Denn die Einwohner, gleichfalls muhammedaniſche Tartaren wie die Dageſthaner, waren dem ruſſiſchen Großfürſten unterthan, und hatten ſchon ruſſiſche Kirchen in ihrem Lande. Man weilte in Terki 14. Tage, und bereitete ſich zu dem neuen großen Zuge, der jetzt bevorſtand.

Von Terki über die große Halde bis Aſtrachan hatte man 70. Meilen durch weithin unbewohntes, wüſtes, dürres Land, ohne irgend ein Nahrungsmittel, ohne Trinkwaſſer, der öde Sand einzig von ſalzigen Pfützen und großen Moräſten unterbrochen. Am 4. Juni brach man von Terki mit neugedungenen Fuhrleuten zu dieſer Fahrt auf. Eine große Karavane perſiſcher, türkiſcher, armeniſcher und andrer Kaufleute geſellten ſich dem holſteiniſchen Zuge, ſo daß gegen 200. Wagen zuſammen kamen. Das Ungemach des Weges wurde durch Brüggemanns Härte zur höchſten Noth geſteigert. Er hatte nur ſich und einige Auserwählte mit Speiſen und Getränk bedacht, für die Uebrigen waren nur die ſpärlichſten, zum Theil verdorbenen Lebensmittel und gar kein Getränk mitgenommen. Nachdem die Reiſenden am 5. über den Fluß Kiſilar geſetzt; und nun weder Fluß noch Quelle mehr kam, wurde der Waſſermangel mit jedem Tage qualvoller. Die große Hitze in Sand

und Staub, die Schwüle bei den Moräſten und Pfützen, die unendlichen Fliegen, Mücken und Bremſen, waren für Menſchen und Thiere ein unſägliches Leid. Erſt am 14. Juni, nach den größten Drangſalen, gelangte man unfern von Aſtrachan zu der Wolga, deren Waſſer endlich den Durſtigen einen langerſehnten friſchen Labetrunk gewährte. Pleminnig ſchildert ſein ausgeſtandenes Leid und die genoſſene Erfriſchung mit folgenden Zeilen in dem Gedicht an Grahmann:

„Die dritte Nacht brach an,
Ich hatte weder Mahl noch Schlaf, noch nichts gethan.
Die Erde war mein Pfühl, mein Ueberzug der Himmel,
Der Trunk zerſchmelztes Salz, das Eſſen fauler Schimmel.
Wie mag hett' uns doch da nicht gänzlich umgebracht
Bei Tage Hitz' und Durſt, die Mücken bei der Nacht!
Verzeih mir's, Evian, dem ſich der Himmel neiget,
Ich habe mich noch nie ſo tief vor dir gebeuget,
Als vor der Wolgen zwar, als ich ihr Ufer ſah,
Als einen langen Zug that aus der Hand der Rha,
Aus ihrer ſüßen Hand! Ich ſchwöre bei den Schalen,
Daraus ihr Götter trinkt auf euren beſten Mahlen,
Der ſchlechte trübe Trunk durchginge mir das Blut,
Mehr als dem Diespiter ſein beſter Nektar thut!"

Der Aufenthalt zu Aſtrachan dauerte faſt acht Wochen. Bräggelmann trieb während dieſer Zeit

ſein arges Weſen beinah toller als zuvor. Dem Prediger Salomon Petri, deſſen ſcharfe Buſspredigten er auf ſich bezog, hatte er ſchon früher die Amtskleider abreißen laſſen, und niemand wagte ſie durch andre zu erſetzen; derſelbe mußte daher Predigt und Abendmahl zum allgemeinen Aergerniß in Schlafhoſen halten. Allein noch ſchlimmere Tücken ſann jener aus. Er wollte von hier mit wenigen Begleitern allein zu Lande nach Holſtein abreiſen, und Kruſe'n mit allen Uebrigen zurücklaſſen, die dann ſehn könnten, wie ſie nachkämen. Doch Alexei Saminowitſch, dem er den Anſchlag vertraute, rieth ihm davon ab, und gab den Andern von dem Streich, der ihnen zugedacht, warnende Nachricht, damit es ihnen nicht etwa gar erginge, wie dem franzöſiſchen Geſandten, den ſein Gefährte nach Siberien befördert hatte. Nach dieſem den Holſteinern erzeigten Dienſte reiſte Alexei nach Moskau voraus, aber noch von unterwegs kam die Nachricht ſeines unglücklichen Todes, er hatte in Niſen-Naugart erfahren, daß er in Ungnade gefallen ſei, und wegen einiger in Perſien begangenen Dinge zur Verantwortung gezogen werden ſolle, hierüber außer Faſſung hatte er Gift genommen, und ſo geendet. Brüggemann ſeinerſeits konnte unmöglich ruhen,

und fühlte wohl, daß er den Angelegenheiten, wenn für ihn nicht alles verloren sein solle, eine außerordentliche Wendung geben müsse. Als daher am 25. Juli mit einer russischen Karavane aus Moskau ein Deutscher, namens Andreas Reußner, der mit Empfehlungsbriefen des Herzogs von Holstein nach Persien wollte, in Astrachan eintraf, suchte er diesen für seine Zwecke zu benutzen. Er zog denselben in's Vertrauen, blendete ihn mit Versprechungen, und nachdem sie zusammen insgeheim alles berathen und abgeredet, ging Reußner, statt nach Persien, am 5. September mit einigen Leuten und den Pferden der Gesandten voraus nach Moskau, und von da nach Holstein zurück, um dort alles nach Brüggemanns Wunsch einzuleiten. Unterdeß war am 6. August der früher so sehnlichst herbeigewünschte persische Gesandte, Imamkuli Sultan, auch in Astrachan erschienen. Er war ein Mann von 70. Jahren, aber noch sehr rüstig, so daß er sich auch mit einer nagaischen Jungfrau versah, die er von ihrem Bruder, einem tartarischen Fürsten, der grade in Haft saß, für 136. Thaler zu seinem Weibe erkaufte. Zwei tartarische Mädchen von 10. und 7. Jahren, welche die Strelitzen zum Kauf anboten, kaufte Brüggemann für 25. und 16. Thaler, in

der guten Absicht, sie der Herzogin von Holstein zu übergeben, durch deren Fürsorge beide späterhin christlich unterrichtet und getauft wurden. Während der Muße in Astrachan, inzwischen Andre sich erholten, wurde Grahmann von einer heftigen Krankheit befallen; seiner Genesung dichtete Flemming ein schönes Lied. Ueberhaupt hatte dieser für seine Dichtung hier eine reiche Blüthenzeit. Das große Gedicht an Grahmann, worin der Verlauf und die Merkwürdigkeiten der Reise mit lebhafter Anmuth geschildert sind, ist in Astrachan verfaßt, und am Tage vor der Abreise beendigt; wir haben mehrere Stellen daraus früher mitgetheilt. Auch ein schönes Gedicht an den Herzog Friedrich von Holstein ist aus dieser Zeit. Aber auch eine große Trauernachricht sollte den Dichter hier anregen. In Astrachan erfuhr er den Tod des ersten deutschen Dichters jener Zeit, des bewunderten und geliebten Martin Opitz von Boberfeld; vier Sonette bezeugen den Eindruck, welchen diese Nachricht auf ihn machte, die ihn angstvoll fragen läßt, was denn nach solchem Verluste dem Vaterlande, von dem er in fünf Jahren fast nichts gehört, noch übrig sei? Ein edles Selbstgefühl heißt ihn zwar bei der Trauer der deutschen Musen sagen:

„Kömmt ein Olivenzweig aus Persien nicht wieder,
So steht ihr Lorbeerwald in seiner letzten Noth.“

Aber dennoch bekennt er sich zu schwach, den Abgeschiedenen würdig zu erheben, dazu bedürfe es, sagt er, eines Opitz selbst.

Von Astrachan reiste man, von einem russischen Pristaff begleitet, auf zwei daselbst gekauften großen Kähnen am 7. September ab, und schiffte die Wolga hinauf. Der persische Gesandte kam mit seinem Gefolge auf drei Kähnen nach. Die Fahrt ging mit Ruderkraft langsam vor sich. Am 24. September wurde Sariza, am 6. Oktober Saratoff, und nach überstandenem Sturm und großer Gefahr am 24. Samara erreicht. Am 4. November fiel Brüggemanns Namenstag ein, und wurde vor Tetus, oder wie Flemming die Stadt nennt, Deutuscha, auf beiden Schiffen mit Abfeurung des Geschützes gefeiert. Flemming dichtete dem Tag ein Lied, vielleicht konnte er es nicht ablehnen, vielleicht auch wollte er selbst. Das Gedicht ist merkwürdig durch freie, kühne Lebhaftigkeit, und sichres, mildes Maß. Die Gedanken und Bilder streifen hart an die unseligen Beziehungen und Verhältnisse, welche Allen vor dem Sinne schweben mußten, aber sie lenken jedesmal ein, bevor sie in Vorwurf oder in Schmeichelei überzu-

gehn brauchen, vielmehr wenden sie sich zum Entschuldigen und Versöhnen. So heißt es:

„Uns soll die verhoffte Zeit
Zwischen Scherz und Lust verfließen,
Den Tag wollen wir beschließen
In vertrauter Einigkeit;
Und bei Euren reichen Gisten
Eine neue Freundschaft stiften.

Komus hat den Preis der Kraft,
Daß er auch den Zorn der Götter
Stillt und sterbt: und freundlich Wetter
In der Menschen Herzen schafft,
Die sich oft um etwas hassen,
Und bald bessre Sinnen fassen."

Aber auch wird bedeutend ausgesprochen:

„Tugend ist das höchste Gut;
Mißgunst, deine tausend Rachen
Sollen niemand irre machen,
Der was Redlichs denkt und thut.
Nichts steht ehrlicher auf Erden,
Als umsonst getadelt werden."

Blut das regt und legt sich bald,
Welches wohnt in edlen Adern,
Schlechtes Volk hat Lust zu hadern.
Pöbel mißbraucht der Gewalt:
Fürsten nur und großen Sinnen
Kömmt es zu, verzeihen können."

Zuletzt bringt die geistreichste Wendung, statt der

Gesundheit des Gesandten, die denn doch dem Liede nicht recht anstehn mochte, die des Herzogs von Holstein aus:

„Fangt denn an, Herr, aufzustehn,
Laßt die Schiff' erschall'n, und Trauben
Recht auf Holsteins guten Glauben
Rund um unsre Tafel gehn, —
Bis nicht einen mehr wird dürsten, —
Auf Gesundheit unsres Fürsten!"

worüber denn jeder nur Befriedigung zu empfinden und niemand zu rechten hat. In gleichem Sinne beziehungsreich und mahnend ist ein zweites Gedicht auf denselben Namenstag in didaktischen Alexandrinern verfaßt. Zwei Tage darauf, am 6. November, gelangte man vor Kasan, wo alsbald wieder böse Händel anfingen. Der Woiwode war unfreundlich gesinnt, auf Anstiften, wie man sagte, der russischen Kaufleute, welche dem holsteinischen Unternehmen überhaupt entgegen waren; er schickte unter andern auf das Schiff Brüggemanns, und ließ fragen, welcher unter ihnen der Gesandte und welcher der Kaufmann wäre? Brüggemann, höchst aufgebracht, machte ein bekanntes Stückchen, zog den Frager beim Arm, und fügte erläuternd hinzu: „Sage dem Woiwoden, ich bin ein Schweintrekker!" Unter allerlei Unannehmlichkeiten mußte

man hier 5. Wochen verweilen, weil das Eis auf den Flüssen die Schiffahrt zu hindern anfing, und der Schnee zur Schlittenbahn noch nicht häufig genug gefallen war. Die Holsteiner konnten selbst für schweres Geld ihre Bedürfnisse kaum erlangen, und Brüggemann vermehrte den Verdruß durch die geringe und sparsame Beköstigung, mit der sich Alle, die nicht mit ihm speisten, begnügen mußten.

Am 13. December ging es von Käsan auf 60. Schlitten weiter, den 21. gelangte man nach Nisen-Naugart, den 29. nach Wpladimer, und am 31. nach Rubossa, einem Dorfe 8. Meilen vor Moskau, wohin der Pristaff vorausging, um des Zars weitere Befehle zu vernehmen. Brüggemann wurde hier sehr unruhig, und trieb sein Toben und Schelten gegen seine Begleiter auf's äußerste; ohne Veranlassung drohte er Einigen, er werde ihnen, wenn er an die Gränze käme, Nasen und Ohren abschneiden. Er schien keine andre Absicht dabei zu haben, als die Leute so zu schrecken, daß sie davonliefen, und dann nie mehr wagten, sich in Gottorff blicken zu lassen, oder doch nur im nachtheiligsten Scheine dieses Vergehns dort auftreten könnten. Indeß that ihm niemand den Gefallen, sondern nach so langem Ausharren dünkte auch fernere Geduld das Beste. Am 2. Januar

1639. wurde die Gesandtschaft feierlich nach Moskau eingeholt. Man fand die mit Reußner abgegangenen Leute und Pferde daselbst vor, er selbst aber war nach Holstein geeilt. Im Laufe des Januars hatten die Gesandten beim Zar zwei geheime Audienzen, in welchen die früheren Verhandlungen wieder aufgenommen wurden, doch wie sich weiterhin ergab, mit wenig Erfolg, weil die Russen Forderungen und Bedingungen machten, in deren Bewilligung die Holsteiner entweder ihre Unkunde oder doch die übertriebenen Vorstellungen verriethen, von welchen sie ausgegangen waren. Was Brüggemann, der auch diesmal wieder eine geheime Audienz für sich allein verlangte und erhielt, noch insbesondre verwirrt und verdorben haben mag, sei dahingestellt. Er fand sich in seinen eignen Geweben so umstrickt, daß er jedes Mittel ansprach, um sich herauszuhelfen, aber so verblendet schon, daß er nur stets tiefer hinein gerieth. Wegen eines Erbfalls wünschte Uechtritz für sich allein nach Deutschland vorauszueilen, aber Brüggemann versagte durchaus seine Zustimmung, bis ihm einfiel, jenen selbst, dessen Aussagen er fürchtete, zum Werkzeuge seiner Ränke zu gebrauchen. Er machte demselben die Bedingung, einzig von ihm Briefe nach Deutschland mitzunehmen, die der An-

dern aber ihm selbst insgeheim abzuliefern. Uechtritz, der gern fort wollte, ging mit Kruse zu Rath, was er dabei thun solle? Man kam überein, er solle scheinbar in die Sache eingehn. Brüggemann wurde völlig überlistet, Uechtritz nahm die ächten, inhaltreichen Briefschaften von Kruse, Olearius und Andern wohlbewahrt mit, und ließ dem Falschgesinnten unbedeutende, für ihn bereitete, zurück. Dieser mußte wohl erkennen, daß die wenigen nichtssagenden Blätter nicht das Ergebniß der tagelangen Arbeit so vieler Hände, die er mit Schreiben beschäftigt gesehn, sein konnten, aber da Uechtritz die Ablieferung aus gültigen, von Brüggemann hochgebilligten Gründen, bis zum letzten Augenblicke, ja erst bis außerhalb der Stadt aufgeschoben hatte, so war er, als jener des gespielten Streichs inne wurde, schon weit voraus in Sicherheit vor aller Rache. Brüggemann wurde hierauf nur noch unleidlicher; doch das Ziel war schon abzusehn, welches seinem Unwesen bevorstand. Auch für die Gesandten kam endlich die Zeit der Abreise; die russischen Soldaten, die mit in Persien gewesen, wurden ausgezahlt und entlassen, der Zar gab am 23. Februar eine öffentliche Abschiedsaudienz, und nachdem der persische Gesandte am 7. März nach Liefland vorausgegangen, reisten auch die Holsteiner,

in Begleitung ihres Pristaff, einiger Strelitzen und vieler Deutschen, die sich anschlossen, am 15. März auf guter Schlittenbahn dahin ab. Flemming hatte in Moskau zwar auch einiges gedichtet, hauptsächlich aber seine früheren Gedichte zur Herausgabe zusammengestellt, welche von Gönnern und Freunden mit antheilvollen, glückwünschenden Lobsprüchen lebhaft begehrt wurde.

Ueber Twer, Tarsok und Groß-Naugart gelangte man in schneller Reise glücklich am 24. März über die russische Gränze nach Ingermannland; Grahmann, zu einem vornehmen Kranken in Liefland berufen, wurde nach Reval vorausgesandt, wohin Olearius, von einem Fieber befallen, ihn begleiten durfte. Die Gesandten mit dem übrigen Gefolge kamen den 31. März nach Narva, brachten vom 8. April vier Tage auf dem Hofe Kunda zu, mit dessen Bewohnern, der Familie Möller, die vielfachen Bande der Freundschaft theils schon geknüpft waren, theils noch geknüpft werden sollten, und trafen am 13. in Reval ein, wo sie vom Rathe bestens empfangen wurden. Hier wandte sich Brüggemanns Verfolgung wieder so heftig gegen Olearius, daß dieser endlich davonzugehn beschloß, und gleich am 15. April ein im Hafen segelfertig liegendes Schiff bestieg, durch wel-

ches er glücklich nach Gottorff gelangte, wo er am Hofe ruhig die Heimkehr der Andern abwartete. Brüggemann, der mit allen seinen Anschlägen nur immer schlechter fuhr, war jetzt dahin gebracht, daß er nichts mehr zu gewinnen sah als Zeit, in der leeren Hoffnung, daß vielleicht noch etwas zu seinen Gunsten sich ereignen könnte. Er verhinderte demnach den Aufbruch von Reval drei Monate lang, welche Zeit seine Begleiter denn so gut als möglich in Lust und Freuden zubrachten. Kruse verheiratete sich hier mit Maria Möller, mit welcher er sich während des früheren Aufenthalts verlobt hatte, Grahmann mit Elisabeth Fonnen, einer Rathsherrntochter, Arpenbeck mit Brigitte von Acken. Flemming aber verlobte sich am 8. Juli mit Anna Niehusen, einer Tochter des Aeltermanns und vornehmen Kaufherrn Heinrich Niehusen, der jüngsten von dreien Schwestern, deren ältere bereits an Salomon Mathias und Nikolaus von Hövel verheirathet waren. Diese Namen werden durch Flemmings Gedichte gefeiert, und darum auch hier genannt. Aus der großen Anzahl der schönsten Liebeslieder und Sonette, in welchen der Dichter seine Empfindungen bald vielen wechselnden Namen, bald auch keinem bestimmten verknüpft, diejenigen alle mit Sicherheit anzugeben, welche eigends der

gewählten Braut gewidmet worden, ist jetzt wohl nicht mehr möglich. Doch gehören ohne Zweifel hieher vier Sonette, von welchen das erste, dreien Schwestern gewidmet, dieselben als die Keusche, die Schöne und die Fromme sondernd unterscheidet, worauf drei folgende Sonette, den so Bezeichneten besonders gewidmet, jede einzeln wieder in die Gemeinschaft dieser Beinamen nur herrlicher zurückführt. Noch einige andre Sonette, so wie auch manches reizende Lied, dürfte man am liebsten dieser Zeit zuschreiben wollen.

Nachdem Brüggemann so thöricht als vergebens irgend eine Glückwendung erharrt, durch deren Hülfe er in Gottorff noch vortheilhaft und dreist aufzutreten im Stande wäre, mußte er sich endlich, da nichts anderes übrig blieb, denn doch zur Weiterreise bequemen. Drei Tage nach Flemmings Verlöbniß, am 11. Juli, ging die holsteinische Gesandtschaft, zugleich mit dem persischen und einem russischen Gesandten auf vier Schiffen von Reval unter Segel, gelangte am 23. glücklich nach Travemünde, und von hier zu Lande am 1. August nach Gottorff. Der Herzog, von den wesentlichen Dingen bereits unterrichtet, konnte zwar mit dem Erfolg und der theilweisen Führung des Unternehmens keineswegs ganz befriedigt sein, doch seine

Hoff-

Hoffnungen wurden genug belebt, um weitere Plane für die Zukunft vorzubehalten, und die großen Anstrengungen und Kosten durften ihm, als am 8. August der persische und der russische Gesandte in Gottorff feierlich einzogen, durch diese wundervolle Begebenheit schon hinlänglich vergolten dünken.

Flemming verließ Gottorff, und begab sich fürerst nach Hamburg, wo sein Schwager Johann Brandt die Stelle eines Bürgermeisters bekleidete, und auch er selbst sich niederlassen wollte. Aus dieser Zeit findet sich nur ein einziges Gedicht von ihm, worin er gegen einen Freund klagt:

„Rubella die ist todt, Parthenie begraben,
Die theure Basile will anderweit sich laben;
Und mein Herz, Amnien, die seh' ich nicht um mich!"

Daß er unter Amnia die geliebte Braut meint, ergiebt sich aus andern Zeilen. Er reiste hierauf nach Holland, und nahm auf der Universität Leiden mit großem Ruhme die Würde eines Doktors der Arzneiwissenschaft an, kehrte als solcher im Frühjahr 1640. nach Hamburg zurück, und bereitete sich zu seiner bürgerlichen Laufbahn. Seine bevorstehende Heirath, die Herausgabe seiner gesammelten Gedichte, und der Beginn seiner ärztlichen Thätigkeit, durften ihm die heiterste Aussicht auf die nächste Zeit eröffnen. Doch die ausgestande-

nem Drangsale jenes sechsjährigen Reisezugs, die Anstrengungen und Entbehrungen, die verschiedenen Himmelsstriche und Lebensweisen, selbst der Unmuth und Verdruß, welchem er während des langen Zeitraums ausgesetzt gewesen, hatten seine Gesundheit untergraben. Eine Krankheit, die vielleicht durch geistigen Lebensreiz und gesteigerte Gemüthskraft bis dahin zurückgehalten worden, brach alsbald nach seiner Rückkunft heftig aus, und er fühlte gleich, daß es um ihn gethan sei. Den Tod hatte er stets mit Heiterkeit betrachtet, seine Schrecken in frommen und erhabenen Gedanken ausgelöscht, ihm in Dichtung und im Leben oft muthig in's Auge gesehn. Auch jetzt brachte derselbe ihm weder Schrecken noch Sorge, noch andre Stimmung und Beschäftigung, als die ihm bisher lieb und gewohnt gewesen. Dichtend nahm er Abschied von der Welt in folgender Grabschrift, die seinen ganzen Lebensgehalt noch einmal frisch zusammenfaßte:

„Ich war an Kunst und Gut und Stande groß und reich.
Des Glückes lieber Sohn. Von Aeltern guter Ehren.
Freu; meine. Kunnte mich aus meinen Mitteln nähren.
Mein Schall floh überweit, kein Landsmann sang mir gleich.
Von Reisen hochgepreißt. Für keiner Mühe bleich.

Jung, wachsam, unbesorgt. Man wird mich nennen hören,
Bis daß die letzte Gluth dies alles wird verstören.
Dies, deutsche Klarien, dies Ganze dank' ich euch.

Verzeiht mir's, bin ich's werth, Gott, Vater, Liebste, Freunde,
Ich sag' euch gute Nacht, und trete willig ab,
Sonst alles ist gethan, bis an das schwarze Grab.

Was frei dem Tode steht, das thu' er seinem Feinde.
Was bin ich viel besorgt, den Othem aufzugeben?
An mir ist minder nichts, das lebet, als mein Leben."

Das Sonett ist vom 28. März; nach vier Tagen war er schon dahingerafft. Er starb am 2. April 1640. zu Hamburg, in der Blüthe des Lebens, noch nicht 31. Jahr alt.

Von Flemmings Aeußerem ist uns kein Bild erhalten, wir ersehen nur aus Stellen seiner Gedichte, daß er klein von Person und keineswegs häßlich war, in seinem Wesen freudig und theilnehmend, eine gefällige, willkommene Erscheinung, liebevoll und geliebt in jedem Kreise. Dichterischer und sittlicher Karakter, welche im tiefsten Grunde stets ineinanderfließen, sind bei ihm bis in die letzte Aeußerlichkeit des Dichtens und Thuns innig vereint, und ihm fehlt keine der schönen Eigenschaften, welche den wahren Dichter und edlen Menschen auszeichnen. Sein Leben zeigt reine, frische

Jugendfülle in klarer, kräftiger Stellung zur Welt; die Dichtung reinigt und erhebt alles, was ihn umgiebt, und was er thut. Ein heller, überschauender Geist, ein entschiedener Verstand und unverzagter Muth, leiten seine reiche Einbildungskraft. Er war gereift auf zwiefachen Wegen; zuerst auf dem der wissenschaftlichen Bildung, nicht nur die frühe vertraute Bekanntschaft der alten Griechen und Römer verbindend mit ausreichender Kunde der Neuern, wie er denn aus der italiänischen, französischen und holländischen Sprache manches übersetzt hat, sondern auch den reichen Ertrag damaliger Naturwissenschaft, wie derselbe sich in der Arzneikunde zusammenstellt, lebendig umfassend; der zweite Weg war der einer großen Welterfahrung, erworben inmitten der Zustände und Bewegungen des schrecklichsten Krieges im zerrütteten Vaterlande, und der fremdesten Begegnisse und Anschauungen auf weiter Fahrt zum Orient. Alle Gaben der inneren Gemüthswelt, der Seele und des Herzens, waren ihm in Freundschaft und Liebe und in jeder andern regen Theilnahme zum schönsten Genusse geworden. Mit so reichem Inhalt konnte sein Leben sich früh vollenden, und der frühzeitige Tod dasselbe nur als ein abgeschlossenes hinnehmen, nicht stören. Was hätte er länger leben sollen? Das Geschick ruft

seine Begünstigten auf zweierlei Art hinweg, als Jünglings oder als Greise; den traurigsten Tod, den des mittleren Alters, ihnen ersparend oder umgehend. Der Karakter von Flemmings Dichtung ist gesunde, frische Kraft. In dieser zeichnet er sich vor allen Dichtern seiner Zeit, selbst vor dem sonst ihm so sehr vorgezogenen Opitz aus, und stellt sich darin den besten Dichtern aller Zeiten gleich. Was Wilhelm Müller als Jugendfehler an ihm rügt, ein häufiges Uebernehmen im Finge, und daher ein plötzliches Sinken und aus dem Tone fallen, ein übertriebenes Auftragen von Glanz und Farben, ein Ueberspannen des Pathos durch wiederholte Ausrufungen der Freude und des Schmerzes, ein übermäßiges Verbildern und Versinnlichen in vergleichenden Darstellungen, und ein Haschen nach jenen Spielen des Witzes, die man von den Italiänern, die es am weitesten damit getrieben haben, concetti nennt, dies alles muß zugestanden werden, trifft aber nicht bloß Flemming allein, sondern seine ganze Zeit, darf in ihm vielleicht insbesondre noch an den Orient erinnern, und hängt überhaupt mit seinen besten Eigenschaften zusammen, die denn doch nicht selten auch ohne solche Beimischung im reinsten Glanze strahlen. Was seine Sprache insbesondere betrifft, so ist sie höchst lebendig, rasch,

wallend, üppig, an neuen, kühnen, auch seltsamen, doch meist glücklichen und wohlgefügten Wendungen und Ausdrücken reich; was darin veraltet, und durch veränderten Gebrauch jetzt anstößig ist, darf ihm nicht zum Vorwurf gerechnet werden, wir müssen uns um zweihundert Jahre zurückversetzen, um ihn zu würdigen, und dann werden wir finden, daß er noch weit genug über seine Gegenwart hinaus in die unsrige herüberragt. Wie viel ihm aber auch die deutsche Sprache verdanken möge, so war sie selbst ihm doch schwerlich jemals Gegenstand bestimmter Absicht, er ist nie gesucht und gelehrt in ihrer Behandlung, er bedient sich dessen, was sein Genius in ihr findet und hervorruft, aber nur weil es ihm von selbst so kommt; hierin wie in der hellen, runden, gegenständlichen Art seiner Lieder, den Jünglingsdichtung Goethe's auffallend verwandt.

Flemmings Gedichte wurden nach seinem Tode in der von ihm selbst bereiteten Sammlung durch seinen Schwiegervater Heinrich Niehusen herausgegeben, und erschienen zu Jena im Jahre 1642. in Oktav. Sie sind, nach ihrer Form, in poetische Wälder, Oden, Ueberschriften und Sonette, und diese Abtheilungen, nach dem verschiedenen Inhalt, wieder in besondre Bücher geordnet. Die Zueig-

nung des Ganzen an den Herzog von Holstein, der einzelnen Bücher aber an werthe Gönner und Freunde, hatte der Dichter selbst noch aufgesetzt. Ein angehängtes Verzeichniß nennt eine bedeutende Anzahl, theils auf den Reisen abhanden gekommener, theils noch in Händen guter Freunde befindlicher Gedichte, deren Einhändigung an den Verleger zum Behuf künftiger Ausgaben erbeten wird, welches aber fruchtlos geblieben sein muß, da spätere Abdrücke nur dieses Verzeichniß wiederholen. Eine angekündigte Herausgabe der gesammelten lateinischen Gedichte Flemmings ist unterblieben. Die Bibliothek zu Wolfenbüttel verwahrt eine Anzahl derselben in Flemmings eigner Handschrift. Nur Epigrammata latina antehac non edita gab Olearius in Druck; sie erschienen im Jahre 1649. in Oktav, zugleich in Hamburg und in Amsterdam. Die Ausgabe der deutschen Gedichte Jena 1652. wird für eine der besten gehalten, obwohl sie an Druckfehlern und ungleicher Wortschreibung ungemein leidet. Zu bemerken ist noch, daß der Name auf dem Titel, sowohl dieser Sammlung, als der früher einzeln erschienenen Gedichte mit zwei M, im Buche selbst aber, so wie auch bei Olearius, überall nur mit Einem M geschrieben ist, doch jene Schreibart ohne Zweifel als die rich-

tigere gelten muß. Durch Auswahl und Auffrischung die Gedichte Flemmings in die neuere Lesewelt wieder einzuführen, ist häufig versucht worden; durch Zachariä, Böhlendorf, Matthisson, Gustav Schwab, und neuerlich am gelungensten durch Wilhelm Müller. Aber wer ihn recht genießen will, darf die Mühe nicht scheuen, ihn in seiner alterthümlichen Gestalt aufzusuchen. Seinem Andenken hat August Wilhelm von Schlegel zwei treffliche Sonette gewidmet, welche hier billig einen Platz finden.

An Flemming.

I.

Der Lorbeer, dem du glühend nachgerungen,
O Flemming! welke niemals deinen Haaren,
Der du durch Schiffbruch, Wüsteneien, Barbaren,
Fast bis zum Bett der Sonne hingedrungen.

Du ließest, wo kein deutscher Laut erklungen,
Die Fremdlingspoesie sich offenbaren,
Der Länder mehr, als Alexanders Schaaren,
Hat dein Gesang verherrlichend bezwungen.

Du warst der Orpheus jener Argonauten,
Die Deutschland, Friede wünschend, aus der Wolgen
Auf Kaspiens Fluth gesendet zu den Persen.

Doch als auf dich der Heimath Musen schauten,
Und du zurückkamst, ihnen rasch zu folgen,
Da stach der Tod dich neidisch in die Fersen.

II.

Dem frühen Schicksal ist sein Raub entronnen,
Denn Flemmings Lieder werden ewig leben,
Wie kühn sie auch der Kunst Geleis' entschweben,
Wie leicht ihr goldner Faden hingesponnen.

Es drängt sich freudig an das Licht der Sonnen
Das herrliche Gemüth, das inn're Streben:
Aufbrausend, wie der edle Saft der Reben,
Ein voller Becher, ein lebend'ger Bronnen.

Das Vaterland, die Drangsal wüster Zeiten,
Der Freunde Freundschaft, der Geliebten Liebe,
Und fremder Land' und Völker Herrlichkeiten

Besingt er wechselnd mit gleich regem Triebe.
Ob seine Worte Orients Glanz verbreiten,
Ihr Sinn nach deutscher Art gediegen bliebe.

Wir können diesen Abriß nicht beenden, ohne noch vorher die weiteren Schicksale der vornehmsten Gefährten Flemmings mit einem Blicke zu betrachten. Zuvörderst haben wir von Brüggemann Nachricht zu geben. Bis zum Ausbruche

seines endlich ihn ereilenden Geschicks übte er in gewohnter Weise Verrath und Argliſt. Einem Armenier Gregori, der ihm vertraute, daß er seinen harten Herrn, den persischen Gesandten, verlassen wolle, gab er Beifall und Rath zu seinem Vorhaben, ging aber heimlich zu dem Perser, und gab jenen an, der indeß dem gelegten Fallstricke noch glücklich entging. Nachdem jedoch der persische und der russische Gesandte wieder abgereist waren, wurde gegen Brüggemann eine förmliche Untersuchung eingeleitet. Zuerst kamen die vielfachen und wiederholten Beleidigungen zur Sprache, die er sich, besonders gegen Olearius, erlaubt hatte. Er wurde durch richterlichen Spruch zum öffentlichen Widerrufe seiner Schimpfreden und Verläumdungen verurtheilt. Hierauf aber sollte er Rechnung ablegen von den ihm anvertrauten Geldern, und sich auch wegen andrer Anschuldigungen, die gegen ihn vorgebracht wurden, verantworten. Man sagte von ihm, er habe die holsteinische Angelegenheit überhaupt nur als Nebensache betrieben, und sei nur darauf ausgegangen, für seinen eignen Vortheil eine große Summe Geldes dem Schach von Persien abzulocken, unter der Vorspiegelung, die persischen Truppen auf euro-

päischen Fuß anzuordnen. Man ließ ihm alle Zeit zu seiner Vertheidigung, allein ihm konnte nichts mehr heraushelfen, er wurde überführt, viele Gelder unterschlagen und falsche Rechnung abgelegt, die Herzoglichen Schreiben erbrochen und gefälscht, bei den fremden Höfen unwahre Dinge vorgestellt und seine Vollmachten weit überschritten zu haben; wegen aller dieser Veruntreuungen und Staatsverbrechen wurde er von dem Kriminalgerichte zu Schleswig am 2. Mai 1640. zum Strange verurtheilt, welche Strafe jedoch der Herzog, aus besonderer Gnade, in die des Schwertes verwandelte. Drei Tage darauf, nachdem noch Olearius bei ihm gewesen, und sich mit ihm versöhnt hatte, empfing er auf dem Richtplatze, reuig und bußfertig, jedoch standhaft und entschlossen, den Todesstreich. Man wandte das Distichon auf ihn an:

Disce meo exemplo mandato munere fungi,
Et fuge ceu pestem τὴν πολυπραγμοσύνην.

Kruse ging später in schwedische Dienste, wurde unter dem Namen von Krusenstierna in den Adelstand erhoben, und zum Generaldirektor des Handelswesens in Esthland und Ingermannland mit ausgedehnten Vollmachten eingesetzt. Olearius

blieb in holsteinischen Diensten, und wurde im Jahre 1643. nochmals nach Moskau gesandt; seine fleißig ausgearbeitete Reisebeschreibung und die mit gründlicher Sprachkenntniß gemachte Uebersetzung des persischen Rosenthals und Baumgartens von Saadi haben ihm bleibenden Ruhm verschafft. Grahmann wurde des Zars Alexei Michailowitsch Leibarzt, und lebte noch lange Zeit in Moskau, sehr glücklich in seinen Kuren, und mit dem reichsten Einkommen. Mandelsloh, nachdem er tief in Indien eingedrungen, kehrte im fünften Jahre, um Afrika herumschiffend, über England und Holland nach Holstein zurück, ging darauf in französische Kriegsdienste, und starb zu Paris an den Kinderpocken im Jahre 1644. erst 28. Jahr alt. Die schätzbare Beschreibung seiner Reise hat Olearius ergänzt und herausgegeben, auch demselben, früherer gegenseitiger Verabredung zufolge, ein poetisches Ehrengedächtniß gesetzt. Uechtritz blieb als Kammerjunker am holsteinischen Hofe zu Gottorff; eine kurze Reisebeschreibung, die er verfaßt, gab gleichfalls Olearius heraus. Imhoff scheint nach Nürnberg zurückgekehrt zu sein, wie schon früher eben dahin der Patricier Pöhmer. Grünewald, Patricier aus Danzig, der

schon früher große Reisen nach Ost- und Westindien ausgeführt hatte, starb noch auf der Heimkehr in Moskau. Der Schiffer Cornelius Clausen ging als Ingenieur in des Zars Dienste, und gab der Stadt Terki in Tscherkassien neue Befestigung. Der Schiffer Cordes, der in Ispahan zurückgeblieben war, starb auf einem englischen Schiffe, auf dem er nach Europa reisen wollte. Was aus Bernulli geworden, finden wir nicht angezeigt. Die große Unternehmung selbst, welche so viele Menschen in Bewegung gesetzt, und so viele Lebens- und Todesgeschicke in weiter Ferne wie in der Nähe bedingt hatte, blieb ohne Frucht; die so mühsam und kostspielig angeknüpften Fäden rissen bald wieder ab, da bei dem zwischen Rußland und Persien schon bestehenden Verkehr für die Holsteiner höchstens der Gewürzhandel mit Indien übrig blieb, und sowohl Russen als Schweden übergroßen Vortheil von dem neuen Handelsbetrieb vorausbegehrten, auch selbst die Perser, nach dem Berichte ihres aus Holstein zurückgekehrten Gesandten, die Macht und Hülfsmittel des Herzogs von Holstein für zu gering hielten, ein so weitaussehendes, großes Geschäft auf die Dauer durchzuführen. Die politischen

Plane, welche sich den Handelsabsichten verknüpft hatten, vermochten noch weniger in die Wirklichkeit einzudringen, und verloren sich schnell, ohne eine Spur zu hinterlassen.

Freiherr Friedrich von Canitz.

Freiherr Friedrich von Canitz.

Der Dichter und der Staatsmann, in mancher Hinsicht einander äußerlich entgegengesetzt, stehen gleichwohl in so verwandten inneren Bezügen, daß ihre wirkliche Verbindung stets, für beide mit gleichem Vortheil, in höherem Lebensreiz erscheint. Besonders der diplomatische Beruf, welchem gemeine Naturen meist nur thörichte Klugheit und eitlen Genuß abgewinnen, verbindet in edleren sich gern mit der Pflege schöner Kunst und geistreicher Bildung, dem würdigsten Elemente der Staatsgeselligkeit, als welche jener Beruf in letzter Ansicht doch immer sich darstellen muß. Unter den vielen Beispielen, welche das Vaterland uns von solchen Verbindungen giebt, ist nicht leicht eines berühmter, als das des Dichters, dessen Namen die Ueberschrift nennt, und dessen Ruhm allerdings nicht sei-

nem Talent allein, sondern hauptsächlich der Verbindung, in der es erschien, so günstig entstiegen ist, daß noch jetzt um des Dichters willen wir den sonst vergessenen Staatsmann in ihm zu berücksichtigen haben.

Friedrich Rudolf von Canitz, aus einem altadelichen, in Preußen, Sachsen und Hessen begüterten Geschlecht, wurde geboren zu Berlin den 27. November des Jahres 1654. Sein Vater, zuletzt Hof- und Kammergerichtsrath daselbst, war schon einige Monate vorher gestorben. Seine Mutter, die Tochter des durch treue Ergebenheit und wichtige Dienste seinem Fürsten so werthen Konrad von Burgsdorf, einstigen Oberkammerherrn und Kriegsbefehlshabers des großen Kurfürsten, wurde gleichfalls dem Sohne früh entzogen, indem ihre Jugend und Lebhaftigkeit eines neuen Anhalts bedurften, den sie alsbald in einem zweiten Gatten, dem Obersten von der Golz, gefunden glaubte. Der junge Canitz wurde daher gänzlich der Obhut seiner Großmutter, der verwittweten Oberkammerherrin von Burgsdorf, anvertraut, und von dieser würdigen und verständigen Frau mit größter Sorgfalt auferzogen. Der Knabe war von schöner Bildung und gutgeartetem Wesen, sein aufgeweckter Geist gab sich früh zu erkennen, und lernte leicht

und gern, und alles in ihm verkündigte einen ausgezeichneten Jüngling, der zu den größten Hoffnungen berechtigte. Mit des großen Kurfürsten Regierung hatte Berlin bereits ein neues Leben begonnen, schon erblühten hier die Bestrebungen und die Hülfsmittel geistiger Vorzüge, und Canitz fand in Sprachen und Wissenschaften, wie in Leibesübungen und Künsten, durch ausgesuchte Lehrer den fruchtbarsten Unterricht. In seinem siebenzehnten Jahre schien er reif genug zur Universität, wohin sein lebhafter Sinn, gleich begierig nach Studien und Weltkenntniß, eifrigst verlangte. Sein Wunsch wurde erfüllt, und im Jahre 1671. ging er nach Holland, wo er unter guter Aufsicht die Universität Leiden bezog, welche damals in höchstem Rufe stand. Er machte daselbst gute Fortschritte, blieb aber nicht viel über ein Jahr, weil das Verlangen seiner Mutter, und insbesondre seiner Großmutter, eine so weite Entfernung nicht länger zugeben wollte. Er kam nach Berlin zurück, verließ aber, nach einigem Aufenthalt bei den Seinigen, die Heimath wieder, um abermals auswärts, doch jetzt mehr in der Nähe, seine Studien fortzusetzen. Auf der Universität zu Leipzig, wohin er im Jahre 1673. abging, betrieb er hierauf die Rechts- und Staatswissenschaften eifrigst, und mit so großem

Fleiß und Erfolg, daß er schon im Herbste des folgenden Jahres eine historisch-politische Dissertation de cautelis principum circa colloquia et congressus mutuos drucken ließ, und unter dem Vorsitze des berühmten Jakob Thomasius öffentlich vertheidigte; er widmete dieselbe dem brandenburgischen Kurprinzen Karl Aemil, dessen hoffnungsvoller Jugend die seinige sich mit früher Aufmerksamkeit anschloß, allein der Prinz wurde bald nachher durch ein hitziges Fieber zu Straßburg in der Blüthe seiner Jahre hinweggerafft.

In Leipzig bildeten sich für Canitz auch die Jugendfreundschaften, welche neben den Studien meist als ein Hauptgewinn von Universitäten her sich über das folgende Leben, in That oder in Erinnerung, fruchtbar ausbreiten. Herr von Einsiedel, ein junger Bose und [illegible]meister Zapfe, waren ihm durch Gemüthsart, Sitten und Neigungen die Nächsten und Vertrautesten. Besonders aber mit dem letzteren, als dem ohne Zweifel Bedeutendsten des kleinen Kreises, schloß er die brüderlichste Freundschaft, welche, gegründet auf die Innigkeit edler Empfindungen, durch die gemeinsame Wendung zur Dichtkunst, und in wetteifernder Ausübung derselben, noch reicher belebt wurde. Schon in seinem Schülerstande, wie Ca-

nitz in seiner Satire von der Poesie selbst berichtet, hob sich „diese Kurzweil des Reimens" an, welche oft seinen Fleiß unterbrach. Als geistige Geschicklichkeit hatte sein Talent gleich zuerst sich angekündigt, und diesen Karakter behielt sein Dichten auch in der Folgezeit, mehr ein anmuthiges Spiel, als ein Ausbruch leidenschaftlichen Dranges, aber deßhalb selbst eine fast unwiderstehliche Leidenschaft. In gleicher Weise scheint es auch mit Zapfe's dichterischer Liebhaberei bestellt gewesen zu sein. Die beiden Freunde förderten sich wechselseitig in ihrer Bahn, indem sie einander ihre Versuche stets mittheilten, und vereint einem Besseren entgegenstrebten, welches sie zunächst in geläutertem Geschmack des Vortrags, des inneren der Bilder und des äußeren der Worte, zu finden hofften; sie unternahmen deßhalb auch gern Uebersetzungen, wobei jene Richtung im ergiebigsten Felde den weitesten Raum hatte. Canitzens persönliche Liebenswürdigkeit, welche den Freundeskreis angenehm belebte, seine an witzigen Scherzen und muntren Einfällen reiche Laune, die sich stets in den Schranken eines gleichmäßigen, gefälligen Betragens hielt, gingen auch in seine Dichtung über, und das älteste seiner uns aufbewahrten Gedichte ist eine scherzhafte Lobpreisung Zapfe's, der auf dem Vo-

geschießen in Zwickau einen Flügel abgeschossen und damit einen Preis gewonnen hatte; was die Zeit damals Ernstliches neben dem Scherze führte, geben folgende Zeilen bedeutend an:

„Fragt uns Einer, ob wir nicht
Etwas Neues wo gehöret?
Was man von Turenne spricht,
Ob er noch die Pfalz verstöret?
Trägt er den Bescheid davon:
Daß wir anders nichts vernommen,
Als daß unser Floridon
Dreißig Gulden jüngst bekommen."

Diese Summe wird denn sogleich, wie billig, für einen Schmaus angesprochen. Auch Einsiedel hatte Theil an dem Gedicht. Inzwischen brachte schon das folgende Jahr 1675. dem heitern akademischen Kreise seine Auflösung. Einsiedel und Bose gingen nach Tübingen, Zapfe nach Jena, um daselbst seine eignen Studien in der Rechtswissenschaft abzuschließen, und Canitz kehrte nach Berlin zurück, um dort seine größeren Reiseplane zur Ausführung zu fördern.

In dem genannten Jahre wurde die Mark Brandenburg von dem unerträglichen Drucke der schwedischen Kriegsvölker, die das ganze Land durchraubten, und die Einwohner grausam zerquäl-

ten, durch die unerwartet schnelle Heimkunft des großen Kurfürsten und seiner tapferen Kriegerschaar, durch seinen am 18. Juni erfochtenen Sieg bei Fehrbellin und die darauf erfolgenden raschen Kriegsereignisse, herrlich befreit und einer gedeihlichen Ordnung zurückgegeben. Die zerrütteten Verhältnisse stellten sich allmählig her, das Land erhob sich wieder, und Canitz, den seine erwählte Lebensbahn von unmittelbarer Theilnahme an jenen kriegerischen Thaten zurückhielt, durfte im Schutze so glücklicher Erfolge desto ungestörter seinem persönlichen Zwecke nachgehn. Zwar ungern entließ ihn die Großmutter, nachdem aber die Erlaubniß des Kurfürsten eingegangen war, zufolge welcher nicht nur ihm selbst zu reisen, sondern auch dem Kurfürstlichen Sekretair Weiß ihn als Führer zu begleiten vergönnt wurde, trat er mit diesem noch in demselben Jahre seine Wanderung an. Eine ausführliche Reiseverordnung, von Mutter und Großmutter nach dem verständigen, vorsorglichen Sinne der letzteren eingerichtet und von derselben unterschrieben, wurde dem übrigens schon bewährten Führer bei der Abreise zur Richtschnur mitgegeben. Die Reise ging über Leipzig nach Jena, wo Canitz den geliebten Freund Zapfe zu überraschen meinte, ihn aber wegen zufälliger Abwesenheit ver-

fehlte; er setzte sich aber an dessen Schreibtisch, gab schriftlich von seiner verfehlten Absicht und seinem weiteren Vorhaben dem Freunde Nachricht, und erbat sich, mit einstweiligem zärtlichen Abschied, einen pünktlichen Briefwechsel. Als Zapfe bei seiner Heimkehr dieses hinterlassene Schreiben fand, konnte er sich lange nicht zufrieden geben, die Zuneigung des versäumten Freundes war seinem Herzen so theuer, wie der Ausdruck derselben seinem Verhältnisse ehrenvoll. Canitz indeß reiste über Augsburg und Innsbruck nach Venedig, wo er im November eintraf, und nebst seinem Gefährten gleich an der Feierlichkeit Theil nahm, durch welche die dortige deutsche Landsmannschaft dem neuerwählten Doge Sagredo ihren Glückwunsch öffentlich darbrachte. Von hier ging nach kurzem Aufenthalt die Reise über Padua, Loretto und Spoleto auf sehr beschwerlichen Wegen, wie denn Canitz mit dem Pferde zwischen Felsen und Abgründen lebensgefährlich, doch noch glücklich genug, stürzte, nach Rom, wo eben das vom Pabst ausgeschriebene Jubeljahr ablief. Im Anfange des Jahrs 1676. begaben sich die beiden Reisenden auf eine Zeit nach Neapel. Hier geriethen sie nebst einigen andern Fremden auf einem Ausfluge nach Pozzuolo in große Gefahr; ihr Vetturin und Pfer-

devermiether vergriff ſich thätlich an dem Cicerone dieſes Ortes, woraus ein heftiger Auflauf entſtand, der Pöbel gerieth in Wuth, und griff mit Steinen und Feuergewehr die Fremden ſo mörderiſch an, daß dieſe nur mit genauer Noth zu Pferde kamen, und in eiliger Flucht dem Untergang entrannen. Schon war Canitz mit allen Andern weit in Sicherheit, als er plötzlich wahrnahm, daß ſein Gefährte Weiß noch fehle; ohne ſich zu beſinnen, ſprengte er ſogleich, von nur noch Einem begleitet, zurück in die augenſcheinlichſte Gefahr, um jenen zu retten, der aber glücklicherweiſe, zwar verſpätet aber doch unbeſchädigt entkommen, ſeinem edlen Freunde ſchon unterwegs begegnete. Von Neapel nach Rom zurückgekehrt, wandte Canitz mit großem Eifer ſich auf die Studien; die römiſchen Alterthümer, die italiäniſche Sprache und Litteratur, ſo wie die Landes- und Staatenkunde des neueren Italiens, letztere mit Hülfe handſchriftlicher Nachrichten, die insgeheim für anſehnliches Geld ausgegeben wurden, und nach Anleitung des eben damals erſchienenen Buches Italia regnante von Gregorio Leti, waren Gegenſtände ſeiner täglichen Beſchäftigung. Durch Weiß, dem das Empfehlungsſchreiben eines Gelehrten aus Frankreich den Weg eröffnete, wurde er auch mit dem be-

rühmten Jesuiten Athanasius Kircher bekannt, der, aus Fulda gebürtig, die deutschen Landsleute freundlichst aufnahm, ihnen seine merkwürdigen Sammlungen und neusten physikalischen Erfindungen vorzeigte, sie nachgehends noch mit ausgezeichneten Mitgliedern der Gesellschaft Jesu bekannt machte, und ihnen überhaupt alle Freundschaft erwies; der wackere Mann ging so weit, seine wißbegierigen jungen Freunde in verschiedenen Wissenschaften selber zu unterrichten, unter andern auch in der musikalischen Komposition, zu Canitzens höchster Befriedigung, dem diese verwandte Kunst auch neue Anregung zum Dichten geben sollte. An Kunstsachen und andern Seltenheiten wurde manches gesammelt; die Merkwürdigkeiten des kirchlichen Roms und des neurömischen Lebens blieben dabei nicht verabsäumt; die Anwesenheit der katholisch gewordenen Königin Christina von Schweden gab dem Karnaval des Jahres 1676. einen besonderen Reiz und Glanz, und nachdem unsre Reisenden den Aufenthalt in Rom mit der Lustbarkeit dieser berauschenden Tage geschlossen, nahmen sie ihren Weg über Siena, Livorno und Lucca nach Florenz, und hierauf über Bologna und Ferrara wieder nach Venedig. Canitz fand überall die ausgezeichnetste Aufnahme, angesehene Empfehlungen

führten ihn bei den Vornehmen ein, noch erwünschter eröffneten ihm Kirchers wirksame Schreiben den Zutritt zu allen bedeutenden Gelehrten und andern durch Geist und Kenntnisse merkwürdigen Männern Italiens, mit welchen jener vielseitige und thätige Mann regen Verkehr hatte.

Canitz dachte bei allem, was er sah und was ihm begegnete, treulichst an seinen Freund Zapfe, dem er auch öfters Bericht gab, bald in Versen bald in Prosa, wie Zeit und Laune es mit sich brachte. In einem poetischen Sendschreiben aus Rom beschuldigt er sich zwar großer Versäumniß, allein er sagt zugleich zu seiner Vertheidigung:

„Hab' ich gleich manche Post mit Mäßiggehn verschlichen,
Sind die Gedanken doch als Boten abgeschickt.
Ach, könnten sie den Flug nach meinem Willen kehren,
Wohin mein heißer Wunsch sie eigentlich begehrt,
Du würdest Tag vor Tag die schnelle Zeitung hören:
Sei tausendmal gegrüßt!" —

worauf das Schreiben in Prosa übergeht. Ein anderer Brief vom 6. Mai, worin Canitz aus Venedig seine Reise von Rom bis dahin berichtet, ist sowohl wegen der Zeitumstände, welche darin wiederscheinen; als wegen der persönlichen Züge, die sich daraus ergeben, mittheilenswerth, und lautet

wie folgt: „Gleich jetzo, da ich aus dem Schiffe steige, und meine Briefe von dem Kaufmann abholen lasse, wird mir dein angenehmes vom 22. März eingehändiget. Der Kopf schwindelt mir noch etwas von den adriatischen Wellen, sonst solltest du sehen, daß meine Muse auch nicht sogar in dieser heißen Landschaft verschmachtet sei, fahre du aber nur fort, und erwarte künftig von mir etwas bessers. Mein Rückweg von Rom hieher ist über Florenz gegangen, weil ich die Reise von der andern Seite, im vorigen Jahr, allbereit gethan habe. Der Großherzog ist der höflichste Fürst, den man sich einbilden kann, er erinnerte sich, daß ihm von meinem Stiefvater und meiner Mutter, als er durch die Mark Brandenburg gereiset, einige Höflichkeit widerfahren, bezeugte darüber ein großes Vergnügen, und unterredete sich mit mir über eine halbe Stunde von dem Zustande der Kurfürstlichen Waffen, wovon er bessere Nachricht hatte, als ich ihm geben konnte. Den Morgen darauf schickte er mir etliche Bedienten in's Haus, die mich mit fetten Kapaunen und allerhand Federvieh, großen Würsten, Marzellin-Käsen, Zuckerwerke und andern Leckerbissen, vornehmlich aber mit den herrlichen Weinen, als Verdea, Clairetto, Trebisano und andern dergleichen Arten, wohl auf 8. Tage ver-

sahen. Ungeacht mich nun dieses ein ziemliches Trinkgeld gekostet, so hätte ich doch gern doppelt so viel gegeben, wenn ich nur, wie ich tausendmal wünschte, solches in deiner angenehmen Gesellschaft hätte verzehren können. Wir sind, nach unserm Vorsatze, eben noch zu recht hier angelangt, um dem Feste der Meervermählung mit beizuwohnen, bei welcher öffentlichen Seelust die Pracht der ganzen Stadt am besten zu sehen. Herzog Christian von Gotha, den ich schon zu Rom gekennet, ist nebst seinen Leuten, darunter ein Herr von Watzdorf, Hanstein und Avemann, deßwegen auch hier angekommen, und wohnt mit uns in Einem Hause; wir besehen auch alles zusammen in Gesellschaft. Von des Emanuel Thesaurus Sachen, die du so sehr zu sehen wünschest, habe schon vieles aufgetrieben, darunter seine Ars lapidaria et argutiarum, seine Philosophia moralis, seine Historia regni Italiae, wie auch seine Panegyrici sacri et profani, die doch meist in italiänischer Sprache geschrieben; wenn ich durch Turin gehe, hoffe ich mehr von ihm zu kriegen. Ich verthue viel Geld in Büchern, und kaufe viel akademische Diskurse über die allerseltensten Materien, welche von den klügsten Köpfen, durch ganz Italien, in ihren gelehrten Zusammenkünften oder Akademieen

öffentlich verlesen, und bisweilen in Druck gegeben werden. Ich bin eine Nacht oder drei in einer Barke auf dem Wasser gelegen, daß mir die Rippen im Leibe davon wehe thun, und hätte schon etliche Sonette zum Lobe dieses Nachtlagers verfertigt, zumal da ich jetzund auch die italiänischen Poeten lese, daraus ich gerne manche schöne Redensart und Erfindung anbrächte, wann ich dich conscium et arbitrum otii mei bei mir hätte. Schicke mir künftig deine Briefe nur gleich nach Lyon, doch spare ja kein Papier. Ich habe Rom sehr ungerne verlassen, und wann ich vorhin schon in Frankreich gewesen wäre, hätte mich dieser Ort leicht länger aufhalten können; aber das nützlichste und nöthigste muß man vorziehen. Meine Großmutter ist über siebenzig Jahre, und sollte sie abgehen, würde mein Reisen entweder gar aus sein, oder doch einen ziemlichen Stoß bekommen. Wie sicher ich in Frankreich sein werde, muß die Zeit lehren; meine Großmutter hat bei Seiner Kurfürstlichen Durchlaucht angesucht, und um Erlaubniß gebeten, mich von hier auch dahin zu schicken. Darauf ein Befehl erfolget: man könnte zwar wohl geschehen lassen, daß ich hinreiste, sie würde aber selbst auf meine Sicherheit, und daß ich nicht angehalten werden möchte, bedacht

sein müssen. Das Gegentheil versichern mich viele Deutsche, die ohne Gefahr sich allda aufgehalten haben. Ich will also in Gottesnamen hinreisen, und dich daselbst mit Verlangen erwarten u. s. w.“ Dem vergleichenden Betrachter der Zeiten mag bei diesem Einblick in vergangenes Leben nicht entgehen, daß, obgleich Canitzens Gedichte von einem Dichter heutiges Tages sich seltsam ausnehmen, und kaum irgend einem jetzigen Anspruche genügen würden, doch der Ausdruck der Lebensbeziehungen, wie sie als menschliches Interesse und persönliches Verhältniß, als innere Gesinnung und äußeres Treiben in seinem Briefe sich darstellen, noch jetzt in fast gleichem Werthe bestehen darf, und wir daher mit desto größerem Bedauern Briefsammlungen und Denkwürdigkeiten, durch welche Leben und Zeit solch bedeutender Personen reichhaltig überliefert sein könnten, in unserem vaterländischen Besitzthum zu missen haben.

Die Reise ging von Venedig zu Wasser nach Padua, wo Canitz und sein Führer durch die Unkunde des Schiffers abends bei der Ankunft in die größte Gefahr geriethen, und einzeln, an starken Ketten sich anhaltend, mit höchster Anstrengung das hohe Ufer hinanklettern mußten. Sie kamen hier mit den gelehrtesten Männern aus allen Fächern

durch die Hülfe des gelehrten Karl Patin, der einige Jahre zuvor aus Frankreich geflüchtet war, in gute Bekanntschaft, deßgleichen durch dessen Briefe in Verona und Mailand. Nachdem sie noch Genua und darauf Turin besucht, wo sie am Hofe, statt der gezwungenen italiänischen Lebensart, schon die freiere französische Sitte überwiegen fanden, ließen sie sich über den Berg Cenis tragen, und gelangten nach Chambery. Von hier ging Weiß nach Lyon voraus, um von dem dortigen Erzbischof, einem Bruder des Marschalls von Villeroi, einen Geleitsbrief zu erwirken; der damalige Krieg zwischen Frankreich und Deutschland machte diese Vorsicht nöthig. Canitz aber begab sich einstweilen nach Genf, wo er Einsiedel und Bose, die von Tübingen kommen sollten, zu sehn hoffte; da sich jedoch ihre Ankunft verzögerte, und die Bedenklichkeit seines Weiterreisens bald gehoben war, so folgte er, nach kurzem, wohlbenutzten Aufenthalt, seinem Freunde nach Lyon, wo der Erzbischof ihn freundlich in Obhut nahm. Sie blieben hier während der schönsten Sommerzeit fast drei Monate, und Canitz benutzte die Gelegenheit, in Gesellschaft mehrerer böhmischen und österreichischen Edelleute sich in Sprachkenntnissen und ritterlichen Leibesübungen, besonders auch im Tanze fertiger auszubil-

bilden. Einſiedel und Boſe fanden ſich zum acht-tägigen Beſuch von Genf hier ein, und die Zeit verging in angenehmſten Vergnügungen. Das ſchöne Land und muntere Volk machten auf Canitz den größten Eindruck, franzöſiſche Lebensart und Bildung entzückten ihn, er glaubte ſich in eine höhere Welt verſetzt; ſeinen Freund Zapfe, der ſchon früher in Paris geweſen und abermals eine Reiſe nach Frankreich beabſichtigte, beſtärkte er eifrigſt in dieſem Vorhaben, und verhieß ihm den herrrlichſten Genuß; er ruft ihm zu, „an's Tageslicht der edlen Freiheit zu kommen und nicht länger in der Nacht zu tappen, die kalten Geiſter, die in blinder Einfalt ſich an Dünſten vergnügen und in der Luft ein grillenvolles Haus bauen, zu verlaſſen, und am Rhoneſtrand Sicherheit und freien Umgang zu genießen;" ſcherzhaft anſpielend auf einige Vorgänge, von welchen Zapfe ihm geſchrieben hatte, ſagt er zuletzt:

„Komm, Freund, weil Frankreich dir in allem alles reicht!
Suchſt du ein Feuerwerk? Hier brennen edle Flammen.
Liebſt du die Gartenluſt? Hier iſt ein Paradies.
Bezaubert dich ein Buch? Hier haſt du mehr beiſammen,
Als kaum den Namen nach man dich noch kennen ließ.

Laß Verſ' und Lieder uns hier in die Wette ſchreiben,
Hier, wo Vernunft und Reim gern bei einander
ſteht."

Im letzten Verſe glänzt denn auch die zwiſchen den angeblichen Todfeinden durch Boileau ſo wirkſam geſtiftete, und unaufhörlich wieder geprieſene und empfohlene Eintracht von raison und rime, deren gelungene Kuppelung den Franzoſen ſo lange Zeit für ein Höchſtes galt! An Canitzens Entzücken indeß hatte Liebesneigung keinen Antheil; denn wiewohl in der Tiſchgeſellſchaft, der er ſich angeſchloſſen, acht junge Frauenzimmer waren, welchen, als den beſten Lehrmeiſterinnen, er zum Sprechen und Tanzen ſtets gewärtig ſein wollte, ſo blieb ihm doch aus ſo lebhaftem Verkehr nur der Titel eines Gleichgültigen und Unempfindlichen, womit er auch ganz wohl zufrieden war. Von Lyon reiſten Canitz und Weiß durch die Provence und Languedoc, und kamen über Avignon, Marſeille, Nismes, Montpellier und Toulouse nach Bordeaux, nicht ohne gefährvolle Beſchwerden, denn im Gebirge ſtürzten bei Nacht die Maulthiere mit der Sänfte in ein tiefes Waſſer, und auf der Garonne wurde das Schiff plötzlich leck. Von Bordeaux fuhren ſie hierauf mit der gewöhnlichen Landkutſche über Blois und Orleans ohne weite-

ren Zufall nach Paris, wo sie gegen Ende des Oktobers wohlbehalten eintrafen.

Auch hier blieb Canitz in seiner gewohnten Weise; er lebte in der großen Welt, besuchte den Königlichen Hof zu St. Germain, wo besonders der Dauphin ihn gnädig auszeichnete, und nahm an allem Theil, was einem jungen Manne seines Standes eröffnet war; allein vor allem strebte er, sich in Wissenschaften und Künsten zu vervollkommnen; er wandte fortgesetzten Fleiß auf die französische Sprache, lernte daneben mit Eifer spanisch und englisch, bemühte sich um die Bekanntschaft der ausgezeichnetsten Künstler und Gelehrten, und bereicherte seine schon vielseitigen Sachkenntnisse mit vielen neuen, unter andern auch mit denen des Bauwesens. Zu diesen geistigen Anstrengungen gesellte sich noch die körperliche der Reitschule; allein seine Gesundheit litt unter so mannigfachem Andrang, und im Frühjahr 1677. machte er eine ernstliche Krankheit. Anfangs hatte er anderthalb Jahre für Paris bestimmt, in der Meinung aber, daß die dortige Luft ihm nicht bekomme, wollte er jetzt schon nach sechs Monaten diese Hauptstadt verlassen, und nach England hinübergehn, auch durch anderweitige Gründe nunmehr veranlaßt, seine ganze Reise beträchtlich abzukürzen.

In seiner Familie hatte sich nämlich eine wichtige Veränderung ereignet. Seine Mutter lebte mit ihrem zweiten Manne, dem General von der Goltz, in heftigem Unfrieden, sie glaubte gegen ihn so gegründete Klage zu haben, daß sie bei dem Kurfürsten die Ehescheidung nachsuchte und auch alsbald erlangte; allein das Glück ihrer neuen Freiheit konnte der lebhaften und von mancherlei Ansprüchen bewegten Frau nur kurze Zeit genügen, sie dachte an neue Verheirathung, und folgte dabei dem wunderlichsten Einfall. Der Glanz und die Anmuth der französischen Bildung, wie sie von Ludwigs XIV. Hof in der vereinten Macht der reizendsten Geselligkeit und geistreichsten Literatur über die ganze Nation ausstrahlte, war auch in andere Länder unwiderstehlich vorgedrungen, und jene große Erscheinung, die wie Zauber wirkte, konnte niemanden unergriffen lassen. Wir haben gesehn, mit welchem Entzücken Canitz den Reiz dieser Sittenanmuth empfindet, und ihren schmeichelnden Wogen sich hingiebt. Aber auch in Berlin war diese Anmuth schon nicht fremd mehr, einzelne Vorbilder zeigten dieselbe mit wesentlicheren Eigenschaften in glücklichstem Verein, und die befangensten Vorstellungen durften sich in dieser Richtung entwickeln. Mit gleichem Entzücken, wie Canitz war auch seine

Mutter von jenem Reiz ergriffen, und mit launenhafter Schwärmerei sah sie das allgemeine Bild einer nationalen Liebenswürdigkeit lieber gleich als ein persönliches jedes Einzelnen an; sie faßte den Vorsatz, einen Franzosen zu heirathen, und da ein Franzose ihr schon als solcher in ganz bestimmter Vollkommenheit erschien, so kam auf die Wahl nun nicht besonders viel an; die rasche Dame entschloß sich kurz, sie schrieb einem Kommissionair in Paris, dessen Geschmack ihr schon durch häufige Modesendungen erprobt war, er solle ihr von dort nun auch einen Mann schicken, den sie heirathen könne, derselbe müsse jung, hübsch, rüstig, fein und geistvoll, und demnächst auch, wie billig, von Adel sein. Dem für die seltsame Heirathslaune glücklich Angeworbenen, der bald genug von Paris abgeschickt in Berlin bei seiner Bestellerin eintraf, und wiewohl schon ein Mann von 50 Jahren und keineswegs hübsch und rüstig, dennoch zum Aufsehn und Lärmen aller Welt wirklich von ihr geheirathet wurde, wollte man kaum jenes letzte Erforderniß zugestehn, man hielt ihn für einen Abentheurer, und seinen Namen, Peter von Larrey Baron von Brunbose für angemaßt. Die ganze vornehme Welt war ärgerlichst erschüttert; das neue Ehepaar wurde die Zielscheibe des bittersten Spottes und Gelächters;

der Vorgang kam in der Folge sogar in zwei deutschen Schauspielen auf die Bühne, beide Theile wurden als garstig betrogen vorgestellt. Doch war in der Wirklichkeit jene Ehe nichts weniger als unglücklich, beide Gatten lebten sehr zufrieden mit einander. In welcher Art Canitz von dem Beginnen seiner Mutter getroffen wurde, das grade in die Zeit fiel, da er selbst in Paris war, läßt sich leicht erachten. Er kam in den Fall, über seinen Stiefvater, wie über den fremdesten Menschen, die sonderbarsten Erkundigungen einziehen zu müssen, und durfte noch froh sein, die lächerlichen und verdrießlichen Angaben, die von Berlin her verlauteten, zum Theil widerlegen zu können. Seinem Freunde schrieb er von dieser Sache: „Mein neuer Stiefvater, der andere dieses Namens, soll krank sein. Er heißt Baron Brunboc, und ist, wie ich nunmehr von gewisser Hand allhier erfahren, von gutem Hause. Sein Bruder ist der Marquis Larray, ein Edelmann in der Normandie. Mit der Scheidung ist es wunderlich hergegangen. Meine Großmutter ist mit der neuen Heirath sehr übel zufrieden, ich aber gebe mich nun besser darein, als im Anfange, da ich noch etwas Hoffnung zur Aenderung hatte: Und sehe nun geduldig an, was ich doch nicht mehr ändern kann.“ Indeß war

sein Familienverhältniß dadurch sehr gestört, und er selbst nun ganz an seine Großmutter gewiesen, welche nach einem so großen Ereignisse mancherlei Rücksprache und Anordnung nöthig fand.

Die beiden Freunde reisten von Paris ab, und schifften von Dieppe nach England hinüber. In London besuchten sie sogleich den brandenburgischen Gesandten Freiherrn von Schwerin, welcher sie bei Hof, im diplomatischen Kreise und bei mehreren vornehmen Engländern einführte, und sie auch zu einem Schmause des Lord-Mayor mitnahm. Sie besahen alle Merkwürdigkeiten, eilten aber bald wieder fort, schifften nach den Niederlanden über, und gingen zuerst nach Leiden, wo sie den jüngeren Gronovius und den gelehrten Arzt und Theologen Stenan aus Dänemark als alte Bekannte wiedersahen. Nach einem vierzehntägigen Aufenthalt im Haag eilten sie nach Nimwegen, wo grade der große Friedenskongreß gehalten wurde, dessen Schluß von jener Stadt den Namen führt. Die Reisenden fanden auch hier bei den brandenburgischen Bevollmächtigten von Somnitz und von Blaspiel die günstigste Aufnahme, und wurden durch deren Vermittelung leicht mit den angesehensten Staatsmännern, die hier aus allen Ländern versammelt waren, persönlich bekannt, welches für Ca-

nis, als seiner künftigen Laufbahn entsprechend, besonderen Werth hatte. Auch knüpfte er während dieses Aufenthalts mit dem brandenburgischen Gesandtschaftsmarschall Eusebius von Brand, welcher leidenschaftlich für deutsche Dichtkunst eingenommen war, und selbst mit Glück sie übte, eine vertraute Freundschaft, die sich durch die Folge stets bewährte. Ueber Kleve wurde darauf die Reise ohne weiteren Aufenthalt bis Berlin fortgesetzt. Hier fand Canitz, dessen Erscheinung den ihm vorausgegangenen Ruf eines trefflich gebildeten und fähigen jungen Mannes glänzend bestätigte, den glücklichsten Empfang, sowohl von Seiten seiner Angehörigen, als auch des Hofes und des Kurfürsten selbst, der ihm sogleich, nach schon vorbereiteter Bestimmung, Titel und Rang eines Kammerjunkers an seinem Hofe verlieh. In andrer Weise hatte seine Großmutter für ihn gesorgt, indem sie ihr ganzes Vermögen für ihn sichergestellt, dessen bester Theil, nämlich das Gut Blumberg und ihr Wohnhaus in Berlin, zusammen damals über 70,000 Thaler werth, nebst noch vielen Kostbarkeiten, ihm unmittelbar nach ihrem Tode, das übrige aber, dessen Nießbrauch seiner Mutter überlassen wurde, ihm nach deren Ableben unverkürzt zufallen sollte. Nur das persönliche Verhältniß zu dieser,

welchen mit ihrem Gatten ein nahgelegenes Gut bewohnte, blieb zu seinem Leidwesen fürerst noch im Trüben, da seine Großmutter ihn wegen der Gefahren, welche sie dort für ihn vorhanden wähnte, anfangs durchaus zurückhielt, und gleich in der nächsten Zeit sein neuer Dienstberuf ihn wieder von Berlin entfernte.

Schon in den nächsten Wochen nach seiner Rückkehr mußte er dem Kurfürsten in's Feld folgen, der seinen Krieg wider die Schweden in Pommern mit allem Nachdruck fortsetzte, und bereits im Juni dieses Jahres 1677. die Belagerung von Stettin begonnen hatte. Auch Weiß, in seine Kurfürstliche Bedienung als Kammersekretair wieder eingetreten, war in seinem Berufe dem Kurfürsten in das Lager vor Stettin gefolgt, und es dauerte nicht lange, so fand auch Zapfe sich daselbst ein. Dieser war inzwischen Licentiat der Rechte geworden, und jetzt im Begriff, mit einem jungen Herrn von Müllenheim aus Preußen auf Reisen zu gehen; bis diese Sache völlig geordnet wäre, wollte er mit dem Freunde zusammensein, der ihn zu seinem Zeitgenossen machte, und in die angesehensten Bekanntschaften seines Kreises ehrenvoll einführte. Auch Weiß und Zapfe, die hier zuerst einander sahen, wurden bald Freunde. Die Be-

lagerung indeß zog sich in die Länge, eine böse Seuche verbreitete sich unter den Kriegsvölkern, und Canitz und Zapfe, beide von dem Uebel heftig befallen, mußten nach Berlin zurückgehn. Durch die Luftveränderung wurde die Genesung bald herbeigeführt; Zapfen aber begegnete hier ein Zufall, der in seiner Geringfügigkeit doch zu merkwürdig ist, um unerwähnt zu bleiben. Ihm träumte eines Morgens, er habe sich mit einem Federmesser, das er als eine kunstreiche Arbeit von Paris mitgebracht hatte, gefährlich den Fuß verwundet, und im Schrecken darüber wachte er auf. Ganz vergnügt, daß nur ein Traum ihn geängstet, wollte er nach einer Weile aufstehn, aber kaum setzte er den Fuß nieder, als er sich heftig verwundet fühlte, das Federmesser war in der Nacht, vielleicht durch eine Bewegung des Halbschlafenden, deren noch aufgefangenes Bewußtsein in den vollen Schlaf nur als Traum überging, und so zugleich bewahrt und verdüstert blieb, von dem Tische, auf dem es gelegen, herabgefallen, und in einen Pantoffel geschlüpft, wo denn der Schaden fast unvermeidlich bereitet war. Canitz, an dem Unfalle, der seinem Freunde viele Wochen zu schaffen machte, zärtlich theilnehmend, erbat sich das Federmesser zum Andenken, und erhielt es in Begleitung von Knittelreimen,

da der Scherz in ihrem Verkehr nie sein Recht aufgab. Uebrigens hielt er den Freund während des ganzen Aufenthalts in Berlin als seinen Gast, führte ihn, als er wieder hergestellt war, in alle Gesellschaften, besonders aber in das Haus seiner Großmutter ein, die von dem verständigen und gebildeten Manne bald so gute Meinung hatte, daß sie endlich ihrem Enkel auch erlaubte, was sie bisher nie hatte zugeben wollen, seine Mutter auf dem nahen Gute Dietersdorf in Gesellschaft dieses Freundes zu besuchen, doch fügte sie die strengste Warnung hinzu, in keinem Fall dort über Nacht zu bleiben. Sie wurden aber so freundlich empfangen, und so dringend eingeladen, sowohl von der Mutter, als auch von dem Stiefvater, der sich als ein Mann von Welt und Geist erwies, daß Canitz nicht widerstehn konnte, sondern einwilligte, erst am andern Morgen den Rückweg anzutreten. Die Besorgnisse der Großmutter mußten als grundloser Wahn erscheinen. Man brachte den Tag vergnügt hin, und abends setzte sich Canitz mit seinem Stiefvater vertraulich zum Kaminfeuer, um Taback zu rauchen, wie sie beide es gewohnt waren. Aber schon bei der ersten Pfeife wurde ihm plötzlich so übel, daß er in die freie Luft verlangte, und mit Hast nach dem Garten eilte; hier indeß

wurden die Zufälle nur heftiger, und mit den Empfindungen des Unwohlseins erwachten verstärkt alle Vorstellungen des Argwohns, welchen die Großmutter gegen dieses Haus gefaßt, ein Vergiftungsversuch war nur allzuglaublich, die schleunigste Flucht dringend rathsam. Die beiden Freunde eilten sogleich durch die Gartenthüre heimlich hinaus, ließen ihre Diener die Reitpferde nachbringen, und ritten ohne Abschied nach Berlin zurück, wo sie bei später Nacht ankamen, als die Großmutter schon sehr in Sorgen um sie gestanden. Unterwegs jedoch hatte sich die aufgeregte Einbildungskraft wieder beruhigt, der üble Zufall dünkte aus mancherlei Ursachen ganz gewöhnlich herzuleiten, der abscheuliche Verdacht erschien durchaus verwerflich. Deßhalb verschwieg Canitz der Großmutter sorgfältigst alles Vorgegangene, schrieb am andern Tage seiner Mutter einen Entschuldigungsbrief über sein heimliches Fortgehn, und da auch späterhin sich niemals eine Spur von bösen Anschlägen zeigte, so behielt er in seiner Seele bald auch nicht das kleinste Mißtrauen mehr zurück, sondern bewies der Mutter unausgesetzt die kindlichste Zuneigung, und auch ihrem Gatten das freundlichste Wohlwollen, welches er in der Folge oftmals mit eigner Aufopferung durch die That bewährte.

Im Genuſſe der geſellſchaftlichen Vergnügungen vergaßen die beiden Freunde nicht ihrer dichteriſchen Liebhaberei. Die ſchönen Geiſter Frankreichs, mit welchen ſie beide in Verbindung gekommen, — Zapfe war ehmals in Paris durch den Sprachgelehrten Richelet in den Kreis des Abbé Menage eingeführt und ſelbſt dem Dichter Boileau vortheilhaft bekannt geworden, — gaben ſolcher Beſchäftigung Vorbild und großentheils auch Stoff, denn ſehr häufig wurden Ueberſetzungen ihrer Werke verſucht. Canitz überſetzte unter andern aus dem Mercure galant die Liebesregeln eines unbekannten Verfaſſers, Zapfe einige Auftritte aus dem Trauerſpiel Phädra von Racine, in Verſen, die ohne Zweifel für die damalige Bildung von hohem Werthe waren. Doch für Canitz eröffnete ſich in dieſer Zeit noch eine andre, mächtige Lebensregung. Dem Hauſe ſeiner Großmutter gegenüber wohnte das Fräulein Dorothea von Arnim, ein Frauenzimmer von den vortrefflichſten Eigenſchaften. Ihr Vater, Erbherr auf Boitzenburg, war früh geſtorben, ihre Mutter aber in zweiter Ehe an den Oberhofmarſchall Freiherrn von Canſtein verheirathet. Sie war nicht regelmäßig ſchön, aber von höchſt einnehmender Geſichtsbildung, mit den ausdrucksvollſten Augen, dabei von

hoher schlanken Gestalt, schönem Busen, wohlgefügten Gliedmaßen, und von größter Anmuth in allen ihren Bewegungen. Diesem begünstigten Aeußeren entsprachen die schönsten inneren Vorzüge, die reinste Frömmigkeit und Güte des Herzens, ein edler, freundlicher Sinn, ein lebhafter Verstand und gebildeter Geist. Sie war zwei Jahre jünger als Canitz, und wurde seine erste Liebe. Weiß und Zapfe, welchen er zuerst seine Neigung vertraute, konnten dieselbe nur billigen, sie durfte einer beglückenden Verbindung entgegensehn, für welche sich kaum irgend ein Hinderniß erwarten ließ, denn beiderseits hielten die wünschenswerthesten Verhältnisse einander das Gleichgewicht. Auch erlangte Canitz alsbald die Gewißheit, daß seine Neigung nicht unerwiedert sei. Den Hoffnungen, welche so schön und nah ihrem Ziele schwebten, brachten gleichwohl die Umstände noch manche Zögerung. Der Krieg gegen die Schweden dauerte fort, und Canitz mußte im nächsten Jahre 1678. dem Kurfürsten abermals nach Pommern folgen, wo dem Feinde die Insel Rügen und die Festung Stralsund siegreich entrissen wurden. Eben so hatte Canitz im Anfange des folgenden Jahres 1679. den Zug nach Preußen mitzumachen, wohin der Kurfürst mitten im Winter mit seinem Hofstaat

und Kriegsheer plötzlich aufbrach, um auch dort den von Liefland in seine Staaten eingedrungenen Feind mit glänzendem Erfolge zurückzutreiben. Diese Jahre begünstigten weder die Liebe Canitzens, noch trugen sie seinem Dichten sonderliche Frucht. Er entbehrte der Anregung seiner Freunde, — denn auch Zapfe hatte unterdeß neue Reisen angetreten, — und weder die Sehnsucht nach der entfernten, noch die Befriedigung bei der anwesenden Geliebten, scheint ihn zu Gesängen begeistert zu haben, wenigstens findet sich aus dieser Zeit und solchen Stoffes kein Gedicht vor. Durch den zu St. Germain en Laye am 29. Juni 1679. mit Frankreich und Schweden geschlossenen Frieden hörten endlich die Kriegesunruhen wieder auf, und Canitz konnte ungestört im vertrauten Kreise seinem innern Hange nachleben. Gleich nach seiner Rückkehr aus dem Felde trat er seine Stelle als Kammerjunker seinem Herrn von Mandelsloh ab, wogegen ihm der Kurfürst die Amtshauptmannschaft der beiden Aemter Zossen und Trebbin in der Mittelmark verlieh, auf welche sein erster Stiefvater von der Golz willig zu seinen Gunsten verzichtete. Nachdem diese und andre Angelegenheiten besorgt, und abermals eine geraume Zeit unter Zögerungen verstrichen war, fand endlich im Jahr 1680. seine

Verlobung mit der Geliebten Statt, allein die Heirath selbst, nochmals verzögert durch den Tod des Freiherrn von Canstein, erst im Februar 1681.

Einen glücklichen Sommer verlebte Canitz mit seiner Doris auf dem Gute Blumberg. Die zärtlichste und reinste Liebe, erhoben auf dem festen Grunde edlen Gemüthes, genährt mit den schönsten Gaben des Geistes und der Empfindung, machte das Glück beider Gatten. Doris nahm Theil an Canitzens dichterischem Treiben, sie würdigte seine Gedichte mit Einsicht, und ihr Wohlgefallen wurde ihm ein neuer Antrieb. Zur Störung wurde diesen glücklichen Tagen für einen Augenblick, daß, wie früher seine eigne Mutter, nun auch seine Schwiegermutter auf den Gedanken kam, sich zum drittenmal zu verheirathen; doch konnte dies nur vorübergehend einwirken. Größere Veränderung mußte ein anderer, wiewohl an sich glücklicher und auch erwünschter Vorgang herbeiführen, daß nämlich der Kurfürst, welcher schon früher Canitzen öfter an seinem Hofe zu sehen gewünscht, denselben im September des letzterwähnten Jahres nach Potsdam berief, ihn zum Hof- und Legationsrath ernannte, und den Befehl hinzufügte, er möchte sich mehr, als bisher geschehen, um des Kurfürsten hohe Person finden, indem es

bei

bei damaligen Vorfällen nöthig wäre, daß man jemand zu versenden allemal bei der Hand hätte. Canitz hatte die Freude, fast in derselben Zeit auch seine Freunde befördert zu sehn; Weiß rückte im brandenburgischen Dienste zum Kammerrath auf, und Zapfe wurde als sächsischer Kirchenrath in Zeitz angestellt, wo derselbe sich auch bald verheirathete. Canitz beglückwünschte ihn bei dieser Gelegenheit und schrieb unter andern: „Deine Heirath und die Art derselben gefällt mir sehr wohl; weil du mir aber die Sache, ohne sonderliche Umstände, schlechthin berichtest, so will ich auch die wieder nur mit ein paar Worten, doch von Herzen, tausend Glück und Vergnügen wünschen, und daß deine Liebste, wo nicht ein fruchtbarer Weinstock, doch ein immergrünender Tannenbaum sei, dem es an Zapfen niemals fehlen möge." Wenn auch Geschmack und Ausdruck den Werth dieses Witzes seitdem etwas verändert haben, und wir ihn schwerlich so ganz blank und voll annehmen, so dürfen wir doch überzeugt sein, daß er zu seiner Zeit auserlesen köstlich und glänzend war, und daß vielem von dem, was heute das Zierlichste und Gültigste vom Tage ist, durch die Folge der Zeit ein Gleiches widerfahren wird. Im Jahre 1682. machte Canitz eine Reise nach der Lausitz, wo ihm seine

Großmutter einige Güter abgetreten, spätershin eine andre nach Leipzig und Halle, wo er Gelder einzufordern hatte, und benutzte diese Nähe, um auch in Zeitz den lieben Freund zu besuchen. Eine bedeutende Bekanntschaft und freundschaftliche Verbindung, war ihm inzwischen auch in Berlin mit dem jungen Besser geworden, der im Jahre 1680. seinen Wohnsitz dort genommen hatte, und unstreitig unter den schönen Geistern und gebildeten Weltmännern damaliger Zeit in erstem Range stand. Für beide war der wechselseitige Umgang werth und förderlich; sie dichteten ungefähr in gleicher Art, und ihre Dichtkunst widmete sich vorzugsweise der Gesellschaft, dem Hofe, die dazu den reichlichsten Anlaß gaben. Das Leben in Berlin war damals äußerst regsam und gefällig, der Umgang mannigfach, der Verkehr in den Hofkreisen machte Anspruch auf Geschmack und Bildung. Die sogenannten Wirthschaften, eine Art festlicher Vergnügungen unsern Maskenzügen vergleichbar, waren sehr beliebt, und erschienen selten ohne den Reiz dichterischer Ausschmückung; mythologische, historische und fantastische Figuren, Nationen, Stände und Gewerbe, wurden in glänzenden Kostümen, in der Regel ohne Gesichtsmaske, von den Gästen dargestellt, und zu mancherlei Gruppirungen, Tän-

zen oder sonstigen Aufführungen geordnet; die Personen hatten entweder Verse herzusagen, oder waren Gegenstand der ihnen vom Dichter in eignem oder fremden Sinne gewidmeten. Der französische Gesandte, Graf von Rebenac-Feuquieres, gab im September 1682. zur Feier der Geburt des Herzogs von Burgund in Berlin eine dergleichen glänzende Wirthschaft, deren vornehmste Theilhaber Canitz mit einigen zu seiner Zeit galanten und muntern Versen, ihrem Karakter gemäß bedacht hat.

Im Herbste des Jahres 1682. begann Canitzens diplomatische Laufbahn durch eine Gesandtschaft, die ihm der Kurfürst an die rheinischen Kurhöfe in einer besonderen Angelegenheit übertrug. In Frankfurt am Main wurden zwischen dem Könige von Frankreich und dem deutschen Reiche über die Ausführung des Friedens von Nimwegen schwierige Verhandlungen gepflogen, welche zu einem neuen Kriege führen konnten. Der Kurfürst wünschte einen neuen Bruch abzuwenden, er hatte schon genug bewiesen, daß, wenn es galt, er an rüstigem Eifer und tapfrem Muthe niemanden weiche, doch unter den damaligen Umständen glaubte er einen neuen Krieg durchaus verderblich für das Reich. Demnach wurde Canitz nach Köln, Trier, Mainz und Heidelberg abgefertigt, um die dortigen

Höfe für die Richtung zu gewinnen, bei welcher der Frieden sich erhalten zu können schien. Er hatte besonders in Mainz guten Erfolg, und begab sich darauf nach Frankfurt am Main, um daselbst in Verbindung mit dem dänischen Gesandten für den gleichen Zweck zu wirken. Der dortige Kongreß ging zwar bald nachher auseinander, weil die französischen Gesandten, der fruchtlosen Zögerungen überdrüssig, sich entfernten, allein die Verhandlungen wurden am Reichstage zu Regensburg fortgesetzt, und der gefürchtete Ausgang war für den Augenblick vermieden. Canitz kam im Frühjahr 1683. nach Berlin zurück, und wurde wegen seines klugen und glücklichen Benehmens ausgezeichnet belobt. Der Kurfürst verlieh ihm zur besonderen Belohnung, anstatt der Aemter Zossen und Trebbin, die er wieder an Mandelsloh abtrat, die einträgliche Amtshauptmannschaft Mühlenhof und Müllenbeck, welche jährlich über 700. Thaler brachte, und die Annehmlichkeit hatte, daß der Mühlenhof in Berlin selbst lag. Im März des Jahres 1684. wurde Canitz, nachdem er vorher mit seiner Gemahlin seinen Freund Zapse in Altenburg besucht hatte, abermals an den Rhein gesandt. Der Kurfürst von Brandenburg war unaufhörlich bedacht, die Sache des Reichs gegen das Ausland zu stärken,

und zugleich jeder inneren Unterdrückung oder Verwirrung entgegen zu arbeiten. Durch seinen Gesandten Paul von Fuchs hatte er den Kurfürsten von Köln, der nur zu sehr geneigt war, sich den Anträgen und Lockungen Frankreichs hinzugeben, in sein Bündniß gezogen. Nachdem aber Fuchs alsbald von Köln nach dem Haag weitergereist, sollte nunmehr Canitz jenes Bündniß neuerdings zu befestigen, und zugleich eine Zwistigkeit auszugleichen suchen, die sich zwischen dem Kurfürsten von Köln und den Herzogen von Hannover und Celle wegen des Besatzungsvorrechts in Hildesheim erhoben hatte. Er ging deßhalb über Hannover, um dort vermittelnd einzuwirken, und hatte sowohl hier, als nachgehends in Köln, in seiner Unterhandlung soweit glücklichen Erfolg, als von seiner Sendung mit Billigkeit zu erwarten gewesen war. Die genannten Höfe traten, nach dem Vorgange Hollands, dem zu Regensburg zwischen Kaiser Leopold I. und dem Könige Ludwig XIV. auf 20 Jahre eingegangenen Stillstande bei, und schlossen sich enger an den Kurfürsten an; zwar wurde den Franzosen die von ihnen treulos eingenommene freie Reichsstadt Straßburg einstweilen überlassen, aber gleichwohl das übrige Reich für den Augenblick aus der bedenklichen Gefahr gerettet. Canitz kam noch vor

Ablauf des Jahres von Köln nach Berlin zurück, wo seinen Verrichtungen abermaliger Beifall zu Theil wurde.

Von größeren Schwierigkeiten und minderem Erfolg war eine Sendung, mit welcher Canitz im Februar des nächstfolgenden Jahres 1685. nach Niedersachsen beauftragt wurde. In der freien Reichsstadt Hamburg bestanden zwischen dem Rath und der Bürgerschaft heftige, andauernde Zwistigkeiten. Der Bürgermeister Meurer, vieler Vergehen gegen das Gemeinwesen beschuldigt, lebte mit dem Herzog von Celle in engen Verständnissen, und fand in demselben eine mächtige, aber auch um so gehässigere Stütze gegen die Angriffe seiner Mitbürger. Auch bei dem Reichshofrath in Wien wurde seine Sache begünstigt, und von daher der Herzog von Celle beauftragt, den Kaiserlichen Aussprüchen Wirkung zu verschaffen. Da hier Namen und Ansehn des Kaisers offenbar nur persönlicher Leidenschaft und eigennütziger Anmaßung dienen sollte, so erhob die Bürgerschaft den heftigsten Widerspruch. Zwei Bürger insonderheit, Konrad Jastram und Hieronymus Snitger, bewiesen den feurigsten Eifer für die Gerechtsame der Stadt, stellten sich an die Spitze der Unzufriedenen, und gewannen bald ein solches Ansehn beim Volke, daß sie dasselbe ganz

nach ihrem Willen lenkten. Auch ihrer Partei fehlte es nicht an auswärtiger Unterstützung; der dänische Hof bestärkte sie in ihrem Widerstande gegen den Herzog von Celle, indem er doch auch diesen im Stillen anregte; ernstlicher und aufrichtiger nahm der Kurfürst von Brandenburg an ihrer Sache Theil. Canitz wurde nach Celle gesandt, um den Herzog von seinen gewaltsamen Unternehmungen gegen Hamburg abzumahnen, eine neue Berichterstattung an den Kaiser anzusprechen, und von Seiten des Kurfürsten nachdrücklich zu erklären, daß derselbe die Hamburger in ihren Gerechtsamen nicht werde kränken lassen, sondern auf alle Weise zu ihrem Beistande bereit sei. Canitz richtete seinen Auftrag mit solcher Kraft und Geschicklichkeit aus, daß der Herzog, wiewohl mit vielen Unwillen und großen Klagen über Jastram und Snitger, in neue Vergleichsversuche willigte. Hierauf begab sich Canitz nach Hamburg, um auch dort versöhnend einzuwirken. Er brachte der Stadt die Versicherung des Kurfürstlichen Schutzes, und benutzte die ungemeine Gunst, welche die Art seines Erscheinens und sein Benehmen ihm bei den Bürgern gab, um alles zum Frieden zu lenken. Jastram und Snitger, an die er sich mit einnehmender Beflissenheit wandte, schlossen sich ihm mit vollem

Vertrauen an, folgten seinen Rathschlägen, und setzten dieselben bei der Bürgerschaft durch. Durch Canitzens und seiner ihm verbundenen beiden Patrioten wackeres Bemühn gelang es wirklich, nach öfterem Hin- und Her reisen, einen friedlichen Vergleich dem Abschlusse nah zu bringen, als der Herzog von Celle in diesem ungelegensten Zeitpunkte neuerdings mit harten und trotzigen Ausdrücken einen vor sechs Monaten ausgefertigten Kaiserlichen Schutzbrief für den Bürgermeister Meurer an die Stadt abgeben ließ, und dadurch plötzlich alles wieder verdarb. Die Gemüther geriethen in die heftigste Bewegung, und wollten nun von keiner Nachgiebigkeit mehr hören; auch Jastram und Gültger mußten dem Strome folgen, wider welchen sie nichts vermochten; Canitz wurde im Junl abberufen, und schied mit Trauer von der Stadt, für deren Bestes er so lebhaft bemüht gewesen, und deren edelste Bürger ihm so nah bekannt geworden. Er nahm seinen Rückweg über Celle, wo er dem Herzoge nochmals ernstlich zu erklären hatte, der Kurfürst würde, wie auch die Sache ausschlüge, der Stadt Hamburg als Vertheidiger nicht fehlen, und den Untergang derselben nicht müßig ansehn. Der Kurfürst nahm sich hierauf in Wien der hamburgischen Sache bestens an, allein unvermuthete

Gewaltſtreiche brachten neue Verwirrung. Als die Häupter des Volks waren insbeſonders Jaſtram und Snitger dem tödtlichſten Haſſe der Gegenparthei ausgeſetzt; ihrer ſich zu entledigen, wollte man kein Mittel unverſucht laſſen. Mit Hülfe des Kaiſerlichen Reſidenten Rundeck wurde das ſchwärzeſte Komplott geſchmiedet, die beiden Bürger gewaltſam aufzuheben, und nach Celle als Gefangene zu liefern. Wirklich wurde Snitger, als er mit ſeiner Gattin nach ſeinem Garten in Ham fahren wollte, von celliſchen Reitern überfallen und eiligſt fortgeführt, aber noch auf dem hamburgiſchen Gebiete vom nachſetzenden Hamburgern wieder eingeholt, befreit, und mit einem Theil der überwältigten und gefangenen Räuber im Triumph nach der Stadt zurückgebracht. Das Gericht verurtheilte die celliſchen Soldaten nebſt einigen andern Theilnehmern des verrätheriſchen Ueberfalls zum Tode, und ſie wurden wirklich, trotz aller erſinnlichen Bemühung des Herzogs von Celle und der Kaiſerlichen Beamten, neun an der Zahl enthauptet. Hierüber entſtand ein gewaltiger Lärm, und wiewohl das hamburgiſche Gericht ganz in ſeiner Befugniß gehandelt hatte, auch in Wien nicht geläugnet wurde, daß der Kaiſerliche Reſident, jedoch ohne Auftrag, jenen Streich angeſtiftet, ſo entzündete ſich der Haß

gegen die Stadt doch nur um so heftiger, und von Wien her standen derselben die verderblichsten Entscheidungen zu erwarten. In dieser Bedrängniß fand Hamburg abermals in dem Kurfürsten von Brandenburg einen kräftigen Vertreter bei dem Kaiser. Zugleich wurde Canitz, im September des nämlichen Jahres, wiederum nach Celle und Hamburg gesandt, um nochmals eine gütliche Vermittelung zu versuchen. Allein die Schwierigkeiten hatten inzwischen auf beiden Seiten zugenommen; der Herzog von Celle trotzte auf das Ansehn und den Beistand des Kaisers, und wollte von keinem Vergleich mehr hören, die Hamburger verließen sich auf die Hülfe Dänemarks, von welcher Seite sie nachdrücklichst in ihrem Widerstande bestärkt, und auf alle Weise noch mehr gegen den Herzog von Celle und die in Wien erschlichenen Kaiserlichen Verfügungen aufgereizt wurden. Vergebens warnte Canitz seine Freunde Jastram und Snitger wiederholt gegen die verderblichen Lockungen und Rathschläge der Dänen, die schmeichlerischen Anerbietungen der letztern siegten über die wohlmeinenden Mahnungen des Kurfürsten, der brandenburgische Einfluß wurde verdrängt, und Canitz kehrte unverrichteter Sache im December nach Berlin zurück. Der Ausgang zeigte im folgenden Jahre, wie sehr

jene Patrioten in ihrer Wahl geirrt hatten. Sie hielten, auf Dänemark gestützt, ihren Gegnern eine Zeitlang guten Stand, allein die Dänen, welchen sie sich ganz hatten hingeben müssen, suchten unter dem Vorwande des Schutzes nur ihre eigne Herrschaft in Hamburg aufzurichten, sie sammelten Truppen, warfen endlich die Larve weg, und forderten unumwunden die Erbhuldigung der Hamburger; die verrathene Stadt griff zu den Waffen, der Rath benutzte den Anlaß, um celliſche Truppen hineinzuziehen. Jastram und Snitger wurden verhaftet, und auf Betrieb ihrer Feinde als Verräther, die dem Könige von Dänemark die Stadt überliefern gewollt, öffentlich hingerichtet, ohne daß das bestürzte und unsichre Volk etwas zu ihrer Rettung versucht hätte. —

Kaiſer Leopold führte in dieſer Zeit mit aller Macht in Ungarn den Krieg gegen die Türken, und ſeinem tapfern Heere war den 26. Juli 1686. die Erſtürmung der Feſtung Ofen gelungen. Der Kurfürſt von Brandenburg, der ſelbſt 8000. Mann unter dem General von Schöning als Hülfstruppen bei dem Heere hatte, beeiferte ſich, dem Kaiſer zu dieſem großen Siegserfolge glückwünſchend ſeinen Antheil zu bezeigen, und Canitz wurde zu dieſer Sendung auserſehn. Er empfing zugleich den Auf-

trag, die Sache der Stadt Hamburg, deren Streitverhältnisse noch immer fortdauerten, bestens wahrzunehmen, und auf eine friedliche Ausgleichung kräftig hinzuarbeiten. Während Canitz diese Angelegenheit in Wien betrieb, unterhandelten die brandenburgischen Gesandten von dem Knesebeck und von Fuchs zu gleichem Zweck in Kopenhagen, und durch diese vereinten Bemühungen sah der Kurfürst schon im September desselben Jahres die gewünschte Ausgleichung endlich herbeigeführt, noch immer glücklich genug, obschon viel weniger, als sie es vor dem Opfer jener unglücklichen Bürger hätte sein können. Canitz empfing den Befehl, von Wien nach Neigarn abzugehn, um bei den brandenburgischen Hülfstruppen einiger vorkommenden Geschäfte wahrzunehmen; in Ofen, wo er sich einige Zeit aufhielt, dichtete er ein Trauergedicht auf den Tod seines Freundes des Grafen Theodor von Dohna, der beim Sturme dieser Festung geblieben war. Wir mögen daraus ein paar Strophen wohl hieher setzen:

„Viel haben Tod und Schmach zu Einer Zeit gelitten,
Viel hat Verzweifelung und Raserei bestritten.
Wie mancher giebt den Geist in schnöder Wollust auf?
Wie manchen, der sein Grab mit Lorbeern denkt zu
krönen,

Muß was Verächtliches im Sterben noch verhöhnen?
Hier brach nichts Schändliches solch einen schönen Lauf.
So, wie ein Wandelstern in Diamanten-Funken
Von unserm Scheitel weicht, ist Theodor gesunken.

Die Grabschrift hat er sich mit eignem Blut geschrieben,
Ein Werk, das ewig währt! Er ist im Sturm geblieben,
Wo Gott mit Mahomet um eignen Ruhm gekämpft;
Daselbst hat er gesiegt, im Beisein vieler Helden,
Die in der halben Welt den frühen Fall vermelden.
Der Neid beklaget selbst, daß ihn der Tod gedämpft;
Der Neid, der insgemein, den Stachel zu beblümen,
Die Tugend in dem Sarg am liebsten pflegt zu rühmen."

Nach Wien zurückgekehrt, wurde Canitz durch den gleich darauf erfolgenden Tod des brandenburgischen Residenten von Schmettau daselbst noch längere Zeit zurückgehalten, indem wichtige Aufträge seines Hofes einen vertrauten und geschickten Bevollmächtigten erforderten. Der König von Frankreich hatte nicht nur den geschlossenen zwanzigjährigen Stillstand bisher durch Eingriffe mancher Art verletzt, sondern auch durch neue, zwar dem Frieden scheinbar zusagende, aber gleichwohl das ganze Verhältniß unsicher aufregende Vorschläge den Kaiserlichen Hof in besorgliche Spannung gebracht. Der Kurfürst von Brandenburg, an welchen der Kaiser wegen dieser Lage der Dinge sich zunächst

gewandt, säumte nicht, demselben durch Canitz im Februar 1687 erklären zu lassen, daß zwar, so lange kein Frieden mit den Türken geschlossen, ein Krieg gegen Frankreich mit getheilten Kräften sehr mißlich zu führen sein würde, er selbst aber als treuer Reichsstand stets bereit sei, wenn die Umstände es nöthig machten, mit gesammter Macht dem Kaiser gegen die Franzosen beizustehn. Das feste Einverständniß des Kurfürsten mit dem Kaiser störte die französischen Absichten, die bald wieder zur Erhaltung des Friedens einlenkten. Der Kurfürst rieth, es dabei zu lassen, da die Kräfte des Reichs theils noch zu erschöpft, und theils wieder zu sehr versplittert seien, um dem Feinde seine widerrechtlichen Aneignungen jetzt mit Erfolg zu entreißen, daß aber, wenn dies geschehn solle, vorher mit den Türken der Friede zu sichern sei. Canitz erwarb durch die Art, wie er in diesen Verhandlungen auftrat, nicht nur die volle Zufriedenheit seines eignen Hofes, sondern auch die ausgezeichnete Gunst des Kaiserlichen, wie denn der Kaiser selbst nicht unterließ, in einem Handschreiben an den Kurfürsten das Verdienst des eben so eifrigen als geschickten Unterhändlers ausdrücklich zu beloben. Im Mai kehrte Canitz nach Berlin zurück; er sollte zwar sogleich neue Aufträge erhalten, erst nach Regensburg, dar-

auf nach Altona, um dort den Residenten von Jena in den Reichstagsgeschäften, hier den Gesandten von Fuchs bei den Verhandlungen zwischen Holstein und Dänemark abzulösen, allein er wußte beide Sendungen, welche in persönlicher Beziehung zu den Vorgängern nicht erwünscht sein konnten, glücklich von sich abzuwenden. Er verlebte einige Zeit ruhig bei den Seinigen.

Das Ableben des großen Kurfürsten, welches am 28. April 1688. erfolgte, brachte für Canitzens Verhältniß keine wesentliche Aenderung. Der neue Kurfürst Friedrich III. bezeigte ihm alsbald sein Wohlwollen, indem er ihn zum Geheimen Rath ernannte, und nahm seine Dienste sogleich wieder in Anspruch. Canitz wurde nach Wien gesandt, um die Anzeige des hohen Todesfalls an den Kaiser zu überbringen, und kaum nach Berlin zurückgekehrt, mußte er abermals nach Wien reisen, um von der inzwischen erfolgten Geburt eines Kurprinzen daselbst Meldung zu thun, zugleich erhielt er den Auftrag, einstweilen als Gesandter am Kaiserlichen Hofe zu verbleiben, in welcher Eigenschaft er fünf Monate die Geschäfte zur größten Zufriedenheit sowohl des Kurfürsten als des Kaisers verwaltete, wie von Seiten des letztern abermals ein belobendes Handschreiben ihm bezeugte. Zum Neu-

Jahr 1689. kam er nach Berlin zurück, mußte aber schon im Februar in einer neuen Sendung nach Hamburg abgehn, um daselbst den Geheimen Rath von Fuchs in dem schwierigen Vermittlungsgeschäft zwischen Holstein und Dänemark als zweiter Gesandter zu unterstützen. Die Verhandlungen ließen keinen beschleunigten Ausgang hoffen, und Canitz beschloß, für den längeren Aufenthalt sich häuslich dort einzurichten, nahm seine Gattin und eine Nichte dahin mit, und bezog in der schönsten Gegend der Stadt, am Jungfernstieg, eines der ansehnlichsten und bequemsten Häuser, dem reichen portugiesischen Juden Texeira zugehörig. Der unselige Rangstreit aber, welcher in früheren Zeiten alle diplomatischen Verhältnisse so sehr erschwerte, verhinderte auch diesmal den freien Umgang unter den Gesandten, die außer ihren geschäftlichen Verrichtungen nur noch etwa in den deutschen Singspielen und in dem damals berühmten Ankelmannischen Garten beim Spazierengehen zusammenkamen. Endlich gerieth man auf die Auskunft, daß angenommen wurde, nicht die Gesandten selbst, sondern gleichsam nur ihre Gemahlinnen empfingen die Gesellschaft, da denn die Aengstlichkeit der strengen Etikette, unbeschadet aller bestrittenen Ansprüche, wegfallen durfte, und der gesellschaftliche

Ver-

Verkehr sich bald in angenehmster Weise gestaltete. Die Gesellschaften bei Frau von Canitz waren besonders ausgezeichnet, die Klugheit und feine Lebensart der Wirthin, ihr richtiger Sinn für alles Angemessene, und ihr edler Geschmack in jeder Anordnung, erhöhten den Glanz ihres Aufwandes, und machten ihr Haus zu dem besuchtesten Sammelplatz der vornehmen Welt. So vergingen 6. Monate, zwar unter schwierigen Geschäften, aber in dem angenehmsten Leben, die Streitigkeiten der beiden Höfe wurden endlich beigelegt, und die Gesandten, deren Bemühen die Vermittelung gelungen war, kehrten wohlbeschenkt heim. Canitz, der sonst wohl klagen konnte, daß, „während er gelaufen, Andere die güldenen Aepfel aufgelesen," empfing bei dieser Gelegenheit besonders von dem holsteinischen Hof ein ungewöhnliches Geschenk von mehreren tausend Thalern. Er begab sich nach der Rückkehr, da der Hof grade abwesend war, sogleich auf sein Gut Blumberg, in der Hoffnung, wie er an seinen Freund Zapfe schrieb, daselbst im Genusse der Landlust bis zur Ankunft des Hofes seinen Kohl in Ruhe zu pflanzen. Doch unmittelbar darauf nahm ihn schon wieder ein neues Geschäft in Anspruch. Der Herzog von Sachsen-Lauenburg war als letzter aus dem askanischen Stamm ohne sichere Er-

ben gestorben, und der Herzog von Celle hatte das Land sogleich in Besitz genommen; gegen ihn machten Kursachsen und das Haus Anhalt ihre, wie sie behaupteten, näheren Ansprüche geltend, und Canitz wurde beauftragt, von Seiten Brandenburgs die Rechte des letzteren Hauses nachdrücklich zu unterstützen; er besuchte in dieser Angelegenheit die sämmtlichen braunschweigischen Höfe, kehrte aber, da die Sache ein langwieriges Ansehn bekam, und zur Entscheidung des Kaisers nach Wien gezogen wurde, gegen Ende des Novembers wieder nach Berlin zurück, und erstattete dem Kurfürsten über seine vergebliche Sendung mündlichen Bericht. Zum Schlusse dieses Jahres reiste er nach Sonnenburg, wo die feierliche Einsetzung des Fürsten von Waldeck als neuerwählten Heermeisters des Johanniterordens Statt fand, und auch er selbst als Ritter aufgenommen wurde.

Bei allen seinen Verdiensten und rastlos thätigen Leistungen, deren Werth stets günstig anerkannt wurde, scheint doch auch Canitz auf seiner Bahn den großen und kleinen Kränkungen nicht entgangen zu sein, für welche das Verhältniß des Staatsdienstes vor andern zugänglich und empfindlich ist, und deren gesteigerte Unlust nur durch den Eifer des Ehrgeizes etwan überboten wird. Der

letztere war in Canitz weder heftig noch ungemessen, und ihm konnte desto leichter das Treiben desselben verleidet werden, als die Zurückgezogenheit ihm in seinen Neigungen und Gaben den trostreichsten Ersatz bot. Wirklich brachte er das ganze Jahr 1690. von Staatsgeschäften entfernt, und großentheils auf seinem Gute Blumberg in stiller Muße zu, beglückt durch Gattin und Kinder, durch bewährten Freundesumgang und durch die Ausübung der Dichtkunst. Daß er indeß dem Hofe nicht ganz fremd wurde, sondern ein angenehmes Verhältniß auch in dieser Richtung fortbestand, bezeugen ein paar Gedichte, welche er bei Gelegenheit sogenannter Wirthschaften verfaßte, darunter eines auf die noch lange nachher berühmte Scheerenschleifer-Wirthschaft, von welcher anderswo noch die Rede sein wird. An seinen Freund Zapfe, mit welchem er ununterbrochen Briefe wechselte, bald in deutscher, bald in französischer Sprache, schrieb er in dieser Zeit: „La cour n'a pas assez de charmes pour moi, et je considère les charges, qu'on y recherche avec tant de soins, comme des fers, qui nous empêchent de jouir entièrement de notre liberté, qui passe toutes les richesses du monde, et dont les ames basses ne connoissent pas le véritable prix.“

In seiner Satire vom Hofleben, die wohl in dieser Zeit entstanden sein dürfte, giebt er folgende beißende Schilderung, deren Züge insgesammt, wie ausdrücklich bemerkt wird, auf wahrhafte Vorgänge und persönliche Verhältnisse gehn:

„Treibt das Verhängniß mich zu einem großen Mann,
Der selten helfen will, und immer schaden kann,
Mein Gott! wie muß ich mich in Zeit und Stunden schicken,
Eh mir es widerfährt sein Antlitz zu erblicken!
Zum öftern will er nicht im Schlafe sein gestört,
Ob man von Weitem gleich sein Brettspiel klappern hört;
Zuweilen eh wir's uns am wenigsten vermuthen,
Schwimmt er, als wie ein Fisch, durch der Klienten Fluthen.
Wohl mir, wenn er alsdann so lange sich verweilt,
Daß mir ein kurzes Nein zur Antwort wird ertheilt,
Dieweil gemeiniglich es ihm also beliebet,
Daß er durch's Hinterhaus sich in die Flucht begiebet.
Wenn ich dann kalt und matt auf meine Ruh bedacht,
Ist schon was Neues da, das mich verzweifeln macht,
Ich finde mich umringt von einem Bettlerhaufen,
Ich, der ich möchte selbst vor fremde Thüren laufen;
Die wollen, sonder Geld, und mit dem bloßen Nein,
Das ich davongebracht, nicht abgewiesen sein."

Dem Verdrusse solch schnöder Begegnung, der selbst hoher Rang und Verdienst nicht entgehen können,

gesellt sich die fast noch größere Unlust auch der entgegengesetzten Beeiferung:

„Man sieht ein scheues Volk an Höfen und in Städten,
Das, wie um's Tagelohn, das Pflaster pflegt zu treten;
Das, weil es Arbeit haßt, und doch nicht stille sitzt,
Aus Vorwitz in dem Schooß des Müßigganges schwitzt.
Dergleichen Leute sind die Diebe meiner Stunden,
Es ist ihr Höflichsein mit Ungestüm verbunden.
Da heißt's: Wie geht es euch in eurer Einsamkeit?
Ich denke: Ziemlich wohl, wenn ihr nicht bei mir seid.
Das Wetter nach dem Sturm hat sich schon aufgekläret.
Ach, wünsch' ich, hätt' es doch bis in die Nacht gewähret,
So dringet ihr vielleicht, wie nun, bei Sonnenschein
Mit eurem Mückenschwarm nicht in mein Zimmer ein!"

Im Unwillen gegen solche Leute vergleicht er sie gemeinen Verbrechern:

„Der mich verwundet hat, vom Jachzorn angetrieben,
An dem wird das Gesetz bald seinen Eifer üben;
Wie aber geht es dem für so genossen aus,
Der mir, mit Vorbedacht, fällt in mein eigen Haus,
Und da mit eitlem Tand, den er mit Worten spicket,
Aus Freundschaft, einen Dolch bis in das Herze drücket?"

Er entflieht zuletzt all solchem Unwesen in sein freies Blumberg, wo er im Genusse des Landlebens aufathmet, und den Geist mit edlerer Beschäftigung stärkt.

Doch wie sich das, worauf man verzichtet, oft leichter darbietet, als was man erstrebt, so trat

auch das Staatsleben für Canitz noch vor seinen Wünschen wieder ein. Gleich im Anfange des Jahres 1691. erhielt er eine Sendung an den Fürstlichen Hof nach Zeitz, wo er in einem besonderen Geschäft einige Zeit verweilen mußte. Ein wichtiger Erbfolgestreit, der sich durch den Tod des Herzogs von Mecklenburg-Schwerin zwischen den Fürstlichen Häusern Grabow und Strelitz erhob, veranlaßte darauf im folgenden Jahre 1692. seine Verschickung nach Niedersachsen, die sich im Jahre 1693. wiederholte. Der Versuch, einen gütlichen Vergleich unter den Streitenden zu vermitteln, fand große Schwierigkeiten, und Canitz bedurfte in dem langwierigen Geschäft aller schon erprobten persönlichen Eigenschaften, durch welche Vertrauen erworben, und des Ansehens und der Haltung, durch welche Einfluß behauptet wird. Erst im Jahre 1694. kehrte er von dieser Verhandlung völlig zurück, aber nicht um in fortdauernder Thätigkeit oder in neuer Muße, wie bisher, eines heiteren Glückes sich zu freuen, sondern um eine Reihe von trüben Begegnissen zu bestehn, welche ihn endlich mit dem härtesten Schlage trafen, und ihn wohl erkennen ließen, daß der glücklichere Theil seines Lebens vorüber sei. Die Mutter seiner Doris erkrankte, und starb in dem letztgenannten Jahre, eine jüngere

Schwester derselben wurde gleichfalls gefährlich krank, und jene, als treue und sorgsame Pflegerin, von äußerer Anstrengung und innerer Theilnahme gleich erschüttert, litt selbst an ihrer Gesundheit, die sich von jener Zeit nicht wieder völlig herstellte. Im Anfange des folgenden Jahres erfuhr Canitz das Unglück, daß sein Gut Blumberg durch eine heftige Feuersbrunst großentheils abbrannte. Er saß grade bei der Abendmahlzeit mit seiner Familie und guten Freunden zu Tisch, als ihm die unglückliche Botschaft gemeldet wurde, welche ihn um so härter traf, als es damals noch keine Feuerkassen gab. Doch kaum hatte er die Erzählung angehört, als er sogleich, den eignen Verlust weniger als den seiner Insassen beachtend, mit ruhiger Fassung die Worte sprach: „Ich will den armen Leuten ihre Häuser wieder aufbauen lassen," welches er auch durch die That alsbald bewährte. Seinem Gemüthe stand jedoch in kurzem eine ernstere Prüfung bevor, gegen welche seine Kraft und Festigkeit nicht, wie bei jenem Verluste, gewaffnet war.

An einem Sonnabend, als sie eben zur Beichte gehn wollte, um für den folgenden Tag sich zu dem heiligen Abendmahl vorzubereiten, wurde Frau von Canitz fast auf der Schwelle ihres Zimmers plötzlich unwohl. Da sie guter Hoffnung war, so

deutete man den Zufall, der keine beunruhigenden Zeichen hatte, als einen in solchen Umständen gewöhnlichen, und brachte sie zu Bette. Aber sie selbst, ohne daß der Anschein grade schlimmer geworden, fühlte sich am folgenden Tage bedenklich krank. Ihrem Gatten, der an ihrem Bette saß, eröffnete sie in liebreichen Worten, er möchte sich nicht gar zu sehr mit ihrem Wiederaufkommen schmeicheln, sie fühlte wohl, daß, da sie sich, nicht ohne innerliches Leiden, bisher gewöhnen müssen, ihn so oft von ihr reisen zu sehen, die Reihe nun auch an sie käme, von ihm zu ziehen, und ihm vielleicht bald einen Abschied zu sagen, welcher wohl der letzte in dieser Welt sein dürfte, er möchte ihr aber erlauben, daß sie ihm noch ein Zeichen ihres dankbaren und auch künftig für sein Leben besorgten Herzens geben könne. Dies betraf die Wahl einer künftigen Gemahlin, zu welcher sie ihm eine ihrer Freundinnen vorschlug, deren Werth ihr durch vieljährigen vertrauten Umgang wohlgeprüft war. Canitz, in tiefster Herzensbewegung, lehnte einen solchen Antrag fern von sich ab, allein sie fügte zu dessen Unterstützung, nach kurzem Stillschweigen, freundlichst noch diese Worte hinzu: „Ich weiß, daß er sich um das Hauswesen weder jemals bekümmert, noch wegen seiner Staatsgeschäfte und

vielen Verschickungen dessen sich annehmen können; aber sein jüngst abgebranntes Landgut, seine schwere Haushaltung, seine eigne Gesundheit, und sonderlich unser noch unerzogener Sohn erfordert eine so kluge Vorsteherin, und meine eigne Liebe findet dabei einen tröstlichen Antheil, weil ich hoffen kann, daß er sich, in Gesellschaft einer mir bisher so geneigten Freundin, desto öfter seiner getreuen Doris erinnern werde." Dieses Er jener Zeit, die Mitte haltend zwischen dem Du und dem später aufkommenden Sie, schwebte zwischen Vertrauen und Achtung, und hatte noch keine Spur der Zurücksetzung, die erst in der letzten Zeit entschieden damit verknüpft worden. Die Leidende wurde bald nachher unter großen Schmerzen frühzeitig entbunden, worauf ihre Kräfte merklich abnahmen. Sie fühlte, daß ihr Ende herannahe, behielt aber standhaften Muth, und führte so fromme, gottergebene Reden, bezeigte so heitern und freien Sinn, daß alle Umstehenden, unter welchen auch ihr Beichtvater, der fromme Doktor Spener, durch ein so schönes Beispiel edlen Sterbens innigst erbaut wurden. Am vierten Tage waren die Vorboten des nahen Todes unverkennbar; sie ließ ihren neunjährigen Sohn, von sieben Kindern das einzige übriggebliebene, vor ihr Bette kommen, und gab ihm mit den nach-

drücklichsten Worten und zärtlichsten Küssen ihren mütterlichen Segen; ihren Gatten, der auf den Knieen liegend seine thränenvollen Wangen auf ihre liebreichen Hände drückte, suchte sie zu trösten, und bat ihn, nicht kleinmüthig zu sein. Sie hatte alles zu ihrem Sterben vorbereitet, und nebst andern Gegenständen besonders auch ein Vermächtniß für die Schulen, Kirchen und Armen angeordnet, welches sie mündlich ihrem Gatten eröffnete, indem sie hinzusetzte: „Ich habe meinen letzten Willen weder schriftlich noch gerichtlich niederlegen wollen, des ungezweifelten Vertrauens, er werde meine letzte Bitte auch nach meinem Tode, kraft seiner mir bekannten Großmuth, von sich selbst erfüllen." Canitz vermochte was ihm bevorstand nicht zu fassen, er verging in gränzenlosem Leid. Die Gattin aber, ihm nochmals innig Lebewohl sagend, bat ihn, seinem Schmerze nicht so sehr nachzugeben, und sie durch seine heftige Betrübniß in einem süßen Schlafe nicht zu stören, der sich eben bei ihr anmelde. Sie nahm hierauf mit größter Fassung auch von den übrigen Anwesenden herzlich Abschied, legte sich dann zur Ruhe, und sagte mit freudigem Gesicht: „Sehet, ich schlafe schon wirklich!" So entschlief sie sanft und lächelnd, ohne Schmerz und Zucken. Sie hatte von jeher, in

gesunden Tagen, von Gott sehnlichst einen solchen Tod erfleht, wie ihr jetzt gewährt worden war. Sie starb Dienstags den 9. April um 1. Uhr nachmittags, etwas über 39. Jahre alt.

Dieser Trauerfall wurde durch den lebhaften und vielfachen Antheil, der sich damit verknüpfte, zu einem großen, allgemeinen Ereigniß, das in der sittlichen wie in der dichterischen Welt geraume Zeit in fruchtbarem Andenken stand. Canitzens Doris brauchte man nur zu nennen, um ein leuchtendes Vorbild weiblicher Tugend und Liebe, reinsten Eheglücks, und würdigster Verherrlichung hervorzurufen. In der That fehlte ihr keine Eigenschaft, um sie zu einer höchstbegabten, seltnen Erscheinung zu machen; ihre liebevolle Güte und sanfte Frömmigkeit ruhten auf einem herzhaften Gemüth und freien Geist, die anmuthigste, belebteste Weltbildung auf innerer Tüchtigkeit. Die Trauer des zurückgebliebenen Gatten, durch ein Gedicht ausgedrückt, welches lange Zeit als eines der höchsten Erzeugnisse deutscher Dichtkunst verehrt und auswendig gelernt wurde, vergegenwärtigte den Werth ihres Daseins auch folgenden Geschlechtern. Doktor Spener hielt der Verstorbenen, die in der Marienkirche beigesetzt wurde, eine schöne Gedächtnißpredigt. Dichterisch ihr Andenken zu feiern,

fühlte sich Canitz in der ersten Zeit seines ungemessenen Jammers ganz unfähig; er bat seinen Freund Besser, zum Preise der abgeschiedenen Geliebten ihm fürerst den Trost seiner Poesie zu gewähren, wobei er ihm zugleich sagte: „Ich gestehe, daß ich vor sieben Jahren einer von denjenigen gewesen bin, welche vermeinet, Sie hätten sich über den Tod Ihrer erblaßten Ehegattin allzusehr beklaget; aber ich empfinde nun an mir selbst die Wahrheit desjenigen Leidens, welches Sie damals so beweglich ausgedrückt, und itzt durch Ihren so langen Wittwerstand, schon mehr als genug bewähret haben." Besser versprach diesen Dienst der Freundschaft, ging auch alsbald an's Werk, allein da er sehr langsam arbeitete, so war nach sieben Monaten noch kein Ganzes fertig. Endlich, nach wiederholter Mahnung, brachte er eine Trostode von 45. Strophen zu Stande, welche als ein Meisterwerk trefflichen Ausdrucks den größten Beifall erhielt. Allein Canitz, wie sehr ein solches Denkmal ihn freute, sah durch fremdes Wort seinem Herzen nimmer genügt, er mußte seiner Doris auch in eigner Dichtung den Zoll der Trauer und Liebe darbringen, welche seine Brust erfüllten. Erst geraume Zeit nachher, als schon über ein Jahr verflossen, vollendete er nachstehende Ode, welche,

als das berühmteſte, und nach Vieler Meinung beſte ſeiner Gedichte, hier billigerweiſe ganz mitgetheilt wird.

Klagode.

Soll ich meine Doris miſſen?
Hat ſie mir der Tod entriſſen?
Oder bringt die Phantaſei
Mir vielleicht ein Schrecken bei?
Lebt ſie? Nein, ſie iſt verſchwunden;
Meine Doris deckt ein Grab.
Schneid, Verhängniß, meinen Stunden
Ungeſäumt den Faden ab!

Sollt' ich dich noch überleben!
Der ich mehr, als mir ergeben,
Die ich in mein Herz gedrückt;
Dich, die du mich ſo beglückt,
Daß die Welt mit Kron und Reichen
Mich zu keinem Neid gebracht,
Weil ich ſie, dir zu vergleichen,
Niemals groß genug geacht?

Doris, kannſt du mich betrüben!
Wo iſt deine Treu geblieben,
Die an meiner Luſt und Gram
Immer gleichen Antheil nahm?
Du eilſt zur beſtirnten Straßen,
Und haſt nun zum erſtenmal
Mich und unſern Bund verlaſſen;
Deine Wonne ſchafft mir Qual!

Was für Wellen und für Flammen
Schlagen über mich zusammen!
Unaussprechlicher Verlust,
Wie beklemmst du meine Brust!
Und wie kömmt's? da ich mich kränke,
Werd' ich gleichsam wie ergötzt,
Wenn ich nur an die gedenke,
Die mich in dies Leid gesetzt.

Möchte mir ein Lied gelingen,
Sie nach Würden zu besingen:
Doch ein untermengtes Ach
Macht mir Hand und Stimme schwach;
Worte werden mir zu Thränen,
Und so muß ich mir allein,
In dem allergrößten Sehnen,
Der betrübte Zeuge sein.

Ihr, die ihr mit Schrift und Dichten
Könnt die Sterblichkeit vernichten,
Singt die Angst, die mich verzehrt,
Und der Doris ihren Werth;
Daß man sie, nach langen Jahren,
Mag bedauern, und auch mich!
Doch ihr könnt die Arbeit sparen;
Wer kennt beides so wie ich?

Ihrer edlen Seelen Gaben
Hielt sie zwar nicht als vergraben,
Nein, sie waren Stadt und Land
Meistens, mir doch mehr, bekannt.

Manches Weib wird hochgeprieſen,
Das kaum ſo viel Tugend zählt,
Als die Seligſte von dieſen
Aus Beſcheidenheit verhehlt.

Daß ſie wohl mit Gott geſtanden,
Sieht man, da ſie von den Banden
Dieſes Lebens wird befreit;
Seht, wie ſie der Tod bedräut,
Aber ſelbſt beginnt zu zittern!
Denn ſie zeigt ihm lächelnd an,
Daß, der die Natur erſchüttern,
Ihren Schlaf kaum hindern kann.

In dem eiteln Weltgedränge
Ward von der verführten Menge,
Die man allenthalben ſpürt,
Doris dennoch nie verführt.
Niemals hatte ſie erkoren
Einen Gift, der Zucker hieß,
Weil ihr etwas angeboren,
Das ſofort die Probe wies.

Doch, in Worten und in Werken,
Ließ ſie einen Umgang merken,
Der nicht fremdes Thun verhöhnt,
Und das ſeinige beſchönt.
Was für kluge Tugendſätze
Macht indeſſen nicht ihr Mund,
Und für ungemeine Schätze
Noch vielmehr ihr Wandel kund!

Gütig jedermann begegnen,
Lieb und Wohlthat laſſen regnen,
Das war ihre beſte Kunſt.
Auch der höchſten Häupter Gunſt,
Und ihr innerſtes Vertrauen,
Hat ſie nie zum Stolz bewegt.
Wir und das, worauf wir bauen,
Sprach ſie, wird in Staub gelegt.

Durch verſtelletes Beginnen,
Fremden Beifall zu gewinnen,
War ein zu verächtlich Spiel,
Das ihr niemals wohlgefiel.
Und was war es ihr vonnöthen?
Ihre Stirn, die nie betrog,
Machte ſo den Neid erröthen,
Als ſie Herzen an ſich zog.

Von der Anmuth ihrer Sitten
Fand ich mich ſchon längſt beſtritten;
Doch in unſerm Eheſtand
Ward ich heftiger entbrannt:
Weil ich ſo ein Herz erleſen,
Das, wenn Unglück auf uns ſtieß,
Eben ein ſo ſanftes Weſen,
Als im Glücke ſpüren ließ.

Bei der liebſten Kinder Leichen
Gab ſie kein verzagtes Zeichen.
Hof und Haus verging in Gluth,
Aber nicht ihr Heldenmuth.

Regung, Sinn und Muth zu brechen,
Nach des weisen Schöpfers Rath,
Und mir tröstlich zuzusprechen,
Das war alles, was sie that.

Mit was lieblichem Bezeigen
Gab sie sich mir ganz zu eigen!
Und wie sehr war sie bemüht,
Bis sie meine Neigung rieth.
Alles das hab' ich verloren!
Ach, wie werd' ich traurensvoll!
Hat mein Unstern sich verschworen,
Daß ich sterbend leben soll?

Selbst das Pfand von unserm Lieben,
Das von allem übrig blieben,
Wenn ich's in der Unschuld seh,
Machet mir ein neues Weh;
Weil sein aufgeweckt Geblüte
Seiner Mutter frohen Geist,
Und sein unverfälscht Gemüthe
Ihren wahren Abdruck weist.

Was mir ehmals wohlgefallen
Schmeckt itzund nach lauter Gallen,
Und mich beugt der kleinste Wind,
Weil er mich verlassen findt;
Mir erweckt das Schaugerüste
Großer Höfe nur Verdruß,
Und mein Haus scheint eine Wüste;
Weil ich Doris suchen muß.

Ich durchirre Land und Seen,
In den Thälern, auf den Höhen,
Wünsch' ich, wider die Gewalt
Meines Schmerzens, Aufenthalt.
Berg und Thal, sammt See und Ländern,
Können auch zwar mein Gesicht,
Aber nicht mein Leid verändern;
Denn ich finde Doris nicht.

Euch, ihr Zeiten, die verlaufen,
Könnt' ich euch mit Blut erkaufen,
Die ich oft aus Unbedacht,
Ohne Doris zugebracht!
Sonne, schenk' mir diese Blicke!
Rasen, verdopple deinen Schritt!
Eilt, ihr Zeiten, eilt zurücke,
Bringt mir aber Doris mit!

Aber nein! Eilt nicht zurücke!
Sonst entfernen eure Blicke
Mir den längst begehrten Tod,
Und benehmen nicht die Noth.
Doch, könnt ihr mir Doris weisen?
Eilet fort? Nein, haltet still!
Ihr mögt warten. Ihr mögt reisen.
Ich weiß selbst nicht, was ich will.

Hälfte meines matten Lebens,
Doris! ist's denn ganz vergebens,
Daß ich klaglich um dich thu?
Kannst du noch, in deiner Ruh,

Die getreuen Seufzer hören?
Rührt dich meiner Schickung Grimm?
Ach, ſo laß dein Schlummern ſtören!
Sieh dich einmal nach mir um!

Zeige dich mit den Geberden,
Die ſo manchesmal auf Erden
Mich von Sorgen losgemacht.
Gieb mir noch, zu guter Nacht,
Nur mit Winken zu verſtehen,
Daß du meinen Jammer kennſt,
Wenn's der Himmel ſo verſehen,
Daß du dich auf ewig trennſt.

Laſſ' in der Geſtalt dich ſchauen,
Wie dich in den ſel'gen Auen
Eine Klarheit nun erleucht,
Der die Sonne ſelbſt nicht gleicht.
Oder ſcheint der Engel Freude
Nicht durch graber Sinnen Flor,
Wohl! ſo ſtell', in meinem Leide,
Dich auf andre Weiſe vor.

Dürft' ich küſſend dich umfaſſen,
So, wie ich dich ſah erblaſſen,
Wie der werthen Augen Paar
Dir zuletzt gebrochen war,
Und der Angſtſchweiß deiner Wangen,
Als mit Perlen, angefüllt!
Denn ſo wäre mein Verlangen,
Sollt' ich meinen, ſchon geſtillt.

Ja, obgleich die Träume trügen,
So will ich mich doch vergnügen,
Wenn du in der stillen Rast
Meinen Wahn befriedigt hast.
Ist denn dieses auch verboten,
Ei! so steht die Hoffnung fest,
Daß der finstre Weg der Todten
Mich zu dir gelangen läßt.

Dann will ich nach langem Schmachten,
Dich in Sions Burg betrachten,
Brich, erwünschter Tag, herein!
Und mein sterbliches Gebein
Soll, bis künftig unsre Seelen
Wieder in die Körper gehn,
Nächst bei dir, in einer Höhlen,
Die Verwesung überstehn.

Wie geschieht mir? Darf ich trauen?
O du angenehmes Grauen!
Hör' ich meine Doris nicht?
Die mit holder Stimme spricht:
„Nur drei Worte darf ich sagen;
Ich weiß, daß du traurig bist;
Folge mir! Vergiß dein Klagen,
Weil dich Doris nicht vergißt."

Neben den Bestrebungen dichterischer Redekunst, die sich bisweilen in diesem Gedicht hervordrängen,

behaupten ächter Schmerz und wahre Innigkeit doch unläugbar darin die Oberhand.

Canitzens Trauer wurde noch vermehrt durch den bald nachher sich ereignenden Tod seiner Schwägerin, der jüngeren Schwester seiner Doris, und derselben an Gemüth und Sinn besonders ähnlich. Eine Nichte seiner verstorbenen Gattin, Fräulein von Schönberg, die in seinem Hause auferzogen worden, verließ ihn gleichfalls, indem sie nach Dresden zurückkehrte. So fand er sich in dem bisher so glücklichen und belebten Hause ganz vereinsamt. Nur noch sein kleiner Sohn, der ihm als ein theures Ebenbild die Züge der geliebten Doris lebendig vergegenwärtigte, war ihm als ein Trost vor Augen, der seinen Schmerz, indem er ihn beschäftigte, zugleich zerstreute. Dieser wohlgeartete und hoffnungsvolle Knabe war der Sorge eines Hofmeisters anvertraut, dessen Namen in der Folge sehr berühmt geworden ist, nämlich Joachim Lange's, des nachherigen Doktors und Professors der Theologie auf der Universität zu Halle, bekannt durch seine Verfolgung des Philosophen Wolf, und durch seine in mehr als fünfzig Auflagen wiederholte lateinische Grammatik. Als häuslicher Erzieher und Lehrer in gegebenen Schranken mag der

Mann seinem Platze genügt haben, späterhin freilich, an freier Stelle im Gebiete der Wissenschaften, hat er sich der traurigen Schaar derer beigesellt, die aus niederen Gesichtspunkten über die unverstandenen höchsten abzusprechen wagen, und sich durch ihr feindseliges Einwirken gerechten Haß und Verachtung zuziehen. Indeß durfte Canitz, wie gesagt, seinen Sohn damals unter Aufsicht dieses Mannes bestens versorgt glauben, und daher von dieser Seite kein Bedenken finden, auf dringendes Mahnen seiner Freunde eine ferne Reise zu unternehmen, die seinen Gram durch Zerstreuung zu lindern vermöchte. Schon hatte er beschlossen, zu einigen Bekannten, die mit den brandenburgischen Truppen in dem seit dem Jahre 1688. gegen Ludwig XIV. wieder ausgebrochenen Reichskriege im Felde standen, nach den Niederlanden abzureisen, und zunächst der Belagerung von Namur beizuwohnen, als ein neues Ereigniß unvermuthet nach andrer Seite ihm Geschäft und Zerstreuung anwies. Der Herzog von Mecklenburg-Güstrow starb im September 1695. ohne männliche Nachkommenschaft, und der sogleich zwischen den Herzogen von Schwerin und Strelitz entzündete Erbfolgestreit bewog den Kurfürsten von Brandenburg und den

König von Schweden zu dem Versuch einer Vermittelung, für welche von brandenburgischer Seite Canitz beauftragt wurde. Er begab sich daher ungesäumt nach Güstrow, wo er, einige Zwischenreisen ungerechnet, bis in die Mitte des folgenden Jahres blieb. Theils die verwickelten Geschäfte, die ihm oblagen, theils der gesellschaftliche Umgang, der sich an jene knüpfte, und selbst neue dichterische Uebungen, zu welchen er veranlaßt war, mußten seiner Seele zur wohlthätigen Ablenkung des Kummers dienen, der sie bisher ganz erfüllte; aber mit Befliſſenheit wandte sein gestärktes Gemüth auch wieder alle Sammlung auf den Gegenstand seiner Liebe und Klage zurück, denn das mitgetheilte Gedicht auf Doris entstand größtentheils in dieser Zeit. In Berlin fand er bei der Rückkunft sein Hauswesen in großer Unordnung, sein Landgut vernachläſſigt, mancherlei Besitzthum durch einen groſſen Diebstahl entwendet. Dies alles wurde geltend gemacht, ihm eine Wiederverheirathung dringend anzurathen, zu welcher sogar der Hof ihn zu bestimmen suchte. Doch Canitz fühlte noch zu lebhaft seinen Verlust, als daß er einen Ersatz desselben schon hätte denken mögen. Die diplomatischen Verhandlungen riefen ihn wieder nach Mecklenburg,

wo er bis zu Ende des Jahres blieb, und darauf nach Hamburg, wo er zur Vermittelung der Streitigkeiten, die sich zwischen dem Herzoge von Holstein und dem Könige von Dänemark wegen des Waffenrechts und der Erbauung einiger Schanzen erhoben hatten, als brandenburgischer Bevollmächtigter neben dem Kaiserlichen und anderen Gesandten thätig und glücklich mitwirkte, wiewohl der Abschluß erst in der Folge zu Stande kam. In Hamburg empfing er in dieser Zeit auch den Besuch seines Freundes Besser, der sich nach Kleve an den Kurfürstlichen Hof begab, und von Berlin dem Freunde zu Liebe diesen Umweg nahm. Im November des Jahs 1696. kehrte Canitz von seiner Verschickung, deren Zwecke bestens eingeleitet waren, wieder nach Berlin zurück.

Die vereinten Antriebe, welche durch Gedanken und Empfindungen wie durch Verhältnisse in ihm erregt waren, bewirkten nunmehr auch den Entschluß, welchem er bisher noch widerstrebt hatte; er heirathete wieder, und zwar, nach dem Wunsch und der Bitte seiner Doris, die von ihr selbst ihm anempfohlene geliebte Freundin derselben, die Freiin Dorothea von Schwerin, eine Tochter des brandenburgischen Gesandten, den er auf seinen Reisen

in London schon frühzeitig hatte kennen gelernt. Der Kurfürst selbst war mit dem ganzen Kurfürstlichen Hause bei der am 29. December vollzogenen Trauung anwesend, und ertheilte dem neuen Ehepaar die gnädigsten Versicherungen. In Gemäßheit derselben erhielt Canitz gleich im Anfange des Jahres 1697. die Ernennung zum wirklichen Geheimen Rath. Mit seiner zweiten Gattin lebte er in gleicher Eintracht und Zutraulichkeit, wie einst mit seiner Doris, deren schönes und segenreiches Andenken in dem neuen Bündnisse nur noch leuchtender hervortrat. Das Glück fügte es, daß Canitz dieses erste Jahr seiner Wiedervermählung größtentheils im Schooße heitrer Muße und ländlicher Beschäftigung zubrachte. Er vollendete den Wiederaufbau seines abgebrannten Gutes; Wohnhaus und Garten daselbst wurden größer und schöner wiederhergestellt. Seine dichterischen Arbeiten, sein Briefwechsel mit werthen Freunden, besonders mit Zapfe, blieben nicht vernachlässigt; einige der geistlichen Gedichte, die sich in der Sammlung finden, mögen in dieser Zeit entstanden sein. Im Anfange des Jahres 1698. erfuhr Canitz eine Standeserhöhung, indem der Kaiser Leopold aus eigner Bewegung ihn zum Reichsfreiherrn erhob, mit Ertheilung eines neuen

Wappens, Beilegung des Ehrenwortes Wohlgeboren, und andern herkömmlichen Bestimmungen. Auch war ihm nicht gegönnt, länger von Staatsgeschäften auszuruhen. Ihm wurde eine wichtige Sendung nach Holland übertragen, wobei er auf der Hinreise zugleich in Hannover den Kurfürsten Georg wegen dessen Vaters Ableben die Beileidsbezeigungen zu überbringen hatte. Im Haag fanden in Folge der Friedensschlüsse von Ryßwick die bedeutendsten Verhandlungen Statt, in welchen die politischen Verhältnisse von ganz Europa sich zusammendrängten, und auch Brandenburg durch die vielfachsten Beziehungen ernstlich betheiligt war. Den Umständen gemäß, welche, im Gegeneinanderwirken der größten Mächte, für eine Mittelmacht, wie Brandenburg damals war, mehr Klugheit und Vorsicht, als Nachdruck und Schärfe vorschrieben, führte Canitz hier die Geschäfte seines Hofes mit aller einnehmenden Haltung und seinen Besonnenheit, welche von jeher seine diplomatischen Verrichtungen ausgezeichnet und gefördert hatten. Dem Könige Wilhelm von Großbritannien, welcher nach dem Haag herübergekommen war, hatte er mehrmals persönlich die wichtigsten Eröffnungen zu machen, und zum Vortheil und Glanze des Kurfürst-

lichen Hauses wurde manches eingeleitet, was der nahen Zukunft auszuführen beschieden war. Schon über ein Jahr hatte Canitz in Holland auf diese Weise voll Eifer und Thätigkeit zugebracht, als ihn zunehmende Kränklichkeit, die sich bald zu einem ernstlichen Brustübel gestaltete, nach heimathlicher Ruhe und Pflege verlangen ließ. Der Kurfürst bewilligte sein nur allzu begründetes Gesuch; Canitz nahm im Haag Abschied, und kam im Frühling des Jahres 1699. zum Pfingstabend, schon sehr leidend, in Berlin bei den Seinigen an.

Frühzeitig war Canitz von Uebeln heimgesucht worden, welche selten einer rauhen und strengen Lebensart, desto häufiger jedoch einer verfeinerten und reichlichen sich anschließen. Seit seinem dreißigsten Jahre litt er abwechselnd an Kolik, Steinschmerzen und Podagra, doch keineswegs so heftig, um dadurch in den Pflichten seines Berufs oder im gewohnten Lebensgenusse sonderlich gestört zu werden. Jetzt aber hatte sich mit diesen Uebeln eine Brustkrankheit verbunden, die schnell seine Kräfte hinzehrte, und wegen seines Aufkommens wenig Hoffnung ließ. Von allen Seiten wurde ihm die lebhafteste und innigste Theilnahme bezeigt, der Kurfürst selbst besuchte ihn in seinem Hause, und

ertheilte ihm tröstliche Versicherungen. Canitz bewies unter allen Schmerzen und Widerwärtigkeiten seines Zustandes die größte Fassung und Heiterkeit. Er suchte für sich und die Seinigen allen Trost nur in freudiger Hingebung in den Willen Gottes; fromme Betrachtungen, zu welchen schon immer Sinn und Neigung ihn gelenkt, wurden seine liebste Unterhaltung. Mit seinem ehmaligen Hausgenossen Joachim Lange, mit dem ehrwürdigen Spener, der ihm als treuer Freund schon längst vertraut war, so wie mit andern Freunden, die ihn besuchten, führte er gern dergleichen Gespräch, und wußte darin nicht minder zu geben, als zu empfangen. Er sagte unter andern zu Lange, er beginne nun die göttlichen und weltlichen Dinge mit ganz andern Augen, als vormals, anzusehn. Und Spenern versicherte er in tiefster Rührung, wenn Gott ihn wieder aufrichten würde, was doch kaum zu hoffen stünde, so wollte er sich dem eitlen Wesen der Welt, davon er doch nichts hielte, ganz entziehen, und hingegen, nach aller Möglichkeit, dem allein Nothwendigen sich widmen. Um endlich über seinen Zustand völlige Gewißheit zu erlangen, berief er die sämmtlichen Königlichen Leibärzte zu einer Berathung, deren Ergebniß ihm auf sein be-

herztes und ſtandhaftes Dringen unverhohlen mitgetheilt wurde. Als er aus dem Berathungszimmer trat, fand er im Vorzimmer ſeinen Freund Beſſer, den er nebſt andern Gäſten, worunter auch die Aerzte, zur Tafel geladen hatte, ging auf ihn zu, und ſagte ihm leiſe in's Ohr: „Ich ſoll nicht länger, als noch ſechs oder ſieben Tage leben, womit ich zwar ſehr wohl zufrieden bin; aber ich bitte, ſich deſſen gegen Keinen, und am wenigſten gegen meine Gemahlin zu äußern.“ An der Tafel ſelbſt war alles ſehr niedergeſchlagen, außer Canitz, der ſich ganz vergnügt und unbefangen benahm, und nachher den Aerzten insgeheim ſogar verwies, daß ſie über ihn ſolche Betrübniß bezeigten, da ſie ihm doch nur fröhliche Botſchaft gebracht. Seine heitre Faſſung bewährte ſich auch in den folgenden Tagen. Unter andern ließ er aus dem Gebeinhauſe ſich einen Todtenkopf bringen, über welchen er ſeine beſondern Betrachtungen anſtellte, der Weiſſagung des Propheten Ezechiel gedenkend, der die auf dem Felde liegenden verdorrten Gebeine wieder lebendig werden ſah. Inzwiſchen nahm ſeine Krankheit merklich zu; er konnte zwar bis zuletzt noch immer herumgehn, aber ſein Athem war beklommen, und mit großartiger Gelaſſenheit ſah er ſtünd-

lich seinem Tod entgegen. Endlich am 11. August, neun Tage nach jener ärztlichen Berathung, starb er den glücklichsten und erhabensten Tod, welchen der Mensch, nach menschlichem Ermessen, je wünschen kann. Er stand am frühen Morgen auf, ließ sich völlig ankleiden, und trat an das Fenster, welches er öffnete, um frische Luft zu schöpfen; die Sonne ging eben auf, und mit freudigem Staunen genoß er den Anblick der wundervollen Pracht; als er eine Weile unverwandt hinausgeschaut, sagte er zu einer Verwandten, die ihn stützte: „Ei, wie schön ist heut der Himmel!" und sank, von einem Schlagfluß getroffen, todt in ihre Arme. Er starb im fünfundvierzigsten Lebensjahre. Schon am Tage darauf wurde er in der Marienkirche, neben seiner Doris, beigesetzt. Acht Tage darauf hielt Spener in der Nikolaikirche vor zahlreichen Zuhörern ihm eine Gedächtn zpredigt.

Folgende Schilderung seines Aeußern, wie sie durch frühere Hand uns aufbewahrt ist, möge den Mann uns nochmals vor Augen stellen. Er war von mittlerer, wohlgewachsener Gestalt, in den spätern Jahren etwas untersetzt und stark; sein Gesicht voll, offen, wohlgebildet und geistreich; seine blauen Augen lebhaft, sein Gang aufgeweckt, sein Ansehn

männlich, die Sitten edel. Bei einer weißen Haut und freien Stirne hatte er einen sehr freundlichen Mund, der sich doch manchmal eines höhnischen Lächelns nicht erwehren, und seine angeborne Neigung zur Satire nicht ganz verbergen konnte. Seine Kleidung war nett, wohlgewählt, aber ohne kleinliche Sorgsamkeit. Man hatte ihn kaum gesehn, so war man ihm gewogen, und kaum gesprochen, so blieb man ganz von ihm eingenommen. Er war gesprächsam, höflich, frei von Eigensinn und Widerspruchsgeist, für jedermann gefällig und aufmerksam, Fähigkeiten und Neigungen leicht durchschauend, jedem Gegenstande wie jeder Persönlichkeit und jedem Verhältnisse sich leicht bequemend, mit Einem Wort, ein vollkommener Mann von Welt, der aber mit allem Reize solch äußeren Behagens den tiefen Werth innerer Bildung vereinigte. Sein Verstand war schnell, sein Urtheil richtig und scharf, sein Gedächtniß vortrefflich; Witz und Laune standen ihm zu Gebot, und seine geistreichen Einfälle, dergleichen damals der Ton am Hofe gern hervorrief, machten Glück. Seine Kenntnisse waren mannigfach, seine Belesenheit ausgebreitet; doch las er in späterer Zeit, wegen seiner vielen Geschäfte, meist eilig und sprungweise, indem

er bei jedem Buche zuerst den Inhaltanzeiger aufschlug, und dann gleich die Abschnitte vornahm, die ihn hauptsächlich anzogen. Er schrieb und sprach lateinisch, französisch und italiänisch sehr gut; außer diesen Sprachen verstand er aber auch noch holländisch, englisch und spanisch. Das Dichten trieb er wie andre angenehme Unterhaltung, ohne Mühe und Arbeit, als leichtes Spiel, im Auf- und abgehn, bei einer Pfeife Taback vor dem Kamin, ja wohl gar in solch häuslicher Bequemlichkeit, die sich verbergen muß. Auch der Musik war er sehr kundig, und liebte deren Genuß. In Geschäften war er streng und fest, bei großer Leichtigkeit von vorsichtiger Haltung; alle seine Eigenschaften wurden hier zu Vorzügen; in den meisten Verhandlungen war er glücklich, er wußte Ernst und Sanftmuth zu vereinen, um zu überreden, zu gewinnen; im Friedenstiften, Vermitteln, Versöhnen, besaß er ein einziges Talent.

Seiner vortheilhaften Erscheinung gab erst vollen Werth, daß sie auf dem gediegenen Grund eines edlen Karakters ruhte. Seine Rechtschaffenheit, sein redliches Herz und sein reiner Sinn herrschten über jene geschmückte Oberfläche. Das wahrhaft Menschliche, die freieste Güte und offenste

Ach-

Achtung, konnte er nie verläugnen, wie sehr auch die übereinkömmlichen Formen in den höheren Kreisen, die Rücksichten auf Gunst und Stand, in so vielen Fällen dazu verlocken und fortreißen mochten. Hülfreich mit Aufopferung und Thätigkeit, wußte er Gutes um sich her zu verbreiten, so weit nur sein Vermögen reichte. Freigebig schenkte er jedem Bedürftigen, ja kam dessen Bitte zuvor; eine große Anzahl von Hausarmen genossen regelmäßig seine Unterstützung, wie erst nach seinem Tode bekannt wurde. Seine Uneigennützigkeit und Großmuth zeigten sich um so schöner, je bedeutender der Gegenstand war. Ein schönes Landgut, dessen Einkünfte seiner Mutter, der künftige Besitz aber ihm vererbt war, überließ er derselben ganz, und als sie nach dem Verkauf in neue Bedrängniß gerieth, sorgte er reichlich bis zu ihrem Tode für sie, und auch nachher noch für ihren verwittweten Gatten, jenen Baron von Brunbose, der auf so seltsame Weise sein Stiefvater geworden war. Dem Lehrer seines Sohnes, Joachim Lange, gab er während der ganzen Zeit, die derselbe in seinem Hause war, stets das Doppelte des anfänglich bestimmten Jahrgehalts. Einem seiner Freunde wurde seine Freigebigkeit auf eine so edle Weise hülfreich, daß,

wie gemeldet wird, auch ein König sich derselben nicht hätte schämen dürfen. Hieher gehört auch ein Zug, der seinen und seiner Doris gleichgestimmten Edelsinn in schönster Regung zeigt. Ein Hofbeamter hatte Kostbarkeiten, die seiner Aufsicht anvertraut waren, in dringender Verlegenheit pfandweise versetzt, sie aber zu rechter Zeit nicht wieder einlösen können, und war daher der schmachvollen Entdeckung nicht entgangen. Die Sache wurde an Canitzens Tafel als Hofneuigkeit erzählt, er nahm gleich lebhaften Antheil, und rief voll Eifer: „Mein Gott! Ich kenne ihn zwar nicht weiter als von Ansehn, aber hat er denn nicht zu mir kommen, und mir im Vertrauen sein Anliegen eröffnen können? Nicht wahr, Dorchen? du hättest, falls wir nicht gleich baares Geld genug bei der Hand gehabt, deine Perlen hergegeben, um den ehrlichen Namen dieses unglücklichen Edelmanns zu retten?" — „Von Herzen gerne," antwortete sie, indem sie zugleich eine Perlenschnur, über 3000 Thaler an Werth, von ihrem Halse löste, und ihrem Gemahl freundlichst sie mit den Worten überreichte: „Hier sind sie, wenn es noch Zeit ist, sein Verderben abzuwenden." Doch war für diesmal der gute Willen des edlen Paars erfolglos, die Sache war schon zu weit und unrettbar.

Als Dichter behauptete Canitz, wie auch Zeit und Geschmack sich veränderten, noch lange seinen Werth; sein Talent, in der von Opitz beginnenden neueren Reihe deutscher Dichter ehrenvoll aufgenommen, war für seine Zeit höchst bedeutend. Doch läßt sich nicht läugnen, daß ihm die Dichtkunst mehr ein Reiz und eine Zierde des Lebens, mehr eine der Thätigkeiten und Beziehungen war, welche ein reger Bildungstrieb sich mannigfach gewinnt und äneignet, als ein Inbegriff aller, aus dessen Mitte das Leben selbst nach allen Seiten neubedingend hervorquölle. Das Verdienst der gewählten Sprache, des angemessenen Ausdrucks, der höchsten Reinheit und Eleganz, tritt bei solchen Dichtern am stärksten hervor, und Canitz besaß dasselbe in sehr hohem Grade. Was uns jetzt in seinen Gedichten als Geschmacklosigkeit und Härte verletzt, entsprach in seiner Zeit gewiß den höchsten Anforderungen der Feinheit und Ründung, denn zumeist wegen dieser Vorzüge wird seine Schreibart von seinen Zeitgenossen allgemein gepriesen. Noch Friedrich der Große, auf Glauben die damals angenommen gültige Meinung wiederholend, sagt von ihm: „Il puisa dans l'usage de la bonne compagnie cette politesse et cette amé-

nilé qui plaît dans son style." Seine gesammelten Gedichte, wurden zuerst im Jahre 1700. durch den Freiherrn von Canstein im Druck herausgegeben, und häufig wieder aufgelegt; sodann im Jahre 1727. mit großer Sorgfalt, und mit beigefügtem Lebenslauf und schätzbaren Anmerkungen, durch Johann Ulrich König, den um die deutsche Litteratur auch sonst noch wohlverdienten Hofdichter in Dresden, und auch diese Ausgabe ist bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts mehrmals wiederholt worden. Geistliche Gedichte und vermischte, Satiren und Uebersetzungen, Trauergedichte, zuletzt galante; und Scherzgedichte, bilden verschiedene Abtheilungen. Die Satiren sind nach dem Muster des Boileau, einige auch aus ihm, dem Horaz und Juvenal übersetzt.

Von unsrem Canitz ist keine Nachkommenschaft übrig. Wenige Wochen nach ihm starb sein einziger hinterbliebener Sohn, etwas über 13. Jahr alt, an den Blattern. Seine Wittwe verheirathete sich späterhin an den Freiherrn von Schönaich in Crossen. Sein Vermögen fiel an zwei Freiherren von Canstein, Stiefbrüder seiner Doris; der jüngere, schon oben erwähnt, erhielt mit anderem Besitz auch des Verstorbenen ausgewählte Bücher,

bei deren Verkauf er selbst viele davon wiedererstand, die später mit seiner eignen großen Bücherſammlung an das Waiſenhaus zu Halle kamen, dem er auch ſein ganzes übriges Vermögen durch fromme Stiftung zuwandte.

Canitzens Gedichte haben ihre Zeit gehabt, ſie liegt abgeſchloſſen, und wird wohl ſchwerlich wiederkehren; dieſe Lieder fallen, gleich vielen andern für begränzte Dauer erſchienenen, unaufhaltſam mehr und mehr der Vergeſſenheit anheim; aber der Name des Dichters wird nicht untergehn, Canitz wird ruhmvoll genannt werden unter den Ehrenſäulen der deutſchen Litteratur, ſo lange dieſe ſelber beſteht, und ſo wird in ſeinem Namen zugleich ſein Denkmal ſein. Merkwürdig indeß möge hier zum Schluſſe noch der ſeltnen Gunſt erwähnt werden, welche dem ſchon weit entſchwundenen, durch mächtigſte Entwickelungen neuer Folgeſchlechter zurückgedrängten Dichter gleichwohl in ſpäter Dauer noch erhalten blieb. Der Feldmarſchall Graf von Kalkreuth, im Jahre 1736. geboren, ſonſt eben auf Poeſie nicht ausgehend, war aus den Eindrücken früher Jugend doch mit Ehrfurcht und Vorliebe für die Gedichte von Canitz eingenommen; er wußte die Trauerode auf Doris

auswendig, und sagte öfters ganze Strophen daraus her, mit der guten Ueberzeugung, das sei doch noch Poesie von ächtem Werth, und alle andre dagegen mit Recht gering zu achten. Der geistvolle, regsame Greis starb erst im Jahre 1818. im hohen Alter, und so reichte, durch diesen einen langgezogenen Lebensfaden vermittelt, die lebendige Wirkung von Canitzens Gedichten im vollen Ansehn ihrer Zeit, zwar nur leise, aber doch bis in unsere Tage hinein! —

Johann von Besser.

Johann von Besser.

Mit Canitz in demselben Jahre kam Johann Besser zur Welt, jenem als Dichter, als Hof- und Staatsmann und als Freund, im Leben vielfach verwandt und nah. Er wurde den 6. Mai 1654. in Kurland geboren. Sein Vater, aus dem Patricierhause der Besserer in Ulm herstammend, von welchem ein Zweig nach Preußen und dann nach Kurland verpflanzt worden, war Prediger in Frauenburg, und stand wegen seiner Gelehrsamkeit und wegen seines frommen Wandels in gutem Ansehn; seine Mutter, von Geburt ein Fräulein dortiger Gegend und eines Predigers Tochter selbst, vereinigte die Vortheile dieser gedoppelten guten Herkunft. In Kurland waren auch nach der Reformation, welche in manchen Ländern die kirchlichen Aemter ihrer weltlichen Herrlichkeit dergestalt

entkleidete, daß sie fast ganz dem Ehrgeize des strebenden Bürgerstandes anheimfielen, die Predigerstellen meist so gute Pfründen geblieben, daß auch der Adel sich fortdauernd um sie bewarb, und hieraus kam, daß beide Stände dort leichter gegen einander sich ausglichen; ein Verhältniß, welches auch für Bessers Leben und Fortschreiten von entschiedenem Einfluß war. Erziehung und Unterricht empfing der wohlgebildete, kräftige und geistesrege Knabe mit den Kindern einiger benachbarten adlichen Familien, von ausgewählten Lehrern, sowohl in Wissenschaften und Sprachen, als auch in Leibesübungen und sonstigen Fertigkeiten. Er überstand große Lebensgefahren, indem er einmal unter dem Eise dem Ertrinken nahe war, ein andresmal im Kornfelde von den Hunden seines Vaters, die ihn plötzlich anfielen, beinah zerrissen wurde. Frühzeitig erwachte auch die Neigung zu dichten in ihm, und war durch keine Abmahnung, die man ernstlich versuchte, zu überwinden. Mit guten Kenntnissen und vortheilhafter persönlicher Bildung ausgestattet, bezog er, zugleich mit mehreren seiner bisherigen Studiengefährten, die Universität zu Königsberg, wo er den philosophischen Wissenschaften und demnächst, seiner ihm zugedachten Bestimmung gemäß, der Theologie den besten Fleiß widmete. Schon

im Jahre 1673. vertheidigte er daſelbſt öffentlich eine lateiniſche Abhandlung über einige Sätze aus der Logik, und im folgenden Jahre, da er ſelbſt noch nicht volle zwanzig zählte, eine zweite über einen philoſophiſch-theologiſchen Gegenſtand, durch welche er mit großem Ruhme die Würde eines Magiſters der freien Künſte erwarb. Im Jahre 1675. ließ er abermals eine philoſophiſche Abhandlung drucken, die unter ſeinem Vorſitz ein jüngerer akademiſcher Mitbürger vertheidigte. Indem er ſo im gelehrten Kreiſe rüſtig und gewandt auf den Schauplatz trat, verläugnete ſein Sinn auch ſchon damals nicht die Richtung nach den oberen Kreiſen, wo die Fürſten und ihre Umgebungen, im Schimmer der Macht und des Glanzes, den Blick und Eifer begabter Dienſtberufenen ſtark und unwiderſtehlich anziehen. Keine jener Abhandlungen ließ Beſſer ohne den Schmuck einer vornehmen, empfehlenden Zueignung; er widmete die erſte dem Herzoge Jakob von Kurland, bei welchem ſein Vater in vorzüglichen Gnaden ſtand, die zweite dem Herzoge Friedrich Kaſimir, und die dritte der brandenburgiſchen Prinzeſſin Luiſe Charlotte.

Ein junger Mann von ſo ausgezeichneten Gaben, der die Welt bedeutend anſprach, und ihre Verhältniſſe lebhaft ergriff, konnte am wenigſten

unter den Jünglingen gleichgültig bleiben, welche durch Alter, Studien und Neigungen ihm verbunden waren. Besser lebte in vertraulichster Gemeinschaft mit jungen Edelleuten, die, theils aus Kurland, theils aus Preußen und andern Ländern, in Königsberg studirten. Vor allen aber hatte sein Landsmann von Maydel, ein edler Jüngling von vorzüglichen Fähigkeiten und älternloser Erbe eines Vermögens von einer Tonne Goldes, sich an ihn mit innigster Freundschaft angeschlossen. Seine Studien waren bald beendet, er kehrte nach Hause, um von dort eine größere Reise nach fremden Ländern anzutreten, und da er die Wittwe seines Oheims, welche bei ihm Mutterstelle vertrat, wegen eines tüchtigen Hofmeisters, der ihn begleiten sollte, bemüht sah, so stand er nicht an, ihr als einen solchen seinen Freund Besser in Vorschlag zu bringen. Die kluge Frau verlangte denselben vorher persönlich kennen zu lernen, wohl nicht ohne Bedenken wegen dessen eigner Jugend; aber kaum hatte sie ihn, den stattlichen, haltungsvollen jungen Mann, selbst gesehn, als sie sogleich und unbeschränkt einwilligte, indem sie mit angenehmer Wendung hinzufügte, sie wünsche, daß es ihrem Pflegesohn mit seinem selbsterwählten Hofmeister wie den Kranken ergehen möge, bei denen inge-

mein die Arznei desto heilsamer anschlüge, jemehr Vertrauen sie selbst zu ihrem Arzte hegten. Die beiden Freunde traten noch im nämlichen Jahre 1675. ihre Reise an, und begaben sich zuvörderst auf die Universität Leipzig, um daselbst in den Wissenschaften noch weitere Fortschritte zu machen.

Sie ließen es beiderseits an Fleiß nicht fehlen, und zeichneten sich vor Andern durch Sitten und Betragen aus; das Ansehn ihrer ganzen Erscheinung, und insbesondre ihre Fertigkeit in ritterlichen Uebungen, machte sie bald der ganzen Stadt vortheilhaft bemerkbar. Da Maydel reformirten Glaubens war, und es für diesen in Leipzig keine gottesdienstliche Anstalt gab, so reisten sie dieserhalb einigemal nach Dessau, wo sie zugleich den Hof besuchten, und bei dem Fürsten Johann Georg freundlich und ehrenvoll aufgenommen wurden. So verging fast ein Jahr in glücklichen Lebenstagen, und schon dachten sie an die Weiterreise, als ein unglücklicher Vorfall ihren Weg und ihre Plane völlig zerrüttete. Canitz und seine Freunde, deren Umgang für Besser und Maydel sich als der schicklichste von selbst hätte darbieten müssen, waren kurz vorher abgereist; es drängten statt solcher edlen, leider nur rohere Bekanntschaften sich auf. Mit Besser und Maydel fanden sich

in derselben Tischgesellschaft ein gewisser von Bennigsen und dessen Hofmeister Lange, bei welchen die große Geschicklichkeit im Fechten, worin jene Beiden sich als Meister zeigten, Neid und Groll erweckte; einige Offiziere von den sogenannten Blaurocken, zur Besatzung der Pleißenburg gehörig, hatten gleichfalls ihren Aerger daran, und ihr tückischer Ingrimm suchte begierig die Gelegenheit zum Ausbruch. In dieser Absicht brachten Bennigsen und Lange eines Mittags den Lieutenant von Lochau mit zu Tisch, trennten gleich anfangs, unter dem Schein des Ungefährs, Bessern von seinem Zögling, und begannen hierauf durch anzügliche Reden und zudringliche Geberden jene zum Streit aufzureizen. Lochau schimpfte gegen Maydel auf Bessern, zweifelte, ob derselbe auch ein solcher Held im freien Felde wäre, wie auf dem Fechtboden, und verlangte denselben auf die Probe zu stellen. Maydel nahm sich seines Hofmeisters an, verbat sich dergleichen Reden, und meinte, man müsse sich damit an den Mann selber wenden, der ja gegenwärtig sei; er saß aber am andern Ende des Tisches, und konnte diese Reden kaum vernehmen, geschweige denn erwiedern. Als die Mahlzeit geendet war, drang Lochau nur noch heftiger auf Maydel ein, betheuerte höhnisch, er müsse sich mit

einem von ihnen beiden raufen, und wolle gleich den Zögling, da dieser für seinen Hofmeister so ritterlich auftrete, in Anspruch nehmen. Der gereizte Jüngling, sonst ungemein sanftmüthig, und bisher ganz kalt und besonnen, vermochte sich jetzt nicht länger zu halten: „Weil du denn durchaus Händel mit mir haben willst, rief er, und ohne alle Ursache, so muß ich dir erst diese dazu geben," ergriff eine zinnerne Kanne, und schlug sie dem Gegner mit Gewalt auf den Kopf; Besser sprang herzu, Lochau's Genossen gleichfalls, und es entstand eine heftige Schlägerei, die nur mit Mühe von den übrigen Anwesenden auseinandergebracht wurde. Besser fand angemessen, um weitere Händel zu vermeiden, den bisherigen Mittagstisch mit einem andern zu vertauschen; doch sein Zweck wurde nicht erreicht. Jener Vorfall war noch nicht abgethan, als nach wenigen Tagen auch Bennigsen, der ziemlich getrunken hatte, und in diesem Zustande Maydeln auf dem Vorsaale vor dessen Wohnstube begegnete, diesen mit trotzigen Reden anließ, ihm unvermuthet in's Gesicht schlug, und abermals eine Balgerei verursachte, in welche die herzugeeilten beiden Hofmeister gleichfalls verwickelt wurden. Maydel, sogleich von Lochau herausgefordert, und selber Genugthuung von Bennigsen

und Lange fordernd, sah gleichwohl den Zweikampf durch mancherlei Ausflüchte seiner Gegner, nur stets weiter hinausgeschoben. Bennigsen und Lange hatten unterdeß, wie sie schon früher im Sinne geführt, die Studien verlassen, und bei der Besatzung der Pleißenburg, unter den Blaurocken, wie man sie nannte, Dienste genommen, jener als Fähnrich, dieser als Führer, und sie wollten mit ihren neuen Kameraden lieber ihren Vortheil durch neue Tücke suchen, als im offenen Gefecht ehrlich erringen. Mehr als neunmal ließ Maydel sie mahnen, aber stets vergeblich, es verging eine Woche nach der andern. Die Sache verzog sich so lange, daß Briefe aus Kurland einlaufen konnten, in welchen Maydels Pflegemutter dessen unverzügliche Rückkehr nach Hause dringend anbefahl, indem ein dortiges Gerücht, derselbe sei in einem Zweikampfe geblieben, sie wegen übler Händel besorgt mache, deren unglücklichen Ausgang sie abwenden wolle. Für Besser entstand hieraus eine schreckliche Lage; seine Pflicht forderte, Leben und Sicherheit seines Zöglings der erhaltenen Weisung gemäß zu wahren, aber nicht minder lag ihm ob, dessen Ehre nicht im Stich zu lassen. Vergebens bot er alles Erſinnliche auf, um die Möglichkeit einer gütlichen Ausgleichung zu finden, vergebens

wollte

wollte er selbst für seinen jungen Freund eintreten und dessen Kampf ausfechten, kein Vorschlag fand Eingang, am wenigsten der letztere, welchen Maydel weit wegwarf, und von dem Besser selbst wohl gestehn mußte, daß er mehr seinem eigenen, als dem Verhältnisse seines Freundes entspreche. Nichts blieb übrig, als den Zweikampf möglichst zu beeilen, und für denselben alle beste Vorkehrung zu treffen. Besser benahm sich hiebei mit musterhafter Sorgfalt und Ueberlegung, er besprach die Gegner, und wußte es geschickt dahin zu leiten, daß man übereinkam, in Betracht der früher gepflogenen Freundschaft, ohne Erbitterung und nur des ehrenvollen Ausgangs wegen zu fechten, daher keine andere Waffe als den Degen zu gebrauchen, und sich mit dem, was die Gebühr erheische, zu begnügen. In der Wahl des Platzes, der Waffen und der Zeugen handelte er gleichfalls mit klügster Vorsicht. Er selbst übernahm, keine Bedenklichkeit wegen der Verantwortung beachtend, nun auch die Rolle eines Beistandes, weil er der eignen Treue und Fechtkunde für den Freund am meisten sicher war. Die Zögerungen und Verhandlungen hatten schon über zehn Wochen gedauert, endlich wurde der 15. Februar des Jahres 1677. zum Kampftage bestimmt. Die Partheien, jede von dreien

Zeugen und einigen Dienern begleitet, ritten früh morgens von Leipzig nach dem Dorfe Linkel, wo ein dichtes Tannengehölz angemessenen Raum, aber nicht nur dem freien Kampfe, sondern auch der schändlichsten Hinterlist gewährte. Lochau und Maydel fochten zuerst, und wiewohl jener, der ausdrücklichen Versicherung entgegen, diesen gefährlich zu treffen suchte, und darüber selbst mehrmals in seines Gegners Gewalt gerieth, so schonte doch dieser ihn großmüthig, und focht mit der doppelten Aufmerksamkeit, für sich und auch für den Gegner selbst, dessen unbesonnene Hitze unschädlich abzuwenden. Nach vier Gängen erklärte Lochau sich für befriedigt; er und Maydel versöhnten sich, und gaben einander die Hände. Hierauf stellten sich Besser und Bennigsen zum Gefecht; auch dieses versprach leidlich auszugehn; als aber im zweiten Gange Bennigsen einen Stich in den linken Arm erhielt, wandte sich plötzlich die Sache auf unerwartete Weise; der Verwundete wich erblaßt zurück, schrie um Hülfe, lief zu seinem Pferde, nahm die Pistole zur Hand, und schoß auf Besser, dem die Kugel dicht vorübersauste. Als dieser sah, daß auch Lange zur Pistole gegriffen hatte, konnte er die absichtliche Verrätherei nicht verkennen, und drang herzhaft auf den Feind los. Jetzt aber

schrie Lochau, der, wie Lange und auch bereits wieder Bennigsen, zu Pferde saß: „Nun ist es Zeit, hauet zu, stoßet zu!" und indem er selbst seine Pistole auf Besser abschoß, stürzten zugleich die Knechte der Offiziere und eine Anzahl versteckter Soldaten von den Blaurocken aus dem Busch hervor, und drangen mit Schießen, Stechen und Hauen meuchlerisch auf Besser und die Seinigen ein. Im Getümmel und Pulverdampf kamen die Uebrigen bald abseits, und nur Besser und Maydel, die nicht mehr zu ihren Pferden und Pistolen kommen konnten, bestanden den ungleichen Kampf; jener focht mit unbezwinglicher Tapferkeit, zwei Feinde stach er alsbald nieder, und als ihm sein Degen in der Brust des zweiten zerbrach, hatte er gleich einem dritten wieder die Wehr aus der Hand gerissen, stellte sich neubewaffnet Maydeln zu Seite, der sich den Rücken durch einen dicken Baum zu decken suchte, und beide wehrten mit kräftigen und geschickten Streichen die treulosen Angreifer ab. Doch diese hatten andern Vortheil, sie schossen auf's neue aus Büchsen und Pistolen, ein unglücklicher Schuß traf Maydeln durch den Rückgrat in's Herz, und tödtlich verwundet sank dieser, indem er den Mörder, wahrscheinlich Lochau, anrief: „Ist das Kavalierparole?" und mit den Worten: „O Je-

ſus, wie wird mir!“ ſeinem Freunde ſterbend in den Arm. Beſſer wurde dadurch zur äußerſten Wuth entflammt, und als er nach wenig Augenblicken erkennen mußte, daß jener ſchon wirklich todt neben ihm lag, lieh ihm der Schmerz ſolche Kraft, daß er nicht nur der noch ſtets andringenden Feinde ſich erwehrte, ſondern ſogar zum Angriff übergehend, ſie alleſammt in die Flucht jagte. Unter Thränen und Wehklagen wurde der Leichnam hierauf einſtweilen nach dem Dorfe gebracht, bis er ſpäterhin mit großer Ehrenbegleitung nach Leipzig, und in der Folge zur Beiſetzung nach Deſſau abgeführt wurde. Die Fürſtin ſetzte mit eigner Hand ſeinem Haupt eine goldene Krone auf. Der nur erſt achtzehnjährige, aber groß- und ſchlankgewachſene, und an Geiſt und Gemüth nicht minder als an Körper hervorragende Jüngling war in der Blüthe der ſchönſten Entwickelung gefallen; ſein frühes Todesloos erregte nah und fern Aufſehn und Theilnahme. Die politiſchen Jahrbücher thaten der Begebenheit ausführlich Meldung. Der König Johann von Polen ſchrieb an den Kurfürſten Johann Georg von Sachſen wegen Beſtrafung der Mörder.

Vor allen Andern war Beſſer zu beklagen, er hatte mit dem Freunde und Zögling ſein ſchön-

ſtes Glück verloren, die reichſten Hoffnungen eingebüßt; der Anſchein einer bei dem Vorfalle doch vielleicht ihm zukommenden Verſchuldung; ſein eigner, zwar ungerechter, aber in düſtrer Stimmung ihm hierüber ſtets wacher Vorwurf; die Nothwendigkeit, nach ſo großen Stürmen, anſtatt ſich dem Schmerze hingeben zu können, jedem verdrießlichen Geſchäft, unter andern auch dem ſeiner Rechtfertigung, ſich zu unterziehen: dies alles machte ſeine Lage zu einer der unſeligſten. Er wünſchte ſich tauſendmal an Maydels Statt, oder doch wenigſtens mit ihm den Tod gefunden zu haben, er fühlte ſich innerlich einem Geſtorbenen gleich, und gleichwohl zu täglich erneuter Todesqual aufgehoben. Das älteſte ſeiner uns aufbewahrten Gedichte, bald nach dem unglücklichen Vorgang abgefaßt, drückt ſeine Klagen hierüber beweglich aus. Er redet den Gebliebenen an:

„Als dich des Mörders Hand zu Boden hat geſchoſſen,
Und dein gekrümmtes Haupt zur Achſel ſich geneigt,
Als aus der weißen Bruſt dein Purpur dich beſloſſen,
Und du, mit Blut erfüllt, mir deinen Mund gereicht:
Ach, hätt' ich dieſen Mund, ſo wie er mich, beſprenget,
Und hätte meine Bruſt die deinige beſpritzt!
So würd' ich weiter nicht von einer Angſt gedränget,
Die, wie ein ſteter Tod, mir in dem Herzen ſitzt.
Die Kugel, die dich traf, hat zwar mich nicht getroffen,

Dieweil ich nicht für dich, noch auch mit dir, verstarb:
Doch steh' ich leider jetzt viel Todesarten offen;
Ach, daß durch diesen Tod ich keinen Ruhm erwarb!"

Worauf er zu der Betrachtung übergeht:

„Ich mußte nicht den Tod so vortheilhaft erdulden,
Der künftig mich einmal ohn' allen Dank erlegt.
So muß ein Mensch sich stets vom Glücke meistern lassen:
Muß sterben, wenn er noch des Lebens nicht ist satt,
Und leben, wenn er sucht ein Todtengrab zu fassen,
Das meinem Suchen auch sich ganz verborgen hat."

Und weiterhin sagt er:

„Ich lebe durch den Zwang des Glückes, nicht aus Wahl;
Der Himmel rechne doch zur That mein treues Wollen,
Der mir, und nicht mein Wunsch, zu leben anbefahl,
Ich bin, so viel in mir, an Maydels Statt gestorben,
Und habe selbigen, dem Willen nach, befreit,
Mir auch der Treue Lob des Freundes dort erworben,
Der für den Brutus sich zu sterben nicht gescheut.
Hat mir es in der That zu leisten nicht geglücket,
So weiß ich, daß zur Qual ich aufgehoben bin!
Es wird ein schärfer Schwert bereits auf mich gezücket,
Das sonder Streiche mir zermartert Leib und Sinn:
Es stürmt das Ungemach auf mich von allen Seiten,
Und mich befällt der Neid, als wie verdorrtes Laub."

Maydels Verwandte wollten sich gar nicht zufrieden geben; bei ihnen sich zu rechtfertigen, dem Gerede böswilliger Leute, welche ihm die Schuld

des ganzen Unglücks aufbürden wollten, entgegenzuwirken, vor Gericht sich selber zu verantworten, und die flüchtig gewordenen Mörder zu verfolgen, dies waren, anstatt der Tröstungen, deren er bedurfte, die Aufgaben, welche sich ihm an jenes Unglück unselig anreihten. Sein Muth und sein Talent bewährten sich unter diesen Umständen in voller Kraft, er verschmähte jede Flucht und Entziehung, und bot entschlossen Stirn und Brust allen Kämpfen, die auf ihn eindrangen. Außer dem ebenerwähnten Gedichte verfaßte er noch eine besondere Denk- und Lobschrift, in welcher Maydel nach allen seinen herrlichen Eigenschaften geschildert, und sein kurzer Wandel und früher Tod ausführlich erzählt wurde; diese wohlberedte Schrift, welche im folgenden Jahr in Druck erschien, war für den Verfasser die beste Rechtfertigung, und gewann, wie überhaupt die Festigkeit und Klugheit seines ganzen Benehmens, ihm viele Zustimmung und Theilnahme. Schon sollte sein Unglück selbst ihm der Anlaß neuen Glückes werden.

Der Kommandant der Festung Pleißenburg, Oberst Titel, ein strenger und tapferer Mann, war über das nichtswürdige Betragen seiner Offiziere höchst entrüstet, und konnte nicht umhin, den edlen Eifer und Heldenmuth Bessers dagegen hoch-

achtend anzuerkennen. Täglich war an seiner Tafel, wie in den Gesellschaften seiner Gemahlin, lobpreisend von dem tapferen Kurländer die Rede, der so vielen Feinden allein widerstanden, und jetzt, gegen so vielfache Widerwärtigkeiten ringend, mit der Feder in der Hand, nicht weniger als mit dem Degen, seines Gleichen suche; Fremde und Einheimische stimmten wetteifernd in dieses Lob. Solcherlei wiederholte Reden machten Eindruck auf das Gemüth einer Stiefenkelin des Kommandanten, eines vierzehnjährigen Mädchens von ganz besonderen Gaben und Vorzügen. Katharina war die Tochter des ehmaligen Bürgermeisters von Leipzig und Kurfürstlich sächsischen Appellationsraths von Kühlewein auf Raschwitz, schon einige Zeit älternlos, und deßhalb in das Haus ihres Stiefgroßvaters aufgenommen. Sie galt für die vornehmste und reichste Jungfrau ihrer Vaterstadt; eine große schlanke Gestalt, blendende Weiße, große blaue Augen, edle Gesichtszüge, und Reiz und Anmuth ihres ganzen Wesens machten sie auch zu einer der schönsten. Wiewohl noch so jung, war sie doch schon zu einer ungewöhnlichen Größe emporgewachsen, und so auch ihr Karakter schon völlig entschieden, ein romantischer Schwung hatte ihre Neigungen auf das Starke, Beherzte gewandt, Kühn-

heit und Ehrgeiz ließen sie im Tanzen, Schießen, Reiten und Fahren ihre liebsten Zeitvertreibe suchen; dabei war sie von zartem Gefühl und feiner Geistesbildung, konnte mehrere Sprachen, spielte Klavier, und sang sehr angenehm. Schon früher war sie Bessern einmal zufällig auf der Straße begegnet, und beide hatten mit gegenseitiger Verwunderung einander anblicken müssen, denn auch Besser war ein schöner Mann, von edler und bedeutender Erscheinung, und ein trefflicheres Paar hatte die ganze Stadt nicht aufzuweisen. In dem Hause des Bürgermeisters Steger, ihres Vormundes, machte Besser bald die nähere Bekanntschaft Katharinens, die er dann zuweilen auch auf ihrem Gute Raschwitz besuchte, und die beiderseitige Neigung blieb nicht lange verborgen. Gleiche Richtung des Sinnes und gemeinsame Uebung jugendlicher Fertigkeiten knüpften das Band immer fester; sie tanzten zusammen unvergleichlich, er begleitete ihr Klavierspiel auf seiner Laute, sie sang die Lieder, welche er für sie gedichtet; da kein fremder Wille hier zu schalten hatte, so war ihre dauernde Vereinigung unter ihnen bald beschlossen. Katharina, die sich früher, aus eigenwilliger Abneigung gegen den Ehestand, in ein evangelisches Jungfrauenkloster im Lüneburgischen begeben wollte,

gab ihren Vorsatz auf, und so Besser den seinigen, im Getümmel des Krieges ein neues Schicksal aufzusuchen; zu neuen Hoffnungen berechtigt, vertauschte er vielmehr das Studium der Theologie mit dem der Rechte, um sich zu Hof- und Staatsämtern geschickt zu machen, wozu sowohl sein eigner Hang, als auch die Rücksicht auf seine künftige Gattin ihm Beruf und Antrieb wurden.

Doch wie sehr auch gleich von Anfang in dieser Liebesneigung die Herzen sich begegneten, und wie glückliches Ziel ihr im voraus beschieden war, nicht blieb deßhalb den Empfindungen der Wechsel erspart, der zwischen Furcht und Hoffnung, Qual und Entzücken, Zweifel und Vertrauen, oft erst spät zur endlichen Gewißheit führt; auch Besser findet sich dieser Schickung hingegeben, welche, wo sie nicht von außen aufgedrungen wird, sich nur zu leicht von innen selbst erschafft. Er liebt, aber wagt nicht zu hoffen; er entsagt, doch nur ein geringster Trost soll ihm noch verbleiben; so bekennt er seine anspruchslose Liebe für Melinden, die er unglücklich weiß, in einem zarten Gedicht:

„Melindens Auge seh' ich nicht;
Doch hör' ich, daß es jetzund weinet.
O weint dies himmlische Gesicht,
Das sonst mit Sonnenblicken scheinet!

Ich weiß, daß selbst die Traurigkeit
Und ihres Schmerzens Ungeberden,
Wenn sie die heißen Thränen streut,
Sie noch viel schöner machen werden!

Bisher, da ihr das Glück gelacht,
Und sie der Freuden Arm umfangen,
Hab' ich den Mund fest zugemacht;
Vergnügt, daß es ihr wohl ergangen.
Wer aber kann jetzt ruhig sein,
Da wir Melinden hören klagen?
Ihr Glücke laß ich ihr allein;
Ihr Unglück muß ich helfen tragen."

Zwar will sie nichts von ihm wissen, allein dies kann ihrem Werthe nichts nehmen, er ist gewohnt, sich zu bescheiden:

„Die Schönheit, der beblümte Mund,
Die weiße Brust, die frische Jugend,
Sind ja nicht meiner Liebe Grund;
Ich liebe mehr Melindens Tugend."

Dergleichen Liebe besteht ohne einige Gewährung; nur, wenn er schon auf alles verzichtet, möge dafür auch nicht das Gegentheil ihm werden:

„Was willst du mehr, ich meide dich,
Ich will dich Andern überlassen;
Nur, hast du ja kein Herz für mich,
So hab' auch keines, mich zu hassen!"

In gleicher Stimmung richtet er ein Lied an seine Laute:

„Dies ist die treue Trösterin
Von allen meinen Kümmernissen,
Wenn die, um die ich traurig bin,
Nichts will von meinem Kummer wissen.
Das Herz der strengen Ehrengard
Ist leider gegen mich zu hart,
Und giebt nicht Acht auf meine Plagen.
Ihr aber, meine Saiten ihr,
Seid viel mitleidiger mit mir,
Ihr hört zum mindsten meine Klagen,
Und wißt, so oft ich euch berühr',
Mein Leiden wieder nachzusagen."

Wiederholt drückt er sein Verzichten, doch schon auch die Warnung aus:

„Wir wollen, schöne Schäferin,
Gerühig bei einander weiden,
Dein Glücke geb ich Andern hin,
Kommt Unglück, will ich mit dir leiden;
Laß aber sehn, ob auch der Hirt,
Den deines Herzens Wahl getroffen,
Dich so beständig lieben wird,
Als ich, der nichts von dir zu hoffen!"

Vergeblich sucht er der Liebe zu entfliehn:

„Ach, Gedanken, laßt mich ziehen,
Ich will Iris Macht entgehn;
Ihre Schönheit heißt mich fliehen,
Der ich nicht kann widerstehn.
Aber was hilft mein Entrinnen?
Durch euch bin ich stets bei ihr;

Süßes Blendwerk meiner Sinnen,
Wie gefährlich seid ihr mir!"

In welchem Uebermuthe des Selbstvertrauens diese Niedergeschlagenheit hinwieder sich erheben konnte, wenn günstigere Sterne leuchteten, sehen wir aus folgenden Zeilen an das Bette der Chloris:

„Werth- und beglückter Platz der Chloris Rosenbette!
Du einz'ger Zeuge dieser Welt,
Von aller Lieblichkeit, die Chloris uns verhält!
Ach, wenn ich doch einmal dich zum Verräther hätte!
Ach, daß du zu getreu und zu verschwiegen bist!
Gedenkt sie nicht an den, der längst ihr eigen ist,
Der ihr ohn' Unterlaß sucht seine Gluth zu zeigen?
Ja, wenn sie halb erwacht mit sich alleine spricht,
Nennt sie mich unversehns in der Verwirrung nicht,
Und hörst du keinen Wunsch aus ihrem Herzen steigen?"

Beruhigte Sicherheit dagegen mußte schon in dem Dichter wohnen, der, im Jahre 1679. als Schiedsrichter aufgerufen zwischen den blauen und schwarzen Augen, zwar die blauen Augen seiner Anemone besang, aber daneben auch die schwarzen der Phyllis preisen, und den Vorzug unentschieden lassen durfte! Die berühmten, und noch in unsrer Zeit zuweilen wiederholten Verse, welche Besser hierüber nach einer damals beliebten und ihm vorgeschriebenen Sangweise gedichtet, müssen hier nothwendig ihren Platz finden:

„Die blauen Augen.

Blau sind meiner Anemonen Augen,
Weil sie uns zum Zeugniß sollen taugen,
Daß sie ihr von Venus sind erkoren,
Die vom blauen Meeressalz geboren.

Pallas Augen sind auch blau gewesen,
Die sie sich, aus Weisheit, hat erlesen;
Weil der blauen Farben Glanz vollkommen,
Den der Himmel selbst drum angenommen.

Was soll man denn, Anemone, sagen,
Was doch deine Augen in sich tragen?
Klugheit und der Himmel, die sind lichte;
Beides sieht dir auch aus dem Gesichte.

Blaues Feuer brennt, wo Schätze liegen,
Und dein blaues Auge kann nicht trügen,
Daß die Schönheit tausend ihrer Gaben
In den Bergen deiner Brust vergraben.

Selbst die blauen Adern, die dich zieren,
Zeigen, daß sie theure Türkis führen;
Die, wie Gold wächst von der Sonnen Blicken,
Also sich von deinen Augen schmücken.

Aber blau ist auch der Treue Zeichen,
Wird dein Herze wohl den Augen gleichen?
Ob Beständigkeit dein Herz getroffen,
Muß ich bloß von deinen Augen hoffen.

Unterdessen soll mich nichts stören,
Als was Himmlisches sie zu verehren.
Weil des Himmels Bild darin geschrieben,
Will ich sie auch als den Himmel lieben."

„Die ſchwarzen Augen.

Phyllis Augen brennen mich verkohlen;
Denn ſie ſcheinen ausgelöſchte Kohlen:
Weil dem Himmel ſie beliebt zu ſchwärzen,
Sieht man nicht die flammenreiche Kerzen.

Wolken ſind ſie, aber voller Blitze,
Und dies neue Mondenlicht hat Hitze,
In den ſchwarzen Kugeln ſtecken Sonnen,
Wo ſich aller Seelen Brand entſponnen.

Ich gedacht' mit ihrer Nacht zu ſpielen
Und in dieſen Quellen mich zu kühlen:
Aber lauter heiße Feuerballen
Ließen die vermeinte Brunnen fallen.

Dunkler Kreis ſo viel verbrannter Leichen!
Wer dich ſieht, der kann dir nicht entweichen;
Alles muß in deinen Banden ſchweben,
Wenn uns deine Finſterniß umgeben.

Brenne mich, doch mich nicht zu verbrennen,
Deiner Schönheit Allmacht zu erkennen;
Laß der Augen Schatten mich bedecken,
Wenn ihr Strahl zu heiß ſich will erſtrecken!

Oder willſt du mich zu Aſchen haben,
Mußt du in den Augen mich begraben.
Denn die Schwärze ſchicket ſich zum Trauren,
Und ein ſchwarzes Grab kann länger dauren."

Mit welchem Reimen denn, nach des Dichters Meinung, beiderlei Augenart ihr Recht unpartheiiſch empfangen haben ſoll, wiewohl, genau betrach-

ter, die blauen Augen doch hier dichterisch besser bedacht scheinen.

Während so beglückende und glänzende Verhältnisse hier in schönster Wechselneigung für Besser sich gestalteten, dauerte die gerichtliche Untersuchung wegen des Zweikampfs und der darauf erfolgten Entleibung Maydels ununterbrochen fort. So lange Besser in diesen Verwickelungen stand, konnte er auf neue Plane für die Zukunft nicht füglich eingehn, und alles in diesem Betreff mußte ausgesetzt bleiben. Erst im dritten Jahre wurde die Sache völlig zum Ende gebracht, da er denn seinerseits höchst ehrenvoll hervorging, und nur, wegen seines eigenen Zweikampfs, eine leichte Geldstrafe zu tragen hatte. Inzwischen waren andere Verdrießlichkeiten entstanden, welchen, wiewohl sie nicht vom Degen, sondern nur von der Feder herrührten, nicht minder bedeutende, ja in gewissem Sinne noch bedenklichere Störung nachfolgte. Ein junger Fremder, durch Waffenthat als Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit ausgezeichnet, und neuerdings der ganzen Stadt vor Augen als begünstigter Bewerber ihres angesehenen und reichsten Mädchens, konnte nicht ohne Neider und Feinde sein; ein Talent zieht ohnehin, gleichsam zur Strafe des Vorzugs, mancherlei auf-

aufgebürdet, was ihm Nachtheil bringt, und so traf auch Bessern unverschuldet mancher Leumund. Unter andern sollte er der Verfasser einer Schmähschrift sein, in welcher der damals berühmte Theologe Doktor Carpzov heftig angegriffen war, der gute Mann glaubte selber über seinen Feind alle Gewißheit zu haben, und als er die ihm widerfahrne Beleidigung auf der Kanzel mit Schärfe rügte, machte er denselben deutlich genug namhaft, indem er plötzlich ausrief: „Soll ich ihn nennen? Es ist besser —, daß ich schweige.“ Dergleichen Anspielungen, zu denen sein Name sich so unglücklich bequem darbot, wurde Besser sein ganzes Leben nicht los, und er mußte sie im Guten wie im Bösen über sich ergehen lassen. Solch ein Ausfall aber öffentlich von der Kanzel war damals nicht gleichgültig; Besser eilte, seine Unschuld durch überzeugende Beweise darzuthun, und machte dieserhalb auch seinen Besuch bei dem Doktor Carpzov selbst, der sich aber allem Weiteren durch die Wendung entzog, daß er versicherte, er habe in der Predigt gar nicht auf Bessers Namen gezielt. Die Sache schien damit zu beiderseitigem Genügen abgethan. Nach einiger Zeit ließ Besser, dem Steger'schen Hause zu Ehren, auf das Ableben einer

Verwandten desselben einige Zeilen in ungebundener Schreibart drucken, worin es unter andern hieß:

„Mit deiner Verwunderung, Leser, findest du hier
Eine Rahel dem Namen
Ein Schaf der Demuth nach;
Eine Jephtha den Aeltern,
Eine Paulina dem Ehemanne" u. s. w.

Carpzov's gekränkter geistlicher Stolz konnte die Schadenfreude nicht verbergen, seinen Feind — denn das sollte ihm Besser nun einmal bleiben — auf einem groben Schnitzer zu betreffen. Er nahm Gelegenheit, in einer Predigt der Geschichte Jephtha's zu erwähnen, und bemerkte dabei, daß man den Namen der geopferten Tochter eigentlich nicht wisse, doch so viel sagen könne, daß sie nicht Jephtha, wie ihr Vater, geheißen, weil dies nicht ein Weibername, sondern ein Mannsname sei. Besser fühlte den giftigen Stich; die geistliche Rachsucht hatte die empfindlichste Blöße getroffen, er war beschämt und zerknirscht, und mußte schweigen. Doch bei erster Gelegenheit suchte er Linderung für seine tiefbrennende Wunde, und ein nächstes Leichengedicht, auf den Tod eines Bruders seiner Katharina, hob mit den Worten des Unwillens an:

„Der fühlte mit der Zeit ein Grauen vor dem Dichten,
Der, wie die Afterwelt, es selbst berichtet klagt;
Und der die Tempel gar hört seine Sätze richten;

Wo sonst kein Tadelzahn an solchen Aesern nagt,
Wann man ein schlechtes Wort mit falscher Deutung quälet,
Und, wenn des Druckers Hand und Auge was versehn,
Den Schreiber widerlegt, gleich als wann der gefehlet,
Da doch der stummste Fuß nicht wohl kann irre gehn."

So konnten Dichter und Prediger ihren heißen Kampf mit Schlag und Gegenschlag von der Kanzel und aus der Presse noch eine gute Weile fortsetzen; allein Carpzov war durch diesen letzten Streich zu schwer getroffen, und konnte ihn nicht verwinden. Er rief seine Amtsbrüder auf, und die gesammte Geistlichkeit von Leipzig gab auf seinen Antrieb eine Klagschrift bei der Universität gegen Besser ein, worin ihm vorgeworfen wurde, er habe sich nicht gescheut, das dasige Predigeramt anzutasten, und dasselbe zu beschuldigen, als richte es freventlich auf den Kanzeln, quäle ein schlechtes Wort mit falscher Deutung, und nage mit Tadelzähnen in den Tempeln. Der Sturm wurde so gewaltig, daß Besser bald in's Gedränge kam, und auszuweichen wünschte. Wie früher Carpzov in der Predigt nicht ihn, so wollte jetzt er in dem Gedicht nicht jenen gemeint haben, allein die Ausflucht gelang schlecht; die Deutung, daß unter dem Worte Tempel die Zuhörer verstanden gewesen, weil einige Studenten früher einen Ausdruck des

Gedichts getadelt hätten, fand wenig Eingang, daß er selbst sie eidlich erhärten sollte, war ein übler Umstand; zum Ueberflusse brachte man noch heraus, daß Besser gleich nach Carpzov's Predigt dem Buchdrucker Vorwürfe wegen Auslassung des Wortes Tochter gemacht habe, da es doch in der Handschrift geheißen: „Eine Jephtha-Tochter ihren Aeltern," nicht aber, wie jetzt zum Aergerniß dastehe: „Eine Jephtha;" ja endlich kam sogar das Allerschlimmste an den Tag, daß in der Handschrift des zweiten Gedichts, als dieselbe zur Erlangung der üblichen Druckerlaubniß eingereicht worden, nicht das Wort Tempel, sondern das Wort Pöbel gestanden habe, und erst nachher mit jenem vertauscht worden sei. Die Sache nahm in Leipzig eine schlimme Wendung, und von Dresden, wo Besser allerlei Schritte schon vergeblich versucht hatte, war keine Begünstigung zu erwarten. Endlich, da gerade alles sich zum übelsten Ausgang anließ, und schon ein scharfer Urtheilsspruch unmittelbar bevorstand, wurde Carpzov durch vornehme Gönner und Freunde Bessers noch eben zu rechter Zeit zur Versöhnung gestimmt, und schrieb nun selbst an den Rektor der Universität mit vielem Eifer zu Gunsten dessen, den er bisher so grimmig verfolgt hatte.

So wurde der mißliche Handel, der über acht Monate gedauert, im April 1680. gütlich beigelegt.

Obgleich auf diese Weise großem Ungemach entgangen, glaubte Besser dennoch jetzt in Sachsen weniger leicht sein Glück zu machen, und ihm blieb nicht verborgen, daß auch die nächsten Verwandten seiner Geliebten ihm stark entgegenwirkten, um sowohl seine Dienstanstellung, als auch die davon abhängige, ihnen sehr unwillkommene Heirath zu hintertreiben. Doch Besser war nicht der Mann, so leicht abzustehn; Muth und Klugheit gaben ihm den glücklichsten Entschluß ein. Sachsen aufgebend, wandte er sich nach Brandenburg, wo schon, dem großen Kurfürsten zu dienen, für den Tapfern ein mächtiger Reiz war, der für den Geschickten sich mit jener günstigen Aussicht verbinden durfte. Mit guten Empfehlungen kam er noch im Sommer des genannten Jahres nach Berlin, wo sein Name schon nicht unbekannt war. Der unglückliche Kampf, in welchem Maydel das Leben verlor, war vielleicht der einzige, der Bessers Tapferkeit verdächtig gemacht. Der Fürst von Anhalt-Dessau selbst war auf unvermuthet ein Zeuge derselben geworden, da er im Walde bei Dessau von ungefähr dazugekommen, als Besser mit zweien Offizieren den heftigsten Zweikampf ausfocht. Noch in vielen

andern Gelegenheiten hatte dieser Muth und Geschicklichkeit erprobt, und von mancher Gefahr gaben bedeutende Narben Zeugniß. Durch solcherlei Vorangegangenes verdient, leuchtete gleich seinem Eintritt in Berlin das ausgezeichnetste Glück. Er stand im Kurfürstlichen Vorzimmer, des Augenblicks harrend, da er sich dem Kurfürsten zeigen dürfte, da trat der Fürst von Anhalt-Dessau herein, und ging, Bessern erkennend, freudig auf ihn zu, nahm ihn bei der Hand, und führte ihn zu den Großen des Hofs und den anwesenden Generalen, welchen er ihn mit den Worten vorstellte: „Meine Herren, hier ist derjenige wackre Kurländer, von dessen Tapferkeit ich euch so viel erzählt habe!“ Nach einem solchen Eingang konnte Bessers Glück nicht mehr fehlen. Der Kurfürst ließ ihm Kriegsdienste anbieten, sogar eine Hauptmannsstelle stand ihm offen, doch da er, besonders auch in Rücksicht seiner Braut, eine Beförderung am Hofe vorzog, wo ihm gleich anfangs die Gunst des Geheimen Raths von Fuchs und andrer bedeutender Männer zu Theil geworden, so wurde ihm auch dieser Wunsch gewährt, und schon im August empfing er die Bestallung als Kurfürstlicher Rath, zwar fürerst noch ohne Gehalt, aber mit dem bestimmten Versprechen und der sichersten Aussicht baldiger Verbesserung,

die auch schon im folgenden Jahre wirklich eintraf. Sein Vater erlebte noch die Freude, diese neue Bahn seinem Sohn eröffnet zu sehn, starb aber bald nachher.

Im folgenden Sommer 1681. begleitete Besser den Hof nach Halle und Magdeburg, und verfertigte bei Gelegenheit der Erbhuldigung, welche dem Kurfürsten daselbst geleistet wurde, sein erstes Gedicht auf diesen, der dasselbe höchst gnädig aus des Dichters eigner Hand annahm. Bald nachher wurde Besser zum wirklichen Legationsrath ernannt, und ihm zugleich ein jährliches Gehalt von 300. Thalern ausgesetzt. In seiner Laufbahn durfte er nunmehr allen besten Erfolgen ruhig entgegensehn, den wichtigsten erlangte er von daher sogleich in seiner Heirathsangelegenheit, die weder in seinem noch in der Geliebten Sinne durch die eingetretene Trennung im geringsten wankend geworden war. Nur die Verwandten Katharina's boten alles auf, ihre Verbindung mit dem unbegüterten Kurländer, die sie als eine Mißheirath ansehn wollten, zu vereiteln. Katharina benutzte seine Anwesenheit in Halle zu einer Reise dahin, um ihn von den Schwierigkeiten zu unterrichten, und die nöthigen Maßregeln mit ihm zu verabreden. Sein neuer Stand und Rang legte schon ein bedeuten-

des Gewicht für ihn in die Schale; die Gunst des Kurfürsten aber wollte noch mehr für ihn thun; mit einem nachdrücklichen Fürschreiben desselben versehen, erlangte er in Torgau bei dem Kurfürsten von Sachsen gnädiges Gehör, und brachte nun sogar dessen Empfehlungen mit nach Leipzig; am meisten aber wirkte ein Schreiben, worin der große Kurfürst selber bei dem Kommandanten der Pleissenburg, Obersten Titel, um die Hand Katharina's für seinen Legationsrath ansprach, und für deren ferneres Wohlergehn bestens zu sorgen verhieß. Gegen ein so mächtiges und schmeichelhaftes Fürwort konnte denn freilich kein Bedenken mehr Stand halten, die Verlobung erfolgte sogleich, und im November hatte mit allgemeiner Zustimmung der Verwandten die Trauung Statt. Der brandenburgische Gesandte von Meinders und der anhaltische Abgeordnete von Freiberg, welche sich gerade in Leipzig befanden, wohnten der Festlichkeit im Auftrag ihrer Höfe bei, und überreichten in deren Namen den Neuvermählten ansehnliche Hochzeitgeschenke.

Besser fand in Berlin ein reges geselliges Leben; der Hof begünstigte Geist und Witz, Verdienst und Talent wurden ausgezeichnet. Mit den schönen Geistern kam Besser leicht in angenehme

Berührung, vor allen mit Canitz vereinigte ihn das innigste Band dichterischer Genossenschaft. Seiner Gattin Erscheinen erregte am Hof und in der Stadt einige Bewegung, ihre Größe, ihre Schönheit und Lebhaftigkeit machten Aufsehn, und riefen verschiedenartige Urtheile hervor, allein Bewunderung und Beifall hatten weit die Oberhand. Ihr Vermögen, welches sie gleich zu ihres Mannes Verfügung gestellt, und ihm auch erblich zugesichert hatte, gab die Mittel, ihr Hauswesen auf anständigen Fuß zu ordnen, und die ganze Lebensweise des neuen Ehepaars ruhte auf den günstigsten Verhältnissen. Auch die Vaterfreude wurde Bessern bald zu Theil, während einer Besuchsreise, die sie schon im nächsten Jahre wieder nach Leipzig machten, gebahr ihm die geliebte Gattin daselbst einen Sohn. Durchaus beglückt in seiner Häuslichkeit, von Gönnern und Freunden umgeben, am Hofe geschätzt und in angenehmer Thätigkeit, deren Frucht schon ergiebiger reifte, verlebte Besser einige Jahre als die schönsten seines Lebens. Von Gedichten finden sich aus dieser Zeit hauptsächlich geistliche, an welchen es kein damaliger Dichter ganz fehlen ließ; das protestantische Christenthum, durch den westphälischen Frieden in seinem äußeren Bestande festgestellt, regte sich in eifrigen Strebungen from-

mer Ausbildung, die jedoch auf der dichterischen Seite, man kann es nicht läugnen, mit einer gewissen Trockenheit behaftet blieb, die auch Besser nicht überwinden konnte. Seine Gattin, lebhaft den Gegenständen der Religion zugewandt, und selbst mit Forschungen in der Apokalypse romantisch beschäftigt, hat zur Wahl solcher Stoffe, welche später eben nicht mehr hervortraten, wahrscheinlich mitgewirkt. Unter den Gedichten, welche für Hofgelegenheiten dieser Zeit vorkommen, ist ein Zuruf der Schwanen in der Spree, bei Vermählung des Markgrafen Ludwig, zweiten Sohnes des Kurfürsten Friedrich Wilhelm, mit der Prinzessin Luise von Radziwil, bemerkenswerth, worin es unter andern heißt, weil in Polen diese Heirath Schwierigkeiten gefunden:

„Die Nacht hält dieses Licht nicht auf,
Läßt sie es gleich nicht gerne kommen;
Wer hindert, Fürstin, deinen Lauf,
Da Friedrich Wilhelm dich zur Tochter angenommen?"

Und zuletzt wird verheißen:

„So lang in unsrer Spree ein Tropfen noch wird fließen,
Der Nachen ihren Schooß befährt,
Und deren Ufer Schwanen nährt,
Soll man von eurer Liebe wissen!"

Der Geheime Rath von Fuchs bewies während dieser Jahre Bessern stets größere Gewogenheit, besuchte fleißig dessen Haus, wo besonders die Liebenswürdigkeit der Gattin vielfache Huldigung anzog, und war bald ernstlich auf Beförderung des Freundes bedacht. Beauftragt mit der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten, war es ihm leicht, Bessern zu einer Sendung nach England vorzuschlagen, und der Kurfürst genehmigte den Vorschlag. Mit schmerzlicher Trennung von der geliebten Gattin, aber mit frohen Hoffnungen des Ehrgeizes, ging Besser im März 1684. als brandenburgischer Resident zu seiner Bestimmung ab. Die Reise ging über Hamburg, wo ihn ein Zwischengeschäft aufhielt. Einen Universitätsfreund von Leipzig, den nachherigen Rathsherrn Ankelmann, traf er daselbst in angesehenen bürgerlichen Verhältnissen; die Gartenanlagen dieses Mannes waren berühmt, und Hamburg verdankte ihm später die schönen Lindenreihen vor dem Altonaer Thor und auf dem Stadtwalle, deren Schattenzier über hundert Jahre fortbestanden, und zum Theil erst in unsern Tagen unter Davousts Machtschalten dem Beil erlegen ist; das Geschlecht der Ankelmann war adelichen Ursprungs aus Schlettstadt im Elsaß, aber schon über zweihundert Jahre in Ham-

burg bürgerlich ansäßig. Von Hamburg begab sich Besser sodann über Holland nach England, wo er am 27. Mai in London anlangte. Am 8. Juni hatte er zu Windsor bei dem Könige Karl II. und bei der Königin seine öffentliche Antrittsaudienz, und machte darauf auch dem Herzoge von York und dessen Gemahlin, so wie dem übrigen Königlichen Hause, die Aufwartung. Seine vortheilhafte Erscheinung gewann ihm von allen Seiten Aufmerksamkeit und Beifall, der König sah ihn gern bei sich, und wählte ihn öfters zu seinem Gegenspieler im Ballschlagen, worin Besser vorzügliche Geschicklichkeit zeigte. Nicht minder günstig stand er bei den Ministern, besonders bei Lord Godolphin. Gleichwohl hatten seine Verrichtungen nicht sogleich erwünschten Fortgang. Ihm war unter andern der Auftrag gegeben, wegen Freilassung eines brandenburgischen Schiffes, das auf seiner Handelsfahrt nach Afrika von den Spaniern war genommen worden, die Einwirkung Englands anzusprechen. Der König aber, bevor er auf diesen Gegenstand einging, führte Klage, daß englischen Staatsverräthern in den Landen des Kurfürsten Aufenthalt und Schutz gewährt würde, so namentlich im Klevischen zweien Anhängern des Herzogs von Monmouth, welche daselbst neue Anschläge schmiedeten;

er beschuldigte dieserhalb vorzüglich den Geheimen Rath von Fuchs, gegen den er sehr aufgebracht war, und verlangte ausdrücklich, daß Besser die Beschwerde des Königs gradezu dem Kurfürsten, mit Umgehung der Minister, berichten sollte. Besser glaubte selbst im Geheiße seiner Dienstpflicht einem solch bestimmten Verlangen des Königs nicht ausweichen zu dürfen, Gründe andrer Art ließen ihm wenig Neigung, das Unwetter, welches hieraus für Fuchs entstehn mußte, auf eigne Gefahr abzuwenden. Durch Briefe seiner Gattin nämlich hatte Besser über die beeiferte Freundschaft dieses Mannes allerlei verwunderlichen Aufschluß erhalten; von unlautrer Liebesflamme entzündet, hatte der in solchen Händeln scheue Weltmann schon früher der schönen Frau nachgestellt, und ihre Treue zwar unerschütterlich gefunden, aber darum die Hoffnung nicht aufgegeben, und nur erst die Entfernung des Mannes nöthig erachtet. Die Sendung nach England, welche zu Bessers Beförderung gemeint schien, war nur auf jenen Zweck abgesehn, und die zudringlichen Bewerbungen des falschen Hausfreundes zeigten, wie sehr er auf den Erfolg seiner Arglist rechnete. Die zweiundzwanzigjährige Frau widerstand allen Künsten und Lockungen, aber die beunruhigte Verlassene suchte Trost im Vertrauen

ihres Gatten, sie schrieb ihm, was vorging, und wünschte lebhaft seine Wiederkehr. Durch diese Entdeckung erbittert, ließ Besser der von dem Könige von England gegen Fuchs ihm anbefohlenen Beschwerde freien Lauf, und meldete dem Kurfürsten alles, was ihm der König gesagt hatte. In Berlin jedoch that dirser Schritt die verkehrte Wirkung, der ganze Verdruß fiel auf Besser zurück. Fuchs, von dem Kurfürsten über die Klage des Königs von England angesprochen, wußte sich genugsam zu vertheidigen, und darauf die Wendung herbeizuführen, daß Besser einen ernstlichen Verweis dafür erhielt, die Sache gleichsam zugestanden, und des Kurfürsten und seines Ministers Ehre nicht gleich entschieden gewahrt zu haben; besonders wurde die Klage, so wie jede Zumuthung, in Betreff der englischen Flüchtlinge, die sich im Kleviſchen angeblich zu neuen Ränken aufhielten, bestimmt abgelehnt. Zwar hatte Besser die Genugthuung, daß auf seinen Betrieb der englische Hof, welcher den Unterhändler für die ihm widerfahrene Mißbilligung schadlos zu halten wünschte, bei Spanien die Herausgabe jenes Schiffes wirklich durchsetzte; allein weder dieser Erfolg, noch die demüthigsten Briefe, durch welche er sich wegen des frühesen Schrittes zu entschuldigen bemüht war,

konnten ihn wieder zu Gnaden bringen. Fuchs, voll Ingrimm, weder daheim die Frau, noch auswärts den Mann seinem Sinne gemäß zu finden, ließ der unwürdigsten Rachsucht freien Lauf. Besser empfing weder den ihm zugesagten Gehalt, noch selbst regelmäßig die Zulage von monatlich 100. Thalern, die zu seinem Unterhalt in London noch besonders ausgesetzt waren. Endlich blieben die Geldsendungen völlig aus, und Besser mußte von eignen Mitteln leben, die er ohne das Vermögen seiner Frau nicht einmal gehabt hätte. Man schien seiner Sendung gänzlich zu vergessen; gleichwohl durfte er auch nicht zurückkommen, sondern mußte in dieser peinlichen Lage ferner ausdauern.

Unterdessen starb der König Karl II. am 5. Februar 1685. und sein Bruder, bis dahin Herzog von York, bestieg als Jakob II. den Thron von Großbritannien. Besser empfing seine neue Beglaubigung, aber noch immer nichts weiter; indeß ertrug er sein Geschick mit Standhaftigkeit, und ließ in allem, was ihm oblag, keinen Eifer mangeln. Eine Hauptsache in der damaligen Diplomatik war die Beobachtung des Ranges; den herkömmlichen festzuhalten, den bestrittenen zu behaupten, galt für die höchste Staatspflicht; einen zweifelhaften sich anzueignen, durch List oder Ge-

walt zu sichern, war das höchste persönliche Verdienst; in solchem Kampfe zu unterliegen, die größte Schmach und Verantwortlichkeit. Für einen Besitz, auf welchen die Meinung so hohen Werth legte, griff man ohne Bedenken zu den Waffen, persönliche Auftritte zwischen den Botschaftern und Gesandten, blutige Gefechte zwischen den Gefolgen, für diesen Zweck zuweilen durch die Offiziere ganzer Regimenter und andre Gehülfen auf 2000. und mehr Bewaffnete gebracht, durften ungestraft den Anstand der Höfe, die Ruhe friedlicher Hauptstädte brechen. Auch für Besser erhob sich ein solcher Rangstreit, und bei seiner Stellung durfte er am wenigsten nachgeben. Der Königliche Ceremonienmeister hatte ihm und dem venetianischen Residenten Vignola, zur Anbringung ihrer Glückwünsche bei dem Könige dieselbe Stunde, des nächstfolgenden Tages angesetzt, und der Venetianer behauptete sogleich, ihm gebühre der Vortritt, den auch bei ähnlichem Zusammentreffen der kurkölnische Resident ihm willig überlassen habe. Besser hingegen widersprach, und versicherte, er dürfe dem Rechte seines Kurfürsten nicht das allermindeste vergeben, und dieser nehme den Rang vor jeder Republik. Durch diese Verwahrung, so viel das Recht anbelangt, sichergestellt, suchte Besser nun

auch

auch das Ereigniß in seine Gewalt zu bringen. Er konnte nicht umhin, wie auch Vignola, sich dem Abkommen zu fügen, welches einige Gesandte vorschlugen, und kraft dessen derjenige von ihnen, welcher am folgenden Tage zuerst im Königlichen Vorzimmer einträfe, auch zuerst den König anreden sollte, allein er nahm sich gut vor, auch den Vortheil dieses Abkommens auf seine Seite zu bringen. Der Kaiserliche Gesandte warnte ihn heimlich, er möchte dem alten Italiäner nicht trauen, derselbe sei ein durchtriebener Schlaukopf, und habe gewiß einen listigen Streich schon ausgedacht, da er so willig die Bedingung angenommen, wenn aber der venetianische Resident diesmal, auf was für Art immer, den Vorrang über den brandenburgischen behaupte, wie schon früher über den römischen, so dürfte dies auch am Kaiserlichen Hofe für den Rang der Kurfürstlichen Gesandten von Folgen sein. Besser wurde hierdurch in seinem Vorsatze nur noch bestärkt, blieb die ganze Nacht auf dem Posten, und war mit erster Frühe des Morgens im Königlichen Vorzimmer. Nicht lange nachher kam Vignola, der, sein Alter nicht schonend wunder wie früh aufgestanden zu sein glaubte, und mit Verdruß den Platz schon besetzt fand, aber auch gleich erklärte, er werde, trotz

des Abkommens, dennoch den Vortritt nehmen. Besser wartete ihn, sich kein Unglück zu bereiten, und harrte dann ruhig der bestimmten Stunde. Sie kam endlich, der Ceremonienmeister erschien, die Thüren öffneten sich, und beide Residenten traten zugleich in den Thronsaal ein. Indem sie mit feierlichen Schritten dem Könige nahten, begann Vignola, ganz gegen Gebrauch und Schicklichkeit, schon in größter Ferne seinen Spruch, achtete nicht auf Bessers drohendes Abmahnen, und glaubte schon gewonnen zu haben, als dieser schnell gefaßt und seinen Vortheil wahrnehmend, ohne seine Haltung zu ändern noch seinen Blick von dem Könige zu entwenden, den alten Schelm, unversehens hinten an dem Hosenbund packte, und ihn mit geübter Ringekunst mehrere Schritte weit hinter sich zurückschnellte, worauf er mit bestem Anstande bis dicht an den Thron vortrat, dem Könige seine Anrede gemessen hersagte, und eben endigte, als der Venetianer, der durch den Wurf einigen Raum und durch die Verwirrung noch mehr Zeit eingebüßt, wieder hervortretend ihn noch zu unterbrechen meinte. Besser überließ dem beschämten Mebenbuhler als Zweitem den Platz, welchen er selbst als Erster betreten, und genoß den vollständigsten Triumph, sowohl in der Sache selbst,

als in dem Beifall aller Anwesenden, welche, der König nicht ausgenommen, den raschen Entschluß wie die bündige Ausführung gar sehr belobten. Der alte Italiäner, dessen Verschlagenheit diesmal arg im Fehle geblieben, trug mit dem Schaden den Spott davon, man lachte seines Mißgeschicks, und der spanische Gesandte rief ihm mit neckendem Bedauern zu: „Caro vecchio, avete fatto una granda cacata!“

Was alle bittenden Gesuche und der fortgesetzte Diensteifer Bessers bisher nicht erlangen gekonnt, das bewirkte mit einmal der herzhafte Fechterstreich, den er so glücklich ausgeübt; die Sache machte ein so günstiges Aufsehn, und bei dem Kurfürsten selbst einen so vortheilhaften Eindruck, daß er dem tapfern Residenten eine gute Zulage anwies, da denn die rückständigen Monatsgelder nicht gut länger vorzuenthalten waren, sondern zusammen ausgezahlt wurden. Der Aufenthalt in London wurde für Besser noch in anderer Beziehung wichtig. Das Leichenbegängniß Karls II. und darauf die Krönung seines Nachfolgers fanden mit höchstem Aufwand und feierlichstem Gepränge Statt. Besser wurde von dem Anblick ungewöhnlich getroffen, merkte genau die Gebräuche und Ordnungen, die befolgt wurden, und fing von dieser Zeit an,

die Ceremonielsachen zum Gegenstande seines ernstlichen Studiums zu machen, welches bei der schon kundbaren Vorliebe des Kurprinzen für Pracht und Festlichkeiten in der nächstbevorstehenden Zeit seinen Werth und Lohn zu gewärtigen hatte. Der brandenburgische Gesandte Ezechiel von Spanheim, der im April 1685 von Paris nach London kam, verstärkte und unterstützte Bessern in diesen Studien, welche jener würdige und grundgelehrte Mann neben seinen griechischen und römischen Schriftstellern, um die er sich verdient gemacht, mit gleicher Gründlichkeit verfolgt hatte. Mittlerweile hatte Besser mehrmals seine Zurückberufung nachgesucht und endlich erlangt; er machte noch eine kurze Reise nach Oxford, sah nach der Rückkehr in London das unglückliche Schauspiel der Enthauptung des Herzogs von Monmouth, und bereitete sich dann zur Abreise. Er empfing von dem Könige das übliche Geschenk, und als er am 11. August in Windsor sich beurlaubte, die gnädigsten Versicherungen und ehrenvollsten Zeugnisse, wie denn der König in seinem Schreiben an den Kurfürsten ausdrücklich sagte, Besser habe sich so benommen, daß kein Andrer seinem Herrn nützlicher, noch ihm, dem Könige, hätte angenehmer sein können. Bevor Besser London verließ, hatte er noch einen widrigen

Vorfall, in welchem seine Stärke und Gewandtheit abermals sein Heil wurden. Eine reiche Kaufmannsfrau, sehr schön und liebenswürdig, empfing in ihrem öffentlichen Handelsgewölbe häufig Besuch, und auch Besser fand sich öfters daselbst ein, um einige Stunden angenehm hinzubringen. Seine Anwesenheit aber war einem Engländer verdrießlich, der in ihm vielleicht einen Nebenbuhler sah, und den lästigen Fremden wegzuschaffen beschloß; er benahm sich mit Grobheit, und als Besser ihm sein Betragen, vorzüglich in Betracht der Dame, verwies, zog jener rasch den Degen, sagte, er wolle dem Deutschen Füße machen und ihn aus dem Gewölbe hinausjagen, und drang hitzig auf ihn ein; dieser aber zog nicht einmal, sondern schlug dem Gegner den Degen aus der Hand, faßte seinen Mann mit einem Griff, und trug ihn, trotz alles Sträubens, wie einen kleinen Knaben, durch das ganze Gewölbe bis hinaus auf die Straße, in deren Mitte er ihn, zum Wunder und Gelächter der Zuschauer, gelassen absetzte, und dann ruhig in das Gewölbe zurückging, während jener das Weite suchte. Im Rufe solcher zu guter Letzt noch vollbrachten That reiste Besser endlich am 24. August von London ab. Er begab sich zunächst über Dover und Calais nach Paris, wo er einige Zeit verweilen

wollte. Sein Aufenthalt daſelbſt dauerte drei Monate, die er unter andern dazu benutzte, bei dem gelehrten Sprachkenner Richelet im Franzöſiſchen und bei einem berühmten Lautenſpieler Gallot in der Muſik ſich zu vervollkommnen. Endlich, nach faſt zweijähriger Abweſenheit, traf er in der Mitte des Decembers über Leipzig wohlbehalten in Berlin wieder ein.

In Potsdam hatte Beſſer ſogleich Zutritt bei dem Kurfürſten, der keine Spur mehr von ungnädiger Erinnerung zeigte. Dagegen war Fuchs noch immer ſehr aufgebracht, und hielt ſich kalt und ſchroff, ohne auch nur auf entſchuldigende Erörterung eingehn zu wollen. In Bezug auf dieſe Verhältniſſe, die in dem Kreiſe des Hofes nicht unbeſprochen blieben, ſagte der franzöſiſche Geſandte, Graf von Rebenac, unverhohlen: „Ich würde allemal im Nothfall eher wählen, meinem Könige, als einem ſeiner erſten Staatsdiener zu mißfallen, jener kann durch dieſe leicht wieder beſänftigt werden, dieſe hingegen ſind unverſöhnlich, und haben Gelegenheit, uns alle Tage aus ſeiner Gnade zu verdrängen.“ Daß die Bemerkung richtig ſei, konnte Beſſer zugeſtehn, ohne deßhalb auch die Meinung recht zu finden. Canitz nahm die Sache leicht, und meinte ſcherzend, wenn Beſſer einen

solchen Fehlen gemacht, so sei das einem Anfänger wohl zu verzeihen, und ihm höchstens als eine licentia poetica anzurechnen. Inzwischen war Besser für den Augenblick sehr im Nachtheil, und mußte sich, um nicht vereinzelt zu bleiben, nach andrer Stütze umsehn. Diese fand er in Eberhard von Danckelmann, der von der Erzieherstelle bei dem Kurprinzen zu hohen Staatsämtern übergegangen war, und durch seinen wohlgegründeten Einfluß künftig noch höher steigen mußte. Schon früher hatte er für Besser besondere Gunst, jetzt aber schloß dieser sich ihm völlig an, und indem beide Theile gegenseitig einander ihren Eifer bestens bethätigten, knüpfte sich das Verhältniß immer fester. Auch war der Kurprinz sehr gnädig für Besser gestimmt; diesem widerfuhr bei zufälliger Anwesenheit zur Ostermesse in Leipzig, als der Prinz dort auf der Durchreise nach Kassel einen Tag verweilte, die hohe Auszeichnung, zu des Prinzen Tafel geladen zu werden, und an dessen Seite spazieren zu fahren. Mehrere Gedichte, hohen Anlässen gewidmet, unter andern im Jahre 1686. auf die Absendung brandenburgischer Hülfsvölker nach Ungarn gegen die Türken, und auf den Tod des Herzogs Alexander von Kurland beim Sturm von Ofen, im Jahre 1687. auf den Tod der Frau

von Danckelmann, und im April desselben Jahres auf das Ableben des schon erwähnten Markgrafen Ludwig, trugen gleichfalls dazu bei, Bessers Ruf und Ansehn zu vermehren. Inzwischen durfte der grollende Minister nicht versäumt werden, und Besser unterließ nichts, ihn zu begütigen, wiewohl geraume Zeit vergebens. Die Gevatterschaft, zu welcher die Frau von Fuchs bei Bessers neugeborener Tochter geladen wurde, ein Glückwunschgedicht, welches Besser auf die Vermählung der Fräulein von Fuchs mit dem Geheimen Staatsrath von Schmettau drucken ließ, und andere Vorgänge, vermittelten endlich eine Aussöhnung, und Fuchs lud nicht nur Besser, nebst dessen Gattin zur erwähnten Hochzeit seiner Tochter, sondern ließ sich auch wieder bereit finden, demselben in seiner Laufbahn förderlich zu sein. Schon im August 1687. war Besser zum Regierungsrath im Herzogthum Magdeburg ernannt worden; er sollte nach Halle ziehen, woselbst ihn Meinders, und nach geschehener Aussöhnung jetzt auch Fuchs durch nachdrückliche Briefe dem Kanzler von Jena, als seinem neuen Vorgesetzten, eifrigst anempfahlen. Ein unvermutheter Auftrag wies ihm jedoch, vor Antritt jener Bestimmung, fürerst noch eine andre zu.

Es war vorauszusehn, daß die Wittwe des Markgrafen Ludwig, Prinzessin von Radziwil, wegen ihrer großen Besitzungen und angesehenen Verhältnisse in Polen, alsbald ein Gegenstand neuer hohen Bewerbungen sein würde, der brandenburgische Hof konnte dies nicht hindern, wenn auch ihre Wiederverheirathung seinen Wünschen entgegen war; inzwischen durfte er sich wohl berechtigt halten, geheimen Ränken und Umtrieben in dieser Hinsicht keinen Raum zu gestatten. In Königsberg hatte sich ein Baron Piccinardi, der als Kaiserlicher Agent auftrat, in das Radziwil'sche Haus eingeschlichen, und betrieb allerlei Dinge, welche dem brandenburgischen Hofe dringenden Verdacht gaben. Es schien nothwendig, sich dieses Mannes zu versichern, zugleich aber, damit jeder Lärm und Einspruch vermieden bliebe, dies so geheim als möglich auszuführen. Die Sache war schwierig, und bedurfte eines so gewandten als entschlossenen Mannes. Besser wurde durch Danckelmann vorgeschlagen, nahm den Auftrag an, und reiste zu Anfang des Decembers 1687. nach Königsberg. Piccinardi war dem Ballschlagen sehr ergeben, und Besser, als ein geübter Spieler, machte auf dem Ballhause leicht dessen Parthie und nähere Bekanntschaft; die Dichtkunst selbst, welche der Ita-

länder in seiner Muttersprache und in der lateinischen mit Glück ausübte, mußte die falsche Rolle spielen helfen. Besser wußte den Mann ganz für sich einzunehmen. Schon am dritten Tage war sein Anschlag reif, zu welchem der Kanzler von Creutz ihm alle Hülfe zu leisten befehligt war. Besser schlug mit dem Italiäner, wie schon die Tage vorher, am Vormittage Ball, hielt ihn durch allerlei Mittel so lange hin, bis die Mittagszeit gekommen war, und bat ihn dann im Hinausgehn, für heute sein Gast zu sein. Piccinardi, ohne Arg, aber schon versagt, entschuldigte sich, allein sie kamen unterdeß bis zu dem Wagen, niemand war in der Nähe, als ein Offizier und einige Soldaten, welche schon Befehl hatten, der Augenblick war günstig, mit einem raschen Griffe hatte Besser plötzlich dem Italiäner den Degen und mit der andern Hand ihn selbst bei der Brust gefaßt, hieß ihn im Namen des Kurfürsten ohne Widerstand folgen, setzte sich mit ihm und dem herbeigekommenen Offizier in den Wagen, und so wurde der Gefangene ganz insgeheim zu sichrer Haft abgeführt, ohne daß jemand ahndete, wie und wohin er verschwunden. In Folge eines Befehls von Berlin wurde Piccinardi nachher auf die Festung Pillau gebracht, wo er in wiederholten Verhören alles eingestand, daß

er zwar den Namen eines Kaiserlichen Agenten mit Unrecht führe, doch aber ein Kaiserlicher Kammerjunker und mit geheimen Aufträgen abgeschickt sei. Besser war bei jedem Verhör zugegen, und berichtete das Ergebniß sogleich nach Hof. Im Februar 1688. kam er nach Berlin zurück, um den ganzen Hergang nebst allen erlangten Aufschlüssen mündlich darzulegen. List und Entschlossenheit hatte Besser unläugbar glänzend bewährt; größere Zartheit hätte ihn wohl einen Auftrag dieser Art ließe vermeiden lassen, doch ist die Frage, ob dies in seiner Macht gestanden. Genug, der Hof rechnete ihm die Sache zum großen Verdienst, dem angemessene Belohnung verheißen wurde. Dem ganzen Unternehmen indeß verknüpfte sich kein wesentlicher Erfolg. Piccinardi wurde nach einiger Zeit wieder in Freiheit gesetzt, und die verwittwete Prinzessin schritt zur zweiten Ehe, sie heirathete bekanntlich den Pfalzgrafen Karl Philipp, nachherigen Kurfürsten von der Pfalz.

Bevor noch Besser nach Halle ziehen gekonnt, erfolgte im April 1688. der Tod Friedrich Wilhelms des großen Kurfürsten, und mit ihm eine Aenderung in Bessers Aussichten. Der neue Kurfürst Friedrich III. ließ ihn sogleich die Wirkung seiner Gewogenheit empfinden, indem er ihn am

Hofe zurückbehielten. Doch dem neuen Glücke, welches für Besser aufging, und ihn endlich in eine durchaus wünschenswerthe Lage versetzen sollte, drängte sich ein Unglück voran, welches jenem gleichsam allen Boden raubte, und kaum noch einen Reiz übrig ließ. Bessers Gattin war in seiner Abwesenheit erkrankt, und bei seiner Rückkehr von Königsberg noch nicht völlig hergestellt; er begleitete sie im Mai, ihrem Wunsche gemäß, nach dem Karlsbade, allein bei dem Anschein wiederkehrender Gesundheit dauerte das Siechthum fort, die Gedanken an den Tod prägten sich ihrer Vorstellung ein, und mit ihnen war sie fast immer, doch ohne Furcht beschäftigt. Sie gebahr im December eine Tochter, welche nur zwei Tage lebte, und sie selbst verschied einige Tage nachher an heftigem Fieber, doch vollkommen gefaßt, in frommer Ergebung, und mit zärtlichstem Abschied von dem geliebten Gatten. Sie war noch nicht 27. Jahr alt, und erst 7. verheirathet. Besser wurde durch diesen Schlag in gränzenlosen Schmerz gestürzt; sein Leid überstieg seine Fassungskraft, seine stets erneute Trauer wußte kein Ziel; was im Augenblicke selbst als Spiel der Uebertreibung erscheinen konnte, bewährte sich durch die Folge nur allzusehr als tiefster Ernst. Im Verlaufe des Jahres hatte

Besser dem Ableben des großen Kurfürsten und dem Schmerze des Kurfürstlichen Hauses den Ertrag seiner Dichtkunst reichlich zugewandt, ein unvollendetes Lobgedicht auf den abgeschiedenen Heldenfürsten, in etwa 1000 Zeilen dessen Thatenfolge begleitend, gehört zu dem Ausgezeichnetsten, was uns von Besser übrig ist; jetzt umschlang zu letztem Trooste noch sein Talent in ganzer Fülle die theure Gattin; in Versen und in Prosa feierte er ihr Andenken, rief er ihr Bild zurück, und die ausführliche Erzählung ihres Lebenslaufs, die er im folgenden Jahre nebst zahlreichen Gedichten und Briefen, die ihm über den Todesfall zugefertigt worden, als Ehrengedächtniß der Verstorbenen drucken ließ, bleibt ein schönes Denkmal inniger Freundschaft und gefühlvoller Beredsamkeit. In dem beigefügten Anhang sind Gedichte von den angesehensten Männern, zwei — ein französisches und ein lateinisches — im Namen des Staatssekretairs von Ilgen verfaßt, ein lateinisches Trostschreiben von Samuel von Pufendorf, ein deutsches von Thomasius, und andre Zeugnisse der großen Theilnahme, zu welcher dieses Trauergeschick einen weiten Lebenskreis anregte. Bald nachher starb auch Bessers einziger Sohn, und ihm blieb von dreien Kindern nur noch eine Tochter übrig.

Die Pflichten und Aufmerksamkeiten des Hofes [illegible] wurden für Besser zur wohlthätigen Zerstreuung, wenn sie ihn auch keineswegs dem Gefühle seines häuslichen Unglücks ganz entreißen konnten. Unter allen Umständen kam sein Dichtertalent in Anspruch, und hatte für ihn und Andre vielfache Wirkung. Bei Gelegenheit einer glänzenden Wirthschaft, welche der Hof im Januar 1690. zu Berlin gab, hatte Danckelmann, schon damals erster Minister, durch das Loos, doch nicht ohne absichtliches Zuthun einiger schadenfrohen Höflinge, die untergeordnete Rolle eines Scheerenschleifers erhalten, und befand sich in Verlegenheit, wie er sich den ganzen Abend in dieser, ohne Zweifel vielfachem Spott ausgesetzten Rolle schicklich betragen sollte. Besser half ihm aus der Noth, er rieth ihm, den Spott auszutheilen statt einzunehmen, und schrieb ihm dazu eine Folge von satirischen Strophen, durch welche der Scheerenschleifer zur bedeutendsten Person der ganzen Wirthschaft wurde. Die ganze Gesellschaft wurde ohne Schonung durchgezogen, und in Gestalt des Scherzes so grimmer Ernst losgelassen, daß die unerwartet Getroffenen, die gar nicht ahndeten, den strengen Staatsmann so überaus lustig zu finden, auf ihre eignen Kosten nur um so mehr lachten, als sie innerlich Verdruß

empfanden, den sie nicht merken lassen wollten. Der Verkleidete hob seinen Umzug mit folgenden Worten an:

„Zum Scherenschleifer hat das Loos mich heut erkoren.
Ich bin es eben nicht, auch nicht darzu geboren:
Jedoch weil sich der Pöbsch in alles schicken soll,
Gefällt auch dieser Stand mir diesesmal gar wohl.
Wohlan, so will ich dann, durch die vermummte Schaaren,
Der Schleifernahrung nach, mit meinem Wagen fahren,
Was nur den Stein verträgt, und sich der Mühe lohnt,
Das schleif, ich ab und zu, der Größten unverschont.
Es ist doch heute Brauch, in frembes Amt zu greifen,
Trägts mit den Scheeren nichts, so werd' ich Menschen schleifen."

Und nun strudelte rechts und links der kühnste Muthwillen, der beißendste Hohn, der wildeste Ausdruck, daß die Sache mehrmals weit über die Gränzen des Scherzes ging. Nur Danckelmann durfte dergleichen wagen, nur er die Sache glücklich durchführen; auch im Spiel wollte er einen Widerschein der Macht und Scheu walten lassen, deren man ihm gegenüber eingedenk sein sollte, und nur insofern können Bessers Verse für zweckmäßig gelten; sie wären sonst als höchst unangemessen zu verwer-

sen; ihre allzufreien Anspielungen, heutiges Tages in vornehmer Gesellschaft schlechterdings unerträglich, waren auch damals kaum zu dulden, zum Beispiel auf den Ratzenfänger und dessen Frau, eine Dame vom Hofe, deren Athem übel empfohlen war:

„Ehrt, Meister Fledermaus, gehrter Ratzenfänger,
Was sähet ihr an der Hand für einen alten Gänger?
Mein Handwerk dient euch nicht, doch kann mein Rath was stiften;
Fangt ihr die Ratzen nur, das Weib mag sie vergiften;"

oder an den Schloßhauptmann von Kolbe, der einen Koch vorstellte:

„Wie manches groß- und klein- und ungebohrtes Loch,
Has euer Bratspieß nicht gemacht, berühmter Koch?
Weil aber ihr nicht freit, will euer Spieß wo fehlen?
Ich schleife nicht allein, ich kann auch wohl verstählen."

Nicht gar zu freundlich und fein, obwohl sonst gut ausgedrückt, war auch der Schluß, in welchem die Narren bei der Wirthschaft zu einander sagten:

„Wir Narren müssen heut uns zu der Narrheit zwingen.
Ein Amt, das mancher hier natürlich kann vollbringen.

Was

Was aber gäben sie, für uns, dies Werk zu treiben?
Wir sind's auf Einen Tag, sie müssen Narren bleiben."

Diese Scheerenschleifer-Wirthschaft und die Gedichte darauf wurden in der That einige Jahre später dazu gebraucht, die Zahl der Beschuldigungen zu vermehren, welche gegen Danckelmann, der in Ungnade gefallen war, angehäuft wurden. Im Augenblicke selbst aber war der Erfolg so glänzend als unfehlbar, und niemand wagte sich offenbar dagegen auszusprechen. Bald erfuhr Besser das Wohlwollen seines mächtigen Gönners in voller Wirksamkeit, er begleitete im Frühjahr den Hof nach Königsberg, und empfing bei Gelegenheit der dortigen Erbhuldigung, früherem Versprechen des Kurfürsten gemäß, die Ernennung zum Ceremonienmeister mit einem Gehalt von 700. Thalern, zugleich wurde er in den Adelstand erhoben. Im Sommer folgte er dem Hoflager nach den Niederlanden, wo die Brandenburger in dem wieder ausgebrochenen Kriege des deutschen Reichs gegen Ludwig XIV. mit ausgezeichnetem Ruhm und Erfolg mitkämpften; der Kurfürst übertrug ihm hier eine Sendung an den Fürstbischof von Lüttich, um während des Feldzuges die brandenburgischen Angelegenheiten bei diesem geistlichen Herrn bestens wahrzunehmen, und insbesondre denselben zu bereden,

seine Truppen zu den Brandenburgern stoßen zu lassen; auch sollte er alle dort vom Feinde eingehenden Nachrichten sammeln und in das Kurfürstliche Hauptquartier melden; alle diese Zwecke wurden vollkommen erreicht, im November stattete Besser in Kleve dem Kurfürsten mündlichen Bericht von seiner diplomatischen Thätigkeit ab, und reiste hierauf nach Berlin zurück.

Die nächstfolgenden Jahre brachten für Besser gleiche, zwischen Staats- und Dichtkunst abwechselnd hin und her bewegte Thätigkeit. Der Kurfürst Friedrich III., bedacht seine Regierung durch Ruhm und Glanz jeder Art zu verherrlichen, stiftete im Jahre 1694. mit Danckelmanns Rath und That die Universität zu Halle; schon der große Kurfürst hatte diesen Gedanken gehabt, die Ausführung aber war seinem Nachfolger verblieben. Der ganze Hof wohnte daselbst am 12. Juli der Einweihung des neuen Musensitzes bei, deren Ceremoniel Besser angeordnet hatte, von welchem auch die Beschreibung der ganzen Feierlichkeit nachgehends im Druck erschien. Andre Veranlassungen, seine Geschicklichkeit in Anordnungen von Sachen und Worten an Tag zu legen, boten sich reichlich dar; den Ereignissen am Hof und im Felde, den Vermählungen, Trauerfällen und Feierlichkeiten aller

Art, welche in seinen Bereich trafen, fehlte selten seine bald amtlich aufgeforderte, bald freiwillig beeiferte Theilnahme. Im Jahre 1696. folgte er dem Hoflager wieder nach Kleve, und nahm die Rückreise über Hamburg, wohin Canitz ihn zum Besuch eingeladen hatte. Hier kam er in einen angenehmen und glänzenden dichterischen Kreis; außer Canitz befliſſen sich auch der Kaiserliche Gesandte Graf von Eck und der nachmalige Bürgermeister von Bostel mit Leidenschaft der deutschen Dichtkunst; die zahlreichen Gedichte des erstern litten zwar sehr, wie erzählt wird, an der österreichischen Mundart, die des letztern waren sogar völlig in der sassisch-hamburgischen, allein um so herrlicher glänzten Canitz und Besser in ihrer hochdeutschen Reinheit. Auf andrer Seite dagegen gerieth Besser in Nachtheil; die vornehme und reiche Gesellschaft, in der er lebte, spielte nicht bloß mit Reimen, wobei er leicht gewann, sondern auch mit Karten, und er verlor beträchtliche Summen; doch Canitz half ihm durch ein Darlehn von 500. Thalern aus der Verlegenheit. — Sein Werth wurde vom Hofe stets vortheilhafter anerkannt; seine Feder galt für die gewandteste von der Welt, an sichrem Takt und reicher Eleganz that es ihr keine gleich, ihre Erzeugnisse wurden allgemein bewundert, der Ruhm ihrer Vor-

treflichkeit drang nach Frankreich, Holland und England. Berühmte Männer aus allen Fächern traten mit ihm in Verbindung, überſetzten und empfahlen ſeine Werke. Auch in franzöſiſcher Sprache wußte er ſich geſchickt auszudrücken, und Staatsſchriften, von ihm in dieſer Sprache verfaßt, wurden in Frankreich gedruckt. Der Kurfürſt ſah mit Zufriedenheit auf die Bemühungen eines Mannes, welcher den Glanz ſeiner Regierung ſo weſentlich förderte. Dichtkunſt und Beredſamkeit ſchienen für den Dienſt des Hofes nicht zu entbehren. Häufige Geſchenke, zuweilen von 1000. Thalern und darüber, belohnten gnädig ſolch erfolgreiche Arbeiten. Mit nicht minderer Anerkennung ſchätzte die Kurfürſtin Sophie Charlotte, die geiſtreichſte und herrlichſte Frau ihrer Zeit, die würdige Schülerin des großen Leibnitz, den Werth der Dichter und ſchönen Geiſter, und auch Beſſers Verdienſte waren ihr nicht unbekannt geblieben; allein ihr Sinn zog ſie mehr zu ausländiſcher Litteratur und Sprache hin, wo eine mächtiger vorgeſchrittene Bildung ihrer eignen Geiſtesentwickelung angemeſſener entgegen kam. Die deutſche Dichtkunſt hatte ſchon damals gegen die Vorliebe zu kämpfen, welche faſt ein Jahrhundert hindurch im eignen Vaterlande ihr die mächtigſten und bedeutendſten Stimmen entzog. Die-

ſelbe Klage, welche Klopſtock mit Unmuth und Bitterkeit ſpäterhin gegen Friedrich den Großen in erhabenen Oden aushauchte, wagte Beſſer an die hohe Kurfürſtin zu richten, doch in lauter Beſcheidenheit und Demuth, wie folgt:

„Noch hat die deutſche Poeſie
Vor dir, durchlauchtigſte Sophie,
Sich nimmer dürfen ſehen laſſen;
Noch hat ihr Lied ſich nicht gewagt,
Was man in allen Sprachen ſagt,
Von dir in einen Reim zu faſſen.

Dies würd' auch heute nicht geſchehn,
Allein, nachdem ſie wohl geſehn,
Daß das, was ihr ſcheint zu gebrechen,
Auch andern Sprachen noch gebricht,
So denkt ſie: Warum ſoll ich nicht
Auch einmal unvollkommen ſprechen?

Dies unterfängt ſie ſich nun heut.
Du fragſt: Hat ſie mehr Lieblichkeit,
Als ſie bisher gehabt, zu ſingen?
Nein! ſie kennt ihren rauhen Ton,
Und weiß, daß unſer Helikon
Nicht kann vor deinen Ohren klingen.

Allein, was ſie verwegen macht,
Iſt, daß ſie aller Sprachen Pracht
Für dich doch mangelhaft gefunden.

Sie sieht, daß keiner möglich ist,
Es auszusprechen, wie du bist,
Drum hat sie sich's auch unterwunden.

Sie spricht: Ei, steht es Fremden frei,
Was trag' ich dann, ich Deutsche, Scheu,
Sophiens Lob herauszustreichen?
Weicht jede Sprache gleich nicht mir,
So muß, o deutsche Fürstin, dir
Doch aller Völker Schönheit weichen!"

Man muß bekennen, daß dieses Gedicht die Sache der deutschen Dichtkunst durch die That gar wohl führte, denn artiger und freier hätte man auch französisch den Vorwurf, der denn doch solcher Huldigung zum Grunde lag, nicht ausdrücken können.

Nächst diesen höchsten Gönnern widmete Besser auch andern, für seine Lage nicht weniger einflußreichen, unausgesetzt seine aufmerksamste Beflissenheit. Vor Allen war Danckelmann, der im Jahre 1695. als Oberpräsident fast unumschränkt an die Spitze der ganzen Staatsverwaltung getreten war, der Gegenstand seiner heißesten Lobrede. Noch vor dieser letzten Erhebung des höchstbegünstigten und mächtigschaltenden Staatsmannes hatte Besser auf ihn eine ausdrücklich so genannte Lobschrift von beinahe 600. Versen gedichtet, worin derselbe nach seinen Eigenschaften, Umständen und Beziehungen

förmlich durchgelobt, und auf allen Seiten so glatt und blank gerieben wird, daß man ordentlich fürchtet, er möchte beim geringsten Hauche wieder anlaufen! Dabei war das Stück zugleich für den Kurfürsten eingerichtet, der dasselbe kaum von Besser hatte vorlesen hören, als er sogleich den Druck anbefahl, der auch alsbald in Leipzig mit aller Pracht veranstaltet wurde; Abdrücke wurden am Hofe und durch das ganze Land freigebig vertheilt, und neue Lobgedichte strömten auf Besser wegen seines Lobgedichtes zurück. Von Danckelmann empfing er ein Geschenk von 200. Thalern, und nach dem Druck ein zweites von 700. — In höchster Gunst bei dem Kurfürsten nach Danckelmann, ja persönlich vielleicht schon höher, als dieser, stand der damalige Schloßhauptmann Kölbe von Wartenberg. Dieser besuchte Bessern öfters, und speiste bei ihm; sein schnelles Emporsteigen aber beschränkte allmählig die Vertraulichkeit, und ließ nur die entschiedenste Gönnerschaft übrig. Der Vater, ein Edelmann aus der Pfalz, hatte eine väterliche Unterweisung für seinen Sohn in deutscher Sprache verfaßt und herausgegeben, Lehren sittlicher Klugheit für das Weltleben, nach welchen ein treuer Befolger unfehlbar glücklich werden sollte. Besser schrieb zu einer zweiten Auflage dieses Buchs im Jahre

1696. eine ausführliche Vorrede, und später eine neue, noch ausführlichere, zu der dritten Auflage, die im Jahre 1704. herauskam, als Kolbe schon Graf von Wartenberg, Oberkammerherr und oberster Staatsminister war. Diese Vorreden sind wo möglich noch lobreicher, als selbst die Lobschrift auf Danckelmann. Von allen Tugenden, die der Vater verlangt, wird der Sohn als Muster aufgeführt, sein Lebensgang, sein Erfolg und Glück gleichsam als die lebendige Darstellung jener theoretischen Weisheit geschildert, mit Einem Wort, Kolbe wird durch alle Krümmungen und Steilen der mühsamsten Pfade mit unnachlassender Beharrlichkeit zum höchsten Gipfel so künstlich hinaufgelobt, daß man abermals in Besorgniß geräth, eine so feine Spitze der Vollkommenheit möchte augenblicklich abbrechen! Diese Vorreden wurden jedoch als Meisterstücke deutscher Beredsamkeit allgemein bewundert und gepriesen, übersetzt und wiedergedruckt, und in der That müssen wir darin eine große Geschicklichkeit des Ausdrucks anerkennen. Kolbe mußte sein Bild in diesem künstlichen Spiegel mit erhöhtem Wohlgefallen erblicken, und seine dankbare Gunst wurde seitdem für Besser von lebhaftester Wirksamkeit. Sie verschaffte demselben zuerst bei Gelegenheit einer Staatsschrift, welche er über die Wiedergabe

der Stadt Elbing französisch abgefaßt, und auf Befehl des Kurfürsten in Druck gegeben hatte, eine Kurfürstliche Verschreibung auf die erste erledigte Domherrnstelle in den Stiftern Magdeburg und Halberstadt, welche ihm späterhin, als er dieselbe noch vor eintretender Erledigung wieder abtrat, ansehnlich vergütet wurde. Andre beträchtliche Gaben und Vortheile sollte er jener Gunst in der Folge noch zu danken haben. Genug, das Verhältniß der Gönnerschaft stand hier in schönster Ergiebigkeit, beide Theile gaben reichlich, und empfingen in gleichen Maßen, man konnte wechselseitig mit einander zufrieden sein. Betrachten wir jene Lobschriften, die jetzt in solcher Gestalt niemand ohne Erröthen geben noch annehmen könnte, aus allgemeinem Standpunkte, so werden wir sie mehr wegen des Geschmackes jener Zeit, als wegen ihres eigentlichen Inhalts unter ähnliche Erzeugnisse neuerer Zeit herabsetzen, denn die Schmeichelei weiß durch jede, auch noch so veredelte Ausdrucksweise ihren Weg zu finden, und der Gesinnung nach würde manche bewunderte Phrase unsrer Tage in dem Zeitalter Ludwigs XIV. vielleicht hinter den Ausdrücken von Besser oder Boileau noch weit zurückstehn müssen.

In diesen Zeitraum fällt auch Besser's berühmtes Gedicht auf den Tod der Frau von Canitz. Er hatte daran lange und mühsam gearbeitet, und erst nach mehrfacher Rücksprache und wiederholter Mahnung dasselbe zu Stande gebracht. Unter andern fand er Schwierigkeit, den Ausdruck eines Gedankens, welchen er für die fünfte Strophe bestimmt hatte, in solcher gehörig abzurunden. Er theilte dem Freunde seine Verlegenheit mit, und forderte ihn auf, seinerseits auch die Sache zu versuchen. Canitz, rascher und fertiger, sandte schon nach drei Tagen eine zwiefache Lösung der Aufgabe; man könnte setzen, meinte er, wie folgt:

„Wer glaubt, daß nur verwirrtes Wesen,
Der Welt durch Frauen widerfährt,
Ist werth, und ist es bald nicht werth,
Sich eine solche zu erlesen,
Die ihm sonst keinen Kummer macht,
Als wenn sie wird in's Grab gebracht."

Oder auch in dieser andern Wendung:

„Du schreibst die Unruh hier auf Erden
Zwar nur allein den Weibern zu;
Doch müsse, Spötter, deine Ruh
Von einer Frau gestöret werden,
Die dir nie Unruh hat gebracht,
Als da sie dich zum Wittwer macht!"

Besser lobte beide Versuche höchlich, und wollte eine — er entschied noch nicht, welche — der beiden Strophen in sein Gedicht aufnehmen, allein er brütete deßhalb nicht wenige noch stets an seiner eignen Ausführung. Endlich, nach vieler Arbeit und langem Zögern, trat er nun auch mit seiner fertig gewordenen Strophe hervor; sie lautete:

„Gewiß, die von den Weibern sagen,
Daß sie die Unruh, die man spürt,
Zum ersten in die Welt geführt,
Die sollten deinen Jammer tragen;
Und lernen, daß ihr Spott erst wahr
Auf eines Weibes Todtenbahr."

Da bekannte denn Canitz seine Strophen weit übertroffen, nahm sie, trotz Bessers Einspruch, beide zurück, und versicherte, hier sehe man wieder einmal recht deutlich, wie wahr es heiße: Nicht was bald, sondern was gut! Wir haben dieser Probe hier einen Platz gegönnt, weil sie uns einen Blick in das Innere der Werkstatt und des Verkehrs damaliger Dichtkunst thun läßt. Das ganze Gedicht Bessers, endlich vollendet und gedruckt, fand allgemeinen Beifall, und hat in der That, ungeachtet des wenig erhabenen Anfangs:

„So ungeneigt ich auch zum Schreiben,
Kannst du dennoch, betrübter Freund,
Indem dein treues Auge weint,
Von mir nicht ungetröstet bleiben,"

einige schöne Stellen, kommt jedoch Canitzens eignem Gedicht auf Doris keineswegs gleich. Dieser war indeß so sehr erfreut über seines Freundes Arbeit, daß er demselben, mit seinen eifrigsten und verbindlichsten Danksagungen, zugleich den Schein über das in Hamburg geschehene Darlehn zurücksandte, dessen Erstattung er schon bisher niemals hatte zugeben wollen. Man wird gestehn müssen, nach allem hier Angeführten, daß Besserts Muse in Betracht irdischen Vortheils nicht unter die zu wenig begünstigten zu rechnen ist!

Die Anerkennung, der Ruhm, die großen Vortheile und ausgezeichneten Ehren, deren Besser von allen Seiten theilhaft wurde, riefen, wie zu geschehen pflegt, auch Neid und Feindschaft gegen ihn hervor, und er blieb von ihren Angriffen nicht verschont. Doch war ihm so leicht nichts anzuhaben, ihn schützte Gunst und Ansehn, und wo es galt, stand er muthig und entschlossen noch immer selbst für sich ein. Dies zeigte sich unter andern bei einem öffentlichen Einzuge zu Berlin, wo der Vorrang, welchen sein Amt als Ceremonienmeister ihm gab, manchen Altadlichen verdrießlich

war; sie mochten schon öfters darüber mißfällig geredet haben, diesmal aber beschloß einer von ihnen, ein General, den Ceremonienmeister durch einen bösen Streich von seinem Platze und so aus der Fassung zu bringen, daß er dem allgemeinen Spott und Gelächter preisgegeben würde. Besser ritt ruhig in seiner Ordnung, bei einer Brücke aber, wo der Raum sich verengte, sprengte plötzlich der General seitwärts auf Besser ein, und rief, als könne er sein Pferd nicht halten noch wenden: „Herr, auf die Seite! mein Gaul beißt!“ und gab ihm nun erst noch die Sporen. Jener aber, schnell das Stück durchschauend, und nicht weichend, rief ihm hastig wieder zu: „Herr, auf die Seite! mein Gaul schlägt!“ warf sein Pferd, einen Streithengst aus dem Marstalle, kurz herum, drückte die Sporen ein, und nun schlug das Thier mit beiden Hinterfüßen so gewaltig aus, daß des Generals Pferd, schwer getroffen, seinen Reiter beinah in den Graben geworfen hätte. Schaden und Spott fielen auf den Anstifter zurück, der überdies noch die Ahndung des Kurfürsten erfahren mußte, und somit denen, welche noch Lust fühlten sich an Bessern zu reiben, in doppelter Weise zur Warnung wurde.

Im Jahre 1697. begab sich der Kurfürstliche Hof nach Königsberg in Preußen, um daselbst eine

moskowitische Großgesandtschaft, bei welcher, wie man wußte, unter fremdem Namen der Zar Peter selbst war, feierlich zu empfangen. Besser war mit Anordnung der Ceremonien beauftragt, und reiste der Botschaft bis Insterburg entgegen. Er hatte hier sogleich von Seiten des mächtigen Selbstherrschers, der sich wenig zu bezwingen gewohnt war, eine harte Prüfung auszuhalten. Der Zar, von dem Anblick des prächtig geputzten Hofmannes neugierig angeregt, ging auf ihn los, nahm ihm die reiche, großgelockte Staatsperücke vom Haupte, besah sie eine Weile mit höhnischem Lachen, und schleuderte sie dann, indem er jenen kahlköpfig dastehn ließ, verächtlich in den Winkel. Doch Besser verlor die Fassung nicht, holte seinen mißhandelten Haarschmuck zurück, und als der Zar, verständigt, jener Mann habe vom Kurfürsten den Auftrag, alles Erforderliche zu besorgen, durch den Dolmetscher ein Begehren ausdrückte, welches dieser nicht ohne Scham wiederholen konnte, wußte Besser klüglich zu thun, als habe er nichts vernommen. Der Einzug in Königsberg fand den 28. Mai Statt; die Beschreibung dieser Feierlichkeit, von Besser verfaßt, erschien im Druck, und er selbst empfing zur Belohnung seines Eifers und Fleißes in dieser wichtigen Sache von dem Kurfürsten ein Geschenk von 1000. Thalern. Dies

war jedoch die lezte Gunſt, welche durch Danckelmanns Vermittlung ihm zu Theil wurde. Die, nach neunjährigem, zwiſchen Deutſchland und Frankreich geführtem Kriege, mit dem Jahre 1697. durch den Frieden von Ryßwick eintretende Ruhe gab am brandenburgiſchen Hofe der Entwicklung neuer Verhältniſſe Raum, welche ſich im Stillen ſchon lange geſtaltet hatten. Die Königswürde, deren Annahme ſchon dem großen Kurfürſten von mancher Seite, beſonders aber von dem franzöſiſchen Hofe, dringend nahgelegt worden war, ſchien der beſonderen Stellung des einflußreichſten und mächtigſten Kurhauſes ſo völlig angemeſſen, ſie entſprach dabei ſo ſehr dem perſönlichen Wunſche Friedrichs III., daß deren Erwerbung ernſtlich beſchloſſen wurde. Die Bewegung, welche durch einen ſolchen Gegenſtand in der Thätigkeit, in den Meinungen und Bezügen der höchſten Hof- und Staatsbeamten erregt wurde, war groß genug, um die bisher feſteſten zu erſchüttern und umzuwerfen. Mit dieſen Dingen im Allgemeinen verflochten, obwohl im einzelnen Zuſammenhange noch keineswegs genügend nachgewieſen, erfolgte gleich im Jahre 1698. der Sturz Danckelmanns, welcher von dem Gipfel der Gunſt und Machtausübung plötzlich in die völligſte Ungnade fiel, zur Unterſuchung gezogen und als Gefangener auf die Feſtung

Reiz abgeführt wurde. Besser verlor an ihm einen edlen Beschützer, allein seine eigne Stellung hatte den Verlust nicht zu empfinden; der Fall des einen Gönners ersetzte sich ihm durch das glänzende Steigen des andern; Kolbe von Wartenberg wurde Danckelmanns Nachfolger in Gunst und Einfluß, und Bessers Eifer und Talent blieben in der gewohnten Bahn nicht minder anerkannt und gebraucht. Sein Bemühen am Hofe gewann ihm täglich größeren Boden, bei Festlichkeiten war er nicht zu entbehren, theatralische Vorstellungen, Singspiele, Aufzüge, Ballette, empfingen durch seine Erfindung, durch seine glücklichen Verse, ihren entschiedenen Werth. Auch die geistreiche Kurfürstin versagte ihm ihren Beifall nicht, und übertrug ihm unter andern das dichterische Beiwerk eines von ihr zum Geburtstage des Kurfürsten im Jahre 1700. festlich angestellten Jahrmarktes in Kostümen und Masken, für welcherlei Aufgaben er immer das wundervollste Geschick bewies. Ein Gedicht andrer Art machte in einem noch weiteren Kreise Glück. Seit neue Art und Sitte vor manche Gegenstände, welche das klassische Alterthum ohne Scheu gradezu nannte und behandelte, einen Schleier der Scham gezogen hält, erneut sich den Dichtern immerfort ein Reiz, auch dasjenige, was

mit

mit den eigentlichen Ausdrücken jetzt nur roh und anstößig gesagt werden könnte, mit uneigentlichen fein und zart und dennoch vollständig anzudeuten, und so Freiheit und Gebundenheit innig zu vereinen. In dieser Weise hatte auch Besser sich versucht, und sein Talent in ganzer Schärfe bewiesen. Sein Gedicht, Ruhestatt der Liebe genannt, darf in der That noch heutiges Tages für ein meisterliches Kunststück gelten, wie sogar das Allerbedenklichste durch geschickten Vortrag noch anständig und bescheiden erscheinen kann. Leibnitz, welcher bei seiner Anwesenheit in Berlin im Jahre 1700. dieses Gedicht bei dem Verfasser zufällig zu sehn bekam, war so davon bezaubert, daß er sich nicht enthielt, dasselbe der verwittweten Kurfürstin Sophie nach Hannover zu senden, welche nicht nur selber großes Gefallen daran fand, sondern auch eine Abschrift davon nach Paris an Madame, die verwittwete Herzogin von Orleans schickte, welche als geborne pfälzische Prinzessin mit seltner Beharrlichkeit ihrer deutschen Muttersprache treu blieb, in der sie, wie ihre bekanntgewordenen Briefe bezeugen, sich mit vielem Verstande und in weit derberen Worten, als Besser, ausdrückte. Diesem meldete Leibnitz bald nachher den Erfolg seiner Zusendung: „Weilen Denselben aufzuwarten — schrieb

er — heute die Ehre nicht haben kann, so wollte doch nicht unterlassen, sofort dasjenige auszurichten, was die Kurfürstin von Braunschweig Durchlaucht an Sie mir aufgegeben; zu welchem Ende ich die selbsteignen Worte dieser großen Fürstin hiehersetze: J'ai reçu les vers amoureux de M. de Besser, je ne manquerai pas de les envoyer à Madame, quoique le sujet en soit passé pour elle et pour moi, et qu'il n'ait été que trop propre pour les nouveaux mariés. Je vous prie de remercier l'auteur d'avoir bien voulu me communiquer son invention et ses belles pensées, dont Madame la duchesse d'Orleans aura sa part par le premier ordinaire." Die letzten Zeilen beziehen sich auf lyrische Scenen, welche Besser zum Vermählungsfeste des Erbprinzen von Hessen-Kassel, nachherigen Königs von Schweden, mit einer Tochter Friedrichs III. zum Behuf einer Tafelmusik gedichtet hatte. Für die höchst sorgsam abgefaßte Beschreibung dieses Beilagers und aller dabei vorgefallenen Feste und Lustbarkeiten erhielt er, durch Vermittlung seines Gönners Kolbe, ein Kurfürstliches Geschenk von 1000 Thalern.

Im Jahre 1701. erhob sich mit der preußischen Königskrone, welche der Kurfürst, jetzt als

König Friedrich I. genannt, am 18. Januar zu Königsberg seinem Haupt aufsetzte, auch für Besser eine neue Stufe des Glücks. Sein Gönner, bereits Oberkammerherr und erster Minister, war für diese Gelegenheit durch den Kaiser zum Reichsgrafen von Wartenberg ernannt worden, und setzte sich in der Gunst seines Herrn immer fester. Besser selbst empfing die neue Ehrenstelle eines Königlichen Ober-Ceremonienmeisters, dabei eine Besoldungszulage von 500. Thalern jährlich, und freies Futter für 6. Pferde. Neuen ersprießlichen Vortheil hatte sogleich auch sein Talent von jenem großen Ereigniß einzuziehen. Die Krönung in Versen zu besingen und in Prosa zu beschreiben, gehörte gleichsam zu seinen Rechten und Obliegenheiten. Mit angestrengtem Eifer wandte sich sein Fleiß auf diese Arbeit. Erst im folgenden Jahre kam er damit zu Stande; ein stattliches Gedicht suchte im Allgemeinen den Glanz und die Wichtigkeit des Geschehenen pomphaft darzulegen, ein prosaischer Aufsatz gab die Folge aller einzelnen Vorgänge mit genauer Ausführlichkeit an; eine Zuschrift an den König selbst über seine neugestiftete Krone vollendete das Ganze, welches, von ihm vor dem Druck dem Könige vorgelesen, so sehr dessen Beifall gewann, daß er dafür, nicht ohne Mitwirkung des

Grafen von Wartenberg, ein Geschenk von 2000. Thalern erhielt. Dem Gedicht können wir schwerlich noch Geschmack abgewinnen, die Erzählung in Prosa hingegen behält ihren geschichtlichen Werth als würdiges Prachtgemählde einer Handlung, welche, als der Anfang einer neuen Zeitrechnung in der vaterländischen Geschichte, noch des spätesten Preußen nachdenkliche Betrachtung anziehen muß. Wreser wurde auch zum Ceremonienmeister des neugestifteten Ritterordens vom schwarzen Adler ernannt, und als er bald nachher selber mit dem Orden de la générosité geschmückt wurde, durfte er diesen am orangefarbenen Bande jenes Ordens tragen. Von jedem neugeschlagenen Ritter empfing er satzungsmäßig 400. Thaler, und da er in seiner Stellung bei allen Gelegenheiten auch von fremden Höfen und deren Gesandten mit Geschenken und Gaben bedacht wurde, so stiegen seine Einkünfte höchst ansehnlich.

Bedeutende Ereignisse, welche Gelegenheit gaben, die Hofdichtkunst im stärksten Vermögen auftreten zu lassen, waren im nächsten Zeitraume hauptsächlich folgende. Der unerwartete Tod der Königin Sophie Charlotte, welche am 1. Februar 1705. zu Hannover, wohin sie zum Besuch ihrer Mutter gereist war, nach einer kurzen Krankheit

so geisteskräftig und hochherzig starb, wie sie gelebt hatte, erfüllte den ganzen Hof mit Schrecken und Betrübniß. Der König war untröstlich, und suchte wenigstens das Andenken der herrlichen Fürstin auf alle Weise zu ehren und zu feiern. Ihr Leichenbegängniß wurde mit nie gesehener Trauerpracht gehalten; das Lustschloß Liezenburg, welches sie zu erbauen angefangen, erhielt den Namen Charlottenburg; ein großes Trauer- und Trostgedicht von 70. Strophen, welches Besser dem Könige vorlas, versetzte denselben in die tiefste Rührung, und bei diesem Anlasse war es, daß der Verfasser, durch Vermittelung des Grafen von Wartenberg, für die Wiedergabe der ihm früher verliehenen Verschreibung auf eine Domherrnstelle, deren Erledigung sehr ungewiß war, die Summe von 3000. Thalern ausgezahlt erhielt. Sein Gedicht, von Nikolaus Gürtler in's Lateinische übersetzt, verdient nicht den Ruhm, der ihm damals von allen Seiten zu Theil wurde; dem klug berechneten Eindrucke des Augenblicks ist der gediegnere Gehalt geopfert. Im December des folgenden Jahres vermählte sich der Kronprinz Friedrich Wilhelm mit der Prinzessin Sophie Dorothee von Hannover, wozu Besser auf Befehl des Königs ein Ballet und Singspiel in drei Aufzügen dichtete, dessen Vorstellung

bei Hof überaus glänzend ausfiel, und dem Verfasser abermals ein Geschenk von 1000. Thalern zuwege brachte. Wie glücklich er im Ausdrucke des Sinnreichen und Zarten sein kann, bezeuge folgende lyrische Strophe:

„Ein Herz mit seiner Gegenwehr
Gleichet dem erregten Meer
Unter seinem Stürmen.
Anstatt sich dadurch zu schirmen,
Giebt es in dem größten Stürmen
Seine Schätz' und Perlen her.
Es giebt in dem Sturm uns mehr,
Als wenn es geruhig wär'.
Will es wallen, will es stürmen,
Kann es minder sich beschirmen.
Es giebt in dem Sturm uns mehr,
Als wenn es geruhig wär'."

Die Wiedervermählung des Königs mit der Prinzessin Sophie Luise von Mecklenburg-Schwerin am 28. November 1708. gab abermals Gelegenheit zu einem Singspiel, welches in drei Aufzügen Alexanders und Roxane's Heirath vorstellte, und für Besser ein Geschenk von 2000. Thalern zur Folge hatte. Auch aus diesem theilen wir einige Liederzeilen mit, deren Anmuth und Glätte noch jetzt den Tonsetzer ansprechen darf, wenigstens gün-

ſtiger, als gewöhnlich Sinn und Wortlaut unſrer vernachläſſigten Operntexte ſich ihm darbieten. So wenn es heißt von der Macht der Liebe:

„O du wunderbare Pein,
Der man ſich umſonſt verziehen,
Weil kein Menſch dir kann entfliehen,
Mußt du Gott,
Oder etwas Göttlichs ſein!
Mit dir trieb ich ehmals Spott;
Aber weil dir zu entfliehen,
Keinem Menſchen iſt verliehen,
Mußt du Gott,
Oder etwas Göttlichs ſein!“

Ferner dieſe wohlgegründeten Zeilen:

„Das Verſchieben
In dem Lieben
Dient uns oft zur Arzenei.
Den ein Anblick heut gewonnen,
Wird oft, wenn er ſich beſonnen,
Morgen wieder frei.“

Oder auch folgende:

„Schweres Lieben, wenn man ſchweigen,
Und ſein Leid verhehlen muß!
Meinen peinlichen Verdruß
Darf ich keinem Menſchen zeigen!

Auch der, die mein Herze bricht,
Auch selbst der Roxanen nicht.
Schweres Lieben, wenn man schweigen,
Und sein Leid verhehlen muß!"

Endlich noch diese:

„Sei, Roxane, voller Freuden,
Dies erfordert dein Geschick.
Sei vergnügt; nur laß mich leiden,
Gönne mir dies herbe Glück!
Gönne, daß bei deinen Freuden
Sich mein Herze mit erfreu;
Aber auch bei seinem Leiden
Für sich selbsten traurig sei."

Solche Strophen, welche den Keim der Musik schon in sich tragen, machen es denn doch möglich, daß der Komponist bei dem Dichter bleibe, und nicht ohne ihn seinen Weg suche. Vorbilder, aber zugleich auch Nebenbuhler, gegen welche schwer wurde sich zu halten, waren für den deutschen Dichter in diesen Künsten die italiänischen Meister, welche der schon damals in Berlin nicht minder als an anderen deutschen Höfen blühenden italiänischen Oper angehörten.

Im häuslichen Leben ereignete sich während dieser Zeit für Besser eine Veränderung durch die Heirath seiner einzigen Tochter Sophie Charlotte.

Sie vermählte ſich im Jahre 1708. mit Herrn von Droſt aus Königsberg, deſſen eine Schweſter an den Staatsſekretair von Ilgen, eine andre an den Staatsminiſter von Kraut verheirathet war. Durch dieſe doppelt begünſtigende Verwandtſchaft wurde bewirkt, daß die Gnade des Königs dem Schwiegerſohn den Titel eines Ceremonienmeiſters und die Anwartſchaft auf das Hofamt ſeines Schwiegervaters verlieh, der auch ſogleich, zur größeren Sicherung, von ſeiner Beſoldung jährlich 500. Thaler auf jenen übertrug. Frau von Droſt vereinigte mit allen Vorzügen körperlicher Schönheit die der feinſten Weltbildung. Die Königin Sophie Charlotte hatte ſie früherhin zur Hofdame zu machen gewünſcht, was jedoch Beſſers Abſichten weniger entſprach; ſie war ihm als glänzende Führerin ſeines Hausweſens unentbehrlich, und auch verheirathet vertrat ſie daſſelbe mit größtem Anſtande. Beſſer war vielmals aufgefordert worden, und ſelber zuweilen verſucht geweſen, zur zweiten Ehe zu ſchreiten; ſeine Freunde Canitz und Alvensleben ließen es ſich angelegen ſein, ihm vortheilhafte Parthieen auszuſuchen, aufblühende Jungfrauen und anſprechende Wittwen, allein Umſtände und Bedenklichkeiten traten jedesmal dazwiſchen, Hofgeſchäfte hinderten eine ſchon verabredete Zu-

sammenkunft, eine der Vorgeschlagenen gefiel ihm nicht genug, der andern er nicht, und so verblieb er im Wittwerstande, den ihm die eigne und fremde Schmeichelei wohl auch als eine Treue gegen die verstorbene Gattin auslegte. Doch vermochten darum nicht stärker Herz und Sinn den Eindrücken lebendiger Gegenwart zu widerstehn. Manche Neigung erwuchs zu dauerndem Verhältniß. Eine Tänzerin aber, die schöne Conradine, welche bei Hof in einem Ballet die Göttin Venus vorgestellt hatte, und bei dieser Gelegenheit mit ihm bekannt geworden war, scheint seine Gluth am stärksten erregt zu haben. Er besingt ihren Reiz in einem huldigenden Gedicht, welches entschiedene Wünsche zu erkennen giebt. Auch nahm er an ihrem ferneren Geschicke besorglich Theil, und nicht ohne seine Mitwirkung geschah es, daß sie in der Folge den Grafen Gruzewski heirathete, und sich dadurch einer bequemen und ansehnlichen Stellung in der Welt zu erfreuen hatte.

Der Verlauf eines solchen reichausgestatteten Weltlebens, in welchem Ruhm und Erfolg und Glanz und Genuß üppig verbunden waren, wurde einigermaßen gestört durch den harten Schlag, der im Jahre 1710 Bessers hohen und mächtigen Gönner, den Grafen von Wartenberg traf, und

der zugleich als Vorbote dienen konnte noch weiteren Unglücks, welches den bisherigen Hofverhältnissen bevorstand. Der Sturz jenes Ministers war vorbereitet worden durch den gränzenlosen Uebermuth seiner Gemahlin, vor welcher, wiewohl sie aus niedrigem Stande und schlechten Verhältnissen emporgestiegen, der ganze Hof und selbst die fremden Gesandten sich beugen mußten. Sie war die Tochter eines Schiffers und Schenkwirths in Emmerich, und glaubte ein wunderbares Glück zu machen, als ein Kammerdiener des Kurfürsten sich in sie verliebte und ihr seine Hand gab. Ihre Vertraulichkeiten mit dem Freiherrn von Kolbe hatten schon einige Jahre gedauert, als der Tod ihres Mannes ihr gestattete, was die Macht ihrer einnehmenden Reize und ihres gebieterischen Karakters ihr längst gesichert hatte, nämlich Gräfin von Wartenberg zu werden. Sie behauptete den ersten Rang am Hofe; mit einer holländischen Gesandtin, welche ihr denselben bestreiten wollte, kam sie zum Handgemenge, und nur mit Mühe konnte Besser, der als Ceremonienmeister anwesend war, den Kampf trennen, in welchem die Gräfin auch durch den Ausspruch des Königs den Sieg behielt. Der Uebermuth wurde ihr denn doch zuletzt bei andrer Gelegenheit verderblich, und nachdem ihr

Ansehn einmal gelitten hatte, blieb auch das ihres Gatten nicht unberührt. Endlich verließen beide in völliger Ungnade den Hof und das Land, und eine neue Gestaltung der Dinge kündete sich für die nächste Zukunft immer deutlicher an. Zwar behielt Besser auch nach dem Falle seines Beschützers noch seine Würden und Einkünfte, so wie seine Verrichtungen, allein die Stimmung am Hofe war merklich verändert, und selbst die Gelegenheit, durch Leistungen in gewohnter Art Eifer und Talent darzuthun, verschwand endlich ganz. Einige Strophen auf den Geburtstag des Königs am 12. Juli 1710. sind gleichsam der letzte Athemzug von Bessers Dichtkunst am Hofe zu Berlin. Ohne den Hof aber vermochte er kaum noch zu dichten, von daher mußte ihm Anlaß, Trieb und Belohnung kommen, außerhalb dieses Elementes fühlte er sich in gemeine Prosa versetzt, ohne Reim und Silbenmaß. Seine dichterische Ader versiegte für geraume Zeit.

Das längst befürchtete Geschick trat ein, König Friedrich I. starb am 25. Februar 1713. Eine der ersten Handlungen des neuen Königs Friedrich Wilhelms I. war die Abschaffung der vielen unnützen Hofbedienungen; mit einem Federzuge war die lange Reihe von Namen durchstrichen,

auf welcher Besser obenan stand; eine Menge bisher durch Ansehn und reichliches Einkommen verwöhnter Personen fanden sich plötzlich entlassen, ohne Gnadengehalt noch Aussicht andrer Anstellung; der König meinte der Ceremonien so wenig wie ihres Meisters zu bedürfen. Besser empfing die erste Nachricht dieses Unglücks durch seinen Freund, den Königlichen Leibarzt von Gundelsheim, der dabeigewesen, als der König jenen verhängnißvollen Strich gezogen. Im Gefühl seiner Lage tief gekränkt, aber in der Vorstellung seiner Verdienste und seines Werthes nicht erschüttert, faßte er sich ein Herz, dem Könige in einer Denkschrift die mehr als dreißigjährigen Dienste, welche er dem Staat geleistet, wie auch das große Vermögen, das er mit seiner Frau in's Land gebracht und zu des Hofes Ehren angewandt habe, lebhaft vorzustellen, und seine Erwartung einer anständigen Versorgung entschieden auszusprechen. Ein günstiger Umstand für ihn war, daß der König gleich nach seiner Thronbesteigung den ehmaligen Oberpräsidenten von Danckelmann, der unter der vorigen Regierung so harte Ungnade erfahren, an seinen Hof berufen und durch ehrenvolles Vertrauen ausgezeichnet hatte; dieser Gönner war seinem Günstlinge, vielleicht mehr als dieser ihm,

treu geblieben, und gab ihm gleich den Rath, seine Vorstellung, die mehr im Tone der Beschwerde als der Bitte geschrieben war, demüthiger einzurichten. Doch dazu war Besser nicht zu bewegen, er glaubte schon etwas wagen zu dürfen, und ließ die Schrift unverändert. Sein Selbstvertrauen hatte, wie der Erfolg bewies, übel gerechnet. Der König wurde schon durch die ersten Zeilen in solchen Zorn versetzt, daß er die ganze Schrift, ohne sie weiter zu lesen, mit höchstem Unwillen in's Kaminfeuer warf. Vergebens traten Danckelmann, der Hofmarschall von Prinzen, Ilgen, überhaupt vollen Vertrauen des Königs an der Spitze der auswärtigen Staatsgeschäfte geblieben war, und selbst Grumbkow, dem an Gunst und Einfluß kein Andrer gleichkam, wiederholt als Fürsprecher auf, der König wollte nichts mehr von Besser hören, und die ungnädige Entlassung blieb unwiderruflich.

Hart getroffen, doch ungebeugt, fügte sich Besser in sein neues Loos. Er schaffte sogleich Pferde und Wagen ab, schränkte sein Hauswesen ein, und ließ Tochter und Schwiegersohn, der gleichfalls Besoldung und Anwartschaft eingebüßt hatte, sich auf dessen Güter nach Preußen zurückziehen. Für ihn selbst bot die Welt noch vielerlei günstige Aussich-

ten, viele angesehene Freunde blieben ihm nach seinem Unfalle mit Rath und That zur Seite, unter andern der Geheime Staatsrath von Kamecke, der Domprobst von Bredow und ein Herr von Schweinichen; auch fand er die Meinung, die er von der Schätzbarkeit seiner Kenntnisse und Erfahrungen, von seinem Talent und sonstigen Werth hegte, sehr bald durch vortheilhafte Anträge, die ihm von verschiedenen Seiten gemacht wurden, ehrenvoll bestätigt. Der russische Gesandte von Galloffkin suchte ihn mit großen Zusicherungen für den Dienst seines Hofes zu gewinnen, der auch seine Büchersammlung, welche besonders über das Ceremonielwesen sehr reich war und einzige Stücke besaß, für St. Petersburg anzukaufen wünschte. Der Freiherr von Görz und der Geheimrath von Bassewitz machten ihm Eröffnungen wegen schwedischer oder holsteinischer Dienste, der Graf von Dehn wollte ihn zum Vorsteher der Ritterakademie zu Wolfenbüttel berufen lassen. Allein Besser, nun schon im sechszigsten Lebensjahre, scheute die weite Reise nach Rußland, und den übrigen Anträgen hätte er lieber einen Ruf nach Wien vorgezogen, welchen zu erlangen nicht unmöglich schien. Indem er seine Wahl nicht übereilen wollte, versäumte er sie ganz, es vergingen einige Jahre un-

ter Zweifeln und Erwartungen, die Anerbietungen zerschlugen sich, und die Sache mit Wien kam nicht zu Stande. Zur Förderung der letzteren hatte er auch seine Dichtkunst wieder angestrengt, und ein Heldenlob des Prinzen Eugen von Savoyen, insonderheit seines im Jahre 1716. begonnenen Türkenfeldzugs, in Alexandrinern unternommen, aber auch sogleich, nachdem kein Zweck mehr dabei war, wieder liegen lassen. Da er immer noch einen gewissen Aufwand machte, und die Summen, welche sein Schwiegersohn und andre Freunde, unter diesen besonders der Staatsminister von Kraut, ihm freigebig vorstreckten, nicht ausreichten, so gerieth er in drückende Schulden, und sah sich bald von allen Seiten im mißlichsten Gedränge. Die Rückerinnerung an seine frühere glänzende Lage machte ihm seine jetzige kummervolle nur um so peinlicher; Berlin, der Schauplatz seiner vorigen Herrlichkeit, aus einer prunkvollen Hofstadt jetzt in einen strengen Kriegs- und Waffenort verwandelt, war ihm verhaßt, er sehnte sich, diesen Aufenthalt mit einem andern zu vertauschen. Zum Glück erschien unverhofft nochmals eine Gelegenheit, und diese hielt er fest. Der sächsische Feldmarschall Graf von Flemming war als erster Minister des Königs von Polen und Kurfürsten von Sachsen inmitten eines

viel-

vielbewegten Hofes auf einem Platze, der sich nur unter fortgesetzter, regsamer Thätigkeit behaupten ließ; er bedurfte hiezu der Werkzeuge und Talente aller Art, und war gern bereit, Leute von Fähigkeiten und Ruf in seine Nähe zu bringen. Ihm selbst war Bessers Geschicklichkeit hinlänglich bekannt, der sächsische Gesandte in Berlin, Graf von Manteuffel, machte nicht vergebens aufmerksam, welchen Nutzen der Hof von Dresden bei den Feierlichkeiten, die wegen der Vermählung des Königlichen Prinzen bevorstanden, und bei jeder künftigen Gelegenheit, von der Wissenschaft eines Mannes ziehen könnte, der in Ceremonielsachen nicht seines Gleichen habe. Der König August nahm auf den Antrag dieser Beiden sogleich Besser in Dienst, und machte ihn zum Geheimen Kriegsrath, Ceremonienmeister und Einführer der Gesandten, mit einer Besoldung von 1500. Thalern. Flemming schoß ihm zur Bezahlung der dringendsten Schulden 4000. Thaler auf seine Büchersammlung vor, um vor allem diesen Schatz, auf dessen Fortbringung man in Berlin eifersüchtig sein konnte, durch ein bestimmtes Anrecht für den sächsischen Hof zu sichern, und Manteuffel brachte darauf in seinem eignen Wagen Bessern selbst im

Oktober 1717. nach Dresden, wo derselbe sogleich in das neue Verhältniß eintrat.

Obwohl im Genusse hinlänglicher Vortheile und großer Auszeichnung fand Besser dennoch in seiner Lage keinen Ersatz für so vieles Verlorene. Der Hof war glänzend und angenehm, aber für den Neuangekommenen eine großentheils fremde Welt; sich in diese zu fügen, sich in ihr geltend zu machen, war dem Alten schwerer und dabei nöthiger, als einst dem Jüngling, der in seinem frischkräftigen Dasein jeden Anspruch im voraus erfüllte. Sein häusliches Leben war gestört durch ein Frauenzimmer, welches mit der Besorgung der Wirthschaft allmählich höhere Rechte verbunden hatte, und kein gutes Vernehmen Bessers mit seinen Verwandten bestehen ließ. Seine Dichtkunst, durch keinen mächtigen Antrieb des Herzens noch des Ehrgeizes aufgeregt, gab ihm, statt heiteren Spieles, nur beschwerliche und selten ergiebige Arbeit, unter Qual und Zweifeln ihm selbst eine Last. Drückender fühlbar mußte diese werden, als ein jüngerer Dichter voll Kraft und Leichtigkeit des Talents im Jahre 1719. nach Dresden kam, und sich mit Eifer dem Fache der Hofdichtkunst widmete. Dieser war Johann Ulrich König, ein junger Mann von schönen Gaben, der aber glückli-

cherweise von Verehrung und Ergebenheit für den alten Meister durchdrungen war, und weit entfernt, sein Nebenbuhler sein zu wollen, nur sein Schüler zu sein begehrte. Königs zuvorkommende Beflissenheit, voll aufmerksamer Rücksichten, bewährte sich Bessern auf das schönste durch nachfolgende That. In dem Heldenlobe auf den König August, das der junge Dichter unternommen, und, so weit es fertig war, dem Meister vorgelesen hatte, fanden sich zwei Verse, welche dieser geändert wünschte, sie sagten von dem Könige:

„Zug, Ordnung, Anstalt, Lust geschieht allein
durch dich,
Und alles, was geschieht, ist unverbesserlich."

Nun hatte Besser kurz vorher den Entwurf zur feierlichen Einholung der ankommenden Prinzessin aufsetzen müssen, aber sein Plan war nicht beliebt worden, und der König, dem an Einsicht und Geschmack in solchen Dingen niemand gleich kam, hatte nach eignen Vorstellungen alles selbst angeordnet; auf diesen Umstand, glaubte jener, würden die Uebelwollenden das Wort „unverbesserlich" nur allzu leicht deuten, und diese Möglichkeit einer für ihn so kränkenden Anspielung sollte mit jenem Worte getilgt werden. König hatte nichts Arges

gedacht, und hielt Bessers Besorgniß für übertrieben, aber die Aenderung geschah auf der Stelle, und für jene zwei Verse standen sogleich folgende da:

„Du ordnest alles selbst, giebst alles selber an,
Und so, daß auch die Kunst daran nichts meistern kann.“

Zwar wollte die Gräfin Aurora von Königsmark, eine Dame von feiner Bildung und richtigem Sinn, welche sich das Gedicht vor dem Druck vorlesen ließ, die letzteren Verse durchaus nicht so gut finden, wie die ersteren, und tadelte die unzeitige Gefälligkeit des Dichters, der einer fremden Grille solches Opfer brachte; allein dieser zog die Freundschaft Bessers jeder andern Betrachtung vor, und behielt die letzteren Verse bei. Diesen Edelmuth rechnete Besser, der, im ähnlichen Falle, nach seinem Geständniß, nur mit großer Ueberwindung solches Entschlusses fähig geworden wäre, seinem jungen Freunde ungemein hoch an, und schenkte ihm nunmehr ohne Rückhalt seine Zuneigung und sein Vertrauen. Hieraus läßt sich abnehmen, wie sehr, wenn schon die Anspielung ihm so empfindlich war, die Sache selbst ihn müsse geschmerzt haben; zwar

blieb es noch ehrenvoll, nur dem Könige zurückzutreten, doch war es immer zurücktreten.

Die Freundschaft mit dem Dichter König befestigte sich nach dessen Eintritt in die Hofdienste des Königs August nur noch mehr. Jener bewies gegen Besser eine Unterwürfigkeit und Geduld, welche jede Eifersucht und jeden Zorn des reizbaren, eitlen und aufbrausenden Alten, entwaffnen mußten. Durch diese Nachgiebigkeit und Anbequemung wurde König ihm stets unentbehrlicher, und zuletzt durfte kein Tag vergehn, ohne daß Beide zusammengewesen wären. Wegen Königs lebhafter Beeiferung nannte Besser denselben im Scherz nur immer seinen hitzigen Freund, ohne dessen Rath oder Theilnahme kein häusliches noch litterarisches Geschäft mehr vorging. Besonders war ihm derselbe als kritischer Gehülfe von großem Nutzen. König giebt hievon mit folgenden Worten ergötzlichen Bericht: „Wie es ihm aber schon in der Jugend nicht leicht ward, etwas aufzusetzen, und er sehr viel Zeit, Arbeit und Nachdenken dazu verwenden mußte, so schien ihm in seinem Alter die Poesie ganz und gar nicht gewogen zu sein. Weil er nun wohl verspürte, daß es ihm allzu sauer ward, weiter etwas Neues zu verfertigen, so gab er sich, auf mein Zureden, in

den letzten Jahren die Mühe, seine besten Stücke wieder vorzunehmen, mit mir durchzugehen, und soviel möglich auszubessern. Dieses aber ward für mich eine wahre Geduldschule. Ich mußte manchmal zu 4. bis 5. Stunden auf solche Weise mit ihm zubringen, und die äußerste Behutsamkeit anwenden, wann ich ihm etwas ausstellen wollte, weil er, ungeacht er mich darum ersuchte, dannoch sehr mißtrauisch und empfindlich in solchen Dingen war. Wann er sodann lang Obstatt gehalten, aber doch endlich eine Stelle geändert hatte, welches er öfters auf zehen bis zwanzig und mehrmalige Weise that, so las er mir dieselben sämmtlich nacheinander her, und forschte, welche mir am besten gefiel. Sobald ich mich nun für eine vor den andern erklärte, merkte er sich solche sowohl, als meine dabei angeführte Gründe. Alsdann las er mir, nach etlichen Tagen, solche wieder vor, und wann ich meiner Sache nicht gewiß gewesen wäre, und nur ein einzigmal dieselbe Veränderung nicht wieder getroffen hätte, so würde er auf einmal alles Vertrauen zu mir in diesem Stücke verloren und sich überredet haben, daß ihm weniger aus einer redlichen Absicht zu Verbesserung seiner Schriften, als vielmehr bloß aus einer eitlen Tadelsucht, dergleichen Ausstellungen von

mir wären gemacht worden. Er gestand mir daher öfters freiwillig, daß, ungeacht es sein Wille und er mir dafür verbunden wäre, wann ich hierunter aufrichtig mit ihm umginge und ihm nichts verschwiege, so würde er sich doch unmöglich überwinden können, wie gegründet auch meine Einwürfe sein möchten, dergleichen zu ertragen, falls ich sie nicht mit einer so bescheidenen Art und mit so weniger Eigenliebe hervorzubringen wüßte." Er lobte dafür hinwieder mit aufrichtigem Wohlgefallen Königs Verse, gab ihm guten Rath in dichterischen Sachen, und suchte ihn auf alle Weise zu fördern. Aber der Gipfel seiner Dankbarkeit und Zuneigung war, daß er anfing, den wißbegierigen Jünger, der schon dadurch sein Glück an jedem Hofe zu gründen glaubte, mit den kostbarsten Schätzen seiner Ceremonielwissenschaft bekannt zu machen, in welcher Bessers Kenntnisse und theils gedruckte, theils handschriftliche Sammlungen so berühmt waren, daß die größten Gelehrten ihn öffentlich angingen, diese ihm eigengehörige Wissenschaft in einem besonderen Werk auszuarbeiten, und daß der russische Hof deßhalb wiederholt ihn und seine Bücher nach St. Petersburg zu ziehen suchte. So vergingen Jahre eines für Besser bei aller Unbefriedigung doch nicht unglücklichen Al-

ters, bis ein unerwarteter Stoß ihn auf's neue hart erschütterte. Sein Schwiegersohn von Drost hatte ihm noch während der Bedrängniß in Berlin nach und nach über 3000. Thaler vorgestreckt, und ihn dieser Schuld wegen nicht sonderlich gemahnt, endlich aber doch, weil ihm eines seiner Güter abgebrannt war, zu dessen Wiederaufbau er dieser Summe bedurfte, die Zahlung ernstlich angefordert. Besser hatte kein andres Mittel, als seine Büchersammlung zu verkaufen, und mit schwerem Herzen entschloß er sich dazu. Nach mancherlei Planen und Schritten, dies auf die vortheilhafteste Weise in Sachsen, in Holland, oder wo es sein möchte, zu bewirken, kam endlich durch Königs thätige Vermittelung im Sommer des Jahres 1727. der Handel mit dem sächsischen Hofe nach Wunsch zu Stande, Besser empfing für seine sämmtlichen Bücher und Handschriften, im Ganzen über 18,000. Bände betragend, eine Summe von 10,000. Thalern zugesichert, wobei ihm seine Sammlungen zum Gebrauch auf Lebenszeit im Hause gelassen, dagegen aber die Verpflichtung auferlegt wurde, jemanden zum Dienste des Hofs in seiner Wissenschaft und in rechter Benutzung seiner Schriften zu unterweisen, damit auch der Geist dieser Dinge in treuer Ueberlieferung bewahrt

bliebe. Mit Freuden erbat er ſich, daß König zu dieſem Zweck ihm beigegeben würde, und verſprach dieſem unter zärtlicher Umarmung in Mittheilung ſeines Wiſſens als ein leiblicher Vater gegen ihn ſich zu erzeigen. König hatte inzwiſchen auch dafür geſorgt, daß die erſten 4000. Thaler der bedungenen Kaufſumme wirklich zur gehörigen Zeit ausbezahlt, und die Schuld, welche Beſſern keine ruhige Stunde mehr gelaſſen, nach Königsberg richtig abgetragen wurde.

Durch Königs Bemühungen ſtellte ſich auch das Vernehmen Beſſers mit Schwiegerſohn und Tochter in freundlichem Briefwechſel wieder her; und da inzwiſchen das Frauenzimmer, deren Gegenwart in Beſſers Hauſe bisher vieles geſtört hatte, verſtorben war, ſo wollte die Tochter, voll Sehnſucht, den alten Vater noch einmal wiederzuſehn, mit den Ihrigen zum Beſuch nach Sachſen kommen. Dies jedoch war für Beſſer in vieler Hinſicht unbequem, er war nicht eingerichtet, wie vormals in Berlin, zahlreichen Beſuch bei ſich aufzunehmen, er ſcheute die mancherlei Störungen und Beſchwerden. Da er jedoch gleichfalls lebhaft wünſchte, mit den Seinigen nach fünfzehnjähriger Trennung wieder zuſammenzukommen, ſo entſchloß er ſich, ungeachtet ſeines Alters, lieber ſelbſt zur

Reise, und erlangte leicht, daß König ihn auf derselben begleitete. Das Frühjahr 1728. verstrich wegen mancherlei Hindernissen unbenutzt, erst gegen Ende des August ging die Reise vor sich; in einem leichten Wagen mit Postpferden eilten sie, da Besser auf der Fahrt von 100. Meilen, eine Nacht in Danzig ausgenommen, nirgends ruhen wollte, unaufhaltsam fort, und kamen nach sieben Tagen, im Anfange des Septembers, glücklich in Königsberg an, wo die freudigste Bewillkommung sie empfing. Frau von Drost lebte in glücklichen Verhältnissen, ihr Mann stand als Tribunalsrath in gutem Ansehn; sie besaßen hinlängliches Vermögen; von ihren sechszehn Kindern waren sechs noch am Leben, gesund und wohlbegabt; die feine Bildung, welche den ganzen Kreis beseelte, erinnerte an die ausgezeichnete Erziehung, deren die Mutter im väterlichen Hause zu Berlin theilhaft geworden. Besser fand sich in dieser Umgebung ganz beglückt; auf dem Gute Kabkeim, welches Drost in der Nähe von Königsberg besaß, wurden die schönsten ländlichen Tage verlebt; alles wetteiferte in Aufmerksamkeit und Huldigung. Der reizbare und eitle Dichter hatte jedoch Mühe sich inmitten so vieler Angeregtheit zu fassen. Sein gerührtes Herz wandte sich voll Dank und Anerken-

nung zu König, den er als seinen besten Freund vorstellte, und bei jeder Gelegenheit eifrigst rühmte. Noch lebhaftere Empfindung bezeigte er seiner ältesten Enkelin, einem bildschönen Fräulein von 19. Jahren, deren Verstand, Anmuth und vielfaches Talent ihn ganz bezauberten. König hatte nicht ermangelt, der Frau von Drost einen Abdruck der von ihm neu herausgegebenen Gedichte von Canitz mit einigen Versen darzubringen, welche das Lob der Tochter mit dem des Vaters artig verbanden. Hiedurch fand Besser sich ungemein geschmeichelt, erhob die Freundschaft, welche König ihm hierin bezeigt, über die Maßen, und fügte die Bitte hinzu, doch seiner Enkelin zu Ehren gleichfalls einiges zu dichten; ein Gedicht Königs sah er gleichsam noch als sein eignes an, und so lange der Jünger nicht allzu selbstständig erschien, und nur immer den Meister noch mehr verherrlichte, war alles vortrefflich. Doch wir wollen den Verfolg dieser Sache und den seltsamen Ausgang, welchen sie nahm, lieber durch König selbst erzählen lassen, der als unmittelbarer Theilnehmer und glücklicher Darsteller hier in doppeltem Werthe steht. „Da es nun, fährt er fort, weder eine große Kunst brauchte, noch eine schwere Sache war, auf eine Person von so viel edlen Eigenschaften etwas Taug-

liches hinzuschreiben, Besser auch nicht nachließ, einige Tage nacheinander mir auf das inständigste deßhalb anzuliegen, so fand er mich eines Morgens frühe in meinem Bette mit Ausarbeitung des begehrten Gedichts beschäftiget, welches, seinem Verlangen gemäß, eine Abbildung gedachter Fräulein sein sollte. Niemals habe ich ihn auf eine angenehmere Weise überrascht gesehen, als da ich ihn versicherte, daß ich in Zeit von einer halben Viertelstunde damit zu Stande sein, und die Ehre haben würde, ihm solches bei dem Kaminfeuer vorzulesen, an welchem er, um mich zu erwarten, sich inzwischen niedersetzte. Als er endlich das ganze Gedicht von Anfang bis zu Ende mit größter Aufsamkeit angehört hatte, sprang er mit einer freudigen Bestürzung auf, umhalste und küßte mich herzlich, und betheuerte mir unter dem vertrautesten Händedrücken, daß ich ihn weder auf eine empfindlichere Weise verbinden, noch ihm ein angenehmeres Merkmal meiner redlichen Zuneigung als dieses hätte geben können. Er lief unverzüglich in der Fräulein Zimmer, ihr zu verkündigen, was ich ihr für einen Gefallen erwiesen, und was ich ihr zum Ruhme verfertigt hätte. Des Mittags bat er mich über der Tafel, daß ich selbst der Fräulein die Verse laut vorlesen möchte; und ich muß ge-

ſtehen, ein ihr bei Anhörung derſelben in's Geſicht geſtiegenes Schamroth war ein ſichtbarer Beweis, daß ſie der darin enthaltenen Lobſprüche weit würdiger, als ich desjenigen Danks geweſen, welchen ſie mir, wegen dieſer kleinen Bemühung, vorzuſagen beliebte. Der Herr von Beſſer ſelbſt ermüdete nicht, ihr ernſtlich einzuſchärfen, mit was beſondrer Gegenfreundſchaft ſie mir hiervor begegnen ſollte, weil dieſes eine Sache wäre, davon ſie nicht nur jetzo, ſondern auch noch künftig Ehre zu gewarten hätte, wann ich ſolches dereinſt einer Sammlung meiner eigenen Gedichte mit einverleiben würde; warum er mich auch zugleich erſuchte, mit der Verſicherung, daß es eines der beſten Stücke wäre, ſo er jemals von mir geleſen. Er geſtand öffentlich, daß er dergleichen Fertigkeit von der Natur nicht empfangen, und ſchon in ſeinen beſten Jahren wenigſtens ſo viel Monate zu Abfaſſung eines ſolchen Gedichts würde vonnöthen gehabt haben, als ich Stunden zu deſſen Verfertigung aufgewendet hätte. Er las es mehr als einmal durch, und wies den Seinigen jeden Einfall insbeſondere; wie auch den Schwung und den Ausdruck der Gedanken, nebſt der ganzen Erfindung überhaupt; worüber er mehr Lobeserhebungen verſchwendete, als ich, ohne beſchämt zu ſein,

damals anhören konnte, geschweige, daß ich unbescheiden genug sein sollte, dergleichen allhier nacherzählen. Er wiederholte von neuem, was er ihnen gleich anfangs bei unsrer Hinkunft vielfältig bekräftiget hatte, daß sie nämlich ihre Liebe gegen ihn nicht nachdrücklicher würden zu Tage legen können, als wenn sie sich allerseits um die Wette bestreben wollten, seinen liebsten und aufrichtigen Freund, wie er mich nannte, durch alle möglichste Gefälligkeit und Gunstbezeigung dahin zu verpflichten, daß ich eine so weite, und bloß allein ihm zu Gefallen übernommene beschwerliche Reise mich nicht möchte gereuen lassen. Sonderheitlich, sagte er, hätte seine Leonore Ursache, mir ihre Erkenntlichkeit zu zeigen, weil er aus meinem Gedichte so viel vortheilhafte Theile und Stücke auf einmal an ihr bemerken lernen, die er vielleicht in so kurzer Zeit, als er bei ihnen bleiben könnte, schwerlich alle zusammen würde beobachtet haben. Aber, wer hätte sollen denken, daß eben diese Verse zu einem ganz widrigen Ausschlag Anlaß geben würden? Er fand, nach öfterem Ueberlesen derselben, soviel Vergnügen in dem Umgange dieser tugendsamen Enkelin, und seine Neigung gegen dieselbe und zugleich auch gegen seine sämmtliche Angehörige vermehrte sich dergestalt, daß er, als

wir wieder in die Stadt kamen, nicht nur niemanden mehr besuchen, sondern auch nicht, ohne äußersten Widerwillen, von jemand mehr Besuch annehmen wollte, und es auch mir verargte, wenn ich dergleichen gab oder annahm. Je mehr nun die Liebe gegen die Seinigen sich erhitzte, je kälter ward nach und nach seine Freundschaft gegen mich, bis es endlich so weit kam, daß ich meine Empfindlichkeit über sein seltsames Verfahren nicht mehr verbergen konnte, nachdem ich mich noch diese Stunde keines andern Verbrechens schuldig weiß, als daß er sich einbildete, man habe keinen genugsamen Unterschied zwischen ihm und mir gemacht; weßwegen er auch nunmehr die allergleichgültigste Höflichkeit, so mir erwiesen ward, für eine Geringschätzung seiner Vorzüge und für eine Sache ansah, die ihm entwandt worden. Dannoch that ich mir die Gewalt an, meinen Verdruß auf Zureden seines Herrn Schwiegersohns zu verbeißen.“ Aber jenes Verbrechen, in ungleichenem Werthe selbstständig zu erscheinen, wird von denen, welche darin eines sehn, für das größte, für das unverzeihlichste gehalten, und Besser glich hier einem Liebhaber, dessen Eifer und Zärtlichkeit nur sich selbst in dem geliebten Gegenstande sucht, denselben aber, bei dem geringsten Zweifel, sich selbst in ihm zu fin-

den, mit Haß und Abscheu verwirft und befeindet. Auch gegen seine Verwandten mochte sich Besser über jede Kleinigkeit heftigst ereifern, die gröbsten Auftritte verursachen, und keine Beflissenheit konnte seinen übellaunigen Eigensinn zufrieden stellen. Unter diesen Verstimmungen kam der Tag der nah angesetzten Rückreise; die Rührung des Abschiednehmens und die nothgedrungene Gemeinschaft im Wagen bewirkten nur unvollkommene Herstellung der früheren Vertraulichkeit. Auf dem Rückwege besuchten die beiden Reisenden in Soldin den damals achtundachtzigjährigen Geheimen Kammerrath von Weiß, Canitzens gewesenen Hofmeister, der sein hohes Alter in edler und geistvoller Fassung dahinlebte. Die Reise ging sodann mit geringem Aufenthalt über Danzig und Frankfurt an der Oder nach Dresden zurück, wo sie am 14. September wohlbehalten wieder eintrafen.

Die große Aufregung, welche Besser durch dieses angestrengte Reiseunternehmen sowohl an Körper als an der Seele erfahren, zeigte sich für beide nicht vortheilhaft. Er war die sechs bis sieben letzten Jahre kaum noch aus seinem Zimmer gekommen, hatte ruhig und geordnet und sehr mäßig im Essen und Trinken gelebt, nur wenige Freunde gesehn, und jede unangenehme Berührung mit

der

der Welt gemieden. Die Reise hatte diesen Lebensgang plötzlich gewaltsam unterbrochen, durch Beschwerden und Leidenschaften, durch ungewohnte Ueppigkeit der Tafel sowohl mittags als abends, endlich durch Zwiespalt mit seinem besten Freunde. Die alte Ordnung wollte sich auch in Dresden nicht wieder herstellen; er fand sich unbehaglich, ihm schmeckte das Essen nicht, selbst der Kaffeh nicht mehr wie sonst; das Verhältniß zu König blieb unerfreulich gedrückt. Zwar hatte die Krankheit, von welcher dieser bald nach der Rückkunft befallen wurde, zur Folge, daß Besser die nöthigen Schritte zur Versöhnung that, allein die Sache hatte keinen Bestand; er hegte gegen jenen immer noch heimlichen Groll, der absichtlich von manchen Seiten genährt wurde, indem man sein Mißtrauen durch allerlei Zuflüsterungen weckte, oder ihm Schriften zubrachte, in welchen er nicht, wohl aber König mit Lob erwähnt war. Dies alles reizte ihn dergestalt auf, daß er gegen den einzigen Freund, dessen Umgang und Fürsorge seinen Lebenstagen unentbehrlich geworden, noch zuletzt den allertreuloseſten Anschlag versuchte, der aber mißlang, und nur dem Urheber selber nachtheilig wurde; König verschweigt, was es eigentlich gewesen, sucht aber in der Altersschwäche noch die leidlichste Entschuldigung

für ihn geltend zu machen. Wirklich hatte Besser sich überlebt, sein Gemüth und Geist waren getrübt, sein Talent fast ganz erloschen. Nur kurze Zeit vor seinem Tode wachte seine Dichtkunst in aller sinnreichen Gewandtheit seiner besten Zeit nochmals in folgenden Versen auf, die wir als äusserst glückliche, und als die letzten, die er gedichtet, hier einrücken. König hatte ihn abends in eine Gesellschaft geführt, und ein Fräulein daselbst ihm folgende Gesundheit zugebracht:

„Hier hast du meine Hand, das Herze hast du schon,
Gieb mir das deinige, dies ist der Freundschaft Lohn."

Nach einigen Wochen, denn er bedurfte hinlänglicher Zeit, sandte Besser diese Antwort:

„Was forderst du mein Herz zum Lohn?
Du hast es, schöne Chloris, schon.
Dich kennen und dich nicht erlesen,
Ist noch in Keines Macht gewesen;
Wie sollte dann es nur allein
In meiner Macht gewesen sein?

Doch als er hernach vermerkte, daß die Sache so ernstlich nicht gemeint gewesen, änderte er solches auf diese Art:

„Was forderst du mein Herz zum Lohn?
Ist es dein Ernst, hast du es schon.

Iſt aber es ein bloßes Scherzen,
So richt' ich mich nach deinem Herzen."

Macht auch Zeit und Mühe dergleichen Erzeugniſſe leicht allzu koſtbar, ſo kann man doch dieſem Beiſpiele alle beſte Aehnlichkeit mit einem glücklichen Wurf aus dem Stegreife nicht abſprechen.

Indeſſen nahm ſeine Schwäche zu, und ihm ſelbſt entging dies nicht. Seine Liebe zu längerem Leben, die außerordentlich ſtark war, hielt ſich an mancherlei Hoffnungen. Er war ſeit dreißig Jahren nicht krank geweſen, aber mehrmals todt geſagt worden, und gern überließ er ſich der Volksmeinung, daß dies auf langes Leben deute. Ein Sachwalter Namens Job, der in Berlin wegen ſeiner Wahrſagereien angeſehn zugleich und verrufen war, hatte ihm daſelbſt vor Jahren, auf ſein Verlangen, ſeine künftigen Schickſale ſchriftlich aufgezeichnet, und da vieles davon ſchon eingetroffen war, ſo gewährte das ihm gleichfalls darin verkündigte Alter von 74. Jahren, ſo lange daſſelbe noch entfernt war, eine beruhigende Ausſicht. Als daſſelbe jedoch näher rückte, wurde er mißmuthig, tadelte ſolchen Aberglauben, und warf die ganze Prophezeihung in's Feuer, ja er äußerte gegen König, er fühle wohl, daß ſein Zuſtand ſich verſchlimmere, allein er hoffe bloß darum in dieſem Jahre noch nicht zu

ſterben, weil es nicht glaube, daß Gott des elenden Jobs Prophezeihung werde wahrmachen wollen; Mit Begierde wandte ſich ſeine Zuverſicht nun auf die vielen Beiſpiele, die er fleißig geſammelt hatte, von Menſchen, die über 80. Jahr alt geworden; der alte Weiß in Soldin war ihm in dieſer Beziehung ein beſonders werthes Vorbild. Ein damals vielgeleſenes Buch, Les consolations de l'âme fidèle contre les frayeurs de la mort par Charles Drelincourt, hatte er nebſt andern Erbauungsbüchern, wie auch die Bibel, beſtändig zur Hand; auch hielt er feſt an der lutheriſchen Kirchenlehre, und entbehrte keiner Zuverſicht, welche dieſer Glauben gewähren kann; allein bei aller Betrachtung des Himmelreichs blieb er mit dem irdiſchen Jammerthal hienieden gar ſehr befreundet. Vier Tage vor ſeinem Tode wurde er bettlägerig. In großer Schwäche brachte er die letzte Nacht unruhig und verwirrt hin, fand ſich aber am Morgen ungewöhnlich geſtärkt, und ſagte zu dem Prediger, der an ſeinem Bette ſaß, mit heiterem Verſtande: „Nun, Gottlob! ich habe überwunden, die Krankheit hat mich ganz verlaſſen, und ich werde dieſes Jahr noch überleben!“ Doch eine Stunde darauf war er in ſanftem Schlummer dahingeſchieden, ohne Schmerz und Angſt; er ſtarb den 10.

Februar 1728. im vierundſiebenzigſten Jahre ſeines Alters. König, den er noch zuletzt voll Reue und Verlangen zu ſprechen gewünſcht, traf ihn nicht mehr am Leben. Er trug Sorge für ſein Begräbniß und für ſeinen Nachlaß, der, mit Ausnahme der Bücher und Schriften, welche ſchon dem ſächſiſchen Hofe verkauft waren, ganz an die Familie von Droſt fiel. Beſſers Geſchwiſter, die von ihm reichliche Unterſtützung erfahren hatten, unter ihnen drei Brüder in däniſchem, franzöſiſchem und ſchwediſchem Kriegsdienſte, waren vor ihm geſtorben.

Wir ſchildern Beſſers Perſon und Karakter am ſicherſten mit Königs eignen Worten, der ihn ſo vertraut und vieljährig gekannt, und vor Andern fähig war, ihn in allen ſeinen Beziehungen würdigend aufzufaſſen. Er giebt von ihm folgendes Bild. „Beſſer war lang, hager und etwas ausgetrocknet, blaß von Geſicht; dabei aber noch ſo ſicher auf den Beinen, und ſo knapp in deren Anzug, als der jüngſte Mann. Er hatte noch den ganzen Mund voll reiner Zähne, und ein ſo gutes Geſicht, daß er ſich zwar der Brillen ſchon ſeit vielen Jahren, aber mehr zur Erhaltung ſeiner Augen, als wegen eines darin verſpürten Mangels, bediente. Das Alter hatte ihm zwar die Geſichts-

zögt sonderlich auf seiner hohen Stirne etwas tiefer gefaltet, und auf der einen Wange bezeichnete eine ziemliche Narbe denjenigen Biß, den er, bloß vor seinem Abzug aus Berlin, von einem gemeinen Kerl durch einen verdrießlichen Zufall bekommen hatte. Sonst aber war sein Gang noch so hurtig, und sein Leib noch so aufgeweckt, daß auch Ihro Königliche Majestät von Preußen, als Sie ein paar Jahre vor seinem Ende ihn hier in Dresden sprachen, sich darüber verwunderten, und ihn versicherten, daß Sie ihn ganz nicht verändert fänden. Wirklich kannte oder fühlte er fast keine Beschwerlichkeiten des Alters, und war von einer so dauerhaften Leibesbeschaffenheit, daß er auch in dem rauhesten Winter, in einem uneingeheizten Zimmer, wo seine Bücher waren, mit einer leichten Mütze auf dem Kopfe viele Stunden saß. Von seinen Hofmanieren und seinem ehmaligen angenehmen Umgange hingegen hatte er ein vieles verloren, seit er aus der großen Welt geschieden und mit den Jahren eigensinniger geworden war. Er hatte eine desto schönere Jugend gehabt, und war vor diesem von so gutem Geschmack in seiner Kleidung und in allen dergleichen Dingen, sonderlich was Spitzen und Perücken betrifft, daß auch der Freiherr von Canitz und andre Großen des dama-

ligen berliniſchen Hofes ſich die ihrigen durch ihn verſchreiben ließen. Dieſes aber verleitete ihn, daß er nachmals auch noch allhier in ſeinen Kleidern bei einem ziemlich altväteriſchen Aufzuge blieb, und ſich ſelten ohne eine große helle, zur Hälfte hinten getheilte, und vorne bis über die Bruſt herabhängende, viereckigte Staatsperücke ſehen ließ, über unſere itzige Weiſe aber ſich zu kleiden ſein Geſpötte trieb, weil er, nach der Gewohnheit aller alten Leute, nur das von vorigen Zeiten für ſchön hielt. Ehrgeiz und Liebe waren in der Jugend ſeine beiden Schooßneigungen geweſen, und hatten ihn zu manchem edlen Unternehmen angeſpornt, bis er dadurch ſein Glücke fand. Da ſie ihn aber auch noch in ſeinem hohen Alter nicht eher als bis vor der Grube verließen, ſo verleiteten ſie ihn zu mancher Schwachheit; dann er war eben ſo eiferſüchtig wegen ſeines Ruhms als wegen ſeiner Liebe, und ſelbſt ſeine Jahre, die ihm doch am meiſten hinderlich fielen, in beiden weiterzukommen, ſollten, ſeiner Meinung nach, ihm zu einem Vorzug angerechnet werden. Er war nicht karg, ſondern ſo mildthätig gegen Hausarme, als hart gegen muthwillige Straßenbettler. Er bezahlte willig und richtig, aber bei der allermindeſten Kleinigkeit, die er wegſchenkte, ward er ſo wenig müde, deſſen

Werth selbst herauszustreichen, als Danksagungen von denen anzuhören, die dergleichen nur annahmen, um ihn durch keinen Abschlag zu beleidigen. Er erzählte nicht nur, sondern fragte auch eine Sache sehr oft, und sprach ganze Stunden von sich allein; wer aber die mindeste Ungeduld dabei spüren ließ, hatte es auf einmal bei ihm verdorben. Wie er von Kindheit auf ungeduldig und hastig gewesen, so war er nun im Alter mürrisch, auffahrend und jähzornig. Zwar, wo sich ihn niemand widerspenstig entgegensetzte, oder wo ihm keiner in seiner Uebereilung steifte, da ging es öfters bald vorüber; außerdem aber war er heftig, rachgierig, und schwer zu versöhnen. In solcher Zeit vergaß er um das geringste Widrige nicht nur alles Gute, was er vorher selbst erkannt und gerühmt hatte, sondern trug auch kein Bedenken, hernachmals sich selber zu widersprechen. Dann er liebte und haßte mit gleicher Ausschweifung. Er war hartnäckig in vorgefaßter Meinung, halsstarrig im Obstatthalten und ungestüm im Widersprechen. Dannoch ist nicht zu zweifeln, wann das Unglück früher als erst in seinem Alter sein Lehrmeister geworden wäre, es würde ihn weit sanftmüthiger gezogen haben. So aber, da ihm seine stärkste Bedrängniß in seinen späten Jahren, und

allererſt nach dem Tode ſeines ihm ſo gnädigen Königs aufſtieß, machte es ihn nur ſtörriſcher, weil er der Welt, und nicht ſich die Schuld gab, auch ſich nun nach Andern ſo leichte nicht mehr, wie in der Jugend, zu bequemen wußte. Die Eigenliebe, ſo er vielleicht beſſer in ſeinen jüngern Jahren bemeiſtern können, hatte nun allzuviel Herrſchaft über ihn gewonnen; daher war es eben ſo ſchwer, mit ihm umzugehn, als ſchwer hingegen er jemand in ſeine Freundſchaft nahm.“ König merkt an, daß, außer ihm ſelbſt, von allen Beſuchen und Bekanntſchaften, die er auf Beſſers Verlangen demſelben zugeführt und verſchafft, in Dresden eigentlich nur noch drei Perſonen in einiger Vertraulichkeit mit ihm geſtanden hätten, der ſächſiſche Generallieutenant Eoſander von Goethe, der ſchon am Hofe zu Berlin mit ihm befreundet geweſen, der preußiſche Geſandte von Viebahn, und ſein kurländiſcher Landsmann von Bülow, nachher ſächſiſcher Geſandter in Berlin.

Nach allem dieſen, worin der Karakter eines alten Dichters vorzugsweiſe in ſeinen Schwächen ſich darſtellt, und allerdings anſtatt herrſchender Geſinnung faſt nur dienendes Talent hervortritt, dürfen wir um ſo weniger den Umfang und Glanz ſeiner außerordentlichen Begabung außer Acht ſetzen.

Es glühte gewiß ein ächter Dichterfunken in ihm, den er, wie seinen Muth, seine Tapferkeit und Gewandtheit, mit vielem Erfolg in der Welt gelten machte. Das Glück, dem er aber auch stets opferte, begünstigte ihn trefflich, auch noch zuletzt, in seinen liebsten Wünschen. Der strahlende Ruhm seines Dichternamens erwärmte und erhellte seine alten Tage, und neue Verherrlichung war ihm gesichert durch Königs wiederholt geleistetes Versprechen, seine Gedichte herauszugeben und sein Leben zu beschreiben, wie er bereits preiswürdig für Canitz gethan. Zuerst im Jahre 1711. waren die Schriften Besters gesammelt erschienen, wozu früher seine Einwilligung nie hatte erlangt werden können; eine neue Auflage trat im Jahre 1720. an's Licht; die vollständige, von König besorgte und trefflich ausgestattete Sammlung erschien zu Leipzig 1732. in zwei Bänden, welche die prosaischen und dichterischen Arbeiten zusammenfassen.. Vergleichen wir, was er geleistet und gelebt, mit dem Leben und Wirken, in welchem Canitz und Flemming uns erschienen sind, so werden wir eine merkwürdige Abstufung der Verhältnisse finden, in welchen dieselben Grundstoffe der Dichtkunst, der Weltlichkeit und des aus beiden hervorgehenden Geschickes, selbst in Hinsicht der Lebensdauer, sich in diesen

dreien Individuen verſchieden gemiſcht haben, und wenn in Flemming die friſche Jugend des begeiſterten Dichters, in Canitz das edle Maß des gebildeten Weltmannes vorzugsweiſe den Blick anziehen, ſo mag derſelbe doch auch in Beſſer manche Begünſtigung des Dichters und des Menſchen gewahren, welche in der Vorſtellung eines höchſten Lebensganzen kaum vermißt werden mag.

Nachweisung der gebrauchten Hülfsmittel.

Paul Flemming.

Geist- und weltliche Poemata Paul Flemmings, Med. D. et Poet. Laur. Caes. Jena, 1652. 8.

Wird für die beste Ausgabe gehalten, ist aber keineswegs eine gute. Sehr beklagenswerth bleibt, daß Triller, der Herausgeber des Opitz (Frankfurt am Main, 1746.), eine schon vorbereitete Ausgabe der Gedichte Flemmings nicht zu Stande gebracht. Er hatte vielleicht noch Hülfsmittel, die uns jetzt fehlen; zwar nahm er sich in Betreff der Lesarten bei Opitz manche Freiheit, zeigte dieselbe aber doch jedesmal getreulich an; daß er dem Dichter noch fast um ein Jahrhundert näher war, als wir, kommt hier als ein nicht geringer Vortheil gleichfalls in Betracht.

Davids, des hebräischen Königs und Propheten, Bußpsalme, und Manasse, des Königs Juda, Gebet, als er zu Babel gefangen war. Durch Paul Flemmingen in deutsche Reime gebracht. Leipzig, 1631. 4.

Paul Flemmings Klagegedichte über das unschuldigste Leiden und Tod unsers Erlösers Jesu Christi. Leipzig, 1632. 4.

Beide Drucke gehören zu den größten Seltenheiten. Die gleichfalls hiehergehörige Schrift: Rubella s. suaviorum liber. Lipsiae, 1631. 4. ist mir noch nicht zu Gesicht gekommen.

Paul Flemmings erlesene Gedichte. Aus der alten Sammlung ausgewählt und mit Flemmings Leben begleitet von Gustav Schwab. Stuttgart und Tübingen, 1820. 8.

Die Lebensbeschreibung hat bedeutende Unrichtigkeiten.

Auserlesene Gedichte von Paul Flemming. Herausgegeben von Wilhelm Müller. Leipzig, 1822. 8.

Näheres über diese empfehlungswerthe Auswahl ist im Buche selber schon angemerkt.

Des weltberühmten Adami Olearii colligirte und vielvermehrte Reisebeschreibungen, bestehend in der nach Muskau und Persien, wie auch Johann Albrechts von Mandelslo morgenländischen, und Jürgen Andersens und Volq. Iversens orientalischen Reise u. s. w. Hamburg, 1696. Fol.

Der Werth dieses trefflichen Buches ist hinreichend bekannt.

Kurzer Begriff einer holsteinischen Chronik von 1448. bis 1663. durch A. O. Schleswig, 1663. 12.

Von Adam Olearius.

Sam. de Pufendorf de rebus suecicis libri XXVI. Ultrajecti, 1686. fol.

Der Gesellschafter. Blätter für Geist und Herz. Berlin, 1817. ff. 4.

Im Jahrgange 1819. ist ein Aufsatz über Otto Brüggemann, von Ludwig Achim von Arnim.

Freiherr Friedrich von Canitz.

Des Freiherrn von Canitz Gedichte, nebst dessen Leben, ausgefertigt durch Joh. Ulr. König. Berlin und Leipzig, 1750. 8.

Eine sorgfältige, trefflich ausgestattete Ausgabe.

Des Herrn von Besser Schriften. Von Joh. Ulr. König. Leipzig, 1732. 2. Thle. 8.

Sam. de Pufendorf de rebus gestis Friderici Wilhelmi Magni, Electoris brandenburgici, libri XIX. Berolini, 1695. fol.

Mémoires de Brandebourg, par Frédéric II.

Mémoires de Poellnitz.

Mémoires pour servir à l'histoire der réfugiés français etc. Par M. M. Erman et Reclam. Berlin, 1782. — 1799. 9. Voll. 8.

Ritratti della casa elettorale di Brandenburgo. Da Gregorio Leti. Amsterdam, 1687. 2. Voll. 4.

Theatrum europaeum. T. 12. 13.

Gaben der Milde. Von F. W. Gubitz. Berlin, 1817. 4. Bdchn. 8.

Darin: Fragmente zur Erinnerung an Doris Freifrau von Canitz. Von Franz Horn. Lobrednerisch, aber nicht genau.

Johann von Besser.

Des Herrn von Besser Schriften. Nebst dessen Leben und einem Vorberichte ausgefertiget von Joh. Ulr. König. Leipzig, 1732. 2. Thle. 8.

Bessers Leben ist hier vortrefflich erzählt, nur nach damaliger Weise weitschweifig und lobrednerisch, daher für unsre Lesewelt, ungeachtet aller Vorzüge, nicht mehr genießbar.

Des Freiherrn von Canitz Gedichte u. s. w. Von König.

Des Herrn von Königs Gedichte, aus seinen von ihm selbst verbesserten Manuscripten gesammelt und herausgegeben. Dresden, 1745. 8.

Von Königs entschiedenem Talente finden sich hier die reichsten Zeugnisse. Einiges auf Besser Bezügliche kommt vor.

Sam. de Pufendorf de rebus gestis Friderici Wilhelmi Magni.

Mémoires de Brandebourg, par Frédéric II.

Mémoires de Poellnitz.

Mémoires des réfugiés français.

Theatrum europaeum. T. 11.

Leben

des

Grafen von Zinzendorf.

Von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Berlin, 1830.
Gedruckt und verlegt
bei G. Reimer.

Biographiſche

Denkmale.

Von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Fünfter Theil.

Graf Ludwig von Zinzendorf.

Berlin, 1830.
Gedruckt und verlegt
bei G. Reimer.

KÖNIGL.
UNIVERS.
ZU HALLE

Dem

theuern Lehrer und Freunde

Henrich Steffens

im frohen Andenken der ſchönen halliſchen Zeiten
mit inniger Verehrung und treuer Zuneigung
gewidmet!

Vorwort.

Weder einen Beitrag zur Kirchengeſchichte, noch ein Erbauungsbuch für beſtimmte Glaubensfreunde kann dieſe Lebensbeſchreibung liefern wollen, ſondern nur die freie Darſtellung einer merkwürdigen und bedeutenden Perſönlichkeit, wie ſolche in der Welt ſich Bahn gemacht und ein hohes Ziel erſtrebt hat. Von jenem Zwecke war ich ſchon dadurch fern, daß die dahingehörigen Studien im Ganzen mir doch allzu fremd geblieben; dieſen konnte ich ſchon um deßwillen nicht haben, weil derſelbe wo nicht die nämliche, doch wenigſtens eine zuſtimmende Konfeſſion des Autors zu der ſeines Helden erfordert hätte. Ich glaube jedoch durch den

besonderen Standpunkt, welcher mir bei Betrachtung des Grafen Zinzendorf gegeben war, diesen selbst nicht eben nachtheilig aufgefaßt zu haben. Ich war unbefangen bemüht, ihm seine Voraussetzungen zu lassen, und bin ihm auf seinen Wegen, wie mich dünkt, mit Billigkeit, ja mit Liebe gefolgt, die allerdings schon durch die Wahl eines solchen Gegenstandes bezeugt werden kann. Wenn ich auch stärker, als dies einem seiner glaubensverwandten Biographen belieben könnte, die Fehler und Schwächen des Mannes hervorgehoben habe, so dürfte er doch darum nicht weniger auch in meiner Schilderung selbst für seine Anhänger ein höchst werthes Bild geblieben sein.

Ueber Zinzendorf ist viel geschrieben worden, jeder Umstand seines Lebens genau verzeichnet und erörtert, von Freunden und Feinden; besonders läßt das Werk von Spangenberg hinsichtlich der genauen Ausführlichkeit wenig zu wünschen übrig. Der größte Schatz aber für Zinzendorfs Lebensbeschreibung sind die eignen Schriften des Grafen, da er fast in allen, und, bei jedem Anlasse, von sich selbst, von seinen Verhältnissen und Meinungen, ausführlich spricht. Häufig, wo es scheinen

könnte, als sei ich nur der Arbeit Spangenbergs gefolgt, ist die Uebereinstimmung mit diesem wackeren Vorgänger, dessen Leitung man sich sonst wohl überlassen dürfte, doch zumeist daher entstanden, daß ich aus jenen Hauptquellen, eben so wie er, geschöpft habe. Darf nun in Betreff der Thatsachen hier nicht leicht etwas Neues von Erheblichkeit mit Grund erwartet werden, so ist es nur um so günstiger, daß gleichwohl die schätzenswerthesten Mittheilungen auch dieser Art hier sich dargeboten haben, welche früher nicht bekannt gewesen. Andres Neue, welches aus der Auffassung und Zusammenstellung sich ergiebt, bedarf keiner besonderen Angabe.

Tadelnswerth möchte an diesem Buche zunächst der Umfang desselben dünken. Ich bekenne, daß ich diesem Uebelstande nicht abzuhelfen gewußt, ohne dem Manne, dessen Bild ich geben wollte, in diesem erhebliches Unrecht zuzufügen. Das Eigenthümliche liegt hier grade in der großen Fülle der mannigfachen, sich durchkreuzenden, abbrechenden, wiederkehrenden Einzelheiten; die Absichten und Wirkungen Zinzendorfs entfalten sich nicht schlagweise, sondern allmählig, in, mit und aus

einer unermüdlichen Lebensthätigkeit, die auf alle ſeine Tage und Beziehungen in unaufhörlich erneutem Fortrücken vertheilt iſt, und ſich nicht in wenige große Haupthandlungen zuſammenfaſſen läßt, ſondern wiederholte, einzelne Aufzählungen verlangt. Wer jedoch einen Mann wie Zinzendorf kennen lernen, und nicht zum leeren Zeitvertreib einen wieder zerrinnenden Anblick, ſondern zu ernſter Betrachtung eine dauernde Geſtalt gewinnen will, dem darf auch wohl zugemuthet werden, ihn in dem Element aufzuſuchen, welches ſich als das ihm eigne darbiebt.

Berlin, im November 1829.

K. A. Varnhagen von Enſe.

Graf Ludwig von Zinzendorf.

Graf Ludwig von Zinzendorf.

Im Rücken der Staatsgeschichte, zwischen den Stürmen des Krieges und andern öffentlichen Ereignissen hindurch, strömen stillere Quellen des Lebens, eines oft tieferen und kräftigeren, als die offenbare Welt dem Blicke zeigt, und welches weiterhin dennoch wohl in Staat, Kirche und Litteratur mächtig ergreifend ausbricht. Besonders haben eigenthümliche Gestaltungen der Frömmigkeit und der Sitteneinrichtung in den wenig beachteten Kreisen der Gesellschaft, unter Handwerkern und Landleuten, ja unter ganz verachteten Ausgestoßenen, von jeher eigne Stätten und Bahnen gehabt. Findet sich auf diesem Boden zu solch starken Gemüthstrieben höhere Bildung, durchdringendes Talent oder vornehmer Stand, so kommt leicht Außerordentliches an den Tag, das der Welt zum Erstaunen wird. In dem religiösen Leben des achtzehn-

ten Jahrhunderts haben sich auf solche Weise in Deutschland drei merkwürdige Persönlichkeiten hervorgethan, welche der protestantischen Kirche angehörten, und theils den Formen derselben neues Eigenthümliche gaben, theils doch in ihnen besondere Geisteswirkung ausübten. Der Graf von Zinzendorf, Lavater und Jung-Stilling, von welchen wir reden, bilden in dieser Hinsicht eine bedeutende Folgereihe vom Anfange des genannten Jahrhunderts bis über dessen Schluß hinaus; reiche Talente stehen allen dreien für die Welt zu Gebot, aber Sinn und Kraft der Frömmigkeit stellen sich in die Mitte dieser Gaben, und wie sich alles dahin bezieht, so empfängt auch von daher die ganze Lebensgestalt ihre Bedingungen. Wie hier das Weltliche dem Geistlichen sich heiter gesellt und würdig fügt, aber nicht unterdrückt wird, wie beide einander schön und gedeihlich begleiten, das Heil der Einfalt mit den Vortheilen der Weltbildung ungeirrt zusammengeht, das gewährt eine so inhaltreiche als anmüthige Betrachtung. Waren in Lavater und in Jung-Stilling die Gaben der Mittheilung, die Thätigkeiten des Lehrens und Darstellens vorherrschend, durch welche sie viele Tausende zur geistigen Gemeinde um sich sammelten, die äußerlich unverbunden dem Zufall überlassen blieb, so giebt Zin-

zendorf, wiewohl auch er als Schriftſteller und Lehrer unermüdlich und fruchtreich war, dagegen vorzugsweiſe die mächtigere Thätigkeit zu ſchauen, welche auf die dauernde Verbindung der Menſchen gerichtet iſt, er bildet eine neue kirchliche Form, die nach ihm glücklich fortbeſteht und noch immer ſegenreich fortſchreitet; er iſt ein religiöſer Staatsmann, als welchen ihn die nachfolgende Schilderung dem Leſer näher vor Augen zu ſtellen verſuchen wird.

Nikolaus Ludwig Graf und Herr von Zinzendorf und Pottendorf wurde geboren zu Dresden den 26. Mai des Jahres 1700. Das Haus Zinzendorf, im Jahre 1662. durch Kaiſer Leopold I. in den Reichsgrafenſtand erhoben, war in Oeſterreich von Alters her im Beſitze großer Güter und Ehrenſtellen; mehrere Glieder deſſelben aber waren ſchon früh der Reformation beigetreten, endlich der Großvater unſers Grafen um des Lutheriſchen Glaubens willen aus Oeſterreich nach Franken gezogen, wo er auf Oberbirg, einem Schloſſe bei Nürnberg, ſeinen Wohnort nahm; zwei ſeiner Söhne gingen nach Sachſen, und erwarben daſelbſt hohe Dienſtwürden und anſehnliches Beſitzthum; der ältere wurde kurſächſiſcher Feldzeugmeiſter und Oberkommandant aller Feſtungen, der jüngere, Georg Lud-

wiz, kurſächſiſcher Konferenzminiſter. Dieſer letztere, der aus erſter Ehe ſchon einen Sohn und eine Tochter hatte, vermählte ſich zur zweiten Ehe mit Charlotte Juſtine Freiin von Gersdorf, die ihm ſogleich im erſten Jahre der Verbindung den Sohn gebar, deſſen Lebenslauf hier erzählt werden ſoll. Der Vater ſtand in großem Anſehn, und wurde wegen ſeiner Geſchäftsführung wie wegen ſeiner Frömmigkeit ſehr geehrt. Die Mutter hatte den Ruf einer frommen und edlen Frau, ſie wußte die griechiſche und lateiniſche und die vorzüglichſten neueren Sprachen, und war in theologiſchen Sachen wohlerfahren, eben ſo geübt in deutſcher Dichtkunſt. Innigſt befreundet war beiden Ehegatten der fromme Gottesgelehrte Spener, der in der Lutheriſchen Kirche des ſiebenzehnten Jahrhunderts neues Leben erweckt und auch in Dresden durch ſeine Erbauungen fruchtreich gewirkt hatte, bis er zuletzt, wegen mannigfacher Anfeindung, die ſeine Freimüthigkeit erfahren müſſen, einen ehrenvollen Ruf nach Berlin angenommen, wo er darauf in ungeſtörtem Frieden und Anſehn ein thätiges Alter geführt. Dieſer treffliche Mann, damals ſchon aus Dresden entfernt, aber mit dem gräflichen Hauſe in ſteter Verbindung, war nebſt den Kurfürſtinnen von Sachſen und von der Pfalz eingeladen wor-

den, Taufzeuge bei dem neugeborenen Kinde zu ſein, und ſchon dieſe erſte Beziehung durfte dieſem als eine bedeutungsvolle gelten. Bald wurde daſſelbe einer neuen theilhaft, welche ſich in gleichem Sinne zeigte. Der Vater erkrankte, und als er im Sterben lag, brachte man ihm ſein kaum ſechswochenaltes, ſchlafendes Kind, damit er es noch ſegnen ſollte; er ſagte zu ihm: „Mein lieber Sohn, ich ſoll dich ſegnen, und du biſt jetzt ſchon ſeliger als ich, ob ich gleich bereits halb vor dem Thron Jeſu ſtehe," und gab ihm dann mit nachdrücklichen Worten ſeinen Segen, zu wandeln nicht etwa nur wie ein frommer Graf, ſondern wie ein völliger Jünger Chriſti; ein Segen, auf welchen ſchon Spener in früherem Glückwunſche zu der zweiten Verheirathung ſeines Freundes gezielt hatte, und der, im Andenken der Hinterbliebenen ſtets wirkſam erhalten, auch dem heranwachſenden Kinde ſelbſt durch Erzählung und Bekräftigung mehr und mehr angeeignet wurde.

Der Wittwe und ihrem Sohne, dem jüngeren des Vaters, blieb nur der mindere Theil des hinterlaſſenen Vermögens, das auch im Ganzen nicht ſehr beträchtlich war. Die Mutter zog mit ihrem Kinde von Dresden nach der Oberlauſitz, wo ihr Vater, Nikolaus Freiherr von Gersdorf, anſehnliche

Güter, unter andern die nachher berühmt gewordenen Ortschaften Großhennersdorf und Bertholdsdorf besaß, und zugleich das Amt eines kursächsischen Landvogts verwaltete. Auch er starb nach anderthalb Jahren, und der junge Zinzendorf, dem wohl seines Vaters Bruder zum Vormund namentlich bestellt war, aber in einem so zarten Alter noch wenig leisten konnte, fiel nun ganz der Obhut der Frauen anheim. Zwei Jahre später schritt jedoch seine Mutter, günstigen Lebensansprüchen folgend, zur zweiten Ehe, und heirathete den preußischen General, nachherigen Feldmarschall von Natzmer, mit dem sie nach Berlin zog; ihren noch nicht fünfjährigen Sohn aber durfte sie der Fürsorge ihrer Mutter, der verwittweten Freifrau von Gersdorf, mit voller Ueberzeugung, das Beste für ihn gewählt zu haben, getrost überlassen. Diese hochsinnige Frau, welche auch bisher schon ihrem Enkel die zärtlichste Sorgfalt gewidmet hatte, wurde seine zweite Mutter; sie war ein Muster der Frömmigkeit und Tugend, dabei gebildeten Geistes, nicht ohne dichterisches Talent, im Handeln klar und sicher; durch sie vorzüglich empfing die Richtung, welche dem Knaben gewissermaßen schon gegeben war, den Gehalt und die Stärke, wodurch dieselbe zur entschiedenen Bahn seines Lebens wurde. In gleichem Sinne

wirkte seine liebevolle Tante Henriette, die Schwester seiner Mutter, auf ihn ein. Und hier finde die Betrachtung ihre Stelle, wie viele in Thaten und Werken dargelegte Trefflichkeit nicht ohne den beseelenden Antheil mütterlicher Frauen hat werden wollen! Erwähnt sei nur, daß auch der edle Saint-Martin, der geistigste und sanfteste der Menschen, das Glück seiner Lebensrichtung einer liebevollen Stiefmutter zu danken hatte. — Nach Großhennersdorf kamen öfters zum Besuch von Berlin der treue Spener, von Halle die frommen Männer Francke, Anton und Freiherr von Canstein, welche über den jungen Zinzendorf ihre eifrigsten Segnungen aussprachen, und Spener über den erst vierjährigen einst mit aufgelegten Händen mit solcher Inbrunst, daß davon für alle Anwesenden ein tiefer, andauernder Eindruck entstand, der für das Kind selbst bei zunehmenden Seelenkräften immer mehr die Ueberzeugung nährte, daß ihm eine besondere Weihe für den Dienst Gottes zu Theil geworden.

Der Knabe war von schwächlichem Körper, aber desto feurigeren Geistes. Sein Eigenwillen konnte heftig und trotzig hervorbrechen; lebhaft faßte er auf, Gedächtniß und Einbildungskraft besaß er in hohem Grade, auch im Reden bewies er frühe

Leichtigkeit; sein Feuer wurde jedoch gemildert durch den Trieb stillen Nachsinnens und besonnener Ueberlegung, der sich gleichfalls früh in ihm offenbarte. Das eigentliche Lernen ging indeß bei aller Anleitung nur langsam, während durch Beispiel und Uebung sein religiöser Sinn desto rascher entwickelt wurde. Durch Verwandte und seinen Lehrer Edeling vor allem auf das Gebet hingewiesen und in der Religion unterrichtet, wußte er schon im vierten Jahre die Hauptlehren des Christenthums, betete voll Andacht, und hegte mit der Vorstellung, daß Christus unser Bruder und für uns gestorben sei, die herzlichste Liebe zu dem Heiland; es dürfe ja mit dem Bruder, glaubte er schon damals, jederman brüderlich umgehn, und brauche sich nicht zu scheuen, ihm alles, wenn es auch noch so schlecht wäre, vorzutragen. So entspann sich in dem kindlichen Gemüthe mit dem Heiland ein trauslicher Verkehr, der für sein ganzes Leben eine süße und unentbehrliche Gewohnheit wurde. Er freute sich viele Wochen voraus auf die Feier der Geburt und dann des Leidens Christi, weil da schöne Liederchen gesungen wurden, und weil er hoffte, ganz etwas Besonderes über den Erlöser vortragen zu hören. Als er in einer Betstunde den Vers eines Liedes, der den Heiland unsern Bruder nennt, ver-

schlafen hatte, weinte er aus Betrübniß. Er selbst meldet über sein Erfülltsein mit diesen Gegenständen unter andern Folgendes: „In meiner Frau Großmutter Hause begegneten mir zwei Umstände, die meine ganze künftige Lebensart veranlasseten. Als in meinem sechsten Jahre Herr Edeling, mein dreijähriger Präceptor, in der gewöhnlichen Abendbetstunde von mir Abschied nahm, gebrauchte er sich zarter Ausdrücke von meinem Heilande und seinem Verdienste, und auf was Weise ich ihm angehörte; die waren mir so aufgeschlossen, lebhaft und eindringend, daß ich in ein langwieriges Weinen gerieth, und unter demselben fest beschloß, lediglich für den Mann zu leben, der sein Leben für mich gelassen hat. In diesen Gedanken wurde ich von meiner sehr geliebten Tante Henriette ganz liebreich und evangelisch unterhalten; der sagte ich mein ganzes Herze, und wir trugen es denn so gemeinschaftlich dem Heilande hin. Vor ihr hatte ich keinen Scheu, mein Böses und mein Gutes erfuhr sie. Hat etwas von meiner Erziehung in die nachfolgenden Handlungen mit eingeschlagen, so ist es bei der Einrichtung der Banden, oder kleinen Gesellschaften, geschehen, denn ich habe den Plan dieser Vertraulichkeit immer im Gemüth behalten, und bei aller Gelegenheit anzubringen gesucht. In mei-

nem achten Jahre lag ich eine Nacht lang ohne Schlaf, und kam durch ein altes Lied, welches meine Frau Großmutter vor ihrem Schlafengehn gesungen, in eine Meditation, aus derselben in ein tiefes Spekuliren, und dieses ging so weit, daß mir auf die letzt Hören und Sehen verging. Die raffinirtesten Ideen der Atheisten entsponnen sich von selbst in meinem Gemüthe, und ich ward dadurch so angegriffen und so tief hinein gebracht, daß alles, was ich seitdem gehöret und gelesen, mir sehr seichte und unzulänglich geschienen, und die geringste weitere Impression nicht gemacht. Weil aber mein Herz mit dem Heilande, und ich ihm mit einer empfindlichen Aufrichtigkeit zugethan war, und vielmals dachte, wenns möglich wäre, daß ein anderer Gott, als er, sein und werden könnte, so wollte ich lieber mit dem Heilande verdammt werden, als mit einem andern Gott selig sein; so hatten die seitdem immer wiederkommenden Spekulationen und Vernunftschlüsse keine andere Gewalt bei mir, als mich zu ängstigen und mir den Schlaf zu verderben, aber auf mein Herz nicht den geringsten Effekt. Was ich glaubte, das wollte ich, was ich dachte, das war mir odiös, und ich faßte damals gleich den firmen Schluß, den Verstand in menschlichen Dingen so weit zu brauchen, als er

langte, und mir ihn so weit aufklären und schärfen zu lassen, als es nur immer damit könnte getrieben werden, in geistlichen aber bei der im Herzen gefaßten Wahrheit so einfältig zu bleiben, daß ich sie zum Grund aller andern Wahrheiten legen, und was ich nicht aus ihr deduciren könnte, gleich wegwerfen wollte. Und das ist mir geblieben bis diesen Tag." Und an einem andern Orte: „Ich hörte von meinem Schöpfer erzählen, daß er ein Mensch geworden sei. Das afficirte mich sehr. Ich dachte bei mir selber: Wenn der liebe Herr auch von sonst niemand geachtet wird, so will ich mich doch an ihn anhängen, und mit ihm leben und sterben. So bin ich viele Jahre kinderhaft mit ihm umgegangen, habe stundenweise mit ihm geredt, wie ein Freund mit dem andern, und bin in der Meditation die Stube vielmal auf- und abgegangen. In dem Gespräch nun mit ihm war ich sehr selig und dankbar für das, was er für mich mit seiner Menschwerdung Gutes gedacht hatte. Aber ich verstund die Größe und Genugsamkeit des Verdienstes seiner Wunden und ach! des Martertodes meines Schöpfers nicht ganz. Es war auch das Elend und Unvermögen meines menschlichen Wesens mir nicht recht aufgedeckt, ich that das meinige auch

dabei, selig zu werden; bis auf einen gewissen ausserordentlichen Tag, da ich so lebhaft gerührt wurde von dem, was mein Schöpfer für mich gelitten hatte, daß ich zuerst tausend Thränen vergoß, und mich nach diesem noch genauer an ihn attachirte und zärtlich mit ihm verband. Ich kontinuirte mit ihm zu reden, wenn ich allein war, und glaubte von Herzen, daß er ganz nahe um mich wäre. Ich konnte viele Sprüche auswendig, da stunden dergleichen Wahrheiten drinnen. Ich dachte auch: Er ist Gott und kann mich verstehn, wenn ich mich auch nicht recht explicire, er hat ein Gefühl davon, was ich ihm sagen will. Oft dachte ich, wenn er mich nur einmal hörte, so würde es genug sein, daß ich auf meine ganze Lebenszeit selig wäre." Er schloß mit dem Heilande den Bund: „Sei du mein, lieber Heiland, ich will dein sein!" und diesen Bund erneuerte er sehr oft. Er schrieb auch dem Heilande kleine Briefe. Solche Spielerei des Kindes blieb auch in der Folgezeit für ihn von Einfluß. Kirche und Predigt, Liedersingen und Beten, wie ehrwürdig ihm auch ihre Bedeutung war, gaben zugleich den kindischen Trieben Nahrung. Doch war hinwieder auch der tiefste Ernst dabei wirksam. Seine innere Richtung bewährte sich auch in äußerem Benehmen; er schenkte das Geld, welches er

empfing, gleich und alles den Armen; er war voll Eifer dienstfertig gegen jeden, und für empfangene Dienste herzlich dankbar; er liebte heftig die Personen, die ihm wohlwollten oder mit ihm bemüht waren; er bekannte willig seine Fehler, und suchte sie abzulegen. In diesen Eigenschaften und Bemühungen hatte der Knabe früh schon eine gewisse Stärke erlangt, die auch nach außen Eindruck machte. Als im Jahre 1706. der König von Schweden Karl XII. mit seinem Heere nach Sachsen vorgedrungen war, kam ein Trupp schwedischer Soldaten, um Kriegsgelder einzufordern, nach Großhennersdorf; sie rückten in das Schloß und unaufgehalten bis in den Saal, wo der sechsjährige Knabe eben seine gewohnte Betstunde hielt, der unvermuthete Anblick und Vortrag des redebegabten Kindes wirkte aber so mächtig auf diese Krieger, daß sie, ihrer Absicht fast vergessend, an der Andachtsübung sogleich mit Innigkeit Theil nahmen.

In seinem eilften Jahre wurde Zinzendorf, der bereits gut lateinisch und französisch wußte, auch sonst in mancherlei Kenntnissen und Fertigkeiten einen guten Grund gelegt hatte, zur ferneren Ausbildung auf das Königliche Pädagogium nach Halle gebracht. Diese Erziehungsanstalt stand schon damals in großem Rufe sittlicher und geistiger Treff-

lichkeit; durch ſie war für junge Leute vornehmen Standes, wie durch die wunderbar gedeihende Waiſenhausſtiftung für die ärmere Jugend in gleichem Geiſte geſorgt; Francke, ihr Gründer, leitete ſie beide in derſelben frommen Richtung, die von ihm auch Stadt und Univerſität empfing, welche letztere, erſt im Jahre 1694. geſtiftet, in aller Kraft friſchen Emporkommens blühte. Der chriſtliche Eifer, der hier waltete, lieh der frommen Milde zwar oft eine düſtre Strenge, und die Bekenner waren unter dem Namen Pietiſten, welchen Speners collegia pietatis zuerſt veranlaßt, vielfach angefeindet und verſchrieen; allein die Getreuen hielten nur um ſo feſter an dem erwählten Wege. Zinzendorf, von Kindheit an mit dieſer Richtung vertraut, hatte darin hier zunächſt einiges Herbe zu erfahren. Seine Großmutter war ſelbſt mitgereiſt, um ihn der Obhut Francke's zu übergeben, und, mochte nun das Weltliche bei dem Jünglinge grade in dieſer Zeit ſtark hervortreten, oder andre Rückſicht da, zu rathen, genug, er wurde Francke'n als ein junger Herr geſchildert, deſſen Hochmuth zu beugen und deſſen Gaben ſtreng einzuhalten ſeien. Ihm wurde daher viele Demüthigung zu Theil, er wurde zurückgeſetzt in den Klaſſen, hart und beſchämend beſtraft, ſein Stand und ſeine bisherige Erziehung

nicht

nicht beachtet. Seine Mitschüler verspotteten ihn, haßten ihn sogar. Dabei hatte er nichtsdestoweniger mancherlei Verführungen von ihnen auszustehn. „Da ich auf Befehl meiner lieben Tante, — so erzählt er selbst, — auswärts kein Weibsvolk anzusehen begehrte, ob ich gleich zu Hause unter lauter Weibsleuten gewesen war, so suchten hingegen die Scholaren mir ihre täglich mehr überhandnehmende Schulsünden mit aller List, Kunst und Plausibilität, die der Satan in ein menschlich Herz bringen kann, zu kommuniciren. Ich hatte auch eine Anfassung an solche Dinge, und da ich ohnedem zum Fürwitz geneigt war, hätte ich eben alles wissen mögen, was gut oder schädlich gewesen; weil ich aber unter einer Gnadenzucht stand, die sie nicht kannten, so wurde ich nicht allein allemal von ihren bösen Thaten zurückgehalten, sondern es gelang mir mehr als einmal, diejenigen, die mich verführen sollten, statt dessen ins Gebet mit mir zu bringen, und für meinen Heiland zu gewinnen.“ Ja er fing im Stillen recht eifrig zu bekehren an, und gestaltete die Sache gleich gesellig, indem er, auf Böden und andern abgelegnen Orten mit mehreren jungen Leuten, unter welchen sich nach Umständen auch grobe Sünder befanden, die sehr mild ertragen wurden, Zusammenkünfte hielt, zum Beten, zu wechselseiti-

ger Prüfung, zur Anmahnung. Er war hiebei von besonderer Thätigkeit, die Gesellschaft ungeachtet der Verschiedenheit der Glaubensbekenntnisse zu einigen, zu beleben, unter allem Wechsel der Theilnehmer fortzusetzen, gegen Neid und Verfolgung zu stärken. Dem Heilande und der Beförderung seines Reiches widmete sich ein noch engerer Bund unter dem Namen des Ordens vom Senfkorn, dessen Mitglieder gewisse Ordensregeln beobachteten, und als Zeichen einen goldenen Ring trugen, in welchem die Worte: „Unser keiner lebt ihm selber“ eingegraben waren. Dieser Orden, um welchen auch Zinzendorfs Großmutter wußte, blieb ganz in der Stille, dauerte aber, nachdem die Mitglieder längst nach Holland, Frankreich, Ungarn und sonstiger Heimath zurückgekehrt waren, durch eifrigen Briefwechsel und nicht ohne Segen fort. Ganz besonders aber verband sich Zinzendorf noch mit dem Freiherrn Friedrich von Watteville, einem Jüngling aus der Schweiz von angesehener Familie, der gleichfalls auf dem Pädagogium studirte. Die Missionsthätigkeit, welche sich mit dem hallischen Waisenhause unter Francke's Leitung erhob, wandte die Jünglinge zu dem Vorsatz, ihrerseits auch für die Bekehrung der Heiden zu wirken, und zwar nur solcher, an die sich sonst niemand machen würde; ein Vorsatz, der in

der Folge weite Ausführung erhielt. So groß war aber schon damals Zinzendorfs Gabe, Verschiedenartiges zu verbinden, daß sein geistliches Treiben mit einem starken weltlichen ganz wohl zusammenging; er war hochmüthig, gesteht er, zwar nicht in der Sache Christi, aber doch in Bezug auf Standessachen und Lebensverhältnisse, auf natürliche Gaben und Geschicklichkeiten; weßhalb ihn Francke auch wohl ein naseweises Gräfchen nannte; er liebte zu glänzen und voranzustehn, er putzte sich gern, zeigte viele Lustigkeit, und war dem Witz und Scherz nicht abgeneigt; der damals lebhaft geführte Streit über die Adiaphora oder Mitteldinge, die zwar an sich weder gut noch böse, doch das eine oder das andre in der Anwendung werden können, z. B. Tanz und Kartenspiel, welche durch Francke ganz verworfen wurden, ließ ihn lange Zeit unangefochten, er tanzte zwar nicht, aber eine Spielparthie machte er gern, und sagte davon, man könne schlechteres thun, wiewohl auch besseres, wie er nicht läugnete. Sein Eifer zu dem Heilande behielt indeß gegen jede weltliche Richtung die Oberhand; die Lust zum Leiden, der Glaube zum Durchkommen, und die Zufriedenheit mit den geringsten Umständen, prägten sich ihm tief ins Herz. Sein erster Genuß des heiligen Abendmahls ließ ihn ganz ungewöhnliche Regungen

an seiner Seele erfahren, und er verband sich seinem Heilande zu ewiger Treue und Nachfolge. Francke und andre seiner Lehrer, denen er die größte Liebe und Zärtlichkeit bewies, befreundeten sich ihm in dieser Gesinnung mehr und mehr, und ersterer sagte einmal von ihm, er würde noch ein großes Licht der Kirche werden. Ein besonderes Vorbild war ihm hier öfters der Freiherr von Canstein, Francke's Freund, der als ein Mann vornehmen Standes und großen Vermögens ganz dem Dienste der Religion und der Förderung ihrer Anstalten lebte. Er war mit Zinzendorf weitläuftig verwandt, und machte durch seine ganze Erscheinung auf den Jüngling solchen Eindruck, daß dieser sogar gewisse Aeußerlichkeiten, die jener in seinem Benehmen zeigte, von ihm annahm. In seinen Studien schritt er ziemlich fort, er las die griechischen Schriftsteller, der lateinischen Sprache war er zum Reden und Schreiben mächtig, in der hebräischen legte er einigen Grund, in öffentlichen Redeübungen zeichnete er sich aus, wiewohl er auch einmal bei sehr feierlicher Gelegenheit, weil er die Sache aus Uebermuth zu leicht genommen, zu tiefer Beschämung seines Dünkels stecken blieb; in der deutschen Dichtkunst hatte er so große Fertigkeit, daß ihm die Verse so leicht wie natürlicher Redelauf zuflossen. Unter

ſolchem inneren Wachsthum verlebte er ſechs Jahre in Halle; nur ſein Körper blieb ſchwächlich, und die Bedrückung, die ihm anfangs widerfuhr, war auch ſeiner Geſundheit nicht zum Vortheil. Er hatte ſchon früher, um ſich zu ſtärken, von Halle einen längeren Beſuch in Großhennersdorf gemacht; im April 1716. kehrte er von dem Pädagogium, nachdem er noch eine lateiniſche Abſchiedsrede de philonikia eruditorum, oder von der Rechthaberei der Gelehrten, abgehalten, ganz dahin zurück.

Hier blieb er eilf Wochen, theils durch den Unterricht ſeines Hofmeiſters Criſenius, theils mit eignem Leſen, beſonders der Werke Luthers, neben dem freundlichen äußern und gewohnten inneren Lebensverkehr genug beſchäftigt. Durch den ländlichen Aufenthalt neugekräftigt ging er alsdann zur Univerſität ab, beſuchte aber vorher ſeinen Oheim und Vormund in Gavernitz. Dieſer war mit des Jünglings pietiſtiſchem Weſen nicht zufrieden, wollte denſelben daher nicht nach Halle, wie er gewünſcht hätte, zurückgehen laſſen, ſondern beſtimmte ihm Wittenberg zum Studienort, auch aus dem Grunde, weil dieſes eine ſächſiſche Univerſität war, vorzüglich aber, weil daſelbſt ein ganz andrer Geiſt, als in Halle, herrſchte. Die beiden Univerſitäten lagen ſogar in offnem Streite, die alte Rechtgläubigkeit der

Lutherischen Lehre hatte in Wittenberg ihren Sitz, und bekämpfte den hallischen Pietismus als eine gefährliche Neuerung, während dieser die kalte, starre Orthodoxie für unfruchtbar erklärte. Durch eine ausführliche schriftliche Instruktion bestimmte der Vormund genau die Lebensart und den Studiengang, welche auf der Universität befolgt werden sollten. Zinzendorf, obwohl in seinen Neigungen einigermaßen gehemmt, beschloß die genaueste Befolgung dieser Vorschriften. Weil er aber wußte, daß man ihn von seinem Wege der Gottseligkeit, den man Pietisterei nannte, abzubringen wünschte, so war er nur desto sorgsamer, den Schatz, welchen er im Innern hegte, zu bewahren. Angewiesen zum Studium der Rechtswissenschaft lag er dieser fleißig ob, und trieb mit Eifer auch andre weltliche Kenntnisse, Sprachen, und selbst körperliche Uebungen, welche seinem Stande geziemend dünkten; bei den letzteren nahm er nach seiner Art den Heiland zu Hülfe, und äußerte sich darüber folgendermaßen: „Man sucht, denke ich, eigentlich ein Ridicule darin: ich finde es aber nicht. Ein pietistischer junger Herr, der einen geraden Verstand hat, weiß, daß, wenn ihm seine Vormünder und Hofmeister einen Fechtmeister, Tanzmeister und Bereiter zuordnen, keine genugsame Entschuldigung zu finden ist, diese Gym-

naſie zu dekliniren. Er bequemet ſich alſo zum Fechtboden, zum Tanzboden, zur Reitſchule, ohne viel Wortwechſel: nimmt aber mit ſeinem Herzensfreunde, dem allgegenwärtigen Heilande Jeſu Chriſto, die Abrede, er ſolle ihm ja fein viel Geſchicklichkeit dazu geben, damit er von allen ſolchen Allotriis bald mit Ehren losgeſprochen und in die Freiheit geſetzt werde, die etlichen Stunden des Tages auf etwas Solideres und ſeinem Gemüthe und künftigen Umſtänden Konvenablers zu wenden. Mein einziger und wahrer Konſident hat mich auch hierin keine Fehlbitte thun laſſen.“ Die Hauptſache blieb ihm aber, einen Lebensgang einzuhalten, bei dem er ſeine Seele retten möchte, und ſo zog die Religion alle ſeine Gedanken an. Daher wurde auch die Theologie ſein Lieblingsſtudium, dem er jede Muße widmete. Er beſuchte den Gottesdienſt mit Andacht, hielt aber auch eigne Betſtunden, las die Bibel, ſang geiſtliche Lieder, und legte ſich beſondre Uebungen auf, durchwachte ganze Nächte in frommen Betrachtungen, hielt Faſttage, und wurde in den ſogenannten Mitteldingen ſtrenger, als je vorher oder auch ſpäterhin. So wurde ſein Wandel geſetzlicher, aber ſein Herz weniger frei und heiter; die theologiſchen Streitigkeiten, in deren Mitte er ſich geſtellt fand, gaben ſeinem Geiſte unerfreuliche Spannung,

seinem Gefühle manches herbe Leid. Viele unnöthige, schwere, langwierige und oft wiederholte Kämpfe, wie er selbst sie bezeichnet, und mit denen er sich in die zwölf Jahre aufgehalten, mußte er in seinem Innern erfahren. Dabei war seine Art der Frömmigkeit dem vielfachsten Tadel ausgesetzt, und dies um so mehr, als er seiner hallischen Sinnesweise durchaus treu blieb, und sie bei jeder Gelegenheit unverhohlen aussprach. Er vertheidigte Francke'n und das ganze Wirken, welches mit dem hallischen Waisenhause zusammenhing, gegen vielfache Angriffe; er hielt dem seligen Spener, als dessen Sohn nach Wittenberg kam, öffentlich eine ausführliche Lobrede. Die Theologen in Wittenberg, unter welchen Doctor Wernsdorf einer der vornehmsten war, ließen ihm diese Ausbrüche seines gutgemeinten Eifers mit Nachsicht hingehen, und er selber schämte sich bald seines gehabten Vorurtheils, daß diese Theologen störrige Zänker wären, wurde mit ihnen näher bekannt und faßte Vertrauen zu ihnen. Aber indem es scheinen konnte, als ob er gewonnen würde, fand eher das Gegentheil Statt. Er durfte in vertraulichen Gesprächen ihnen ihre Versündigung gegen Halle zu rechter Zeit und zur Unzeit vorhalten, und ihnen Wahrheiten sagen, die einem jungen Studenten kaum geziemten, ohne daß

jene in ihrer beſcheidenen Geduld ermüdeten. Auch an öffentlichen Aeußerungen ließ er es nicht fehlen. Zwar ſein Oheim, der ſich, wie Zinzendorf erzählt, es zur Regel gemacht hatte, ihm ſo viel möglich eine andre Natur zu ſchaffen, oder wenigſtens den Kopf auf eine andre Stelle zu ſetzen, als wo er ihn gefunden, war bedacht geweſen, damit der pietiſtiſche Sinn weniger Raum, und die entgegengeſetzte Richtung deſto größeren behielte, ihm in ſeiner Inſtruktion zu gebieten, nie ein Thema zu vertheidigen; allein ihm blieben dabei noch zwei Auswege; „Denn erſtlich war mir, — ſagt er, — das Opponiren nicht verboten, zum andern war meinem Onkel, aus allzugroßer Hoffnung, daß ich in Wittenberg meinen Pietismus gewiß aufgeben würde, nicht eingefallen, daß hingegen ich die gute Intention haben könnte, die theologiſche Fakultät zu Wittenberg zu Pietiſten zu machen.“ Dieſes gelang zwar ſo völlig nicht, aber es geſchahen durch ſein eifriges Bemühen wechſelſeitige Annäherungen, die ihren guten Nutzen hatten; der achtzehnjährige Jüngling wurde von beiden Partheien als ein willkommener Vermittler angeſehn, und ſchon wollte er mit Wernsdorf zu Francke nach Halle reiſen, um das Friedenswerk zu vollenden, als er auf ausdrücklichen Befehl ſeiner Mutter, der man das Unternehmen

unrichtig vorgestellt hatte, und die selbst durch eine Zuschrift Francke's hierin nicht umzustimmen war, von der sehr gewünschten Reise abstehen mußte. Ein orthodoxer Professor wurde inzwischen auch so für die andre Seite gewonnen. Zinzendorf selbst aber entschied sich im näheren Umgange Wernsdorfs innerlich für den geistlichen Stand, wobei er damals und lange nachher seine Gedanken nicht höher richtete, als etwa einen simplen Katecheten oder höchstens einen glücklichen Dorfpfarrer abzugeben, ohne doch selbst hiezu die mögliche Ausführung irgend nahe zu sehn. Doch behielt er diesen Beruf fest im Sinn, und suchte früh jeden Gedanken abzulehnen, daß er für weltliche Geschäfte taugen könnte. Er dachte hiebei: „Will mich Gott in seinem Reiche zu etwas brauchen, so biete ich der ganzen Welt Trotz, daß ichs, ohne ihren Dank, werden müsse. Will ers aber nicht thun, so bin ich bei ihm noch unvergessen, und er sieht etwa vorher, daß ich, in der boshaften Zeit, nichts mehr, als mich selbst zu erhalten, und meine eigne Seligkeit zu besorgen, nütze sei." Inzwischen war in Wittenberg am 31. Oktober 1717. das zweihundertjährige Reformationsjubiläum festlich begangen worden, und Zinzendorf hatte auch diesen Gegenstand mit dem Sinne betrachtet, der vor allem ein inneres

Christenthum verlangt. Später gab der Besuch einiger hallischen Freunde Anlaß, den alten Bund von Halle in Wittenberg durch ein neues Mitglied zu vermehren, unter vielem Gebet und Flehen, worin Zinzendorf eine ganze Nacht ausharrte. Sein Briefwechsel mit den Genossen, theils in französischer, theils in lateinischer Sprache, war lebhaft, auch sonstige Aufsätze und Abhandlungen und viele Gedichte schrieb er, wie auch eine Dissertation de philautia affectuum omnium fonte primario; in Beredsamkeit und Dichtkunst besaß er die größte Fertigkeit; an Kenntnissen, sowohl in der Rechtswissenschaft und Geschichte, als in der Theologie und in der Sprachkunde, hatte er sehr gewonnen, sein Umgang war munter zugleich und erbaulich, sein Betragen durch vornehme Sitte und freundliche Güte ausgezeichnet, sein ganzes Wesen hatte etwas sonderbar Auffallendes und Wirksames, worin sich eine eigenthümlich begabte und berufene Persönlichkeit kund gab. So ausgebildet verließ er nach vollendeten Studien im Frühjahr 1719. die Universität Wittenberg, und begab sich auf Reisen.

Sein Oheim und Vormund war inzwischen gestorben, und seine Mutter und Großmutter gaben wieder seinem weltlichen Wege die Hauptrichtung, von der bisherigen nicht wesentlich verschieden, denn

wie sehr auch beide mit seiner Frömmigkeit einstimmig waren, so konnten sie doch kaum andre Plane für ihren Liebling denken, als daß er, wie ein Kavalier seines Namens und Ranges, sich in der Welt umthun, in ihr seine angeborenen Vortheile wahrnehmen, und dann in der Bahn der Ehre und des Ansehns allerdings gottselig leben möchte. Ihm selbst aber däuchte die Sache schon damals anders: „Ich will ja der Welt und ihrem Wesen absterben, — meinte er, — was soll ich mir erst so viel mit ihr zu thun machen?" Doch fügte er sich ohne Widerstreben vorläufig in den Willen der Andern. Die Reise ging zuerst nach Holland, wohin sein älterer Bruder und ein Hofmeister, namens Riederer, der mit jenem schon auf Reisen gewesen war, ihn begleiteten. Seine Stimmung war vorherrschend religiös, und nahm auch überall solche Nahrung ein. Frankfurt am Main wurde ihm lieb durch das Andenken Speners, der dort gelebt und gewirkt hatte. In Düsseldorf machte ihm unter allen Gemählden der dortigen Bildergallerie den größten Eindruck ein leidender Christus, dessen treffliche Darstellung noch durch die Worte erhöht wurde: „Das alles habe ich für dich gethan, was thust du für mich?" Er fühlte beschämt, wie wenig er selbst auf solche Frage würde antworten können, und gelobte sich dem Hei-

lande nur deſto feſter. Gegen Ende des Mai 1719. kam er in Utrecht an, reiſte weiter nach Rotterdam, Haag, Leiden und Amſterdam, und ging dann nach Utrecht zurück, wo er mit ſeinem Hofmeiſter ſich zur Univerſität hielt, ſein Bruder dagegen die Rückreiſe nach Sachſen antrat. Er beſchäftigte ſich fleißig mit der Rechtswiſſenſchaft, mit der Geſchichte, mit der Arzneikunde, die er ſehr liebte, mit der engliſchen Sprache, aber am meiſten mit den Gegenſtänden der Religion, in Vergleich deren ihm die andern nur als Kleinigkeiten galten. Manche Unterſuchung drängte ſich ihm auf, doch ohne ihn zu irren. Er ſagt hievon: „In meinem neunzehnten Jahr gings nach Holland, unter die mancherlei und fremden Lehren, die den Verſtand ruttelten, aber das Herz nicht anrührten. Die ganze Reiſe hindurch wurde das Gemüth auf eine empfindliche Weiſe von allem Irdiſchen abgezogen. Das beſtändige Sehnen meines Gemüths war allenthalben zu Jeſu und um ſeinen Segen auch an Andern.“ Er las die Bibel mit neuem Eifer, auch andre Schriften der Erbauung und des Unterrichts, und gab ſich vielfacher Andacht hin. Ein tägliches Gebet, welches er ſich vorgeſchrieben hatte, ging in eine lange Reihe von Fürbitten über, für den römiſchen Kaiſer, für alle chriſtlichen Könige auf Erden, für die

Obrigkeit, unter deren Schutz er grade sich befand, für seine nächsten Angehörigen, für seine Lehrer, Freunde, Feinde, für alle Kranken und Sterbenden, für seine katholischen Verwandten, für alle der Theologie beflissenen Edelleute, für die Universitäten Halle, Wittenberg und Leipzig, für die Sache der Jansenisten in Frankreich, für die Judenbekehrung, und andres der Art, in mehr als hundert Rubriken, mit ausdrücklicher Nennung der Personen, die sich namhaft machen ließen. In so früher Gewohnheit schon gründeten sich die Litaneien, deren Gebrauch er später so vielfach ausgebreitet. Wie sich aber sein religiöses Bedürfniß gleich von Anfang als ein geselliges angekündigt hatte, so wurde auch hier dieser Karakter alsbald sichtbar. Sein weltliches Verhältniß diente ihm hiebei gut; nicht nur fanden sich einige Genossen von Halle und Wittenberg in Utrecht wieder, sondern ein so wohlempfohlener junger Herr machte auch in der vornehmen und gebildeten Welt gar leicht die schönsten Bekanntschaften, deren nicht wenige seinem Sinne ganz entsprachen. Die Fürstin von Oranien sah ihn gern, und lud ihn zur Geburtstagfeier ihres Sohnes ein, die er durch ein Gedicht verherrlichte; angesehene Staatsmänner suchten sein Gespräch; mit dem großen Rechtsgelehrten Vitriarius und dem berühmten Theo-

logen Jakob Basnage, — von welchem er ſagte: „Jusques dans le parti contraire il reconnaît la vérité!" — trat er in nähere Verbindung; theils in Utrecht, theils im Haag und in Amſterdam genoß er des vertraulichen Umgangs mit einem Prinzen von Naſſau-Siegen, einem Grafen von Fugger, einem Grafen zur Lippe, mit den Freiherrn von Schell, von Putbus und von Regendank, ferner mit einem Grafen von Tecklenburg, einem Grafen von Saint-Paul, mit dem franzöſiſchen Generallieutenant Fürſten von La Tremouille und deſſen Schweſter der Gräfin von Oldenburg, mit den beiden Grafen von Danneſkiold, einem Grafen von Reuß, dem Herrn von Grone, und vielen Andern. Unter dieſen waren Katholiſche, Reformirte und Lutheraner, und es gab daher leicht Anlaß, über Religionsſachen verſchiedene Meinungen zu erörtern, welches für Zinzendorf nicht ohne Wirkung war. Er ſelbſt berichtet hierüber Folgendes: „Ich kam alſo nach Utrecht auf die Univerſität mit meiner wittenbergiſchen Theorie und halliſchen Praxis, welches eine beſondere Espece eines jungen reiſenden Menſchen formirte, wovon manche erbauliche Specialia zu kommuniciren wären. Hier kriegte ich mit den Reformatis zu thun, und mit ein und andrer Gattung von Philoſophen, gegen welche alle ich

anfänglich ziemlich wilde that, nach und nach aber doch so apprivoisirt wurde, daß ich die Leute aushörete; und ob ich auf der einen Seite wohl sahe, daß wir aus ganz verschiedenen Schulen her wären, dennoch auf der andern Seite inne wurde, daß ich verschiedene meiner Spekulationen entweder für mich behalten, oder mit bessern Argumenten versetzen müßte: weil ich, wenn es zu dergleichen Disput kam, mit manchem Kern- und Kardinalbeweis nicht Herz genug hatte hervorzuziehen, und mir oft ersten Blickes däuchte, mein Gegner hätte den Irrthum mit wahrscheinlicheren Ursachen befestigt, als ich für die Wahrheit sogleich aufzubringen hatte. Diese Perplexität brachte mich wohl nicht zum Fall, aber doch zum Weichen; und ich ergab mich darein, wenn meine Gedanken nicht widerhielten, meinem Gegner das letzte Wort zu lassen: worüber ich bei Einigen in den Kredit eines modesten jungen Menschen gekommen bin." Seine Duldung gegen Andersglaubende, und der Umfang dessen, was er mit seinem eignen Lehrgrunde in der Ausübung wohlvereinbar fand, konnte in diesen Verhältnissen nur gewinnen. Auch ließ er in seinem Eifer gegen die Mitteldinge merklich nach. Die eigentlichen Gesinnungsgenossen aber schlossen sich ihm näher an, und zwischen vieren derselben entstanden zuletzt zur

För-

Förderung des Seelenheils tägliche Erbauungsstunden, in welchen Zinzendorf jedesmal über einen Spruch aus dem neuen Testament eine Rede zu halten hatte, durch Gebet und Gesang eingeleitet und beendigt. Mit dem Grafen von Reuß stiftete er bei dessen früherer Abreise nach Frankreich den besondern Bund, daß sie dem Heiland allein leben und ihm von Herzen dienen wollten. In Utrecht empfing er noch die Nachricht von dem Ableben des Freiherrn von Canstein zu Berlin, des edlen frommen Mannes, von welchem gesagt worden, er habe den Karakter eines Kindes Gottes auch bei der Welt behauptet, ihr keine saure Miene gemacht, sich aber auch gar nicht nach ihrem Sinne gerichtet. Er vermachte sein Vermögen dem hallischen Waisenhause. Zinzendorf widmete diesem Todesfall ein Gedicht, welches keine Trauer, sondern vielmehr die freudigste Zuversicht zum Sterben ausspricht. Die Furchtlosigkeit vor dem Tode war ihm schon damals vollkommen eigen; ein wahrer Christ könne nur, meinte er, aus Unverstand das Abscheiden fürchten, und er selbst bekannte sich jeden Augenblick zu dem großen Schritte bereit; so nahm er auch schon damals zum Wahlspruch: aeternitati. An sich selbst arbeitete er unablässig; als er einige Tage in großen Schmerzen krank gelegen, und ihn die Unge-

duld übernommen, dichtete er deßhalb ein Lied, in welchem er ſich zur Strafe und Tröſtung die Schmerzen des Heilandes vorhielt. In der Mitte des Septembers reiſte er mit ſeinem Hofmeiſter über den Haag und Rotterdam nach Antwerpen, und von hier über Brüſſel und Cambray nach Paris, wo er am 27. ankam und in einem Hotel der Rue St. Honoré abſtieg.

Er fand hier den Grafen von Reuß und deſſen Hofmeiſter von Bonin, die ſchon abreiſen wollten, mit welchen er jedoch die gewohnten erbaulichen Zuſammenkünfte auch für die wenigen Tage noch anknüpfte; gleichen Umgang ſetzte er mit den Grafen von Danneskiold fort, und machte neue Bekanntſchaften mit vielen jungen Deutſchen, die damals in Paris lebten; auch lernte er den Freiherrn Nikolaus von Watteville kennen, den er ſchon wegen des Namens aufſuchte, gleich als ſeines Freundes Bruder erkannte, und bald liebgewann. Seine Lebensweiſe, bei ſolcher Jugend und in ſolchem Stande ganz durch Religion bedingt, mußte in der vornehmen Welt einiges Aufſehen machen; der Marſchall von Villars, der engliſche Botſchafter Lord Stairs, der Kardinal von Buſſy und mehrere Andere bezeigten ihm nähere Theilnahme, auch Madame, die verwittwete Mutter des Herzogs von Or-

leans, damaligen Regenten von Frankreich, und dieſer ſelbſt, waren ihm geneigt; jene, eine geborne Prinzeſſin von der Pfalz, welche mit Lebhaftigkeit an Deutſchland und an ihrer Mutterſprache hing, würdevoll und heiter zugleich, unterhielt ſich ganze Stunden mit ihm. Er ſelbſt erzählt hievon: „Als ich verwichenen Dienſtag zu der Madame komme, fängt ſie auf Deutſch an: Guten Abend, Herr Graf; iſt er heute in der Opera geweſen? Ich ſagte: Nein, Ihro Hoheit, ich habe nicht Zeit, in die Opera zu gehen. Sie ſagte darauf: Herr Graf, ich muß ihm ſagen, daß ich höre, er kann die Schrift faſt auswendig. Ich ſagte: Es ſollte mir lieb ſein, wenn ich ſie könnte und darnach thäte. Aber wer ſagt Ihro Hoheit ſolche Sachen? — Ich kann mich nicht beſinnen, antwortete ſie.“ Und ferner: „Als ich einmal in der Gallerie ſtund, ging die Madame in die Meſſe; und da ſie mich ſtehen ſahe, ſagte ſie: Herr Graf, will er mit in die Meſſe gehen? Darauf antwortete ich: Ich bin ja Lutheriſch, Ihro Hoheit; was ſollte ich da machen? worauf ſie lächelte und ſagte: Ich weiß es wohl!“ Die bekannte Gerechtigkeitsübung des Regenten, der einen wegen verübten Raubmordes zum Rade verurtheilten Grafen, trotz aller dringenden Fürbitten der vornehmſten Familien, mit denen, wie ſogar

mit dem Hauſe Orleans, er verwandt war, durchaus nicht begnadigte, fiel in dieſe Zeit. Madame äußerte darüber gegen Zinzendorf, es ſei gleichwohl ſehr ſchmerzlich, ein Exempel der Art zu ſtatuiren. Er aber antwortete ohne Scheu: „Deſto mehr Ruhm wird ſich der Regent mit einer gleich durchgehenden Gerechtigkeit erwerben. Uns Grafen geht es vor allen an. Ich kann aber nicht ſehen, daß wir durch die Exekution mehr beſchimpfet werden, als dieſer Rang durch die That verletzt worden iſt. Wenn Grafen und Herren um des Guten willen leiden, und darüber ihr Leben laſſen, ſo iſt das der Familie keine Schande, wohl aber ſind ſie es mit ſolchen böſen Thaten. Vor einem Grafen nimmt ſich kein Menſch in Acht, man hält einen ſolchen Gedanken **infra characterem**, darum müſſen ſolche Grafen, die morden und ſtehlen, öffentlich und noch härter als Andere, geſtrafet werden.“ Solchen Geſinnungen war nicht zu widerſprechen, und Madame ſagte von Zinzendorf, er ſei ein junger Menſch, der zu leben wiſſe, fürchte aber Gott von Herzen, und darum halte ſie ihn für glückſelig. Wirklich führte alles Weltliche ihn nur deſto ſtärker auf das Innere zurück. Die äußeren Auszeichnungen ließen ſeinen Ehrgeiz doch nicht ungereizt, und als einſt am Hofe ſeinem Range nicht die Gebühr widerfahren, be-

klagte er ſich darüber, und erhielt auch ſogleich Genugthuung zugeſagt, doch ehe ſie noch geleiſtet war, ſchämte er ſich ſeines Hochmuths, fiel Gott zu Füßen, und bat ihn mit vielen Thränen um Gnade und Vergebung: „Ich verſprach dem Heiland, — ſagt er von dieſem Vorgang, — ſein armer Nachfolger zu werden, und der Welt völlig abzuſagen. Und es iſt dieſer Sinn, in Abſicht auf Ehre und Anſehen, ſeit der Zeit nicht wieder verändert worden: ſondern Chriſti Schmach iſt mir allemal eine Freude geblieben.“ Er beſuchte übrigens die Reitbahn, nahm Unterricht im Franzöſiſchen, erweiterte ſeine Rechtskenntniſſe, ſah Merkwürdigkeiten und Geſellſchaften aller Art. Doch wie das große Krankenhaus Hotel-Dieu ihm größere Theilnahme und Bewunderung erweckte, als das prächtige Verſailles mit allen Bauwerken und Gärten, ſo zog auch der Umgang frommer Perſonen ihn ſtets beſonders an, und die Bekanntſchaft mit der Herzogin von Villars und einigen ihrer Freundinnen wurde ihm in dieſer Beziehung ungemein ſchätzbar, es gab bei ihr Geſpräche über Sachen des Glaubens und Stellen der Schrift, ohne daß man ſich indeß, bei vielfachem Begegnen, völlig verſtändigte; auch trug Zinzendorf Bedenken, in einen Orden der Treue, welchen dieſe Damen hatten und ihm anboten, einzutreten.

Ueberhaupt fühlte er Abneigung und Scheu gegen jede Verwickelung mit katholiſchen Verhältniſſen; die äußere Pracht des Kirchenweſens, das üppige und ſündliche Leben ſo vieler vornehmen Geiſtlichen, wirkten abſtoßend auf ihn; den Lehrmeinungen widerſprach er mit Heftigkeit. Er mußte jedoch bald entdecken, daß inmitten der argen Verwilderung, welche in Frankreich unter der Regentſchaft alle Stände, und beſonders auch die Geiſtlichkeit, öffentlich ergriffen hatte, ein edler Kern reiner und gebildeter Religioſen fortlebte, die ſich dem Verderben der Kirche, ſelbſt gegen deren Ausſprüche, ſtandhaft widerſetzten, und ohne die äußeren Formen zu verwerfen, das Heil zunächſt im Innern begründen wollten. Dieſe unter den Namen Janſeniſten lange ſchon verfolgte, aber dadurch auch nur verſtärkte Parthei befand ſich in heftigem Streit gegen die päpſtliche Bulle Unigenitus, auch gemeinhin die Konſtitution genannt, welche die Hauptlehren der Janſeniſten, oder was dafür in dem berühmten Buche des Pater Quesnel über das neue Teſtament vorausgeſetzt war, als irrig verdammt hatte. Einen dieſer Männer, den Pater von La Tour, General der Väter des Oratoriums, lernte Zinzendorf zufällig kennen, kam mit ihm in freundſchaftlichen Umgang, und ließ ſich durch ihn, wie-

wohl nicht ohne Scheu, bei dem Kardinal von Noailles einführen. Dieſer ehrwürdige, frommgütige und dabei gebildete Mann machte auf ihn einen tiefen Eindruck, es entſtand eine innige Annäherung, mündlich und ſchriftlich wurden die Angelegenheiten der Religion unterſucht, und nichts verabſäumt, um Zinzendorf zum katholiſchen Glauben zu bewegen, allein er blieb in ſeinem Glauben feſt, erwiederte den wiederholten Vorſtellungen, die Wahrheit ſeiner Kirche dispenſire ihn, eine andere zu ſuchen, und brachte vielmehr den Kardinal dahin, daß dieſer auch in dem Proteſtanten die inwohnende Gnade erkannte, und ihn für ein Kind Gottes hielt, mit dem er nicht ferner über kirchliche Formen ſtreiten mochte, ſondern fortan nur liebevollen, vertraulichen Herzensumgang pflog. Des Kardinals ganzes Weſen hatte eigentlich dieſe Richtung; er bekannte, daß er gern ſeine biſchöfliche Hoheit zu den Füßen Jeſu niederlegen und ein armer Prieſter werden wolle, wenn es der Kirche Frucht bringen könne; ſeinen Sprengel verwaltete er treulich, ſeine großen Einkünfte gab er zu milden Zwecken hin. Eine ſinnige, zarte Freundſchaft entſtand zwiſchen dem Greis und dem Jüngling; der Kardinal hörte mit Wohlgefallen die Briefe, welche Zinzendorf ihm von ſeiner Großmutter, Mutter und Tante vorlas, und verzich-

tete darauf, ihn zu bekehren; er verſprach ihm ſein Bildniß, und wollte auch die Freunde des jungen Grafen kennen lernen. Zinzendorf durfte ihn ermahnen, in der Konſtitutionsſache feſt zu ſein, nichts aus Menſchenfurcht oder Gefälligkeit zu thun, die erkannte Wahrheit unverzagt zu behaupten, und ſeine Kardinalswürde nicht in die Sache Chriſti zu mengen. In der That durfte der Janſenismus für diejenige Seite des katholiſchen Chriſtenthums gelten, von welcher dieſes mit dem proteſtantiſchen, wie es ſich im Pietismus darſtellt, zu vereinbaren ſein möchte, und Zinzendorfs Ermahnung ging aus richtigem Gefühl ſeiner eignen Stellung hervor. Deſto tiefer ſchmerzte es ihn, als dennoch, ungeachtet wiederholter entgegengeſetzten Verſicherungen, der Kardinal, durch vielfaches Andringen zum Nachgeben bewogen, die Konſtitution durch eine öffentliche Erklärung gewiſſermaßen annahm. Jetzt war das gute Vernehmen zerſtört, und Zinzendorf ſagte ſich mit großer Betrübniß von dem verehrten Manne nunmehr ganz los, und kündigte ihm dies ſelbſt durch einen Brief freimüthig an. „So iſt es denn geſchehn, gnädiger Herr, — ſagt er in dieſem Schreiben, — und der große Muth, der den Gefahren trotzte, und die Feinde der Wahrheit in Erſtaunen ſetzte, weichet der ſchwachen Hoffnung eines uner-

laubten Friedens! Sie unterzeichnen, und ſo alſo bergen Sie die Wahrheit! Ich glaub' es nicht, gnädiger Herr, ich, der ich Sie und Ihre guten Abſichten kenne. Was aber werden diejenigen ſagen, die, entfernt von Ihrer Perſon, Ihre Tugenden jederzeit bewundert haben, wenn ſie erfahren werden, daß das weiſeſte Buch von der Welt, welches Sie der Heerde, die Gott Ihrer Sorge anvertraut hat, ſo nachdrücklich empfohlen haben, verdammt wird? Aber es iſt nicht mehr Zeit, alſo mit Ihnen zu reden. Was mich anbelangt, ſo habe ich zweimal die Pflichten des treueſten Dieners erfüllet, und ich habe nichts weiter zu ſagen. Auch halte ich mich für unfähig, Ihnen Rathſchläge zu ertheilen; weil aber meine Augen Sie, nach dieſer beklagenswürdigen Unterzeichnung, nicht mehr ſehen werden, ſo will ich Ihnen hiemit auf immer Lebewohl ſagen. Ich danke Ihnen unterthänig für die Ehren- und Gnadenbezeigungen, deren Sie mich würdig geachtet, und da meine Freimüthigkeit Ihnen bisweilen dürfte mißfallen haben, ſo bitte ich Sie tauſendmal um Vergebung. Der Herr, unſre Liebe, wolle in Ihnen ſein Werk vollenden, und Ihnen bei dem Lichte der Wahrheit die ganze Bosheit des Reiches der Finſterniß zeigen! Ich hoffe nicht, daß Sie mich Ihrer theuren Freundſchaft be-

raiben werden, nachdem ich mir die Kühnheit genommen, Ihnen meine Gesinnungen auszusprechen. Da ich mich aber von der Zeit und ihren vorübergehenden Annehmlichkeiten ganz los zu machen strebe, um die selige Ewigkeit zu erlangen, die von allen Veränderungen und Unfällen frei ist, so werde ich mich mit meiner Aufrichtigkeit und mit der Gerechtigkeit meiner Klagen trösten. Wenn unser guter Vater, nach diesem elenden Leben, uns dermaleinst, durch seine große Barmherzigkeit, in dem zukünftigen Leben wieder zusammenbringt, so werden Sie, ich bin es gewiß, der Erste sein, mir den Ausbruch meines Eifers zu vergeben, und Sie werden von der Wahrheit meines Glaubens und von allem, was ich Ihnen nun zum letztenmal zu sagen die Ehre gehabt habe, eben so überzeugt sein, als ich es gegenwärtig bin. Soll ich indeß auf immer der Freude, Sie zu sehen, beraubt sein, so beten sie für mich zu dem Gott, den wir alle beide sehen werden, und glauben Sie, daß ich Sie unendlich liebe, Sie wahrhaft ehre, und mit innigstem Leid Ihnen Lebewohl sage." In dieser ausgesprochenen Denkart wurde er durch zufällige Bekanntschaft noch mehr bestärkt; er hörte einen Dominikanermönch predigen, der ihm ein zweiter Tauler schien; derselbe sprach ganz aus dem Innern, drang auf die Bekehrung

des Herzens, da denn die Aenderung des Lebens von selbst folgen würde, wollte keinen Frieden mit der Welt, zeigte die Nothwendigkeit einer Reformation, nicht nur bei dem armen Volke, sondern vornehmlich bei den Großen. Zinzendorf suchte den Mann sogleich auf, er hieß Pater d'Albizi, gehörte zu den eifrigsten Widersachern der Konstitution und führte den Grafen zu den Bischöfen von Boulogne und von Montpellier, welche selbst nach dem Einlenken des Kardinals von Noailles fortfuhren, von der päpstlichen Bulle an eine allgemeine Kirchenversammlung zu appelliren. Zinzendorfs Brief an den Kardinal wurde hier mitgetheilt, und für eine Eingebung des heiligen Geistes erklärt. Diese Gesellschaft, in welcher sich bald inniges Vertrauen eröffnete, war für Zinzendorf nicht ohne Gefahr; die Appellirenden und ihre Anhänger wurden als Staatswiderspenstige angesehn und nach Umständen auch so behandelt; manches freiere Wort, mancher ununtersuchte Verdacht hatte schon in das Gefängniß geführt, und Zinzendorf konnte leicht auf eine oder andre Weise das Opfer einer Denkart werden, wegen der ihm auch wirklich, wenn der Sage zu glauben, einmal Gift beigebracht worden; wenigstens verfiel er in eine schwere Krankheit, als deren Ursache man jenes annahm: er war aber überhaupt

ſchwächlich und öfteren Krankheiten unterworfen. Seine Abreiſe von Paris, die im Frühjahr 1720. geſchah, entledigte ſeinen Hofmeiſter deßhalb großer Sorgen. Bevor wir ihn aber weiter begleiten, iſt es nöthig zu vernehmen, was er ſelbſt in Bezug auf ſeine religiöſe Stellung und Entwickelung von dieſem Aufenthalte ſpäterhin geſchrieben hat. „Je mehr ich in die Welt kam, — ſagt er, — je feſter hielt mich mein Herr, je inniger zog er mich in die Betrachtung ſeiner Leiden, und ich ſuchte mir unter den Hohen der Welt (von den Niedrigen hatte ich damals noch nicht viel Begriff) lauter ſolche Leute aus, denen ich meines Heilandes Gnade anpreiſen konnte. Ich fand dergleichen, wo man es oft nicht hätte denken ſollen. Im Haag meinete ich z. B. bei dem portugieſiſchen Ambaſſadeur Grafen Tarroucca etwas mehr als ſonſten von meiner Hauptſache zu ſprechen Gelegenheit zu finden. Gegen diejenigen, da ich mich nicht antrauete, war ich höflich. Denen, die mich auf Reiſen verführen wollten, begegnete ich grob, und nahm Gelegenheit, (wie ich ſchon auf Univerſitäten angefangen hatte), ſie auf einmal zu desabuſiren, wovon ich die Früchte noch jetzt genieße. Alles machte ich mit meinem Heilande aus, was mir wichtig war. — In Paris war ich ganz in meinem Fache. Da kam ich

unter die rechtſchaffenen Biſchöfe und Religioſen, und lernte etliche Damen kennen, die Gnade hatten. Da iſt mir die Zeit nicht lange worden, und es war mir leid, daß ich ſobald abbrechen mußte. Ich war im Uebrigen, aus Mangel der Connoiſſance, ſehr geſetzlich, und ich habe mich über die Geduld meiner Freunde, und ſonderlich des Herrn Kardinals von Noailles, ſeitdem verwundert, die von meinem bizarren Humeur viel ausſtehen mußten. Denn was ich für recht erkannte, das ſuchte ich cum emphasi zu inkulkiren, und ich konnte mit dem wichtigſten Freunde gleich brechen, wenn ich glaubte, er ſei in meines Herrn Sache nicht zuverläſſig. Die Welt wußte nicht recht, wie ſie mit mir dran war, weil ich in dem Exterieur nichts Apartes hatte, als daß ich bei Hofe nicht tanzte, und in Paris auch nicht ſpielte. Verſchiedene, die mich kannten, glaubten, ich ſtünde noch in meinem Taufbunde; Uebeleinſehende gaben mich für einen Pietiſten aus, und die, welchen man dieſen Namen giebt, ließen mich nicht paſſiren. — Ueberhaupt däucht mich, wenn man mir alle Arten der bevorſtehenden Verführung in der Welt aufrichtig geſagt hätte, ſo wäre ich nicht vor einer jeden ſtehen geblieben und hätte ſie ſo beſehen, ſondern ich hätte es gemacht, wie mit den Frauensleuten. Was mir

verboten war, das ließ ich. Die Unwiſſenheit war mir zu mancher Diſtraktion beförderlich und ſchädlich; die Erkenntniß alles menſchlichen Elendes und aller Handgriffe des böſen Feindes, uns nach ſeinen Abſichten zu façonniren, iſt mir beſtändig heilſam und ſelig geweſen." Und nochmals an einem andern Orte ſagt er: „In Frankreich fand ichs unter der katholiſchen Religion, wie ich's in Holland mit einigen Proteſtanten angetroffen. Sie ſagten mir die Argumente grade nicht, die in den Büchern für die ihrige angegeben waren; ſie ſagten mir aber andere, die ich noch nie gehört hatte, worunter einige waren, die ich gegen gewiſſe adversarios boni ordinis et concordiae christianae in unſerer Kirche für invincibel gehalten, und ſie mit einem hoc non obstante abgefertigt hatte, wenn ich ihnen auf ihre desideria die Antwort ſchuldig bleiben müſſen. Ich fing mich an zu fürchten; gleichwohl mußte ich mit Leuten leben: und weil ich mit meinen Glaubensgenoſſen, die eben nicht wegen ihrer Herzenserbauung nach Paris reiſen, wenig anfangen konnte, ſo mußte ich mich unter denen Landeseinwohnern nach Leuten umſehen, wo ich mein Gemüth erbaulich occupiren, und, nach meiner damaligen Idee, etwas Bleibendes auf die Ewigkeit mitnehmen konnte. Das brachte mich mitten unter die Patres und Biſchöfe hin-

ein, ja zu einem Kardinal, denen allen ich zu ihrem Ruhm nachsagen muß, daß sie, da sie sahen, sie hätten mit einem Menschen zu thun, dem ihre Religionsdisputen à charge wären, weil er zwar ihre Erfahrung und Gelehrsamkeit genugsam respektirte, um sie mit seinen argumentis classicis zu verschonen, gleichwohl aber seiner Religion von Herzen treu und über den geringsten Gedanken eines Synkretismus mit der gegenseitigen Theorie verlegen wäre, sogleich von dergleichen Materien abstrahirten, und sich mit mir in das unergründliche tiefe Meer des Leidens und Verdienstes Jesu und der dadurch erworbenen Gnade, selig und heilig zu werden, hineinbegaben; da wir denn ein halb Jahr mit himmlisch vergnügten Herzen beisammen waren, und uns nicht mehr besannen, was für einer Religion einer oder der andre wäre, so daß der Kardinal, da ich endlich doch über seinem Accommodement mit ihm zerfiel, und ihm mit vieler Jugendhitze begegnete, mich bis an das Ende seines Lebens auf's Gefühl unserer Herzen zurückführete, und mir unter andern die Worte schrieb: Que la différence des sentiments n'aille point jusques aux coeurs!" —

Zinzendorf hielt diesen Umgang, den er in Frankreich gehabt, für eine große Gefahr, die seinem protestantischen Glauben bereitet gewesen sei.

Die katholiſche Kirche iſt in weltlicher Bildung und Anreizung wohl nie ſchöner und reicher aufgetreten, als in jenem Zeitalter franzöſiſcher Entwickelungsfülle, die aus dem ſiebenzehnten Jahrhundert in das achtzehnte überſtrömte. Das Chriſtenthum an ſich bedarf ſolchen Schmuckes freilich nicht, es kann ihn völlig miſſen, aber es läßt ihn zu, und befehdet ihn keineswegs; Philoſophie, Gelehrſamkeit, die ſchönen Künſte, durften ſich zu allen Zeiten mit höchſter Frömmigkeit verbinden. In Frankreich aber war die Erſcheinung ganz außerordentlich; die größten Geiſter und Talente der Nation, die vornehmſte, reichſte Geſelligkeit, Redekunſt und Dichtungsgabe, alles Hohe und Liebenswürdige, was in menſchlichen Zuſtänden gewährt ſein kann, waren mit dem religiöſen Leben verflochten, trugen die Farbe des beſtimmten Kirchenthums, theilten die ihre demſelben mit. Männer, wie der Kardinal von Noailles, Frauen, wie die Herzogin von Villars, dazu im Hintergrunde die fortwirkenden Namen Fénélon, Boſſuet, Pascal und andre in großer Zahl, durften für die Kirche, der ſie angehörten, und die ſolche Früchte darwies, ein mächtiges Vorurtheil begründen, und wenn zu dem vorausgeſetzten Heil, wie ſo häufig Zwang, auch Lockung als ſtatthaft gelten ſollte, ſo mußte man zugeben, daß dieſe von der welt-

weltlichen edleren Seite her nicht wohl verführeriſcher hätte erſcheinen können. Dieſes fühlte Zinzendorf, und ſeine Neigung für die Perſonen und für die Bildungsformen, in welchen er ächte Frömmigkeit hier leben ſah, konnte ſich, bei minderem Erfülltſein des Gemüths, leicht auf das Kirchenthum übertragen. Doch blieb, wie ſchon bemerkt, ſein proteſtantiſcher Glauben unerſchüttert, ja derſelbe beſtärkte und erhärtete ſich vielmehr im Widerſpruch. Nur entnahm er von jenem Umgang eine mildere und verträglichere Stimmung, als damals unter Proteſtanten gewöhnlich war, für die Katholiken und ihre Art; ja die Folgezeit entwickelte in ſeiner Erinnerung erſt recht die Vorzüge, welche er damals noch nicht nach Gebühr zu erkennen gewußt. Wie er hierüber gedacht, äußert er in einer ſpäteren, aber hieher gehörigen Stelle mit eignen Worten: „Seitdem ich mit den Katholiſchen wenig Umgang und Korreſpondenz mehr habe, fange ich mich an über ihre Geduld, Raiſonnabilität und Toleranz hintennach zu verwundern, daß ſie ſo viel, zum Theil ungegründete, heftige Disputationes und Krittkeleien, deren ich mich in meinen jüngern Jahren ſchuldig gemacht, von mir haben vertragen, meine damalige Bekehrſucht ins Beſte deuten, und mich doch ſo viele Jahre nicht haſſen noch drücken mö-

gen. Wollte Gott, daß meine Glaubensgenossen mit mir so raisonnabel und christlich gehandelt hätten, als ich die Katholischen dreißig Jahre lang in allen Occasionen gefunden; selbst 1719. und 1729., da ich in ganz diversen Ländern bei Religions-Motibus mit ihnen zu thun gehabt, und sie mir entgegen stehen müssen, wobei sie sich nicht einbilden können, daß mein Lehrsystem aus dem Concilio Tridentino genommen sei, und ich ihnen über das von meinem Volk übel beschrieben war; aber es ist eine radicirte, praktische εὐλάβεια in der katholischen Kirche, nicht so viel Libertinage und Haß gegen die Liebhaber und Anbeter Jesu, als bei manchem trockenen und regellos disputirenden Protestanten, und so wenig ich mir das römische Lehrsystem mit dem meinigen zu reimen weiß, oder sie begehren werden, für Herrnhuter zu passiren, zumal in articulo de Ecclesia: so sehr ehre ich ihre praktische Kondescendenz für alle stille, unsektirische und in Absicht auf Allotria und Intriguen unverdächtige Christenmenschen in ihrer eigenen (welches ihre erstaunliche Geduld mit dem Pere Courrayer, der auf einer protestantischen Universität zugleich Doctor Theologiä geworden war, genugsam bestätigt), und noch vielmehr extra casum litis in fremden Religionen. Sie führen das Anathema gegen die Geg-

ner im Munde und Panier, und haben oft viel Billigkeit gegen ſie in Praxi. — Wir Proteſtanten führen libertatem im Munde und auf dem Schilde: und es giebt unter uns in Praxi (das ſage ich mit Weinen) wahre Gewiſſenshenker. Beſſere dich Jeruſalem!"

Von Paris reiſte Zinzendorf über Straßburg nach Baſel und Zürich; und wandte ſich alsdann nach Franken, wo er mehrere Wochen auf Oberbirg und darauf in Caſtell bei ſeinen Verwandten zubrachte. Hier ſchrieb er fleißig Briefe, franzöſiſche und deutſche, dichtete mancherlei Lieder, worin er lebenslang die größte Leichtigkeit behielt, aber freilich nie den rechten Geſchmack erlangte, und ſetzte mit Eifer ſein geiſtliches Leben fort. In allen dieſen Kreiſen war man frommgeſinnt, aber man hielt in Worten und Werken ein gewiſſes Maß, welches dem vornehmen Stande zu gebühren ſchien. Eine Frömmigkeit, wie die des jungen Grafen, der ſein Verhalten keiner äußeren Rückſicht unterordnete, mußte daher auffallend und nicht ſelten läſtig ſein. Ihn aber konnte nichts irren, er blieb in ſeiner ſtrengen Bahn, und man ließ ihn endlich dabei, weil doch nichts über ihn zu gewinnen war. Wie es mit ſeiner Stellung in der Welt werden würde, indem weder am Hofe noch im höheren Staats-

dienſte, wohin die Vortheile ſeiner Geburt ihn anwieſen, ohne mancherlei Nachgiebigkeit durchzukommen möglich ſchien, dafür durfte man ſchon ernſtlichere Sorge hegen, da eine hier entſtandene Neigung Zinzendorfs zu ſeiner jüngſten Baſe, Gräfin Theodore von Caſtell, bald in einen förmlichen Heirathsantrag überging. Er reiſte nach Hauſe, um die Sache mit den Seinen völlig zu ordnen. Alles war einverſtanden mit dieſer Verbindung, auch die Großmutter gab ihr anfänglich über die nahe Verwandtſchaft gehabtes Bedenken auf, die Baſe ſelbſt hatte ſich ſo geäußert, daß er an ihrem Ja nicht zweifeln wollte, und ſo hielt er ſich als Bräutigam gebunden. Auf der Rückreiſe nach Caſtell kam er bei Plauen nachts in der Elſter in große Gefahr, und folgte deßhalb am nächſten Tage einer freundlichen Einladung nach Ebersdorf zu ſeinem Freunde, dem Grafen von Reuß, der inzwiſchen zur Regierung gelangt war. Hier kam nun die Rede darauf, daß auch Graf Reuß nächſtens zur Vermählung ſchreiten müſſe, und ſeine Mutter richtete an Zinzendorf, als auch dieſer mancherlei ſchickliche Parthieen namhaft gemacht, unerwartet die Schlußrede, unter allen Genannten ſei keine der Gräfin Theodore von Caſtell gleichzuſetzen, an dieſe aber leider nicht zu denken, woron er die Urſache am be-

ſten wiſſe. Dieſes Wort brachte in ihm eine große Bewegung hervor; er verglich die Antriebe, Stellungen, Geſchickesloose; er fand es in allem Betracht beſſer für alle drei, wenn Theodore nicht ſeine, ſondern ſeines Freundes Gattin würde, und beſchloß alſobald, ſie dieſem zu überlaſſen. Nach einem edlen Wettſtreite, der jedoch nur kurze Zeit dauern konnte, reiſten die beiden Freunde, begleitet von dem reußiſchen Rath von Bonin, zuſammen nach Caſtell, um die dortigen Geſinnungen näher zu erforſchen. Es fehlte nicht an Widerſpruch, auch von Seiten der jungen Gräfin, welche ſich aus Zartheit, — denn ihre Neigung hatte ſchon bisher mehr gegen den Vetter, als für ihn entſchieden, — jetzo beinah für gebundener halten wollte, als vorher; allein durch Zinzendorfs Bemühen kam der Tauſch, in welchem Gottes Lenkung verehrt wurde, glücklich und zu allſeitiger Zufriedenheit in Ausführung. Zinzendorf betheuerte, er gebe hiemit zwar ſein Liebſtes in der Welt, doch getroſt um Jeſu willen auf. Er wohnte ſodann der Verlobung bei, die er durch Gebet und Erbauungsrede, wie auch durch eine eigends hiezu verfertigte Kantate feierlich begehn half. Dieſe ſeltſame Geſchichte mußte natürlich großes Aufſehn machen, und zu mancherlei Gereden Anlaß werden.

Nach dieſem Vorgange reiſte der junge Graf mit ſeinem Freunde vergnügt nach Ebersdorf zurück, und bedachte ernſtlich, wie er ſeinen äußeren Lebensweg einrichten möchte, damit derſelbe ſeinem inneren Antriebe nicht zur Hemmung würde. Ohne viel zu ſuchen, erwählte er gleich das Nächſte, und ging gradeswegs nach Halle, um dort bei den Franckiſchen Anſtalten irgendwie beſchäftigt zu werden. Im Hauſe des Grafen Reuß daſelbſt, vor einer zahlreichen Geſellſchaft, eh er ſelbſt noch ſeine Abſicht hatte merken laſſen, überraſchte ihn Francke ſeinerſeits mit dem Vorſchlage, die Stelle ſeines ſeligen Freundes, des Freiherrn von Canſtein, bei dem Waiſenhauſe zu übernehmen; hier war durch einen vornehmen Mann eine fromme Thätigkeit gleichſam ſchon eingeweiht und für die Welt minder anſtößig gemacht. Denn die Vorſtellung, daß ein Graf, wie ſtark auch der Geiſt ihn triebe, dieſem doch nicht anders, als in den angenommenen, weltgültigen Auszeichnungen ſeiner Standeswürde folgen dürfte, hatte ſich auch bei den ſonſt Frommen feſtgeſetzt, welche in dieſer Hinſicht wohl die katholiſche Einrichtung beneideten, wo hohe Kirchenwürden und reiche Prälaturen den jungen Edelleuten, bei geiſtlichem Beruf, in der Kirche doch auch, wie am Hofe und im Heere, eine vornehme Laufbahn dar-

boten, wogegen die protestantischen Oberhofprediger oder Superintendenten sehr im Schatten blieben. Aber Zinzendorf, von ächtem Christensinne beseelt, dachte eben deßhalb ganz anders; ihm war alles vornehm und erhaben, was den Dienst des Heilan des betraf, alles gering und schlecht, was diesem fremd erschien. Die Vornehmheit, die er gleichwohl zeitlebens behielt, und die ihn und seine Werke mächtig tragen und durchkämpfen half, wurde ihm, wie auch er selbst sich ihrer entkleidete, von der umgebenden Welt noch immer aufgedrungen, und er war wirklich zu vornehm in Geist und Sitte, um die Demuth, die er empfand, durch ungeberdiges Abwerfen des Aufgedrungenen wieder zum Hochmuth umzukehren. In dem Entgegenkommen Francke's erblickte er nur die höhere Bestätigung seines eignen Sinnes, er nahm den Vorschlag freudig an, einzig mit dem Vorbehalte, daß auch die Seinigen dazu stimmten. Er setzte demnach seine Reise nach Berlin fort, wo er seine Mutter wiedersah, und ihr seine Absichten mittheilte. Sie gab jedoch seinem Lebensplan ihre Einwilligung nicht; sie wußte sich in die Sinnesart ihres Sohnes nicht so völlig hinein zu denken, um nicht vieles darin höchst sonderbar zu finden. Der vertraulichste Gedankenaustausch vermochte die Abweichung nicht zu

vereinigen; Zinzendorf ſah ſich gehemmt, ſein wahres Weſen oft verkannt, ja von manchen Perſonen ſogar gehäſſig ausgelegt. In einem Briefe ſprach er ſeine damalige Stimmung folgendermaßen aus: „Weil ich freilich auf's Ganze dringe, von Vielen nicht wohl gefaſſet werde, die vielleicht meiner Jugend eher unrichtige, als gegründete Concepte zutrauen: ſo zweifle ich nicht, daß ſich hernach alles andere ergeben werde, wenn nämlich Gott, durch ſeine Barmherzigkeit, dieſelben Perſonen einmal überzeugen wird, daß mein Thun nicht Eigenwille, ſondern nach ſeines göttlichen Wortes Regel eingerichtet geweſen. Ich kann nicht die allergeringſte Verſtellung leiden: daher ich nur gar zu leicht meines Herzens Gedanken ſage. Es iſt aber vergebens, dieſes alles auszufechten; ich laſſe es ganz gerne auf mir erſitzen, bis des lieben Vaters Zeit kommen wird, ſein bedrängtes, hart angeſchuldigtes und ſo ſehr verworfenes Kind zu vertheidigen und ihm Gutes zu thun, für das Harte, das ich an ihm, dem Herrn, mehr als tauſendmal, an Menſchen aber nicht ſo verſchuldet habe.“ In dieſer Geſinnung trat er ſeinen ferneren Schickungen nicht ohne Sorge, doch voll Troſt, entgegen.

Obwohl mit 21. Jahren bereits mündig, wollte Zinzendorf ſein Handeln doch der bisherigen Lei-

tung nicht ganz entziehen. Auch wäre dies ohne gewaltſame Durchbrechung kaum möglich geworden. Seine Mutter und ſein Stiefvater in Berlin waren ſeines Gehorſames als ſeiner natürlichen Erwiederung ihrer liebevollſten Zärtlichkeit gewohnt. In Großhennersdorf bei ſeiner Großmutter, die er hierauf beſuchte, war er der Liebling des Hauſes; die noch thätige, muntre, alte Dame ſah in dem aufgewachſenen Jüngling immer nur noch das geliebte Kind; eine Großtante und eine Tante, nicht minder bejahrt und rüſtig, nahmen ihn im beſten Sinn eben ſo; aber dieſe Damen alle glaubten ihn leiten zu müſſen, und an ſeiner Folgſamkeit zu zweifeln fiel ihnen nicht ein. So viel vereintes, ehrwürdiges und gutmeinendes Alter war ſeiner Pietät heilig, er fügte ſich liebevoll auch in das Läſtige. Inzwiſchen wußte er doch ſeine Tage allmählich nach ſeinem Sinn einzurichten. Einen Knaben, der gute Anlagen zur Tonkunſt hatte, nahm er in ſeinen Dienſt, und ließ ihn und einen Jungen von Lariſch im Latein unterrichten, er ſelbſt aber behandelte die Religionslehren mit ihnen, und bald hielt er auch auf dem Schloſſe eine tägliche Erbauungsſtunde mit ſichtbarem Erfolg. Auch ſeine Verwandten freuten ſich theilnehmend ſeines frommen Eifers, der jedoch, ihrer Meinung nach, einem andern Lebens-

zwecke noch Raum lassen konnte. Die Verschiedenheit der Ansichten über seine Zukunft verursachte ihm vielen Kummer. Mündlich und schriftlich bemühte er sich, seine Neigung zu einem durchaus geistlichen Leben zu rechtfertigen; er wünschte, wenn ihm nicht erlaubt wäre, ein Theolog und Prediger des Evangeliums zu werden, wenigstens in stillem Landleben für sich und Andre gottselige Thätigkeit zu üben, und den Gefahren weltlicher Verhältnisse zu entfliehen. „Ich sehe vor meinen Augen, — schrieb er unter andern, — daß ich, wider meinen Willen und Dank, durch einen ordentlichen Beruf, wenn Gott mein Seufzen nicht noch für genehm hält, in die Landesregierung werde gezogen werden. — Mein Herz gehet aber nicht auf zeitliche Hoheiten und Reichthum; vielmehr erfreuet mich die Stille und die Ruhe, in der wir Gott und unserm Nächsten zu dienen vermögend sind." Sein großer praktischer Sinn, durch innere Wahrheitskraft wunderbar früh gereift, wandte gegen eine Hof- und Staatsbedienung insbesondre noch die bedeutende Betrachtung ein: „Auch macht meinen Ruf bedenklich, sagte er, daß ich mit meinem Vermögen nicht genug Gutes thun kann, wo ich es nicht zu freier Disposition habe. Auf dem Dorfe bin ich ein Haushalter über die daselbst Wohnen-

den. Giebt mir Gott viel, so esse und trinke ich deßwegen nicht mehr, ich kleide mich nicht stattlicher, aber ich helfe mehreren meiner Mitbrüder und Mitschwestern. Schickt Gott Landplagen, so leide ich so gut als die Andern, ich theile mit ihnen so lange, bis ihnen geholfen ist. Bin ich aber in einem andern Orte, wo es die christliche Klugheit erfordern mag, daß ich meinem Stande, auch nur in etwas, gemäß leben sollte, ich bekomme aber nichts dazu, als was Gott mir selber, nach Proportion der mir zugedachten Haushalterschaft, verliehen hat; so muß ich entweder Schulden machen, oder dem Oertchen, wohin mich Gott eigentlich gesandt hat, das Seinige entziehen." Die Verwandten, seiner Frömmigkeit in allem andern beipflichtend, hielten ihm aber das Beispiel seines Vaters und Oheims vor, welche den Frömmsten beigezählt, gleichwohl die ersten Staatswürden bekleidet hätten, in welchen grade Männer seiner Gesinnung am wünschenswerthesten wären, und mehr Gutes wirken könnten, als in beschränkter Abgeschiedenheit. In seiner Bedrängniß gerieth Zinzendorf auf einen besondern Einfall. Ein ehemaliges Reichslehn seiner Familie, Unterbirg in Franken, durch Verabsäumung entfremdet, schien seinen Rechtsansprüchen vermittelst des Reichshofraths in Wien wieder zu-

zuwenden; gelang dies, so hatte er mit einer unabhängigen Lage fürerst Geschäfte genug, und konnte ein Amt noch ablehnen; allein die Sache blieb nach den ersten Einleitungen ohne Fortgang. Eine andre Aussicht ließ ihn wenigstens solche Staatsdienste hoffen, welche mehr als die sächsischen ihn anziehen durften. Die Prinzessin Sophia Magdalena von Brandenburg-Kulmbach heirathete den Kronprinzen, nachherigen König Christian VI. von Dänemark, dessen gottesfürchtiger Sinn eine durchaus fromme Regierung verhieß. Die Markgräfin von Brandenburg-Kulmbach, Mutter der Prinzessin, war dem Hause Castell verwandt, mit Zinzendorf daselbst bekannt geworden, und seitdem in vertraulichem Briefwechsel mit ihm. Da auch diese Dame ihm zuredete, ein Amt anzunehmen, so wünschte er ein solches wenigstens in Dänemark, als dem Lande so schöner Verheißungen, und wollte deßhalb auch schon nach Kopenhagen reisen. Allein seine Großmutter vereitelte sein Vorhaben; alles war durch die Familie für ihn bereits in Dresden geordnet, und nach vielem Widerstreben, welchem das vierte Gebot ernstlich entgegengestellt wurde, und unter vielen Thränen, nachdem er auch wegen der Eidesleistung einige Zweifel zu beruhigen gehabt, nahm er im Oktober 1721. bei der Landesregierung

in Dresden die Stelle eines Hof- und Juſtizraths an; die Stelle eines Appellationsraths hatte er entſchieden abgelehnt.

Der Gegenſatz, in welchem Zinzendorf den weltlichen Dienſt und den geiſtlichen Beruf gefaßt, war für ihn um ſo weniger aufzuheben, als er jene nicht ſowohl überhaupt für unvereinbar erklärte, ſondern dies vorzüglich nur als ihm perſönlich geltend aufſtellte. Er fühlte ſich unfähig, ſo verſchiedenartige Richtungen und Gebiete zuſammenzuhalten, und ſo war er denn auch ſogleich von Anfang bemüht, nachdem er aus Gehorſam ſich mit weltlichem Treiben eingelaſſen, dieſes möglichſt einzuſchränken, und nur des geiſtlichen Strebens wahrzunehmen. Solch fortſchreitendes Ringen, aus einem Weltlichen ein Geiſtlicher zu werden, verbleibt ihm nun lebenslang, und es iſt bemerkenswerth zu ſehn, wie die Verhältniſſe, welche wegen ihrer Größe und Stärke nicht ſo leicht abzuwerfen waren, ihren durchdringenden Vortheil noch ſelbſt auf das ihnen entſagende Wirken erſtreckten, und als beſiegte den Sieger noch günſtig begleiteten! Er verhehlte es nicht, wie wenig er geſonnen ſei, durch Geſchäftsarbeiten Auszeichnung und Beförderung zu ſuchen, und bat den Kanzler von Bünau gradezu, ihn nur in ſogenannten Vorbeſchiedsſachen zu gebrauchen,

welches dieſer auch gern zuſagte. Wirklich beſchränkte ſich ſeine ganze Thätigkeit während fünf Jahren ſeiner Dienſtanſtellung nur darauf, daß er zuweilen ein paar arme Bauern durch Vorbeſchied mit ihrem Gerichtsherrn zum Vergleich brachte; andren ſtrengeren Geſchäftsaufgaben durfte er fremd bleiben; denn da er ſo wenig Erwartung gab, fand er um ſo mehr Schonung, auf welche ſein Stand und Namen auch ohnehin rechnen konnten. Sein ganzer Eifer blieb auf Uebung und Ausbreitung chriſtlicher Frömmigkeit gerichtet, und von dieſer Seite erfuhren ſeine Kollegen, wie alle andre Perſonen, welche mit ihm in Berührung kamen, ſeine unermüdlichſte Thätigkeit. Er ſagt hievon ſelbſt: „Ich kam darauf an Hof; meine Aeltern wollten es haben, und ich wußte keinen Ausweg. Was wollte ich machen? Ich wollte meinen edlen Schatz konſerviren, Gottes Freund, der Welt Feind, zu ſein, und debutirte gegen Hohe und Niedrige mit ſo vielen gutgemeinten Impertinentien, daß, wenn ich mich noch darauf beſinne, mich einestheils die Komparaiſon mit einem von Chriſtian Weiſen weiland aufgeführten Neuling in der Welt anwandelt, anderntheils die beſcheidene Konduite der Glieder des Hofes und Miniſterii, denen ich mit meiner Andacht beſchwerlich fiel, mir noch immer reſpekta-

bei ist." Er suchte aber, in ächt christlicher Gesinnung, neben dem Umgange der Vornehmen, der sich ihm von selbst darbot, auch den Umgang der Armen und Niedern auf, in welchen irgend ein Zug der Frömmigkeit sichtbar oder vorauszusetzen war; ihm galt in dieser Hinsicht kein Stand und keine Bildung, sondern nur die Beziehung zum Heilande. Auch Leute, die verachtet und angefeindet ihre besonderen Wege gingen, und deren Annäherung ihm mancherlei Mißfallen zuziehen konnte, fanden bei ihm leichten Zutritt. Nicht befriedigt durch gewöhnliche Mittheilungen und Gespräche einzelnen Verkehrs, nahm sein heißer Eifer einen höheren Schwung zu allgemeinen, regelmäßigen Erbauungen. Eine seltne Nachsicht wurde ihm hiebei zu Theil. „In Dresden habe ich, — so berichtet er selbst, — ohne Widerspruch meiner welt- und geistlichen Obern alle Sonntage eine auch öffentliche Versammlung für jederman und bei offenen Thüren gehalten. Das Singulare dabei war nur, daß ich ein Prediger war, der aus Gehorsam gegen seine Aeltern einen Degen trug und auf die Regierung ging, der aber schon damals mit seinem ganzen Gemüthe in der Predigt des Evangelii lebte. — Der liebe Superintendent zu Dresden, Dr. Löscher — welcher mich von Wittenberg her kannte, und

mich nicht für einen Pietiſten hielt, ſondern für einen eifrigen Menſchen und Liebhaber des Wortes Gottes — hatte ein chriſtliches Mitleiden mit meiner unterdrückten Gabe, und ließ mich machen." Dieſe ſonntäglichen Verſammlungen fanden nachmittags von 3. bis 7. Uhr Statt, man beſprach ſich über geiſtliche Dinge, man ſang ein Lied, man las ein Stück aus dem neuen Teſtament; in dieſer Weiſe ging die Sache bis in das ſechste Jahr mit geringer Unterbrechung fort, und wirkte in mancherlei Richtung ſegenvoll, indem auch viele Leute, die ſich von der Kirchengemeinſchaft getrennt hatten, und dieſe Vorträge beſuchten, durch ſie zur Kirche zurückgeführt wurden, und von ihrem Trotz in Behauptung gewiſſer Irrlehren allmählich abließen. Außer vielen andern Abſonderungen innerhalb der proteſtantiſchen Kirche, beſtand auch die Spaltung zwiſchen Pietiſten und Orthodoxen damals noch fort, nur hatte ſich das Verhältniß beider Partheien im Fortrücken der Zeit bedeutend umgeſtellt. Die Denkart, welche von Halle ausgegangen war, hatte ſich aus Druck und Verfolgung allmählich zu Herrſchaft und Anſehn erhoben, die Lehre hingegen, welche ſich auf Wittenberg ſtützte, erfuhr von Kirchen- und Staatsämtern her, wo ſie vordem überwiegenden Anhalt gehabt, jetzt mancherlei Ungunſt

und

und Bedrängniß. Dieſer veränderte äußere Zuſtand hatte zugleich das Innere umwandelnd berührt, und man mußte bemerken, daß die orthodoxe Parthei an gottſeliger Innigkeit und Wärme in demſelben Maße reicher geworden war, als die pietiſtiſche an äußerer Stärke gewonnen hatte. Dieſe Wahrnehmung beſtätigte Zinzendorfen in ſeiner ſchon früher dargelegten Sinnesart, ſich keiner Parthei vollkommen anzuſchließen, keinem theologiſchen Syſtem unbedingt zu huldigen, ſondern ſein geiſtliches Wirken vorzugsweiſe auf das erregte Gemüth zu gründen, und aus allen Meinungs- und Lehrarten die ächten Freunde des Heilandes, die wahren Kinder Gottes zuſammen zu ſuchen, und in der höheren Gemeinſchaft die äußeren Zwiſte zu vergeſſen. Ja dieſer Sinnesart waren ihm für die Zukunft große und unerwartete Erfolge glücklich vorbereitet, die ſich einem ausgebildeten ſtrengen Lehrbegriffe ſchwerlich ſo verknüpft haben würden.

Für ſeinen Zweck, dem Heilande Seelen zu gewinnen, machte er ſeine weltlichen Anordnungen zu einem dahin gewandten Lebensplan mit ſo richtiger Klugheit und ſichrem Maße, als ſeiner Jugend, bei ſo feurigen Trieben, kaum zuzutrauen geweſen war. Sein ererbtes Vermögen war durch ſechszehnjährige Zinſen vermehrt; zwar hatte der

Kurator desselben nicht über jedes genügende Rechenschaft geben können, und Zinzendorf der unverschämten Zumuthung, er werde als ein Jünger Jesu nicht allzu streng über Geld und Gut halten noch streiten, allerdings entsprochen, und sogleich alles, was irgend schwierig wurde, willig fahren lassen; doch blieb, trotz dieser Einbuße, das Ganze noch beträchtlich genug für den Ankauf eines ansehnlichen Grundeigenthums. Seine Großmutter verkaufte ihm das an Großhennersdorf gränzende Rittergut Bertholdsdorf. Am 19. Mai 1722. ließ er sich huldigen. Der Bau eines Wohnhauses war bereits früher angefangen. Hier dachte er nun in unmittelbarem Wirken auf seine nunmehrigen Unterthanen ein christliches Gemeindeleben nach seinem Sinne zu gründen. Als Gehülfen hiezu berief er zu der eben erledigten Pfarre den Kandidaten Andreas Rothe, einen Mann, dessen Frömmigkeit und Geistesgaben in hohem Ansehn standen, der aber, weil ein Amt zu suchen gegen sein Gewissen war, ungeachtet seiner beliebten Predigten bis dahin nur als Informator sein Unterkommen gefunden hatte. Nach dieser getroffenen geistlichen Fürsorge glaubte Zinzendorf zu der Lebensweise, die er sich vorgesetzt, auch einer gleichgesinnten Gattin nicht länger entbehren zu dürfen. Zwar hatte die Vorstellung, daß

keuſche Eheloſigkeit einem heiligen Berufe wohlgeziemе, ihn oft erfüllt, allein genauere Betrachtung lehrte ihn die Ehe als einen vom Heiland anbefohlenen Stand ehren, den man, wie auch ſeine Herzensfreunde ihn verſicherten, mit aller Heiligkeit führen könne. Seine Wahl traf nach vielem Bedenken die Gräfin Erdmuth Dorothea von Reuß zu Ebersdorf, die Schweſter ſeines Freundes. Er ſchrieb hierüber an ſeine Großmutter: „Bei dem jetzigen Vorhaben wird es noch mancherlei Diffikultäten ſetzen, indem ich ein ſchlechtes Glück für jemand bin, und die liebe Gräfin Erdmuth ſich freilich eine ſehr verläugnende Lebensart bei mir müßte gefallen laſſen, und den chimäriſchen Stand, welchen Gott nicht eingeſetzet, ſondern der menſchliche Ehrgeiz erſonnen hat, mit mir zugleich an den Nagel hängen, ſondann auch der Hauptzweck meines Lebens, Chriſto unter Schmach und Verachtung die Seelen der Menſchen werben zu helfen, auch ihre Funktion würde ſein müſſen, wo ſie mir etwas nutzen wollte, jedoch nach der Regel, welche Paulus vorgeſchrieben hat.“ Da manche Perſonen dieſe Art zu lieben nicht feurig genug finden mochten, ſo nahm er Anlaß, hievon in einem anderen Briefe noch beſtimmter zu reden: „Was die Gräfin Erdmuth belanget, — ſagte er, — gegen welche

man mir eine kalte Liebe beimiſſet, ſo erlauben Sie mir zu ſagen, daß ich hierinnen unglücklich ſei; denn das iſt dem lieben Gott nur allzubekannt, mit was für herzlicher Zuneigung ich ihr ergeben bin. Daß ich aber eine fleiſchlich-irdiſche Liebe zu ihr haben ſollte, da behüte mich Gott vor. Die eheliche Liebe und Freundſchaft gehöret ſich meines Erachtens nicht ehe, als bis man vor Gott ſchon verbunden iſt, denn wenn eine ſolche Sache zurückginge, und man hätte von einem oder andern Theile ſich fleiſchlich geliebet und kreatürlich an einander ergötzet, ſo müßte es nothwendig Male im Gewiſſen zurücklaſſen. Ich weiß, daß ſie mich ebenfalls herzlich liebet, aber nicht anders, als ich ſie. Indem ich nun die liebe Comteſſe Erdmuth dem Aeußern nach gar nicht konſideriere, ſondern lediglich auf ihren Geiſt und Gemüthsbeſchaffenheit, Glauben und Liebe, ſehe, ſo geſchichts, daß ſolche Liebe etwas indifferent ſcheint, weil ſie mehr in das Inwendige als in das Aeußere gehet. Nachdem ich nach Ebersdorf werde gekommen ſein, wird ſichs noch mehr weiſen, und ich bin verſichert, daß ſie ſich nicht einen Augenblick daran ſtoßen wird, ſondern vielmehr eine innige Freude haben, wo ſie ſähe, daß ich in die Liebe Gottes ſo eingedrungen wäre, daß ich ihrer Liebe und Gemeinſchaft gar müſſig gehen könnte, dahingegen ih-

rerſeits keine abſchlägige Antwort werde zu fürchten *haben, wenn ich ſie zur Gehülfin im Herrn verlangen werde.*" Nachdem einige Schwierigkeiten durch die inſtändigen Empfehlungsſchreiben der Herzogin von Wolfenbüttel und des Reichskammerpräſidenten Grafen von Solms beſeitigt worden, fand zu Ebersdorf am 16. Auguſt 1722. die Verlobung und bald nachher die feierliche Vermählung Statt. Zinzendorf hatte ſchon vorher mit ſeiner Braut über den Gang ihres vereinten Lebens aufrichtige Abrede genommen; um alles Irdiſche ſogleich abzuthun, ſchenkte er ihr, noch vor der Trauung, ſeine ganze Habe. Solchen Ereigniſſen ſeines Lebens widmete er nebſt andern Andachten auch geiſtliche Lieder, an deren leichtfließender Hervorbringung es ihm bei keiner Gelegenheit gebrach; ſie mitzutheilen tragen wir jedoch Bedenken, da ihr Ausdruck meiſt nur gering iſt, und dem gutgemeinten Inhalt ſelten Schwung giebt. Seine Gemahlin führte er nach Dresden, wo er in ſchicklicher, doch mäßiger Einrichtung ſeine gewohnte Lebensweiſe fortſetzte. Der freundſchaftlichen Warnung, die Hofluſtbarkeiten weniger zu meiden, damit nicht aus der nichtgeachteten Einladung ein ernſtlicher Befehl des Königs würde, ſetzte er die ſtandhafteſte Ablehnung entgegen, er müſſe, meinte er, die Folgen ſeines

Benehmens Gott empfehlen. Auch wollte er keine Beförderung annehmen, am wenigſten Kammerherr werden, und ſchrieb hierüber, er ſei weder ein Weltmann, noch ein weltkluger Mann, wie ſolches Amt erfordre, ſondern habe den guten Willen, ein Kind Gottes und ein Chriſt von Herzen zu ſein, und ein ſolcher habe vor den Hofvergnügungen und den Herrlichkeiten dieſer Welt einen Abſcheu. Dieſen Anſichten gemäß entzog er ſich auch allen vornehmen eitlen Geſellſchaften, ging dagegen mit den geringſten Leuten, ſobald er in ihnen eine Spur der Gottſeligkeit fand, ganz vertraulich um, indem er ſagte, daß er den vom Hochmuth der Menſchen entſprungenen, und ſo von Aeltern auf Kinder fortgepflanzten Stand der natürlichen Geburt gegen die Schmach Chriſti für nichts achte, daß er alle Menſchen ſo gut als ſich ſelbſt halte, und nicht abſehen könne, warum ein Kind Gottes, wenn es auch ein Bettler wäre, nicht an ſeiner Tafel nach Gelegenheit miteſſen ſollte. Die ſonntäglichen Hausandachten hielt er nach wie vor mit Eifer, und da viele Perſonen ſich mit ihren Zuſtänden an ihn wandten, ſo erwuchſen ihm von daher bald ausgebreitete Geſchäfte, denen er fleißigſt oblag. Man erſchwerte ihm von oben her dieſe Lebenswendung nicht, und ließ ihn ſein Regierungsamt nicht als

Laſt fühlen; vielmehr konnte er dabei einen Theil des Jahres ganz auf dem Lande zubringen. Die Gräfin aber theilte ſeine Neigung und Lebensart mit freudiger Einſtimmung. Gleich zum Winter, da in Dresden die Luſtbarkeiten recht anhoben, reiſten ſie nach der Oberlauſitz, ihre Güter zu beſuchen.

Inzwiſchen hatte ſich daſelbſt ein dem Anſcheine nach geringfügiges Ereigniß zugetragen, welches gleichwohl der Keim der wichtigſten und folgenreichſten Schöpfungen war, und dem Leben Zinzendorfs eine neue Kraftrichtung und entſchiedenen Wirkſtoff gab. Wir müſſen aber hiebei, beſſeren Verſtändniſſes wegen, auf frühere Zeiten zurückgehen. Das Chriſtenthum war in Mähren und Böhmen zuerſt durch Boten, welche der griechiſchen Kirche angehörten, gepflanzt worden, und als ſpäter die lateiniſche Kirche in jenen Ländern die Oberhand gewann, blieb ein großer Theil des Volks der früheren Glaubensform getreu, welche zugleich für die reinere galt; die Waldenſer ſchloſſen ſich derſelben an, Johann Huß und ſeine Nachfolger ſtritten für dieſelbe mit Wort und Schwert, und die Sache der Religion wurde unter ihnen zur Nationalſache. Allein die Anſtrengungen der Mähren und Böhmen erlagen, und ihre Kirche, verfolgt und unterdrückt von der lateiniſchen, abgeſchnitten von der griechi-

ſchen, mußte in Dunkel und Verborgenheit ihr Fortbeſtehn ſuchen, und aus eignen Mitteln ihre Weiterbildung ſchöpfen. Die Glaubensgenoſſen derſelben waren durch ihre Lage auf das Innere gedrängt, und unter dieſen Umſtänden entwickelten ſich leicht ähnliche Vorzüge wieder, als den erſten chriſtlichen Gemeinden unter den Apoſteln eigen geweſen, denen man in Lehre und Wandel möglichſt nachzufolgen befliſſen war; eine Brüderunität wurde der Sache und dem Namen nach geſtiftet, und eine große Anzahl von Getreuen hielten als mähriſche Brüder mehr oder minder offen an der altüberlieferten Gemeinſchaft. Die Reformation Luthers gab auch dieſen Brüdern neue Anregung; die Lehre ſtimmte weſentlich überein, das gleiche Schickſal, welches in und nach dem dreißigjährigen Kriege alle evangeliſchen Bekenner in jenen Ländern traf, hob andre Unterſchiede auf. Viele hatten ſich den grauſamen Verfolgungen der Sieger zum Theil durch Auswanderung entzogen, und in Polen, Preußen, Sachſen, wie auch andern Ländern Aufnahme gefunden, wo ſie beſondre Gemeinden bildeten. In Mähren und Böhmen ſelbſt war ihnen keine freie Stätte mehr, ſie mußten ihren Glauben wie ihre Bücher verheimlichen, und erhielten ſich unter Druck und Gefahr nur in tiefſter Stille. Zu Anfang des

achtzehnten Jahrhunderts gab die Uebereinkunft, welche des Königs von Schweden Karls XII. furchtbares Herannahen dem Kaiser Joseph I. zu Gunsten der Protestanten in Schlesien abnöthigte, einige Hoffnungen, die aber mit dem Abzuge und Fall jenes Kriegshelden wieder schwanden. Unter den aufs neue zurückgedrängten Protestanten entstand aber gegen das Jahr 1720. in einigen Gegenden von Mähren und Böhmen eine besondere Geistesbewegung; sie stärkten sich zu neuem Eifer, und Viele trieb das Verlangen, des freien Gottesdienstes ihrer Brüder im Auslande theilhaft zu werden. Ein Zimmermann, Christian David, wurde hiezu mehreren besonders hülfreich. Von Senftleben in Mähren früher schon auf Wanderschaft ausgegangen, war er nach Berlin gekommen, und hatte dort in der Gemeinschaft der evangelischen Kirche gelebt. Seit seinem achten Jahre suchte er aufrichtig den Heiland, aber erst in Görlitz, wo er in seinem Handwerk arbeitete, und dabei fleißig zur Kirche ging und die erweckenden Predigten Schäfers und Schwedlers hörte, gelangte er zu wahrer Befriedigung. Er lernte hier den Kandidaten Rothe kennen, und durch diesen den kürzlich von seinen Reisen zurückgekehrten Zinzendorf, dem er die unglückliche Lage einiger seiner Glaubensbrüder in Mäh-

ren nicht vergebens ſchilderte, denn Zinzendorf verſprach, die bedrängten Familien aufzunehmen, und ſie an ſicherm Orte unterzubringen, wobei er vorzüglich Ebersdorf im Sinne hatte, und erſt, als dieſer Plan allerlei Schwierigkeiten gefunden, und ihm unterdeſſen in Bertholdsdorf ein eigner Grundbeſitz geworden, beſtimmte er dieſen Ort zur Aufnahme der Vertriebenen, für welchen er vorläufig auch den diesjährigen Ertrag des Gutes anwies. Mittlerweile kamen, von dem muthigen Chriſtian David klug und glücklich geleitet, drei mähriſche Familien nach dem Pfingſtfeſte des Jahres 1722. in der Oberlauſitz an, wo ſie zuerſt in Niederwieſe bei dem Magiſter Schwedler, dann in Görlitz bei dem Magiſter Schäfer achttägige Bewirthung fanden, und darauf mit Rothe's Empfehlungsbriefen an den Hauslehrer Marche nach Großhennersdorf, und von da nach Bertholdsdorf geſchickt wurden. Der dortige Haushofmeiſter Heitz berichtete dem abweſenden Grafen ihre Ankunft, und ging inzwiſchen mit Frau von Gersdorf in Großhennersdorf über die ferneren Anſtalten zu Rath, es wurde beſchloſſen, die armen Fremdlinge ſollten ſich nicht im Dorfe ſelbſt, wie ſie vorzugsweiſe wünſchten, ſondern an einem beſondern Orte anbauen, wozu eine Waldgegend bei dem Hutberge, an der Landſtraße nach

Zittau, gewählt wurde. Die Gegend bot kein Trinkwaſſer dar, hatte auch ſonſt nichts Erfreuliches, doch rechnete man auf Gottes Hülfe. Die Leute wurden einſtweilen auf dem Lehnhof untergebracht; Frau von Gersdorf ſchickte ihnen eine Kuh, damit ſie Milch für die kleinen Kinder hätten, und ließ ihnen das nöthige Bauholz anweiſen. Chriſtian David aber ſchlug ſeine Zimmerart in einen Baum ein mit den Worten: „Hier hat der Vogel ſein Haus gefunden und die Schwalbe ihr Neſt, nämlich deine Altäre, Herr Zebaoth!" Am 17. Juni fällten ſie den erſten Baum zu dem erſten Hauſe der nachherigen Stadt Herrnhut, und ſetzten bei geringer Koſt mit harter Arbeit ihr Werk ſo freudig fort, daß ſchon im Anfang Oktobers das erſte Haus bezogen werden konnte. Der fromme Haushofmeiſter Heitz hielt die Einweihungsrede, und von ihm kam auch der Anlaß des ſpäterhin erſt gangbar gewordenen Namens der neuen Niederlaſſung am Hutberge, indem er gleich anfangs in einem Schreiben an den Grafen ihr den Segen wünſchte, daß ſie immer unter des Herrn Hut ſtehen, die Einwohner aber auch ſtets auf des Herrn Hut ſtehen möchten. Bis dahin hatten Marche und Heitz mit Hülfe der Frau von Gersdorf die Sache geführt, zwar mit Wiſſen und aus den Mitteln Zinzendorfs,

aber doch ohne ſein beſonderes Einwirken, und ſelbſt ohne ſeine genauere Kundnahme, da ſeine Vermählung grade in dieſer Zeit ihn anderweitig beſchäftigt hielt. So konnte es geſchehn, daß ihm, als er am 22. December mit ſeiner Gemahlin nach Großhennersdorf fahren wollte, Verwunderung erregte, an der Landſtraße im Walde ein neuerbautes Haus zu erblicken. Er freute ſich jedoch herzlich, als ihm berichtet wurde, dies ſei die Wohnung der von ihm aufgenommenen mähriſchen Ankömmlinge, und er genehmigte alles Geſchehene. Er ging zu den Leuten hinein, bewillkommte ſie, kniete mit ihnen betend nieder, und dankte dem Heilande, deſſen Obhut er die Niederlaſſung inbrünſtig empfahl; er hieß ſie gutes Muthes ſein und ferneres Vertrauen auf Gott faſſen, und ſetzte darauf ſeinen Weg fort.

Vor allem war ihm jetzt angelegen, ſeine ſämmtlichen Unterthanen zu Bertholdsdorf in die Bahn ächter Frömmigkeit zu führen, er hielt es für ſeine Pflicht, nicht eher zu ruhen, als bis auch der letzte ſeiner Bauern dem Heilande gewonnen ſei. Sein Abſehn hiebei war einzig von der Vorſtellung beſtimmt, nach Speners Hindeutung kleine Kirchen in der großen Kirche zu pflanzen, fürerſt ein ganz einzelner Zweck, dem tiefere Verknüpfung von Gedanken und Planen nicht zum Grunde lag. Das

obrigkeitliche Amt, welches ihm als Gutsherrn zustand, verwaltete er in nöthigen Dingen nach Erforderniß, mischte dasselbe aber in sein geistliches Wirken nicht ein, denn er glaubte, die Obrigkeit dürfe sich keine Macht über die Gewissen der Menschen anmaßen, eben so wenig, als ein wahrer Geistlicher den weltlichen Arm anrufen dürfe, um den Glauben aufzurichten, aus beiden entstünde nur abscheuliche Heuchelei und tiefes Verderben. Sein Prediger Rothe, dessen Predigten gewaltig eindrangen, leistete ihm förderlichsten Beistand, der Magister Schäfer in Görlitz nahm gleicherweise lebhaft Antheil, und als Friedrich von Watteville aus Bern eintraf, der Jugendfreund Zinzendorfs von Halle her, sahen sich die vier Gleichgesinnten als engverbundene Brüder an, deren ganzes Trachten auf das Reich Gottes gerichtet sei. Watteville, der einem Anfluge weltlicher Freidenkerei wieder entkommen war, hegte die innigste Frömmigkeit in dem edelsten Herzen, er war durchaus sanft und dabei höchst thätig, wußte das unerkannte Gute jedes Menschen zu erforschen, und flößte selbst denen noch Vertrauen ein, die es sonst für niemand mehr hatten. Sein liebreicher Sinn und sein grades bündiges Wesen ließ die Mißverständnisse nicht aufkommen, welchen die verbundenen Freunde in ihren häufigen Unter-

redungen, die ſie Konferenzen nannten, zuweilen ausgeſetzt waren; denn in ihrem Streben ſelbſt, durchaus übereinzuſtimmen und einer wie der andre zu denken und zu reden, lag der Grund zu bedenklichen Verwirrungen, über welche Zinzendorf bisweilen, einſam vor dem Heilande knieend, bittre Thränen vergoß. Dieſe Konferenzen, zu welchen nach und nach auch andre Theilnehmer kamen, wurden ſpäterhin in größeren Maßen fortgeſetzt, und nicht ohne lebendigen Einfluß auf die Gemeindeſachen. Doch Zinzendorfs Eifer begnügte ſich mit ſolchen Erörterungen nicht, ſondern vervielfachte die Wege ſeiner Thätigkeit. Neigungen und Gaben waren ihm auf großen perſönlichen Menſchenverkehr geſtellt. Unter den letztern haben wir einer ihm ganz eigenthümlichen zu gedenken, der Gabe aus dem Herzen zu ſingen; unvorbereitet, aus der Fülle des Herzens, in freiem, ungeſtörten Fluſſe, ſang er, ein wahrer Improviſator, ſo oft die Gelegenheit es gab, geiſtliche Lieder, an Inhalt und Ausdruck ſeinen übrigen nicht nachſtehend, und an Wärme und augenblicklicher Wirkung ihnen wohl oft überlegen. Seine Gabe zu reden war durchaus volksmäßig, zum vertraulichen Wechſelgeſpräch wie zum allgemeinen durchgeführten Vortrage gleich geſchickt. Im Triebe ſolcher Gaben machte er ſich

gleichsam zum Diakonus oder Katecheten des Pastors Rothe, und wenn dieser am Sonntage nach der Predigt seine Gemeinde in der Kirche noch zu besondern Unterhaltungen, wobei jeder mitreden durfte, zusammenbehielt, nahm Zinzendorf nicht nur lebhaften Theil an den Gesprächen, und fügte angemessene Lieder hinzu, sondern nachmittags wiederholte er der Gemeinde auf einem Saal in seiner Wohnung die am Vormittage gehörte Predigt Rothe's in dessen Gegenwart nochmals, und so genau, daß er selbst manche Anreden oder etwan in Folge einiger Mißverständnisse nicht allzufreundliche Beziehungsworte, welche der Prediger mit eigner Freimüthigkeit unmittelbar gegen den Grafen öfters fallen ließ, in seine Wiederholung mit den Worten: „Wie heute Herr Rothe von mir, oder zu mir sagte," getreulich aufnahm, und dadurch zugleich ein Beispiel friedlicher Selbstentäußerung gab. Durch so viele vereinte Bemühungen, zu welchen auch noch die Betstunden des Haushofmeisters Heitz und die kräftigen Ermahnungen des Zimmermanns Christian David zu rechnen sind, fanden in der Gemeine von Bertholdsdorf bald zahlreiche Erweckungen Statt, und die Erweckten schlossen sich den vier verbundenen Brüdern innigst an, mit welchen sie sich an jedem Freitage zu besonderer Andachtsübung

noch eigends verſammelten. Aus der Nachbarſchaft zogen fromme Leute herbei, um an dem geſtifteten Gnadenhaushalt, wie die Sache genannt wurde, Theil zu haben, und neue Auswanderer aus Mähren, welche hier Schutz hofften, trafen ein und erhielten Wohnungen.

Während aber Zinzendorf armen Fremdlingen ſo wohlmeinend und fürſorgend auf ſeinen Gütern eine Freiſtätte darbot, ſah er ſich ſeltſam genug in den Fall gebracht, ſelber die Heimath zu verlaſſen, und ſeinerſeits eine Zuflucht in Böhmen zu ſuchen. Die Veranlaſſung war folgende. Im Frühjahr 1723. kam eines Tages unvermuthet ein Trupp reitender Trabanten nach Großhennersdorf, nahm ſofort den Freiherrn von Watteville in Verhaft, und führte denſelben unter ſtrengem Gewahrſam nach Dresden ab. Niemand wußte dieſen für ihn ſelbſt wie für ſeine Freunde ungeheuern Vorfall zu erklären, alles war darüber von Schreck und Furcht betroffen. Auch Zinzendorf, deſſen Einbildungskraft die ſeltſamſten Vorſtellungen nähren mochte, war jenen Eindrücken hingegeben, und fand ſeinem Zuſtande wie auch der Klugheit angemeſſen, um ſelbſt für den Freund noch thätig bleiben zu können, ſeine eigne Perſon in Sicherheit zu bringen. Er ging deßhalb über die Gränze nach Böhmen, wo er in

der

der Stille abwartete, wie ſich die Sache weiter entwickeln würde. Dies erfolgte alsbald, und der Vorgang klärte ſich dahin auf, daß Watteville durch gewiſſe Ausdrücke in einem Briefe den Verdacht der Theilnahme an einem Morde auf ſich geladen hatte, indem ſowohl er als Zinzendorf allerdings mit dem Thäter, einem vornehmen Manne in Dresden, der ſich früher zu den ſonntäglichen Erbauungen gehalten, und dem niemand ein Verbrechen ſolcher Art zutrauen konnte, in Beziehung ſtanden. Bei dieſer Nachricht durfte Zinzendorf gutes Muthes ſein, trat aus ſeiner Verborgenheit hervor, und wirkte mit allem Eifer für die Befreiung des Freundes, deſſen Unſchuld auch bald unzweifelhaft an Tag gelegt wurde. Wer in dem anfänglichen Benehmen Zinzendorfs nur eine Schwäche ſehen wollte, dürfte doch die Umſtände, deren Anſchein auf ihn wirkte, nicht gehörig in's Auge faſſen. Die Zeit der ſchrecklichen Ungewißheit, in der er ſchwebte, brachte er in einer Weiſe zu, die ſeinem ganzen Sinne würdig entſprach, er prüfte vor Gott ſein ganzes Leben, ſeinen Antrieb und Beruf, und erlangte auf's neue die feſte Gewißheit, daß ihn Gott zum Dienſte in ſeinem Hauſe beſtimmt habe, und ſo brachte er aus der kurzen Bedrängniß nur freudigere Stärkung heim. An den Uebelthäter ſchrieb er einen

rührenden Brief, ihm sein heuchlerisches Wesen vorzuhalten, und ihn desto nachdrücklicher zur Bekehrung und Buße anzumahnen.

Nach Dresden zurückgekehrt, setzte er seine gewohnten Arbeiten fort, die sonntäglichen Versammlungen wurden immer zahlreicher besucht. Im Sommer 1723. aber machte er eine Reise nach Schlesien, wohin Watteville und Schäfer ihn begleiteten. Bei dem Freiherrn von Hochberg, auf dessen Herrschaft viele Schwenkfelder wohnten, wurden sie durch das Elend, in welchem diese armen, frommen, fleißigen und stillen Leute lebten, tief gerührt. Ein schlesischer Edelmann, Kaspar von Schwenkfeld, hatte zur Zeit der Lutherischen Reformation diese Sekte gestiftet, welche sich durch besondere Lehren, aber auch durch ruhigen Wandel auszeichnete. Sie wurden jetzt hart verfolgt, damit sie den katholischen Glauben annähmen, allein sie duldeten standhaft ohne zu wanken. Als Zinzendorf sodann wegen einiger Familiengeschäfte zu Kaiser Karls VI. böhmischer Krönung an den Kaiserlichen Hof nach Prag reiste, und schon in Brandeis den Kaiser zu sprechen bekam, war er jener Verfolgten lebhaft eingedenk. Ihm widerfuhr als einem vornehmen und dabei sonderbaren Manne vielfache Auszeichnung; der Kaiser selbst, die Kai-

ſerin, und der Herzog von Blankenburg, Vater der Kaiſerin, erwieſen ihm perſönlich das gnädigſte Wohlwollen. Er ſuchte dieſe Gunſt weniger für ſich ſelbſt, als für die Schwenkfelder zu benutzen, und nahm ihretwegen mit dem Kaiſerlichen Miniſter Grafen von Sinzendorf ausdrücklich deßhalb Rückſprache. Und als dieſer ohne Hehl bekannte, in allen andern Sachen würde er gern gefällig ſein, aber in der Religionsſache könne er nichts zugeſtehn, die Schwenkfelder müßten auswandern, ſo richtete Zinzendorf ein Schreiben zu ihren Gunſten an den Kaiſer ſelbſt, dem er darin freimüthig ſagte: „Ew. Kaiſerliche und katholiſche Majeſtät ſtatte für die Gnade der Audienz den allerunterthänigſten devoteſten Dank: und gleichwie es unbillig wäre, von einem ſo großen Monarchen hinwegzugehen, ohne eine Bitte gethan zu haben, ſo beſchämen Ew. Majeſtät mein Angeſicht nicht, wenn ich um Barmherzigkeit für die hartgepreßten Schwenkfelder in Schleſien demüthigſt flehe. Ich will ihr Weſen nicht in Vertheidigung nehmen: aber, allergnädigſter Herr, die Seelen der Menſchen zu überzeugen, ſind die leiblichen Mittel allzu unvermögend, ſie machen nur Heuchler: und es wird Ew. Majeſtät doch um die wahre Bekehrung der Irrenden zu thun ſein.“ Indeß blieb auch dieſer Schritt ohne Wirkung. Für

seine sonstigen Geschäfte fand er willfährige Unterstützung; es war sogar die Rede, ihm die Würde eines Kaiserlichen Kämmerers zu verleihen, und ihm weitere Aussichten am Hofe zu eröffnen, allein er mußte beides als seinem Sinne nicht gemäß ablehnen. Von Dresden aus wirkte er hierauf mit neuem Eifer für seinen höchsten Zweck. Er selbst hatte angefangen, kleine Erbauungsschriften zu verfassen, welche nach beiräthiger Zuziehung Rothe's im Druck erschienen. Jetzt wurde mit Hülfe der Frau von Gersdorf in der Nähe eine eigne Buchdruckerei angelegt, um diese und andre fromme Aufsätze, wie auch die Bibel selbst, für geringen Preis dem armen Volk in Menge darzubieten. Diese Druckerei wurde jedoch, wegen mancher Schwierigkeiten, aus der Lausitz bald nach Ebersdorf versetzt, wo sie mehrere Jahre wirksam blieb. Zu Erziehungsanstalten für arme Kinder war nicht minder mancherlei Anregung; ein Fräulein von Zetzwitsch, mit der sich Watteville nachher vermählte, zog nach Bertholdsdorf, nahm arme Mädchen unter ihre Aufsicht, und legte damit den Grund zu der nachherigen Mädchenanstalt in Herrnhut. Auch eine Schule für junge Edelleute wurde beabsichtigt. Die Aehnlichkeit dieser Anstalten mit den hallischen war offenbar; man machte den Gründern daraus den Vor-

wurf, ſie ahmten die letzteren nach, und zum Scha-
den derſelben, indem ihr ſegenreiches Gedeihen durch
die neue, in ihrem Erfolge doch noch zweifelhafte
Mitbewerbung nothwendig Abbruch leide. Man
wollte wiſſen, Francke ſehe mißmüthig auf die Un-
ternehmungen in der Lauſitz, und Zinzendorf ſelbſt
gab einigem Bedenken Raum. Allein das gute
Vernehmen beider in ächter Frömmigkeit vereinten
Freunde wurde nicht geſtört. Grade in dieſe Zeit
fiel ihr Briefwechſel über die in der proteſtantiſchen
Kirche zu bewirkende Union der Lutheraner und Re-
formirten. Francke war der Sache entgegen, Zin-
zendorf aber lebhaft dafür; doch ließ er ſich durch
erſteren dahin beſtimmen, daß er nicht ſowohl eine
Vereinigung der verſchiedenen Glaubensbekenntniſſe,
als vielmehr eine Gemeinſchaft kirchlicher Verfaſſung
und Rechte wünſchte. Solchergeſtalt glaubte er,
indem er ſelbſt, wie er bei aller Gelegenheit laut
und nachdrücklich wiederholte, dem Lutheriſchen Glau-
bensbekenntniſſe durchaus getreu bleiben wollte, mit
allen andern proteſtantiſchen Gläubigen, ja in ge-
wiſſem Sinne, ſofern ſie ſelbſt nur einwilligten,
auch mit den katholiſchen, in gemeinſamer Er-
bauung ſtehn zu können, da es zunächſt und haupt-
ſächlich nur auf die wahre Liebe zum Heilande an-
komme, die aus jedem der verſchiedenen Zweige des

Christenthums vollkommen erblühen könne, daher es auch nicht eben nöthig sei, einen derselben mit den andern zu vertauschen. Wegen dieser Ansichten beschuldigte man ihn seitdem häufig des Indifferentismus, welchen nachtheiligen Vorwurf er jedoch stark abzuweisen stets beflissen blieb, ohne doch seine allgemeine christliche Liebesumfassung darum einzuschränken. „Daß in allerlei Volk, — sagt er in einem späteren Briefe, — etliche Seelen durch Jesum Christum modo extraordinario können und werden selig werden, ist eine alte evangelische Lehre.— Von der Verdammten und Teufel Erlösung und Seligkeit kann ich in der Bibel nichts Deutliches finden, drum kann ich's auch nicht glauben. Wenn man mich aber fragt, ob mir's lieb wäre, so bekenne ich von Herzen, daß ich wollte, daß alles, was jemals geschaffen ist, durch das Blut und Tod Jesu Christi zu Gott wieder gebracht werden möchte. Und wenn ich um mein Votum dabei gefragt würde, so gäbe ich's affirmative." —

Die Ansiedler zu Herrnhut erhielten aus Mähren neuen Zuwachs, welchen die Mittel selbst, die man dagegen anwandte, beförderten. Die zurückgebliebenen Angehörigen der ersten Auswanderer wurden dort eine Zeitlang gefangen gesetzt, und auch nachher noch mannigfach bedroht; sie entzogen

ſich weiteren Verfolgungen durch heimliche Flucht mit Zurücklaſſung ihrer Habe. Der Zimmermann Chriſtian David aber wagte ſich neuerdings nach Mähren, um fernerhin auf den Dörfern die Nachkommen der alten Brüder aufzuſuchen; ſie fanden ſich in großer Anzahl, und durch die Reden Chriſtian Davids und zweier muthigen Männer, Davids und Melchiors Nitſchmann, kräftig angeregt, kamen ſie oft zu Hunderten nachts an abgelegenen Orten zuſammen um zu ſingen und zu beten. Beſonders ſtark und allgemein war die Erweckung in den Ortſchaften Zauchtenthal und Kunewalde, wo jedes Geſchlecht und Alter daran Theil hatte. Dieſe Bewegungen konnten nicht lange verborgen bleiben, die Verſammelten wurden durch die Behörden überfallen, auseinandergetrieben, manche derſelben ins Gefängniß geworfen, und mit Leib- und Lebensſtrafen bedroht. Sie erfuhren Druck und Quälereien jeder Art, durften ihren Glauben nicht bekennen, und doch nicht auswandern, ſie ſollten mit Gewalt katholiſch ſein. In dieſer Noth beſchloſſen fünf junge Männer aus Zauchtenthal, nachdem ſie vor Gericht eben mit neuem Gefängniß hart bedroht worden, ihre Freiheit im Auslande zu ſichern. Sie zogen bei Nacht in der Stille aus, fielen vor dem Dorfe auf die Knie, flehten für ſich und ihre

zurückbleibenden Brüder den Schutz Gottes an, und wanderten muthig ihren Weg durch das wildeste Gebirg, indem sie das Lied sangen: „Selig der Tag, da ich muß scheiden," welches hundert Jahre zuvor gleichfalls bei solchem Auszuge war gesungen worden. Sie hatten im Allgemeinen den Plan, Kinder Gottes aufzusuchen, und etwa in Polen oder Holland, wo sie Brüder aus Böhmen und Mähren fänden, sich niederzulassen; zuerst aber nahmen sie ihren Weg nach der Lausitz, um die dortigen Brüder und besonders Christian David wiederzusehn. Sie kamen nach Niederwiese zu dem Magister Schwedler, der sie mit einem Empfehlungsschreiben an Zinzendorf nach Herrnhut entließ. Hier hatten sich bisher die Ansiedler kümmerlich beholfen, denn die Unterstützung, die ihnen zufloß, war höchst gering, sie verdienten ihren Lebensunterhalt mit harter Arbeit, und entbehrten dabei oft des Nothwendigsten. Aber die Niederlassung gedieh dennoch, und man sah sich genöthigt, die Wohnungen zu vermehren; auch das Bedürfniß eines Versammlungssaales wurde dringend gefühlt. Watteville, der ein Stübchen in dem zuersterbauten Hause bewohnte, und mit den armen Leuten den liebreichsten Umgang pflog, hatte diesem Bedürfnisse vielfach nachgedacht, und war durch die unvermuthete An-

rede Christian Davids, der auf einen Platz hinzeigend, mit freudiger Gewißheit der Erfüllung begeistert ausrief: „Da wollen wir ein großes Haus hinbauen, und das soll zu Wohnungen der Auswanderer und zu Versammlungen dienen," so ergriffen worden, daß durch seinen Eifer, mit Zuthun der andern verbundenen Brüder und der Frau von Gersdorf, der Anbau schon alsbald in Ausführung kommen konnte. Am 12. Mai 1724. sollte eben die Grundsteinlegung des neuen Gebäudes Statt finden, als jene fünf Brüder aus Mähren in Herrnhut eintrafen. Zinzendorf empfing ihr Empfehlungsschreiben, und hieß sie willkommen, doch war die Aufnahme unter der Erwartung, welche sie nach irgend einem sonderbaren Maße sich willkürlich gemacht hatten, sie wurden sogar an des Grafen Frömmigkeit beinah irre, und dachten hier nicht zu bleiben. Indeß gingen sie mit auf den Bauplatz, wo die Feierlichkeit begann. Hier empfingen sie sogleich ganz andere Eindrücke. Zinzendorf hielt eine Rede voll Kraft und Feuer über den Sinn und Zweck der neuen Anstalt, und drückte zuletzt den starken Wunsch aus, Gott möchte dieses Haus nicht länger stehn lassen, als es zum Preise des Heilandes eine Wohnung der Liebe und des Friedens sein würde. Ein heiliges Entsetzen faßte bei diesen Worten die

Umſtehenden, und als Watteville darauf den Grundſtein weihte, und mit höchſter Geiſteskraft und Inbrunſt laut betete, wurden alle von ſolcher Gnade überſtrömt, daß Zinzendorf noch lange nachher dieſes Gebet als einen Anfang des ſegenreichen Gedeihens pries, welches der Brüderſache fernerhin zu Theil wurde. „Sie haben viel verſprochen, — ſagte die Gräfin nachher zu Watteville, — trifft die Hälfte zu, ſo iſt's weit über unſre Erwartungen.“ Die aus Mähren angekommenen fünf Brüder gedachten jetzt keines Weiterziehens mehr, ſondern nahmen mit freudigſter Zuverſicht die ihnen angebotene Wohnſtätte dankbar an.

Die Ankunft dieſer fünf Männer zeigte ſich bald für die Entwickelung der neuen Brüdergemeinde von entſcheidender Wichtigkeit. Schon gleich im Anfange, da dieſer Zufluchtsort ſich eröffnet hatte, war daſelbſt eine große Verſchiedenheit der geiſtlichen Richtungen kund geworden. Ueber den Lutheriſchen und reformirten Gebrauch beim Abendmahl waren Irrungen entſtanden, welche der Paſtor Rothe und Zinzendorf nicht beilegen konnten, ſondern nur Watteville's ſanftes Zureden einigermaßen verſöhnte, ohne doch den Grund davon zu heben. Heitz, der ein ſtrenger Reformiter war, verließ den Dienſt des Grafen, und zog ſich zurück; damit war ein Haupt-

widerſacher entfernt, aber deßhalb die Gemeinde noch nicht eine Lutheriſche. Allerlei fanatiſche und wunderliche Vorſtellungen gingen im Schwange, das Verworrenſte und Widerſinnigſte hatte die entſchiedenſten Anhänger. Manche dieſer zuſammengebrachten Leute waren wegen Religionsunruhen ſchon gefangen geweſen, zum Theil gefoltert worden, und von daher gewöhnt, ihre Frömmigkeit nur unter Streit und Unordnung fortzuſetzen. Dieſe armen Handwerker und Tagelöhner, durch ſektiriſchen Eifer beſeelt, traten gegen ihren gelehrten Pfarrer und vornehmen Gutsherrn ferner mit entſchloſſenem Widerſpruch auf, und beharrten ſtandhaft auf ihren Meinungen. Die erſten Anſiedler zu Herrnhut waren, wie Zinzendorf ſagte, zwar mächtig gerührte, aber noch ungegründete Leute, die größtentheils dunklen Vorſtellungen folgten, und keine klaren aufnahmen. Zwiſchen dieſen früheren und den neueſten Ankömmlingen zeigte ſich bald ein mächtiger Unterſchied. Die fünf Männer aus Zauchtenthal waren ächte Nachkommen der alten Brüder in Mähren, und hatten die Ueberlieferung von der Kirchenverfaſſung derſelben noch unverfälſcht bewahrt; die Erzählungen der Väter und Großväter waren ihnen friſch im Gedächtniß, ſo wie manche Stellen alter Brüderlieder, welche Gleiches andeute-

ten. Was ihnen die Heimath verſagt und um deſſentwillen ſie die Fremde geſucht hatten, das wollten ſie nun auch wirklich aufrichten. Das Gemiſch aber in Herrnhut ſtellte keine Brüdergemeinde im alten Sinne dar, und ſchien dieſe doch ſein zu wollen. Sie ſprachen demnach eifrig von der Nothwendigkeit, die Zucht und Ordnung ihrer Väter zu erneuen. Da niemand ihren Sinn recht verſtand, ſo ergab ſich daraus mancherlei Verwirrung; Rothe und Zinzendorf, damals der Verfaſſung und Rechte der alten mähriſchen Kirche noch unkundig, ſuchten vergebens die Brüder zu beſchwichtigen, dieſe waren in ihrer Sache durchaus beſtimmt und feſt, wußten genau was ſie wollten, und ſtanden auf einem ſo guten Grunde, daß ihnen nichts anzuhaben war, vielmehr wurden ſie ſelbſt an der Meinung derer, die ihnen widerſprachen, irre, und dachten mehrmals daran, ihres Weges weiter zu ziehn. Zinzendorf empfand dieſe Streitigkeiten ſehr ſchmerzlich, und wurde der mähriſchen Auswanderung gram, ſuchte ſie auch ſeinerſeits zu hindern, ohne doch darum den neuen Ankömmlingen Schutz und Aufnahme zu verſagen. Denn ſein Mitleid überwog ſeinen Unmuth, und trotz ſeiner doch zuweilen ausbrechenden Jugendhitze übte er im Ganzen gegen alle die verſchiedenartigen Leute, welche in Herrn-

hut zuſammen kamen, ſolche Geduld, daß ihm ſogar Vorwürfe darüber gemacht wurden, beſonders wegen der fanatiſchen und ſchwärmeriſchen Leute, von denen er ſo viele Noth hatte. Ja er wurde wohl gar beſchuldigt, dieſen Wunderlichkeiten beizutreten, und ſelbſt allerlei Neuerungen zu verſuchen, worüber ihm Francke, für den Fall, daß die Sache ſich wirklich ſo verhielte, wie das Gerücht ſie angebe, einen ſo ernſten als herzlichen Abmahnungsbrief ſchrieb. Zinzendorf ſelbſt ſagt von dieſem Ungemach: „Ich hätte wohl Gelegenheit finden können, mir einen guten Theil dieſer beſchwerlichen Leute vom Halſe zu ſchaffen. Allein dagegen ſtanden zwei Grundideen des Heilandes feſt: die erſte, daß man zuweilen aus Weisheit etwas toleriren müßte, wenn man gleich verſichert wäre, daß es einem der böſe Feind zugeſchleppt habe: die andere, daß es im Garten des Herrn Bäume gäbe, die man noch das Jahr ſtehen ließe, und übers Jahr um ein Leichtes wieder auf's folgende hoffe; wozu einem dann auch manche ſelige Erfahrung Muth macht. Man arbeitet ja nicht für ſich; ſondern für ſeinen Herrn. Und wenn man Urſache hat zu hoffen, daß man ihm den Geiſt ſelbſt endlich doch liefern werde, zum Tage des Herrn, ſo ſind zwanzig Jahre nicht zu lang, eines ſolchen Menſchen Inkartaden auszuwei-

chen, und auf eine Art einzulenken, daß man den Paß zu ſeinen Herzen offen behält. Meine beſte Apologie in dieſer Materie ſind die mancherlei Perſonen von dieſer Art, die der Heiland bereits, als Triumphe ſeiner Langmuth, herumführet." Und weiterhin: „Mich reuet keine Protektion, die ich Irrigen und Verfolgten zu geben vermocht; wohl aber, daß ich mich, durch ungeſtüme Oppoſition Anderer, bereden laſſen, etlichen Irrgeiſtern dergleichen zu verſagen, mit denen ſich hernachmals ein großer Theil der evangeliſchen Theologen verlegen genug gefunden, und mit denen hingegen ich, nach dem Exempel Gottes, meines himmliſchen Vaters, recht gut ausgekommen wäre, oder ſie doch ſo annehmlich occupirt hätte, daß, wenn auch allenfalls ſie nicht ſelig geworden wären, doch gewiß niemand anders drunter gelitten hätte, als ſie ſelbſt." Er ſuchte nicht zu beſchämen, nicht zu erbittern, lauſchte vielmehr liebevoll jedem kleinſten Zuge des Beſſern, und gedachte des Uebien nicht weiter, ſobald es gewichen war. Auf dieſe Art allein, durch die Kraft ſeines Herzens und die wahrhafte Frömmigkeit deſſelben, hielt er wundervoll zuſammen, was auseinanderzufallen ſonſt in ſich die wirkſamſten Triebe übergenug hegte. Seine Sonntagserbauungen in Bertholdsdorf dauerten oft von 6. Uhr Morgens bis

Mitternacht: ſeine Hausdienerſchaft nahm von freien Stücken daran Theil; die Leute aus Herrnhut brachten oft ihr Stück Brod in der Taſche mit, um nicht wegen des Eſſens weggehn zu müſſen. Mit äußerſtem Bemühen gelang es ihm auch, die Abweichenden wieder zur Kirche und Kommunion in Bertholdsdorf zu vereinigen, und endlich am 12. Mai 1725., nach dreitägigen, bis in die Nacht fortgeſetzten Unterredungen, eine Art Einverſtändniß über die Lehre, worauf das Heil der Seelen beruht, glücklich aufzuſtellen.

Seine Amtsgeſchäfte ließen ihm alle Freiheit; auch wenn er vom Lande nach Dresden zurückkehrte, war es oft nur, um weitere Ausflüge zu machen, die ſeinen frommen Zwecken und Neigungen entſprachen. So reiſte er im Sommer 1724. mit ſeiner Gemahlin nach Ebersdorf, und nahm den Weg über Halle, wo er ſeine Freunde Anton und Francke und andre Gleichgeſinnte ſprach. Seine Anſtalten in der Lauſitz, denen in Halle bis dahin ganz ähnlich, fanden große Theilnahme, doch bei Francke, welchem die Unbeſtimmtheit der kirchlichen Richtung in dem Ganzen auffallen mochte, zugleich einiges Bedenken; eine feſtere Haltung hätte die Sache wohl empfangen können, wenn ſie der ſchon ausgebildeten halliſchen Leitung ſich angeſchloſſen hätte,

doch war jetzt eine Verbindung ſchwerlich anzuknüpfen, und wurde auch von keiner Seite geſucht; die neue Stiftung mußte in den eigenthümlichen Bedingungen, guten und ſchlimmen, welche Zinzendorfs Perſönlichkeit im Begegnen ſo mannigfacher Umſtände lieferte, ihren einmal angefangenen Weg nothgedrungen für ſich fortſetzen. In Ebersdorf gebar die Gräfin einen Sohn, welchen der Vater ſogleich in einem herzlichen und demüthigen Gebet dem Heilande zum Opfer bot, denn er ſah jedes Leben nur als ein Darlehn an, deſſen Erſtattung jederzeit freudig geſchehen müſſe. Dieſe Geſinnung, welche dem eignen wie dem fremden Tode keinen Schrecken und kaum eine Trauer übrig ließ, theilten beide Gatten, und ſie bewährte ſich eben ſo, da Zinzendorf ſelbſt in Ebersdorf lebensgefährlich krank wurde, als da nach drei Monaten das Kind den Aeltern wirklich entriſſen wurde: beide waren vor dem Herrn eins geworden, ſie wollten dieſen ihren lieben Sohn der Hand Gottes, die ihn geſchenkt, nicht aus Noth, ſondern von Herzen, willig wieder zurückgeben, und das Kind ſtarb, indem ſie kniend ſo beteten. Des Grafen frommer Trieb fand übrigens in Dresden nicht mindere Arbeit, als in Herrnhut; war ihm hier nach innen im Geiſtlichen ſelbſt mancher Kampf geboten, ſo hatte er dort nach au-

ßen

ßen gegen das Weltliche nicht minderen zu beſtehn. Die Feinde und Spötter ungerechnet, ſo gab es auch wohlmeinender Freunde genug, welche ſeinen Weg mißbilligten, und ihm ernſtlich abriethen, denſelben ſo offenbar zu gehn; nicht nur für ihn ſelbſt, für ſeine Stellung und Verhältniſſe, ſondern auch für das Gute, welches bezweckt werden ſollte, fand man ſeinen Eifer ungehörig. Er aber beſtand feſt auf ſeinem Sinne: „Ich gehöre unter der Zahl derer, — ſagte er, — die der Herr berufen hat von der Finſterniß zum Lichte. Darum muß ich von dem Lichte zeugen. Ich heiße einer der Vornehmen dieſer Welt, ich ſoll die Vorrechte davon genießen. Darum bin ich verbunden, vor Andern, vom Lichte zu zeugen.“ Bei dieſer Denkart, die er jederzeit offen darlegte, mußte er häufig gegen die ſtärkſten und allgemeinſten Herkömmlichkeiten der Geſellſchaftswelt anſtoßen, und ihr, wie ſie ihm, unerträglich werden; denn die vornehme Welt verzeiht Verbrechen und Schandthaten lieber, als den Abfall von dem Götzendienſte, den ſie ſich ſelbſt in äußerlichen Dingen eingerichtet hat. Die Befriedigung, welche der Umgang mit ſeinen Standesgenoſſen ihn immer ſeltner finden ließ, gewährte ihm dagegen der Verkehr mit armen und geringen Leuten deſto reichlicher; er fand in dieſen äußerlich Niedrigen die treu-

ſten Kinder Gottes, und eine ſo geiſtige, fruchtbare Geſelligkeit, daß auch in Benehmen und Sprachweiſe ihn, den hochgebildeten Grafen, ein ſchlichter Handwerksmann zuweilen verbeſſern konnte; hier ſah Zinzendorf ſich wahrhaft unter ſeines Gleichen, und jene, die ſich über ſolche Leute ſtellten, tief unter ihnen. Die Verſammlungen, die er in ſeinem Hauſe hielt, wurden vorzüglich von Perſonen geringen Standes beſucht, da der Zutritt für jedermann ſo offen war, daß ſelbſt ein Verhafteter, der für einen Menſchen ohne Religion gehalten wurde, ſich von ſeiner Wache dahin begleiten ließ, bekennend, wenn ihn etwas in der Welt zu bekehren vermögend ſei, ſo glaube er, da könne es geſchehen. Auch hatte der Graf nicht einmal gern, wenn vornehme Perſonen, welche aus irgend einer Urſache den Erbauungen beiwohnen wollten, ſich ihm deßhalb beſonders anmelden ließen, denn er wünſchte ſeiner Unbefangenheit keinerlei Rückſicht auferlegt. Durch Schriften ſprach er ſich ebenſo unverhohlen aus, wie in ſeinen Reden; Abhandlungen und Fragbüchlein erſchienen von ihm; Johann Arnds vier Bücher vom wahren Chriſtenthum ließ er ins Franzöſiſche überſetzen, und widmete dies Werk dem Kardinal von Noailles, welchem Watteville daſſelbe nach Paris überbrachte, worüber jener zwar alle verbind-

liche Theilnahme bezeigte, doch aber auch die Erinnerung nicht unterdrückte, daß man ihn und sein Verhältniß durch solche öffentliche Zueignung eines protestantischen Buches etwas voreilig bloßgestellt. Eine Wochenschrift, der Dresdnische Sokrates nachher der deutsche genannt, eine andre, der Parther, gab er ohne seinen Namen heraus, der jedoch bald errathen wurde. Durch diese letzteren Schriften insonderheit, welche viel Weltliches tadelten, vermehrte er seine Feinde, und da man in einigen die Obrigkeit und Geistlichkeit betreffenden Zügen bestimmte Anspielungen sehen wollte, so fehlte es nicht an böser Nachrede und Verfolgung. Doch seinen Eifer, wo es auf die Sache des Herrn ankam, hielt keine Scheu zurück; jede Gelegenheit fand ihn ganz und rein. So stand er nicht an, als man in Dresden einer verstorbenen frommen, ihm übrigens ganz unbekannt gewesenen Gichtelianerin, aus Haß gegen diese Sekte, ein ehrliches Begräbniß verweigern wollte, hierüber sowohl an den vorgesetzten Minister als an den Oberhofprediger Löscher nachdrücklich zu schreiben; er höre, sagte er dem letztern, daß man die Person auf dem Anger begraben wolle, weil sie sich von Kirche und Abendmahl gesondert habe, und also im Bann sei, auch daß verboten worden, einen Sarg für sie zu machen; er billige

dergleichen Absonderung zwar nicht, halte sie aber für eine Schwachheit, die man an gutmeinenden Seelen tragen müsse, und verabscheue das gedachte Vorhaben auf's äußerste; er warnte, daß ein so lieblofer und ungöttlicher Eifer ein unausbleibliches Strafgericht Gottes nach sich ziehen würde, und forderte den Oberhofprediger auf, wenn ein Funke der Liebe Jesu in ihm sei, die Sache zu redressiren, er werde sie sonst zu seiner eignen machen, und höhere Vermittelung anrufen. „Ich für meine Person, — fügte er hinzu, — würde mich nach meinem Tode gern auf den Anger begraben lassen, ehe ich etwas wider mein Gewissen thun wollte; dadurch werden solche unehrliche Orte zu Triumpf- und Ehrenplätzen." Er hatte die Genugthuung, das Gewünschte zu erlangen. Eben so kühn und frei sprach er, als der Magistrat zu Görlitz den dortigen Erweckten ihre besonderen Zusammenkünfte verbot, und diese Leute, die durch ihren Prediger Schäfer mit Zinzendorf in genauer Verbindung standen, ihn um guten Rath angingen. Er schrieb ihnen Verhaltungsregeln der Sanftmuth, der Unterwerfung, der Stille; in der Hauptsache jedoch bestärkte er sie kräftig, sie sollten in ihrer Weise nur fortfahren: „Die Versammlungen der Heiligen, wo man sich untereinander ermahnet, soll man nicht

verlaſſen. Das iſt Gottes Wort. Wenn einem alſo befohlen wird, ſie zu verlaſſen, ſoll man es nicht thun. Die Obrigkeit bei einer höheren deßwegen zu verklagen, finde ich nicht für gut. Aber mit Demuth ihr vorzuſtellen das ſchwere Gericht, und die Unmöglichkeit, das Werk Jeſu zu hindern, halte ich für wohlgethan. Will es nicht helfen, ſo fähret man in ſeinem einfältigen Gehorſam gegen Gott fort; läſſet ſich vorfordern; antwortet demüthig, vernehmlich, gründlich; läſſet ſich ſtrafen und leidet geduldig. Wird man verwieſen, ſo gehet man fort. Wird man in's Gefängniß geworfen, ſo freuet man ſich. Gehet es an's Leben, ſo giebt man's hin. Wird man losgelaſſen, ſo fährt man fort. Die Leiden muß man nicht abwenden, denn darunter wächſet das Reich Jeſu gewaltig. Große und Geringe haben hier kein größer Recht, Einer als die Andern. Es müſſen eben dieſelben Leiden über Brüder in der Welt gehen. Dies ſind meine Gedanken; und dazu bekenne ich mich gegen jederman, und wünſche den lieben Brüdern viele Kraft und Liebe und Demuth." Auch dieſe Angelegenheit kam ſpäter, da Schäfer auch ſelbſt deßhalb in Dresden erſchien, durch Zinzendorfs Bemühn zu friedlicher Ausgleichung. Wegen der Schwenkfelder, denen man neuerdings durch Kontroverspredigter hart zu-

ſetzte, machte er eine Reiſe nach Schleſien, von der man ihn vergebens, durch die Vorſtellungen von Gefahr, die ihm dort drohe, abzuhalten ſuchte; dieſe Gefahr jedoch war keine eingebildete, denn ſchon war über die Aufnahme, welche den Flüchtlingen aus den öſterreichiſchen Erblanden auf ſeinen Gütern zu Theil wurde, ſtarkes Mißvergnügen laut.

Eines Beſuchs, welchen der Prediger Schwedler aus Niederwieſe um dieſe Zeit in Herrnhut machte, wollen wir hier beſonders gedenken, theils weil dieſer merkwürdige Mann ſchon öfters genannt worden, theils weil an ſeiner Erſcheinung ſich willkommen ein Beiſpiel der tiefwirkenden Kraft und ſchwungvollen Ausübung ergiebt, mit welchen der Geiſt der Frömmigkeit in den Erweckten damals Gemüth und Sinn durchdrang. Schwedler war kein Pietiſt, ſondern ein eifriger wittenbergiſcher Theolog, der aber ſein gewaltiges Feuer bis zur lieblichſten Wärme ſänftigen konnte, und damit auch ſolche Herzen ergriff, die jenem wohl widerſtanden hätten. Durch Frau von Gersdorf, mit der ihn ſeit vielen Jahren ein frommes Herzensband verknüpfte, war er mit Zinzendorf befreundet worden, wie auch, ungeachtet ſonſtiger Wegesverſchiedenheit, mit den mähriſchen Brüdern. Von ſeiner Macht im Predigen erzählt Zinzendorf ſelbſt folgendes

Probeſtück: „Es wurde einmal in der Kirche zu Wieſe vor der Kommunion geſungen: „Valet will ich dir geben, du arge falſche Welt!" Indem der ſelige Mann das erſte Wort anſtimmen hörte von der darauf folgenden Zeile: „Dein ſündlich böſes Leben durchaus mir nicht gefällt," gerieth er in einen ſolchen Eliaseifer, daß ihm das Angeſicht gleichſam flammete. Er rief, über die Orgel, über ſo viele tauſend Stimmen, mit einem Donnerſchall: „Um Gotteswillen! was ſingt ihr? was gefällt euch nicht? Der Herr Jeſus gefällt euch nicht. Zu dem müßt ihr ſagen: Du gefällſt mir nicht; ſo ſingt ihr die Wahrheit. Ihr aber ſprecht; die Welt!" Nachdem er ihnen nun dieſe Wahrheit auf eine ſolche durchgreifende und eindringende Art demonſtrirt hatte, daß ſie Alle, von ihrem Gewiſſen überzeugt, in Jammer und Thränen da ſaßen, und die Wenigſten wußten, wie ihnen geſchahe: Nun, ſagte er, wenn es ſo wäre, wem der Welt, — der Welt ihr ſündlich böſes Leben zuwider worden, der ſollte es nur in Jeſu Namen bekennen. Da wurde dann endlich dieſer Vers mehr geweint, als geſungen." Nicht ſelten geſchah es, daß er den um 5. oder 6. Uhr frühmorgens begonnenen Gottesdienſt ohne Unterbrechung bis 2. oder 3. Uhr nachmittags fortſetzte, und mit zuſtrömender Begeiſterung unauf-

hörlich redete, die kurzen Zwischenzeiten abgerechnet, da er Lieder singen ließ, während welcher seine Zuhörer sich aus den Tausenden, die draußen des Eingangs harrten, immerfort erneuten. Auch diesmal in Großhennersdorf hielt er eine herrliche Predigt, die gegen sechs Stunden dauerte, mit Kraft und Erfolg.

Inzwischen erhielt Herrnhut neuen Zuwachs durch eine Anzahl verfolgter Schwenkfelder, die aus Schlesien kamen, und unsern Grafen um Aufnahme baten. Er machte ihnen bei Frau von Gersdorf ein Unterkommen aus, allein fürerst wohnten sie in Herrnhut. Sie wußten wenig mehr von ihres Stifters Lehrmeinungen, besuchten auch gern die Erbauungsstunden in Bertholdsdorf, und waren größtentheils redliche, fromme Leute, hatten aber weder Taufe noch Abendmahl, und hielten sich im Ganzen abgesondert. Ihre Erweckung zum Heiland suchte Zinzendorf mehr zu betreiben, als ihre Vereinigung mit der Lutherischen Kirche. Sein Eifer erstreckte sich nicht minder auf die umherwohnenden Wenden, deren Seelenheil er in Verbindung mit seiner Großmutter, auf deren Kosten einige Theile der Bibel in wendischer Sprache gedruckt wurden, möglichst förderte. Die treffliche Frau starb 1726. Schon seit zwölf Jahren hatte

ſie in ihren hohen Jahren und ſchwachen Geſundheitszuſtänden ſelten das Haus verlaſſen, als ſie aber ihr Ende herannahen fühlte, ließ ſie ſich in's Freie tragen, um noch Herrnhut mit letztem Segensblicke anzuſchauen. Daſelbſt aber kamen von Zeit zu Zeit immer neue Auswanderer aus Mähren an. Ein Religionseid, welchen man ihnen aufdringen wollte, trieb ſie nur um ſo entſchiedener aus dem Vaterlande. Sie hatten dabei nicht wenige Gefahren zu überſtehen, man hielt ſie an, warf ſie in's Gefängniß, zog ihre Habe ein. Beſonders ſcharf wurde gegen diejenigen verfahren, welche man als Verführer der andern anſah. Zinzendorf erkannte das Bedenkliche, welches für ihn darin lag, bei der Kaiſerlichen Staatsbehörde als der Anreizer jener Leute zu gelten, und bemühte ſich, dem allzuhäufigen Auswandern Einhalt zu thun. Er ſtellte ſtrenge Prüfungen an, und nahm niemanden mehr auf, als wer wirklich aus Gewiſſen, um des Seelenheils willen, weggezogen war; man bemerkte, daß auch vor allen dieſe, welche meiſtens ihre Habe ganz zurückgelaſſen, der aufgeſtellten Wachſamkeit entgingen und glücklich durchkamen, ſelbſt mit Kranken und Kindern, während andre, welche Geld und Gut zu retten ſuchten, oft verrathen oder angehalten wurden. Für die, welche

wahrhaft einem geiſtlichen Rufe folgten, änderte Zinzendorf freilich nichts in ſeiner Bereitwilligkeit, ihnen hielt er ſich zu jedem Opfer verpflichtet; aber wo ein ſolcher Beruf entſchieden fehlte, da wies er die Leute ab, und entließ ſie, nachdem ſie geraſtet, mit Geld und Empfehlungen wieder in die Heimath. Auch unterſagte er ſtreng, von Herrnhut nach Mähren zurückzugehen, in der Abſicht, dort neue Auswanderungen zu veranlaſſen. Allein ſein Verbot konnte den aufgeregten Eifer nicht hemmen; Chriſtian David ſetzte unter vielfachen Lebensgefahren ſeine Umherzüge in Mähren und Böhmen wiederholt fort, und auch David Nitſchmann, einer der fünf Brüder aus Zauchtenthal, war heimlich um ſeinen Vater zu beſuchen nach Mähren zurückgegangen, aber daſelbſt ergriffen und nach Kremſir in's Gefängniß gebracht worden. Um dieſen tüchtigen Mann wo möglich loszubitten, und irgend eine Verſtändigung wegen künftiger Ausgänge ſolcher Leute zu verſuchen, wie auch um bei ſolcher Gelegenheit ſein eignes Verhältniß rechtfertigend in's Klare zu ſetzen, unternahm Zinzendorf im Auguſt 1726. eine Reiſe zu dem Kardinal Grafen von Schrattenbach und zu deſſen Bruder, einem Kaiſerlichen Geheimen Rathe, beide in Kremſir wohnhaft. Hier ging es ſehr diplomatiſch zu; vornehme Höf-

lichkeiten umgaben breit eine kurze Erörterung, in welcher man ſich unter klugen Verwahrungen dahin verabredete, daß von beiden Seiten, ohne irgend ein Nachgeben in der Hauptſache, mit Billigkeit verfahren werden ſollte; die einzelnen Auswanderer ſollten ruhig abziehen dürfen, aber keine Anſtiftung dazu unternommen werden. Von David Nitſchmann verneinte man etwas zu wiſſen, doch hatte ein Begleiter Zinzendorfs den Gefangenen erkundet, aber ſich begnügen müſſen, ihm durch den Frohn von des Grafen Anweſenheit und Bemühen Kunde zu geben, und ihm etwas Geld zukommen zu laſſen. Unter allem vornehmen Gepränge dieſer Auftritte hatte der Graf den Unglücklichen immer ſchwer im Sinne gehegt, und ohne Erleichterung dieſer Bekümmerniß reiſte er auch wieder ab. In Schleſien, in Ebersdorf, Leipzig, Halle, in der Lauſitz, und auch in Dresden, auf allerlei Beſuchreiſen und bei gelegentlichen Anläſſen, hielt er häufig Erbauungsſtunden und eifrige Religionsgeſpräche, und in derſelben Richtung breitete ſich ſein Briefwechſel aus. In Halle beſuchte er auch den berühmten Chriſtian Thomaſius, der die neuen Anſtalten nicht ohne Zweifel, doch als dieſe zu ſeinem Verwundern in manchem Stücke beſeitigt wurden, mit freundlicher Wohlmeinung betrachtete, und glückwünſchend

äußerte, um solche Bauern zu sehen, die philosophiren und glauben könnten, wie von denen in Bertholdsdorf versichert werde, möchte er selbst auf seine alten Tage noch eine Reise thun. Besondere Sorgfalt widmete der Graf auch einem wohlfeilen Bibelabdrucke zu Ebersdorf, und gab eine Vorrede dazu, welche aber nebst den Hinzufügungen Rothe's und anderer Gehülfen bald sehr gehässig getadelt, so wie das ganze Unternehmen als eine Schriftverdrehung bezeichnet wurde.

Während jedoch solcherlei Thätigkeit sich in weitem Umkreis ausbreitete, drohte dem Mittelpunkte selbst eine schlimme Gefahr. Ein Rechtsgelehrter im Voigtlande, der seine abweichende Meinung vom Abendmahl, welches er zuletzt ganz verwarf, gegen die dortige Geistlichkeit nicht durchfechten konnte, gab lieber seine Stelle als Rath auf, und kam nach Bertholdsdorf und Herrnhut, wo er von Seiten des Grafen zwar keine Beistimmung hoffen konnte, aber doch eine Freistätte fand. Sein von kräftigem Eigensinn und sachwalterischer Geistesgewandheit unterstütztes Heiligthum gewann bald ein ungemeines Ansehn, er wollte die alte mährische Kirche in den neuen Einrichtungen verdorben finden; seine Sätze verwirrten alles, was Zinzendorf und Rothe aufgerichtet; es entstand immer mehr Absonderung,

und die Gemeinde löste sich in widerspenstige Glieder auf. Vergebens stritt Rothe mit Strenge, begegnete Zinzendorf, der aus Mähren eben zurückkam, mit liebevoller Duldung diesem Unwesen, der Stifter desselben trat als offner Feind auf, er übte und begehrte keine Schonung, vielmehr schien er harte Schritte des Grafen zu wünschen, um über Verfolgung klagen zu können. Sein Treiben artete in völligen Wahnsinn aus, in welchem er endlich Herrnhut verließ, und nach einiger Zeit starb. Allein die Wirkung seines unruhigen Geistes erlosch damit keineswegs. Die mährischen Brüder, mit wenigen Ausnahmen, trennten sich öffentlich von der Kirche und dem Abendmahl zu Bertholdsdorf. Sie stießen zum Theil die bösesten Reden gegen Zinzendorf aus, nannten ihn das Thier, welches dem falschen Propheten, dem Pfarrer Rothe, die Macht gegeben, sie auf einen verkehrten Weg zu bringen, und auch die Gemäßigteren beklagten ihre vermeinte Mißleitung. Die Sache wurde ruchbar, und machte überall schlimmen Eindruck. Herrnhut war, wie man sagte, ein Sektennest geworden, und Zinzendorf, obwohl im Vertrauen nicht wankend, wußte keinen Rath in dieser Noth; ihm fehlte die wissenschaftliche Erkenntniß, sowohl die dogmatische als die historische, welche allein in dieser Verwirrung

ſicher führen konnte, er mußte fühlen, daß er ſich in Dinge eingelaſſen, zu denen mehr gehörte, als guter Wille; und doch ſollte dieſer in ſeiner Steigerung auch dieſes Mehr zuletzt leiſten! In derſelben Zeit, da ihn dieſer Zuſtand bekümmerte, widerfuhr ihm in Dresden manches Widerwärtige; durch ſeinen Sokrates hatte er manche Perſonen ohne es zu wollen verletzt, ſeine Hausverſammlungen wurden durch Beſucher geſtört, welche nur Aergerniß zur Abſicht hatten, am Hof und in der Geiſtlichkeit zeigte ſich böswillige Verſtimmung gegen ihn, und bei den nachtheiligen Urtheilen, die man über die Vorgänge in Herrnhut fällte, und auch über ihn ſelbſt, den viele Fromme noch unbekehrt und durch keinen Bußkampf geläutert finden wollten, mußte er befürchten, daß man gegen ſeine dortigen Anſtalten den Grimm wenden würde, den gegen ihn ſelbſt auszulaſſen man aus allerlei Rückſichten noch Bedenken trug. Ihm wurde daher aus zwiefachen Gründen rathſam, Dresden zu verlaſſen und nach Herrnhut zu ziehen, ſowohl um den dort ſteigenden Mißverhältniſſen zu entgehen, als um hier der eingeriſſenen Unordnung zu ſteuern. Sein Amt bei der Regierung war ihm von jeher nur ein Joch, das er zwar geduldig trug, aber nicht liebte; nach empfangener Einwilligung ſeiner Mutter ent-

ſchloß er ſich ſogleich, daſſelbe aufzugeben. Auf Anrathen ſeiner Freunde, und weil noch einige Geſchäfte, die jedoch nur ſelten ſeine Anweſenheit in Dresden erforderten, ihm zur Erledigung anvertraut waren, begnügte er ſich, anſtatt der völligen Entlaſſung, vor der Hand nur unbeſtimmten Urlaub nachzuſuchen, der ihm auch gern bewilligt wurde. Ueber ſeine Beweggründe bei dieſem Schritt und über ſeine nachfolgende Stellung in Herrnhut, giebt er ſelbſt dieſe gehaltvolle Auskunft: „Ich ging aus keiner andern Urſache vom Hofe und aus dem Amte, das ich hatte, als darum, weil ich meine inzwiſchen angelangten Gäſte aus Mähren und andern Orten, die mir als Kryptokalviniſten und Separatiſten beſchrieben wurden, von dem Irrthum ihres Weges bekehren wollte, und wenn ich an einigem Orte gewiß zu ſein dachte, daß ich meinen Satz zu behaupten und in keinem Tüttel nachzugeben hätte, ſo war es da; es war aber weit gefehlt. Meine Freunde waren im Anfang hitziger als ich, denn ſie kamen aus der Verfolgung, und ich kam vom Hofe. Das gab mir einen geringen Vortheil über ſie, nachdem ſie mir aber denſelben abgelernt, und in einer kurzen Zeit mit mehrerem Effekt denken und reden gelernt, ſo kam die Reihe an mich, wieder was Neues zu lernen. Ich mußte mich über

manches in Traktaten einlaſſen, darüber ich wie über Leimen hinzugehen gedacht hatte, und ich lernte in einem halben Jahre mehr Kirchenhiſtorie, und bekam mehr Data zu einer ſoliden Kritik über die Häreſiologie, als ich mir in Arnolds Kirchen- und Ketzerhiſtoria, ja ſelbſt in Bayle, nicht würde geſammlet haben. Nie hat mich die über mir waltende Vorſehung vor einer nähern Gefahr bewahret, als bei derſelben Gelegenheit; und wenn ich ſehe, was aus einer kleinen Doſis von Unpartheilichkeit für ein bewährtes Specifikum worden, ſo bete ich an. Das menſchliche Gemüth hat die Art nicht, von einem Extreme auf die Mittelſtraße zu kommen; es nimmt ſeinen Weg gemeiniglich über das andre Extrem: und ſo bin ich einige Jahre lang bei der ſorgfältigen Prüfung derer mancherlei Wege, Meinungen und Verfaſſungen der Chriſtenmenſchen, die entweder mich aufgeſucht, oder zu denen mich mein Beruf direkt oder indirekt geleitet hat, nicht nur Schritt vor Schritt gegangen, ſondern ich habe keine einige davon ganz oder halb verworfen, die ich nicht vorher eine Zeitlang ganz oder halb bewundert. Wie mirs diesfalls in Anſehung der Sachen gegangen, ſo und noch viel eingreifender iſt mir die Rückſicht der Perſonen geweſen. Nicht ſelten habe ich einen Menſchen, den

meine

meine Mitbrüder bei dem erſten Abord für verwirrt gehalten, ſtundenweiſe mit Reſpekt angehört, und mich kaum bereden können, nichts anders hieraus zu profitiren, als was ich einige Minuten darauf ſelbſt gefunden. Die Natur der Sache, die oftmalige Erfahrung und das Zunehmen meiner Geſchäfte hat mich endlich auch in dieſem Theil kondescendenter gegen meine Brüder gemacht, daß ich ihrem Zeugniß von ſolchen Perſonen, mit denen ich mir viel Zeit verdorben hatte, a priori mehr Glauben gegeben."

In Herrnhut fand er die Sachen nur um ſo ſchwieriger, als er auch mit dem Paſtor Rothe über die geiſtliche Leitung der Irrenden nicht einverſtanden war. Sein erſtes Geſchäft wurde daher, ſich mit dieſem würdigen Manne, den er ſonſt achtete und ehrte, ſo zu ſetzen, daß jeder, das gleiche Gute bezweckend, nach eignem Sinn ungehindert thätig ſein könnte. Sie trafen ein brüderliches Uebereinkommen, die Rechte des Kirchenpatrons und des Pfarramts jedem nach ſeiner Stellung unbeſchränkt über das Ganze vorzubehalten, aber die eigentliche Seelſorge unter ſich ſo zu theilen, daß Rothe in Bertholdsdorf, der Graf ſelbſt aber, als unordinirter Katechet Rothe's in Herrnhut nach eigner Art ſeinen Weg ginge. Den Gemeindeglie-

dern wurde dieſes Abkommen nebſt den Gründen dazu aufrichtig bekannt gemacht, und niemand war dawider. Um durch nichts Fremdartiges geſtört zu werden, übergab Zinzendorf ſeine ökonomiſchen Angelegenheiten nun völlig ſeiner Gattin und ſeinem Freunde Friedrich von Watteville, die ihn gleichwohl auch in der Seelenpflege noch treulich unterſtützten, und begann mit innigem Eifer getroſt ſeine geiſtlichen Arbeiten. Seine Perſönlichkeit wirkte ungemein; mit feurigem Zuſpruch, mit heißen Thränen und liebevoller Belehrung, die er bald öffentlich bald vertraulich ſpendete, brachte er es dahin, daß die Abſonderung vom Gottesdienſt und Abendmahl der evangeliſchen Kirche wieder aufhörte. In dem Raume der wiedergewonnenen Ausübung konnte die eigentliche Lehre der Brüder, in welcher allerdings noch die gründliche Feſtigkeit mangelte, und der Graf ſelbſt nicht ſowohl ein Wiſſender, als ein begeiſterter Anſtreber war, ſich allmählich zurechtſtellen; er vermied in dieſem Betreff allzubeſtimmte Einzelheiten, und ſuchte, auch wenn er oft kühne und bedenkliche Bilder und Ausdrücke wagte, immer wieder in die gemeinſame Mitte chriſtlicher Vorſtellungen einzulenken, in welcher alle beſonderen Glaubensformen ſich vereinigen könnten. Allein die Mähren, auf welche Zinzendorf am meiſten

Rückſicht nahm, bewieſen ſich, wenn nicht von dieſer, doch von einer andern Seite ſchwierig, und verlangten ſchlechterdings die althergebrachte geſellſchaftliche Verfaſſung ihrer Kirche, wollten auf keinen Theil derſelben verzichten, und erklärten rund heraus, daß ſie lieber aufbrechen und eine andre Zuflucht ſuchen würden. Hiedurch gedrängt, und nachdem er dem Grund und Sinne der Sache genauer nachgeforſcht und dieſelbe durchaus evangeliſch und heilſam gefunden, auch ſie mit gewichtigen Theologen überlegt und deren Billigung vernommen hatte, beſchloß er, dieſe theuererkauften Seelen, nachdem ſie einmal in ſeine Aufſicht gekommen, dem Heilande unter jeder Form zu bewahren, und ging an's Werk, den Brüdern, als einer freien chriſtlichen Societät, die nach den Rechten der evangeliſchen Kirche ihre beſondern Einrichtungen haben und behalten durfte, ein Herſteller und Ordner ihrer alten Satzungen zu werden. Sein von Liebe und Geduld geführter Eifer, der jeden Einfluß obrigkeitlicher Gewalt und ſonſt weltlicher Ueberlegenheit in ſolchen Dingen abwies, bewirkte durch bloß freundliche Beſprechungen, daß am 12. Mai 1727. auf den alten Grundlagen neue Gemeindeordnungen verfaßt, und als Statuten von ſämmtlichen Brüdern und Schweſtern, durch freiwillige

Zustimmung, genehmigt und unterschrieben wurden; dies geschah unter freudigem Gebet und wirksamer Heiligung, welche von diesem Tage an segenreich über Herrnhut in besondern Erregungen fortwaltete. Sogleich wurde zur Wahl der Gemeindebeamten geschritten, zwölf Aelteste, nicht nach dem wirklichen Alter so heißend, sondern nach dem Ansehn und Vertrauen, das sie begleitete, wurden zu Wächtern der Verfassung erwählt, Zinzendorf zum wichtigen Amt des allgemeinen Vorstehers und Friedrich von Watteville zu seinem Gehülfen ernannt. Die Leitung der Angelegenheiten noch bündiger zusammenzuhalten, ohne sie doch zu sehr einzuziehen, kamen die Aeltesten mit dem Grafen überein, aus ihrer Mitte durch das Loos vier Brüder zu bestimmen, welchen mit dem Vorsteher alles Gemeinbeste wahrzunehmen zunächst obläge. Die Berathungen dieser Behörde erhielten den Namen der Aeltesten-Konferenzen, und wurden die Stätte der wirksamsten Thätigkeit. Wo der schlichte Sinn der Frömmigkeit und das Maß der vorhandenen Einsichten keine sichre Entscheidung gab, da wurde das Loos angewandt, dessen Ausspruch dann als der des Heilandes selbst gelten mußte. Diese Zuziehung des Looses, welche bei der Brüdergemeinde in sehr ausgedehnten Gebrauch kam, hat vielen Tadel gefunden;

allein bei genauer Betrachtung muß man bekennen, daß dem dunklen Gebiet, welches einen Theil des Zusammenhangs menschlicher Dinge unerforschlich verhüllt, und mit welchem zuletzt jeder auf eine andre Weise sich abzufinden sucht, durch das gewählte Mittel und dessen bescheidene, wirklich nur zur ergänzenden Aushülfe, und meistens gern auf bloßes Verneinen und Unterlassen gestellte Anwendung, sein Recht auf eine Art geschah, welche der Frömmigkeit noch am wenigsten Eintrag that, und auch dem nachgehenden Verstande durch den praktischen Erfolg sich als wunderbar ersprießlich bewährte. Für die Glaubenslehre und den öffentlichen Gottesdienst war durch die bestehende Kirche hinreichend gesorgt, für den Unterricht der Jugend durch die mit jener verbundenen Schulen; die adeliche Schule wurde aufgehoben, und an deren Statt eine allgemeine Knabenanstalt, so wie auch, unter weiblicher Aufsicht, eine allgemeine Mädchenanstalt eingerichtet. Für den inneren Gang der Gemeine und die besondere Seelenpflege wurden aber noch andre eindringliche Förderungsmittel vielfach angeordnet.

Alles war in Herrnhut und Bertholdsdorf voll Eifer und brünstiger Bewegung; der Geist des religiösen Schaffens war über die Leute gekommen, und rasch entwickelten sich aus dem gemeinsam er-

wärmten Betriebe die Formen und Richtungen, welche dem neuen Verein die Grundlage seiner fortdauernden Eigenthümlichkeit werden sollten. Zinzendorfs feuriger Sinn gab zu dem meisten die erste, die stärkste Anregung. An einem Tage, da Rothe, Schwedler und Andre in Herrnhut und Bertholdsdorf an verschiedenen Orten vor einer großen Volksmenge zugleich predigten, entstand durch die an diesem Tage vorgeschriebene Betrachtung des Besuchs der Maria bei der Elisabeth die Vorstellung solcher Besuche der Kinder Gottes, und es wurden die sogenannten Banden oder Gesellschaften gestiftet, zu welchen je zwei, drei oder mehrere fromme Seelen, unter denen Jesus ist, nach Neigung und Angemessenheit der Umstände, sich frei vereinigen, über ihren ganzen Herzenszustand kindlich mit einander sich besprechen und nichts vor einander verbergen. Zinzendorf hatte alsbald die ganze Gemeinde, mit strenger Scheidung der beiden Geschlechter, in solche Banden eingetheilt, und sah diese noch spät für einen Hauptbetrieb des Fortgangs der herrnhutischen Dinge an. Die Banden wechselten ihre Glieder nach Erforderniß, oft ungern den Führern hierin folgend, aber mit dem großen Nutzen, daß die Gemeinde dadurch in die vielfachste innere Bekanntschaft mit sich selbst gerieth. Eine der wichtigsten

Einrichtungen aber waren die Chöre, in welche die ganze Gemeinde nach Geſchlecht und Alter abgetheilt wurde. Jeder Chor bekam ſeine Arbeiter und Gehülfen, ſeine eignen Erbauungen, Lieder, Feſttage. Inſonderheit erhielten die Schweſterchöre in der Folge die größte Ausbildung. Einfache Kleidung war allen gemein, aller Modeputz wurde verbannt, mit ihm ſogar Sonnenſchirme und Fächer; ein geringer Hut, gewöhnlicher aber eine ſchlichte Haube von weißer Leinwand ohne Spitzen, mit einer Schleife von ſeidnem Bande zugebunden, diente zur Kopfbedeckung. Die Farbe der Bandſchleife ſollte die Chorangehörigen auch für den äußern Anblick unterſcheiden; die Wittwen erhielten weißes, die verehlichten Frauen blaues, die Jungfrauen roſenrothes, die kleinen Mädchen dunkelrothes Band. Für die Brüder fanden keine ſolche Abzeichen Statt, doch gingen auch ſie alle ſehr einfach, gewöhnlich braun oder grau gekleidet. Eine Trauertracht gab es für beide Geſchlechter nicht, da der Tod, oder das aus der Zeit gehen, wie man in Herrnhut das Sterben lieber nennen wollte, für die Frommen nicht als ein Anlaß zum Leid angeſehen wurde. Andre Vereine bildeten ſich, die in Gebet und frommen Uebungen die Nächte durchwachten, oder auch die ſchon früher gewöhnlichen Nachtwachen der

Reihe nach besorgten. Hieran schloß sich eine andre Einrichtung, das Stundengebet, da vierundzwanzig Brüder und Schwestern sich verbanden, von einer Mitternacht zur andern in unaufhörlichem Gebet zu verharren, indem jeder dieser Stundenbeter eine der vierundzwanzig Stunden auf sich nahm und in seiner Einsamkeit dem Gebet oblag, so daß Tag und Nacht, dem biblischen Ausdrucke nach, kein Schweigen vor dem Herrn sein durfte. Die ursprünglichen Theilnehmer verdoppelten und verdreifachten sich später, jedoch blieb jeder für sich, und nur die gleiche Stunde machte die Gemeinschaft. Sonstige Bet- und Erbauungsstunden wurden reichlich angeordnet; auch besondere Singestunden, für welche der Sekretair Tobias Friedrich ein trefflicher Lehrer wurde. Zinzendorf war von allem diesen die Seele; seine längern und kürzern Anreden, die sein Eifer auch bei kirchlichen Handlungen Rothe's, bei Kindtaufen, Trauungen und Begräbnissen, selten unterließ, strömten aus erregter Brust; der geistlichen Lieder war er so lebendig erfüllt, daß er, nach vorhandenem Anlaß, die entsprechenden Verse aus vielen verschiedenen Liedern zu neuem Zusammenhang, weglassend und hinzudichtend, zu einer Art von Liederpredigt anreihte; ebenso begabt war er als Vorleser, er mochte ein Kapitel aus der

Bibel oder Briefe und andre Aufſätze vortragen, immer war es mit beſonderer Kraft, karaktervoller Deutlichkeit und lieblichem Eindruck. Um aus ſolchen gemeinſamen Beſchäftigungen nicht um leiblicher Nahrung willen in zu weite Entfernung ſich zerſtreuen zu müſſen, genoß man an Ort und Stelle das kärglich Mitgebrachte, oder das aus der gräflichen Küche zur Nothdurft Dargebotene, woraus nach dem Vorbilde der erſten chriſtlichen Kirche bald Liebesmahle oder Agapen entſtanden, welche die Gemeinde bald vereint, bald in mehrere Abtheilungen geſondert, feierte. Alle dieſe Anſtalten, die neben dem öffentlichen Gottesdienſte zur Erbauung und Förderung der Seelen wirkten, hießen im Allgemeinen ſchlechtweg Gelegenheiten, denn auch eine eigne Sprachweiſe begann in der neuen Gemeinde ſchon ſich auszubilden. Für die Leitung des äußeren Lebenswandels wurde nicht minder geſorgt. Wiewohl Zinzendorf als Gutsherr obrigkeitliche Gewalt hatte, und überdies die Leute großentheils von ihm ihren Unterhalt bezogen, ſo wollte er doch beides nur im äußerſten Falle roher Vergehn gelten laſſen, und die nöthige Aufſicht und Ordnung, deren Mangel auch erweckten Leuten, nach ſeiner Meinung, nur Schaden bringen würde, durch eine zweckmäßige Gemeindezucht bewirken. Einige Brüder wurden zu

einem Friedensgericht verordnet, dem die Schlichtung aller Irrungen und Zwistigkeiten, die sich einem ernstlichen Rechtsgang entziehen ließen, aufgetragen war. Andre erhielten die Aufsicht über die Gewerbsachen, und trugen Sorge, daß jeder sowohl die nöthige Arbeit erhielte, als auch gute um billigen Preis lieferte. Für die Armen wurden Almosenpfleger, für die Kranken Krankenpfleger bestellt. Besondre Gehülfen in der Lehre übten, wo es noth that, den Beruf begabten Zuspruchs. Vor allen wichtig war das Amt der Aufseher, welche auf alles noch so Geringfügige, woraus Schaden entstehen konnte, Acht hatten, und das bemerkte Rügenswerthe wieder eigends bestellten Ermahnern mittheilten, oder auch ihren Antrag, nach Umständen, sogleich an die Aeltesten oder gar an die Obrigkeit richteten. Zu diesen bedenklichen Aemtern nur verständige, wohlgeprüfte, freundliche Personen zu ernennen, war Zinzendorfs angelegentliche Sorge, denn er fühlte wohl, daß dergleichen Anstalten ohne den rechten Geist und die wahre Liebe das gehässigste Joch und ganz das Gegentheil ihrer Bestimmung sein würden. Aber hierin zeigte sich grade sein ächter frommer Sinn und seine praktische Menschenkunde, daß jeder Abweg vermieden, und jedes noch so gefahrvolle oder sonderbare Betreiben unaufhörlich zu

dem schönen Ziele wahrhaft christlicher Vervollkommnung gelenkt wurde. Um die Reinheit der Sitten zu erhalten, sah er sorgfältig auf Absonderung der Geschlechter. Die Schwestern wurden in den verschiedenen Arbeiten von Schwestern beaufsichtet, und diese von den Gemeindeältesten, mittelst besonders geprüfter und von der ganzen Gemeinde als tüchtig anerkannter Brüder, geleitet. Zinzendorf selbst war hiemit beauftragt worden, sowohl seines reinen Eifers und seiner wirksamen Gaben wegen, als auch um seines Standes willen, der eine zu große Annäherung schon durch die äußere Ehrerbietung, die doch nicht ganz außer Acht bleiben konnte, verbot. In geistlichen Dingen ließ er große Freiheit walten, und glaubte gegen Meinungen, die nicht den Grund seiner Sache betrafen, auch nicht streng sein zu dürfen. Allen Ernst aber wandte er an, sobald eine Störung dieses Grundes zu befürchten schien.

Mit besonderer Liebe nahm Zinzendorf sich auch der Kinder an, unter welchen durch sein eindringliches Reden bald eine allgemeine Erweckung entstand. Die Kleinen fühlten, gleich den Erwachsenen, tiefe Reue und Schmerz über ihr sündiges Wesen, und seufzten und schrieen zum Heiland um Erbarmung. Sie gingen öfters in dieser Stim-

mung, um allein zu ſein, nach dem Hutberg, fielen dort auf die Kniee, weinten um Gnade, und beteten zum Heilande. Der Graf ſtand dann wohl von fern beobachtend, bis alles vorüber war, und begleitete zuweilen die Rückkehrenden, mit ihnen ſingend, nach Hauſe. In den ſogenannten Kinderſtunden und Kindergeſellſchaften wurde der Heiland als ein Kind vorgeſtellt, ſeine Kindſchaft geprieſen und beſungen, und ſein ſpielender Umgang und ſeine vertrauliche Liebe innigſt erfleht. So wurden die Kinder frühzeitig in das mythiſche Gebiet der Religion eingeleitet, und ihre Einbildungskraft mit religiöſen Vorſtellungen erfüllt. Aus ſeiner eignen Kindheit brachte der Graf dergleichen reichlich mit, und ſeine Vorliebe für tändelnde Spielereien ging auf ſeine Genoſſen und Nachfolger über. Es wird erzählt, in dieſer Erweckungszeit habe ein ſo gewaltiger Geiſt unter den Kindern geweht, daß es an Worten, ihn auszudrücken, fehle; „Eines Tages, — ſo ſteht berichtet, — kam ein kleines Kind von drei Jahren zum Grafen in die Stube, fiel auf die Kniee nieder und betete: Ach, mein Jeſu! nimm doch hin, was mir drücket Geiſt und Sinn, daß ich dich zu jeder Friſt ſehe, wie du ſelber biſt; nebſt vielen dahin gehörigen, herzbrechenden Worten, zu großer Erbauung des Grafen.“ Die große Gefahr, ſolche

Vorgänge auch nur zuzulaſſen, geſchweige denn ſie zu wecken und zu hegen, leuchtet jedem ein, der näher beobachtet hat, wie Nachahmungstrieb in den Kindern jeden Schein ergreift, und dieſen, oft ohne die geringſte Spur der Sache ſelbſt, täuſchend verarbeitet. Hier aber iſt wieder die ächte Frömmigkeit in Zinzendorf anzupreiſen, deren Fülle auch die Leiſtungen der Verſtandesklugheit erſetzte, und jedem eröffneten Treiben wirklichen Gehalt gab, oder wenn dieſer auszugehn drohte, auch ſchon wieder in andre Richtungen übergegangen war. Die gewagteſten Wege, die bedenklichſten Geſtaltungen, welchen ſein und der Seinigen oft ſchwärmeriſcher Eifer ſich wohl überließ, haben in dem innerſten Kern ſeines Weſens ſtets einen Gegenhalt gehabt, welcher trügeriſchen Mißbräuchen, ärgerlichen Enttäuſchungen und Beſchämungen meiſt glücklich trotz bot. Wenn auch der Hang zum Kindlichen oft nur Kindiſches hervorzubringen ſchien, ſo war doch der Sinn, welchen Zinzendorf im Ganzen befolgte, ernſt und angemeſſen; folgende Worte über die Kinderzucht laſſen auch den klugen Anordner in dieſer Hinſicht neuerdings erkennen: „Die Kinderzucht, — ſagt er, — iſt eine heilige, prieſterliche Methode, die Seelen, von ihrer Wiege an, nichts anders wiſſen zu laſſen, als daß ſie für Jeſu da ſind, und

daß ihre ganze Glückſeligkeit darin beſtehet, wenn ſie Ihn kennen, ihn haben, ihm dienen, mit ihm umgehen, und ihr gröſstes Unglück iſt, auf einigerlei Art von ihm getrennt zu ſein, daher der Kinder gröſste Strafe ſein muß, nicht mitbeten, nicht mitſingen, nicht in die Verſammlung gehen, nicht lernen dürfen, nach Gelegenheit der Umſtände nicht geſtraft werden; eine Fühlung im Gemüthe haben, daß man ſchlecht ſtehe, ohne ein Gefühl im äußern Menſchen, daß mans übel habe." Ein richtiges Gefühl hielt ihn auch ab, ſich mit fremden Kindern einzulaſſen, ſondern er begnügte ſich diejenigen anzuregen, die ſchon durch ihre Aeltern in dem Sinn der Gemeinde waren. Ein Liederbuch für Kinder, das er in dieſer Zeit zuſammenwählte und drucken ließ, wurde mehrmals aufgelegt.

Zu den Anordnungen welche in Herrnhut entſtanden waren, kamen nach und nach mehrere. Am Schluſſe der abendlichen Singeſtunden, welche jeden Tag Statt fanden, pflegte Zinzendorf noch über einen Bibelſpruch oder Liedervers eine kurze Rede zu halten, und gab dann den Zuhörern ſolchen Spruch oder Vers als eine Looſung für den folgenden Tag mit nach Hauſe. Dies wurde bald zur ſtehenden Gewohnheit; jeder Tag ſollte eine beſtimmte, ihn gleichſam beherrſchende Looſung haben,

und es wurde bald zum angelegentlichen Geſchäft, welchem ſich Zinzendorf mit Vorliebe widmete, dieſe Looſungen für jedes Jahr vollſtändig auszuwählen und der Gemeinde zu übergeben. Dank- und Feſttage, ſpäter Bet- und Gemeindetage genannt, wurden nach beſonderen Anläſſen gehalten, im Zuſchnitt andren Erbauungen ziemlich gleich, nur daß noch Berichte über den Zuſtand des Reichs Gottes und Anträge zur Förderung deſſelben mitgetheilt wurden, woraus ſich die Neigung und Ausſicht zu Botſchaften in ferne Länder unter den Brüdern entwickelte. Die gewöhnlichen Frühverſammlungen der Gemeinde wurden im Sommer ſchon um vier und im Winter um fünf Uhr gehalten, wodurch Zinzendorf, der oft bis tief in die Nacht arbeitete, an ihrem regelmäßigen Beſuch gehindert war; um aber auch in dieſer Gattung nichts zu verſäumen, richtete er ſich in ſeiner Wohnung mit ſeinen Hausgenoſſen eine um etwas ſpätere Andachtsſtunde ein. Wie viele Stunden des Tages auch ſchon auf ſolche Art in Anſpruch genommen waren, ſo wußte der Graf doch die Werke ſeines frommen Eifers noch immer zu vervielfachen. Er gab einer Anzahl junger Männer, die ſich zu beſondrer Lebensweiſe vereinigt hatten, eigentlichen Schulunterricht, hielt Reden an die ledigen Mannsperſonen, an die Jung-

frauen, an die neuangehenden Eheleute, und ertheilte jeden beſonders die Lehren, die ihnen gemäß waren. Einigen auserleſenen Brüdern und Schweſtern las und erklärte er Taulers Mark der Seele, worin er doch, bei allen Schönheiten und Tiefen dieſes Schriftſtellers, zu wenig von Chriſtus geredet fand, und nur deßhalb die Sache wieder aufgab. Seine raſtloſen Bemühungen wirkten ſo fruchtbar, und ſtellten der Gemeinde zu Herrnhut ein ſo eindringliches Beiſpiel auf, daß endlich Rothe, der bisher in vielen Dingen ihr noch abgewendet geblieben war, gerührt und erweicht ſich völlig mit ihr vereinigte, und am 12. Mai 1728. die Statuten von Herrnhut auch auf die Gemeinde von Bertholdsdorf ausgedehnt wurden, ein Ereigniß, welches für das Gedeihen der begonnenen Sache als ein unſchätzbarer Gewinn erſcheinen mußte. Doch in aller Herzensfreude des Grafen über dieſes Gedeihen verblieb ihm ſtets die tiefe Demuth, ſeinem Werke keinen andern Beſtand zu wünſchen, als den es unmittelbar zu verdienen fortführe. Dieſen Sinn hatte er auch ſchon in dem Schluß eines Liedes ausgedrückt, welches der Gemeinde beſonders werth geblieben iſt; daſſelbe hebt an:

„O ihr auserwählten Seelen
In dem Pella Herrenhut!"

Der

Der Schluß aber, von dem Heiland fortredend, lautet:

„Herrnhut soll nicht länger stehen
Als die Werke seiner Hand
Ungehindert drinnen gehen,
Und die Liebe sei sein Band,
Bis wir fertig
Und gewärtig,
Als ein gutes Salz der Erden
Nützlich ausgestreut zu werden."

Zinzendorfs ausgebreitete Verbindungen, die theils sein frommer Eifer ihm gab, theils sein Stand ihm aufdrängte, ließen ihn auch jetzt, da sein Wirkungskreis sich nach seiner Neigung um ihn gegründet zu haben schien, nicht lange darin abgeschlossen. Hätte er bei seiner Gemeinde zu ruhen vermocht, so wäre dieselbe wahrscheinlich in der Stille mit seinem Leben dahingegangen und erloschen, und schwerlich zu der Kraft gelangt, als eine große religiöse Stiftung selbstständig fortzudauern. Erst aus vielfältigen Verwickelungen und Drangsalen ging diese Kraft und Gestaltung hervor; die merkwürdigen Wege, welche die Sache durchwandeln mußte, waren fast ganz durch Zinzendorfs Karakter bedingt, der die Frömmigkeit nicht in sich ruhen ließ, sondern sie stets in zahlreichen Beziehungen auf den

Schauplatz der thätigen Welt hinausführte, und dieſe wiederum eben ſo eifrig zur Frömmigkeit zurückleitete. Inmitten aller Arbeiten, die zu Herrnhut im Gange waren, machte er kleine Reiſen, nach Schleſien, nach Dresden, und als einer ſchriftlichen Einladung des Erbprinzen zu Sachſen-Saalfeld das befragte Loos zuſtimmte, über Jena und Rudolſtadt nach Saalfeld, von da nach Baireuth und Koburg, und wieder über Saalfeld und Ebersdorf nach Herrnhut zurück. Ueberall hatte er an den verſchiedenen Höfen die günſtigſte Anſprache, hielt Erbauungsreden, zum Theil auf den Wunſch ihm beifälliger Geiſtlichen, vergnügte die Geſellſchaft mit Liedern, oder las Predigten vor, oder gab auch ſelber in ſchriftlichen Aufſätzen gute Lehren und Rath. Oefters aber gerieth er auch mit Andersdenkenden, mit Gelehrten und Sektenleuten, in ſtreitende Erörterung, die ihn mancherlei Verlegenheiten ausſetzte. Dieſe Wanderluſt theilten ſeine frommen Freunde, und es entſtand die Gewohnheit der Botſchaften, da einer, zwei oder mehrere Brüder ſich in Folge inneren Antriebs auf den Weg machten, um etwas, wie ſie es nannten, für den Heiland auszurichten. Solche Boten gingen ſchon nach dem Voigtlande, nach Schleſien, Böhmen und Mähren, Ungarn und nach Dänemark ab; nach letzterem Lande die Brü-

der Johann und David Nitſchmann, die für den Prinzen Karl, Bruder des Königs Friedrichs IV. eine von Zinzendorf herausgegebene kurze Brüderhiſtorie und andre Nachrichten von Herrnhut mitnahmen. Nach England gingen drei Brüder, um dortige Glaubensgenoſſen zu beſuchen, welche mit denen in der Lauſitz nähere Verbindung angeknüpft hatten. An den Profeſſor Buddeus zu Jena wurde eine Botſchaft mit der Bitte geſandt, er möchte doch des Amos Comenius Geſchichte der böhmiſchen Brüder, wie früher lateiniſch, jetzt der neuen Gemeinde zu Liebe in deutſcher Sprache herausgeben. Nach einiger Zeit, durch Briefe dringend eingeladen, reiſte Zinzendorf ſelbſt nach Jena, und nahm ſogar zu längerem Aufenthalte Gattin und Kinder mit. Hier fanden ſich an hundert erweckte Studenten, mehrere Magiſter und ſelbſt Profeſſoren, welche ganz in Zinzendorfs Sinn eingingen, und ſeinen Andachten beiwohnten, die er in einem dazu gemietheten Gartenhauſe hielt; ſie wünſchten auch durch ſein Zuthun die ſchon unter ihnen beſtehende fromme Thätigkeit zu einer feſten Einrichtung zu ordnen. In dieſer Zahl befand ſich damals Spangenberg, der ſpäter ein wichtiger Gehülfe und Nachfolger des Grafen wie auch deſſen Lebensbeſchreiber wurde. Unter Zinzendorfs Anleitung wurde wirklich die

Gründung eines Vereins zur praktiſchen Ausübung des Predigtamts beſchloſſen, und Buddeus ſollte Vorſteher davon werden. Allein die Sache fand Widerſpruch, Buddeus mußte zurücktreten und Zinzendorf erfuhr mancherlei Anfeindung. Da zu ſeinen Erbauungsſtunden immer mehr Leute zudrangen, ſo ermahnte ihn der ihm ſonſt überaus freundliche Herzog von Eiſenach als Landesherr gleichwohl, die Zahl dieſer Beſucher zu mindern und allzugroßes Aufſehn zu vermeiden. Daß die übrigen Studenten, welche ſich in eifrige Anhänger Halle's und Wittenbergs theilten, und ihre rohe Gelehrtenmeinung mit rohen Sitten verbanden, ihn perſönlich unbeleidigt ließen, dankte er anfangs vielleicht nur ſeinem Stande. Doch nöthigte er ſelbſt dieſe durch ſein Benehmen und ſeine Reden zur Ehrerbietung, und wirkte manches Gute unter ihnen. In gleichem Anſehn erſchien er hierauf in Weimar, wohin der Herzog Ernſt Auguſt ihn eingeladen hatte, der ihn ſogar über Regierungsſachen zu Rathe zog, ſodann in Gera, wo er mit dem Kronprinzen von Dänemark und deſſen Gemahlin zuſammen traf, und ſich mit ihnen von geiſtlichen Dingen unterhielt, ferner in Hirſchberg, in Koburg, wo er überall mit Erweckten, ſowohl höheren als niederen Standes, traulichen Verkehr hatte. In Halle, wo

er in Lange's, des berühmten Pietiſten, Hauſe wohnte, fanden ſich wieder über hundert Studenten zu ihm, welche von den jenaiſchen Betreibungen ſchon wußten, und gleichfalls von ihm eine Veranſtaltung begehrten, in welcher ſie vereint ihrem frommen Zwecke nachſtreben könnten. Dies mußte er zwar ablehnen, da die Schwierigkeiten, die ſich in Jena gezeigt, auch hier vorauszuſehen waren; allein im Uebrigen wirkte er ganz nach gewohnter Weiſe; hielt Vorträge und religiöſe Unterredungen mit Leuten aller Art, ſprach unverhohlen ſeinen ganzen Sinn aus, und machte allerdings auch mancherlei Einrichtungen, um die erweckten Seelen feſter mit einander zu verbinden. Von Halle reiſte er über Merſeburg nach Pölzig, wo er den Grafen von Henkel beſuchte und auch den Grafen von Reuß antraf, und dann über Dresden nach Herrnhut zurück.

Dieſer Reiſe verknüpften ſich nach zweien Seiten folgenreiche Beziehungen; daheim hatte des Grafen Abweſenheit neuen Störungen Raum gegeben, draußen ſein Hervortreten bedenklichen Widerſpruch aufgeregt. Schon in Jena hatte er von den neuen, in Herrnhut ausgebrochenen Widrigkeiten Nachricht empfangen. Kaum war ſein zuſammenhaltender und ſtets anfeuernder Eifer dort eine

Weile vermißt, als einige Mitglieder der Gemeinde ſich in der vereinzelten und noch wenig befeſtigten Stellung derſelben unheimlich fühlen mochten, und es gerathener fanden, der Lutheriſchen Kirche in That und Namen anzugehören. Der Paſtor Rothe, in ſeiner Art immer nur ſchwierig mit dem Grafen einverſtanden, pflichtete dieſen gern bei, und Chriſtian David wurde gleichfalls gewonnen. Viele Verfolgungen und Schwierigkeiten, die man befürchten mußte, ſchienen abgewendet, allgemeine Liebe und Eintracht dagegen hergeſtellt, wenn man den Namen der böhmiſch-mähriſchen Brüder aufgäbe, und fortan nur Lutheriſch hieße. Der Graf hätte dies früher ſelbſt gewünſcht, damals aber waren die Anhänger der alten Brüderkirche entgegen; jetzt, nachdem eine Menge heilſamer Einrichtungen auf dieſe gegründet und alles in gedeihlichem Gange war, drohte ein ſolcher Vorſchlag das Ganze wieder umzuſtürzen, und in Zwieſpalt aufzulöſen, denn es waren auch viele Gemeindeglieder entſchieden dieſer Wendung entgegen, und es ſtand zu beſorgen, ſie würden, wenn ſie nicht als mähriſche Brüder in der Lutheriſchen Kirche ſein könnten, ſich lieber ganz von dieſer losſagen. Gleich von Jena her ſandte der Graf in Verein mit den Brüdern, die grade um ihn waren, eine Proteſtation gegen das neue

Beginnen nach Herrnhut, und ließ auch den Eifer der jenaiſchen Magiſter und Studenten gern gewähren, die ein herzliches Mahnungsſchreiben in ſeinem Sinn an die Gemeinde richteten, und dieſelbe aufforderten, um weltlicher Rückſichten willen nichts von dem zu verläugnen, was ihnen geiſtlich theuer ſei. Die Hauptſache blieb jedoch bis zu ſeiner Rückkunft verſchoben, und er bedurfte mehrerer Tage ſtiller Beobachtung, um den Zuſtand in allen Verzweigungen genau zu durchſchauen. Dann aber ſchritt er, zwar mit liebreicher Schonung, doch mit allem Ernſt, zu durchgreifenden Maßregeln. Chriſtian David wurde ſeines Aelteſtenamts entlaſſen, nachher auch die übrigen Aelteſten verändert, die Statuten von Herrnhut am 6. November 1728. in neue Form gefaßt, und das Verhältniß der Einwohner feſter beſtimmt. Dieſe neue Statuten enthielten als erſten Artikel: „In Herrnhut ſoll nie vergeſſen werden, daß es auf den lebendigen Gott erbauet, und ein Werk ſeiner allmächtigen Hand; auch eigentlich kein neuer Ort, ſondern nur eine für Brüder, und um der Brüder willen, errichtete Anſtalt iſt;" ferner hieß es: „In allem, was unter uns einzurichten iſt, ſoll Liebe und Einfalt geſucht werden;" ſie ſprachen zugleich die bürgerliche Wohlthat aus, daß Herrnhut zu ewigen Zeiten von aller

Dienſtbarkeit und Leibeigenſchaft frei und auch keiner nachkommenden Herrſchaft jemals wieder dazu verpflichtet ſein ſolle; die Schlichtung von Streitigkeiten durch ein Gemeindegericht wurde angeordnet, Regeln über den Erwerb des Lebensunterhalts gegeben, die Liturgie von Bertholdsdorf zwar anerkannt, doch mit Vorbehalt aller Gewiſſensfreiheit und innerlichen Verbindung, die den mähriſchen Brüdern eigen ſei; ferner wurde die Trennung der Schweſtern von den Brüdern ſtreng feſtgeſetzt, und keine Zuſammenkunft ohne Licht mehr geſtattet, nicht ſowohl, weil man wirklich Unordnung davon befürchtete, als weil die Gegner daran ein Aergerniß nahmen. Weil dieſe Statuten mehr bürgerlicher als kirchlicher Art waren, und abſichtlich den Schein eines neuen Religionsbekenntniſſes vermeiden wollten, ſo nannte man ſie auch nur herrſchaftliche Gebote und Verbote. Sie wurden nach vielfältigen rührenden Reden und Erbauungen in neuerweckter Liebe mit allgemeinem Beifall angenommen; die Störer bezeigten innige Reue; mit den neuen Gehülfen aber verband ſich Zinzendorf nach geſchehener Arbeit in eignen Spätverſammlungen nur um ſo feſter, und bei frommen Liebesmahlen erneuten ſie ihre Treue zum Heiland innig durch Handſchlag und Bruderkuß. Ohne allen Zwang, durch mildes

Anregen des unerloschenen frommen Sinnes, und durch das Beispiel eines unherrschsüchtigen, aber vertrauenvollen reinen Eifers, wurde diese Zurückführung bewirkt, und unter dem hinreißenden Einflusse der religiösen Fülle und des persönlichen Ansehns des Grafen aller Zwist bald vergessen.

Nur um so eifriger bearbeitete er darauf das Innere der Gemeinde. Die Erbauungen, Andachten, Herzvertraulichkeiten, wurden in allen Gestalten fortgesetzt. Außer der Bibelerklärung und bestimmten Lehrvorträgen, die er an die Gemeinde hielt, gab ihm noch jeder besondre Vorfall Anlaß zu Reden, Gesängen und Gebeten. Die vorhandenen Gebräuche vermehrte er durch Einführung des Fußwaschens, welches nach seiner Meinung als eine von Jesus geübte und empfohlene Handlung bisher mit größtem Unrecht versäumt worden sei. Die Bettage wurden regelmäßig auf vierwöchentliche Fristen festgesetzt, die Loosungen ebenfalls bestimmter angeordnet, und nicht mehr nach Gutdünken jedem Tage besonders gewählt, sondern schon am Vorabend aus den sämmtlichen für das Jahr gewählten durch das Loos gezogen, und sogleich in der Gemeinde von Haus zu Haus durch besuchende Brüder herumgetragen, die hierauf von jedem Hause, wie sie es getroffen und was sie bemerkt, einen treuen

Bericht an die Aeltesten zurückbrachten. Damit die Betgesellschaften bei ihren einzelnen Fürbitten die Gegenstände derselben sichrer anreihten, entwarf er ein Gedenkbüchlein, welches sie in genauer Folge herzählte, als zuerst die verschiedenen Religionen und Verfassungen, dann die Diener Jesu, insbesondre die Märtyrer, Evangelisten, Propheten, Priester, ferner die verschiedenen Stände und Lebensformen, endlich alle bekannten Personen, deren Wesen oder Verhältniß eine religiöse Beziehung darbot, und deren Namen, in alphabetisches Verzeichniß geordnet, mit tiefem Nachdenken und herzlichem Seufzen und Segenswunsch dem erinnerungsvollen Hersagen empfohlen wurden. Diese Art von Litaneien, zuweilen auch statistisch nach Ländern und Orten eingerichtet, erhielten ein großes Ansehn, und gewährten eine zusammenhaltende Beschäftigung, die jeder nach seinem Sinne feiner oder gröber nehmen konnte; doch wurden sie auch ein Gegenstand heftigen Tadels von Seiten der Gegner, welche darin dieselbe müßige Aeußerlichkeit finden wollten, die man den katholischen Litaneien vorzuwerfen pflegte. Eine neue Form religiöser Zuchtordnung entstand von ungefähr in der Gemeinde, als diese durch eingeschlichene Ränke abermaligen Zerrüttungen ausgesetzt worden. Ein fremder Edelmann

hatte in Herrnhut günſtige Aufnahme gefunden, mißbrauchte aber ſeinen Vortheil, machte ſich einen Anhang, und ſtiftete Sonderung und Gehäſſigkeit; ſeine Parthei klagte über die Gemeinde, verläſterte die Beamten derſelben, und feindete beſonders den Grafen an; ja man ging ſo weit, deſſen Umgang mit den Schweſtern, der ſich doch bei erfolgter Unterſuchung durchaus rein und heilig erwies, zu verdächtigen. Da alles Dulden und Bitten, welches nicht geſpart wurde, bei dieſen Leuten nichts fruchtete, ſondern die Verführung ſtets um ſich griff, ſo glaubte Zinzendorf endlich auch mit Ernſt gegen ſie auftreten zu müſſen. Er ſprach in einer Verſammlung der Gemeinde klar und offen die Ueberzeugung aus, daß alle ſolche ungehorſame, boshafte und verführeriſche Menſchen unter dem Bann und Fluch Gottes ſtünden, worauf er mit der Gemeinde auf die Kniee fiel, und voll Eifer zugleich und Mitleid über dieſe Bannbeladenen zu Gott betete. Wiewohl nun eine ſolche Erklärung kein weiteres Verfahren nach ſich zog, ſo hatte ſie doch die erwünſchte Wirkung, daß die Reuigen leichter zurückkehrten, die Verſtockten aber, obgleich durch keinen Zwang genöthigt, allmählich davongingen. Zinzendorf, durchdrungen von der Einſicht, daß alles Angeordnete nur tauge, ſo lange der Geiſt darin walte, und daß

dieſer in jeder beharrenden Form leicht eine Stokkung finde, ſorgte unaufhörlich, durch immer neue Anregung ſein Werk in ſteter Friſche zu erhalten. Hiezu dünkte ihm ein Perſonenwechſel in den Gemeindeämtern höchſt erſprießlich. Einige früherhin eifrige Beamte waren lau geworden, andre Gemeindeglieder dagegen hatten ſich mit neuem Eifer hervorgethan. Zu ſolchem Zweck nun legte er ſelbſt im Anfang des Jahres 1730. ſein Vorſteheramt nieder, worin er jedoch fürerſt auch nicht erſetzt wurde. Seinem Beiſpiele folgten die bisherigen Aelteſten, und eine neue Wahl fand Statt. Martin Linner, ein junger Bäckergeſell, durch Rednergabe und zuverläſſigen Sinn ausgezeichnet, wurde zum Aelteſten der Gemeinde, Anna Nitſchmannin, eine erweckte, ſtille Jungfrau, die ſich vom Wollſpinnen nährte, zur Aelteſtin der Schweſtern erwählt. Eine Anzahl beſonders wachſamer und thätiger Brüder und Schweſtern übernahmen es, mit Zuſtimmung der Gemeinde, dieſen Aelteſten in allen Beziehungen mit beſonderer Treue und Einigkeit beizuſtehn, und wurden deßhalb Helfer und Helferinnen ins Ganze genannt; nach Gelegenheit ſollten ſie auch als Syndiker der Gemeinde dieſelbe nach außen vertreten; ſie bildeten dieſergeſtalt eine freie Behörde, in welcher Aufſicht, Rath und Ausübung vereinigt

waren, und in ihr fand auch Zinzendorf ſeine erneute Wirkſamkeit. Wie früher mehrere ledige Brüder, ſo traten jetzt auch achtzehn ledige Schweſtern, unter denen die Aelteſtin Anna Nitſchmannin, in einen engern Bund zu ſtreng-jungfräulichem, von allen Lockungen der Sinne abgezogenen Wandel; ſie verſprachen einander mit Herz und Hand, ſich dem Bräutigam ihrer Seelen unbedingt zu ergeben, und nicht anders zu heirathen, als im Sinne des Heilandes, nach ſeinem durch den Ausſpruch der Gemeinde und innere Ueberlegung erkennbaren Willen, und mit völliger Ausſchließung aller perſönlichen Antriebe. Zur beſtimmteren Feſthaltung der religiöſen Grundlagen in Herrnhut, und um auswärtigen Andichtungen ein beglaubigtes Zeugniß entgegenſtellen zu können, veranlaßte Zinzendorf, daß über einige weſentliche Punkte die Erklärung der Brüder durch einen Kaiſerlichen Notarius aufgenommen wurde; er ſelbſt, als Ortsobrigkeit, und Rothe, als Paſtor, unterſchrieben dieſes urkundliche Zeugniß, worin es unter andern hieß, daß ſie keine offenbare Gemeinde Gottes erkennten, als wo das Wort Gottes lauter und rein gepredigt wird, und die Glieder derſelben auch heilig als Kinder Gottes darnach leben, daß ſie von niemand getrennt ſein wollten, der, wenn er auch die Schrift hie und da,

durch Verleitung Andrer oder eignen Unverſtand, irrig auslegt, wahrhaft und herzlich, an den Heiland glaubt, daß der Mangel an Zucht bei erweckten Seelen ein Hauptmangel ſei, und ſie dieſelbe unter ſich nicht fahren laſſen wollten, daher etwanige Unordnung nur den Einzelnen, die ſie begingen, nicht aber der ganzen Gemeinde zur Laſt zu ſchreiben ſei, ferner, daß ſie in ununterbrochenem Zuſammenhange mit der evangeliſch-Lutheriſchen Kirche geblieben, und zwar den Namen der Brüder und Schweſtern als einfältig und ſchriftmäßig nicht wegwerfen, aber keineswegs den Zuſatz böhmiſch und mähriſch als einen ſektiriſchen Trennungsnamen führen und eben ſo wenig Huſſiten als Lutheraner heißen wollten, endlich, daß ſie ihr Leben nicht lieber haben wollten, als eine der göttlichen Wahrheiten, denn auch in der Meinung, etwas Gutes zu ſtiften, eine Wahrheit verläugnen, ſei Unrecht und Sünde. Dieſem letzteren Satze fügte Zinzendorf einſichtig hinzu, doch ſei nicht nöthig, die Gotteswahrheiten alle, zu jeder Zeit, an allen Orten und jedermann zu bezeugen; denn das Heilige, meinte er, ſolle weder dem ſtumpfſinnigen Thoren hingeworfen, noch dem ſchnöden Spiel abſichtlicher Läſterung preis gegeben werden. Ihn darf hiebei die Art, wie Chriſtus ſelber den Phariſäern und

Schriftgelehrten geantwortet hat, vollkommen rechtfertigen; allein die richtige Klugheit, die er ausdrückt, und vielleicht doch klüger verschwiegen hätte, wurde ihm von Gegnern nur allzu oft als eine schlechte Weltrücksicht ausgelegt, die sich auch in den höchsten Dingen handeln und abfinden lasse. Da auch die Zahl der Bewohner von Herrnhut noch immer zunahm, und manche fremde Familie daselbst einzog, deren Gesinnung und Wandel nicht die gehörige Sicherheit bot, so ließ der Graf, der nie gern als Obrigkeit in der Gemeinde auftreten mochte, sich einen Revers von allen Ansässigen oder Zuziehenden geben, daß sie sich entweder der Laster, die Gott und Menschen zuwider sind, enthalten, oder Herrnhut räumen und ihren Grundbesitz an die Gemeinde käuflich überlassen wollten.

War auf diese Weise Herrnhut in seinen geistigen wie in seinen bürgerlichen Grundzügen neu geordnet und gestärkt, so zogen sich dagegen von außen immer drohender dunkle Wolken um den Grafen her. Ihm war im Gebiete des christlichen Glaubens keine besondre Lehrform eine Schranke der Bruderliebe noch der Erbauung, im Herzen fand er alle Unterschiede aufgehoben. Die Schriften der Katholiken, welche dieser Liebe huldigten, hatten für seinen Sinn denselben Werth, wie die gleichartigen

der Protestanten. In dieser Hinsicht mußten besonders die schönen Lieder des Johann Scheffler, die unter dem Titel heilige Seelenlust des Johannes Angelus Silesius um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts in Breslau erschienen waren, ihm besonders wohlgefallen; der Verfasser war aus der protestantischen zur katholischen Kirche übergetreten, und Priester und Eiferer in derselben geworden, aber dies hinderte nicht, daß auch die protestantischen Gesangbücher viele seiner Lieder beibehielten. Zinzendorfs unermüdete Thätigkeit fand sich angeregt, durch eine Sammlung solcher Lieder auch für Katholiken etwas zu leisten, und auch sie, unbeschadet ihres römischen Zusammenhangs, in seinen Andachtsgang einzuleiten. Er schritt nach seiner Weise ungesäumt zur That, und gab gleich im Jahre 1727. ein christkatholisches Singe- und Betbüchlein heraus, das er dem Fürsten von Fürstenberg, Kaiserlichen Prinzipalkommissarius bei der Reichsversammlung, zueignete. Das Buch erhielt bei Katholiken guten Beifall, und wirkte hin und wieder nach Wunsch; indeß wurden manche Protestanten darüber stutzig, fürchteten bei dem Grafen Hinneigung zur katholischen Kirche, oder doch unsichres, bodenloses Irrschweifen, und fingen an, ihre Zweifel und Wehrufe darüber höchst nachtheilig auszusprechen.

sprechen. Hiezu gab Zinzendorf noch stärker Anlaß, als er im folgenden Jahre mit dem Gedanken umging, ein solches katholisches Liederbuch mit Genehmigung des Pabstes herauszugeben und dadurch in der katholischen Kirche zu allgemeinem Gebrauch zu empfehlen. Der damalige Pabst, Benedikt XIII. aus dem Hause Orsini, genoß den Ruf eines verständigen, duldsamen Mannes; mehrere vornehme Katholiken, worunter einige Bischöfe, die mit Zinzendorf in Verkehr standen, hatten längst gewünscht, ihn mit diesem Pabst in nähere Beziehung zu bringen. Die Sache ließ günstigen Erfolg hoffen, und Zinzendorf entwarf seinem Zwecke gemäß ein Schreiben an den Pabst, das nur wegen Bedenklichkeiten über die Titulaturen unbefördert blieb. Den Entwurf jedoch fand ein Fremder, der in Großhennersdorf die Freifrau von Gersdorf besuchte, als ein Lesezeichen in einem Buche des Grafen, nahm ihn mit, und theilte denselben nachher, als einen Beweis heimlich katholischer Denkart des Grafen, in mehreren Kreisen mit. So wirkte schon jetzt ein tiefes Mißtrauen im Stillen feindseligst, das später offen ausbrach, und viele Jahre hindurch fortdauerte. In späterer Zeit, als Zinzendorf erfuhr, man zeige von ihm ein solches Schreiben, läugnete er, an den Pabst je geschrieben zu haben, und forderte von

dem Professor Walch in Jena, der das Blatt besaß, mit Eifer dessen Auslieferung. Dieser aber gab nur eine Abschrift, die dem Grafen zwar genugsam sein früheres Vorhaben ins Gedächtniß rief, aber nicht gleicherweise seinen heftigen Eifer mäßigte, so daß Walch nun zu seiner Rechtfertigung alles drucken ließ. Zinzendorf berief sich darauf, daß die Absendung des Schreibens unterblieben, und behauptete noch, daß auch diese ihm nicht zum Vorwurf gereichen würde, denn auch ein ehrlicher Evangelischer habe den Pabst immer als einen hohen Fürsten anzusehen, und ihn, so lange derselbe den gekreuzigten Christus anbete, nicht für den Antichrist zu halten, sondern für das rechtmäßige Oberhaupt derjenigen Kirche, die sich zu der tridentinischen Kirchenversammlung bekenne. Diese, auch schon früher häufig geäußerten Gesinnungen schufen dem Grafen vielfachen Argwohn und üble Feindschaft unter seinen eignen Glaubensgenossen, welche, wiewohl mindre Strenge, doch größere Eifersucht, als die Katholiken, gegen die zu andrer Gemeinschaft Hingewandten zu nähren pflegen, und die Verdächtigungen und Gehässigkeiten, welche aus diesem Anschein flossen, gaben ihm viele bittre Kämpfe.

Von einer andern Seite sollte ihm eine noch üblere Stimmung, die er sich bereitet hatte, kund

werden. Er war bisher, und besonders auf seiner letzten Reise, häufig in Religionsgespräche mit frommen Gottesgelehrten eingegangen, und hatte deren Beifall bei seinen meist schwungvollen, aber auch ungenauen und gewagten Aeußerungen oft vermißt; die Rechtgläubigkeit seiner Meinungen und die Sicherheit seiner Bahn wurde großen Zweifeln und Bedenklichkeiten bloßgestellt; die Quelle vieler Beschuldigungen und Verdammungsurtheile war eröffnet, und die Anklagen des Indifferentismus, der Heterodoxie, der Schwärmerei und Willkür verfolgten ihn seitdem ohne Aufhören. Aber auch mit seinen frühesten Freunden, in deren Mitte er gegen die Angriffe der schulgerechten Schriftgelehrten eine Zuflucht hätte finden sollen, mußte er unglücklicherweise nun zerfallen. In Halle, wo seine Aeußerungen so zutraulich als freimüthig seinen ganzen Seelenzustand aussprachen, erkannten die Frommen aus Speners und Francke's Schule mit Erschrecken, daß sie ihn für keinen der Ihrigen halten durften, denn er gestand offen, daß er den Bußkampf, ohne welchen kein Heil sein sollte, auf die von ihnen geschilderte Art nicht erfahren habe. Dieser finstre Zustand, daß die Seele unter der Last ihrer Sünden in Angst und Noth verzagen müsse, wie ein Missethäter, der zum Gericht geführt wird, galt den

Pietiſten als unerläßliche Bedingung der wahren Bekehrung, ohne dieſen Durchbruch ſollte man kein Kind Gottes ſein können. Zinzendorf aber meinte, der heilige Geiſt bringe die Seele, die ſich ihm überlaſſe, ganz gewiß dazu, daß ſie ihr ſündlich Elend an ſich ſelbſt erkenne; dies könne auch bei Leuten, die noch gern etwas beibehalten möchten, zu einem Kampfe werden, dem beſchriebenen ähnlich; aber bei den einfältigen Seelen, die es kindlich angriffen, würde es zu einer großen Seligkeit, wenn ſie ſich gleich darein ergäben, in den Spiegel hineinzuſehen, der ihnen vorgehalten werde. Späterhin hat er ſich über dieſen Gegenſtand ausführlich ſo erklärt: „Der ſogenannte Bußkampf kann nichts anders ſein, als eine geiſtliche Kolvulſion, die manchmal aus dem Kontraſte des agirenden Verderbens und des Geſundwerdenwollens des Patienten, oder aber aus der Repräſentation der geſetzlichen Pflichten und der Zähigkeit der denenſelben widerſtreitenden Neigung entſtehet. Da läugne ich nun keinesweges die Exiſtenz ſowohl des einen als des andern Bußkampfs, aber wie es einestheils unſtreitig beſſer iſt, die Zähne brechen durch, wenn's auch vermittelſt des Stäupchens geſchähe, als daß das Kind über dem Zahnen durch die Inaktion der Natur krepire, anderntheils kein Medikus in der Welt noch ſo methodiſch gewe-

ſen iſt, den Kindern zu verbieten, daß ſie außer der Ordnung des Stäupchens zahnen, ſo wäre es wohl beklagenswürdig, wenn die Theologi ſo unbarmherzig ſein, und die Seelen, die ohne dergleichen geiſtliche Konvulſionen aus dem Geiſte geboren und dem Hirten in ſeine Arme geliefert worden wären, dem Wolfe zuſprechen wollten, weil ſich Mutter und Kind nicht nach ihrem tropo paedagogias gerichtet. Ich weiß alſo, daß die geiſtliche Zeugung nicht ohne Empfindlichkeit geſchehen: daß ich aber den gradum der Schmerzen determiniren, oder den Bußkampf, wie er von den geiſtlichen Hebammen getrieben wird, und eher ein tauſend Abortus, als eine wohlgeſtalte Geburt herausbringt, rekommandiren ſollte, dazu würde mich kaum die augsburgiſche Konfeſſion perſuadiren können, wenn ſie es ſagte, vielweniger aber werde ich's den Theologis glauben, da ſie es nicht ſagt. Ich halte alſo alle Geburtsarbeit, dazu man die Seelen anſtrenget, nicht nur zur Geburt aus dem Geiſte unnöthig, ſondern auch ſchädlich. Giebt es ein dergleichen ſchmerzhaftes Gebären, nach der verſchiedenen Eigenart des Subjekts, von ſelbſt, ſo wird es auch ſelbſt bis zur Ausgeburt ſouteniren, und Menſchen könnten dabei aufs höchſte nichts thun, als dergleichen Motus möglichſt moderiren." An einem andern Orte ſagt er: „Die

Leute wollen, daß eine Seele, die zum erstenmal um den Heiland weinet, noch etliche Wochen, Monate oder Jahre aufgehalten werden, den und jenen Prozeß durchpassiren, darnach absolvirt werden, und dann in einer Ordnung, die wieder ihre Aphorismen hat, ein Heiliges werden muß. In meiner Idee ist das ein Heiliges, das zu den Füßen des Heilands um Gnade weint; — das ist ein solcher geheimnißvoller Moment der Freiheit, da man mit Liebesthränen zu thun hat, die uns keine Freude wehren. — Alle die scholastischen Geschwätze haben diese Ideen in meinem Herzen nicht ausgelöscht." Solche Ansichten gaben hinlänglichen Grund, ihm die Kindschaft Gottes abzusprechen; er mache den Leuten hieß es, das Christenthum allzu leicht, und sie dadurch des wahren Heils, das nur durch Anstrengung errungen werde, verlustig. Auch mißfiel seine wenige Abgeschlossenheit, sein thätiges und freudiges Weltwirken, das seiner Frömmigkeit unaufhörlich zur Seite blieb. Die Pietisten verwarfen ihn bald völlig, und einige Gottesgelehrte aus ihrer Mitte erhoben ihm heftige Streitigkeiten, worin diese Gegenstände, zum Theil öffentlich, mit Bitterkeit durchgefochten wurden. Zinzendorf sah nun mit Schaudern in diese Finsterniß hinab, und trat bald als entschiedener Wider-

ſacher derſelben auf. Er warf den Pietiſten, außer der Uebertreibung des Bußkampfs, ihren unnatürlichen Zwang zum Gebet und Bibelleſen, ihre thörichtängſtliche Enthaltung von den ſogenannten Mitteldingen, und ihr zur Unwiſſenheit und Heuchelei führendes Formenthum vor, ja er dichtete in der Aufregung, die ſein Gemüth durch den weiteren häßlichen Verlauf dieſer Sachen erfuhr, folgende denkwürdige Liederzeilen:

„Ein einzig Volk auf Erden
Will mir anſtößig werden,
Und iſt mir ärgerlich;
Die miſerabeln Chriſten,
Die kein Menſch Pietiſten
Betitelt, als ſie ſelber ſich.“

Solcher Zornausdruck iſt auch den frömmſten Gemüthern eigen, und bei Zinzendorf um ſo weniger zu verwundern, als es für ihn ſelbſt hier in der heiligſten Sache die bitterſte Enttäuſchung galt. Daß ihn aber auch wahrhaft gottesfürchtige Leute verkannten und verurtheilten, das gereichte ihm zu tiefem Leid, welches er mit gedrücktem Herzen trug.

Doch kam einer der heftigſten Angriffe, die er um dieſe Zeit erfuhr, nicht von dieſer proteſtantiſchen Seite her. Ein Jeſuit in Schleſien, Pater Regent, der daſelbſt als Miſſionar die Schwenkfel-

der zu bekehren suchte, voll Verdruß, daß ihm seine Bemühungen durch Zinzendorfs Einfluß, wie er glaubte, bei diesen Leuten mißlangen, gab eine Druckschrift heraus, welche den Titel führte: „Nachricht von einer in der Oberlausitz und Schlesien einreißenden neuen Sekte." Der Graf selbst antwortete gar nicht darauf, allein Schwedler, Schäfer und Rothe, welche gleichfalls namentlich angegriffen waren, führten ihre und Herrnhuts Vertheidigung, doch ohne namentlich des Grafen, der es nicht wollte, zu erwähnen. Inzwischen machte jene Streitschrift, an die sich andre knüpften, hin und wieder nachtheiligen Eindruck, und konnte besonders wegen einiger politischen Hindeutungen, welche tükkisch darein verflochten waren, schlimme Folgen haben. Zinzendorf wußte diesen dadurch zu begegnen, daß er sogleich an die oberste Behörde ging, wohin dem Manne seines Standes jeder Weg offen stand. Er ließ durch seinen Agenten in Wien dem Kaiserlichen Beichtvater, Pater Tönnemann, dem sein Amt weitgreifenden Einfluß gab, das Verhältniß vorstellen, und dieser umsichtige Mann erklärte sich so billig und ordnete alles zu solchem Glimpf, daß von dieser Seite kein Nachtheil erfolgte. Schon früher hatte Zinzendorf bei dem Kaiserlichen Beichtvater sich für einige protestantische

Prediger verwendet, die in Schlesien wegen ihres hervortretenden frommen Eifers als Pietisten verschrieen und als angebliche Neuerer verfolgt wurden; unter ihnen befand sich der Pastor Steinmetz in Teschen, welchen der Graf persönlich kannte. Auch an den Kaiser selbst hatte er schon deßhalb ein Schreiben gerichtet, das aber, weil die Sache schon zu weit war, nicht abgegeben wurde. Tönnemann seinerseits konnte nicht mehr hindern, daß Steinmetz sein Amt verlor, indeß versprach er dem Grafen in freundlicher Antwort, daß er alles beitragen wolle, um das gute Vernehmen zwischen Katholiken und Protestanten aufrecht zu erhalten. In der That bewirkte er, als Zinzendorfs dringende Empfehlung späterhin bei dem Markgrafen von Baireuth eine Superintendentenstelle in Neustadt an der Aisch für Steinmetz eröffnete, diesem die zur Annahme derselben nöthige Kaiserliche Vergünstigung. Nach einigen Jahren wurde Steinmetz von dem Könige von Preußen zum Abt nach Kloster Bergen berufen, wo sein redliches Wirken höchst fruchtreich und nach Verdienst berühmt geworden. Zinzendorfs vornehme Fürsprache wurde gleicherweise einem andern Geistlichen ersprießlich, der in Preußen im Gefängniß lag. Ein Prediger Tuchtfeld, aus dem Kreise der Pietisten zu Halle ausge-

hend, tadelte die gesammte Kircheneinrichtung, wollte die Lehrvorträge weder den geistlichen vorbehalten noch auf die Kanzeln beschränkt wissen, widersprach den hallischen Gottesgelehrten in der Kirche öffentlich, und predigte selber umherziehend auf Marktplätzen, Kirchhöfen, im Walde und auf offnem Feld; wegen der Unordnungen, die daraus entstanden, war er zuletzt in Berlin verhaftet worden. Zinzendorf, der doch Gutes in dem Manne sah, richtete eine Fürbitte gradezu an den König, und Friedrich Wilhelm I. gewährte sie in Gnaden, Duchtfeld wurde aus seinem harten Gefängnisse zuerst in ein milderes gebracht, und bald völlig freigelassen. Günstig für Zinzendorf war in Berlin der Oberhofprediger Jablonski gestimmt, welcher großes Vertrauen beim Könige genoß; er war ein Enkel des berühmten Brüderbischofs Amos Comenius und führte selbst das Bischofsamt über die Brüder in Polen. Mit ihm hatte sich Zinzendorf in Briefwechsel gesetzt, ihm Nachricht von seinen Unternehmungen gegeben, und Rath von ihm begehrt. Derselbe antwortete, es käme ihm vor, als sähe er die uralte apostolische Lebensart der ersten Christen wieder neu aufleben, und das in der That erscheinen, was man bisher etwa nur, gleich der Platonischen Republik, als einen frommen Wunsch habe ansehn wollen. Der

Beifall und die Freude, welche Jablonski dem Grafen bezeigte waren für diesen eine große Stärkung, und gaben seiner Sache auch in weltlicher Beziehung hinwieder ein bedeutendes Gewicht.

Abermalige Ausflüge nach Ebersdorf, Saalfeld und Jena waren theils Folge der schon geknüpften Verbindungen, theils Anlaß zu neuen. Niemand wußte, so wie der Graf, seine Beschäftigungen und Thätigkeiten zu vervielfachen, immer neue Gegenstände zu den vorhandenen so förderlich zu gesellen, und alles, Neues wie Altes, so gemeinsam zu erwärmen und zu nähren. Seine Reisen erhielten ein neues Ziel durch wiederholte Einladung von Seiten des Grafen von Wittgenstein-Berleburg, der durch seinen Oberhofmeister von Kalkreuth über Herrnhut, wo derselbe zum Besuch gewesen, viel Gutes gehört hatte. Zinzendorf traf im Laufe des Septembers 1730. zu Berleburg und Schwarzenau ein, wo er viele, jedoch durch Meinungen von einander getrennte Fromme fand, die er zu vereinigen suchte. Ein Kanzleirath Dippel, bekannt als Schriftsteller, der die Religionswahrheiten mit den Waffen, welche man sonst gegen sie anzuwenden pflegt, mit Spott und Laune vertheidigte, gewann anfangs den Beifall des Grafen, der von einer Schrift desselben sagte; sie sei fere divina, und jener schien auch sei-

nerseits in den Geist Herrnhuts einzugehn. Als jedoch der Helfer Martin Dober nach Berleburg kam, und näher in Dippel eindrang, entdeckte sich bald, daß dieser in einer Hauptsache, in der Lehre vom Verdienste Christi, sehr abweichende Meinungen hatte, und da er nach mancherlei Rührungen sich doch wieder verstockte, so brach Zinzendorf zuletzt völlig mit ihm. Im übrigen hatte des Grafen Bemühen guten Fortgang; Bekehrte und Unbekehrte, unter diesen auch Juden und Jüdinnen, ließen sich von ihm erweichen, versprachen ihre Herzen dem Heilande, und schlossen sowohl in Berleburg als in Schwarzenau, mit Zuthun des Grafen von Wittgenstein und einiger erweckten Pfarrer, eine Verbindung der Seelen, die durch eigne Statuten befestigt wurde. Im Ysenburgischen gab es Gemeinden sogenannter Inspirirten, welche Zinzendorfen einluden, auf seiner Rückreise sie zu besuchen. Ein Sattler in Büdingen, namens Friedrich Rock, war durch seine Inspirationen oder göttliche Aussprachen, wie man es nannte, in diesen Gemeinden besonders ausgezeichnet; sein Handwerk vermochte den Trieb zu geistlichen Dingen, von denen er auch, da sein Vater und Großvater Prediger gewesen, einige Ueberlieferungen hatte, nicht zu hemmen. Seine ächte Frömmigkeit, sein gesetztes und bescheidenes

Weſen, ohne Härte, ohne Rechthaberei, und dabei ſeine große Erfahrung in Gemeindeſachen und Seelenführungen, machten den angenehmſten Eindruck auf den Grafen, der ſich in große Vertraulichkeit mit ihm einließ, und gleich Andern von ihm du genannt ſein wollte, wie er überhaupt ſich nicht gern gnädiger Herr nennen hörte, Rock und ſeine Anhänger wollten gern ein näheres Verhältniß mit Herrnhut knüpfen, und der Geiſt gebot es ihnen durch eine Inſpiration, welche Rock in Gegenwart ſeiner Freunde und Zinzendorfs hatte; der ruhige, verſtändige Mann erfuhr plötzlich eine allgemeine Erſchütterung, ſeine Augen blickten verzerrt, und alsbald gerieth ſein Kopf in die heftigſte Bewegung, indem derſelbe mit außerordentlicher Geſchwindigkeit rechts und links ſich nach dem Rücken hindrehte; die kurzen Redensarten, die er in dieſem Zuſtande weiſſagend hören ließ, galten als das lebendige Wort Gottes ſelbſt, und wurden ſorgfältig aufgefaßt, bewahrt und angewandt. Dieſer Anblick war Zinzendorfen erſchrecklich; derſelbe Mann, der in ſeinem gewöhnlichen Weſen ihm als ein wahres Kind Gottes ungemein lieb und vertraut war, erregte ſeinen ganzen Widerwillen, ſobald er auf ſolche Art weiſſagte. Daraus entſtand in des Grafen Gemüth ein peinlicher Zwieſpalt, der ſich nicht aus-

gleichen ließ. Die Verbindung mit Herrnhut unterblieb, doch bestand noch längere Zeit ein naher Verkehr, und Zinzendorf bekannte später, daß er Rocken einige Jahre lang geehrt, geliebt und bewundert habe, ja daß, nach gänzlicher Entzweiung, die zuletzt durch Rocks unbedingte, vom Geist in ihm ausgesprochene grobe Verwerfung der Taufe und des Abendmahls zum Ausbruch gekommen, er dennoch nicht aufgehört habe, den Mann zu bewundern. Wir aber müssen Zinzendorfs tiefen und feinen Sinn anerkennen, der in allen Gestaltungen der Frömmigkeit das zum Grunde liegende Wahre und Gute liebevoll umfaßte und um deßwillen auch manches Abweichende nachsichtig walten ließ, bei allem Hange jedoch, der auch ihn dem Abentheuerlichen und Ausschweifenden mit Wärme zuwandte, und oft geraume Zeit in dessen bedenklichsten Einflüssen hielt, niemals in ihnen befangen wurde, sondern über jeden Abweg immer nur wieder zu dem wahren Ziel gelangte. Die Art, wie er sich der verirrten Seelen, welche einseitigen, doch ihrem Ursprunge nach nicht falschen Religionstrieben gefolgt waren, liebreich und herablassend annahm, fiel aber um so mehr auf, als in jener Zeit die protestantischen Geistlichen gewöhnlich sehr streng und hart in ihren Zurechtweisungen zu sein pflegten, und es

konnte nicht fehlen, daß ihm seine Hinneigung zu dergleichen Menschen, wie Rock, und sein herzliches Benehmen mit ihnen, von allen Seiten sehr übel gedeutet wurde, und zu vielen mehr oder minder öffentlichen Beschuldigungen Anlaß gab. Gegen die der Werkheiligkeit, als wolle er die Seligkeit, anstatt durch das Verdienst des Heilandes, durch sein eignes erwerben, vertheidigte ihn der Helfer Martin Dober in einem nachher gedruckten Schreiben, worin er versicherte, der Graf achte alle Vorzüge eines unsträflichen Wandels, alle Einsicht und Gelehrsamkeit, gegen die überschwengliche Erkenntniß Jesu Christi für nichts.

Die Rückreise machte er größtentheils zu Fuß, indem er den Wagen leer nachfahren ließ. Unterwegs, in Ebersdorf und andern Orten, wo er verweilte, und oft nur mit Mühe sich losreißen konnte, wirkte er nach gewohnter Weise im Dienste des Heilandes, besprach sich mit Frommen, erweckte und bestärkte gute Gesinnungen, und kam so, ohne seine Thätigkeit unterbrochen zu haben, am 15. Oktober 1730. wieder in Herrnhut an. Hier war alles in gewohntem Gange. Die Andachten und Erbauungsweisen wurden noch vermehrt durch tägliche Unterredungen, die er, sowohl in seinem Hause als in der Gemeinde, für alle Bedenken, Zweifel, und was

ſonſt Herz und Sinn drücken möchte, eröffnete, und wobei jeder ſagen durfte, oder auch gefragt wurde, wie es mit ſeinem Herzen ſei, und ob er gegen einen Bruder etwas habe, oder in einer Sache Erläuterung wünſche. Ueber die Schriften der Frau von Guion, die hin und wieder Eingang gefunden hatten, hielt er kurze Vorträge, Viertelſtunden genannt, welche jenen Myſticismus mehr zu beſeitigen, als zu fördern geeignet waren. Es wurde feſtgeſetzt, jeden Monat gemeinſchaftlich das Abendmahl zu nehmen. Der Einrichtung der Chöre, welche zu beſondern Erbauungen vereinigt waren, ſchloſſen ſich noch eigne Chorliebesmahle an, bei welchen Perſon für Perſon nach ihrem Seelenzuſtande gefragt, und demſelben gemäß einer beſtimmten Klaſſe des Chors zugetheilt wurde. Ferner wurde eine ſonntägliche Verſammlung der unmündigen Kinder veranſtaltet, die ſich ſchon auf dem Arm der Wärterinnen gewöhnen ſollten, den Geſang und das Gebet anzuhören; auch dieſe Kinder mußten dem Grafen einzeln vorgezeigt, und ihm über ſie Bericht gegeben werden. In den vielfachſten Gliederungen ſo getrennt und vereint, überall bewacht und geleitet, immer beſchäftigt und angeregt, war die Gemeinde ſich ſelber das Werkzeug ihrer thätigſten Förderung. Aber Zinzendorf und ſeine perſönliche Leitung waren

ren überall in dieſer Ordnung noch beſonders gegenwärtig. In der Gemeindezucht übte er große Strenge, hauptſächlich gegen diejenigen Brüder und Schweſtern, die irgend ein Amt hatten, oder ihm vorzüglich lieb waren; doch war neben ſeiner Strenge die liebreichſte Milde ſtets bereit, den Sünder zu tröſten, mit ihm zu weinen, ihm neue Hoffnung einzuflößen; auch beurtheilte er grobe äußerliche Vergehen und ſolche, die im Gemüthe wurzeln, ſehr verſchieden, und ahndete z. B. Geſchlechtsſünden weniger ſcharf, als Hochmuth, Gehäſſigkeit, oder Neid, gegen die er, nach Spangenbergs Ausdruck, wie ein Löwe losfuhr. Eben ſo eifrig nahm er ſich der Kranken an, deren Geneſung ihm von der Seele her um ſo ſicherer anfangen zu müſſen ſchien, als er überzeugt war, daß alle Krankheiten, einige geringere Uebel abgerechnet, gegen welche durch Pflege und Schonung ebenſoviel und mehr, als durch Arzneimittel, ausgerichtet würde, ihre beſondre Abſicht hätten, und der Heiland ſie als Botſchaften ſende, deren Sinn man zu erforſchen und zu beachten habe; ſobald man aber dieſe Urſache mit Innigkeit erkenne, und nicht etwa ein Abruf aus der Zeit damit gemeint ſei, ſo dürfe man auch zu geneſen hoffen. Manche Wunderkuren, die ſich in Herrnhut um dieſe Zeit ereigneten, daß Kranke

durch ein Glaubenswort, oder durch das Gebet eines Andern, von gefährlichen Schäden oder schweren Krankheiten auf der Stelle befreit wurden, konnte und durfte Zinzendorf nicht in Zweifel stellen, ihm selbst war ein solches Gebet für Martin Dober, der beinah schon im Verscheiden lag, einst wunderbar erhört worden; er läugnete diese Kraft des Glaubens nicht, sondern freute sich vielmehr ihrer Aeußerung. Inzwischen hielt seine ächte Frömmigkeit, die stets auf ihren innersten Kern zurückging, und aus höherem Stoffe auch die geringeren Werke der Klugheit leistete, ihn von den gefährlichen Lockungen des Wahns und der Einbildung, die in solcher Richtung liegen, treulich bewahrt. Er meinte, von dergleichen Ereignissen dürfe man nicht viel reden; auch seien die Wunder nicht um der Gläubigen willen, sondern wegen der Ungläubigen; wer die Gabe des Wunderglaubens habe, sei darum kein besseres Kind Gottes, sondern vielleicht gar schlechter, als Andre, die solche Gabe nicht besäßen, noch selbst erstrebten. In diesem sichern, wohlzeitigen Einlenken und Innehalten, bei so kühnem und leichtbeweglichem Vorschreiten finden wir Zinzendorfs hohen Werth ächt bethätigt, und die Reinheit seiner Antriebe schön verbürgt. Merkwürdig aber ist es, daß grade jetzt, da Herrnhut in Einigkeit zu gedei-

hen ſchien, und im Innern keinen Widerſpruch kund gab, Zinzendorf ſelbſt das Eigenbeſtehn ſeines ganzen Werks durch Aufwerfung der bedenklichſten Frage gefährdete, die er kurz vorher mit allem Ernſt und Eifer glücklich beſeitigt hatte. Die Sache verhielt ſich folgendergeſtalt. Der Ruf des neuen Gemeindeweſens und der ſegenreichen Frömmigkeit in Herrnhut zog eine Menge von Beſuchen dahin; Vornehme und Geringe wollten an den Gnadenwirkungen Theil haben, Andre wenigſtens die Anſtalten kennen lernen, Manchen war es auch nur um Befriedigung der Neugier zu thun. Da ergab ſich denn, daß die Urtheile nicht nur vieler weltlichgeſinnten Leute, ſondern auch mancher durch ihre Geſinnungen und Einſichten wie durch ihren Wandel ehrwürdiger Perſonen, welche der Graf als ächte Kinder Gottes erkennen mußte, für Herrnhut ſehr ungünſtig ausfielen, und beſonders die Verfaſſung und Zucht der Brüderkirche, im Gegenſatze der Lutheriſchen, hart getadelt wurden. Man ſah darin ein unſichres, ſchwankendes Beginnen, das einen Boden erſt erwerben wolle, der ſchon längſt allgemein und feſt vorhanden ſei, und grade durch ſolche Unternehmung nur geſchmälert werde. Dergleichen Mißvergnügen, von bedeutenden Stimmen ausgeſprochen und oft mit wohlmeinender Warnung be-

gleitet, wirkte nun auf den Grafen ein, er gab ſich allerlei Zweifeln hin, und entſchloß ſich bald, den Aelteſten und Helfern die Sache vorzutragen. Mit ihrer Zuſtimmung brachte er am 7. Januar 1731. in einem Gemeinderath die Frage vor, ob man nicht, um alles Aufſehen, Anſtoß und Hinderniß der Vereinigung mit andern Kindern Gottes in der Lutheriſchen Kirche zu heben, ſich dadurch allgemeiner zu machen, und mehr Nutzen zu ſchaffen, die Brüderverfaſſung fahren laſſen und ſich lediglich ohne Unterſcheidung unter die Lutheriſche Verfaſſung begeben ſollte? Er bemerkte, daß jetzt nicht, wie früher, Beſorgniß wegen Verfolgungen und andre Weltrückſicht, ſondern nur das Beſte der Gottesſache ſelbſt den Vorſchlag begründe. Allein dieſer, ehmals in der Gemeinde ſelbſt ſo eifrig betrieben, fand nunmehr in ihr den ſtärkſten Widerſpruch. Die allermeiſten Stimmen waren für die Beibehaltung einer dreihundertjährigen, trotz grauſamer Verfolgungen ſegenreich beſtandenen Ordnung, die in der proteſtantiſchen Kirche als ein wahres Kleinod zu betrachten ſei, welches ſie den Nachkommen treu überliefern müßten; ihre Einrichtungen ſeien dem Worte Gottes gemäß, ſo lange ſie dies wären, dürften ſie nicht verlaſſen werden, und böten grade ſie jedem frommen Verlangen die offne Vereinigungsſtätte

dar, die man ihnen jetzt anmuthe anderswo zu ſuchen. Zinzendorf beharrte indeß noch bei ſeinem Vorſchlag, und ſuchte denſelben mit manchen Gründen zu unterſtützen. Da man aber auf dieſem Wege zu keinem Ergebniß gelangen konnte, ſo vereinigte man ſich dahin, mit kindlicher Hingebung in den Willen des Heilands, das Loos entſcheiden zu laſſen. Zwei Stellen aus der Bibel wurden demnach als Looſe aufgeſetzt; die eine, aus der erſten Epiſtel an die Korinther genommen, hieß: „Denen, die ohne Geſetz ſind, werdet ohne Geſetz, ſo ihr doch nicht ohne Geſetz ſeid vor Gott, ſondern ſeid in dem Geſetz Chriſti, daß ihr die, die ohne Geſetz ſind, gewinnet;" die andre Stelle war aus der zweiten Epiſtel an die Theſſalonicher: „Stehet nun, lieben Brüder! und haltet ob den Satzungen, die ihr gelehret ſeid." Man hielt inniges Gebet, um des Heilands Entſcheidung zu erflehen, und Zinzendorfs noch nicht vierjähriger Sohn zog hierauf das Loos; es erſchien das letztere, wodurch, nach der Abrede, die Brüderverfaſſung beſtätigt wurde. Dieſe Entſcheiduug ſchlug jeden Zweifel nieder, der Bund wurde nun um ſo kräftiger aufgerichtet, und Zinzendorf hielt in dieſem Sinn eine feurige Rede, die mit der für den folgenden Tag beſtimmten Looſung aus dem ſechsundvierzigſten Pſalme ſchloß: „Jeru-

ſalem, Jeruſalem wird dennoch bleiben." Hiemit war der Zerſtörungskeim, der ſich über Herrnhut aus deſſen eignem Innern entfalten konnte, auf dem höchſten Punkte, den er zu erreichen vermochte, für immer ausgelöſcht. Daß der Stifter ſelbſt zur Vernichtung ſeines Werkes rieth, war eine Gefahr und Prüfung, die beſtanden zu haben ihm ſelber vielleicht ein nothwendiges Bedürfniß war. Wie ſonderbar und auffallend auch Zinzendorf hiebei erſcheinen mag, der ſein früher mit beharrlichem Muthe gegen inneren Feind vertheidigtes Unternehmen jetzt, da es keinen ſolchen Feind mehr hegt, ſelber angreift und endlich das Ganze auf die Spitze eines unzuberechnenden Zufalls ſetzt, ſo können wir doch ſein Verfahren nicht grade aus Schwäche und Wankelmuth herleiten, einem ſolchen Vorwurfe, ſofern er Weſentliches berühren ſollte, widerſpricht ſein ganzes Leben; aber keine Geſtaltung, wie beſeelt und wie lieb und theuer ſie auch erſcheinen mochte, konnte ihn ganz beruhigen, das Leben der Frömmigkeit hielt ſich ihm, wie jedes andre Leben, nur in täglich von Grund auf erneuter Frag- und Kampfſtellung friſch, höchſte Ruhe und Sicherheit war ihm nur in dem Heiland; durch das Loos aber dieſem die Entſcheidung anheimgeben, hieß in ſeinem Sinne nicht den Zufall, ſondern die höchſte Einſicht fragen.

Von Zinzendorfs persönlichem Benehmen sind hier noch einige Züge anzuführen. Seine Geduld und Milde in allem Widerwärtigen, das nur den Menschen, nicht eine höhere Angelegenheit betraf, war musterhaft. Der Magistrat einer benachbarten Stadt ließ die Brüder, welche sein Gebiet zu geistlichem Besuch oder auch selbst in bürgerlichem Geschäft betraten, ins Gefängniß werfen und sonst hart behandeln; auch die erweckten Frommen, welche in jenem Gebiete wohnten, hatten viel Ungemach zu dulden, und wurden gestraft, wenn sie ihre gemeinsamen Erbauungen hielten. Zinzendorf hätte durch sein weltliches Ansehn diese Behandlung leicht abwehren können, allein er mahnte zur Geduld, und schloß vielmehr in sein und der Gemeinde Gebet nebst den gefangenen Brüdern auch jenen Magistrat liebevoll ein, gegen welchen klagbar zu werden er den Gekränkten auch dann noch abrieth, als nach längerer Zeit eine landesherrliche Untersuchung, wegen andrer Beschwerden eingeleitet, auch diesen das günstigste Gehör versprach. Dieses edle Beispiel christlicher Vergebung verfehlte seine Wirkung nicht, die Gegner schämten sich, und die Verfolgten blieben lange Zeit unangefochten. Auch in der persönlichsten Berührung behauptete er diesen Sinn. So berichtet er, in seinem Tagebuch aus dieser Zeit,

ein ihm ſonſt werther, aber damals mißtrauiſch und feindlich geſtimmter Mann habe ihm einen ganzen Tag hindurch unter dem Namen von Fragen und Bedenklichkeiten die allerhärteſten und unglaublichſten Injurien geſagt, der Herr Jeſus aber Gnade gegeben, daß ſie durch Geduld und Gelaſſenheit alle prompt gehoben worden. Zweien auswärtigen Männern, die über das Verhältniß des Grafen zu den Schweſterchören grobe Verläumdungen in die Welt geſandt hatten, darauf ihr Unrecht einſahen, und in großer Gewiſſensangſt ihre bittre Reue in Herrnhut kund gaben, bezeigte er, was ſie ſelber nie hoffen zu dürfen meinten, ſeine herzliche Vergebung und Liebe, und wandte alles an, ſie in ihrem untröſtlichen Leide zu beruhigen. Von ſeiner Gewalt über die Menſchen und ſeiner lebendigen Beziehung mit ihnen können folgende Beiſpiele Zeugniß geben. Ein Bruder aus Mähren, der in Herrnhut anfangs in vieler Gnade gelebt, aber durch Unfrieden in düſtre Verſtockung gerathen war, beſchloß den Ort zu verlaſſen und nach Mähren zurückzukehren. In der Nacht aber, die er zur heimlichen Ausführung ſeines Vorhabens auserſehn, wurde er dem Grafen, dem er ſchon dreiviertel Jahre ſchweigend im Sinne gelegen, durch wunderbaren Zug der Einbildung beſonders gegenwärtig, dieſer ſuchte ihn trotz der

nächtlichen Weile sogleich auf, und als er bei ihm eintrat, wollte derselbe eben hinausgehen, um nie wiederzukehren. Betroffen durch Zinzendorfs unerwarteten Anblick, konnte er der liebreichen Frage, wie es ihm gehe? nur antworten: „Nicht gut.“ Der Graf erwiederte: „Das höre ich nicht gern:“ und erweichte bald durch sein herzliches Weiterreden ihn zu vielen Thränen. Tages darauf kam der Mann von selbst, beichtete seinen ganzen Zustand wie auch sein gehegtes Vorhaben, ergab sich dem Grafen mit neuem Vertrauen, folgte demselben zu der nächsten Abendmahlsfeier nach Bertholdsdorf, und blieb seitdem zufrieden und fröhlich bis an seinen Tod im Schooße der Gemeinde. Eben so bewog Zinzendorf einen seiner Schutzunterthanen, der gegen die Kindertaufe eifernd sein Kind nicht wollte taufen lassen, und deßhalb von Pastor Rothe bei der Obrigkeit verklagt wurde, durch freundlichen Unterricht und herzlichen Zuspruch, daß er sich willig in den Kirchengebrauch fügte, welchen der Graf sich nicht berechtigt hielt jemanden gegen seine Erkenntniß aufzudringen. Ein andresmal versetzte er eine Frau, welche krank und aufgeregt in religiösem Triebe nach Herrnhut gekommen war, aber mehr Aufhebens mit ihren Klagen als Fortschritte im Heil machte, und einen andern Seelenzustand vor-

gab, als sie wirklich hatte, durch eine starke Rede von der Heuchelei und ihrer Abscheulichkeit in solche Erschütterung, daß sie ohnmächtig aus dem Saale getragen werden mußte, und ihre bisherige Betrügerei darauf reuig eingestand. Zinzendorf hielt dafür, daß ein Mensch, der sich dem Heilande noch nicht ergeben, und dies nur aufrichtig bekenne, demselben schon mehr gehöre, als ein andrer, der sich zum Beten und Weinen anstelle, und seinen wahren Zustand darüber verläugne.

Schon längst fühlte Zinzendorf in seiner gewählten Lebensbahn einen Mangel, dem er ernstlich abzuhelfen beabsichtigte. Es war dies die Nichtübereinstimmung seines äußeren weltlichen Standes mit seinem inneren geistlichen Beruf; um letzteren ganz zu erfüllen, mußte er wirklich ein Geistlicher werden, und förmlich diesem Stande angehören, erst dann konnte er festen Schrittes auf nicht mehr schwankendem Boden auftreten, und Freunden und Gegnern eine genügende Haltung bieten. Den Studien nach durfte er längst als ein Gottesgelehrter gelten, seine Thätigkeit umfaßte nicht minder das ganze Gebiet eines Predigers und Seelsorgers, es kam also nur wirklich auf Aneignung der äußeren Form und der damit verbundenen Berechtigungen an. Seinen ererbten Standesvorzug und angese-

henen Rang achtete Zinzendorf persönlich für nichts, und er war stets bereit, sie gegen äußerlich geringere, ihm aber dem Wesen nach erhabnere Verhältnisse auszutauschen. Auch konnte ihm hiebei das Beispiel des Fürsten Georg von Anhalt, der zur Zeit Luthers regierender Fürst und zugleich ordinirter evangelischer Prediger war, herrlich vorleuchten. Allein er glaubte in dieser Beziehung den Vorurtheilen Andrer vielfache Rücksicht schuldig zu sein, und wollte unnöthiges Aufsehn, oder gar Zwiespalt und Aergerniß möglichst meiden. Hier kam es nun darauf an, einen schicklichen Uebergang, eine Art Mittelstufe, zu gewinnen. Zuerst mußte er sein Verhältniß im sächsischen Staatsdienste, das nur noch locker bestand, völlig auflösen, und dazu schien die Annahme anderer Dienstverhältnisse, die ihn auf andrer Seite doch nicht bänden, ein schicklicher Schritt, für welchen der Hof von Kopenhagen der günstigste Ort dünkte. Der Kronprinz von Dänemark hatte als König Christian VI. den dänischen Thron jüngst bestiegen, und der gottselige Sinn des frommen Fürsten bewährte sich in jeder Art; dem ganzen dänischen Hause war Zinzendorf innig befreundet, und es fügte sich ihm der Anlaß leicht, zur bevorstehenden Krönung des Königs nach Dänemark zu reisen. Er wünschte jedoch hiebei nicht

ohne Wissen und Gutfinden der Gemeinde zu verfahren, trug ihr daher sein Vorhaben im Allgemeinen vor, und erhielt ihre Zustimmung durch 138. bejahende gegen 4. verneinende und 15. unentschiedene Mitglieder; er glaubte überdies von dem Heilande selbst die Billigung der Reise zu vernehmen. So trat er denn mit Zuversicht, wiewohl mit wehmüthigen Thränen wegen der Trennung von der lieben Gemeinde, am 25. April 1731. in Begleitung einiger Brüder seine Wanderung an. Die Reise ging ziemlich rasch, doch fand sich noch immer Gelegenheit, hin und wieder Fromme zu besuchen und Erbauungen zu halten. In Kopenhagen war ihm die beste Aufnahme bereitet, die Mutter der Königin, Markgräfin Sophia Christiana von Brandenburg-Kulmbach, und viele andre Personen am Hof und in hohen Staatsämtern, waren schon aus früherer Zeit ihm befreundet, andere wurden es gern bei so günstigen Umständen; denn auch diese wirkten ein, und ihm entging nicht, daß die fromme Sinnesart des Königs, welche die Frommen gern hervorhob, zur Frömmigkeit auch die hartherzigen Leute heranzog, und selbst die ganz herzlosen, welche eben so jeder andern Weise des Fürsten gehuldigt hätten. Indeß befanden sich in der dortigen vornehmen Welt, und in der Königlichen Familie selbst,

manche wahrhaft Erweckte, mit welchen Zinzendorf des liebreichsten Umganges genoß. Der König zeichnete ihn sehr aus, und da er an ihm vorzügliche Gaben bemerkte und allgemein rühmen hörte, seinen Verstand, sein Betragen, seine Geschicklichkeit, und dabei große Gradheit und Offenheit, so ließ er ihn unter der Hand befragen, ob er eine Stelle im Staatsministerium annehmen würde. Zinzendorf aber verbat eine so hohe Würde durchaus, und machte andre Vorschläge zu seiner Anstellung, die jedoch so bescheiden waren, daß man an ihrem Ernste zweifeln wollte, denn ihm war nur daran gelegen, ein Amt zu erlangen, das ihn dem Dienste des Heilands nicht entzöge, und ihn auch nicht nothwendig in Dänemark festhielte. Die Sache kam nicht zu Stande, indem einflußreiche Personen, und unter ihnen solche, die ihn öffentlich am stärksten lobten, heimlich ihm entgegen wirkten, und sein Bleiben in Dänemark nicht wünschten. Der König lud ihn nach Friedrichsburg ein, um der Krönungsfeierlichkeit beizuwohnen, und verlieh ihm bei dieser Gelegenheit dem Orden von Danebrog. Der Graf, von dieser Absicht im Voraus benachrichtigt, sah in dieser weltlichen Ehre nur ein Hinderniß für den Dienst des Heilands, brachte die ganze Nacht vorher in Gebet und Thränen schlaf-

los zu, und war schon entschlossen den Orden nicht anzunehmen, was ihm jedoch die Markgräfin von Kulmbach, die ihn zu sich rufen ließ, mit Erfolg ausredete; ebenso nachher, als er sich wegen dieses Schmuckes sehr unglücklich fühlte, und den Orden zurückgeben wollte, vermochten ernstliche Zureden doch, daß er ihn einstweilen noch behielt. Der König zog ihn über manche Angelegenheiten zu Rath, und der Kronprinz, in der Folge als König Friedrich V. der Freund Bernstorffs und der Beschützer Klopstocks, damals aber noch in zartem Alter, hörte wohlgefällig seine Reden von dem Heilande. Ungeachtet des großen Wirkungskreises, den er hier offen fand, mußte er sich zuletzt gestehen, daß auch ein frommer Hof, weil er doch immer ein Hof bleibe, ihn schwerlich befriedigen könne. Er schrieb hierüber an seine Gemahlin: „Wenn das Gute bei Hofe gefördert werden muß, so kann ich's nicht unternehmen. Denn es geht so viel edle Zeit oft auf die geringste Kleinigkeit, daß man bei Gott nicht verantworten kann, seine Stunden und Tage so sehr zu mißbrauchen;

Mein Beruf heißt: Jesu nach,
Durch die Schmach;
Durch's Gedräng von auß- und innen;
Das Geraume zu gewinnen,
Dessen Pforten Jesus brach."

Mehr als Gunſt und Ehre beſchäftigte ihn hier die Bekehrung der armen Heiden in Grönland und im däniſchen Weſtindien, wozu die Anſtalten theils ſchon beſtanden, theils noch zu treffen waren. Die heldenmüthige, mit unendlichen Drangſalen verbundene, und bei aller anſcheinenden Erfolgloſigkeit beharrlich fortgeſetzte Unternehmung des däniſchen Predigers Hans Egede und deſſen Sohnes Paul, das Chriſtenthum unter den Grönländern zu verbreiten, regte ſeinen ganzen Eifer an, und er beſchloß, Paul Egede's jetzt eben bedrohtes Werk thätig zu unterſtützen. Am 1. Juli reiſte der Graf von Kopenhagen wieder ab, hatte auf beiden Belten während der Ueberfahrt heftigen Sturm zu beſtehen, wobei die Looſung des Tages und ein gottergebenes Lied ihm freudigen Muth erhielten, ſah in Schleswig nochmals die Königliche Familie, von welcher er in herzlicher Liebe und in dankbarer Ergebenheit Abſchied nahm, und ſetzte daranf ſeinen Weg über Rendsburg und Hamburg fort. In Statthagen beſuchte er die verwittwete Gräfin Sophie zur Lippe, Stiefmutter des nachher berühmt gewordenen Grafen Wilhelm zur Lippe, in Wolfenbüttel die verwittwete Herzogin, in Wernigerode die dortige gräfliche Familie; überall war er beſtens aufgenommen, und hielt Betſtunden und erbauliche

Unterredungen. In Halle, wo ihn auch Baumgarten besuchte, führte er ein wichtiges fünfstündiges Gespräch mit dem Professor Francke, dem Sohne, errichtete, wie er sich ausdrückt, mit ihm ein Bündniß, Christi Reich auf den Grund der Einfalt mit aller Treue auszubreiten, und hielt nun die Scheidewand zwischen Halle und Herrnhut für weggenommen. Die Folge jedoch zeigte darin keinen Bestand, indem Francke späterhin mehrmals dem Grafen erklärte, wie er außer der allgemeinen Liebe mit ihm zu konnektiren nicht gemeint sei, worauf indeß Zinzendorf, von wärmerer Liebe beseelt, edel erwiederte, ihm solle deßungeachtet Franckens Andenken noch werther sein, als es die generale Christenpflicht erfordern möchte. Am 21. Juli früh um 2. Uhr traf er in Herrnhut ein, wo er die ledigen Brüder zu seiner Freude noch im Gebet beisammen fand.

Die Reise, wiewohl in der Folge durch vielfache Beziehungen fruchtbar, war für jetzt ganz gegen die Absicht ausgefallen; anstatt minder drückende Verhältnisse vermittelst des frommen Hofes zu gewinnen, sah er durch denselben die vorige Last nur mit neuem Ehrenglanze vermehrt, welcher nicht wenige Mißreden und Verläumdungen auch bei sonst Wohlmeinenden verursachte, und ihm selbst manche Bekümmerniß gab. Um so freudiger fand

er

er ſich wieder in dem geliebten Herrnhut, wo ſeine Thätigkeit alsbald vielfach in Anſpruch genommen wurde. Das Gedeihen des Orts war ſichtbar, der Verſammlungsſaal auf das Doppelte erweitert, fünf neue Häuſer im Bau; ſein eignes Hausweſen war durch die Sorge der Gräfin, ungeachtet Mißwachs und die Unterkunft neuer Ankömmlinge manche Bedrängniß verurſachten, in gutem Stande; vierundſiebenzig neue Auswanderer waren nämlich während ſeiner Abweſenheit aus Mähren eingetroffen, und hatten Obdach und Nahrung empfangen. Der Graf lud dieſe Leute bald nach ſeiner Ankunft alle zu ſich zum Eſſen, und behandelte ſie ſehr liebevoll. Sie machten ihm jedoch große Sorge wegen des Lärms, der ſich ſtets erneute, als würden dieſe Auswanderungen von ihm angeſtiftet; ein Ermahnungsſchreiben, welches deßfalls an ihn aus Dresden erging, beantwortete er bündig, indem er den Ungrund jenes Vorgebens darlegte; jeder Einzelne jener Ankömmlinge war genau verhört und unterſucht; nur dem reinen Verlangen, den evangeliſchen Glauben zu bekennen, die Aufnahme gewährt; das Zurücklaſſen zeitlichen Guts faſt immer als Beweis gefordert worden. Da man nichtsdeſtoweniger fortfuhr, in Schleſien durch allerlei Druckſchriften ſolche Beſchuldigungen auszubreiten, ſo wandte er ſich

abermals nach Wien an den Pater Tönnemann, welcher freilich genugsam wissen konnte, daß sie falsch seien, und daher gern einwirkte, dergleichen Verläumdung fernerhin abzustellen. Eine Sendung, welche die Gemeinde von Zauchtenthal in Mähren eigends abordnete, um zwei ihrer ausgewanderten Mitglieder in Anspruch zu nehmen, erhielt in Betreff einiger Schuldforderungen Befriedigung, wurde aber in Absicht der Personen selbst, deren Rückkehr sie verlangte, verneinend abgefertigt, da diese Leute in Mähren als Evangelische nicht leben dürften, katholisch zu werden aber gegen ihr Gewissen fänden. Dagegen waren Brüder aus eignem Antriebe nach Mähren zurückgegangen, um ihre Angehörigen zu besuchen, und geriethen daselbst in mancherlei Gefahr. Einer derselben, in Gesellschaft einiger Auswanderer unschuldig verhaftet, entzog sich dem Gewahrsam, und als er dies bereuend sich wieder stellen wollte, fand er keine Wache mehr an dem Orte, wo er sie verlassen. Ein Andrer wurde aus dem Gefängniß fortgeschickt mit einem unbegehrten offnen Briefe des unwahren Inhalts, daß er seinen Irrthümern entsagt habe. Beide kamen so nach Herrnhut zurück, wo aber die Umstände, welche sie erzählten, eine eigne Untersuchung veranlaßten. Sie mußten sich reinigen, der erstere durch

die einſtimmigen Zeugniſſe ſeiner in Herrnhut nach und nach anlangenden damaligen Gefährten; der andre wurde ſogar zur Rückkehr bewogen, um die Behörde aufmerkſam zu machen, jener offne Brief enthalte Falſches, dem er ſeine Freiheit nicht verdanken wolle; zum Glück für ihn mochte die Behörde, über den neuen Fall verdrießlich, von ſolchen Weitläuftigkeiten nichts hören, hieß ihn kurzweg ſich fortpacken, und gab ihm noch auf ſeine Bitte nur die Beſcheinigung, daß er dort geweſen. Dieſe faſt ängſtliche Strenge des Grafen und der Gemeinde war durch beſondre Umſtände, die ſich in der Nähe geſtalteten, nur zu ſehr gerechtfertigt. Seine geliebte Tante, Henriette von Gersdorf, hatte ſchon geraume Zeit ſeinen Anſtalten und Einrichtungen keinen Beifall bezeugen können, und wie gering der Unterſchied ihrer beiderſeitigen Sinnesart auch ſein mochte, ſo war er doch vermögend, einander ſo werthe Perſonen ganz zu trennen. Im Weſentlichen jedoch mit dem Grafen von gleichem Triebe geleitet und in ähnliche Verhältniſſe geſtellt, hatte die Freiin von Gersdorf, als damalige Gutsherrſchaft von Großhennersdorf, daſelbſt einigen böhmiſchen Familien, die um des Glaubens willen ſchon vor Jahren nach der Lauſitz gezogen waren, eine Zuflucht gewährt, und ihnen einen Lutheriſchen

Geistlichen Johann Liberda aus Schlesien berufen, der durch seine Predigten eine große Erweckung ringsumher bewirkte, so daß aus der Lausitz und aus Böhmen selbst eine große Zahl neuer Ansiedler nach Großhennersdorf kamen, und für die Böhmen ein eigner Ort gebaut wurde, den man schon als ein Gegen-Herrnhut bezeichnete; wie Zinzendorf mit den Mähren, so wolle seine Tante, hieß es, mit den Böhmen ihren Eifer zeigen. Der lebhafte Religionsverkehr, welcher sich hier auf der Gränze zwischen Sachsen und Böhmen entwickelte, die Ausbreitung protestantischer Einflüsse in letzterem Lande, und das Hinüberziehen so mancher Aufgeregten in ersteres, veranlaßte Beschwerden des Kaiserlichen Gesandten am sächsischen Hofe. Hier war man bereit, jede Befriedigung zu gewähren, und da man von solch dunklen Vorgängen nur unsichre Kunde hatte, aber durch Zinzendorfs Namen und Rang doch längst auf Herrnhut höchst aufmerksam geworden war, so glaubte man den Grund jener Beschwerde nur dort voraussetzen zu müssen. Das Staatsministerium zu Dresden verordnete daher, da der harte Antrag, daß alle Auswanderer aus den Kaiserlichen Landen ohne alle Rücksicht und Unterschied dahin zurückgeliefert werden sollten, schon bei ihm nicht durchging, eine landesherrliche

Kommission, welche den ganzen Zustand von Herrnhut in Lehre und Leben, besonders aber auch die gegen Zinzendorf persönlich vorgebrachten Klagen zu untersuchen den Auftrag hatte. Der Amtshauptmann von Gersdorf zu Görlitz war zu Führung dieser Kommission ernannt, und verfügte sich im Januar 1732. nach Herrnhut. Viele Fremde aus nächster und selbst entfernterer Umgegend strömten herbei, um die erwartete Aufhebung von Herrnhut mit anzusehen. Hier zeigte sich nun Zinzendorf in der ganzen Stärke seiner Gesinnung. Wegen der Beschuldigung, Unterthanen des Kaisers aus dessen Erblanden herausgelockt zu haben, war die Rechtfertigung leicht; es ergab sich klar, daß diese Leute insgesammt von selbst, und nur um des Glaubens willen, mit Aufgebung ihrer Habe, das Land verlassen hatten, wo man sie zum katholischen Glauben hatte nöthigen wollen, und daß es ein schrecklicher Gewissenszwang wäre, ihnen die Rückkehr dorthin aufzuerlegen. Bedenklicher mußte die Prüfung der Lehre und Zucht der Brüder werden, denn hier war zufälligen Eindrücken und argen Mißdeutungen ein weites Feld eröffnet. Anstatt nun das, was übler Auslegung fähig war, zu mildern und zu verhüllen, verordnete der Graf, daß alles in gewohnter Weise ohne Zurückhaltung vor sich ginge; die Kommission

sah das Wesen von Herrnhut in allen seinen Zweigen ganz unverstellt, und erhielt alle Aufschlüsse und Erläuterungen, die sie begehrte, mit gewissenhafter Genauigkeit, ja eher in zu starken als in zu schwachen Ausdrücken, damit keine Beschönigung aus kleinmüthiger Menschenfurcht dabei Statt fände. Nachdem die Kommission, theils in Beisein Zinzendorfs, theils ohne dasselbe, allen Arten von Versammlungen beigewohnt, jedes Mitglied der Gemeinde und auch den Grafen einzeln befragt, von allen vorgelegten Schriften genügende Einsicht genommen, und so binnen vier Tagen ihre Arbeit vollendet hatten, brachte sie das Ergebniß ihres Geschäfts nach Dresden. Zinzendorf schrieb bei diesem Anlaß auch selbst an den König, wie auch an das sächsische Staatsministerium, stellte das Wesen seiner Sache bündig dar, zeigte die Uebereinstimmung Herrnhuts mit der Lutherischen Kirche und das Unverfängliche der Brüderverfassung, erbot sich aber dennoch, gleich der ganzen Gemeinde, im Fall die Obrigkeit das Verbleiben oder den Anwachs der mährischen Leute bedenklich fände, auf den ersten Wink mit ihnen das Land zu räumen, und zwar so still und ruhig, daß für die sächsische Regierung jeder Verfolgungsanschein dabei vermieden bliebe. Der günstige Bericht der Kommission brachte in

Dresden die Widersacher für den Augenblick zum Schweigen, aber ausdrücklich gutheißen wollte man die Sache auch nicht; und so unterblieb jede Entscheidung und Antwort ganz. Nur eine allgemeine Bekanntmachung erfolgte, daß künftig keine neue Auswanderer aus den österreichischen Erblanden in Sachsen dürften aufgenommen werden, welches indeß Zinzendorf schon früher, in Betracht der vielfachen daraus erfolgten Ungelegenheiten und des traurigen Schicksals einiger in harte Gefangenschaft gerathenen und zweier darin verstorbenen Brüder, für seine Güter völlig eingestellt hatte.

Bereits vor diesen Verhandlungen hatte Zinzendorf, der nach seinem in Kopenhagen nicht gelungenen Versuch es aufgab, einen neuen Umweg zu finden, die nun auch von seiner Mutter nicht mehr mißbilligte Bitte um Entlassung aus dem sächsischen Staatsdienste gradezu dem Könige eingereicht. Sie wurde ihm jetzt in Gnaden gewährt, und am 8. März 1732. legte er zu Dresden seine Stelle als Regierungsrath vor dem versammelten Kollegium förmlich nieder, wobei er eine Rede hielt, und seine gottesfürchtigen Gesinnungen und das Wesen der Gemeinde zu Herrnhut, der fortan seine Thätigkeit ganz gehören sollte, offen darlegte. Die Förderung der Seelen blieb in der That sein haupt-

sächliches Geschäft, bei dem ihn weder die Arbeiten nach außen, zu denen das Verhältniß der Gemeinde selbst Anlaß gab, noch die sonstigen Aemter und Pflichten, die ihm oblagen, zerstreuen konnten. Die Helfer der Gemeinde versammelten sich täglich bei ihm, um nach jedesmaliger Kenntniß den Gang jeder einzelnen Seele näher zu besprechen, das Zweckmäßige zu berathen, das Merkwürdige kurz aufzuzeichnen. Ein andres Geschäft machte er sich mit den kleinen Knaben, die er insgesammt mit ihren Lehrstunden und Arbeiten auf sein Vorzimmer versetzte, wo er sie denn jeden Augenblick besuchen, unterrichten, und nach ihren Umständen einzeln befragen konnte; dies war jedoch nicht von Dauer, da ihm das Maß einer richtigen Behandlung dieser Kinder, deren gewöhnliche Unarten ihn gleich zu sehr betrübten, nicht zu Gebote stand. Desto glücklicher war sein Sinn und Takt bei dem bedenklichen Besuche, welchen erst Rock und dann Tuchtfeld in Herrnhut machten; sie konnten durch ihre Sonderbarkeiten viel Verwirrung anstiften, und doch wollte er sie nicht grade mißbilligen. Indem er ihnen nun ohne Mißtrauen freie Bahn ließ, aber einfach und würdig ihnen gegenüberstand, nahmen auch jene mehr Haltung an, und sprachen sich in ihren Vorträgen nur allgemein erbaulich aus; ein paar

Inſpirationen, welche Rock in Herrnhut hatte, gingen ohne Aufſehn vorüber, obwohl eine derſelben hart auf Rothe zu deuten war, der in ſeine Predigten ſtets gern etwas Anzügliches gegen den Grafen und die Gemeinde einmiſchte; man ſuchte das Gute heraus, und ließ das Seltſame unbeachtet. So verzog ſich der Beſuch ohne merklichen Eindruck, und die befürchtete Störung unterblieb. Die Gemeinde, mit Rothe nicht ganz zufrieden, und von Bertholdsdorf im Winter durch ſchlechte Wege oft abgeſchnitten, wünſchte jetzt auch einen eignen Prediger. Der Graf hatte ſchon den Magiſter Steinhofer von Tübingen berufen, aber die von Dresden eingeholte Erlaubniß bedingte, daß der Prediger für Herrnhut dort nur als der Subſtitut Rothe's auftreten dürfe, wahrſcheinlich um deſto ſichrer zu ſein, daß alles im Lutheriſchen Geleiſe bliebe; weil aber Rothe gar keinen Subſtituten wollte, ſo konnte die Sache nicht zu Stande kommen. Für Herrnhut eröffnete ſich dagegen auf einer andern Seite ein unabſehbares Gebiet eigner Wirkſamkeit durch den inzwiſchen bei vier jungen rüſtigen Brüdern gereiften Entſchluß, als Boten des Heilands zu den Negerſklaven in Weſtindien und zu den Grönländern zu gehn. Des Grafen Erzählungen, nach ſeiner Rückkehr aus Dänemark, von dem unglückſeli-

gen Zuſtande jener Halbwilden, und darauf der Beſuch eines in Kopenhagen getauften Mohren in Herrnhut, der ſeiner Brüder Elend mit heißem Antheil ſchilderte, waren die erſte Anregung jenes Vorhabens geworden, das ohne wechſelſeitige Beſprechung gleichzeitig in den Gemüthern entſtanden war. Die Sache wurde mit großer Ueberlegung berathen, ihre Wichtigkeit im ganzem Umfang eingeſehn. Zinzendorf wollte keinen im Glauben noch Unbefeſtigten, keinen ſeines Berufes noch irgend Unſichern, zu ſolcher Heidenbotſchaft entlaſſen, geſchweige denn jemanden dazu bereden; die geringſte Reue, das leiſeſte Wanken, ſollte den ſchon verkündigten Vorſatz aufheben. Allein jene Brüder beſtanden feſt auf ihrem Sinn, und nach gehöriger Prüfung traten Leonhard Dober und David Nitſchmann im Auguſt 1732. die Reiſe nach der weſtindiſchen Inſel St. Thomas an, denen im Anfange des folgenden Jahres Chriſtian David und zwei Gebrüder Stach nach Grönland in gleichem Berufe nachfolgten. Dies war der Beginn des in der Folge ſo ausgebreiteten und ſegenreichen Miſſionsweſen der Brüdergemeinde. Den Bruder Leonhard Dober hatte der Graf, um ihn näher kennen zu lernen und zu prüfen, vorher auf eine Reiſe mitgenommen, die er im Frühjahr nach Thüringen und Franken gemacht.

In Neustadt an der Aisch besuchte er den Superintendenten Steinmetz, der schon den Ruf als Abt nach Kloster Bergen erhalten hatte, und traf daselbst auch den Professor Reuß von Tübingen, der auf Zinzendorfs Empfehlung von dem Könige von Dänemark zum Hofprediger nach Kopenhagen berufen war. In Jena, Saalfeld, Baireuth, Nürnberg, und zuletzt in Ebersdorf, hielt er gewohnten Verkehr mit Freunden und Frommen jedes Standes. Begleitet von Professor Reuß und den Brüdern, welche die Wanderung mit gemacht, war er am 20. Mai 1732. in Herrnhut zurück.

Im Laufe des erwähnten Sommers ereignete sich eine neue Verwickelung, die für Zinzendorf und seine Anstalten gefährlich wurde. Die in Großhennersdorf aufgenommenen Böhmen geriethen mit der Freiin von Gersdorf in Streit, sie widersetzten sich den Verordnungen, nach welchen sie nicht mehr über die Gränze gehen, keine großen Versammlungen halten, keine Auslegungen der Bibel machen sollten, noch weniger wollten sie der Gutsherrschaft unter solchen Umständen den Eid der Unterthänigkeit schwören, was jene verlangte, weil sie dieselben nur als ihre Unterthanen behalten und vertreten konnte. Einige der Widerspenstigen, welche im Gegentheil ein besonderes Gemeindewesen mit eigner Kirche,

Predigern, Gerichts- und Verwaltungsfreiheiten zu ſein begehrten, wurden in Verhaft genommen, andre aus dem Orte verwieſen. Darüber zogen die Böhmen haufenweiſe von Großhennersdorf ab, und nahmen ihre Zuflucht gleich nach Herrnhut, wo ſie alle Häuſer füllten, und zum Theil auf der Straße lagerten. Alle Rückſichten der Weltklugheit geboten dem Grafen, dieſe Leute nicht aufzunehmen; aber ſie waren in tiefſter Armuth, führten viele Schwerkranke mit ſich, und konnten überdies ihre Noth in fremdartiger Sprache kaum verſtändlich machen; dies genügte dem ächten Chriſten, ſie wenigſtens unterzubringen, ihnen leiblich und geiſtlich nach Kräften beizuſtehn. Als jedoch die Freiin von Gersdorf ihr Recht an dieſe Leute nicht aufgeben wollte, mußte Zinzendorf, der ihrethalben an ſeine Tante geſchrieben hatte, ihnen die Rückkehr anrathen, wenigſtens ferneren Aufenthalt in Herrnhut verſagen. Sie wollten aber ein andres Unterkommen ſuchen, und hofften ſolches in Berlin zu finden, wohin ſie ihren Prediger Liberda mit acht Männern als Bittende an den König Friedrich Wilhelm I. ſandten. Günſtige Ausſicht als ſchon ertheilte Bewilligung deutend, riefen die Harrenden indeß aus Böhmen andre Schaaren herbei, und machten ſich in getheilten Zügen auf den Weg; aber an der brandenburgiſchen

Gränze wurden ſie vorläufig noch zurückgewieſen, in Sachſen durften ſie auch nicht bleiben, und ſo irrten ſie armſelig in jener Gegend umher, manche wurden verhaftet, viele kamen in der Wintersnoth um, andre ſchlichen einzeln in das innere Land zurück, die meiſten aber gelangten dennoch unvermerkt nach Berlin, wo der König ſich ihrer annahm, ihnen auf der Wilhelmsſtraße Wohnungen einrichten und in der Folge eine Kirche bauen ließ; ſie hielten ſich fernerhin, obgleich ſie früher ſich zu den Brüdern geneigt hatten, zum Lutheriſchen und theils auch zum reformirten Glauben; die eigentliche böhmiſche Brüdergemeinde in Berlin und Rüdersdorf entſtand erſt ſpäterhin aus andern Anſiedlern. Wiewohl nun jene Bewegungen mit Herrnhut keinen eigentlichen Zuſammenhang hatten, ſo verurſachten ſie doch, wie die gleichzeitige Auswanderung der um des Glaubens willen verfolgten Salzburger, welche in Preußen Aufnahme fanden, die nachtheiligſten Rückblicke auf jenen Ort, und man wollte in Zinzendorf einen Haupturheber und Beförderer aller ſolcher Störungen ſehn; viele Perſonen urtheilten falſch aus Unkunde, andre benutzten wiſſentlich den Anſchein, um gegen den Grafen, deſſen Frömmigkeit und Tugend ihnen zum Aergerniß war, ſcharfe Maßregeln hervorzurufen. Sie erfolgten auch in

der That. Bald nach der Rückkehr von einer zweiten Reise, die er in diesem Jahre nach Ebersdorf, um daselbst in der Gemeinde der Erweckten einige ausgebrochene Störungen zu schlichten, und gelegentlich auch wieder nach Jena und Halle gemacht, erhielt er einen Königlichen Befehl, seine Güter zu verkaufen. Dahin hatten seine Freunde die Sache gemildert, denn es war im Betrieb gewesen, ihn als einen gefährlichen Mann festzunehmen, und auf den Königstein zu setzen; jener Befehl, hieß es, sei eine Andeutung für ihn, außer Landes zu gehn, er möchte nicht säumen, den Wink zu befolgen, denn einmal in Verhaft dürfte er lange darin bleiben müssen. Das Beispiel Liberda's, der in das Zuchthaus nach Waldheim abgeführt worden war, durfte mit Recht schrecken, wenn auch sonst wohl ein vornehmer Graf nicht leicht zu fürchten hatte, mit einem armen wandernden Prediger in gleichem Falle, der gleichen Behandlung ausgesetzt zu werden. Zinzendorf wußte, daß die wiederholten, dringenden Warnungen nicht ohne Grund waren, allein er hatte seinerseits nicht minder Grund, ihrer dennoch nicht zu achten. Er gab seine Sache in den Willen des Heilands, worauf er in seinem Innern die Ueberzeugung empfing, er müsse standhaft ausharren, und nun aller Menschenfurcht so fern blieb, daß er so-

gar seine Briefe und Schriften ungesichtet jeder Beschlagnahme bloßgestellt ließ, obgleich darin vieles für Uebelwollende höchst Mißdeutbare vorkommen mußte, und seine Freunde dieses Benehmen ganz unverantwortlich fanden. Den Befehl wegen des Verkaufs der Güter hatte er wunderbar genug aus freiem Antriebe bereits erfüllt, und den längst gehegten Vorsatz, um auch von dieser Seite kein weltliches Amt mehr zu haben, sein ganzes Besitzthum auf seine Gemahlin übergehn zu lassen, kürzlich ausgeführt. Die Sache war in Gestalt eines Verkaufs geschehen, und der Gemeinde bekannt gemacht worden. Es kam nun also nur noch darauf an, die gerichtliche Uebergabe zu vollziehen, und der höheren Behörde das Geschehene anzuzeigen, welche mit diesem denn auch, in Erwartung, daß er selbst außer Landes gehen werde, sich begnügen ließ. Nachdem es unzweifelhaft geworden, daß jener Befehl durchaus in diesem Sinne gemeint sei, machte der Graf nun auch wirklich Anstalt, seine Verweisung anzutreten. Die Heimath war ihm überaus lieb und angenehm, aber um des Heilands willen sie zu verlassen, und ein Weltbürger zu werden, der überall ein Fremdling und überall zu Hause ist, konnte ihm nicht allzu schwer dünken; selbst den Verlust seines Vermögens würde er leicht verschmerzt haben.

Seine Gesinnung in diesem Betreff hatte er schon vorahndend so ausgedrückt: „Meine Absicht geht auf gar nichts anders in der Welt, als auf das Wohlsein der Seelen, und auf die Beförderung einer solchen Herrlichkeit, die mit den Hoheiten dieser Welt nichts zu thun hat. Und da ich von langer Zeit her ein armer Diener meines anbetungswürdigen Heilands bin, und nichts anders wünsche noch verlange, als daß auch sogar mein Name bei der Welt ins Vergessen kommen möchte, und ich meine Gedanken und Verstand auf nichts anders gerichtet habe, als wie ich es dahin bringen möge, daß das Leben Jesu Christi in der Seele dieses und jenes armen Bauersmannes herrschen möge, so übergebe ich mich seinen Händen, und überlasse es ihm, wie er es mit alle demjenigen, was er mir anvertrauet hat, machen will. Sollten wir um ehrlicher Ursachen willen um all unser Hab' und Gut kommen, weil wir nämlich einige hundert Seelen von ihrem Elend befreit haben, so würde solches mir und meiner Frau sehr erfreulich sein."

Wie weit die Gegner ihre Maßregeln gegen Herrnhut selbst treiben würden, war nicht abzusehen; indeß war der Graf und die Gemeinde schon darauf gefaßt, in fremden Ländern eine neue Wohnstatt aufzusuchen. Mittlerweile ging alles in gewohnter

wohnter Weiſe ſeinen Gang; die nach Grönland beſtimmten Heidenboten machten ſich auf den Weg; dem Grafen wurde aufs neue, da er ſchon fortzureiſen dachte, das von ihm früher niedergelegte Amt eines Vorſtehers der Gemeinde übertragen, damit ein deſto feſteres Band auch mit dem Abweſenden geknüpft bliebe, und am 26. Januar 1733. zog er ſelber, nicht ohne inneren Kampf, in ſein erſtes Exil, begleitet von den Brüdern Martin Dober, Johann Nitſchmann und Matthäus Mickſch. Er wandte ſich zunächſt nach Ebersdorf, wo ungeachtet ſeines Kummers er dennoch nicht ohne Nutzen war. Hier traf ihn alsbald die Nachricht von dem in Warſchau am 1. Februar erfolgten Tode des Königs, und dieſe Veränderung konnte auch auf ſeine Sache günſtig einwirken, allein er mochte dies weder betreiben noch dableibend abwarten, ſondern verfolgte nun lieber das inzwiſchen gereifte Vorhaben einer Reiſe nach Tübingen, zu welcher ihn Zwecke von größter Wichtigkeit beſtimmten. Der zum Prediger nach Herrnhut berufene Magiſter Steinhofer war in Tübingen Repetent bei der theologiſchen Fakultät, und hatte derſelben, um bei ſeinem neuen Berufe ganz ſicher zu gehn, die Frage zur Entſcheidung vorgelegt: Ob die mähriſche Brüdergemeinde in Herrnhut, nach vorausgeſetzter Uebereinſtimmung

mit der evangelischen Lehre, bei ihren seit dreihundert Jahren her gehabten Einrichtungen und bekannten Kirchenzucht verbleiben, und dennoch ihre Konnexion mit der evangelischen Kirche behaupten könne und solle? Die Entscheidung dieser Frage durch eine angesehene theologische Behörde war um so wichtiger, als schon immer grade dieserhalb der größte Zwiespalt in den Meinungen bestand, und innerhalb wie außerhalb der Gemeinde ihr der Vorwurf gemacht wurde, daß sie nicht das reine Lutherthum sei, auf welches sie zurückzuführen man bald der Obrigkeit, bald dem Grafen selbst zur Gewissenssache machen wollte. Letzterem war daher gleichfalls angelegen, über diesen Punkt völlig klar zu werden, und einen Ausspruch zu gewinnen, auf den man sich fernerhin stützen könnte. Um der theologischen Fakultät nun, außer den schriftlichen Zeugnissen, die ihr in reicher Fülle zugefertigt wurden, noch fernere Rechenschaft mündlich ertheilen zu können, reiste Zinzendorf in Begleitung Martin Dobers selbst nach Tübingen. Unterwegs fehlte es nicht an erbaulichem Verkehr, noch an Gelegenheiten zu Andachten und Vorträgen. Am 4. März trafen sie in Tübingen ein, wo beide in des Professors Pregizer Haus eine freundliche Aufnahme fanden. Hier schien aber ein neues Uebel ihn ernstlich stören

wollen; seine Gesundheit war niemals sehr fest, er that nichts sie zu schonen, und wenig sie wiederherzustellen; fast das ganze erste Jahr seines Aufenthalts in Herrnhut hatte er, wohl durch die Feuchtigkeit seiner noch frischen Wohnung, an heftigen Zahnschmerzen gelitten, so daß er einigemal Gott um Linderung und nicht vergeblich angefleht; später warf sich das Uebel ihm auf die Augen, welche durch die schlaflosen Nächte, in denen er meist gearbeitet, noch besonders angegriffen wurden; sein Eifer ließ ihn die rechte Besserung nicht abwarten; trat sie endlich ein, so wollte er das Versäumte schnell nachholen, und wurde auf's neue krank; so kam er in keine rechte Ordnung, und machte dann auch wieder darüber sich Vorwürfe. Jetzt, im unglücklichsten Zeitpunkt, befiel ihn ein schmerzhaftes Fieber, und er mußte daniederliegen. Doch für seinen Zweck fand sich unvermuthet dabei dennoch ein guter Fortgang; die Professoren kamen vor sein Bette, und die ganze Sache von Herrnhut wurde hier freundlich durchgesprochen; dann kamen auch Fromme jeden Standes, seine erbaulichen Reden zu hören; eine Anzahl Separatisten vergossen an seinem Lager viele Thränen. Kaum etwas genesen, redete er in den Versammlungen der Erweckten, machte Besuche in der Umgegend, und fand überall

eifrige Zuhörer, denen er sich mittheilen konnte; bei solcher Gelegenheit gefragt, wie man die Gemeinschaft der erweckten Seelen zu Stande bringe, gab er den kurzen Ausspruch, es sei schwer zu sagen und leicht zu thun, und erklärte es dahin, man brauche nur für diesen Zweck ebensoviel Aufmerksamkeit und Eifer zu bezeigen, als die Weltkinder für ihre Zwecke. Ueberall in Würtemberg, wurde er hoch geehrt, die angesehensten Geistlichen, unter diesen der Kanzler Pfaff, und der gelehrte, mit Deutung der Offenbarung St. Johannis beschäftigte Probst Bengel, ferner ein Magister Oettinger, der eine Art hellere und sanftere Pietisten, als die hallischen, stiftete, bezeigten ihm ihren Beifall, ihre Zuneigung. Die theologische Fakultät setzte inzwischen die Prüfung des ihr vorgelegten Gegenstandes lebhaft fort, und gab endlich durch ein in aller Form ausgefertigtes Bedenken die einmüthige Bejahung der aufgestellten Frage. Mit diesem wichtigen Zeugnisse versehen, reiste Zinzendorf in hoher Befriedigung von Tübingen wieder ab, und zunächst nach Ebersdorf. Sein Verhältniß in Sachsen hatte sich insofern geändert, daß die neue Regierung sogleich milderen Sinn zeigte, und er daher ohne Bedenken schon im Anfange des Mai nach Herrnhut zurückkehren konnte, wo fernerhin sich in Ruhe aufzuhal-

ten ihm bald förmlich wieder erlaubt wurde; er dankte dem Kurfürſten hiefür mit Innigkeit, und ſagte in ſeinem Schreiben, da er ſich ſo gar nicht im Stande ſehe, zu Seiner Königlichen Hoheit Dienſt etwas beizutragen, ſo wünſche er ſich von Gott die Weisheit, auch nicht die geringſte Gelegenheit zu Höchſtdero Mißfallen oder auch nur mindeſten Behelligung zu geben. Der Verkauf ſeiner Güter war genehmigt, und das Dableiben der mähriſchen Auswanderer erlaubt worden, nur für die noch in Bertholdsdorf wohnenden Schwenkfelder fand nicht gleiche Billigkeit Statt, ſie ſollten das Land verlaſſen, welches ſie denn auch, da ſich ihnen, nach vieler vergeblichen Bemühung Zinzendorfs, eine Zuflucht in Penſylvanien eröffnete, ohne Schwierigkeit ausführten. Drei Brüder aus Herrnhut wurden ihnen nachgeſandt, um die geknüpfte Beziehung nicht ganz aufzugeben, ſondern wo möglich eindringlicher zu machen, was jedoch nicht gelang, indem die Schwenkfelder in ihrer Trennung blieben.

Indeß vermehrte ſich unter allem Wechſel die Wirkſamkeit von Herrnhut ſowohl in den Verhältniſſen nach außen, als auch im Innern. Hunderte von erweckten Wenden ſtrömten aus der Umgegend zum Beſuch herbei, und erbauten ſich in den neuen Glaubenstrieben, nicht ohne Eiferſucht ihrer Geiſt-

lichen, die gern deßhalb neue Unzufriedenheit gegen den Grafen in Dresden angeregt hätten. Zu den vertriebenen Salzburgern gingen einige Brüder als Boten, um sie zu höherer Frömmigkeit zu wecken, und eine ihnen heilsame Annäherung zu versuchen. Mit zahlreichen Gemeinden und Gesellschaften von Erweckten wurde eine herzliche und einwirkende Verbindung unterhalten, und der Kreis dieses Verkehrs hatte sich durch die Reise nach Schwaben nur erweitert. Wieviel es auch schon umfaßte, immer hatte der Graf ein frisches Herz und volle Thätigkeit für jedes neue Verhältniß, das sich ihm darbot, und niemals mochte er einen Gegenstand wegen andrer, ihn schon erfüllender, ablehnen. Nur mit den eigentlichen Pietisten wollte es durchaus nicht gelingen in gutem Zusammenhange zu stehn. Von Herrnhut war Spangenberg nach Halle berufen worden; jetzt bewirkten die dortigen Theologen seine Vertreibung, und er kehrte nach Herrnhut zurück; Zinzendorf wurde beschuldigt, die Mißhelligkeit veranlaßt zu haben, und es entstand eine heftige Anfeindung; er selbst erließ darüber harte Briefe, besonders auch an den Abt Steinmetz, und sprach unverhohlen seinen Unwillen aus; doch kam es wenig zum öffentlichen Streit, indem Zinzendorf und sein Freund durch eine von Seiten der Gemeinde erlas-

ſene Erklärung ſich ein edles Schweigen auferlegten. Spangenberg wurde darauf zum Adjunktus des Grafen und zum Helfer in der Gemeinde gewählt, und blieb fortan ganz in dieſer Richtung thätig. Mit unverdroſſenem Eifer betrieb Zinzendorf die verſchiedenen, zunächſt auf das Seelenheil gehenden Arbeiten in der Gemeinde. Die eingeführten Anſtalten und Gelegenheiten ließen das religiöſe Leben nicht erkalten, und neue Wärme trat noch immer hinzu. Sonntags früh pflegte er die ihm vertrauteſten Brüder und Schweſtern in zwei nebeneinander liegenden Zimmern zu verſammeln, und in der Thüre ſtehend, nach beiden Seiten zugleich ſeinen Vortrag zu richten, wie grade die Tagesumſtände ihn eingaben; oft auch lag man auf Knieen und Angeſicht betend und weinend in der Stille, oder ſang einen Liedervers. Die Anziehung dieſer herrnhutiſchen Erbauungsweiſe war ſehr groß. Einſt an einem Bettage geſchah es, daß ein Abtrünniger, der von Herrnhut nach Großhennersdorf gezogen war, und ſehr viel Böſes gegen den Grafen und die Gemeinde verübt hatte, krank und elend voll Reue ſich in die verſammelte Gemeinde tragen ließ, ſeine Sünde bekannte, und um Wiederaufnahme bat, die ihm durch die Fürbitte des Grafen, der ihn gerührt umarmte und küßte, unter vielen beiderſeitigen Thrä-

nen auch gewährt wurde. Unter den kleinen Kindern, den Jungfrauen, den Wittwen, den ledigen Brüdern, und so fast in allen Chören, war der Graf geschäftig, die Liebe des Heilands recht zu gründen und zu erhalten; doch zeigte er nicht für jede dieser Abtheilungen gleiches Geschick, seine zu große Strenge verschüchterte und verstockte die Kinder, und als er dies verbessern wollte, übertrieb es seine Nachsicht wieder; auch die Entwickelung und den Beruf der Jünglinge beurtheilte er oft voreilig, und traute ihnen mehr zu, als sie leisten konnten; im Allgemeinen und Ganzen aber zeigte er große Menschenkunde, die er auch im Einzelnen sehr vermehrte, indem er gern eines jeden innern Zustände vernahm, und auch ganze Abtheilungen der Reihe nach kurz abhörte, was auch öfters der Gemeinde insgesammt widerfuhr. Nicht minder legte er der Gemeinde auch seinen eignen Zustand dar, rügte seine Fehler, und strafte sich wohl gar, Andern zum Beispiel, durch Ausschließung vom heiligen Abendmahl. In besondre Verlegenheit brachte ihn ein Gesuch aus Kopenhagen; der Oberkammerherr von Pleß, ökonomische Zwecke mit religiösen vereinigend, wünschte für die Zuckerplantagen, die er auf der westindischen Insel St. Crux anlegen wollte, eine Anzahl Brüder zu Aufsehern, wobei denn zugleich

das Chriſtenthum unter den arbeitenden Negerſklaven befördert werden konnte. Die Beſchäftigung mit Dingen weltlichen Vortheils, ſofern ſie über perſönlichen Arbeitserwerb hinausging, war dem Grafen bedenklich, doch weil die Sache in der Gemeinde Beifall erhielt und Hoffnungen weckte, ſo wollte er ſie nicht gradezu hindern. Nach vielen Unterredungen und Prüfungen, in welchen er die zur Reiſe erbötigen Brüder, nach vergeblichem Abrathen, ſorgfältig ermahnt und unterwieſen hatte, wurden vierzehn Brüder, worunter vier verheirathete, die ihre Frauen mitnahmen, nach Kopenhagen abgefertigt, um von da ihrer weiteren Beſtimmung zu folgen. Dieſe Miſſionsſache, das Ungewiſſe der landesherrlichen Aufenthaltserlaubniß für die urſprünglichen Ausländer, und der noch immer unruhige Zweifel über das Verſchmelzen mähriſcher Kirchenzucht mit Lutheriſchem Glaubensbekenntniß, vereinigte ſich in dem praktiſchen Sinn des Grafen zu einem Geſammtanlaß, eine wichtige Anordnung zu treffen, welche in allen erwähnten Beziehungen überaus zweckmäßig erſchien. Er ſchied nämlich die Bewohner von Herrnhut in zwei Haupttheile; zu dem einen gehörten hauptſächlich die Eingeborenen und Lutheraner, ſämmtlich zum Bleiben mehr geneigt und berechtigt, und auf ein ſtilles Le-

ben in Fleiß und Gottſeligkeit angewieſen; der andre begriff die Eingewanderten aus Mähren und andre Fremdlinge, ſchon durch ihr bisheriges Geſchick zu einem Zeugenvolke geweiht, und daher zum Pilgern und Dienſtberufe des Heilands vorzugsweiſe auserſehn. Jeder Theil bekam ſeine beſondern Verſammlungen, Helfer und Arbeiter; doch in andern Beziehungen galt wieder mannigfache Gemeinſchaft, ſo daß überall Zuſammengehöriges, aber nirgends Getrenntes war.

Jetzt wollte Zinzendorf auch ſein langgenährtes Vorhaben, in den geiſtlichen Stand zu treten, endlich ausführen. Er trug die Sache zuerſt den Aelteſten und Helfern der Gemeinde vor, wo ſie aber nur Zweifel und Einwendungen fand; noch ſtärker rieth ihm ſeine Gemahlin ab, deren Zuſtimmung er bei einem ſolchen Schritte nicht entbehren mochte. Doch alle Gegengründe wichen zuletzt vor dem göttlichen Ruf, den er bekannte, das Evangelium zu predigen, und zwar in der Kirche und von der Kanzel herab, als welche Orte die Verkündigung geſegneter machten. Zuletzt wurde dem Heilande die Entſcheidung überlaſſen, und das Loos entſchied bejahend. Als man noch die Ausführung überlegte, kam ein Schreiben aus Stralſund von einem dortigen Kaufmann Richter, der für ſeine Kinder einen

Hauslehrer von Herrnhut wünſchte. Sogleich war Zinzendorf entſchloſſen, und nahm für ſich ſelbſt dieſen Ruf an, der ihm den nächſten Weg zum Predigtamte zu eröffnen ſchien; er ließ nur in Kürze antworten, es werde der Berufene kommen, und trat dann, mit Zuſtimmung der Gemeinde, am 17. März 1734. ſeine Wanderung wirklich an. Anfangs reiſte er mit eignen Pferden, dann mit dem Poſtwagen. Unterwegs mußte er über den Grafen von Zinzendorf viel Arges anhören, und durfte doch kaum etwas entgegnen, wenn er ſich nicht verrathen wollte. Nach zwölftägiger Reiſe traf er in Stralſund ein, ging unter dem Namen Ludwig von Freideck — von einem ſeiner Titel entlehnt — zuerſt zu dem Superintendenten Langemack, dem er als ein fremder Kandidat ſein Vorhaben wegen des Predigtamtes eröffnete, und dann zu dem Kaufmann in's Haus, wo er ſich ſogleich in ſein angenommenes Verhältniß ſchickte, und den Kindern, ſchlechtweg als Herr Ludwig, Unterricht ertheilte. Es währte nicht lange, ſo übertrug der Superintendent, welcher durch Krankheit verhindert war, dem vermeinten Kandidaten eine Predigt, und Zinzendorf hielt auf dieſe Weiſe am 11. April ſeine erſte öffentliche Kanzelrede. Seine Stimmung dabei war, wie er ſelbſt ſchrieb: „Armuth und Ohn-

macht bis zum Verſinken, und ſodann ein ſo herzlicher Beweis der Gnade, mit ſolchen zur Sache dienlichen Ausdrücken als noch niemals;" auch gefiel ſeine Predigt ſehr. In weiteren Geſprächen mit Langemack ergab ſich, daß dieſer grade eine Schrift zur Widerlegung Zinzendorfs und der Herrnhuter ausarbeitete, die er jedoch nur durch die Schriften ihrer Gegner kannte; der Graf gab ihm die nöthigen Aufſchlüſſe, theilte ihm die eignen Schriften mit, und konnte alsbald ohne Bedenken ſich ſelbſt und ſeine Abſichten völlig zu erkennen geben. Er fand die beſte Aufnahme, und alles wurde nun raſch in's Werk geſetzt. Langemack unterwarf mit Zuziehung des Doctor Sibeth, eines nicht minder angeſehenen Gottesgelehrten, den Grafen einem mehrtägigen ſtrengen theologiſchen Examen, prüfte deſſen Schriften und Meinungen, letztere nach zum Theil neuen und für dieſen Zweck eigends und ausführlich verfaßten Darlegungen, wozu auch noch vier Predigten kamen, welche der Graf im Laufe dieſer Verhandlungen hielt, und ertheilte demſelben hierauf ein von Sibeth mitunterſchriebenes ausführliches Zeugniß der Rechtgläubigkeit. Hiebei war auf manche paradoxe Aeußerungen, auf die ehmalige Billigung verdächtiger Lieder, welche man ihm zum Vorwurf machen wollte, ſo wie auf ſeine beſondern

Meinungen vom Eheſtande, vom Fußwaſchen, vom Vaterunſer, welches Gebet er als ein bei beſtimmtem Anlaß beſtimmten Perſonen empfohlenes nicht allgemein und täglich gebraucht wiſſen wollte, und anderem dergleichen, Rückſicht genommen, und alles dies als Dinge bezeichnet, welche der Hauptſache, daß er reinen evangeliſchen Sinnes und Glaubens ſei, keinen Abbruch thäten. Mit dieſem Zeugniſſe begab ſich Zinzendorf, nachdem er noch zwei durchreiſende Brüder, die nach Lappland als Heidenboten gingen, zu Schiff gebracht, und zuletzt auch ſeinem Hausherrn, zu deſſen großer Verwunderung, den ganzen Zuſammenhang entdeckt hatte, freudig auf die Heimreiſe, und traf den 8. Mai glücklich in Herrnhut ein. Hier ſchrieb er an den Superintendenten Löſcher nach Dresden, und theilte demſelben das Geſchehene mit; dieſer antwortete bedenklich, worauf aber Zinzendorf in ferneren Briefen ſeine Sache genauer darlegte, und unter andern ſagte: „Was mein Talent betrifft, ſo iſt mein Sinn von Jugend auf darauf gerichtet, Seelen zu Jeſu zu bereden, und ich kann mich unter die Prophetenknaben zählen.“ Auch von Kopenhagen, wohin er ſein Vorhaben gemeldet, erhielt er keine beifällige Antwort; allein ihn konnte nichts irre machen. Seine nächſte Sorge war, wo möglich auf ſolche

Weiſe in den geiſtlichen Stand öffentlich einzutreten, daß die Vorurtheile der Welt nicht zu hart angeſtoßen würden, wobei auch der däniſche Orden, welchen er noch trug, — den Degen hatte er in Stralſund für immer abgelegt, — beſonders zu beachten war. Hiezu ſchien eine Gelegenheit in Würtemberg ſich darzubieten, wo es proteſtantiſche Prälaten gab. Er ſandte daher den Bruder Spangenberg nach Stuttgart, mit dem Geſuch an den Herzog von Würtemberg, derſelbe möchte ihn zum Prälaten des verfallenen Kloſters St. Georgen ernennen, welches er alsdann auf eigne Koſten herſtellen und zu einem theologiſchen Seminarium einrichten wollte. Der von der proteſtantiſchen Kirche zur katholiſchen übergetretene Herzog Karl Alexander ging jedoch auf die Sache nicht ein, weil er ein zu großes Aufſehn und ſelbſt ein Mißtrauen der katholiſchen Geiſtlichkeit, als wende er ſich wieder den Evangeliſchen zu, befürchtete. Inzwiſchen hatte Spangenberg mit dem Kanzler Pfaff in Tübingen nähere Verhandlung angeknüpft, und ihn ſchriftlich gefragt, ob es denn dem Grafen mit einigem Schein der Billigkeit zu verdenken wäre, wenn er ganz einfach den Stand eines Geiſtlichen annähme? Der Kanzler gab hierüber ein umſtändliches Gutachten im Namen der theologiſchen Fakultät, worin es unter an-

dern hieß, wenn es in der römischen Kirche nicht lächerlich sei, daß auch große Fürsten geistliche Aemter bekleideten und predigten, so würden ja die Evangelischen nur wunderlich sein, dies einem gottseligen Grafen zu verargen, der noch dazu hier in ganz andern und rechtschaffenen Gründen stehe, und, während jene Hoheit und Interesse suchten, die Hoheit seines Standes um Jesu willen hiedurch lauterlich verläugne. Spangenberg meldete vor seiner Abreise nach Georgien, wohin er eine Brüderkolonie begleitete, diese günstigen Umstände dem Grafen. Dieser, der schon dem würtembergischen Kirchendirektorium nach Stuttgart geschrieben hatte, daß er im Namen Gottes den Entschluß gefaßt, mit Ergreifung des geistlichen Standes, nach dem apostolischen Exempel 1. Kor. 16. sich selbst zum Dienst zu verordnen, reiste darauf selbst nach Tübingen, übergab der theologischen Fakultät eine lateinisch geschriebene Erklärung seines Berufs und Wandels, und wurde darauf am 19. December durch ein Programm der Fakultät, welche sich auf ihre eignen früheren Untersuchungen und auf das Zeugniß von Stralsund hiebei stützte, förmlich in den geistlichen Stand aufgenommen. Gleich an demselben Tage predigte er in Tübingen zweimal öffentlich.

Nach seiner Rückkunft in Herrnhut, die am Neujahrstage 1735. erfolgte, trat er in seine gewöhnlichen Beschäftigungen wieder ein. Er führte mit nachdrücklicher Ermahnung den Bruder Leonhard Dober, welcher dazu aus Westindien zurückberufen worden, an die Stelle des verstorbenen Martin Linner in das Aeltestenamt ein, dessen ausgedehnte Wirksamkeit alle Brüder, wo sie auch immer sein mochten, ja die nachherigen Bischöfe selbst, umfaßte, und versprach, gleich allen Andern, ihm Ehrerbietung und Gehorsam. Mit Dober war auch ein junger Neger, der nachher feierlich getauft wurde, und auch der Zimmermann David Nitschmann der Aeltere, aus Westindien gekommen. Uebrigens waren die Nachrichten von den ausgesandten Heidenboten nicht erfreulich; von den nach St. Crux gegangenen Brüdern und Schwestern waren schon über die Hälfte gestorben, was einen übeln Eindruck machte, und gegen den Grafen, der doch selbst das Unternehmen wenig gebilligt hatte, viele Mißurtheile veranlaßte. Aber noch andre Schwierigkeiten, an welche man bisher nicht gedacht, stellten sich dem Bekehrungswerk entgegen. Die ausgesandten Boten waren meist unstudirte Handwerker, ohne geistliche Weihe, gleichwohl geriethen sie sofort in den Fall, die Taufe zu verrichten und das Abendmahl

aus-

auszutheilen, zu welchen Handlungen, wenn auch nicht die Gemeinde, doch gewiß jede sonstige geistliche und weltliche Behörde ihnen alle Befugniß absprechen durfte. Zinzendorf überlegte mit seinen Vertrauten, wie hier zu helfen sei, und da man nicht hoffen konnte, daß irgend ein Lutherisches Konsistorium solche Brüder zu Geistlichen würde ordiniren wollen, so beschloß man, hiezu in eigner Mitte eine Behörde aufzustellen. Die alten mähri, schen Brüder hatten Bischöfe, welche durch Händeauflegen die geistliche Weihe ertheilen konnten, es kam nur darauf an, auch in Herrnhut für die auswärtigen Brüdergemeinden einen Bischof einzusetzen. Nachdem das Vorhaben durch das Loos die Bestätigung des Heilands erlangt, schrieb Zinzendorf nach Berlin an den Oberhofprediger Jablonski, als damaligen ältesten Bischof der Brüderkirche, trug ihm die Sache vor, und empfahl ihm zugleich den vorerwähnten David Nitschmann, für welchen sich die Ueberlegungen und Prüfungen entschieden hatten. Der alte Jablonski war hocherfreut über diesen Antrag, zog seinen Kollegen zu Lissa in Großpolen, den Bischof Sitkovius, hinzu, und nachdem er den Kandidaten näher kennen gelernt und geprüft, ertheilte er demselben feierlich die Weihe zum Bischof und alle Vollmachten, welche mit diesem

Amte verbunden sind. Ein großes Hinderniß war auf diese Weise für das auswärtige Wirken hinweggeräumt, aber eine andre Verlegenheit stellte sich dafür sogleich in der Heimath ein. Es entstand nämlich die Frage, wiefern die Gemeinde von Herrnhut, nachdem sie einen Bischof in ihrer Mitte habe, noch in Verbindung mit der Gemeinde und Kirche von Bertholdsdorf bleiben könne? Die Abtrennung von dieser würde zugleich eine Aufhebung der Gemeinschaft mit der Lutherischen Kirche, und dies wäre in allem Betracht ein unersetzlicher Schaden gewesen; daher die Gegner um so mehr eine nothwendige Folgerung daraus machten, und die Sache ein bedenkliches Ansehn erhielt. Zinzendorf erklärte zwar ausdrücklich, daß der Prediger in Bertholdsdorf nach wie vor auch für Herrnhut gelte, und widerlegte auch schriftlich manche Beschuldigungen, welche öffentlich gegen ihn vorgebracht waren. Indeß hatten doch ungünstige Eindrücke auch bei sonst Befreundeten Raum gewonnen, und dies besonders in Kopenhagen, wo die Verhältnisse ihm so wichtig dünkten, daß er deßhalb selbst dahin zu reisen beschloß. Von David Nitschmann begleitet kam er am 8. Mai 1735. dort an. Seine Gegenwart hielt seine Feinde im Dunkeln, die Beschuldigungen verschwanden, und der Hof, zuvorkommend und freund-

lich wie ſonſt, ließ deßhalb den Vorſchlag, welchen er ſelbſt dem Grafen gemacht hatte, das Mißtrauen einiger Theologen durch ein Kolloquium zu beſeitigen, wieder fallen. Unbefriedigt durch dieſe Wendung reiſte Zinzendorf nach acht Tagen von Kopenhagen wieder ab, nahm den Rückweg durch Schweden über Malmoe und Yſtadt, wo er ſich einſchiffte, und kam ohne weiteres Begebniß ſchon am 28. Mai wieder in Herrnhut an. Da er in Malmoe einige Beſuche gemacht und empfangen, und in Yſtadt mehrere Tage auf guten Wind gewartet hatte, ſo war über ihn nach Stockholm berichtet und dort der Irrthum veranlaßt worden, er ſcheine in Schweden einen längeren Aufenthalt zu beabſichtigen, worauf der Befehl erging, es ſolle ihm dies, der ſchon von Kopenhagen wegen ſeiner Irrthümer weggewieſen worden, nicht verſtattet werden. Als er hievon in Herrnhut Nachricht empfing, glaubte er ſo viele falſche Angaben nicht unberichtigt laſſen zu dürfen, und verfaßte daher ein ausführliches Schreiben an den König von Schweden, worin er die Uebereinſtimmung der Brüder mit der augsburgiſchen Konfeſſion gründlich erörterte, und ſich und die Seinigen gegen die mannigfachſten Anklagen vertheidigte; dieſes Schreiben ließ er ſpäter drucken, und auch andern Königen und Fürſten zu-

fertigen, so wie in Regensburg an sämmtliche Reichstagsgesandte austheilen. An den König von Preußen sandte er dasselbe unter dem 14. Februar mit folgendem Begleitungsbriefe, den wir zum erstenmale dem Druck hier zu übergeben begünstigt sind: „Allerdurchlauchtigster großmächtigster König, allergnädigster König und Herr! Das glückselige Loos meines Lebens, unter lauter Bauern und Exulanten zu wohnen, hat mich wohl gegen die Hohen dieser Erde ziemlich fremde gemacht, und wenn ich zugleich die Seligkeit genösse, in meiner lieben Stille gelassen zu werden, so wollte ich mich gern damit begnügen, jedem Gesalbten des Herrn den Segen des Herrn zu wünschen, und meinem theuersten Landesherrn überdies mit zärtlichster Unterthanstreue zu den Füßen zu liegen, ohne ein oder andere unter den Majestäten mit meinem geringen Namen und Zeilen zu behelligen. Allein, allergnädigster König und Herr, da ich wahrnehme, daß sich viel Menschen bemühen, mir Glimpf und Namen zu brechen, und dadurch nicht sowohl mich, als meine liebe mährische Brüdergemeinde zu ruiniren, so finde ich mich im Gewissen verbunden, ein unterthänigstes Gegenwort zu sprechen, wo es zuweilen erforderlich sein will. Die Gelegenheit dieser beiliegenden Schrift war, daß, nachdem man Ihro Majestät

den König von Dänemark zu bereden gesucht, ich sei irrig und verführisch, und werde deßhalb aus den sächsischen Landen geschaffet werden, welches ohne allen Grund war, und damit einige Motus in Kopenhagen erreget, so hatte man kurz darauf den König in Schweden, oder den Senat oder auch was ein Kollegium daselbst, das nomine regis schreibet, abermals damit geblendet, als ob ich Ketzerei halber aus den dänischen Landen vertrieben worden. Hierauf resolvirte man daselbst etwas hurtig, mir dergleichen consilium abeundi aus Schweden zu geben, und die supposita aus Sachsen und Dänemark waren irrig. Weil ich nun fast besorgen muß, man werde auch Ew. Majestät nach und nach solche Insinuation von mir und meiner Gemeinde zu machen suchen, welche mein etwa vor Standespersonen, die in weltlichen officiis bereits gesessen, nicht allzu gewöhnliches Amt eines evangelischen Predigers schmälern können, so habe diese einfältige und wahrhaftige Schutzschrift auch zu Ew. Majestät Füßen niederlegen und alleruntherthänigst bitten wollen, wenn etwa von mir etwas zu wissen wäre (denn außerdem wollen Ew. Majestät sich mit Lesung dieser Blätter nicht beschweren,) solche des Ansehens zu würdigen. Ich bin nun 24. Jahr und drüber darinnen begriffen, zu thun

was ich heute thue, nämlich meinen theuren Heiland, den ich liebe als mein Leben, jedermann süß zu machen, daraus iſt noch nirgends keine Unordnung entſtanden, obgleich bis in dieſes mein 35ſtes Jahr gar ſehr viel Verfolgung erfahren, wofür ich den Herrn preiſe, und gegen keinen Menſchen etwas habe; o daß ſie alle ſelig würden! Ich deprecire mit tiefſtem Reſpekt meine genommene Freiheit, und werde mit der größten Submiſſion lebenslang verbleiben Ew. Königlichen Majeſtät allerunterthänigſt gehorſamſter Diener Ludwig Graf und Herr von Zinzendorf." Seine Thätigkeit in der Gemeinde, ſein Antheil an den Erbauungen, ſeine Beſeelung und Vermannigfaltigung derſelben, blieben ſich ſtets gleich. Auch als Schriftſteller wirkte er unabläſſig; ſeine Gedichte, ſeine kleineren Aufſätze, kamen theils einzeln, theils geſammelt heraus; es erſchien ein Geſangbuch für die Gemeinde von Herrnhut, von welchem in der Folge noch die Rede ſein wird; es wurden Verſuche gemacht, die Bibel zu erklären, auch wohl in einzelnen Stücken neu zu überſetzen, was jedoch, wegen des Vorzugs, welchen nach Aller Geſtändniß die Arbeit Luthers immer behauptete, bald wieder aufgegeben blieb. Aber auch im Innern des Herzens und Geiſtes war ſeine Regſamkeit in dieſer Zeit zu neuen Stufen empor-

geſtiegen. Durch mancherlei Erörterungen und hauptſächlich durch Dippels heftigen Widerſpruch, war ihm ſchon früher die Lehre von der Verſöhnung beſonders wichtig geworden; er fand in dem ſogenannten Löſegelde, welches Chriſtus für uns gezahlt, den ausſchließlichen Quell alles Heils in Zeit und Ewigkeit, und bildete aus dieſer Ueberzeugung eine neue Grundlage und einen neuen Aufſchwung der in Herrnhut gepflogenen Gottſeligkeit. „Chriſti Verdienſt, Löſegeld, und Genugthuung durch ſein eigen Blut, — ſagte er, — iſt mein einiger Weg zum Himmel.“ Die Gnade im Blute des Heilands, ſeine Wunden und Male, wurden ſeitdem immer heißer angeſchaut und mächtiger geprieſen, und die vervielfachten Bilder vom Lamm, welches der Welt Sünde trägt, und deſſen Blut alle Sünden abwäſcht, gewann vor allen andern Vorſtellungen ein ſolches Uebergewicht in Zinzendorfs Reden und Schriften, und von daher in dem ganzen Umfange der Brüdergemeinde, daß die ſpielenden Ausdrücke einer beſonderen Andacht zum Lamme, bald ein unterſcheidendes Kennzeichen des Herrnhuterthums für Gegner und Angehörige wurden, und ſeitdem ſtets geblieben ſind.

Die Nähe konnte ſeinen Wirkungseifer nie ganz befriedigen, und leicht fand ſich ein Beweg-

grund zu neuer Wanderung. Im Spätherbste des Jahres 1735. trat er mit Genehmigung der Gemeinde eine Reise an, welche ihn bis Konstanz und Zürich führte. Gleich im Anfange derselben ereignete sich ihm ein wunderbarer Vorgang. Er war in der Gegend von Bautzen bei einem Grafen von Gersdorf eingekehrt, und hatte mit diesem bis gegen Mitternacht erbauliche Gespräche geführt; man wies ihm sein Schlafzimmer an, ein ängstliches Gefühl aber drängte ihn zur Abreise; ungewiß was er thun sollte, fragte er den Heiland, und da er in seinem Innern dessen Zustimmung erfahren, ließ er ungesäumt anspannen, nahm Abschied von seinem erstaunten Wirthe, und fuhr in dunkler Nacht davon. Gleich nachher schlug die Zimmerdecke auf das Bett nieder, in welchen er hatte schlafen sollen, und jener Ahndung dankte er das Leben. Von Freiberg sandte er einen Bruder, der ihn bis dahin begleitet hatte, nach Herrnhut zurück, und reiste fortan zu Fuß und ganz allein weiter, um sich den vertraulichen Unterhaltungen, die er mit dem Heilande so laut und eifrig führte, als wäre derselbe leibhaftig sein Gefährte, desto freier hinzugeben. So wanderte er denn einher, edlen, raschen Ganges, erhobenen Hauptes, voll Gedanken und Empfindungen, mit allem andern mehr, als mit dem

Wege, der Zeit und den Umständen beschäftigt, auf dieſe Weiſe freilich kein guter Fußreiſender; nur in der größten Nähe ſcharfſehend, erkannte er, wenn er ſie überhaupt bemerkte, die Gegenſtände zu ſpät, oft erſt, wenn er ſich ſchon geſtoßen oder in Ungelegenheit verwickelt hatte; auch verfehlte er häufig die rechte Straße, oder blieb bis tief in die Nacht unterwegs, wenn er ſich den Tag über zufällig mit Leuten aufgehalten, die ſeinen Antheil weckten. Wer ihn um Hülfe anſprach, dem gab er nach deſſen Bedürfen, ohne ſein eignes im geringſten zu beachten; auch kannte er die verſchiedenen Münzſorten nicht, welche damals in Deutſchland häufiger als jetzt *wechſelten. Oft war er ganz entblößt*, und fand nicht ſogleich die nöthige Aushülfe; einſt bot er ganz ermattet für etwas Brot und Waſſer ein paar Pfennige, die ihm geblieben, und wurde mit Spott abgewieſen. Die neuen Erfahrungen dieſer Reiſe mehrten allerdings ſeine Welt- und Menſchenkenntniß, ohne doch ſeinen Eifer zu ſchwächen. In Konſtanz fertigte er die Gemeindeloſungen für das folgende Jahr, und ſang auf der Stätte, wo Johann Huß und Hieronymus von Prag einſt, nach dem Spruche der Kirchenverſammlung, den Feuertod gelitten, ein Lied zu Ehren dieſer Glaubenshelden. In Zürich, und auf der Rückreiſe in Nürnberg

ſcheint er dem Heilande Seelen zu gewinnen mit Erfolg beſchäftigt geweſen zu ſein. Nachdem er noch in Ebersdorf einige Zeit verweilt, wo die kleine Gemeinde der Erweckten, deren jetzt auch der als Hofprediger dorthin berufene Magiſter Steinhofer ſich annahm, immer gern ſeine Einwirkung empfing, kam er zum Jahresſchluß nach Herrnhut zurück, wo er am letzten December die Nachtwache hielt, und bis zum folgenden Morgen um vier Uhr im Gebet zubrachte. Er lag hierauf mehrere Tage krank danieder, vermuthlich in Folge der ungewohnten Beſchwerden einer Reiſe in ſo ungeſunder Jahrszeit; allein dies konnte ſeine Thätigkeit immer wenig hemmen. In dem Gefühl der Demuth und Entſagung, das ihn beſeelte, that er jetzt einen Schritt, welchen, nach der letzten lauen Aufnahme in Kopenhagen eben ſo ſein Stolz hätte begründen können. Gleich am 1. Januar 1736. ſchrieb er an den König von Dänemark, um entweder deſſen Einwilligung in ſeinen geiſtlichen Stand, oder die Erlaubniß zur Rückſendung des däniſchen Ordens zu erbitten; als letzteres genehmigt wurde, ſandte er den Orden zurück, doch aus einem Schicklichkeitsgefühl, welches ihn auch die weltlichen Dinge nach angenommenem Werthe behandeln ließ, nicht an den Ceremonienmeiſter, wie ihm angedeutet worden, ſon-

dern an den König ſelbſt, aus deſſen Hand er ihn vormals empfangen hatte. In dieſer Zeit dauerten ſeine Konferenzen mit Brüdern und Schweſtern über das Wohl der Gemeinde oft von früh Morgens bis ſpät in die Nacht; der Zuſtand jeder Seele in Herrnhut wurde beſprochen, die Mittel zur Förderung für jede beſonders überlegt; man prüfte die mannigfachen Behandlungsweiſen, Anſtalten und Verbindungen, bei welcher Gelegenheit Zinzendorf die Art und die Schriften Luthers nachdrücklich empfahl; man ſtellte einige Mißbräuche ab, und neue Verpflichtungen zum Guten wurden wechſelſeitig ausgeſprochen. Mittlerweile reifte bei dem Grafen ein neuer Reiſeplan, zu welchem Spangenbergs Thätigkeit die erſte Anregung gegeben. Dieſer hatte in Amſterdam, als er nach Amerika reiſte, für die Handlungsſocietät von Surinam um ihr die künftig etwa dorthin reiſenden Brüder zu empfehlen, eine kurze Nachricht von ihnen aufgeſetzt, und dem Zwecke gemäß in's Holländiſche übertragen laſſen. Der Ueberſetzer, Iſaak Lelong, für die Sache eingenommen, und zugleich auf Erwerb bedacht, vereinigte mit dieſem Aufſatz noch andre Nachrichten und Urkunden, und gab alles zuſammen in holländiſcher Sprache unter dem Titel heraus: „Gottes Wunder mit ſeiner Kirche.“ Das Buch machte

großes Aufsehn, und hatte zu Folge, daß viele gottselige Personen in Holland, angesehene Prediger, hohe Staatsbeamte und selbst die verwittwete Fürstin von Oranien, an den Grafen schrieben, und mit ihm in Verbindung zu stehn begehrten. Das Buch war ihm nicht lieb, weil er in den damaligen Umständen für Herrnhut die ärgste Lästerung für weniger schädlich hielt, als solch öffentlichen Lobpreis. Doch kam gegen seinen Wunsch auch ein zweiter Theil heraus, und den neugeweckten Lebensverhältnissen selbst konnte Zinzendorf nur Sorgfalt und Eifer widmen. Wiederholte, dringende Einladungen bestimmten ihn zur Reise nach Holland, und schon am 15. Februar, nachdem er zuletzt noch alles reiflich geordnet, und bis tief in die Nacht über sechzig Personen einzeln gesprochen hatte, trat er seinen Weg an. Diesmal reiste er nicht allein, seine Gemahlin und seine älteste Tochter Benigna begleiteten ihn, und eine Anzahl von Brüdern und Schwestern vermehrten die Gesellschaft. In Hof, zwischen Meißen und Leipzig, besuchte er seinen älteren Bruder, der zwar auch ein frommer Mann, aber ihm an Eifer und Betriebsamkeit nicht ähnlich war. In Jena verweilte er drei Tage, und erbaute die dortigen Frommen, die er auch der Reihe nach einzeln sprach, durch Reden und Lieder. Nach fort-

geſetzter beſchwerlichen Winterreiſe traf er endlich am 4. März in Amſterdam ein, wo er gleich im Hineinfahren auf der Straße eine Frau laut ſingen hörte:

„Sing, bet, und geh auf Gottes Wegen,
Verricht das Deine nur getreu,
Und trau des Himmels reichem Segen,
So wird er bei Dir werden neu!"

welchen Spruch er als glücklichſtes verheißendes Zeichen mit Rührung und Dank aufnahm.

In Amſterdam erhielt er gleich zahlreichen Beſuch von vornehmen und geringen Leuten, ſchon irgendwie ihm bekannten oder Bekanntſchaft wünſchenden. Eine geräumige Wohnung wurde von ihm und den Seinigen ganz erfüllt. Seine Hausgenoſſenſchaft, ſchon durch ſo viele Begleiter aus Herrnhut beträchtlich, vermehrte ſich noch durch beſuchende Brüder aus England und Holſtein. Die Gräfin führte mit treuer Sorgfalt ſelbſt die Wirthſchaft; Dienende unterſchieden ſich als ſolche kaum, manche waren nur aufgenommen, damit ihnen geholfen würde, andre beeiferten ſich zu jeder Leiſtung auch unverpflichtet; an jedem geiſtlichen und leiblichen Wohl hatten Alle nach ihrem Bedürfniſſe Theil. Der Graf beobachtete genau dieſelbe Hausordnung, wie in Herrnhut. Morgens um 8. Uhr

hielt er eine Rede über die Loosung des Tages; in der Abenddämmerung wurde gesungen; um eilf Uhr zur Nacht eine kurze Erbauung zum Tagesschlusse gehalten, welche die Abendviertelstunde hieß; außer diesen regelmäßigen Versammlungen fanden noch besondere nach gelegentlichen Anlässen Statt; an Bettagen, Gedächtnißtagen, ganz wie daheim. Fremde, die grade zum Besuch da waren, wenn Singe- oder Betstunden eintraten, mochten denselben wohl aus Andacht beiwohnen; bald aber kamen, theils aus Herzenstrieb und theils auch wohl aus Neugierde, absichtliche Besuche, um den Grafen predigen zu hören, und in kurzem so viele, daß der Raum zu enge wurde, es mußten die Frauen und die Männer abgesondert auf verschiedene Stunden angewiesen werden. Doch hiebei entstand Irrung und ein Gedräng und Auflauf vor dem Hause, so daß der Graf vor die Thüre heraustreten und durch eine Anrede die Menge beschwichtigen mußte, welche sich denn auch bald verlief. Um jedoch ferneren Auftritten dieser Art auszuweichen, stellte er die Versammlungen lieber ganz ein, und hielt nur hin und wieder noch einzelne Vorträge außerhalb des Hauses vor ausgewählten Zuhörern. Die Wirkung seiner Predigten und Unterredungen war außerordentlich. Außer den Reformirten, die sich näher mit

ihm einließen, und deren ächte Frömmigkeit und mildes Benehmen ihn hier beſonders anſprach, empfanden ſeine Anziehung wie immer auch die verſchiedenen Sekten und Sonderlinge im Glauben; eine religiöſe Kraft war hier faſt immer mit Gewißheit vorauszuſetzen, es galt nur die erſtarrten Formen, in welchen ſie befangen lag, wieder einzuſchmelzen, und hiezu war die eindringliche Herzenswärme des Grafen überaus geeignet. In Holland hatte er es beſonders mit Socinianern und Mennoniten zu thun, deren viele durch ihn aufrichtige Bekenner des Heilands wurden. Ein gelehrter Socinianer, Samuel Crellius, wurde von den liebreichen Unterredungen ſo hingeriſſen, daß er mit den Seinigen nach Herrnhut ziehen wollte; zwar änderte er ſeine Richtung wieder, kam aber zehn Jahre ſpäter nochmals zu dem theuren Gotteslamme, wie er es nannte, zurück, und ſtarb mit der ausgeſprochenen Zuverſicht, in deſſen Wunden ſein Heil zu finden. Der Umgang jedoch mit ſo vielerlei Perſonen verſchiedenen Glaubens wurde ein Grund neuer Mißurtheile über Zinzendorf; man legte ihm Meinungen bei, die er beſtritt oder nur anhörte, man beſchuldigte ihn der Hinneigung, wo eine zu ihm Statt fand, ja man wollte in ſeinem religiöſen Treiben ein politiſches zu Gunſten des Hauſes Ora-

nien ſeyn. Eine von ihm in Druck gegebene Erklärung über ſeinen Umgang und ſein Wirken in Amſterdam konnte dergleichen Mißreden nur theilweiſe hemmen. Für die Sache der Brüder zeigte ſich indeß thätige Förderung. Die Schwierigkeiten, welche der Zulaſſung der Brüdermiſſionen in den holländiſchen Kolonien entgegenſtanden, wurden durch den Eifer des Grafen, der mit den Direktoren der oſtindiſchen und der ſurinamiſchen Handelsgeſellſchaft, ſo wie mit den wichtigſten Mitgliedern der Verwaltungsbehörden und des Seeweſens klug und eindringlich zu reden wußte, wo nicht ganz gehoben doch ſehr vermindert. Die verwittwete Fürſtin von Oranien wünſchte aber auch eine Niederlaſſung der Brüder in Holland ſelbſt, wo ein ſolcher Zwiſchenort für den Verkehr der Miſſionen mit Herrnhut ein großer Vortheil ſein mußte. Ein Prediger van Alphen und ein reicher Kaufmann Beuning unterſtützten den Vorſchlag bei Zinzendorf, und boten ihre hülfreiche Vermittelung; demnach wurde in der Herrſchaft Yſſelſtein, welche der Fürſtin gehörte, ein Stück Land angekauft, auf welchem ſpäterhin der Ort Heerendyk emporſtieg. Der Graf aber dachte hierauf an die Heimreiſe, und traf wegen ſeiner immer noch zahlreicher gewordenen Hausgenoſſenſchaft verſchiedene Anordnung; ein

Theil

Theil blieb in Holland wegen der beſchloſſenen Anſiedlung in Yſſelſtein, ein andrer Theil ſchlug den nächſten Weg nach Herrnhut ein, ein dritter Theil blieb mit ihm und ſeiner Gemahlin, die zum Beſuche der Fürſtin nach Leuwarden abreiſte, wohin er ſelbſt über Gröningen nachfolgte. Geſpräch über Seelenzuſtände, Erbauungen, Abrede wegen Heerendyk, für welches der Graf alle Geldbeiträge verbat, indem die Brüder ſich ſchon durchbringen würden, erfüllten hier mehrere Tage in gewohnter Weiſe. Endlich am 16. April brach die Geſellſchaft von Leuwarden auf, verließ unter Seegenswünſchen Holland, und verfolgte ihren Weg zur Heimath.

In Kaſſel fand Zinzendorf Briefe aus Herrnhut mit der Nachricht, daß ihm durch eine Königliche Verfügung jeder fernere Aufenthalt in Sachſen unterſagt worden. Er trug dieſen unerwarteten Schlag ſtandhaft, und in tröſtlicher Unterredung mit dem Heiland ſetzte er die Reiſe fürerſt nach Ebersdorf fort. Unterwegs kam David Nitſchmann, der von Herrnhut ihm entgegengeſchickt war und das Königliche Reskript überbrachte; er meldete, daß eine zweite Kommiſſion in Herrnhut erwartet werde, deren Zweck, wie man fürchte, die gänzliche Zerſtörung der Gemeinde ſei. Als Grund wurden die alten Klagen über die Aufnahme fremder Untertha-

nen und einige Störungen angegeben, die ſich in der Lauſitz durch die Verſammlungen der Erweckten hin und wieder ereignet, und den Gegnern Zinzendorfs am Hofe gut gedient hatten. In Ebersdorf angelangt, dachte der Graf daran, wie und wo er die Brüder und Schweſtern, wenn ſie vertrieben würden, unterbringen könnte, ſo daß auch fernerhin gründlich für ihre Seelenpflege dabei geſorgt wäre. Da er ſelbſt nicht mehr durfte, ſo ließ er ſeine Gemahlin nach Herrnhut reiſen, um dort alle nöthigen Vorkehrungen zu treffen, die beſonders in wirthſchaftlicher Hinſicht manche Schwierigkeit hatten. Die ſeitherigen großen Ausgaben für die beträchtlichen Bauten und für die Aufnahme ſo vieler Hülfloſen waren nicht aus dem Vermögen des Grafen allein beſtritten, ſondern zum Theil durch aufgenommene Gelder gedeckt worden. Glücklicherweiſe hatte der obengenannte Beuning den Grafen vermocht, dieſe Gelder, deren Kündigung zu befürchten und deren Zinſen hoch waren, durch ein neues in Holland zu mäßigen Zinſen bewirktes Anlehn abzutragen. Allein, ungeachtet dieſer, wie durch höhere Fügung, im voraus gewonnenen Hülfe, ſtanden die Sachen noch ſehr beſorglich, und es bedurfte genauer Einrichtung, um für alle möglichen Fälle bereit zu ſein: Zinzendorf wollte daher auch nicht,

daß ihm von seiner Gemahlin Geld geschickt würde, er meinte nebst seinen Mitpilgern schon anderweitig fortzukommen, die regelmäßigen Einkünfte sollten, nach Abzug des an Zinsen Abzutragenden und für die Hauswirthschaft Unentbehrlichen, ganz für die Sache des Heilands verwandt werden. Die Gräfin war kaum angekommen, als auch die Königliche Kommission in Herrnhut eintraf, zu welcher diesmal auch der Superintendent Löscher gehörte; sie untersuchte den ganzen Zustand genau, erhielt alle verlangte Auskunft, und zeigte ihrerseits redlichen und milden Sinn; sie entfernte sich wieder, indem sie bekannte, nur günstige Eindrücke empfangen zu haben. Inzwischen setzte Zinzendorf als Verbannter nun um so mehr sein schon vorher übliches Wanderleben fort; seine Umgebung war der Art nach stets dieselbe, wenn auch in den Personen häufig wechselnd, da bald einige verschickt wurden, bald andre sich anschlossen; jeder diente nach seiner Fähigkeit der Gemeindesache oder dem Hauswesen, und fiel diesem nur zur Last insofern es die Noth erforderte; die Versammlungen zum Gebet, zum Singen und andrer Erbauung fanden einen Tag wie den andern Statt; die Sonn- und Festtage wurden in herkömmlicher Weise begangen. Von Ebersdorf reiste der Graf über Ilstedt nach Frank-

furt am Main, wo er am 26. Mai ankam, und sogleich vielen Besuch hatte. Man machte ihm und seiner Pilgergemeinde, wie sein Gefolge genannt wurde, allerlei Vorschläge, der Freiherr von Schrautenbach bot ihm sein Schloß in Lindheim an, aber ihn lockte von allen diesen Anträgen keiner, außer dem kaum annehmbaren, auf der Ronneburg zu wohnen, einem alten halbverfallenen Schlosse der Grafen von Ysenburg-Wächtersbach, wo eine Menge armer und ganz vernachlässigter Leute lebten, unter welchen er Seelen für den Heiland zu gewinnen hoffte. Unterdessen war die Gräfin mit den Kindern, mit Friedrich von Watteville, Christian David, Leonhard Dober und anderer Begleitung von Herrnhut, wo sie alles nach den Umständen geordnet hatte, glücklich eingetroffen; man fand die Ronneburg ganz unbewohnbar, der Graf aber war dieser Meinung nicht, sondern miethete von dem Amtmanne die leeren Zimmer, zog am 13. Juni hinauf, und begann seine Predigten und Erbauungen für die armen Leute; die Kinder ließ er zu seinen Kindern zum Essen einladen, sorgte für den nöthigen Unterricht, und suchte sie durch Austheilung von Brot und Kleidung vom Betteln abzuhalten. Da man davon sprach, seine Versammlungen zu verbieten, so gerieth er in Eifer, und meinte, er

würde ſich die Arbeit an den Seelen nicht wehren laſſen, ſondern über dieſer ſeiner Paſſion alles dran wagen. Ueberhaupt konnte man bemerken, daß ſein Treiben im Ganzen unruhiger und leidenſchaftlicher wurde, ſein Zorn leichter und ungemeſſener ausbrach, und ſein durch Erfolge und Widerſtand aufgereiztes Gefühl ihn bisweilen an die Klippe geiſtlicher Machteinbildung warf. Doch bevor noch eine Störung wirklich verſucht wurde, verließ er die Ronneburg wieder, und trat am 27. Juli eine Reiſe nach Liefland an, wohin die dortigen Frommen, beſonders eine aus Sachſen gebürtige Generalin von Hallart, ihn eingeladen hatten. In Magdeburg beſuchte er den Abt Steinmetz, in Berlin ſeine Mutter und ſeinen Stiefvater, den Feldmarſchall von Natzmer, mit welchen er das herzlichſte Vernehmen fand. Ueber Königsberg kam er den 8. September nach Riga, nachdem er die letzten 60 Meilen größtentheils zu Fuß, in ſteter Unterhaltung mit dem Heilande, zurückgelegt, im Wagen aber, ſo oft er eingeſtiegen, auch den Fuhrmann oder etwa einen Reiſegefährten mit Bekehrungseifer heimgeſucht. In Riga und Reval, wohin er weiterreiſte, fand er vielen Anhang unter Weltlichen und Geiſtlichen, predigte mit großem Zulauf, beförderte die damals angefangene Ueberſetzung der Bibel in's Eſthniſche

und Lettiſche, und gab zu andern frommen Werken Rath und Hülfe. Man wünſchte ihn dort zu behalten, allein er konnte ſich auf etwas Feſtes nicht einlaſſen. Briefe ſeiner Gemahlin meldeten ihm den Tod eines Söhnchens, und manche Bedrängniſſe, welche ſie inzwiſchen auf der Ronneburg erfahren. Er trat darauf die Rückreiſe an. In Memel ſchrieb er am 15. Oktober an den König von Preußen, dem er einiges die Salzburger Betreffende herzlich vortrug. Der Brief iſt merkwürdig, und da beſondere Gunſt hiezu uns in Stand ſetzt, ſo verfehlen wir nicht, den noch ungedruckten hier zum erſtenmal mitzutheilen. Er lautet wie folgt: „Allerdurchlauchtigſter u. ſ. w. Die beſondere Liebe, die ich zu Exulanten trage, bewegt mich, Ew. Königlichen Majeſtät dieſes Blatt zu Füßen zu legen, und Selbter allerdemüthigſt anheim zu ſtellen, ob Sie geruhen möchten, bei Dero Salzburgiſchem Pflanzgarten in Litthauen mich zu einem unwürdigen aber treuen Handlanger mit aufzunehmen, und mir zu vergönnen, bei Erhaltung des großen Zwecks mit dieſen Dero Pflegekindern, ein weniges zu befördern. Die Weitläuftigkeit meiner äußerlichen Umſtände geſtattet mir zwar nicht, mich der Sache ganz aufzuopfern, oder allenthalben in Perſon zu ſein. Ich hoffe aber doch durch Gottes Gnade Mittel zu

finden, hierunter nicht ohne Nutzen zu arbeiten, wenn Ew. Majestät sich meine allerunterthänigste Dienste dabei nicht mißfallen lassen, und der Fortgang des guten Zwecks soll meine Belohnung sein. Zweierlei bitte dabei von Ew. Majestät mir allerunterthänigst zu Gnaden aus. Eines ist, meine allerunvorgreiflichsten Vorstellungen, sowohl im Ganzen, als bei dessen künftigen Theilen, nur unter Wenigen zu erhalten, damit ich nicht vor der Zeit hinderlichen Verurtheilungen ausgesetzt werde, und daß ich insbesondere die Nachrede vermeide, ob wollte ich die Gemeinde zu Herrnhut dahin überführen, welches um so viel weniger nöthig, aber auch bei allen sich vorzustellenden Möglichkeiten einigergestalt vermuthlich ist, als Ew. Königlichen Majestät ich zuverlässigst bezeugen kann, daß diese Gemeinde, und ich, von der Person des Königs von Polen Majestät, darunter wir wohnen, bis anhero und noch täglich, Gerechtigkeit, Geneigtheit, und ich darf wohl sagen viel Tragsamkeit und Geduld zu erfahren haben, welches ich gegen das gemeine Gerücht darzuthun im Stande bin. Das andre ist, daß Ew. Königliche Majestät die Sache selbst, Dero von Gott verliehenen hohen Begabniß nach, weislichst beurtheilen, und wenn sich dahero in Dero Gemüth keine Abneigung finden sollte,

mich vorher allenthalben, durch getreue und tüchtige Männer, in genaue und ernſtliche Prüfung nehmen zu laſſen, wie weit meine Perſon und Vorſchläge hierunter annehmlich ſein könnten. Und da es dann von meiner wenigen Perſon ziemlich verſchiedliche Meinungen giebt, ſich diesfalls in eine ſolche Gewißheit ſetzen wollten, nach welcher Ew. Majeſtät keinen Zweifel übrig behalten, daß mein Gemüth aufrichtig, mein Zweck gerade, mein Vermögen von der göttlichen Güte unterſtützet, und die von mir zu erwartenden Fehler, theils in Gnaden zu überſehen, theils ohne Weitläuftigkeit zu verbeſſern ſein werden. Ich verharre in tiefſter Demuth und Ehrerbietung Ew. Königlichen Majeſtät allerunterthänigſt allergehorſamſter Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf. Selbſtconcipirt. Auf der Rückreiſe aus Liefland am 15. Oktober 1736." In Königsberg hielt er eine geiſtliche Verſammlung und ſchrieb an den König von Polen einen demüthigen Brief, worin er um Unterſuchung ſeiner Sache bat, in Stolpe predigte er; am 25. Oktober traf er in Berlin ein.

Hier empfing er ſogleich ein Handſchreiben des Königs, und Jablonski hatte ſchon den Auftrag, ihn nach Wuſterhauſen einzuladen, wo der König ihn ſprechen wollte. Friedrich Wilhelm I. verei-

nigte strengglaubige Frömmigkeit mit gradsinnigem Verstand, gleich abhold den Schwärmern wie den Freigeistern; schon seit zehn Jahren hörte er von dem Grafen Zinzendorf, dem Stiefsohne seines Feldmarschalls, die wunderlichsten Dinge, und nach allem war das Vortheilhafteste, was er von ihm urtheilen konnte, derselbe müßte ein lustiger oder melankolischer Fanatikus sein, ein halb ridikûler, halb gefährlicher Mensch, wie Zinzendorf selbst es ausdrückt, der sich auch mit einer Verweisung aus den preußischen Landen nah genug bedroht glaubte. Gleich nach den ersten Worten jedoch sah der König, daß der Graf der Mann nicht sei, als den man ihn geschildert hatte, sondern durchaus verständig, weltkundig, und dabei höchst unbefangen und aufrichtig. Er ließ sich daher in gründliche Besprechung mit ihm ein, und sah ihn drei Tage hinter einander mit steigender Theilnahme, so daß er am dritten Tage vor dem ganzen Hof in derben Ausdrücken bekannte, er sei wegen des Grafen belogen und betrogen, es habe weder der Ketzerei noch der Staatsverwirrung halber mit ihm Noth, seine ganze Sünde sei, daß er als ein Graf und in der Welt angesehener Mann sich dem Dienste des Evangeliums ganz widmete. Von einer dieser Unterredungen welche auf dem Schloßhofe zu Wusterhausen

vor vielen Personen geschah, berichtet Zinzendorf selbst: „Ihro Majestät fragten mich, nach einem generalen gnädigen Empfang und realen Specialfragen, dabei Sie mit meiner Antwort zufrieden schienen, endlich ganz gerade: Warum ich gleichwohl so traducirt würde, wenn ich doch so dächte, wie Sie es jetzt vernähmen? Ich antwortete, davon wüßte ich etliche Ursachen, und Gott möchten noch mehrere bekannt sein. Die erste sei meine ungewöhnliche Lebensart, darinnen viel, dem Ansehn nach, Kontradiktorisches sei. Die andere mein esprit critique, der mir in meinen jüngern Jahren sehr zugesetzt, davon die Nachwehen sich nun zeigten; denn nachdem ich meine Inspektion über andere Leute einige Jahre aufgegeben, so machten sich nun andere Leute mit mir mehr zu thun, als sie nöthig hätten. Die dritte, meine Kondescendenz und Freundschaft mit jederman, und sonderlich gegen solche Personen, die entweder nur mit den gewöhnlichen Argumenten und Behandlungen nicht zu bedeuten, aber sonst wohl docil wären, oder auch solche, die in der That irrig wären, und deßwegen von denen, die die Wahrheit hätten, oder vorgäben, meines Erachtens nicht menschlich genug traktirt würden. Dieser Kondescendenz mißbrauchten sich meine Gegner, mich mit dergleichen Personen zu

konfundiren." Der König fand dieſe Angaben einleuchtend, und ſagte ſpäter öffentlich, der Teufel aus der Hölle könne nicht ärger lügen, als die Gegner Zinzendorfs gelogen hätten. Zinzendorf benutzte die gute Stimmung des Königs, und legte Demſelben einen beſtimmteren Plan wegen der Salzburger Sache vor. Seine eingereichte Schrift iſt ein ſprechendes Zeugniß ſeiner meiſterlichen Staatsklugheit, ſo gut erwogen in der Sache und ſo genau berechnet für den König, daß der feinſte Diplomat ſie nicht gehaltvoller und ſchicklicher abzufaſſen vermocht hätte. Wir theilen dieſelbe hier mit, um ſo mehr, als ſie bisher noch nicht gedruckt worden. „Nähere Erläuterungen des allerunterthänigſten Vorſchlages zu einer ſalzburgiſchen Anſtalt. I. Dieſe wichtige Abſicht muß Zeit haben, und darum muß ſie, bis zu ihrer Vollſtändigkeit, nur denen bekannt werden, ohne welche ſie nicht auszuführen, inzwiſchen aber in großer Stille, Niedrigkeit und Treue beſorget werden. II. Ein Privatus, der etwa in Litthauen oder Preußen eine mit dem ſalzburgiſchen Etabliſſement verwandte Kommiſſion hätte, welches aber nur zu Bedeckung und Konnektirung des Kaufs dienete, und weiter keine Verantwortung nach ſich ziehen müßte, erhandelte in Litthauen einen bequemen und anmuthigen Platz, legte daſelbſt einen

Meierhof an, zu welchem geschickte Salzburger als Arbeiter angenommen würden. III. Nach und nach bauete sich daselbst ein Flecken an, wozu man (unter allergnädigster Konnivenz) unter der Hand gottesfürchtige und behülfliche Salzburger aussuchete, die entweder noch nicht, oder nicht genugsam etablirt, oder durch die Ihrigen, und sonst, füglich zu remplaciren wären, und das könnte allenfals, wenn es ein wenig eklatter würde, gelegentlich einmal durch einige nicht eben importante Begnadigungen in Bewegung gebracht werden. IV. Die ersten Jahre müßte man ungestört bleiben, und von dem Entrepreneur nicht begehret werden viel aufzuweisen, ja es wäre am besten, daß, dem Ansehen nach, überhaupt wenig Reflexion auf dieses Tentamen gemacht, und wenn man es entweder ridikûle, oder bedenklich, oder unmöglich beschreiben hörte, nicht viel sonderliches darauf geantwortet würde. V. An eine Pfarrthei wird nicht ehe gedacht, vielweniger an einen Kirchenbau, bis sich der Haufe zum Bleiben eingerichtet, mithin würde das Werk durch einen, und nach und nach mehr Katecheten, bei Großen und Kleinen versehen, inzwischen ließe man jedem die Freiheit, sich an den nächsten, oder bisher gewohnten Ort zur Kommunion zu halten, mit Vorbehalt der Parochie, im Fall einer eignen Gemeinde, Wai-

ſenanſtalt oder dergleichen Emergentien. VI. Das wäre ſo der Weg, unter göttlichem Gedeihen, einen Ort mit ſolchen Salzburgern zu beſetzen, die in Verfolg der Zeit, nach Geiſt- und Leiblichem, Andern zum Exempel, denen Proteſtanten zur Erbauung, und vielleicht gar der Anlaß zu einem mehreren Commercio in Litthauen werden könnte. VII. Und gleich wie dieſe heilſame Anſtalt von Gott durch Ihro Majeſtät Hand gemacht würde, alſo richtete man die Auslage nicht größer ein, als der Ertrag davon natürlicherweiſe folgen müßte, und die ſämmtliche Nutzung würde in Ihro Majeſtät Kaſſe geliefert, weil der Privatus nur zu der anfangs nöthigen Verbergung der führenden Abſicht, ſich in dieſen Handel einläſſet, wäre es aber Ihro Majeſtät gefällig, das Werk dem Entrepreneur auf ſein Riſiko zu geben, und alſo nur die landesherrlichen Gefälle daraus zu erheben, ſo müßte dieſsfalls eine eigentlichere Abrede genommen werden, weil Ihro Majeſtät allerunterthänigſter Diener, wenn er mit einem Handel der Nahrung zu Werke gehen muß, ſich nicht gern über ſein Ziel waget." Der König ging zwar auf dieſe Vorſchläge nicht weiter ein, doch verſicherte er den Grafen wiederholt ſeiner Liebe, völligen Vertrauens, und daß er nichts mehr wider ihn glauben, ſondern ihm dienen

wolle, wo er wisse und könne. Hiezu war sogleich Gelegenheit. Die Verhältnisse der Brüdergemeinde, in Deutschland sowohl als im Auslande, machten es wünschenswerth, daß der Graf die bischöfliche Würde annähme, wobei ihm doch vor allem daran gelegen war, diesen Schritt nur in ausgesprochener und durch gehöriges Ansehn vertretener Uebereinstimmung mit der Lutherischen Kirche zu thun. Dies war nur in Berlin möglich, und der König bot gern dazu die Hand. Er schrieb unter dem 28. Oktober an seinen Oberhofprediger Jablonski: „Würdiger, lieber Getreuer! Da ich nunmehr den Grafen Zinzendorf selbst gesehen und gesprochen habe, und gefunden, daß er ein ehrlicher und vernünftiger Mann ist, dessen Absichten bloß dahin gehen, ein wahres, rechtschaffenes Christenthum und die heilsame Lehre des Wortes Gottes zu befördern, so will ich, daß, wenn Ihr denselben in Berlin sprechen werdet, ihr diejenigen Punkte, so er zu proponiren hat, mit ihm erwägen, und mir hiernächst euren unterthänigsten Bericht davon erstatten sollet, nach Maßgabe des heute deßhalb an euch bereits ergangenen Schreibens. Ich bin euer wohlaffektionirter König Fr. W." Der König befahl hierauf den beiden berlinischen Pröbsten Reinbeck und Roloff, dem Gesuche des Grafen zufolge, dessen

Rechtgläubigkeit und Religionsmeinungen überhaupt einer sorgfältigen Prüfung zu unterziehen. Diese würdigen Männer, streng in ihrem Amte, jedoch vorurtheilsfrei in ächt christlicher Gesinnung, und mit Jablonski im Wesentlichen gleichgestimmt, gingen sogleich an's Werk, und Zinzendorf lieferte ihnen dazu seinen ganzen Vorrath von Schriften und Urkunden. Indessen genügte ihm für jetzt, die weitaussehende Sache gehörig eingeleitet zu wissen, und nachdem der König ihm noch ein kräftiges Empfehlungsschreiben an den Grafen von Degenfeld, seinen Gesandten beim oberrheinischen Kreise mitgegeben, eilte er am 2. November nach der Wetterau zu den Seinigen. In Gelnhausen erfuhr er, daß die Gräfin auf Betrieb übelgesinnter Gegner doch genöthigt worden, die Ronneburg zu verlassen, und sich nach Frankfurt begeben habe, wo sie mit ihrer Begleitung, die damals aus ungefähr dreißig Personen bestand, die gewohnte Lebensart fortführe. Der Graf wünschte nach seiner dortigen Ankunft die Versammlungen, an welchen nach wie vor eine große Zahl Besuchender Theil nahmen, auf seine Hausgenossen einzuschränken; allein von Seiten der Behörden selbst machte man ihm bemerklich, die Leute würden sich dennoch hinzudrängen, und daraus könnten leicht Unruhen und Auflauf entstehn.

Die Stadtobrigkeit war ihm nicht abgeneigt, und behandelte ihn mit aller Auszeichnung, wozu die preußische Empfehlung sehr beitrug, eben so bezeigten sich auch die meisten Prediger sehr freundschaftlich. In seinen Reden verkündigte er nun vor allem die in dem Blute des Lammes Gottes gegründete Gnade, der man auch nicht einen Funken eignes Gute beimischen dürfe, denn der ehrlichste und frömmste Bürger in Frankfurt werde nicht anders selig, als der Straßenräuber, den man auf das Rad lege. An der Wärme seines Herzens schmolz die Härte dreier Separatisten, die seinen Vorträgen besonders fleißig zuhörten. Sie bekamen, wie Spangenberg sagt, in das Wort der Versöhnung eine herzgefühlige Einsicht, und verließen ihren bisherigen Gang. Dies wollte jedoch Andreas Groß, ein unter den Separatisten in höchstem Ansehn stehender Mann, der schon vorher dem Grafen trotzig und spöttisch entgegengetreten war, auf alle Weise hindern, und Zinzendorf, der früher, ganz gegen seine Art, erklärt hatte, er wolle sich mit diesem Manne, der ihm durchaus zuwider war, gar nicht einlassen, gerieth in die äußerste Entrüstung; sein Schmerz, die dem Heilande gewonnene Seelen zu verlieren, ließ ihn jede Wehr gerechtfertigt finden, und er ging so weit, den Mann wissen zu lassen,

daß,

daß, wenn er das Unglück haben ſollte, eine jener Seelen von ihrer Gnade wieder abzubringen, er gewiß noch das Jahr ein Mann des Todes ſei. Dieſe Drohung hemmte den Mann wirklich, allein er wurde nur um ſo mehr ein Feind des Grafen, und häufte harte Beſchuldigungen gegen ihn. Man fand in der That jenes Wort Zinzendorfs, der ſich darin als mit göttlicher Strafgewalt begabt vorſtellte, höchſt vermeſſen, und warf ihm fanatiſchen Eifer und Bosheit vor. Er blieb indeß dabei, und erklärte in einer beſondern Schrift an Herrn Andreas Groß nochmals: er ſei in der Aufnahme neuer Glaubensfreunde nicht nur ſehr gleichgültig, ſondern ſogar ſehr furchtſam und bedenklich; auch ſei es ihm ganz unmöglich, jemanden zu haſſen, der ihn haſſe oder beſtreite; „Wenn ich hingegen ſehe, — fährt er fort, — daß Seelen, die in der wahrhaftigen Gnade oder auf dem Wege dazu ſind, von Andern geärgert oder verführt werden, ſo ergrimme ich im Geiſt, und ich ſtehe auf den Fall keinem Menſchen für das, was ich ſeinethalben mit dem Heiland rede; es kann auch ſein, daß ich ihn ausgerottet wünſche; aber ich warne, und ehe ich zum Heiland gehe, ſo bekenne ich meinen Vorſatz Allen, die es angeht, ganz aufrichtig, damit ſie ſich beſinnen und wiſſen können, daß ich nicht ſpiele. Ich

würde mir eine vergebliche Mühe geben, wenn ich mich in der Sache frömmer beschreiben wollte, als ich bin; denn meine Praxis ist am Tage, und ich habe sie im geringsten nicht willens zu ändern." Später führt er an einem andern Orte, damit die göttlichen Strafgerichte niemanden ungewarnt treffen, folgende Beispiele, wie es den Frevlern ergangen, zur Warnung an: „Eine Person ist rasend worden, und wenigstens neun Jahr blieben, zwei andere haben, ohne daß man sie angeredet oder genannt, zu der Zeit, da man nur in genere von demjenigen Bann geredet, womit sie, ohne unsere Reflexion darauf, behaftet gewesen, sich darüber so alteriret, daß sie vor der Gemeinde für todt hingefallen, und heraus haben müssen getragen werden. Ein anderer hat gesagt, er wolle es glauben, daß ihn die Gemeinde in Zucht nehmen könne, wenn er verkrumme, das ist mit einem landkündigen Schreckexempel geschehen, und bis zu Todesnöthen gegangen, bis endlich, da er sich, von allen Aerzten verlassen, in den letzten Zügen auf einem Wagen nach Herrnhut führen und in die Gemeinde tragen ließ, die Wunderkur in der Gemeindeversammlung mit seiner öffentlichen Absolution zugleich erfolgte. Sie ist von vielhundert Menschen zugleich gesehen, und von ihm selbst nicht nur nicht geläugnet, sondern

überall, und nur zuviel, ausgebreitet worden. Den fünften hat einige Minuten darauf, daß er mit Verächtlichkeit und Inadvertenz aus der Aeltesten-Konferenz gegangen, nachdem er durch all ihr Bitten und Flehen nicht zu erweichen gewesen, sondern sich auf ein göttlich decisum berufen, der Donner auf der Stelle todt geschlagen." Man erstaunt mit Recht, denselben Zinzendorf, den man bisher gesehen, hier eine solche Sprache führen zu hören, welche eher die eines schlimmen Höflings scheinen könnte, der sich rühmt, über seines Herrn Gunst oder Zorn nach Gefallen zu verfügen, als die einem frommen Gottesfreunde geziemende. Auch ist diese unter seinen wenigen Abirrungen von seinem rechten Weg und Benehmen gewiß die stärkste, und wir dürfen ihn nach solchen unbewachten Augenblicken nicht beurtheilen. Dieser ihn bisweilen anwandelnde geistliche Hochmuth, als stünden ihm oder der Gemeinde Zeichen und Wunder zu Gebot, ist ihm von den Gegnern mit aller Härte genug vorgeworfen worden. Seine eigentlichen Grundsätze für den Verkehr mit Widersachern hat er sonst bestimmter so dargelegt: „Entweder der Gegner will alleine reden, so läßt man ihn; oder er will Antwort haben, so giebt man sie; oder er erklärt sich besser, als ers meint, so läßt mans dabei; oder er

erklärt sich schlechter, als er gleichwohl denkt, so führt man sein Wort; oder er ist irre, so weiset man ihn gerne zurechte; oder er ist böse, so begütigt man ihn; oder er ist beleidiget, so giebt man ihm gute Worte; oder er will herauslocken, so schweigt man; oder er ist bitter, so erträgt man ihn; ist er indifferent, so schont man seiner; ist sein Wort gefährlich, so entdeckt man es; ist es reißend, so schlägt man drauf, daß es liegen bleibt; ist er begierig, so ist man offen; ist er bescheiden, so beugt man sich unter ihn; hat er Recht, so läßt man ihm mit Dankbarkeit Recht; wo er nur lästert, das überschlägt man; wo er Grund fordert, da giebt man ihm; wo er an dem Grunde schüttelt, da zeigt sich Felsengrund. Ueberhaupt ist man so kurz und klar, so rund und so verständlich, als möglich ist; in Nebensachen zugebend, in Hauptsachen unbeweglich; bei allen Gelegenheiten muß herzliche und Menschenliebe, oder brüderlicher Respekt gezeigt werden, so viel man davon gegen den Gegner im Gemüth haben kann; sonderlich in allen den Umständen, da das Gegentheil Statt haben könnte, muß solches aus allen Zeilen deutlich hervorleuchten." Und ferner giebt er in Ansehung der Sache des Herrn noch folgende besondre Vorschrift: „Gegen die Mitknechte soll man treuherzig und ernstlich sein,

gegen alle fremde Knechte bescheiden und nachbarlich, gegen die Miethlinge unpartheiisch, gegen die reißende Wölfe attent und kurz resolvirt. Dein Auge soll ihrer nicht schonen, man soll sie aber weder im Walde aufsuchen, noch in der Grube todtschlagen, darein sie gefallen sind." Ueber Wundergaben, Gebeterhörungen und dergleichen, erklärt er sich häufig dahin, daß er sie zwar nicht läugnet, aber davon kein Aufheben gemacht, noch diese Richtung mit Absicht befördert wissen will. Uebrigens bekannte er frei, daß er keinen Beruf habe, in den Religionen zu stören, und Leute aus der einen in die andere überzuholen; er trage vielmehr die Lehre des Evangeliums gerne so vor, daß er Seelen für den Heiland werben möge, und die armen Sünder, sie mögen Lutherisch, reformirt, katholisch oder gar Heiden sein, dem zu Füßen fallen, der sie alle erlöset habe. In dieser Hinsicht war seine Arbeit in Frankfurt, jenen herben Vorgang abgerechnet, von großem Segen. Um alles in bester Gemeinschaft und Einheit zusammen zu halten, dünkte ihm zweckmäßig, eine Synode für die Brüder auszuschreiben. Sie fand vom 6. bis zum 9. December in Marienborn Statt, wo von Herrnhut die Aeltesten der Gemeinde und auch aus andern Gegenden die für das Ganze der Brüdersache thätigsten Mitarbeiter ein-

trafen, und vieles Förderliche berathen und abgeredet wurde. Mit den Aeltesten von Herrnhut ging Zinzendorfs Tochter Benigna nebst mehreren Brüdern und Schwestern dorthin zurück; sein Sohn Christian Renatus wurde unter Aufsicht Johann Nitschmanns, der sich zugleich der erweckten Studenten dort annehmen sollte, nach Jena geschickt, wohin auch der junge von Schrautenbach mitging; der Graf selbst aber und die Gräfin reisten nebst der Gemeindeältestin Anna Nitschmann, dem Freiherrn von Watteville und andrem Gefolge, nach Holland, um von da nach England überzuschiffen.

In Amsterdam, obgleich nur auf der Durchreise, hielt er sogleich Erbauungsstunden, und wagte außer seinen deutschen Vorträgen auch deren in holländischer Sprache nicht ohne Glück. In Begleitung des Predigers van Alphen machte er Abstecher nach Utrecht und nach Yfselstein, wo die Brüder sich bereits anbauten; den Freiherrn von Watteville sandte er nach Leuwarden zur Fürstin von Oranien, und machte auch die Bekanntschaft des französischen Gesandten Marquis von Fenelon; mit einem Prediger Manger jedoch, den er sonst sehr liebte und hochhielt, gerieth er durch unnöthig gegebenen Anlaß über dogmatische Sätze von der Seligkeit in harte Streitreden, und überließ sich

unglaublicher Heftigkeit, über die er ſich nachher zwar Vorwürfe machte, aber doch bald wieder tröſtete. Am 20. Januar 1737. kam er, nach einer dreitägigen ſtürmiſchen Ueberfahrt von Helvoetſluys nach Harwich, in London an, wo bald auch die Gräfin, welche mit ihrem Gefolge den Weg über Calais genommen hatte, glücklich eintraf. Sein Abſehn war hier hauptſächlich auf die Miſſionsanſtalten und auf das Verhältniß gerichtet, welches die engliſche Kirche ſeinem mähriſchen Biſchofsamte würde zugeſtehn wollen. Die zu London beſtehende Geſellſchaft zur Bekehrung der Negerſklaven in den brittiſchen Pflanzungen richtete eine Anfrage, mit Zinzendorfs Beirath, an den Erzbiſchof von Canterbury, Johann Potter, wiefern die mähriſche Kirche mit der engliſchen übereinſtimmte, oder ihr widerſpräche? Der Erzbiſchof, ein gelehrter und liebreicher Mann, ſchon mit der Sache bekannt, und durch des Grafen perſönliche Beſuche noch näher unterrichtet, gab die befriedigende Auskunft, die mähriſche Kirche ſei biſchöflich orthodox und apoſtoliſch und behaupte in ihren Lehren nichts, was mit den neun und dreißig Artikeln der engliſchen ſtreite, daher den Brüdern der Zugang zu den Heiden nicht zu verwehren ſei. Mit dieſer Aeußerung einſtweilen begnügt, dachte Zinzendorf nun wieder abzurei-

sen, und die in Berlin seiner wartenden Angelegenheiten, die er mit Fleiß so lange hingehalten, wieder aufzunehmen. Inzwischen hatte er auch in England seine Erbauungen nicht verabsäumt, und näheren Verkehr mit Quäkern und Methodisten angeknüpft. Mit den letztern war anfangs große Freundlichkeit; die Führer derselben, die beiden Mesley, John und Charles, und Georg Whitefield, hoben aber nachher alle Gemeinschaft wieder auf, und wurden zuletzt öffentliche Widersacher. Auch der Orden vom Senfkorn, an welchem Zinzendorf in seiner Jugend zu Halle Theil gehabt, kam hier in neue Anregung, und es wurden mehrere Personen aufgenommen; von den bei dieser Gelegenheit nur für die Mitglieder gedruckten Statuten verirrte sich ein Blatt in fremde Hände, und dadurch wurde das Ganze bald bekannt, da denn die ärgerliche Mißdeutung, dieser Orden sei ein herrnhutischer, ausdrücklich zurückzuweisen war. Nachdem der Graf unter solchen Geschäften bis zum 6. März in England geblieben, reiste er über Holland, wo er sich wieder vierzehn Tage aufhielt, nach Frankfurt am Main zurück, wo er am 26. März eintraf. Die dort zurückgebliebene Abtheilung seiner Pilgerfamilie hatte die bis dahin mit Eifer fortgesetzten Versammlungen nur eben am Tage vorher auf obrig-

keitlichen Befehl eingestellt. Er ließ es dabei bewenden, da er ohnehin diesmal nicht dableiben wollte, richtete aber doch ein Abschiedsschreiben an den Rath der Stadt, und sagte diesem und der Geistlichkeit darin seine Meinung ziemlich hochfahrend und anmaßlich, wie denn überhaupt in diesem Zeitraum eine solche Stimmung in ihm mehr als sonst vorherrschte, und ihn auf Abwege und in Gefahren brachte. Auch ließ der Rath das Schreiben nicht unbeantwortet, und der Graf mußte nochmals die Feder nehmen, und sich vertheidigen. Die Hauptsache blieb indeß der in Berlin zu erreichende Zweck, und Zinzendorf eilte, dort noch vor Ostern einzutreffen. An den König von Preußen hatte er mehrmals geschrieben; mit welcher Sorgfalt und Zartheit er diesen Fürsten zu behandeln wußte, zeigt unter andern die Nachschrift eines Briefes, welche wegen der zu befolgenden Einrichtung des Schreibens überhaupt so anfragt: „Auch allergnädigster König und Herr, wollte mich allerunterthänigst um gnädigsten Verhaltungsbefehl angemeldet haben, ob Ew. Königlichen Majestät meine Schreiben zu lang, nach dem angewohnten Kanzleistilo zu weitläuftig, und überhaupt, da Ew. Königlichen Majestät der arbeitsamste, aber auch mit Arbeit überladenste Monarch in Europa sind, ob Ihro Majestät lieber auf

einmal viel, oder vielmals wenig schreiben solle. Ew. Majestät allergnädigste Ordre gemessenst zu befolgen wird mir so viel leichter werden, da ich mir eine Freude daraus mache." Der König gab zwar hierauf, so wie auch auf andre Zuschriften, keine Antwort, allein Zinzendorf kannte die Gesinnungen desselben zu gut, um nicht auf sie ferner zu bauen. Er zeigte dem Könige seine bevorstehende Ankunft durch folgendes Schreiben an: „Allerdurchlauchtigster u. s. w. Wenn man sonst von Potentaten keine Antwort bekommt, so pfleget es von geringem Effekt zu sein, und man hat es nicht anders vermuthet. Wenn man aber von Ew. Königlichen Majestät ein oder mehrmalen keine Befehlschreiben auf allerunterthänigste Vorträge erhält, so macht es Nachdenken, denn die Data von Ew. Majestät Antworten verwöhnen, und man weiß, daß Sie sichs weder an Zeit fehlen lassen, noch an Resolution. Ich habe aus Ew. Majestät bisherigem Stillschweigen dreierlei schließen können, entweder daß Ihro mein allzuvieles Suchen und Projektiren nicht anständig sei, oder daß Ew. Majestät die gnädigste Opinion von mir geändert, oder daß Ihnen nicht gefällig gewesen, daß ich mein positives Versprechen, im Januario wiederzukommen, nicht gehalten. Es kann alles dreies beisammen sein, und

ich habe auch Urſache gehabt zu hoffen, daß keines von allen ſei, das erſte fiel mir weg, als ich mich beſann, daß ich alles in Ew. Majeſtät gnädigſten Willen geſtellet, das andre, als ich Dero Königliches Wort bedachte: daß Sie ungefraget nichts gegen mich aufkommen laſſen wollten, das dritte, da ich nicht zweifelte, daß Ew. Majeſtät die wundervolle Begebenheit wiſſen, daß der Windſturm von England her auf die holländiſche Küſten zu anderthalb Monate angehalten, und der König erſt 8. Tage nach mir hingegangen. Ich habe alſo den Schluß gemacht: Ew. Majeſtät laſſen es bei dem Vorigen bewenden, und erwarteten meine Zurückkunft; und in dieſer Hinſicht berichte Ew. Majeſtät allerunterthänigſt, daß, nachdem ich durch eine beſondere Gnade des Herrn (denn in dem Moment meines Anlandens in Holland drehete ſich der Wind und ward Oſt) noch bei rechter Zeit übergekommen, ich Holland und Frankfurt und die Wetterau, aller meiner Verrichtungen daſelbſt ungeachtet, nur geſtreifet, und mit Ueberlaſſung meines hieſigen Negotii an meine Frau in procinctu ſtehe, direkte nach Berlin zu gehen, wovon auch bereits die Herrn Pröbſte benachrichtiget. Ich werde, Ew. Majeſtät Intention nach, daſelbſt ſo inkognito ſein als möglich, damit das Geſchäft in äußerſter Stille möge

vollzogen werden, wozu Ew. Majestät gnädig kon-descendiret, und woraus ich eine wahre Realität hoffe; ich werde auch zu dem Ende bei meinen Aeltern nicht logiren, sondern in der Nähe der Pröbste ein Quartier miethen, und Ew. Majestät den Moment meiner Ankunft allerunterthänigst An-zeige davon thun. Inzwischen beharre ich mit aller profundester Ehrerbietung Ew. Königlichen Majestät allerunterthänigster, treu gehorsamster Zinzendorf. Lindheim in der Wetterau den 16. April 1737." In Berlin angelangt, nahm er seine Wohnung an der Petrikirche, und seine Prüfung durch die Pröbste Roloff und Reinbeck, welche seither unausgesetzt mit der Sache beschäftigt gewesen, fand nun ohne Ver-zug Statt. Sie bezeugten, daß seine Lehre keine andre sei, als die in der evangelischen Kirche geführt werde; auch gegen seine Ordinirung überhaupt schien kein Einwand zu sein, nur die Ordinirung durch Jablonski zum mährischen Bischof, woran ihm doch in seinen Verhältnissen und bei seinen Absichten alles gelegen sein mußte, durfte noch in Frage zu stellen bleiben. Der König aber, bewogen durch Zinzendorfs Beharren und Jablonski's Zeugniß von der Unschuld der Sache, hob alle Bedenklichkeit, und erlaubte, daß die Ordination, jedoch in der Stille vollzogen würde. Sie erfolgte am 20. Mai

in Jablonski's Wohnung durch ihn und David Nitschmann, mit schriftlicher Einstimmung des Bischofs Sitkovius in Großpolen. Dem Könige zeigte er das Geschehene am Tage darauf durch ein ehrerbietiges Schreiben an, worin es heißt: „Ich wünsche mir so viel Treue und Weisheit, als ich Einsicht in meine Glückseligkeit habe. So wird meine Gemeinde keinen Schaden, und das Wort des Herrn, das ich gern umsonst predige, Dienst davon haben. Ich aber werde lebenslang daran denken, was ich in dieser wichtigen Sache, darinnen mich so Wenige gefasset, und niemand unterstützet, von dem Könige in Preußen erlanget habe. Ew. Majestät haben nicht Zeit, viel Wünsche und Danksagungen zu lesen, und ich habe die Gabe nicht, sie in die gehörige Schranken zu fassen; ich will aber mit einer tiefen Submission lebenslang verbleiben, in meinem Theil, durch Gottes Gnade, Ew. Königlichen Majestät allerunterthänigst gehorsamster Zinzendorf." Der König sandte ihm hierauf ein Glückwünschungsschreiben, und später trafen ähnliche auch von Sitkovius und dem Erzbischofe von Canterbury ein. Die Sache machte großes Aufsehn, und die Gunst, in welcher Zinzendorf beim Könige stand, gab zu allerlei Gerüchten Anlaß. Man fürchtete schon, er möchte die allgemeine Aufsicht über die

Kirchensachen im preußischen Staat erhalten, und einen fortgesetzten, für viele Personen unerwünschten Einfluß üben. Er aber dachte nur an seine Rückkehr nach Herrnhut, wozu sich die Aussicht neuerdings eröffnete. Sein Stiefvater, der Feldmarschall von Natzmer, hatte seinethalb an den König von Polen geschrieben, und erlangte wirklich, daß Zinzendorf nach Sachsen zurückkehren durfte. Die Gräfin eilte von Berlin nach Herrnhut voraus, und kam den 24. Mai dort an. Der Graf selbst aber folgte am 30. Juni. Nach einiger Zeit erschien auch der Königliche Ausspruch in Folge der zuletzt in Herrnhut gewesenen Kommission, welcher dahin lautete, daß die Gemeinde, so lange sie bei der Lehre der ungeänderten augsburgischen Konfession beharre, bei ihrer bisherigen Einrichtung und Zucht gelassen werden solle. Die Arbeiten in der Gemeinde wurden nun wieder mit erhöhtem Eifer und Muth von ihm in Gang gesetzt, alle Einrichtungen untersucht, geläutert, ergänzt, alle verschiedene Chöre einzeln gemustert, an besonderen Bettagen durch Anreden und Lieder erbaut. Die Wunden des Heilands, die Opferung des Lammes, waren seine Lieblingsgegenstände; die ledigen Schwestern ermahnte er, so lange zu Jesu Füßen zu weinen, bis sie in seinem Blute Gnade und ein von

Liebe zu ihm brennendes Herz erhielten, und viele empfanden bald die segenreiche Wirkung seines Rathes. Neue Aeltesten wurden für die Gemeinde zu Herrnhut eingesetzt, weil die bisherigen, welche den Grafen begleitet hatten, auch ferner bei der Pilgergemeinde verbleiben sollten. Inmitten dieser Arbeiten störte den Grafen die Zumuthung, welche von Dresden her an ihn gemacht wurde, einen Revers wegen seines künftigen Benehmens zu unterschreiben; der Eingang beschuldigte ihn mancher Dinge, zu denen sich zu bekennen eine Unwahrheit gewesen wäre, die ihm sein Gewissen nicht erlaubte; er verweigerte daher seine Unterschrift, und bat um Aenderung der Ausdrücke oder um neue Untersuchung, und wollte, im schlimmsten Falle, lieber auf's neue Herrnhut verlassen, und nach einigen fruchtlosen Verhandlungen blieb in der That kein andrer Ausweg. Seine Anstalten waren bald gemacht, er ging nochmals alle Einrichtungen der Gemeinde durch, und gab Vorschriften und Anleitung für die Führung der verschiedenen Aemter. Den Pastor Rothe zu Bertholdsdorf, der sich nicht abhalten lassen wollte, einem anderweitigen Rufe zu folgen, ersetzte er durch einen frommen Prediger aus der Nachbarschaft. Einem Obersten, welchen der König von Preußen, der zu allen Geschäften gern seine Offi-

ziere brauchte und fähig hielt, nach Herrnhut gesandt hatte, um den Ort in der Stille zu beobachten, gab er Gelegenheit, von allen Sachen unverstellten und genauen Bericht abzustatten. Zuletzt überlegte er noch vor der ganzen Gemeinde an einem besondern Bettage die seit zehn Jahren ihr widerfahrenen Gnadenwunder, ließ vierzig Brüder und Schwestern konfirmiren oder zu Akoluthen aufnehmen, fertigte mehrere Brüder zu Botschaften ab, und stärkte sie durch Anreden und Gebet zu ihrem seligen Beruf. Am Tage vor seiner Abreise gab er noch den Brüdern und Schwestern, die ihn zu sprechen wünschten, oder denen er etwas sagen wollte, der Reihe nach besonders Gehör, welches von früh 5. Uhr bis nachts um 11. dauerte, und trat dann am 4. December, nach einem nochmaligen Vortrag an die Gemeinde, mit ansehnlicher Pilgerbegleitung wieder sein Exil an. Die nunmehr beginnende Abwesenheit dauerte zehn Jahre. „In der Zeit, — sagt Zinzendorf, — ist Herrnhut als eine Hütte Gottes bei den Menschen gestanden, und niemand hat ihr einen Nagel verrückt."

Er reiste zuerst nach der Wetterau, besuchte die Ronneburg, den Freiherrn von Schrautenbach in Lindheim, und seine Freunde in Frankfurt am Main. Zwei Monate vorher war in den dortigen

gelehr-

gelehrten Zeitungen ein Aufſatz erſchienen, der einige Fragen an den Grafen enthielt, über die Abſonderung der Herrnhuter von der Lutheriſchen Kirche, die Hausverſammlungen, den Eheſtand, die Lieder und anderes dergleichen, woran bisher das meiſte Aufſehn und Aergerniß haftete. Der Graf beantwortete jetzt dieſe Fragen, die er ſo gründlich als beſcheiden vorgetragen fand; ihr Verfaſſer nahm hinwieder die Beantwortung ſehr artig auf, äußerte jedoch noch einige Bedenken; dieſer war Herr von Loen, ein wackrer Geſchäftsmann, freidenkend, weltkundig, und von damals bemerkenswerthem ſchriftſtelleriſchen Talent, wegen welcher Eigenſchaften ihn Friedrich der Große ſpäterhin als Kammerpräſidenten nach Lingen berief. Als ein Zeugniß, wie ein ſolcher Mann zu der Zeit, da ſchon die gehäſſigſten Verläumdungen und roheſten Mißhandlungen gegen den Grafen allgemein in Umlauf waren, über ihn urtheilte, ſchalten wir billig die Schilderung hier ein, welche er eben damals von ihm entwarf: „Alles iſt voller Affekten, — ſo hebt er an, — wenn man von dem Grafen von Zinzendorf ſpricht; und es ſcheinet faſt, als ob man keine Freiheit hätte, eine Wahrheit zu prüfen, ſobald ſich der Eifer der Religion darunter miſchet. Einige machen dieſen Grafen zu einem Erzbetrüger und zu einem andern

Mahomet; Andere betrachten ihn im Gegentheil als einen von Gott gesandten neuen Apostel und als einen Heiligen. Ich halte beide Meinungen für übertrieben. Der Graf scheinet mir weder ein Betrüger noch ein Apostel zu sein. Gleichwohl aber sind' ich in seinem Karakter und in seinen Unternehmungen etwas, das zu beiderlei Urtheil Anlaß geben kann. Der Graf von Zinzendorf hat nicht allein viel Witz, sondern auch eine starke Einbildungskraft, welche aber, wenn sie außerordentlich aufgebracht wird, die gemeine Art zu denken verlieret, sich selbst übersteiget, und nicht selten neben ausschweifet. Man darf nur seine Gedichte und Lieder lesen, so wird man von diesem Karakter seines Verstandes gar bald überzeugt werden. Man findet darinnen solche Stellen, die, so zu reden, aus den ersten Quellen des Parnassus scheinen geflossen zu sein. Andere hingegen sind überaus trüb und sumpfig. — Hätte der Graf nichts Außerordentliches und nichts ungleich Scharfsinniges, so würden seine Einsichten klar und lauter sein; man würde sie leicht fassen und verstehen können, und man würde in seiner Art zu denken diejenige Ordnung finden, die man darinnen vermisset. Was die äußerliche Gestalt des Grafens anlangt, so hat derselbe ein gutes Ansehen. Er ist wohlgewachsen, und

hat eine feine Bildung. Seine Augen sind weder zu finster, noch zu lebhaft. Er hat eine frische Farbe, fleischichte Theile, und alle Anzeigen eines sanguinischen Temperaments. Er sieht einem ehrlichen Manne und nicht einem Betrüger ähnlich; seine Manieren sind edel und seiner Geburt gemäß, man sieht, daß er unter hohen Ständespersonen ist erzogen worden, daß er die große Welt gesehen, und daß er sowohl mit Majestäten, als mit seinen Brüdern, die meistens geringe Handwerksleute sind, umzugehen weiß. Er beobachtet überhaupt einen üblichen Wohlstand. Man sieht aber, daß er denselben alsdann hintenansetzet, wenn er glaubet, daß sich solcher mit derjenigen Person nicht reime, die er in der Welt vorstellen will. Hier ereignet sich öfters eine Gegeneinanderstoßung der Hoheit und der Niedrigkeit, wobei der Graf stark ins Gedränge kommt. Er ist von Natur hitzig, gäh und leicht aufgebracht. Er trotzet auf seinen hohen Stand, wenn man sein Lehramt angreifet, und sucht gleichwohl jenen aufzuopfern, um dieses zu erheben. Er schreibt sehr demüthig, wenn man aber seine Schriften angreifet, so antwortet er hochmüthig. Er läßet sich nicht gern etwas sagen oder einreden. Dieses ist ein kleiner Fehler, der öfters die größten verursachet. Er trinket meistens Wasser, er isset ge-

wöhnlich ſtark; zuweilen aber entziehet er ſich auch die Nahrung, und beobachtet weder in der Zeit, noch in den Speiſen ſelbſt, eine ſolche Ordnung, wie es die Unterhaltung ſeiner Geſundheit erfordert. Er will in allen Stücken ſeinen Leib gewöhnen, daß ihn weder eine weichliche noch rauhe Lebensart in ſeinen Unternehmungen hindern möchte. Sehet hier den Grafen von Zinzendorf, wie ich Gelegenheit gehabt habe, ihn ſelbſt kennen zu lernen! Was ſeine neue Verfaſſungen in dem Religionsweſen betrifft, ſo muß ich bekennen, daß es mir zu ſchwer vorkommt, darüber ein Urtheil zu fällen; es iſt zu viel Gutes, um alles zu ſchelten; es iſt zu viel Zweideutiges, um alles zu loben; es iſt zu viel Seltſames, um nicht einigem Verdacht Raum zu laſſen. Ich bin verſichert, daß dieſer Graf an und für ſich ſelbſt keinen vorgefaßten Anſchlag habe, die Welt unter dem Schein der Heiligkeit zu betrügen. Allein man hört von ihm gleichwohl ſo viel Beſonderes, daß es eben ſo ſchwer fällt, diejenigen, die ihn deſſen beſchuldigen, für Lügner, als ihn ſelbſt für einen vorſätzlichen Betrüger zu halten. Hätte ihn nichts als der bloße Ehrgeiz geplaget, wo hätte er ihn beſſer vergnügen können, als an einem großen Hof, wo ihn ſeine Geburt, ſein Verſtand und ſeine Wiſſenſchaft zu den erſten Staatsämtern wür-

den erhoben haben, und wo er allenfalls genug von ſich in der Welt hätte können reden machen! Es muß alſo, nach aller Wahrſcheinlichkeit, etwas von Religion und von Frömmigkeit in ſeinen Bewegungen mit unterlaufen, wenn man auch gleich zugiebt, daß im Geiſtlichen der Hochmuth ja ſo viel, wo nicht noch mehr Nahrung, als im Weltlichen findet. Wie ſollte der Graf, ja nicht allein er, ſondern ſein ganzer Anhang, darunter ſich ſo viele ehrliche Leute befinden, mit einander dahin ſich verſtanden haben, zum Hohn des Allmächtigen und zur Verläſterung unſers Erlöſers, eine ſolche Maskerade in der Welt zu ſpielen? Nein, dieſes kann ich nicht glauben. Man kann ſo leicht aus guten Abſichten irren, als aus böſen die Wahrheit ſagen. Es iſt bei dieſen Leuten ein ſich ſelbſt ſchmeichelnder Wahn, welcher ſich der Sinnen und Einbildungskräfte um ſo vielmehr bemeiſtert, weil ſie wiſſen, daß ſie keinen andern als einen guten Endzweck haben. Wie man nun von einer Sache immer weiter und weiter geführet wird, je mehr ſie gewiſſe Fortgänge begleiten, ſo geht es auch mit dem herrnhutiſchen Weſen. — Der erleuchtetſte unter den Apoſteln ſagt zwar von ſich ſelbſt, daß er über dem Rühmen von Chriſto wäre zum Thoren worden. Aber dieſes war nur allein in Anſehung der Un-

gläubigen, welche das Evangelium für eine Thorheit hielten; — wenn hingegen der Graf von Zinzendorf von ſich ſelbſten ſagt, er habe den Heiland mit zu Hülfe genommen, wenn er eine künſtliche Lektion bei dem Tanzmeiſter hätte machen ſollen, ſo kann es derſelbe der vernünftigen Welt mitnichten verdenken, daß ſie über dieſe und dergleichen Ausdrücke die Richtigkeit ſeiner Denkensart in Zweifel ziehet, und dieſes beſonders an ihm auszuſetzen findet, daß hin und wieder er das Lächerliche mit demjenigen, was heilig und anbetungswürdig iſt, vermenget. Es iſt mir dieſes an dem Herrn Grafen um ſo viel unbegreiflicher, weil ich ſonſt in ſeinem äußerlichen Umgang und Weſen nicht das mindeſte Gaukelhaftes oder Zweideutiges entdeckt habe. Es iſt alſo vermuthlich nichts anders, als die außerordentliche Lebhaftigkeit eines Geiſtes, der ſich ſtets in ſich ſelbſt beſchäftiget, und eine Menge außerordentlicher Bilder zeuget. — An Scharfſinnigkeit, Einſicht und guten Einfällen fehlet es dem Grafen gar nicht; ja man kann von ihm mit Grund und Wahrheit ſagen, daß er ehender zu viel, als zu wenig Witz habe. Man muß inſonderheit deſſen artige Schreibart in franzöſiſcher Sprache bewundern. Ich habe Briefe von ihm geleſen, die ein ſo feiner Witz, eine ſo zärtliche Wendungskunſt

und eine ſolche Stärke in den Ausdrücken belebet, daß man ſolche den geſchickteſten Skribenten dieſes Volks zuſchreiben ſollte. Von ſeinen Gedichten und Liedern iſt ſchon oben Meldung geſchehen. Wenn er die heilige Schrift erkläret, oder von geiſtlichen Dingen ſpricht, ſo braucht er öfters ſolche Redensarten, die ganz außerordentlich ſind, und ſehr von der Eigenſchaft der heiligen Sprache abgehen; wenn er von der Liebe des Heilandes redet, ſo treibt er nicht ſelten die Einbildungskraft ſo weit, daß er dazu die ſchlüpfrigſten Vorſtellungen der fleiſchlichen Liebe entlehnet. — Ich glaube, daß der Graf dieſe Sachen in dem beſten Sinn von der Welt mag geſchrieben haben. Ich ſelbſt bin auch nicht in Abrede, daß ſie in einem reinen geläuterten Verſtand von der Braut Chriſti wohl alſo mögen angebracht werden; allein man muß gleichwohl die Myſtik hier nicht zu weit treiben. Die Bilder von der fleiſchlichen Liebe ſind voller Unreinigkeit und Befleckung: ſie erwecken ſolche Begriffe und Vorſtellungen, die ſich zu einer reinen Andacht gar nicht ſchicken; ja ſie machen ſelbſt die Unſchuld und die Schamhaftigkeit erröthen. Kein Apoſtel, kein Heiliger bedienet ſich ſolcher Ausdrücke, die man in den herrnhutiſchen Liedern findet. Warum bleiben wir nicht einfältig bei der Sprache des Evangelii? Ich weiß

zwar wohl, daß ſich zuweilen die Propheten, und inſonderheit der Verfaſſer des hohen Liedes, dergleichen Ausdrücke und Redensarten bedienet haben; allein die Zeiten haben einen großen Unterſchied in der Lebensart und in der Sprachweiſe der Menſchen gemacht. — Die Gelegenheit zu der neuen herrnhutiſchen Sekte waren einige mähriſche Familien, die ſich auf der Herrſchaft des Grafen von Zinzendorf in der Lauſitz niederließen, und den Ort Herrnhut erbaueten. — Leute von verſchiedenen Sekten und Meinungen ſchlugen ſich zu ihnen; ſie errichteten unter dem Schutz und unter dem Anſehen des Grafens eine neue Art der geiſtlichen Brüderſchaft, und machten allerhand gute Anſtalten, das Leben, die Aufführung und die Sitten ihrer Mitglieder zu formiren, ja ſie trieben ihren Eifer zur Ausbreitung des Chriſtenthums bis in die entfernteſten Weltgegenden; — ich verwundere mich nicht, daß dieſe Leute ſo große Dinge unternehmen; ich verwundre mich aber, daß ſie von Statten gehen, und daß binnen einer Zeit von fünfzehn Jahren die halbe Welt von dieſen Dingen iſt angefüllet worden. Die allenthalben täglich mehr überhandnehmenden Mißbräuche, welche ein närriſcher Hochmuth und eine zaumloſe Ueppigkeit emportreiben, und die beſten Haushaltungen in Unordnung

bringen, mögen gleichfalls, sowohl als der Trieb zur Frömmigkeit, die Ursache sein, daß sich so viele Leute zu den Herrnhutern gesellen, darunter insonderheit einige reiche Engländer, Holländer und Schweizer sich befinden, welche durch große Geldsummen den Grafen von Zinzendorf in den Stand setzen, ganze Herrschaften hin und wieder anzukaufen und ganze Länder zu bevölkern. Wenn ich alle diese Dinge an und für sich selbst, als ein Mensch, der unpartheiisch die Wahrheit liebet, und ohne einige mir wohlbekannte Vorurtheile zu prüfen, vor mich nehme, so kann ich unmöglich in meinem Herzen den Verdacht rechtfertigen, daß die so übel beschrieenen Herrnhuter ein so böses und abscheuliches Volk sein sollen, als sie insgemein beschrieben werden. Ich finde nicht, daß die Wahrheit der Religion dadurch etwas gewinnet, wenn man in dem Eifer gegen Irrende sich selbst aus der Freiheit setzet, ein gründliches Urtheil zu fällen. Daß es aber unter ihnen viele Schwärmer, Fantasten, Müßiggänger und dergleichen gebe, solches ist nicht zu läugnen; man müßte denn die allerunverwerflichsten Zeugnisse einiger unsrer größten Theologen einer Unrichtigkeit beschuldigen wollen, welches ich mir nicht in den Sinn kommen lasse. Wo sind aber Gemeinden, da nicht Böse und Gute untereinander sind? Ich muß

hier der Wahrheit Zeugniß geben, diejenigen, die ich von ihnen gekannt habe, waren meistens artige, wohlgezogene, und in den göttlichen Wegen wohlerfahrene Leute: insonderheit die mährischen Leute selbst, die, wenn ich sie schelten wollte, bewundern müßte." So weit der genannte Schriftsteller.

Unsre Erzählung, wie das eben Gelesene bezeugt, schreitet schon inmitten der Zeiten, welche für Zinzendorfs Leben und Wirken als die heißesten gelten können. Seine Unternehmungen waren im höchsten Aufschwung und sahen weithin neue Grundlagen ihrer gedeihlichsten Niederlassungen verbreitet. Ein religiöses Treiben, welches aus der Stille, in der es aufgewachsen, nun durch Verkündigung in Hauptstädten, durch Aufstellung ungewöhnlicher kirchlichen Würden, durch Gründung neuer Ortschaften in verschiedenen Ländern, und durch Missionen in fremden Welttheilen, auf den großen Schauplatz der Oeffentlichkeit hervorgetreten war, mußte jedes Geschick erfahren, welches der Tagesantheil einer aufgeregten großen und kleinen Welt immer seinen Gegenständen mitbringt. Während Beifall und Nachfolge sich vielfältig und bedeutend zeigten, wurden zugleich Haß und Verwerfung laut, und von allen Seiten stürmten ergrimmte Feinde gegen Zinzendorf persönlich, wie gegen die Brüder-

gemeinde, gewaltsam an. Besonders machten es sich die Geistlichen zur Pflicht, die Lehre und den Wandel der neuen Sekte scharf zu prüfen, und sie als verkehrt und gottlos darzustellen. Angesehene Prediger und berühmte Gottesgelehrte führten diesen Kampf mit aller Leidenschaft, und mit allen Vortheilen ihrer persönlichen Stellung. Aus dem Leben und den Aeußerungen des unaufhörlich thätigen, nicht selten über unsichern Boden hineilenden Grafen und seiner Anhänger, einiger tausend in ihrem Eifer nichts weniger als vorsichtigen, und durch Bildung selten unterstützten Leute, war leicht so viel Gift abzusondern, als nöthig schien, um das ganze Wesen, weil es dergleichen enthalte, für verdammenswürdig zu erklären. Frühere Vertraute, welche sich dann zurückzogen, abtrünnige, wohl gar ausgestoßene Brüder, welche sich an der Gemeinde durch Verrath rächten, vermehrten die Zahl der Feinde, und man glaubte ihnen um so lieber, da sie das Ansehn hatten, mit völliger Sachkenntniß zu urtheilen. Dieser Haß, diese Verläumdungen und Lästerungen, und der fortgesetzte Kampf, zu welchem sie nöthigten, erstreckten sich über Zinzendorfs nächstfolgende Jahre mit gesteigerter Wuth und Gefahr. Mancher Schlag mußte tief treffen, manche Wunde schwer heilen, und oft für den Grafen und seine

Mitarbeiter ſich die Ausſicht völlig trüben; allein ihr Muth erlag nicht, ſelber das, was in ihnen Irriges und Schwächeres war, ging durch den Kampf allmählich in Trümmer, und ihr Beſſeres fand nur um ſo feſteren Beſtand. Was in Betreff der Religionswiſſenſchaft ihnen als Irrlehre, als falſche Auslegung der heiligen Schrift, oder als Widerſpruch gegen dieſelbe, vorgeworfen wurde, überlaſſen wir billig Andern zu erörtern, welche dieſes Gebiet zu betreten näheren Beruf haben. Uns darf in ſolcher Hinſicht genügen, daß Zinzendorf von dem augsburgiſchen Glaubensbekenntniſſe in der Lehre nicht abweichen wollte, und ihm das Zeugniß der Uebereinſtimmung mit demſelben von theologiſchen Behörden und einzelnen Gottesgelehrten ſeiner Zeit wirklich gegeben wurde.

Dagegen dürfen wir Anlaß nehmen, hier einige Beſonderheiten, die ſich in ſeinen praktiſchen Einrichtungen darſtellen, und von jeher am meiſten die Angriffe und das Geſpött der Gegner erduldet haben, näher einzuſehn. Der Gebrauch des Looſes, beſonders auch bei Eheſtiftungen, wo daſſelbe jedoch nicht ſowohl Verbindungen angab, als vielmehr ſchon anderweitig vorgeſchlagene nur beſtätigte oder verwarf, wurde vielfältig gemißbilligt; man ſah darin einen Frevel gegen die Vernunft, und vielmehr eine

Abgötterei für den Zufall, als eine Verehrung des Heilands; ja man scheute sich nicht zu behaupten, der Graf lenke das Loos betrügerisch nach schon vorgefaßter Absicht. Eben so wurde das Zusammenwohnen lediger Personen in Brüder- und Schwesternhäusern, in deren eigenthümlicher Lebensordnung doch niemand zu verbleiben gezwungen war, als eine Anstalt, welche zum katholischen Klosterwesen hinneige, hart getadelt. Allein dies und andres der Art erregte nur eine untergeordnete Aufmerksamkeit in Vergleich mit dem allgemeinen und schreienden Aergerniß, welches die herrnhutischen Ehesachen anrichten mußten. Eine noch in keiner Gesetzgebung oder Sittenordnung völlig gelöste Schwierigkeit ist die Behandlung des Geschlechtlichen im Menschen. Hier verflechten sich in der That so mannigfache Verhältnisse, Bedingungen und Folgen, daß es unmöglich scheint, für alle den einen, nach jeder Seite zugleich wirkenden und ausreichenden, festen Bestimmungsgrund zu finden. Den mächtigsten und unabweislichsten Trieb, worin sich Höchstes und Niedrigstes verbindet, zu unterdrücken, ist eben so unthunlich, als ihn freizulassen, und hinwieder thun Maß und Schranken jeder Art unzulänglich und widersprüchig fast nur das eine mit dem andern. Frühere Zeiten hatten, in unbe-

dingter ſittlicher Forderung, alles verſucht, den Störungen, welche von daher dem geſellſchaftlichen Zuſtande kamen, mit äußerſter Strenge zu begegnen; gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts wurde in dieſer Beziehung, weil man mehr die Natur betrachtete, Milde und Nachſicht herrſchend, und in der That pflegt noch bis ſpät herab nichts milder beurtheilt, leichter verziehen, mehr dem perſönlichen Gutdünken anheimgeſtellt zu werden, als die Behandlung dieſer Verhältniſſe. Auf ſolche Weiſe die Sache zu nehmen, war nun Zinzendorf gar nicht geneigt, ſeine ganze Richtung ſtand in dieſem Betreff mit der ihn umgebenden Welt im ſtärkſten Widerſpruch. Die Sitten, welche er in Paris, am Hofe zu Dresden und andern Orten, nah genug geſehen und beſeufzt, mußten ihn abſtoßen. Aber auch die finſtern Ergebniſſe der äußerlichen Geſetzesſtrenge, die bei den Pietiſten oder bei klöſterlichen Entſagungsgelübden Statt fanden, konnten ein heitres, liebevolles Gemüth nicht anziehen. Seine Vorſtellungen gingen vielmehr einen eignen Gang, der nicht ſowohl die Unterdrückung der Sinnlichkeit, als ihre Erhebung und Heiligung bezweckte, und dadurch ihren ſtörenden Beſtandtheil beſeitigen wollte. Wir vereinigen hier einige Stellen, in welchen er ſelbſt ſeine Meinung über dieſe zarten Gegenſtände

unumwunden genug ausspricht. Von der Sinnlichkeit im Allgemeinen sprechend läßt er sich also vernehmen: „Das ist eine wichtige Materie von dem nöthigen Gefühl, das einen jeden körperlichen Wesen eigen. Ich habe oft observirt, wenn man sich stößt am Fuß, und man fühlt nicht drauf, so kriegt man keinen blauen Flecken; bloß darum, weil das Gemüth nicht entrirt. Wenn man's aber berührt, so wird's oft schlecht. Es ist ein großer Unterschied unter dem Gefühl, das per se ist, und dem Gefühl, das in die Gedanken geführt wird. Das Gefühl, das Grundgefühl bei einer Sache, kann kein Mensch evitiren: aber er kann schon den zweiten Gedanken und alle darauf folgenden vermeiden. Es sind gewisse einander ganz ähnliche Gefühle in der Natur, z. B. das Jucken, wenn eine Wunde heilt, ist accurat so als das, was man sonst Wohlthun nennt; und wenn das Gefühl wieder in Excess geht, so wird ein Wehthun daraus. Denn Wohl- und Wehthun kann sich in einem Moment zusammenfinden. Was ist der Wollust näher als der Kitzel? und derselbe kann sich doch in eine höllische Pein verwandeln, die den Tod nach sich ziehet. Also ist das, was man Lust nennt, eine bloße Wirkung des menschlichen Gemüths; und es giebt keine Lust, die in einer bloßen unreflektirten

Senſation beſtünde. So iſt's auch mit der Augenluſt. Ich kann eine Schönheit ſehen, davon hab' ich keinen Schaden. Ich kann dazu denken: das iſt eine Schönheit; aber es fehlt noch ein Gedanke, ehe es Schaden thun kann, und ehe ich aus der angeliſchen Idee herauskomme. Ich kann noch eine angeliſche Reflexion dazu haben, ehe es zur andern Reflexion kommt. Und was muß da decidiren? Nichts als das Herz. Wenn das Herz einmal dahinein geſchickt iſt, wo es ewig wünſcht zu ſein, und wenn alles, was das Herz denkt, aus der Quelle kommt: ſo iſt man mit der Luſt auf ewig getrennt, und ſie hat Abſchied genommen. Was hernach die Empfindung iſt, die allen Weſen eigen iſt, nach der verſchiedenen Modifikation, die zu diverſen Sachen gehört: da iſt die Empfindlichkeit oder Unempfindlichkeit mehr im natürlichen Temperament und Kompoſition der äußeren Theile zu ſuchen, als im Gemüth. Ein ganz unbekehrter Menſch kann unempfindlich ſein, und ein edles Gemüth kann eine geplagte Hütte haben; und je edler es iſt, je mehr es drüber ſorgt, je mehr ſich's drüber grämt, je geplagter wird's; und nichts iſt unnützer und alberner, als die Remeduren, die man durch vertrauliche Geſpräche, Gemüthsunterhandlungen, oder gar Diät u. ſ. w. ſchaffen will. Denn

je

je weniger die Sachen in Gedanken, geschweige in Worte kommen, je sorgfältiger man sich selber alle Gedanken drüber erspart, je besser ist's. Aber ich glaube freilich, daß Eheleute darin einen Vorzug haben vor ledigen Leuten. Denn die ledigen Leute, die keinen sakramentlichen Gebrauch und befohlne Anwendung einer gewissen Fakultät haben können, die doch in ihnen liegt, können auch das exercitium apathias nicht so haben und erlangen, als durch Zeit und Jahre: da hingegen ein junger Ehemann in den Zwanzigen zu einer Apathie kommen kann ungesucht, durch den bloßen realen, modesten, andächtigen Gebrauch aller ihm gegebenen Werkzeuge. Das ist die einige Differenz, worin die treuen ledigen Geschwister uns allezeit respektabel bleiben, wo wir Eheleute in merito zurückbleiben, und die Segel vor ihnen streichen müssen." Die wahre Bedeutung der christlichen Ehe selbst, deren höchste Art, daß die Frau den geistlichen Beruf des Mannes ganz mitübernimmt, und Heimath, Wohlstand, ja selbst die eignen Kinder zu verlassen, und ihn um des Heilands willen in jede Noth und Ferne zu begleiten stets fertig ist, er zum Unterschiede einer gewöhnlichen, ordentlichen, eine Streiterehe nannte, erklärt er folgendergestalt: „Ich bin dazu berufen, daß ich meiner Schwester soll anstatt

des Heilands, ihr Priester sein, eine kleine Hauskirche mit ihr konstituiren, die entweder so bleiben, oder nach des Heilands Willen zu einer grössern Synagoge werden soll, und die, wenn ich einmal tractu temporis zwanzigtausend Kinder habe, von Rechts wegen eine aparte Synagoge und Gesellschaft unter dem großen Haufen muß abgeben können, die bloß um's Heilands willen da, um's Heilands willen erzeugt sein, und die, in alle die Branchen ausgetheilt, noch immer wissen kann, was ihr Urvater gewollt, da er das erste Kind gezeugt hat. Das heißt eine Familie Gottes in die Welt pflanzen, die, wenn sie sich auf viele tausend Menschen erstreckt, doch noch immer dieselbe erste Familie ist. — Wenn ein Mensch denkt, und keinen andern Zweck hat, so ist's keine Kunst, daß er den Ehestand heilig führt. Was man in der Welt von Stillung der Lüste spricht, kommt da nicht in Komputation. Man hat darum nicht geheirathet; die Kohabitation selbst ist nur ein Specialkasus, nur eine der zwanzig andern Schuldigkeiten, die in der Ehe vorkommen. Sie ist im Namen Jesu vorzunehmen, und zu erwarten, ob sie der Heiland segnen will zu einer Gottesfamilie auf Erden, oder ob er zwei selige und unter sich selbst vergnügte Herzen singulatim erhalten will. Denn ein Ehestand ohne Kinder ist

in sich selbst eben so groß und wichtig, als mit Kindern. — — Das Kinderzeugen ist unter die Dinge rangirt, die man nun eben um's Heilands willen auf sich nimmt. Wer hat denn gesagt, daß die Sache die geringste Konnexion mit dem fleischlichen Plaisir hat? Das ist eine Phantasie, die hat entweder der Satan in die menschliche Idee gezaubert, oder auch der kondescendente Schöpfer darum zugelassen, weil sonst niemand heirathen würde, als seine wenigen Leute auf Erden. Wenn man des Heilands ist, so fallen auch die Schuppen von den Augen weg: man sieht was anders, es ist das nicht, was man sich vorstellt. — Der Ehrengedanke Ebr. 13, 4. hat sollen in unsre Geschwister hineinkommen, daran ist zwölf Jahre gearbeitet worden, und das ist geschehen: das ist ein universeller Gedanke worden: und wer von unsern Geschwistern, die in der Gemeinde heirathen, anders dächte, der käme sich selbst wie ein Spektakel vor, wie ein Barbar unter den Andern." An solchen Vorstellungen, denen man das Geistreiche nicht absprechen wird, brauchte man noch eben nicht Anstoß zu nehmen; allein die strenge Folgerichtigkeit, mit welcher Zinzendorf sie unmittelbar auf die Wirklichkeit des Lebens auch im Einzelnen anwenden wollte, mußte die gewaltigsten Aergernisse hervorrufen. Er konnte hie-

bei die Klippe nicht vermeiden, an welche, bei sorgfältiger Auseinandersetzung ähnlicher Bezüge, der spanische Jesuit, Sanchez, in seinem fast nur dieserhalb noch berühmten Werke von der Ehe, stoßen mußte, die Klippe nämlich, mit diesen Gegenständen sich zu genau zu beschäftigen, ihre Arten zu untersuchen, sie nach ihren Zweckmäßigkeiten abzuwägen, auszusondern, und nicht nur im Allgemeinen ein Kundiger zu sein, sondern auch im Besondern der einzelnen Verhältnisse sich als Dritter in die vertraulichsten Geheimnisse einzudrängen. Hiebei mußte natürlich jede Zurückhaltung weichen; die Benennung der menschlichen Glieder und der verschiedenen Handlungen, welche hier in Betracht kommen, geschah, gleich diesen Handlungen selbst, ohne Scham und Scheu; Zinzendorf bekannte frei, daß er die Glieder zur Unterscheidung des Geschlechts für die ehrwürdigsten am ganzen Leibe achte, weil sie sein Herr und Gott theils bewohnet, theils selbst getragen habe; ja die Scham wurde ausdrücklich verdammt, als vom Satan in eine heilige Handlung hinein gehext und gezaubert, welche, da sie in ihrem höchsten Augenblicke nur die Vereinigung Christi mit seiner Kirche bedeute, — ersterer durch den Mann, gleichsam den Vice-Christ, letztere durch die Frau, deren eigentlicher Mann immer nur Christus

bleibe, vorgestellt, — für diejenigen, welche diesen Sinn und dieses Bewußtsein dabei hegen, so wenig mit der sinnlichen Wollust gemein habe, als der Genuß des heiligen Abendmahls mit der Begierde eines Weintrinkers! Auch bis dahin läßt sich das Erhabene und Reine in der Betrachtungsweise Zinzendorfs nicht verkennen, wiewohl auch das Bedenkliche nicht, sie auf jeden vorkommenden Fall ausdrücklich anzuwenden. Jemehr er diese Dinge überdachte, um so mehr fiel ihm ihre Wichtigkeit auf, und glaubte er sie dem Zufall und der Willkür auch im Kleinsten entreißen zu müssen. Daher wurden Anstalten aller Art getroffen, vorbereitenden Unterricht ertheilt, jedwedes Benehmen und Unterlassen genau vorgeschrieben. Bald kam von diesen Sachen einige Kenntniß ins Publikum; man erzählte von dem blauen Kabinet, in welchem die Neuvermählten ihre Viertelstunden halten mußten, und welches, außer einem Tische mit brennendem Lichte und einem Bänkchen oder Hutsche, kein andres Geräth mehr hatte, von der festgesetzten, ohne vorgängiges Gespräch und Liebkosen zu haltenden Vereinigung, von der Liederbegleitung, welche dazu im Nebenzimmer von Brüdern und Schwestern gemacht wurde, von den ausforschenden Fragen und Verhören, welche sodann folgten, und von andern

solchen Gebräuchen und Umständen, deren auffallende Eigenart bald dem zürnenden Unwillen, bald dem schnödesten Hohne zum Gegenstande dienen mußte. Dergleichen Heimlichkeiten, welche im persönlichen innigsten Vertrauen zwischen Zweien vorgehen, in irgend allgemeine Beziehung bringen, Erfahrungen daraus aufstellen und Grundsätze herleiten wollen, ist schon der ärztlichen Naturforschung ein bedenkliches Vorhaben, dem Sittengesetzgeber das allerbedenklichste. Um wie viel schlimmer stellt sich nun die Sache, wenn gar die öffentliche Verhandlung hinzukommt, welche bei diesen Gegenständen schon das Gewöhnliche zum Aergerniß macht, hier aber das Ungewöhnlichste mit schonungsloser Rohheit zu mißhandeln bekam! Ganz abzuläugnen waren die Sachen nicht; mochte vieles übertrieben, andres mißverstanden, allem das ursprünglich Zarte und Geistige genommen sein, so blieb doch die Hauptsache wahr. Wir sehen dies aus Zinzendorfs eignen Worten, selbst indem er durchaus glaubhaft seine Bescheidenheit in dieser stets mißlichen Beschäftigung versichert, läßt er uns erkennen, daß, auch indem er sich zurückzuhalten wähnt, schon einiger Fürwitz ihn allzu weit geführt habe. Er sagt in einer Stelle ganz aufrichtig: „Es ist eigentlich nichts gefährlich, als der erste Eingang in die Ehe.

Ich frage nichts darnach, wenn einem die Geſchwiſter in ihrem ganzen Leben nichts mehr von ihren Umſtänden ſagen; wenn ich nur um den Eingang weiß. Was ſie darnach machen, überlaſſe ich ihnen. Wenn ſie mich nicht brauchen, ſo brauche ich ſie auch nicht. Die Kurioſität, zu wiſſen was ſie machen, reizt mich nicht. Die erſten Anfänge haben was Schweres und oft Intrikates. Im erſten Anfang ſind ſie Schüler, und je weiter ſie in den ledigen Chören in der Gnade wachſen, und je mehr ſie von allen fleiſchlichen Ideen abkommen, je unbeſonnener und kindiſcher werden die Geſchwiſter in der Materie, ſo, daß die Welt nicht koncipiren kann, was junge Eheleute in der Gemeinde vor Kinder ſind: ſie dächte, man hätte ſie zum Narren, wenn man's ihr ſagte. Unterdeſſen können wir's nicht ändern: wenn's gleich in der ganzen Welt anders iſt, ja wider alle Welterfahrung zu ſtreiten ſcheint."— In dieſem Sinne ſchrieb er auch in ſeinem Bericht an die engliſche Kirche: „There are some oddities in our way, in our constitution." Wenn es wahr iſt, was dem Grafen nachgeſagt wird, daß er in Herrnhut nachts Umgänge gehalten, die ſchlafenden Eheleute — da keine Thüre verſchloſſen ſein durfte — unvermuthet beſucht, ſie befragt, geprüft, und nach Befund geſcholten habe, ſo muß man

freilich dieſe Odditäten, wie er auch im Deutſchen zu ſagen pflegte, reichlich zugeſtanden ſein laſſen.

Im nächſten Zuſammenhange mit dieſen Eheſachen ſtand das Liederweſen der Herrnhuter; war bei jenen im Praktiſchen allerdings Geheimniß und Zurückhaltung beabſichtigt und eine Zeitlang wenigſtens gegen die Welt bewahrt, ſo kamen ſie dennoch durch die Geſangbücher der Gemeinde, in der hier unbewachten Anwendung der außerordentlichſten Ausdrücke und wunderbarſten Bilder, unvermeidlich zur größten Oeffentlichkeit. Der dichteriſche Sinn des Grafen hatte ſich von jeher mit großer Vorliebe den Liedern zugewendet, welche in dem proteſtantiſchen Gottesdienſte ſchon ſeit Luther eine ſo bedeutende Stelle haben. Durch Auswahl und Zuſammenſtellung aus dem ungeheuern Vorrath ein neues Geſangbuch für die Gemeinde anzufertigen, ſtellte ſich von ſelbſt ihrem Stifter zur Aufgabe. Zinzendorfs eigner Verſuch war jedoch, wie wir geſehen, zuerſt auf ein Unternehmen gerichtet, welches den katholiſchen Frommen dienen ſollte. Später gab im Jahre 1731. der Gerichtshalter Marche, der in Görlitz einen Buchhandel anlegte, eine Sammlung alter und neuer Lieder heraus, welche der Graf ausgewählt und durch Weglaſſungen und Zuſätze möglichſt nach ſeinem Sinn eingerichtet hatte.

Seine Absicht aber war, dadurch einige Liederbücher zu verdrängen, welche vieles Gefährliche und Verwerfliche enthielten, aber bei Separatisten und Sektirern beliebt waren; um diesen den Tausch annehmlich zu machen, durfte nicht alles Anstößige oder Bedenkliche sogleich weggeräumt werden, es schien genug, fürerst das Schlimmste fortgeschafft und das weniger Schlimme unter vieles Bessere gestellt zu haben. Die vielen Einwendungen, welche gegen dieses freilich nicht ohne Mißgriffe gebliebene Verfahren laut wurden, und die starken Vorwürfe und argen Verdächtigungen, die sich deßhalb erhoben, bewirkten doch, daß man dieses Gesangbuch bald wieder fallen ließ. Inzwischen mehrte sich in der Gemeinde die Lust und Uebung des Gesanges; die Gabe des Grafen, Lieder aus dem Herzen zu singen, wirkte als Beispiel fruchtbar, und es fehlte nicht an Männern, Frauen, ja selbst Kindern, welche ihre frommen Empfindungen oder Einfälle in bekannten Liederweisen gut oder übel auszudrücken suchten. Unter den Händen oft gänzlich unterrichts- und bildungsloser Leute mußte des Rohen und Abgeschmackten auf diese Art mehr entstehn, als des Edlen und Würdigen, und Gunst und Lust der Menge haftete, nach mannigfachen besondern Einwirkungen und Nebenumständen der Entstehung,

oft vorzugsweise an dem Werthlosen oder Abentheuerlichen. Zinzendorf selbst hatte bei seiner leichten Dichtungsgabe den unlautersten Geschmack, ihm stand die Wohlmeinung des Inhalts, oder auch nur der Absicht, für alles Ungefüge der Bilder und der Sprache reichlich ein, und er selbst bestärkte nur die schlechte Richtung durch seinen Beifall wie durch sein Vorbild. Ein zweites, im Jahre 1735. für die Gemeinde zu Herrnhut erschienenes Gesangbuch enthielt, mit vielem älteren und neueren Guten auch vieles Geringe und Anstößige, besonders in den Anhängen, welche größtentheils das eigne Erzeugniß des Grafen und seiner herrnhutischen Dichtungsverwandten lieferten. Außer den in dem Gesangbuch enthaltenen war aber noch eine große Menge andrer Lieder im Schwange, deren Bekanntwerden nicht verhindert blieb. Da fanden sich denn hohle, zum völligen Ueberdruß wiederkehrende Formenspiele, angehäufter Wortschall, und verrenkte Sprachwendungen aller Art, um die Verliebtheit in den Heiland, den Lobpreis des Lammes und andre solche Vorstellungen auszudrücken. Besonders gaben die Wunden des Heilands einen unerschöpflichen Stoff der überschwänglichsten Besingung. Wir dürfen manches der Zeit nach Spätere gleich in denselben Zusammenhang mitfassen, und daher eben hier auch

der sogenannten Wundenlitanei erwähnen, welche mit angereihten Fürbitten abwechselnd diese Wunden als würdige, liebste, kräftige, geheime, klare, funkelnde, hohle, saftige, nahe, niedliche, warme, weiche, heiße, ewige anrief, und mit noch andern solchen Bezeichnungen, welche kaum etwas wahrhaft Unterscheidbares lieferten. Zu diesem Wechsel der Beiwörter giebt die Vervielfachung des Hauptworts in nachstehender Strophe das Gegenstück:

„Des wunden Kreuzgotts Bundesblut,
Die Wunden- Wunden- Wundenfluth,
Ihr Wunden, ja ihr Wunden!
Eur Wunden- Wunden- Wundengut,
Macht Wunden- Wunden- Wundenmuth,
Und Wunden, Herzenswunden.
Wunden! Wunden! Geißelwunden!
Dornenwunden! Nägelschrunden!
Speerschlitz! Grüß euch Gott, ihr Wunden!"

Vor den andern erhielt hauptsächlich die Seitenwunde, welche der Speer gerissen hatte, den Preis der Andacht und Zuneigung in vervielfachten Ausdrücken der verliebtesten Entzückung; das Seitenhöhlchen, wie sie es nannten, wurde die Zuflucht der Sünder, die warme Lagerstätte, worin die Kinder Gottes, nach ihrem Behagen, in die Länge oder in die Quere sich ausstrecken, worin sie spielen, ein

Mund, welchen ſie küſſen, und tauſend andres ſolcher Art. Man würde nicht glauben wie weit dieſes kindiſche Getändel ſich verirren konnte, wenn wir nicht eine Probe davon in folgender Liedweiſe zu geben hätten, welche jedweden Gegenſtand, der ſich von ungefähr dem Blicke darbot, ſogleich zu ihrer unendlichen Fortſetzung verbrauchen mochte; ſo hieß es denn wohl beliebig:

„Seitenhöhlchen küßt das Döschen,
Döschen küßt das Seitenhöhlchen,
Seitenhöhlchen küßt das Uhrchen,
Uhrchen küßt das Seitenhöhlchen,
Seitenhöhlchen küßt das Händchen,
Händchen küßt das Seitenhöhlchen,
Seitenhöhlchen küßt die Schweſter,
Schweſter küßt das Seitenhöhlchen.
Küſſe, küſſe, küſſe, küſſe, küſſe, küſſe!"

Einzelne mißgeartete Ausdrücke wurden in dieſen Wahnſpielereien zur allgemeinſten Gunſt erhoben und überall angewandt. Da ſich in Wunden leicht Würmer erzeugen, ſo war auch ein Wundenwürmelein in dem Seitenhöhlchen bald gefunden, und die Blutwürmeleinsmäßigkeit davon als ein ungeheures Abſtraktum. Die Verſchränkung und Ausdehnung der Bilder gränzte nicht ſelten an das Auffallendſte, was in dieſer Art die morgenländiſche Dichtkunſt

hat. Den meiſten Lärm und Spott hat aber das Wort Kreuzluftvögelein aufgeregt, welches Zinzendorf in einem Liede auf den Geburtstag ſeines Sohnes Chriſtian Renatus zuerſt in den Verſen gebraucht hatte:

„Ein Kreuzluftvögelein,
Kränkelnd vor Liebespein
Nach Jeſu Seitenſchrein,"

und das nebſt den ähnlich gebildeten Kreuzluftbienelein, Kreuzluftkerzelein, Kreuzluftwägelein, Kreuzluftmägdelein, in unzähligen Wendungen immerfort wieder vorkam. Zinzendorf bemühte ſich zwar, in dem bald allgemein verrufenen Wort einen leidlichen Sinn nachzuweiſen; die Ausdünſtung des Leichnams am Kreuze, ſagt er, iſt die Kreuzesluft, ſie zieht die Seelen herbei, welchen ſolcher Geruch angenehm iſt und ihre Speiſe verkündigt, wie ja auch die Vögel ihre Nahrung wittern; allein der Ausdruck blieb verſchrieen, und man hat lange Zeit alles Abentheuerliche der Herrnhuter nur kurzweg ihre Kreuzluftvögelein genannt. Wenn nun gar die eigenthümlichen Liebesvorſtellungen und Eheheimlichkeiten in ſolchen Liedern durchſchimmerten, ſo war freilich das Aergerniß höher nicht zu treiben. Die Trunkenheit in folgenden Strophen konnte nur allzu thöricht dünken:

„Ach wir zwei Seelchen,
Du Seitenhöhlchen,
Und ich, sind nur Ein Herz,
Das sing ich ohne Scherz,
In Ewigkeit;
Mein Herzempfinden
Läßt sich entzünden,
So oft er immer will,
Und ich halt' ihm nur still,
In Ewigkeit.

Ach welche Blicke
Ich dir itzt schicke!
Ich bin Ein Geist mit dir,
Und du Ein Leib mit mir,
Und Eine Seel.
Du Seitenkringel,
Du tolles Dingel,
Ich freß und sauf mich voll,
Und bin vor Liebe toll,
Und außer mir!"

Aber das grobe Essen und die verdächtige Imagination in einem andern Lied übersteigen alle Schicklichkeit:

„Wenn ich ihn essen kann,
So ist's mir am gesündsten,
Und wenn mein lieber Mann,
Sein Oel läßt in mich dünsten;

Weil aber dieſe Gnad
In einem Sakrament,
Das man nicht immer hat,
Dem Leib wird zugewendt,

So muß ich mir nun ſchon,
Beim Wachen und beim Schlafen,
Imagination
Für meine Seele ſchaffen."

Und die Anſpielungen in dem folgenden verrathen in jedem Falle ſchon zu viel.

„Höhlchen, du charmirſt mich ſo,
Das macht mich von Herzen froh,
Springerhaftig, luſtig, fröhlich,
Und ſo über alles ſelig;
Klopfet, klopfet in die Händ!
Klopfet, klopfet in die Händ!

Und was er im Kabinet,
Oder in dem Ehebett,
Will mit ſeinem Bräutel machen,
Das ſind gar geheime Sachen,
Die unter vier Aeugelein,
Müſſen bleiben ganz allein."

Welch ein Aufſehn dergleichen Lieder machen mußten, welches nachtheilige Licht ſie auf den Grafen

und die Gemeinde zurückwarfen, läßt sich genugsam fassen, wenn man bedenkt, wie verständig und keusch im Ganzen die protestantische Kirche ihre Ausdrucksweise gehalten hat. Auch in der Litteratur waren damals noch keine Versuche gemacht, das Gemeine erhaben vorzutragen. Das große Aergerniß und die schreienden Vorwürfe, welche sich diesem Liederwesen verknüpften, und selbst von sonstigen Freunden durch entschiedene Mißbilligung verstärkt wurden, hatten zwar zur Folge, daß die anstößigsten Lieder späterhin wegblieben, und die Gemeinde überhaupt in diesen Empfindungsweisen sich einer ernsteren Richtung befliß. Doch war in der Zeit, wo wir jetzt auf unserem Gange weilen, die Sache noch erst recht im Steigen; ja grade solche Lieder und Ausdrücke, in welchen die höchste Uebertreibung herrschte, wurden als die köstlichsten geachtet. Wir aber wollen nicht ungerecht sein, und neben dem Widerwärtigen und Verwerflichen, von dem wir Proben gegeben haben, auch das Liebliche und Zarte, das auf solchem Wege sich entwickeln kann, bereitwillig anerkennen; der Fehler liegt hier zumeist nur darin, daß der Reiz des Kindlichen und Spielhaften, welcher fast nur dem persönlich Eigensten und Flüchtigsten des lebendigen Augenblickes gehört, nun in einer stehenden Form allgemeiner Empfin-

dung

dung festgehalten werden sollte, ohne daß wahrer Dichtergeist und ächte Künstlergaben, welche allein das Augenblickliche zum Dauernden erheben können, dabei mitwirkten.

Nachdem Zinzendorf während seines diesmal nur ganz kurzen Aufenthalts in der Wetterau den Ankauf eines Stückes Land bei Büdingen, zum Behuf einer herrnhutischen Niederlassung, mit den Grafen von Ysenburg-Büdingen richtig gemacht, und einige Brüder nach England, wo sie zu weiterer Verschickung gefordert worden, abgefertigt hatte, verließ er jene Gegend, und reiste über Jena nach Berlin, welches für sein Wirken jetzt als der günstigste Ort sich darbot. Unterwegs ging ihm das Reisegeld aus; in Halle, wo er um ein Darlehn ansprach, wollte man ihm nichts geben, und er mußte daher zu Fuß und ohne Geld fortwandern. In Radegast erbarmte sich seiner ein guter Bauersmann, fuhr ihn bis Koswig, und lieh ihm das nöthige Geld zur Weiterreise mit der Post. Von Berlin, wo der Graf am 25. December 1737. anlangte, sandte er sogleich das empfangene Geld mit einem herzlichen Danksagungsschreiben an den guten Bauer, seinen lieben und werthen Freund, wie er ihn nannte, und grüßte ihn freundlich von der Gräfin. Diese war mit ihrer Begleitung schon

früher angekommen, auch der junge Graf Christian Renatus traf von Jena mit seinem Pilgeranhang ein, und so füllte die zahlreiche Genossenschaft ein geräumiges Haus, welches Zinzendorf in der Leipziger Straße (das Haus Nr. 15.) gemiethet hatte, und nun mit allen Seinigen bezog. Seine Mutter aber schien über sein weiteres Beginnen nicht ohne Verlegenheit, das unvermeidliche Aufsehn war ihr in solcher Nähe nicht angenehm; mit seinem persönlichen Benehmen gegen sie war sie übrigens sehr zufrieden, und hatte auch an seinen Kindern große Freude. Der König indeß bezeigte dem Grafen schriftlich seine Wohlgeneigtheit, versicherte ihn seines Schutzes und gab ihm die Erlaubniß, bei vorkommenden Anlässen sich unmittelbar an Seine Majestät zu wenden, welches der Oberst von Thümen ihm nachher auch noch mündlich zu bestellen hatte. Seine Hausandachten nahmen alsbald ihren gewohnten Gang, täglich waren Stunden zum Beten, Singen und Lesen festgesetzt; doch gestattete er den Zutritt aus Vorsicht noch keinem Fremden. Aufgefordert, das Evangelium öffentlich zu verkündigen, fragte er deßhalb bei dem Könige an, und als dieser ihm allen Segen dazu wünschte, so eröffnete er die Erbauungsreden in seinem Hause, da die Prediger ihm ihre Kanzeln einzuräumen wenig

geneigt schienen, nun auch für fremden Besuch. Da zeigte sich denn in der großen Hauptstadt, die schon damals für alles Geistige sehr empfänglich war, eine außerordentliche Regung. Sein Zimmer wurde bald zu klein, das hinzugenommene Vorzimmer half nicht lange aus, man mußte auf dem großen Boden unter dem Dache den nöthigen Raum suchen, wo viele hundert Menschen den Vortrag stehend anhörten, denn zum Sitzen war auch hier noch nicht Platz genug. Außer den geringen Leuten drängten sich auch die Vornehmen herbei, so daß die Straße weithin von Kutschen erfüllt war; alle Zuhörer aber standen gemischt, wie der Zufall es wollte, Dienstmägde und Damen vom Hofe, Staatsbeamte und Handwerker, Kriegsleute jedes Grades. Endlich mußte Zinzendorf noch die Männer und Frauen trennen, und beiden besonders predigen, für jene am Sonntag und Mittwoch, für diese am Montag und Donnerstag, und auch jetzt, bei verdoppeltem Raum, war gleiche Fülle. Der Eindruck dieser Predigten, welche vom 1. Januar 1738. bis zum 27. April regelmäßig fortgesetzt wurden, war ungemein groß, das feurige Ergriffensein des Redners theilte sich den Zuhörern mit, häufige Thränen wurden vergossen, und das Begeisterte des Vortrags führte über manches Auffallende des Inhalts leicht

hinweg; im Ganzen wurde darin die ächtevangeliſche Lehre und eine innigfromme Geſinnung von den Hörern ſtets anerkannt. Allein in weiterer Mittheilung, durch Erzählen, Nachſchreiben und ſogar Drucken, erfuhren dieſe Reden, wie es zu geſchehen pflegt, vielfache Entſtellung; Weſentliches blieb weg, Abentheuerliches kam hinzu, und die ärgſten Mißdeutungen wurden gemacht und ausgebreitet. Da war es ſehr erwünſcht, daß ein geliebter Jünger des Grafen, ein mit deſſen Sohne von Jena gekommener Student, Johannes Langguth, die Reden unter dem Vortrage ſelbſt aus Liebeseifer nachgeſchrieben hatte, zwar nicht eben wörtlich, denn oft hinderten ihn die Thränen an Führung des Griffels, aber doch dem Sinne nach getreu genug, um ein wahres Bild des Inhalts wiederzugeben. Dieſe Handſchrift konnte dazu dienen, die falſchen Mittheilungen zu berichtigen; ſie wurde daher, nachdem auch Ja[illegible] ſie gutgeheißen, in Druck gegeben; die Königin von Preußen bewilligte ſogar, daß die an die Frauen gehaltenen Reden ihr zugeeignet wurden. Sie entgingen zwar auch in dieſer Geſtalt dem Mißverſtande nicht, noch den bösartigen Angriffen und Verläumdungen, welche ſich je länger je mehr gegen Zinzendorf häuften, allein es durfte ihm doch nicht mehr ſo leicht gradezu Fremdes angedichtet werden,

und seine Erläuterungen hatten einen festen Buchsta-
ben, an welchem sie sich anhalten konnten. Der Kö-
nig selbst war veranlaßt, über manche Vorstellungs-
weisen und Ausdrücke, die man ihm hinterbracht,
hatte, den Grafen zu befragen, zeigte sich aber durch
dessen Antworten bald befriedigt. Ueber das Lieder-
wesen gab Zinzendorf dem Könige in einer eignen
Schrift umständlich Auskunft, und sagte darin un-
ter andern: „Es ist zu wissen, daß in unserer Ge-
meinde keine Lieder ganz gesungen werden: der
Kantor nimmt die Materie der Reden, die eben ge-
halten worden, und setzet unterm Singen aus zwan-
zig, dreißig Liedern ganze und halbe Verse zusam-
men, welche die Materie ordentlich und deutlich
vortragen, und darinnen ist Kantor, Organist, Leh-
rer und Zuhörer so geübt, daß keines innehalten,
keines ein Buch aufschlagen darf; welches sich un-
gesehen nicht demonstriren läßt. Mein Sohn von
zehn Jahren kann, wenn er in den Haussingstun-
den spielet, aus einer Melodie unvermerkt in die an-
dere fallen, daß niemand weiß, ob die ganze Sing-
stunde expreß so komponirt ist, denn es wird nicht
innegehalten, und ein jedwedes Kind singt mit, ohne
in ein Buch zu sehen, denn sie können die Lieder
auswendig; wie das zugehet, weiß ich selbst nicht,
weil kein Kind zum Auswendiglernen angehalten

wird. In den öffentlichen Betstunden aber lasse ich zuerst ein gewöhnlich Lied vorsagen, nach der Rede aber, wenn keines im Gesangbuch finde, das ich gerne gesungen hätte, und die Materie meiner Rede theils dem Auditorio nochmals einschärfen, theils dem Heilande gebetsweis vortragen kann, so mache ich im Vorsagen ein neu Lied, von dem ich vorher nichts gewußt habe, und das so bald wieder vergessen ist, als es seinen Zweck erreichet; das Auditorium wird dessen nicht inne, und ich führe es nur erläuterungsweise an, wie wir unsere Sache zu traktiren pflegen.". Nicht günstig war im Ganzen das Urtheil der Geistlichen über das neue religiöse Treiben, auch die näheren Freunde, welche der Graf unter ihnen hatte, konnten sich nicht immer in seinen Sinn finden. Unter diesen Umständen und bei den Rücksichten welche überhaupt das berlinische Verhältniß ihm auferlegte, lehnte er das Begehren vieler Frommen, in Berlin eine Gemeinde von Brüdern mit herrnhutischer Verfassung zu stiften, anfangs beharrlich ab, und gewährte nur zuletzt, als auch ein Prediger ihn deßhalb angegangen war, die Errichtung einer Brüderschaft erweckter Männer, ohne für die Frauen eine gleiche Anordnung treffen zu wollen. Er selbst bekannte übrigens, in seinem

Leben sei es ihm so wohl nicht gegangen, wie dießmal in Berlin.

Inzwischen war seine Weigerung, den ihm vorgelegten Revers zu unterschreiben, in Dresden übel empfunden worden, und er empfing von der sächsischen Behörde die Anzeige, daß er auf immer das Land zu meiden habe. Da nun seine Hoffnung, durch Verwendung von Berlin her die freie Rückkehr nach Herrnhut zu erlangen, völlig fehlgeschlagen war, so reifte um so schneller in ihm der Gedanke, welcher schon einige Zeit in ihm keimte, nun auch selbst eine Reise nach Westindien zu machen, um das dortige Bekehrungswerk zu untersuchen und zu befördern. Man hatte ihm vorgeworfen, er schicke die Brüder und Schwestern unbarmherzig in den gewissen Tod, den ihnen das mörderische Klima bringe; jetzt wollte er zeigen, daß er sich selbst nicht zu schonen meine. So bewegte sich seine Einbildungskraft in stets größeren Kreisen, und ergriff immer auf's neue Weitentlegenes, ohne daß die Fülle des Nahbegonnenen ihn daran hindern konnte. Nachdem er dem Könige noch zuletzt in Potsdam aufgewartet und sich bei ihm beurlaubt hatte, reiste er am 29. April 1738. zuerst nach Kotbus, wohin von Herrnhut die wichtigsten seiner Mitarbeiter gekommen waren, um sich mit ihm über manche die

Führung der Gemeinde betreffende Dinge näher zu berathen. Hierauf ging er über Jena, wo sein Sohn inzwischen seine frühere Lebensart wieder angefangen hatte, und über Erfurt und Gotha, wo er die Frommen besuchte, mit Langguth nach der Wetterau, zuerst auf die Ronneburg, wo noch einige Brüder von der früheren Zeit her wohnten, und dann auf das Schloß Marienborn, welches er von dem Grafen von Ysenburg-Meerholz miethete, und sogleich für seine Pilgergemeinde einrichtete. Es kamen aus der Umgegend viele Brüder und Freunde herbei, um an seinen Geschäften wie an seinen Erbauungen Theil zu nehmen. Das Zusammenströmen so vielen Eifers wirkte fruchtbar; der Anbau eines neuen Orts bei Büdingen, der den Namen Herrnhaag erhielt, wurde beschlossen, und das erforderliche Geld größtentheils auf Zinzendorfs Bürgschaft angeliehen; man sprach zwar damals schon von einer sogenannten Heilandskasse, in welche die Brüder ihr Geld niederlegen müßten, um die Ausgaben des Gemeinwesens zu decken, allein dies Vorgeben war ohne Grund, die Mitglieder der Brüdergemeinde lebten, je nach ihrem Verhältnisse, von ihrer Arbeit, oder von ihrem Vermögen; wo beides fehlte, hatte die Gemeinde Fürsorge, und in den meisten Fällen Zinzendorf allein; Hülfsgelder wur-

den von bemittelten Freunden wohl öfters gegeben, aber nie gefordert; der Graf war auch in dieſer Beziehung, wie in jeder andern, das Haupt und die Kraft des Ganzen. Die Kolonie Herrnhaag beſtimmte er, nach einem glücklichen, fruchtbaren Gedanken, der ihm aufgegangen war, hauptſächlich für diejenigen Brüder, welche dem Lehrbegriffe der reformirten Kirche zugethan ſein wollten, ſo daß dieſer Ort nach der reformirten Seite die Brüderſache eben ſo darſtellte, wie Herrnhut dies bisher nach der Lutheriſchen Seite ſo glücklich geleiſtet hatte, und demnach die Brüderkirche, außer ihrem eignen Beſtande und dem in allen Sekten ihr Anziehbaren, in den beiden proteſtantiſchen Hauptkirchen zugleich feſten Fuß behauptete. Dieſer Gedanke ging aus dem Weſen ſeiner tiefſten religiöſen Ueberzeugung hervor, welche in der Liebeswärme für den Heiland über alle Verſchiedenheit der Lehrmeinungen hinausſtrebte, ohne dieſe darum aufheben zu wollen; aber auch zum Behuf weltkluger Förderung konnte der kundigſte Geſchäfts- und Staatsmann nicht leicht eine wirkſamere Anordnung treffen. — Nach mehreren Ausflügen in der Umgegend machte Zinzendorf auch einen nochmaligen Beſuch in Jena, und als er zurückkam, fand er ſeine Gemahlin von einem Sohn, ihrem eilften Kinde, entbunden, bei

welchem er dann selbst die Taufe verrichtete. Auch taufte er in dieser Zeit ein Mädchen von dreizehn Jahren, die unter den Inspirirten dieser Gnade nicht theilhaftig geworden war; er glaubte aber in Blick und Wesen sowohl des Mädchens selbst, als ihrer anwesenden Aeltern, noch etwas Arges zu spüren, und war in seinem Gewissen zweifelhaft, ob er die Handlung verrichten dürfe; da fuhr er plötzlich, ihm selbst und Allen unerwartet, gegen den bösen Geist drohend heraus, dem er im Namen Jesu zu weichen gebot, daß alle Anwesenden schauderten, und die Kraft seiner Worte sich durch die That bewährte, indem die befreiten Herzen nun ungestört sich der heiligen Handlung hingaben. Nicht so glücklich und erfolgreich, wie in seinem unmittelbaren Lebenswirken, trat Zinzendorf auf, wenn sein Geist in das Gebiet der wissenschaftlichen Theologie sich verstieg, und neue Wahrheiten daselbst finden oder feststellen wollte. So war er in dieser Zeit dahin gekommen, dem heiligen Geiste, der ihm in der Dreieinigkeit neben dem Vater und dem Sohne bisher eine minder klare Bedeutung gehabt, eine solche in der Bezeichnung beizulegen, daß derselbe die Mutter der Gläubigen sei, eine Behauptung, welche er auf seine Herzenserfahrung solcher Muttertreue stützte, in aller Weise zu erläutern

und zu rechtfertigen ſuchte, und darüber mit gelehrten Männern in dogmatiſche Streitigkeiten gerieth, denen er auf keine Weiſe gewachſen war, und die ihm und der Gemeinde, welche den Einfall des Grafen nicht aufgeben wollte, den größten Schaden zugefügt haben.

Doch zunächſt erfüllte ihn jetzt ſein Reiſevorhaben, und er traf zu demſelben ernſtliche Anſtalten. Von der Gräfin nahm er in Marienborn zärtlichen Abſchied; ſie dichtete ein Lied an ihn, er antwortete eben ſo; beide waren in ihren Herzen nicht verſichert, daß ſie einander wiederſehen würden, aber in den Willen des Heilands wollten ſie ſich getroſt ergeben. Nach vielen anderweitigen Verabredungen reiſte er gegen Ende des Oktobers nach Holland ab. In Amſterdam fand ſich unerwartete Verzögerung für das Schiff, welches ihn nach St. Thomas bringen ſollte, und die Zwiſchenzeit wurde durch einen höchſt verdrießlichen Streit erfüllt. Der Prediger Manger im Haag und noch andre holländiſche Prediger hatten einige heftige Aeußerungen Zinzendorfs gegen die Anſicht der Reformirten von der Gnadenwahl auf ihren Synoden zur Sprache gebracht; hierauf und auf mancherlei Lieder und Aufſätze der Brüder geſtützt, erließen die Prediger von Amſterdam einen Hirtenbrief, durch welchen

die Herrnhuter als abweichend von der wahren Christuslehre dargestellt wurden; die Stadtbehörde von Amsterdam, dem Grafen günstig, wollte diesen Hirtenbrief unterdrücken, vermochte es aber doch nicht, und mußte ihm seinen Lauf lassen. Eine Erklärung der herrnhutischen Brüder in Holland, unter dem Namen Friedrichs von Watteville herausgegeben, und von dem Grafen voreilig gebilligt, machte das Uebel durch eine Ungeschicklichkeit nur ärger, denn anstatt ganz einfach die augsburgische Konfession als ihr Glaubensbekenntniß zu nennen, weigerten sie überhaupt ein solches aufzustellen, und schienen dadurch einzugestehen, jene Konfession sei nicht die ihrige. Diese Händel verfolgten den Grafen mit ihren Schriften und Gegenschriften bis an Bord, und er hatte nur den Trost, daß vier Prediger den Hirtenbrief zu unterschreiben verweigert hatten, unter ihnen Franco Debruin, ein gottseliger Mann, aus dessen Ansichten über die Gnadenwahl Zinzendorf die seinigen zum Theil erst geschöpft hatte, und der auch die Lehre von der Vorherbestimmung zu des Grafen Freude kürzlich so erklärte: „Jesus muß ein gewisses Erbtheil haben, das ihm der Vater bestimmt hat, und das sind seine Gläubige und Kinder, die ihm nicht aus der Hand gerissen werden können; im Uebrigen wird niemand weggewiesen,

wer außerdem durch seine Gnade kommt." Die Streitigkeiten hinderten ihn auch nicht, sich eines stillen Glückes im kindlichen Umgange mit dem Heilande zu erfreuen; er schildert dies mit eignen Worten, wie folgt: „Wir haben darüber müssen weinen, wie nahe einem der Heiland sein kann; wie simpel und einfältig es sich mit ihm umgehen läßt; wie man so einen ganzen Tag mit ihm zubringen kann; wie man keinen Gedanken, keine Nothdurft, kein Anliegen hat, das man nicht viel simpler und natureller bei ihm niederlegen kann, als bei seinem allervertrautesten Herzen, da man doch manchmal ein Menagement brauchen muß; aber beim Heiland ist das gar nicht nöthig: sondern wer es dahin gebracht hat, daß er mit Wahrheit sagen kann: „Wenn nur mein Herz Fenster hätte, daß meine Geschwister hineinsehen könnten!" der hat den Trost, daß der Heiland auch hineinsieht, und die allerverborgensten Winkel klar und lichte vor sich hat, und daß nichts drinnen vorgeht, das er nicht weiß." Er schrieb auch einen Aufsatz über das Verhältniß von Herrnhut zu Bertholdsdorf, und indem er der Gemeinde empfahl, ihre Verbindung mit der Lutherischen Kirche treu zu bewahren, die sich äußernden Gaben aber, wie den Trieb unter die Heiden zu gehn, die Gabe gesund zu machen, nur in der Stille zu

üben, ſprach er gegen den einſtigen Prediger, der ſein Amt je zum Untergang oder zur Plage der Gemeinde mißbrauchen würde, den Fluch und Bann aus, wobei er jedoch den Ausdruck nicht im Sinne einer kirchlichen Macht, ſondern nur in dem eines letzten Willens gemeint haben wollte. Auch dichtete er in Amſterdam einige Lieder, die er zum Theil nach ſeiner Weiſe aus dem Herzen ſang. Endlich ging er am 11. December zu Schiff, allein widrige Winde hielten ihn noch eine Reihe von Tagen im Texel auf, wo er die Looſungen auf das nächſte Jahr, und, ſchon in See, ein großes Schreiben an die Aelteſten und Helfer der Gemeinde verfertigte, welches er ſein eventuelles Teſtament nannte, und worin er die wichtigſten Vorſchriften und Rathſchläge wiederholt einſchärfte. Merkwürdig ſind darin unter andern folgende Worte, welche den praktiſchen Sinn des Grafen abermals bezeugen können: „Die Aemter in der Gemeinde können auch, nachdem ſie ſind, von Leuten bekleidet werden, die noch keine Kinder Gottes ſind, und alſo beweiſen dieſelben und ihre gute Ausrichtung nichts für die Kindſchaft Gottes. Es iſt ein großer Verſtoß, wenn man redliche Leute, die ihr Amt treulich thun, und die zuweilen wie Bezaleel dazu begabet ſind, darum nicht achten, ſich nicht mit ihnen einlaſſen, noch mit

ihnen an Einem Joche ziehen will, weil ſie noch nicht Kinder Gottes ſind." Erſt am 26. December konnte das Schiff ſeine eigentliche Fahrt beginnen.

Die Seereiſe geſchah, unter begünſtigendem Sturmwinde, gefahrvoll, aber raſch und glücklich. Zinzendorf litt gewöhnlich ſehr an der Seekrankheit; diesmal, im Drange der vielen Arbeiten, die er ſich vorgeſetzt, ſah er ein längeres Unwohlſein mit Bekümmerniß; er redete daher mit dem Heilande, wie es nicht wohl anginge, daß er krank wäre, und wirklich dauerte die Krankheit nur Einen Tag. In 33. Tagen gelangte das Schiff nach Weſtindien, und lief am 28. Januar 1739. in St. Euſtachius ein. Des Grafen Ziel aber war die däniſche Inſel St. Thomas, wohin er, wiewohl man ihn dringend von dem Beſuch dieſes in ſolcher ſchlimmſten Jahrszeit ungeſundeſten Aufenthalts abmahnte, in einem beſonders gemietheten Fahrzeuge ſogleich überſchiffte. Hier traf er alles in traurigem Zuſtande; die Brüder, welche den Negerſklaven das Evangelium verkündigt, lagen ſeit drei Monaten im Gefängniſſe, weil ſie einen Eid verſagten, der bei einer gerichtlichen Unterſuchung von ihnen verlangt wurde, — denn die Lutheraner und Reformirten unter den Herrnhutern ließen ſich wohl zum Schwö-

ren herbei, die eigentlichen mähriſchen Brüder aber glaubten ihr Wort durch keinen Eid, ſondern nur durch einen Handſchlag bekräftigen zu dürfen; — die Neger zeigten zwar guten Willen, aber ſeufzten unter hartem Druck, den die Pflanzer nur um ſo ſtärker ausübten, jemehr ſie Neigung zum Glaubensheil bei ihnen wahrnahmen. Der däniſche Gouverneur gab zwar auf das Fürwort eines Mannes wie Zinzendorf, der auch beſonders am Hofe zu Kopenhagen ſo gute Verbindung hatte, die Gefangenen ſogleich los, und ließ auch ſonſt dem Grafen bei ſeinem Beginnen gern Schutz angedeihen, allein dieſer war gegen die allgemeine Stimmung der Weißen nicht wirkſam genug. Die Verſammlungen, welche Zinzendorf zu halten anfing, und vom Abend — denn während des ganzes Tages durfte die Arbeit der Neger nicht ruhen — bis tief in die Nacht hinein fortzuſetzen pflegte, wobei er in kreoliſcher Mundart zu ſprechen bemüht war, fanden den größten Zulauf; die Unglücklichen empfingen voll Begier und Eifer und mit ſichtbarem Erfolge den Troſt und das Heil, die ihnen dargeboten wurden. Allein grade dieſes mißfiel den Pflanzern. Sie hatten die Unverſchämtheit, bei dem Gouverneur den Grafen zu verklagen, daß er die Neger lehre, beſſere Chriſten zu werden, als ihre Herren ſeien, ja man

ver-

verhehlte nicht die unwillige Beſorgniß, die Negerinnen würden nach ihrer Bekehrung den ſündlichen Lüſten der Weißen weniger dienen wollen. Ein reformirter Prediger klagte ſeinerſeits über die Brüder, ſie maßten ſich unbefugt des Taufens und andrer geiſtlichen Handlungen an. Doch bevor dieſe Beſchwerden unterſucht und beurtheilt ſein konnten, eilte die Leidenſchaft ungeduldig zur Selbſthülfe; die aufgebrachten Pflanzer ſtürmten unvermuthet auf die verſammelten Neger ein, trieben ſie mit Hauen, Stechen und Schießen auseinander, und wiederholten dieſe grauſame Luſt nach Belieben, denn wenige Wütheriche waren genug, viele hundert Neger zu mißhandeln, da dieſe bei geſetzlicher Strafe gegen keinen Weißen jemals ſich wehren durften. Da der Gouverneur dieſen Abſcheulichkeiten nicht ſteuern konnte oder wollte, ſo ſah Zinzendorf kein andres Mittel, als in Kopenhagen Beſchwerde zu führen, und zu dieſem Zwecke ſelber nach Europa zurückzureiſen. Er nahm die Klageſchriften, welche ſchon die getauften Neger ſelbſt in kreoliſcher Sprache an den König von Dänemark gerichtet, in Empfang, ordnete die zurückbleibende Miſſion, für welche er auch ein Haus und Grundſtück ankaufte, nach den Umſtänden möglichſt an, erließ ein Abſchiedsſchreiben an die Neger, worin er

sie zum Beharren bei dem Heiland ermahnt, und begab sich am 17. Februar unter vielen Thränen auf die Rückreise. Auf den dänischen Inseln St. Jan und St. Crux besuchte er die Gräber der dort im Missionsgeschäft verstorbenen Brüder und Schwestern, und eilte dann nach St. Eustachius, wo er sich auf einem holländischen Schiffe am 28. Februar nach Amsterdam einschiffte. Ein junger Neger, den er losgekauft, und ein Däne, der ihm wegen frommen Berufes lieb war, begleiteten ihn. Ein dritter Gefährte fand sich im letzten Augenblicke noch dazu. Ein portugiesischer Jude Nunnez Dacosta, der bei vielen guten Eigenschaften des Geistes und Gemüths in seinen äußeren Umständen so bedrängt war, daß er die Heimkehr aus Westindien nach Holland nicht bestreiten konnte, bat den Grafen mit Thränen, ihn und seine Frau nach Europa mitzunehmen. Zinzendorf hegte von jeher besondre Vorliebe für die Juden, ging gern mit ihnen um, empfahl sie dem Gebet und freundlichen Wohlwollen der Brüder, und erinnerte stets, daß auch Jesus ein Jude gewesen, ja in einem Liede, welches er dieses nämliche Jahr am Tage des Versöhnungsfestes der Juden aus dem Herzen sang, redet er zu dem Heiland ausdrücklich:

„Wann, groſser Jude, wann kommt deine Stunde?
Wann ſieht das Volk hinein in deine Wunde! — —
Wenn dieſe auserwählte Stunde käme,
Und ihre Schuppen von den Augen nähme, — —
So hätten wir die erſtgebornen Brüder
In unſers lieben Vaters Hauſe wieder."

Dem Grafen gefiel Dacoſta durch ſeine geiſtige Bildung, und zog ihn noch beſonders durch den Eifer an, mit dem er auf ſeinem jüdiſchen Glauben hielt. Zinzendorf bewilligte ihm nicht nur jene Bitte, ſondern überließ ſogar ſein eignes, neben der allgemeinen Kajüte befindliches Kabinet, mit allen Bequemlichkeiten, dem Ehepaar, indem er ſich ſelbſt in einem Verſchlage behalf, welchen der Kapitain ihm dann als Nothbehelf machen ließ. Sie hatten viele Geſpräche mit einander, und erörterten oft bis tief in die Nacht ihre abweichenden Religionsmeinungen, ohne Widrigkeit, ohne falſchen Eifer, und Dacoſta weinte oft gerührt über des Grafen liebevolle Frömmigkeit. Mit der übrigen Schiffsgeſellſchaft benahm ſich Zinzendorf mäßig, hielt jeden Sonntag eine Predigt, miſchte ſich aber ſonſt in die tägliche Weiſe der Leute nicht, und nur als zwei derſelben einſt die Degen gegen einander zogen, that er ihnen Einhalt, indem er den Erzürnten mit eigner Gefahr die Waffen wegriß. Inzwiſchen arbeitete er auf

dem Schiffe mit ungeheurem Fleiß, er schrieb unabläßig, Briefe, Lieder, Reden, auch versuchte er sich abermals in Uebersetzung des neuen Testaments. Die Bewegung des Schiffes war ihm hiebei sehr hinderlich, verwirrte die Schriftzüge, deren mancher, durch unwillkührlichen Stoß, gegen die Absicht ganze Worte und Zeilen wieder ausstrich, und wurde auch seinem Kopfe bei dieser Arbeit sehr anstrengend. Er aß wenig, hatte ein schlechtes Lager, entbehrte meistens der Ruhe, wurde hinfällig, und bekam Schwären und Wunden am Leibe. Dacosta pflegte seiner treulich in diesem Zustande, der doch seinen Geist und seine innere Zufriedenheit nicht schwächen konnte. Nach siebenwöchentlicher Fahrt, an der englischen Küste vorbeischiffend, verließ Zinzendorf seine Gefährten, und segelte auf einem Boote in den Hafen von Dover ein, um zuvörderst seine Freunde in Oxford und London zu besuchen, wo er sich indeß nicht lange aufhielt, sondern alsbald seine Ueberfahrt nach Amsterdam beeilte.

Seine schnelle Rückkunft nach Europa machte einiges Aufsehen, man hatte ihn auf lange Zeit entfernt geglaubt, sogar schon todt gesagt, nun stand er unvermuthet seinen Freunden wie seinen Feinden vor Augen; jetzt wollte man gar unglaublich finden, daß er überhaupt so weit gewesen. In Hol-

land war durch die protestantiſche Geiſtlichkeit die Aufregung gegen die Brüder ſehr geſtiegen, dieſe aber trugen allen Unglimpf mit großer Geduld. Zinzendorf befeſtigte in Amſterdam und in Heerendyk gegen dieſe Widrigkeiten den frommen Sinn der Seinen, trat aber auch öffentlich für ſie auf, indem er unter dem 24. Mai eine Erklärung erließ, durch welche er die holländiſchen Streitſchriften, ohne ſich beſonders auf ſie einzulaſſen, abfertigte. Inzwiſchen fand er, daß ſeine Anweſenheit in Deutſchland dringend nöthig werde, und kam den 1. Juni zu Marienborn an, wo die Gräfin und alle ſeine Kinder ihn erwarteten; auch ſein Sohn Chriſtian Renatus war mit ſeinen Haus- und Studiengefährten von Jena dort eingetroffen. Der Graf war mit dem viertägigen Fieber behaftet, abgezehrt und wund, allein er achtete alles nicht, hielt ſogleich einen außerordentlichen Gemeindetag, und gab erbaulichen Bericht von ſeiner Reiſe; auch wurden zwei Brüder, durch Auflegung der Hände, zu Predigern des Evangeliums ordinirt, wobei er gegen Ueberſchätzung dieſer Weihe warnte, als welche nur eine gute Ordnung ſei, aber an ſich weder einen Vorzug verleihe noch bedeute; nach dieſen und andern Geſchäften, welche die wenigen Tage ſeines Aufenthalts in Marienborn ſchnell ausfüll-

ten, begab er ſich mit mehreren Brüdern auf die Reiſe nach Ebersdorf, wohin eine Synode auf den 9. Juni ausgeſchrieben war. Die Veranlaſſung dazu war folgende. Durch ſeine Reiſen und ſein Predigen hatte Zinzendorf überall in nahen und fernen Kreiſen ſolche Sinnesart und Neigungen erweckt, wie ſie in Herrnhut in freieſter Entwickelung vollſtändig hervorgetreten waren. Die Erweckten, durch den inneren Gehalt noch nicht begnügt, wünſchten auch der entſprechenden Form theilhaft zu ſein, und an vielen Orten wurden Einrichtungen verſucht, welche ganz die herrnhutiſche Verfaſſung nachahmten. Aber ohne den Grund und Boden von Herrnhut, unter ganz andern ſtaatsbürgerlichen Umſtänden, inmitten Lutheriſcher oder reformirter Kirchengemeinſchaft, welche dadurch Abbruch litt, mußten jene Einrichtungen äußerſt mißlich dünken, und konnten Wirrniſſe herbeiführen, deren Folgen nicht zu berechnen waren. Zinzendorf befürchtete, an Lutheriſchen und reformirten Orten entſtehende Aftergemeinden, wie er ſie nannte, möchten um des unweſentlichen Aeußern willen die ganze Richtung ſeiner Sache in Gefahr bringen; auch entging ſeinem Blicke nicht, wie ohne Vergleich vortheilhafter es ſeinen Brüderanſtalten ſei, mit der geſammten proteſtantiſchen Kirche in Frieden und ihrer

allgemeinen Verbindung offen zu ſtehen, als, in förmlichem Gegenſatz, äußere Eroberungen über ſie zu machen, die nach Verhältniß doch immer nur geringe ſein konnten. Er wünſchte daher durch die Synode zu bewirken, daß dergleichen Gemeinden gemißbilligt, und die Verbindung erweckter Seelen mit der Brüdergemeinde auf eine unverfängliche Weiſe geordnet würde, ſo daß ſie der Sinnesart nach überall ohne Aufhebung bisheriger Kirchenbande beſtehen könnte, der äußeren Verfaſſung nach aber nur an den Orten, die eigends dazu gegründet worden. Seine Anſicht fand indeß nicht genugſamen Eingang, und der Eifer der Brüder wollte ſich einem ſo ſichtbaren Aufſchwung ihrer Sache nicht entgegenwenden. Inzwiſchen mußte eine Fußreiſe nach Schwaben, wo er überall predigte und ſonſt in frommer Weiſe thätig war, dem Grafen neue Befriedigung, aber auch neue Anſtrengung geben. Nach Marienborn hierauf zurückgekehrt, verfiel er, der ſich von der weſtindiſchen Reiſe noch nicht erholt hatte, in gänzliche Entkräftung. Er ſelbſt glaubte ſeinen Tod nah, und freute ſich darauf, ja er gab den Seinigen eilf Urſachen an, aus denen er ſeine Abrufung jetzt als beſonders angemeſſen erachten wollte. Das Verwechſeln der ihm verordneten Arznei mit einer andern, welches tödtlich werden zu müſſen

schien, wurde jedoch heilsam, und ein ungeheurer Schweiß brachte ihm Genesung. Hatte er schon inmitten der Krankheit nicht ganz gerastet, so zeigten jetzt Briefe, Lieder, Anordnungen aller Art, ihn bald wieder in voller Thätigkeit. Ein Chorhaus der ledigen Brüder wurde in Herrnhaag erbaut, ebendaselbst ein theologisches Seminarium gegründet; nach der Wallachei, nach Nordamerika, nach Ceylon und nach Algier wurden Glaubensboten ausgesandt, nach letzterem Orte der Bruder Richter, in dessen Hause, als derselbe noch Kaufmann in Stralsund war, einst der Graf als Kandidat gelebt hatte. Auch Druckschriften kamen an den Tag, jedoch theilweise zu großem Verdruß. So hatte man während Zinzendorfs Krankheit seine auf der See gemachten Uebersetzungsproben des neuen Testaments unbedacht zum Druck befördert, ohne nur die mangelhafte Handschrift dieser übereilten, gestörten, und in jeder Hinsicht unreifen Arbeit gehörig durchzusehn; äußerliche Entstellungen aller Art kamen nun zu den Mißgriffen und Eigenheiten des für solche Unternehmung nicht befähigten Verfassers, und das Buch wurde zum schreienden Aergerniß, und erfuhr allgemein Spott und Tadel. Er sah das Uebel ein, und ließ die Abdrücke möglichst wieder einfordern und vernichten; er beharrte aber doch in dem Un-

ternehmen selbst, und gab einige Jahre später nochmals seinen Uebersetzungsversuch heraus, welcher zwar besser als vorher, aber noch immer nicht nach Wunsch ausfiel.

Um seine Gesundheit zu stärken machte Zinzendorf noch im December dieses Jahres 1739. mit Friedrich von Watteville eine Reise nach der Schweiz, wo ihnen bei Bern begegnete sich zu verirren, und Zinzendorf in der Noth den Heiland um Hülfe anrief; ein Knabe, der aus dem Busch hervorkam, zeigte ihnen darauf den Weg. Sie besuchten in St. Johann Watteville's alten Vater, und sahen in Bern, Basel, Schaffhausen und andern Orten viele Freunde, solche, die es schon waren, oder es nun wurden. Ein Brief, welchen er auf dieser Reise in Basel geschrieben, enthält Betrachtungen über seinen inneren Lebensgang, die wir, wegen einiger merkwürdigen Bekenntnisse, hier im Auszuge mittheilen. „Ich habe, — sagt er, — lediglich um Jesu willen gehandelt, und keinesweges aus einigen Nebenabsichten. Denn daß ich durch die Sache Jesu hätte berühmt werden wollen, war meinem Temperament ungemäß. Ich liebte Pferde, Grandeurs, und meine Natur portirte mich, einen Xenophon, Brutus, Seneca abzugeben. Die Modelle von meinen Aeltern und Groß- und Urältern wa-

ren dem gemäß; meine Erziehung auch; und soviel wußte ich, daß bei der Lehre Jesu kein Staat auf dergleichen Etablissements konnte gemacht werden. Aber das habe ich Jesu wissentlich aufgeopfert. Meine Führung ging darum ziemlich langsam und konfus. Weil ich keine Führer hatte, und wir die Schrift heut zu Tage nicht mehr verstehen, wie sie ist, sondern wie man sie mühsam verstellet und paraphrasirt hat, so führten mich die Exempel der Heiligen, und keine Principia. — Unerachtet ich nun zu verschiedenen Zeiten solche innige Begnadigungen gefühlt, und der Seligkeit so gewiß war als meines Lebens, so gestund ichs doch dem, der mirs negirte, leichtlich zu, daß ich vielleicht noch nicht bekehrt sei. Und da kam ich in ein (nach meiner itzigen Idee) unnöthiges, mir aber doch sehr wohl bekommenes Ringen und Flehen, und habe die Versiegelung des ewigen Friedens und der Kindschaft seit der Zeit mehrmalen so empfindlich erfahren, daß ich endlich inne gehalten, sie weiter zu begehren, damit sich keine geistliche Eitelkeit drein mengen möge. — Was meinen Generalplan betrifft, so habe ich gar keinen, sondern gehe dem Heiland von Jahr zu Jahr nach, und thue was ich soll, doch gerne. Auf ein oder zwei Jahr habe ich zuweilen einen Specialplan, weil ich durch die Sache

ſelbſt darauf gebracht werde; und was dergleichen Specialplans betrifft, ſo habe ich zu einem Plan, die mähriſche (ohne mich entſtandene) Kirche dem Heiland zu konſerviren, daß ſie bei meinen Lebzeiten, und wo möglich noch lange darnach, kein Wolf zu faſſen kriege; einen Plan, ſo viel heidniſche Völker aufzuſuchen, als ich kann, und zu ſehen, ob ſie des für alle Welt vergoſſenen Blutes können theilhaftig werden; einen Plan, des Heilands Teſtament (Joh. 17.), ſoviel mir möglich iſt, durch Gnade ausführen zu helfen, damit die zerſtreueten Kinder Gottes allenthalben in Ordnung zuſammenkommen, wo ſie leiblich beiſammen ſind, nicht ins mähriſche (da arbeite ich vielmehr dagegen), ſondern ins allgemeine Band der Gemeinſchaft, dahin endlich secta moravica auch ſoll, doch erſt nach ihrer völligen Abnutzung in dem Theil ihres itzigen Looſes; einen Plan, ſo viel Seelen als ich kann zur Sünderſchaft und Gnade zu bringen, darum habe ich die Kanzel lieb, und reiſete einer Kanzel zu Gefallen funfzig Meilen; und einen Plan, alle auch nicht beiſammen wohnende Kinder Gottes zu vereinigen, dem ich ſeit 1717. bis 1739. unverrückt gefolgt, laſſe ihn aber itzt fahren, weil ich nicht allein kein Durchkommen damit ſehe, ſondern in dem Gegentheil anfange ein Geheimniß der göttlichen Vorſehung zu merken."

Im Anfange des Februars 1740. kam er nach Marienborn zurück.

Zu dieser Zeit erschollen öftere Nachrichten von bedenklichen Krankheitszuständen, in welchen der König von Preußen sich befände. Friedrich Wilhelm I. war bei strenger und gewaltsamer Gemüthsart ein rechtschaffner und frommer Herr, und Zinzendorf vor Andern hatte vielfachen Anlaß gehabt, ihn mit Ueberzeugung dafür anzuerkennen. Gleichwohl konnte er einen letzten Zweifel über den Seelenzustand des Königs nicht verbannen, und hiedurch im Innersten bewegt, und seine tiefe Theilnahme für den von ihm wahrhaft geliebten Fürsten in einer so wichtigen Angelegenheit nicht bemeisternd, ergriff er das Mittel, an ihn zu schreiben. Sein Brief, der gleich dem nachfolgenden bisher noch nicht gedruckt war, lautete, wie folgt: „Allerdurchlauchtigster u. s. w. Ew. Königliche Majestät geruhen mir dieses unterthänigste Schreiben gnädigst aufzunehmen, und meine Bitte zu erhören. Ich bin Ihnen so viel schuldig, denn Sie haben mir viel Treue und Gnade erwiesen, und wenn nichts wäre, als daß Sie mich in Berlin hätten so viele Reden halten lassen, die mein lieber Heiland, seitdem sie im Druck sind, in so vielen Ländern und Religionen gebraucht hat, daß sich Seelen auf das

Wort verlassen und zu seinen Wunden geflohen sind (denn sie sein schon das sechstemal aufgelegt, welches mich sehr erfreuet), so könnte ich Ihnen diese Liebe nicht genug vergelten. Da nun Ew. Majestät oft kränklich ist, kann ich nicht darüber hin kommen, zu Bezeugung meiner innigen Dankbarkeit Ew. Majestät einmal herzlich und aufrichtig zu sagen, wie ich glaubte, daß Ihnen mein gekreuzigter Heiland auch noch alles werden könnte. Ich habe aus Ew. Majestät schönen und erbaulichen Diskursen deutlich gesehen, daß es Ihnen damals nicht bekannt war, und Sie den Weg viel zu schwer machten, wie es denn so schwer gemacht wird, ordinair. Weil aber Ew. Königliche Majestät meinem theuren Erlöser ja so sauer zu stehen gekommen sind, als ich, so denke ich, hat er mich armen Sünder gern angenommen, er nimt Sie auch gerne an, wenn Ihnen alles daran gelegen ist. Ich agire weder aus Fürwitz, noch wegen Anderer, denn niemand als der Zeiten Ew. Majestät und ich wissen etwas von diesem Briefe; ich wollte auch unterthänigst gebeten haben, ihn sogleich zu kassiren oder zu remittiren, und nur auf den letzten Fall folgende allergnädigste Resolution drauf zu schreiben, mit der Hand, wenn ich mich in Ihre Seelensache mengen darf, Ja, und wenn Sie es nicht für gut befinden,

Nein. Ich werde mich nach einer oder der andern allergnädigsten Erklärung positiv richten, und gleichwie ich hoffe, Ew. Majestät werden mein redlich Herz fühlen, und diese Proposition, die in der Welt ridikül ist, bei Ihnen selbst behalten, also werde auch ich niemand als den Herrn und Ew. Majestät wissen lassen, was ich hierunter tentirt, und künftig entweder thun oder unterlassen werde. Verharre mit tiefstem, aber einem Respekt, der die redlichste und wahrhafteste Treuherzigkeit nicht hindert, Ew. Königlichen Majestät allerunterthänigst treuergebenster Zinzendorf. Marienborn bei Frankfurt am Main, am 24. Februar 1740." Der König schrieb mit Bleistift eigenhändig auf dies Blatt: „Obligirt vor den guten Rath, so er Mir gebe, Ich stünde mit Gott und Meinem Heiland sehr gut, und unterwürfe solchem Mich und Meine zeitliche und ewige Wohlfahrt, er würde Mich zu Gnaden nehmen. Meine Sünden bereute, und würde suchen solche noch mehr, soviel schwachen Menschen nur möglich ist, abzulegen, und suchen Gott dankbar zu werden. Ein Kopfhänger wäre ich nicht, und würde es auch nicht werden, und glaubte nicht, daß es darin bestehe; Meinen Feinden vergäbe ich von Herzen alles so sie mir gethan." Hiernach wurde die Antwort ausgefertigt, unter welche der

König noch eigenhändig schrieb: „Ich erwarte Antwort. Friedrich Wilhelm.“ Welcherlei Denkungsart man auch über den Gegenstand selbst haben möge, immer wird man bekennen müssen, daß dieser Briefwechsel sowohl dem Könige wie dem Grafen zur hohen Ehre gereicht. Auch wurde er fortgesetzt, und zwar schrieb Zinzendorf wieder an den König so bescheiden als kühn: „Allerdurchlauchtigster u. s. w. Ew. Königliche Majestät haben in Dero Allergnädigstem vom 5. d. zwar geruhet mir zu erlauben und anzuordnen, daß Ihnen darauf antworten solle, es wäre auch gar vieles zu antworten, weil mir aber so positiv nicht bewußt ist, wie Ew. Majestät Dero gnädiges Schreiben beantwortet haben wollen, ob Dero vergnügten Zustand durch einige erbauliche Zeilen nur konfirmiren, oder die mir bei Lesung desselben aufgestiegenen dubia einfältig entdecken solle, so gedenke ich mit dem letzten mich nicht zu übereilen, sondern Dero höchsten Verhaltungsbefehl in specie darüber abzuwarten, inzwischen will ich nicht versäumen, täglich mit meinem einziggeliebten Heiland Ew. Majestät halben zu reden, und ihn kindlich zu bitten, daß wenn Ew. Majestät in dem Zustande sind, darinnen er Sie gerne hat, er Ihnen eine in Zeit und Ewigkeit fortwährende Gnade dazu schenken wolle, so zu bleiben, und wenn er

eben das dabei zu erinnern hätte, was mir über Lesung Dero Gnadenzeilen in den Weg gekommen, er Ew. Majestät Herz hinnehmen, und alles das noch drinnen machen wolle, was er nöthig achtet. Dann es wird wenig dazu erfordert, aber das wenige ist desto nöthiger, und weil es viel Millionen Christen nicht finden, so ist das Werk der Seligkeit, ungeachtet es aller Menschen ist, ein Geheimniß und bleibt eins. Ich bin mit einem treuergebenen, demüthigen und tief venerirenden Herzen Ew. Königlichen Majestät allerunterthänigster Diener Zinzendorf. Marienborn, am 15. März 1740." Der König schrieb abermals in der Kürze die Weisung: „Soll seine dubia schreiben, soll sich mir expliciren." Und hienach erging am 22. März wieder die Antwort an Zinzendorf. Jetzt glaubte sich dieser endlich genugsam berufen und ermächtigt, seine Meinung gradezu herauszusagen, doch immer mit Rücksicht, daß er nur seine Ansicht überhaupt vorzutragen habe, und eine persönliche Mahnung nicht begehrt worden wäre. Er entwarf daher einen Aufsatz von der Bekehrung auf dem Krankenbette, an eine Königliche Person auf ihr ernstes und anhaltendes Begehren geschrieben. Spangenberg theilt diesen Aufsatz ganz mit, und enthält derselbe allerdings so erbauliche als angemessene Betrachtungen;

von ihrer Freimüthigkeit gebe folgende Stelle Zeugniß: „Wenn ein Partikulier so was Böses thut, so geht ihn das alles an, was vorherstehet. Ist's ein Regente, so ist's nicht anders; nur daß dergleichen Personen ihre Sünden nie einfach sind, sondern von soviel hundert und tausend Menschen nachgemacht werden, daß ein großer Herr niemals sündiget, ohne sündigen zu machen, und also ein Lehrer der Sünde wird; mithin, wenn er Gnade gekriegt hat, sich nicht nur länger schämet, sondern auch mehr Zeit braucht, alles zu redressiren, was ihm nur offenbar wird. Diese Konsideration macht Leute, die die Macht der Gnade nicht kennen, so schüchtern und verzagt, daß ich einen Potentaten kenne, der mehr als einmal sagte, es könne kein großer Herr selig werden; und man muß antworten: Bei den Menschen ist es unmöglich, aber bei Gott sind alle Dinge möglich!" Und weiterhin: „Sobald der arme Sünder, er sei ein Bettler oder Fürst, (denn das ist in der Materie eins) Gnade kriegt und annimmt, so freuet er sich wie ein Kind, und ist im Himmel, und hat das Lamm lieb, als wenn er es da vor sich sähe. In etlichen Tagen schämet er sich, wird seriös, und denkt: Was? ich hätte Gnade, und habe doch (da kommt ein Sündenregister, daß man erschrecken möchte) das, das,

das gethan! Antwort: dir ſind deine Sünden vergeben: aber iſt was, das noch zu ändern iſt? vieles nicht, aber doch abzubitten. Ach ja, das geſchehe dann; und was iſt noch zu ändern? das und das. Da fragt ſich's nicht mehr, ob das das Liebſte iſt, ein Ding, daran den Fürſten vordem niemand erinnern durfte; die Gnade hat das Herz; der Sinn iſt weg, der vorher war; die Berge des Eigenwillens ſind weggeheißen, die Steine der Hinderniß abgewälzet, es iſt alles hin: weg mit dem, weg mit jenem: ich habe den Heiland, ich habe das ewige Leben; da arbeitet ſich's fröhlich auf's Gutmachen los. Der Heiland hilft, alle Engel ſind parat, eine ganze Monarchie reinigen zu helfen von den Sünden, die der erſt begnadigte Sünder verurſacht hat, und die keine menſchliche Macht heben kann. Der Regent wird ein Prediger des Evangelii durch ſein allgegenwärtiges Exempel, in ſeinem Bezirk und umher weit und breit; da iſt Freude im Himmel, da wird's ſchön auf Erden: da erſtaunt der Sünder über die Macht der Gnade." Wir finden nicht angegeben, ob König Friedrich Wilhelm, der am 31. Mai 1740. ſeiner Krankheit erlag, dieſen Aufſatz noch empfangen, oder gar eine Antwort darauf erlaſſen hat; es iſt aber bekannt, daß der König in derſelben frommen und ſtarken Ge-

ſinnung, die er Zeitlebens gehegt, ſo heldenmüthig als getroſt dahingeſchieden.

Außer den perſönlichen Obſorgen und Arbeiten, welche Zinzendorf in ſeinem nächſten Kreiſe Tag für Tag ausübte, und unter keinerlei Umſtänden ganz ausſetzte, nahmen ihn ſtets wieder außerordentliche und allgemeine Beſchäftigungen in Anſpruch. Eine im Juni 1740. zu Gotha, nach vorgängig eingeholter Erlaubniß des Herzogs, gehaltene Synode, auf welcher die Miſſionsreiſe des Biſchofs David Nitſchmann und der bisherigen Aelteſtin Anna Nitſchmannin nach Nordamerika genehmigt wurde, gab dem Grafen Anlaß, eine zweckmäßige Beſchränkung ſeiner vielfachen Wirkſamkeit nachzuſuchen. Beſonders wünſchte er, der ihm ausdrücklich auferlegten Leitung der Seelenpflege des weiblichen Geſchlechts überhoben zu ſein, da die Abreiſe ſeiner geliebten und treuen Gehülfin Anna ihn für dieſes Amt ganz unzureichend laſſe; doch wollte niemand in ſeine Stelle treten, und er mußte fernerhin, nachdem ihm die Schweſter Lawatſchin als ſtellvertretende Aelteſtin beigegeben worden, dieſe Leitung beibehalten. Glücklicher war ſein Bemühen in Betreff des Biſchofsamtes, deſſen Verwaltung er ſich, wenigſtens auf einige Zeit, entziehen wollte, um durch ſeinen ſo vielfach angeſchuldigten und ver-

läſterten Namen nicht am Ende der ganzen Brüderkirche, wenn dieſe keinen andern Vorſteher hätte, zu ſchaden; ungeachtet auch hier ſein Wunſch den ſtärkſten Widerſpruch fand, ſo bewirkte er doch, daß wirklich ein andrer Biſchof, der Bruder Polykarpus Müller, vormals Profeſſor in Leipzig, gewählt wurde. Die vielen Streit- und Schmähſchriften, welche gegen die Brüderſache und inſonderheit gegen den Grafen herauskamen, und nach jedem neuen, noch ſo beſcheidenen Auftreten deſſelben ſich nur ſtets mehrten, wie denn ſein Lehrbüchlein für die Brüdergemeinden eben große Anfechtung erfuhr, kamen hier ebenfalls zur Sprache. Die Falſchheit und Bosheit der meiſten Beſchuldigungen war offenbar, allein man konnte ſich nicht verhehlen, daß auch mancher Anlaß zu Mißverſtändniſſen gegeben war, und es wurde erklärt, daß die Brüderkirche, abgeſehen von den zufälligen und perſönlichen, wenn auch ſonſt wohlgemeinten und unſchuldigen Aeußerungen ihrer Mitglieder, nur diejenigen Schriften als ihre Lehrſätze enthaltend zu vertreten habe, welche von ihr gemeinſchaftlich und mittelſt Synoden anerkannt worden. Da man ſich eingeſtand, daß unter den Gegnern auch ſolche Männer ſeien, denen man ächte Frömmigkeit, wahren Eifer und Einſicht nicht abſprechen könne, ſo drang Zinzendorf darauf,

daß man zuerſt dem eignen Unrechte nachſpüre und daſſelbe gut mache; dies führte dahin, daß nach Halle an Francke den Sohn und deſſen Freunde zwei Brüder, unter welchen der neue Biſchof, mit einem Schreiben abgefertigt wurden, um einiges, worin man gegen ſie zu weit gegangen zu ſein glaubte, ihnen abzubitten; doch fand die Sendung, wie löblich ſie gemeint war, dort nicht den gewünſchten Eingang. Zinzendorf pflegte überhaupt alle Schriften, die ihn perſönlich angriffen, der Gemeinde ſelbſt vorzuleſen, und zwar in Gegenwart der Fremden, die etwa zum Beſuch da waren; „Mir geſchieht dadurch, — ſagte er, — ein zwiefacher Dienſt, erſtlich verliert ein Theil der Gemeinde von Zeit zu Zeit etwas von der inwendigen Hochachtung gegen mich, die ich für überflüſſig, ſchädlich, und in ihren letzten Folgen für antichriſtiſch halte, ſie brauchen mich darum doch in der Gabe, die mir der Heiland gegönnet hat; zweitens mache ich die erſte Anwendung meiner von der Gemeinde erkannten Gabe damit, ihr, wenn ich dieſen oder jenen Fehler wirklich begangen habe, ſolches zu bedeuten, die Urſachen davon anzuzeigen, und ſie aus meinem Exempel zu warnen.“ Die Brüder litten es aber zuletzt nicht mehr, und wollten ſein Bild in ſo ſchmählicher Entſtellung nicht ferner anblicken. Sein Vorſatz,

auf keine Streitschrift mehr zu antworten, mußte doch zuweilen höheren Rücksichten weichen, und mehrere seiner Vertheidigungsaufsätze kamen um diese Zeit in Druck.

In Marienborn und Herrnhaag entwickelten sich mittlerweile mancherlei mißliche Umstände. Außer den Schwierigkeiten, mit welchen Herrnhut in seinen Anfängen gerungen hatte, zeigten sich hier andre, welchen schwerer abzuhelfen war. Man befand sich nicht auf eignem Grund und Boden, die obrigkeitlichen und geistlichen Verhältnisse lagen getrennt, und statt einander gegenseitig zu tragen, widerstritten sie einander oft; mit den anders gesinnten Nachbarn gab es bösartige Reibungen; die Bürger von Büdingen waren bei dem Reichskammergericht zu Wetzlar gegen ihre Landesherrschaft klagbar geworden, wobei die Verhältnisse der Brüdergemeinde stark in Betracht kamen. Zinzendorf wollte hievon Anlaß nehmen, das Reichskammergericht zu einer gründlichen Untersuchung der ganzen Brüdersache aufzufordern, da er denn nicht zweifelte, zu ihren Gunsten künftig das Ansehen dieses höchsten Gerichtshofes mitwirken zu sehen; allein der Kammerrichter Graf von Virmond bemerkte ihm freundschaftlich, daß der Reichsfiskal sich in diese Religionssache nicht einlassen könne. Ein Haupt-

übelstand war aber die Beschaffenheit der Gemeinde selbst. Schon diese Gegend, hier am Rhein, in dem belebten, verkehrvollen Lande, wo so viele Gestaltungen des Lebens sich drängen, einheimische und fremde Richtungen sich durchkreuzen, brachte ganz andre Bedingungen mit sich, als die stille Lausitz mit ihren einfacheren, abgeschloßneren Verhältnissen. Die Menge von Theilnehmern und Besuchern, die hier zusammenströmten, hatten mannigfachere Beziehungen der Welt, des Standes, der Bildung, die in der Gemeinde fortwirkten. Vergebens wünschte Zinzendorf den Zulauf abzuwehren, der aus allen Ländern nach Herrnhaag Statt fand, theils zum vorübergehenden, theils zum bleibenden Aufenthalt; vergebens suchte er diese vielartigen Elemente gründlich zu sichten und zu ordnen. Die Einführung von festen Gemeindestatuten, welche in Herrnhut so segenreich geworden, war bisher nicht gelungen, zu viele widerstreitende Triebfedern und unvereinbare Vorstellungen hinderten ein solches Unternehmen. Auch war es ungünstig, daß Zinzendorf in Marienborn wohnte, und kein Haus in Herrnhaag hatte, denn einiger Unterschied zwischen seiner nächsten Umgebung und der großen Gemeinde mußte merklich werden, und die letztere seiner unmittelbaren persönlichen Einwirkung mehr entzogen bleiben.

Doch inmitten dieſer Zuſtände, in welchen ſein eignes Werk ihm zu entwachſen ſchien, blieb er getroſten Muthes und Eifers. Um den Beſuch der Fremden, der bisher meiſt läſtig und verwirrend geweſen, nutzbar aufzufaſſen, traf er die Anordnung, daß täglich eine Stunde ihnen beſonders gewidmet wurde. Für die Gemeinde kamen wichtige Einrichtungen zu Stande; für die verſchiedenen Chöre der Brüder und Schweſtern wurden aus ihrer Mitte Vorſteher gewählt, und zu ihren Aemtern eingeſegnet; der Graf ſelbſt nahm ſich in dieſer Zeit vorzüglich der ledigen Brüder mit Eifer an. Nicht weniger als die einheimiſchen Angelegenheiten beſchäftigten ihn die Miſſionen zu den Heiden; nach Surinam und nach Grönland, welches ihm beſonders wichtig war, fertigte er neue Boten ab. In einem eignen Aufſatz ertheilte er bündige Vorſchriften, wie das Bekehrungswerk überhaupt anzufaſſen und zu führen ſei; er verbot gegen andere chriſtliche Miſſionen ſtreitend oder auch nur wetteifernd aufzutreten, die Heiden von der Zertheilung der Chriſtenheit in verſchiedene Partheien unnöthig zu unterrichten, irgendwie der Obrigkeit entgegenzuhandeln, ſich mit Geſchäften irdiſchen Gewinnes abzugeben; und bei dieſen Regeln leitete ihn wiederum eben ſo ſehr die Klugheit als die Frömmigkeit. Bei

allen diesen Arbeiten und Geschäften war Zinzendorf eines innigbewegten Gemüths; er sang bei jedem Anlasse Lieder aus dem Herzen, und deren einmal bis zu sechs in demselben Zuge; seine Stimmung wurde durch eine abermalige Krankheit, von der er nicht zu genesen meinte, nur erhöht. Die Gräfin, die eine Reise nach Herrnhut gemacht hatte, fand ihn aber bei ihrer Rückkunft zu Anfange Novembers wieder in der Besserung. Beinahe den ganzen December bis zum Schlusse des Jahres erfüllten die Berathungen einer Synode, die zu Marienborn gehalten wurde, und größtentheils Glaubenslehren betraf, über die man sich näher zu verständigen und richtiger auszudrücken suchte.

Bei aller fortwährenden Zunahme der Brüdersache, mußten doch die gehäuften Angriffe von außen, welche zum Theil von unläugbar frommen und gelehrten Theologen herrührten, und die Hemmungen im Innern, die sich vielfältig kund gaben, den Grafen zu mancherlei Nachdenken führen. Er war klug genug einzusehen, daß manches hier an einer mangelhaften, unzureichenden Leitung liegen müsse, und blieb auch über bestimmte Mißgriffe und Versehen, die er sich schuld zu geben hatte, nicht in Zweifel; dazu kamen seine öfteren Krankheiten, welche ihn in seiner Ueberzeugung nur bestärkten,

daß er besser thäte, sich von der Verwaltung der Gemeinde zurückzuziehen. Er machte demnach am 3. Februar 1741. den Brüdern seinen Entschluß bekannt, das Amt eines Gemeindevorstehers, welches er bisher geführt, niederzulegen, indem er vorstellte, wie seine Person zwar früher der Gemeinde genützt, nunmehr jedoch ihr nur Schaden bringe; er sei ein vom Herrn gelähmtes Mitglied derselben, und wolle fröhlich im Staube sitzen, bis ihm Gott selbst heraushelfe; die Brüder möchten indeß der Arbeiter, die ihnen Gott gegeben habe, insonderheit der Gnade und der Gabe, der Treue und des Glücks seiner Gemahlin sich bedienen; wolle der Heiland ihm neue Gnade schenken, so werde er auch wieder zum Dienste ganz da sein. Jedoch willfahrte man seinem Wunsche keineswegs, und er mußte sein Amt einstweilen noch beibehalten. Während er nun nach gewohnter Weise Reden, Musterungen der Herzen, Predigten und andre erbauliche Uebungen hielt, fühlte sich sein bewegter Sinn aus diesem gewohnten Geleise abermals in die Ferne hingezogen, zu neuen, persönlichen Ausrichtungen, die mehr als feststehendes Geschäftswalten sein Beruf schienen. Dem Gedanken zu einer Reise nach Genf vereinigte sich mancherlei unverwerfliche Zweckmäßigkeit. Sein Sohn Christian Renatus sollte dort weiterstu-

diren; für die Brüderſache, zu deren Gunſten frühere Ausſprüche Calvins gelten konnten, war vielleicht die Billigung der dortigen Theologen zu gewinnen, und ein neuer kirchlicher und gelehrter Anhalt dieſer Art in ſeinen Vortheilen unberechenbar; auch mußte in der Schweiz überhaupt von der Erſcheinung einer Pilgergemeinde, wie er ſie mit ſich zu führen dachte, manches Ergiebige zu hoffen ſein. Nach einigen für die Abweſenheit getroffenen Einrichtungen zu Marienborn und Herrnhaag, und nachdem ſich die zum Mitreiſen ausgewählten Brüder und Schweſtern bei einem Liebesmahl auf Jeſu Blut und Tod innig verbunden hatten, begaben ſich die Pilger, gegen funfzig Perſonen von allen Chören, allmählig auf den Weg; zuerſt reiſte die Gräfin mit ihrer Tochter und zweien Begleiterinnen, einige Tage ſpäter der Graf Chriſtian Renatus mit einer Anzahl Gefährten, nach gleichem Zwiſchenraum andre Abtheilungen, endlich Zinzendorf ſelbſt von mehreren Brüdern und den zwei Aelteſtinnen Lawatſchin und Linnerin begleitet, und eine ſechste Abtheilung machte den völligen Beſchluß. Erſt nach fünf Wochen, zu Anfang des März 1741., war die Geſellſchaft wieder vollſtändig in Genf beiſammen, wo mehrere Häuſer zu ihrem Unterkommen erforderlich waren. Hier wurde nun ſowohl in abgetheilten

kleineren Gesellschaften, als auch im Gesamtverein, jede gewohnte Andacht geübt, alle Stunden des Tages, und selbst die der Nacht, hatten in wechselndem Gebet ihre bestimmte Anweisung; die Besuche, welche zu den eigentlichen Hausversammlungen, um Anstoß zu meiden, nur sparsam zugelassen, aber übrigens zahlreich empfangen und erwiedert wurden, gaben dieser Frömmigkeit eine günstige Wirkung auch in größerem Kreise. Zinzendorf ließ sich persönlich angelegen sein, insbesondre die Genfer Professoren und Pastoren mit seiner Sache bekannt zu machen; er fand kluge und wackre Männer, die seine Eröffnungen sehr bescheiden aufnahmen. Ein ausführliches französisches Sendschreiben über den Ursprung, die Geschichte, Zucht und Lehre der Brüder, von ihm an die vénérable compagnie des pasteurs et professeurs de l'église de Genève gerichtet, wurde von dieser durch eigne Abgeordnete beantwortet, welche dem Grafen als dem Bischofe der Brüderkirche für jene Mittheilung eifrigen Dank und viele gute Wünsche zu bezeugen hatten; allein zu weiteren Anknüpfungen wollte es nicht kommen, und zuletzt, als er ein französisches Textbüchlein den beiden Professoren Vernet und Lullin unvermuthet zueignete, konnte deren Höflichkeit nicht alle Befremdung und Widerspruch verbergen. Dem Gra-

ſen widerfuhr ſonſt von Behörden und Bürgern dieſer gebildeten Stadt alle Ehre; er blieb in ſeinem Treiben ungeſtört, und hielt zuletzt auch einige Vorträge für die dortigen Erweckten in franzöſiſcher Sprache; den Genfer Theologen übergab er dagegen lateiniſche Theſes, die ſeinen Sinn von dem Heilande genau darlegen ſollten. Seine Thätigkeit war unermüdet, und in ſeinem Eifer nahm er nichts anderes wahr, als was ihn grade innerlich erfüllte; durch Erweckung ſolchen Eifers mittelſt geiſtlicher Geſpräche führten ſeine Begleiter einſt auf Gebirgswegen ihn ſicher an Abgründen vorüber, die ihm, der unſicher zu Fuß und zum Schwindel geneigt war, wenn er ſie bemerkt hätte, höchſt gefährlich geweſen wären. Da indeß ſeine eigentlichen Zwecke nicht erreicht wurden, ſo reiſte er nach zehnwöchentlichem Aufenthalte mit ſeiner Pilgergemeinde von Genf wieder ab. Ganz unvermuthet ſammelte ſich hiebei ein Haufen Uebelgeſinnter, deren man bisher ganz unkundig geweſen, und verfolgten die Abreiſenden mit Lärm und Hohn, und außerhalb der Stadt ſogar mit Steinwürfen, die jedoch glücklicherweiſe unſchädlich blieben.

Im Anfange des Juni war die ganze Pilgergeſellſchaft nach und nach wieder in Marienborn eingetroffen, und Zinzendorf hielt mit ihr zum Dank

für die glückliche Heimkehr ein Liebesmahl. In seiner Seele war aber wieder ein neues Reisevorhaben inzwischen gereift, und er gedachte diesmal nach den englischen Niederlassungen in Nordamerika überzuschiffen. Er machte dazu alsbald nähere Vorkehrungen. Auf einer Synode zu Marienborn legte er sein Bischofsamt nun wirklich nieder, und veranlaßte, daß außer dem schon im vorigen Jahr erwählten Bischof Müller noch ein andrer bestellt wurde; die Wahl fiel auf Johann Nitschmann. Da jedoch für die ausgebreiteten und sich täglich mehrenden Geschäfte noch immer nicht hinlängliche Fürsorge getroffen schien, so wurden noch einige Brüder für den allgemeinen Dienst ernannt, welche mit den Bischöfen vereint unter dem Namen Generalkonferenz alle wichtigen Angelegenheiten zu besorgen hatten. An demselben Tage nahm Zinzendorf einen Herrn von Hermsdorf, der schon achtzehn Jahre sich zu ihm gehalten, in die Gemeinde auf; selbst bei den besten Freunden, wenn er sie nicht reif erkannte, wollte er hierin dem Heilande nicht vorgreifen, und kein Abwarten der rechten Stunde däuchte ihn zu lange. So geduldig er in dieser Beziehung sein konnte, so heiß brannte sein Eifer dagegen in andrer. Seine Arbeiten in der Gemeinde gingen bis zu seiner Abreise in gestei-

gertem Schwunge, seine Unterredungen der Reihe nach mit jedem Einzelnen durch ganze Chöre, seine Lieder aus dem Herzen, die Loosungen, die Lehrvorträge, alles zeigte von der Unermüdlichkeit seines glühenden Dranges; die letzteren jedoch, welche gedruckt wurden, gaben neuerdings großes Aergerniß, indem sie über die Gottheit Christi sich ohne Maß verstiegen, und so haltungslos und abschweifend ausfielen, daß nichts besseres zu thun blieb, als diese Reden, wie auch von Seiten der Brüder und des Grafen nachher geschah, ganz preiszugeben. Nach solchen gehäuften Abschiedsarbeiten trat er endlich mit den Seinigen am 7. August die Reise an. In Utrecht, Amsterdam und Heerendyk verweilte er einige Wochen, richtete an ein paar protestantische Geistliche in Deutschland, welche gegen die Brüder heftig schrieben, noch zuletzt Abmahnungsbriefe, die aber wieder als Bannbriefe verschrieen wurden, und schiffte dann nach London über. Hier wurde in einer Synode mit den Brüdern und Schwestern insonderheit die fernere Bedienung der Gemeinde überlegt, und man gerieth durch den Austausch so vieler Innigkeit und heißen Beeiferung, welche dieser Gegenstand hervorrief, in die erhöhteste Stimmung, die gleich bei dem nächsten Anlasse ihre merkwürdige Wirkung zeigte. Das

Aelteſtenamt über alle Brüdergemeinden war vor ſechs Jahren dem Bruder Dober anvertraut worden, der daſſelbe auf vieles Bitten ſo lange fortgeführt hatte, jetzt aber alles Ernſtes niederlegte. Ihn zu erſetzen war ſchwierig, man ſann vergebens umher, den rechten Mann zu finden, und blieb lange Zeit in rathloſer Bekümmerniß. Da hieß es, wie Spangenberg erzählt, der ſelbſt mit dabei war: „Wird nicht der Herr unſer Heiland ſo gnädig ſein, und dieſes Amt ſelbſt übernehmen? Er iſt's doch allein, bei dem niemand einen Anſtand hat!" Alle Anweſenden ſtimmten lebhaft ein, ſie flehten mit herzinnigem Gebet den Heiland um Entſcheidung an, und empfanden alsbald die Verſicherung, daß er ihr Aelteſter ſein wolle; dies war in dem Sinne eines ganz beſonderen Bundes gemeint; nicht nur der Hirt und Biſchof ihrer Seelen, auch der Anwalt, Rathgeber und Fürſorger all ihrer kleinſten Umſtände und Vorgänge ſollte er ſein, und jenes Amt wirklich dem ganzen Umfange nach durch die That verwalten! Dieſer Beſchluß wurde am 16. September unter größter Herzensbewegung gefaßt, und der 13. November als der Tag beſtimmt, an welchem allen Gemeinden gleichzeitig durch einen Bericht des Grafen das Segensereigniß eröffnet werden ſollte. Um die Sache noch fruchtbarer zu machen,

machern, beſchloß die Synode, bei dieſer Gelegenheit allen Abtrünnigen von der Gemeinde, die wohl gar als Feinde und Läſterer derſelben aufgetreten waren, Vergebung und Wiederaufnahme anzubieten, ein Beginnen, welches gewiß löblich gemeint war, aber durch unbedachten Eifer, ohne des Grafen Schuld, die Geſtalt eines Ablaßbriefes bekam, woraus denn neue Verunglimpfungen erwuchſen, und der Tadel, welchen die ganze Sache erfahren mußte, ſich nur vervielfältigte. Wirklich konnte dieſer dem Heiland abſonderlich aufgetragene Gemeindedienſt einerſeits überaus anmaßlich, andrerſeits unziemlich ſpielend erſcheinen, und ſo auch den Frommen wie den Weltlichgeſinnten ein widerlicher Anſtoß werden. Zinzendorf aber und die Seinigen waren durch die empfangene Gnade ſehr beglückt, doch ohne ſich darum erheben zu wollen; im Gegentheil fand er darin nur eine neue Aufforderung zur Demuth, und ſagte: „Daß der Heiland unſer Aelteſtenamt bekommen, iſt keine Schönheit von uns, ſondern ein Mangel; wir haben niemand unter uns gefunden, der das Amt führen könnte; die geſchickt und niedlich genug dazu waren, waren nicht unanſtößig genug, und die unanſtößig genug waren, die waren zu rauh. Darum waren wir abſolut genöthigt, uns des Vortheils zu bedienen, daß der Heiland bei

uns ist alle Tage." Bemerkenswerth ist auch, daß Zinzendorf in dieser Zeit zwischen den Stimmungen reinsten Frohseins auch denen tiefster Trauer und einsamsten Schmerzes nachhängen konnte. Auf der Synode in London wurde ferner eine wichtige Anordnung verabredet in Betreff der wirthschaftlichen Dinge. Bisher hatte Zinzendorf sein Vermögen und seinen Kredit angewendet, um für die Gemeinden oder Pilgerschaften die nöthigen Mittel aufzubringen, und die Gräfin war eine so treue als geschickte Hausmutter, die mit dem Beistande zweier Brüder besonders für die Pilgergemeinde gute Sorge trug. Jedoch in allen diesen Sachen wurde der Maßstab stets größer und die Geschäfte vielartiger, auch erforderten die Kinderanstalten, Kolonieen und Missionen oft unvorhergesehene Ausgaben. Zinzendorf liebte Geldeinsammlungen nicht, sondern rieth eher anzuleihen, wo die unaufgeforderten Hülfsgaben nicht ausreichten. Dies alles zu ordnen und zu verwalten wurde ein Diakonus, nachher mehrere, ernannt, und so durfte man auch diese Seite der Gemeinde nunmehr wohlbestellt glauben.

Der Graf nahm von seiner Gemahlin, die in England zurückblieb, herzlich Abschied; hingegen machte er seiner sechszehnjährigen Tochter Benigna den Antrag, ihn auf seiner Reise zu begleiten; ein

Uebel am Fuß, den ihr die Aerzte deßhalb schon hatten ablösen wollen, hinderte sie nicht, sie willigte mit Zustimmung der Mutter freudig ein, und ihr Muth fand bald einen Lohn schon darin, daß ihr Fuß durch die Seereise unerwartet geheilt wurde. Einige Brüder und Schwestern, die sich der Bedienung der jungen Gräfin widmeten, gingen gleichfalls mit zu Schiff. Zinzendorf aber wollte sich weder auf ein Kriegsschiff begeben, noch unter Bedeckung eines solchen fahren, wiewohl damals bei dem Kriege, welchen Spanien und England gegeneinander führten, die feindlichen Kaper sehr umherschwärmten. Einem Gefechte beizuwohnen wäre ihm schrecklicher gewesen, als in Gefangenschaft zu gerathen, und der Vorzug, den er deßhalb einem ganz unbewaffneten Schiffe gab, war auch ganz im Sinne der Quäker und Mennoniten, auf welche er in Amerika hauptsächlich zu wirken, und daher gleich zuerst einen günstigen Eindruck zu machen wünschte. Die Abfahrt geschah am 28. September 1741. von Gravesand bei widrigem Winde, der einige Zeit anhielt. Während der zweimonatlichen Seereise schrieb Zinzendorf wieder fleißigst; unter andern eine Zuschrift an alle Obrigkeiten, unter welchen Brüder wohnten, mit der dringenden Bitte, die Lehre und den Wandel derselben gründlich zu untersuchen, be-

vor ein Ausspruch gegen sie gethan würde; ferner Briefe, und besonders Lieder, deren Born ihm jederzeit ergiebig floß. Mit Ende des Novembers kam er in Neuyork wohlbehalten an, und hielt gleich, da mehrere Fromme sich zu ihm einfanden, einige Versammlungen; begab sich aber dann nach Philadelphia, wo er ein Haus miethete, und sich nach seiner Art einrichtete. Dem englischen Gouverneur der Provinz Pennsylvanien meldete er seine Ankunft und sein lediglich auf die Verkündigung des Heilandes gerichtetes Absehen, mit dem Wunsche, daß von Seiten der Obrigkeit ein Beauftragter, der deutsch wüßte, seinen Vorträgen beiwohnte. Zunächst aber bereiste er das Land, um sich von dem Zustande der dort angesiedelten Deutschen, deren Zahl in Pennsylvanien schon damals über hunderttausend war, mit eignen Augen zu unterrichten. Er fand hier am Flusse Delaware eine Brüderkolonie im Anbau, den alten Vater David Nitschmann, dessen Tochter die Gemeindeältestin Anna, und den Bischof Johann Nitschmann, nebst einigen Brüdern, welche als Boten zu den Indianern zu gehen im Begriff waren; aus diesem Anbau erwuchsen späterhin die blühenden Niederlassungen Nazareth und Bethlehem. Sein Besuch führte ihn über noch andre Orte nach Germantown, und von da nach Phila-

delphia zurück. Er war hier gleich anfangs unter dem Namen von Thürnstein aufgetreten, um durch seinen Grafentitel keinen Anstoß zu geben, denn die Bewohner jenes Landes waren durch religiöse Denkart wie durch bürgerliche Lage den europäischen Standesunterschieden abhold und fremd; allein da viele Leute, schon aus Widerspruch, sein Inkognito nicht gelten ließen, so glaubte er sich ernstlicher entscheiden und seinen Grafenstand öffentlich niederlegen zu müssen. Er that dies späterhin am 26. Mai als seinem Geburtstage, im Hause des Gouverneurs, vor vielen angesehenen Zeugen, worunter auch Benjamin Franklin, durch eine lateinische Rede, in welcher die Beweggründe seiner Handlung entwickelt wurden, wobei freilich auch der von allen Seiten unhaltbare, damit durch die üble Behandlung, welche er als ein Diener Jesu zu erdulden habe, der Gräflich Zinzendorfischen Familie ferner kein Tort geschähe! Die Rede war gedruckt, er forderte aber alle Abdrücke derselben wieder ein, und hinterlegte sie versiegelt, bis auf die Zeit, da diese Sache auch in Europa würde geordnet sein. Der Name von Thürnstein wurde aber dennoch wenig gebraucht, der Graf hieß den Meisten nur ganz kurz Bruder Ludwig oder Freund Ludwig, wie denn die Anrede Freund in jener Gegend durch die Quä-

ker ohnehin ſchon ganz gewöhnlich war. Mit dieſen Leuten indeß, die er doch vorzüglich im Sinne gehabt, gerieth er fürerſt nicht in nähere Berührung, ihr Weſen hatte in ſich ſelbſt alle Haltung und Pflege, und bedurfte keiner neuen Aufhülfe. Anders war es mit den Lutheranern; nicht nur auf dem Lande, ſondern auch in den Städten waren dieſe großentheils ohne Lehrer und ohne kirchliche Ordnung; ſie kamen daher häufig in des Grafen Hausverſammlungen, und da ihnen ſein Vortrag gefiel, und ächt Lutheriſch dünkte, ſo trugen ſie ihm die ſonntägliche Predigt in dem Bethauſe auf, das ſie mit den Reformirten gemeinſchaftlich beſaßen; nach einigem Zögern gab er denen, welche ein herzliches Verlangen darnach und Würdigkeit zeigten, auch das heilige Abendmahl. Er brachte ferner den Entwurf einer Lutheriſchen Kirchenordnung zu Stande, und bewirkte die Berufung eines Predigers, der das von ihm begonnene Werk fortſetzen ſollte, da er ſelbſt an dieſer Stelle zu verbleiben nicht beabſichtigen konnte. Auch für die auf dem Lande zerſtreuten Lutheraner beſorgte er Schullehrer und beſuchende Prediger. Dieſer gute Fortgang wurde jedoch bald geſtört; zuerſt äußerlich durch einen gewaltſamen Ueberfall der Reformirten, welche den neuberufenen Lutheriſchen Prediger unter vielen

Mißhandlungen aus der Kirche riſſen, und ſich den alleinigen Beſitz derſelben anmaßten, weßhalb Zinzendorf lieber auf eigne Koſten eine neue Lutheriſche Kirche bauen ließ; ſodann von innen her durch einen aus Deutſchland geſandten Lutheriſchen Prediger, der mit dem Grafen nicht einverſtanden war, ihm entgegenarbeitete, und bald mit allen denen, welche bisher nicht zum Abendmahl zugelaſſen worden, den größeren Theil der Gemeinde auf ſeiner Seite hatte, ſo daß Zinzendorf, welcher in dem Manne ſonſt große Gaben und die ächte Lehre erkennen mußte, zu Verhütung weiteren Zwieſpaltes ſich zurückzog, ohne doch die eingeriſſene Trennung dadurch ganz aufzuheben.

In Betreff der übrigen Religionspartheien herrſchte in Nordamerika die verwirrendſte Mannigfaltigkeit; die verſchiedenartigſten Sekten lebten in völliger Freiheit nebeneinander, und fielen in immer größere Trennung und Auflöſung. Männer von Einſicht und Frömmigkeit hatten ſchon mehrmals verſucht, eine heilſame Annährung ſo vieler vereinſamten Glieder zu bewirken, und auch neuerdings war von Heinrich Antes, einem angeſehenen deutſchen Reformirten, ein Aufruf an alle Erweckten unter den Landleuten ergangen, über vereinigende Grundſätze und Anſtalten in eine Berathung zu-

sammenzutreten. Zinzendorf wurde zu diesen Konferenzen eingeladen, welche in sieben jedesmal dreitägigen Synoden vom Januar bis in den Juni 1742. meist in Germantown gehalten wurden, und nahm an den Verhandlungen eifrig Antheil. Nachdem er auf der ersten Synode fast wie ein Beklagter sich gegen jede der besonderen Glaubensansichten hatte vertheidigen müssen, kam er schon auf der zweiten in solches Ansehn, daß er einstimmig zum Syndikus für alle folgenden erwählt wurde. Als solcher hatte er doppelte Mühe und Arbeit mit so vielen schwer zu behandelnden Sektengeistern, die hier zusammenkamen; doch brachte er alles auf gute Bahn, und einige Grundsätze zur Anerkennung, auf welchen sich glücklich weiterbauen ließ. So lautete gleich die erste Uebereinkunft: „Alle Arbeiter in allen Partheien, denen es um ihre und der Ihrigen Seligkeit zu thun ist, wollen sich kurz dazu resolviren, dem allgemeinen Heilande zugleich zu huldigen, ihn um Vergebung aller unter ihnen vorgegangenen Dinge anzuflehen, ihre unter sich habende Personalsachen gleich fallen zu lassen, ohne weiter daran zu gedenken; und hierauf, der unterschiedlichen Haushaltungen ungeachtet, sich über einen Hauptgrund zu vereinigen, und auf denselben so zu arbeiten, daß niemand dem andern in seiner Sprache mehr

barbariſch vorkäme, der Jeſum hätte oder redlich ſuchte.“ Ueber paradoxe Reden, die man den Sekten ſchon einigermaßen geſtatten mußte, wurde feſtgeſetzt: „Weil ſich der Satan in einen Engel des Lichts verſtellet, und die theuerſten Wahrheiten mitprediget, um ſie zu entkräften und tumm zu machen, wenn er ihren Lauf nicht hemmen kann: ſo iſt des Heilands Methode, die Wahrheit herbe, derbe, ja paradox und ſo vorzutragen, daß ſie ſo niemand annehmen kann, als der ſie wirklich in der Kraft annimmt, unſtreitig für Zeugen nöthig und unentbehrlich;“ jedoch ſollte dabei kein Leichtſinn, noch gelehrte und fürwitzige Kunſt, ſondern einzig frommer Zweck walten. Dies war ganz im Sinne des Grafen, der ſchon immer, nicht bloß aus angeborner Geiſtesart, ſondern auch aus Ueberzeugung und Vorſatz, paradoxe Reden geführt, und ſich dadurch vielen Vorwürfen bloßgeſtellt hatte. In dem Gedränge der Meinungen, deren jede immer gern wieder allein gegolten und auf ihren Weg alle andern fortgeriſſen hätte, bedurfte er nicht geringer Gewandtheit, Ausdauer und Sicherheit, um das Rechte, Vereinigende, nicht bei jedem Schritte zu verlieren, und ſich ſelbſt als Lutheriſcher Prediger zugleich und als Diener der mähriſchen Kirche zu behaupten. Nach Maßgabe jedoch, daß er einige Seelen wirk-

lich zu seiner Sinnesart gewann, fielen andre wieder in die vorigen Wege ab, die Synoden wurden immer kleiner, mit Schmerz sah er die daran geknüpften Hoffnungen nach und nach wieder schwinden, und zuletzt blieb nur ein kleines Häuflein übrig, das zwar auch keine gemeinsame Verfassung nahm, aber in Liebe verbunden bleiben wollte, und sich daher die Gemeinde Gottes im Geist nannte; die Quäker, sogenannten Täufer, Siebentäger, Schwenkfelder und andre Sekten, an die er noch insbesondre geschrieben hatte, waren gar nicht erschienen, und hatten zum Theil schnöde geantwortet.

Von diesen wenig fruchtbaren Bemühungen wandte sich der Graf mit desto besserem Erfolge wieder zu seiner schon bestehenden Brüdersache. Eine Anzahl Brüder und Schwestern, welche bisher in Holstein gelebt, aber nach anfänglicher Begünstigung dort manche Störung erfahren hatten, wegen deren sie ausgewandert, kamen über England im Juni 1742. nach Philadelphia, und wurden in verschiedenen Abtheilungen nach Bethlehem befördert, wo sie mit den schon vorgefundenen Ansiedlern sich zu einer Gemeinde ordneten. Zinzendorf half ihre Einrichtung gründen, und hielt ihnen sowohl, als den aus der Nachbarschaft herbeiströmenden fremden Hörbegierigen erbauliche Vorträge. Hier stimmte

er auch, nach gründlicher Ueberlegung der Sache im Gemeinderathe, gern dem einmüthigen Beschlusse bei, den siebenten Tag der Woche als einen Ruhetag zu feiern. Schon längst hatte er diesen Tag, welcher allein der göttlichen Einsetzung des Sabbaths zu entsprechen schien, besonders geehrt, anstrengende Leibes- oder Gemüthsarbeit an demselben gern unterlassend, und lieber andächtige Festlichkeiten in die Stelle gesetzt, Versammlungen zum Gebet oder Liebesmahle der Kinder und Erwachsenen, wobei die Hausdiener ebenfalls mitfeierten, indem nur Thee und Weißbrot gereicht wurde, was leicht bereitet war. Doch legte er auf diese Feier keineswegs den Werth, welchen die sogenannten Sabbather in England so damit verknüpften, daß sie nun den Sonntag dafür als Werktag behandelten, und darüber in Strafe kamen; im Gegentheil war ihm der Sonntag stets ein heiliger Tag, für den Gottesdienst wie für die bürgerliche Ordnung höchst wichtig, und jetzt in keinem Falle zu beeinträchtigen; nur für den Sabbath, von welchem die Schrift redet, und welches nur der siebente, nicht der erste Tag der Woche sein kann, wollte er ihn nicht halten. Seine Arbeit in Bethlehem war sehr gesegnet, und wurde dankbar von den Brüdern und Schwestern anerkannt. Anna Nitschmann schrieb

von dieser Zeit an die Gemeinde in Europa: „Wie schön und lieblich es in Bethlehem aussieht, kann ich euch nicht beschreiben. Es ist mir in meinem ganzen Leben noch nie so wohl, als da, gewesen. Wir waren einen Monat alle beisammen, als die Gemeinde hinzog und eingerichtet wurde. Wir liebten uns wie die Kinder. Das thut das herzliche Gotteslamm, daß macht aus seinen Sündern solche selige Gnadenkinder. — Unser gewiß theurer und lieber Bruder Ludwig wird nun jetzt seine Reise zu denen Wilden endigen, und dann noch ein und anderes in Pennsylvanien und den Gemeinden in Ordnung setzen. Pennsylvanien hat zwar sehr liebtos an ihm gehandelt, sonderlich die dasigen Feinde des Kreuzes Jesu und seines seligen Sünderkirchleins; doch haben sie nichts ausgerichtet. Der Herr ist mit uns." Diese Gemeinde erhielt die besondre Bestimmung, gleich der Pilgergemeinde in Europa, nicht nur für sich des Heils zu pflegen, sondern dasselbe auch für Andre wirksam zu machen; daher sie auch eine gemeinschaftliche Haushaltung zu führen, und den Ertrag ihrer Tagesarbeiten, nach Abzug des ihr selbst Unentbehrlichen, zu den Zwecken und Anstalten der Brüder überhaupt, und insonderheit zu den Missionen unter den Indianern, anzuwenden beschloß. Damit solches glückliche Ge-

deihen nicht ohne Beimischung bliebe, drohte jedoch von ganz unerwarteter Seite plötzlich eine schlimme Störung. Die Indianer sprachen den Grund und Boden, wo die Brüder die Niederlassung Nazareth angelegt, als ihr Eigenthum an, und wollten darauf nicht verzichten. Eine große Verlegenheit entstand hieraus für Zinzendorf; er hätte diesen armen Wilden das Land gern überlassen, oder es ihnen auf's neue abgekauft, allein die Frage knüpfte sich höher an das Recht der englischen Landesherrschaft, und diesem durfte er nichts vergeben; der Gouverneur von Pennsylvanien befahl auch wirklich, die Indianer sollten weggewiesen werden; aber diese blieben darum nicht weniger, und behaupteten ihre Ansprüche. Erst nach gemeinsamer Erörterung der Sache in Philadelphia, und nach Einsicht der ursprünglichen Kaufbriefe der ersten Ankömmlinge, welche den Indianern das Land abgekauft hatten, erkannten diese selbst, daß jener Boden ihnen nicht gehöre, und ließen die Brüder in dessen ungestörtem Besitz; doch sorgte Zinzendorf dafür, daß ihnen gleichwohl nochmals der höchste Preis, den sie selbst gefordert hatten, aber als Geschenk, ausgezahlt wurde.

Er dachte nunmehr auch ernstlich an Ausführung seiner eignen Missionsversuche unter den In-

dianern. Gegen Ende des Juli begab er sich auf die Wanderung, begleitet von seiner Tochter Benigna und von mehreren Brüdern und Schwestern, welche sein Unternehmen theilen wollten. Der erste Ausflug geschah über die blauen Berge zu den Delawares, einem der Stämme, die von den Irokesen oder dem Bunde der fünf Nationen, wie dieser kriegerische Volksverband hieß, kürzlich unterjocht worden. Man machte mit diesen Leuten, welche des Umgangs mit Europäern schon kundig waren, gute Bekanntschaft, wohnte unter einem Gezelt neben ihren Hütten, und predigte ihnen das Evangelium unter mancherlei Ungemach nach bestem Vermögen; ein Erfolg wollte sich indeß von dieser Bemühung, wobei ein schon bekehrter Indianer nothdürftig als Dolmetscher diente, fürerst nicht zeigen. Auf einer andern Reise, in der Mitte des August, traf er zu Tulpehokin mit dreien Sachems oder Häuptlingen zusammen, welche grade von Philadelphia, wo sie den Friedensbund der fünf Nationen mit der Regierung von Pennsylvanien erneuert hatten, in ihre Heimath zurückkehrten; diese Gelegenheit ergriff er sogleich, um gute Verbindung anzuknüpfen, und ließ den Männern bedeuten, er habe weder Land zu kaufen im Sinne, noch Handel zu treiben, aber eine Botschaft Gottes sei ihm an sie und ihre Völker

aufgetragen, um ihnen den Weg zur Seligkeit zu zeigen, sie möchten erklären, ob sie diese Botschaft gestatten wollten? Der Friedensrichter und Regierungsdolmetscher Weißer, aus Neigung dem Grafen folgend, verständigte die Indianer in ihrer Sprache über den Zweck und die Meinung desselben, und gab ihnen dem Herkommen gemäß zugleich ein Geschenk. Sie besprachen sich unter einander, fanden die Botschaft ehrenwerth, und hießen den Grafen und seine Brüder willkommen, indem sie zugleich das urkundliche Zeichen ihrer zuverlässigen Gesinnung, eine Schnur aufgereihter, nach ihrer Zahl genau bemerkter Korallen, Wampom genannt, darboten. Auf dieser Reise begegnete ihm der seltsame Zufall, daß er an einem Sonntage, den er um der Puritaner willen mit Bedacht durch Rasten feierte, nebst seiner Tochter und einem Gehülfen abends beim Aufschreiben eines Liedes, das er eben auf die Indianer verfertigt hatte, von einem Friedensrichter überrascht wurde, der sie am folgenden Tage durch den Konstable verhaften ließ, und alle drei als Sabbathschänder in Geldstrafe nahm, wogegen alle Einwendung nichts fruchtete. In Chekomeko, jenseits der blauen Berge, wohin er bald darauf mit zunehmenden Gefolge zog, fand er einige schon bekehrte Indianer, für welche er zweckmäßige Einrichtungen

anordnete; der neuen Bekehrungen blieben aber wenige, weil er weder die Absicht noch selbst die Geschicklichkeit hatte, eine große Zahl dieser Halbwilden fürerst äußerlich anzuwerben, wobei die innere Neigung nur allzuoft ausblieb, und nach kurzem Versuch die vorige Gewohnheit leicht wieder siegte. Eine andere Reise zu den Indianern an dem Flusse Susquehanna nach Schomokin, Otstonwakin und Wajomik, damalige Wohnorte herumziehender Stämme, hatte gleichfalls wenig Erfolg, dagegen größtes Ungemach, indem die Wildniß der Wälder nicht Bahn noch Zufluchtsorte bot, bald Fluß und Sumpf, bald Baumfälle und Steilhöhen den Schritt hemmten, und bei der schon gras- und laublosen Jahrszeit auch inmitten der Waldung das Futter für die Pferde mangelte. Die Indianer im Allgemeinen bezeigten dem Grafen wohl Achtung und Aufmerksamkeit, aber doch machten die Schawanos, ein besonders grausamer Stamm, den Anschlag, ihn mit seiner ganzen Begleitung zu ermorden, welches nur eben noch, indem ein unerklärbares Angstgefühl den Dolmetscher, welcher nach andrer Gegend verschickt war, zu beschleunigter Rückkehr trieb, wie durch ein Wunder entdeckt und gehindert wurde. Nach vielen andern überstandenen

Ge-

Gefahren und Beschwernissen kamen doch Alle am 9. November wieder in Bethlehem glücklich an.

Mit unermüdeter Thätigkeit ging Zinzendorf sogleich wieder an andre Arbeiten, zu welchen Anlaß oder auch nur Raum war. Die Gemeinde in Bethlehem, nach ihrem Bedürfniß im Ganzen, so wie nach dem eines jeden einzelnen Mitglieds, die Missionen der Brüder in Nordamerika und in Westindien, die nicht aufgegebene Einwirkung auf die vielartigen Religionspartheien in Pennsylvanien, die Anlegung von Schulen und Erziehungsanstalten, deren eine für junge Mädchen in Germantown an der Gräfin Benigna selbst eine thätige Gehülfin hatte, ferner die Predigten und Erbauungen, die er seinen lieben Deutschen aller Orten zum Abschied halten wollte, und zum Theil, bei dem Mangel an Kirchen, auch in Scheunen und Häusern zu halten sich bequemte, sodann Aufsätze und Büchlein mancher Art und Sendschreiben, die er drucken ließ, — diese Gegenstände insgesammt zeugten von dem Umfang und der Kraft seines Eifers, der zwar in stetem Wechsel begriffen war, aber überall, wo er, wenn auch nur auf kurze Zeit, einwirkte, die Sachen gefördert ihrem Weitergang überließ. Leider mußte er in aller dieser Thätigkeit auch erfahren, daß die Mischung der sittlichen Stoffe, worin die

gesellschaftliche Welt sich gährend fortbewegt, in der neuen Welt nicht anders, als in der alten, beschaffen sei. Das Auffallende der Erscheinung des Grafen war den meisten Leuten schon genug, ihn zu verdammen; den Einen war es anstößig, daß er in leinenen Sommerkleidern, wie ein geringer Mann, zum Theil zu Fuß umherwanderte, den Andern hingegen, daß sie ihn von den Seinigen gleichwohl als einen vornehmen Mann geehrt und fast immer von zahlreichem Gefolge begleitet sahen. Man spottete seiner in den öffentlichen Blättern, man verfolgte ihn mit Schimpf und Verläumdung, und sparte auch die schändlichsten Beschuldigungen nicht. Anfangs suchte er solchen Angriffen Einhalt zu thun, und erließ zu diesem Zweck ein paar Briefe, welche Benjamin Franklin in seine Zeitung aufnahm, allein die Bosheit mied den offenen Kampf, und hielt sich in schleichender Tücke schadlos. Manche Prediger, in ihm einen Feind ihrer Zunft sehend, erklärten ihn für den falschen Propheten, für das gräuliche Thier aus der Offenbarung Johannis. Man wollte erfahren haben, er sei wegen Trunkenheit und sonstigen schlechten Lebenswandels in Deutschland ganz verrufen und zum Fortgehen genöthigt gewesen, habe darauf die Tochter eines Schifflieutenants entführt, die er jetzt für seine Tochter Benigna ausgebe, mit

dieſer Perſon lebe er in Unehren, und wäre ſie wirklich ſeine Tochter, ſo ſtelle ſich die Sache nur um ſo gräuelhafter; andre Verläumdungen kamen ihm aus Europa nach, er habe es nicht aushalten können, von ſeiner Geliebten, der ehemaligen Aelteſtin Anna Nitſchmann, getrennt zu leben, nur ihretwegen ſei er nach Amerika gereiſt, um ſeinen ſündlichen Umgang mit ihr fortzuſetzen. Die Tändeleien, welche dem Grafen, wie mit andern theuern Perſonen, ſo auch mit dieſem Frauenzimmer gewöhnlich waren, daß er ſie ſeine Nitſch-Annel nannte, und anders dergleichen, wurde zum Beweiſe des unrechten Wandels angeführt. Wir gedenken dieſer abſcheulichen Nachrede mit Bedacht, weil jedes Zeitalter ſeine höchſten und würdigſten Ehrenmenſchen gern verunglimpft, und in dem Spiegel deſſen, was ſchon dageweſen, ihm nicht oft genug vorgehalten werden kann, wie groß und rein doch ſtets das Edle aus der abfließenden Verläumdung ſich wieder emporhebt! Zinzendorf konnte jedoch unter ſolchen Widrigkeiten in Amerika die Schwingen weniger entfalten, als in Europa, in deſſen Bildung, bürgerlicher Einrichtung, und eingeübten Verhältniſſen bei allem Wechſel doch immer grade ihm die größten Vortheile geſichert blieben. Auch riefen die zahlreichſten Anforderungen ihn lebhaft dorthin zu-

rück. Nachdem er also noch mancherlei für das Gedeihen der Brüder geordnet, in Pennsylvanien guten Samen ausgestreut, und zuletzt in Philadelphia mit Predigten und Reden Abschied genommen, schiffte er sich am 9. Januar 1743. zu Neuyork mit seiner Tochter, mit Anna Nitschmann, und sonstiger Begleitung ein, und ging nach England unter Segel. Die Seefahrt war glücklich, bis am 14. Februar ein heftiger Sturm das Schiff an die Klippen von Scilly zu werfen drohte; der Kapitain, selbst ein Frommer, und das Schiffsvolk ersahen schon den gewissen Tod, Zinzendorf allein war heitern Sinnes, verkündete Allen sichres Landen, und fügte die bestimmte Vorhersagung hinzu, daß der Sturm nach zwei Stunden vorüber sein würde; man achtete dieser Tröstung wenig, als aber die genannte Zeit um war, ersuchte er den Kapitain, auf dem Verdeck nach dem Wetter zu sehen, und wirklich legte sich der Sturm in den nächsten Minuten. Der Kapitain befragte nachher den Grafen, was es mit seiner Vorhersagung für eine Bewandtniß gehabt, und dieser stand nicht an, im Vertrauen, daß kein Mißbrauch davon gemacht würde, Folgendes ihm darüber zu sagen: „Es sind schon über zwanzig Jahre, daß ich mit meinem lieben Heiland einen herzvertraulichen Umgang habe. Wenn ich nun in

gefährliche und seltsame Umstände komme, so ist mein Erstes dabei, daß ich genau untersuche, ob ich daran schuld sei oder nicht. Finde ich nun etwas, damit er nicht zufrieden ist, so falle ich ihm gleich zu Füßen, und bitte um Vergebung. Da vergiebt mir's dann mein guter Heiland, und läßt mich gemeiniglich zugleich wissen, wie es ablaufen werde. Wenn es ihm aber nicht gefällt, mich den Erfolg vorher wissen zu lassen, so bin ich stille, und denke, es ist das Beste für mich, daß es mir unbekannt bleibe. Dasmal aber hat er mir es wissen lassen, daß der Sturm noch zwei Stunden dauern würde." Wir haben in unsrer Erzählung dergleichen Züge nicht ausgelassen; daß sie einer sehr verschiedentlichen Beurtheilung anheimfallen, können wir nicht hindern.

In Dover am 17. Februar gelandet reiste Zinzendorf sogleich nach London und von da weiter nach Yorkshire, wo Spangenberg unter den zahlreichen Brüdern mit vielem Segen thätig war. An diesem gedeihlichen Fortgang erquickte sich sein Herz, und stärkte sich zu vielem Ungemach und Arbeiten, die ihm bevorstanden. Ueber Cambridge und Broadoaks, an welchem letztern Orte, den er Lambsinn nannte, die Brüder auf dem gemietheten Schlosse ihre Kinderanstalt hatten, und seine Tochter Benigna

kurze Zeit verweilte, kam er am 11. März nach London zurück. Hier hatten die Brüder, weil die obrigkeitliche Erlaubniß für ihre gottesdienstlichen Versammlungen sie unterscheidend benennen mußte, sich als mährische Brüder angegeben; dies widersprach den Hauptgrundsätzen und Absichten, welche Zinzendorf bisher befolgt hatte, gradezu; er meinte in dem von ihm gestifteten Religionswesen nicht ausdrücklich die mährische Kirche zu verstärken, wobei sein Unternehmen einerseits beschränkt und andrerseits mannigfach gefährdet bleiben mußte, sondern wollte die fromme Gemeinschaft, welche sich durch sein Wirken gestaltet hatte, in alle bestehenden christlichen Kirchen hineinbilden oder aus ihnen entwickeln, wodurch sein Werk an jedem Orte seine besondre Sicherheit und mit einem universellen Karakter den weitestausgedehnten Wirkungskreis erhielt; schon von Philadelphia her hatte er gegen jene Benennung Einspruch gethan, jetzt aber, da sonst alles in kräftigem Gedeihen und deßhalb schon weniger auch für ihn biegsam war, sah er die Sache in England kaum zu ändern, und fügte sich schweigend darein. War auf solche Weise die Anbrüderung mit der englischen Kirche versäumt, so wollte er doch wenigstens von den ihr scharf entgegengesetzten Methodisten geschieden bleiben, und wandte die Gefahr ei-

ner Vermischung mit ihnen eifrig ab, indem er gegen die beiden Wesley, die Stifter der Methodisten, eine Erklärung ausgab, und an ihren Prediger Whitefield, der sich den Brüdern wiederholt genähert hatte, ein ernstliches Schreiben erließ. In der Gemeinde selbst wirkte er mit belebender Thätigkeit, ließ sich der Reihe nach Person für Person vorstellen, und sprach mit jeder einige Worte, hielt besondre Homilien für die Chöre, engere und allgemeinere Versammlungen, und jeden Tag in der Brüderkirche öffentlich eine deutsche Predigt, von der am folgenden Tage dann auch eine englische Uebersetzung vorgelesen wurde; ja er wagte sogar, um einiger anwesenden Franzosen willen, zum erstenmal französisch zu predigen. Auch in einer Gesellschaft, welche sich zu dem Zweck, unter den Heiden das Evangelium zu befördern, in London gebildet hatte, und den Missionen der Brüder hülfreich wurde, nahm er öfters berichtend und vorschlagend das Wort. Mit Vornehmen, Gelehrten und Frommen, die sich günstig bezeigten, fand ein freundlicher Umgang Statt, der unter andern auch die erste Einladung für die Brüder, ihre Sache nach Schottland zu verpflanzen, veranlaßte. Doch konnte er dieses Wirken in England nicht lange fortsetzen, denn dringend rief die Lage der Sachen ihn nach

dem Festlande. Auch dort offenbarte sich in dem Brüderwesen ein starker Hang, die Gestalt eines seiner Theile zu der des Ganzen zu machen, und überall sich als zur mährischen Kirche gehörig aufzustellen. In Holland, auf dem Herrnhaag, in Gotha, Berlin, und andern Orten, war dieser Zug nicht weniger als in England hervorgedrungen. Die Bischöfe und Aeltesten, welche mit Beihülfe einiger andern Brüder, unter dem Namen der Generalkonferenz, in Zinzendorfs Abwesenheit mit Leitung der Geschäfte beauftragt waren, hatten darin unläugbar sehr viel geleistet, aber sie waren viel weiter gegangen, als sie nach seiner Meinung gehen sollten, sie hatten seinen Sinn wie seine Zustimmung außer Acht gelassen, neue Dinge kräftig unternommen, und indem sie sich mannigfachen Gelingens freuten, nur um so mehr alles verwirrt und gefährdet. Zinzendorf sah die Nothwendigkeit, die Sachen wieder ganz in seine Hand zu nehmen, das Gethane möglichst aufzuheben, und sein leitendes Ansehn gründlich herzustellen. In einer Sache, welche sich vor andern anfaßlich darzubieten schien, that er dies unverzüglich noch von London aus. Der Graf von Promnitz, ein reicher Standesherr aus Schlesien, hatte das Gut Neudietendorf bei Gotha gekauft, um eine mährische Gemeinde dort

aufzunehmen, und die Ansiedelung war bereits angefangen, obgleich die Kirchenverfassung des Landes entgegen war. Hier keine weitere Verwickelung entstehen zu lassen, schrieb Zinzendorf sogleich an den Herzog, tadelte das Unternehmen als unbefugt und voreilig, und erklärte, nicht eine mährische, sondern nur eine Lutherische Brüdergemeinde, nach dem Beispiele von Herrnhut, in Gotha beabsichtigen zu können, im Fall man hiezu die Hand böte; und an die schon hingezogenen Gemeindeglieder erließ er eine Abberufung, die auch alsobald befolgt wurde. Nicht überall jedoch war es leicht oder überhaupt statthaft, so zurückzuwirken, und Zinzendorf verkannte nicht, welch schwierigen Aufgaben er entgegenging.

Er landete in Rotterdam im Anfang Aprils, und eilte nach dem Haag, wo er seinen Sohn Christian Renatus fand, der ihm ganz verändert und aus früherer Dumpfheit jetzt erst als geistlich erweckt erschien. Auch traf er hier Abraham von Gersdorf als Abgeordneten der Brüderkirche, der ihm wohl sonst lieb, aber dessen Geschäftstrieb bei den Generalstaaten von Holland ihm schon nicht genehm war. In Amsterdam, wo er den 4. April ankam, traf er die Bischöfe und Aeltesten, welche auf die Nachricht seiner Rückkehr sich daselbst einge-

funden hatten, und seiner harrten, um ihn zu bewillkommen und ihm von ihrer Verwaltung Bericht zu geben. Er hielt sogleich ausführliche Erörterung mit ihnen, tadelte sie wegen ihrer Unberücksichtigung seines Vorsteheramtes, welches er, zwar wider seine Neigung, aber doch in der That behalten habe, und daher auch zu handhaben verpflichtet sei, fand unbegreiflich, daß sie so viel Wichtiges und Neues angefangen, ohne seinen Rath und seine Billigung zu vernehmen, die sie auch aus Amerika sehr wohl hätten schriftlich einholen können, und machte sie auf so manches Nachtheilige und Bedenkliche aufmerksam, das in dem Gewirkten selbst lag. Zwar gab er billigen Gegengründen seinerseits auch wieder Raum, und ließ sich über einiges beruhigen, aber im Ganzen bestand er auf seinem ausgesprochenen Sinn. Einen befremdlichen Eindruck mußte auch der Graf von Promnitz auf ihn machen, den er in Amsterdam zuerst kennen lernte; dieser war in die Brüdergemeinde erst vor kurzem aufgenommen und sogleich in bedeutenden Geschäften gebraucht worden, denen das persönliche Gewicht einer vornehmen Vertretung wohl zu Statten kommen durfte; Zinzendorf war von jeher, dem Spruche des Apostels gemäß, daß nicht viel Edle, nicht viel Weise berufen sind, mißtrauisch gegen den

Eintritt der Vornehmen und Gelehrten in die Gemeinde, und fand in Betreff solcher besondere Vorsicht und Prüfung nöthig; sein eignes Beispiel hielt er für eine Ausnahme, nach welcher vielleicht kein andres zu beurtheilen sei; hier sah er nun zum erstenmal in der Gemeinde einen Mann, der ihm durch Geburt, Vermögen und Weltbildung äußerlich etwa gleichzustehen scheinen konnte, der ebenfalls dichtete oder reimte, und dessen frommer Eifer im Glanze solcher Vortheile auch in der Gemeinde leicht Ansehn und Einfluß davon trug, und schon auf Stufen der Wirksamkeit gehoben war, welche, wie die ihm aufgetragenen Geschäfte in Berlin und Gotha, dem Syndikus der Gemeinde oblagen; ohne ihm grade Eifersucht aufzuregen, von welcher Zinzendorf gewiß weit entfernt war, mußte ihm doch solch äußerliches Nachbild seiner selbst höchlich mißfallen, und sein persönliches Gefühl sich mit dem des Rechtes, der Ordnung und des Gemeinwohls verbinden, um alles auf sein natürliches Maß zurückzuführen. Er sprach sich unverhohlen darüber aus, sowohl gegen Promnitz selbst, dessen redliches und frommes Gemüth er liebend anerkannte, als auch gegen die Aeltesten, welchen er die Gefahr jedes unwachsamen Schrittes vorhielt. Das Syndikat der Brüderkirche, welches Amt während seiner

Abwesenheit sich in mehrere Hände schwankend vertheilt hatte, nahm er fest und bestimmt als das seine wieder auf. Durch eine französische Denkschrift an die Generalstaaten setzte er, was Gersdorf nicht gehörig gethan, das Verhältniß der mährischen Kirche in das rechte Licht, und die Brüder blieben fortan in Holland unangefochten. Aber sein Wiedereingreifen mußte nun sofort auch in Deutschland wirksam werden, und nach einem Besuch in Heerendyk reiste er am 20. April über Utrecht nach der Wetterau.

Im Herrnhaag war die Gemeinde bei seiner Ankunft grade zum Bettage versammelt, und er hielt sogleich eine Rede an sie, worauf er noch vielerlei von seinen Reisen und Verrichtungen erzählend mittheilte. Am folgenden Sonntage predigte er, hielt jedem Chor eine Homilie, [illegible] die ledigen Brüder Mann für Mann, [illegible] und Hauptarbeitern aber hatte er ausführliche Unterredungen. Die Chöre besprach er eifrig, und dichtete für sie besondre Lieder, unter welchen die für das Ehechor freilich im Ausdruck nicht die besonnensten waren. Bald war er mit den innersten Zuständen der Gemeinde, wie mit ihren äußeren Verhältnissen, wieder ganz vertraut, und konnte nur um so klarer einsehn, welche bedeutende Ablenkung alles von dem

früheren Wege genommen hatte, und wie durch andres Wirken und Ansehn das seinige zum Theil ersetzt und abgeschlossen war. Seinem Sinne gradezu entgegen war die Gemeinde im Geistlichen und Weltlichen auf einen ganz neuen Fuß gesetzt. Anstatt im Herrnhaag eben so an die reformirte, wie in Herrnhut an die Lutherische Kirche, sich anzuschließen, hatten die Brüder durch einen neuen Vertrag mit dem Landesherrn, dem Grafen von Ysenburg-Büdingen, sich ausdrücklich zur mährischen Kirche und unter deren Bischöfen stehend bekannt; andrerseits waren sie auf ein Darlehn eingegangen, welches, unter Vermittelung des schon erwähnten Beuning von Amsterdam, theils für den Grafen von Büdingen, theils für den Grafen von Meerholz bewirkt worden war, wogegen ersterer den Ort Leustadt mit Schloß und Kirche, letzterer das Schloß Marienborn auf dreißig Jahre an Beuning verpfändet hatte. Zinzendorf mußte im letzten Augenblick, da Beuning doch die Geldsummen nicht sogleich aufbringen konnte, hiezu noch mitwirken, obgleich er die Sache, wie sie gestellt war, ganz mißbilligte. Das theologische Seminarium zu Marienborn, welches später nach Lindheim verlegt wurde, fand er ebenfalls in einer Richtung, die ihm äußerst bedenklich schien. Unter der wohlmeinenden Leitung des

sehr gelehrten Bischofs Polykarpus Müller war dasselbe tiefer in die Schulweisheit gerathen, als mit der Einfalt und Kindlichkeit, welche die Brüdersache doch bewahren sollte, verträglich dünkte. Doch sah er für den Augenblick ohne große und zweifelhafte Störung allen diesen Dingen keine Abhülfe, sondern wollte erst wieder sein Ansehn und seinen Einfluß im Stillen nach und nach gehörig erstarken lassen. Er hielt sich von allen Geschäftsberathungen einstweilen entfernt, und nahm nur an den Erbauungen und Seelenarbeiten der Gemeinde, an diesen aber sehr innig und lebhaft Theil. Er predigte in der Schloßkirche zu Marienborn und auf der Ronneburg, die von den Brüdern gemiethet und der Wohnort einer kleinen Gemeinde war, und zeigte sich unermüdet im Dienste des Heilands. Nach Verlauf einiger Wochen traf in Marienborn auch der Theil seiner aus Pennsylvanien mitgekommenen Begleiter ein, der von Holland her auf dem Rhein langsamer nachgereist war, und am Tage nachher kam auch die Gräfin daselbst nach langer Abwesenheit wieder an. Diese Dame hatte es dem Gemahl an Unternehmungseifer und Reisefertigkeit inzwischen muthig nachgethan, war nach Herrnhut und Ebersdorf, wo schon seit einiger Zeit die Gemeinschaft mit Herrnhut stockte, darauf nach Ber-

lin, und endlich sogar nach Kopenhagen und St. Petersburg gereist, um für das Reich des Heilands zu wirken; sie hatte auch die Königin von Dänemark gesprochen, in Rußland aber bei der Kaiserin keinen Zutritt erlangt, sondern durch ihren Aufenthalt in Liefland sich sogar Ungelegenheiten ausgesetzt, indem sie beschuldigt worden war, eine neue Sekte stiften zu wollen, wogegen der Graf, als er die Sache vernahm, nachdrückliche Verantwortungsschreiben, sowohl an russische Staatsbeamte, als an die heilige Synode der russischen Kirche, ergehen ließ. Die Gräfin war auf diesen Reisen von ihrer Begleitung Mama genannt worden, und wurde von Einigen fortwährend so genannt; dies brachte den Grafen, für den man schon längst keine ganz angemessene Anrede zu finden wußte, der in Pennsylvanien zwar Freund Ludwig oder Bruder Ludwig, in Deutschland aber meist wieder gnädiger Herr genannt wurde, auf den Gedanken, sich Papa nennen zu lassen. Bald geschah dies allgemein, selbst in Schriften und von Fremden, und wurde dadurch ärgerlich. Der Anklang von Pabst lag fast bedenklich nah, und als ein Bruder ihm vorhielt, Christus habe seinen Jüngern ausdrücklich verboten, jemanden Vater zu heißen auf Erden, wies er zwar jede Mißdeutung, als habe er das Wort in höherem

geistlichen Sinne genommen, unwillig von sich ab, suchte aber doch den Gebrauch sofort einzustellen, und mußte in die frühere Verlegenheit ferner sich ergeben.

Durch die Anwesenheit seiner Gemahlin und die wieder zahlreichere Umgebung der Getreuen, die ihn auf der Reise begleitet hatten, fühlte er sich auf's neue gestärkt und ermuthigt, und konnte, auf dieses Häuflein gestützt, schon kräftiger auftreten. Um das Vertrauen und die Freudigkeit, deren das Bestehn und Handeln inmitten von Widrigkeiten so besonders bedarf, noch mehr zu sichern und zu erhöhen, schloß er mit jenen Brüdern und Schwestern einen engeren Bund, der aber nur auf Einfalt und Innigkeit des Herzens ging; auf diesem reinen Grunde gedieh dann von selbst manch edle Frucht, die für das Ganze zu nutzen war. Die Verbindung dauerte einige Zeit mit großem Nutzen fort, sie wirkte, wie jede kleinere Gesellschaft, nur um so feuriger; nachdem sie jedoch ihren Zweck erfüllt und sich dabei zu größerer Anzahl ausgedehnt hatte, hob Zinzendorf, von sichrem Takt hierin geleitet, sie zu rechter Zeit wieder auf, und vermied so jeden Abweg, der weiterhin daraus entstehen konnte. Diese Getreuen, mit ihm Gewanderten, verblieben indeß vorzugsweise als Glieder der Pilger-

gc-

gemeinde um ihn, die für den Dienst des Heilands jederzeit fertig ihn bald mehr bald minder zahlreich umwallte. Mit neuer Kräftigung wandte er sich nun wieder auf das Allgemeine der Brüdersache, und beschloß, ihre wichtigeren Verhältnisse gründlich vorzunehmen. Eine Synode, welche auf seinen Betrieb zum 1. Juli nach Hirschberg im Voigtlande ausgeschrieben wurde, sollte diesem Zweck entsprechen. Der Graf verabschiedete sich mit der Gemeinde zu Herrnhaag in gewohnter Weise, Erbauungen und Geschäfte drängten sich, die Chöre wurden bearbeitet, Brüder und Schwestern zu Aemtern eingesegnet, Lieder gesungen und Reden vorgetragen, endlich das Abendmahl genommen, alles in fortdauerndem Zuge von zwei Uhr nachmittags den Abend und die Nacht hindurch bis um 5. Uhr morgens. Dann reiste er mit großem Gefolge von Brüdern und Schwestern nach Hirschberg ab, wo er am 30. Juni eintraf, und gleich am folgenden Tage die vorbereitenden Konferenzen anfingen.

Um die hier gepflogenen Verhandlungen richtiger einzusehen, bedarf es eines Rückblicks auf einige Umstände damaliger politischer Welt. In Preußen war durch den Tod Königs Friedrich Wilhelms I. ein völliger Umschwung eingetreten, der Sinn und Geist seines Nachfolgers bewegte Staat und Volk

in ganz neuen Richtungen, und besonders zeigten sich für religiöse und kirchliche Angelegenheiten ganz veränderte Aussichten. Man kannte den jungen König als einen Gegner alles dessen, was auf überliefertem Wunderglauben ruhte, aller Schwärmereien und Satzungen, die sich dem Gemeinbegreiflichen nicht anschlossen, oder ihm gar widersprachen; für kirchliches und geistliches Treiben schien da überhaupt nicht viel zu hoffen, ein Mann wie Zinzendorf aber dem lebhaften Jünger und Freunde Voltaire's gar zum Gespött sein zu müssen; die Feinde, welche den Schutz und die Gunst des Grafen bei dem vorigen Könige schon mit tiefem Neid angesehen, triumphirten in ihrer Schadenfreude, daß es mit jener Stütze nun vorbei sei, und manche heftigere Gemüther übersahen um solcher Befriedigung willen gern den Nachtheil, der auch ihnen selbst etwan aus dieser allgemeinen Denkart des Königs erwachsen konnte. Allein diese Sachen stellten sich anders; Friedrich der Große ließ in diesem Gebiete alles frei, beschützte, was bestand, hemmte weder Vor- noch Rückschritt, und sorgte nur dafür, daß nach keiner Seite die ihm heilige Glaubensduldung verletzt würde. Sogar mußten die Sekten und kleineren Religionsgesellschaften, als bisher gedrückte oder doch angefeindete Partheien, gegen die

mächtigeren Kirchen eher im Vorzuge stehn, und wirklich zeigte sich bald, daß die Brüdersache bei dem gefürchteten Wechsel fast eben so gut stand, als vorher. In größter Bedeutung aber entwickelte sich dies Verhältniß, als Friedrich der Große gleich in den ersten Jahren durch die Gewalt seiner siegreichen Waffen das Herzogthum Schlesien eroberte, und dieses Land an jener allgemeinen Duldung und Gewissensfreiheit Theil nehmen konnte. Wo bisher die reichsgesetzlich anerkannten Lutherischen und Reformirten in stetem Nachtheil gegen die herrschende katholische Kirche und Regierung gerungen hatten, da fand sich plötzlich jede bisher verfolgte und auch von jenen angefochtene Glaubensart erleichtert oder befreit, und aller Orten athmeten die langgehemmten Gesinnungen auf. Unverhohlen bekannten jetzt Einzelne und Gemeinden die Eigengestalt ihrer Frömmigkeit, mährische Brüder offenbarten sich zahlreich, eben so unter den Erweckten viele, die sich ihnen zuneigten, auch kamen starke Auswanderungen neuerdings aus Mähren. In Burau bei dem Grafen von Promnitz, in Ober-Peile bei Julius von Seidlitz, in Großkrauscha, in Rösnitz, und andern Orten Schlesiens, waren Sammelstellen der Brüder, und mit großem Eifer nutzten sie den neuen Zustand, und suchten sich desselben zu versi-

chern. Ihre Abgeordneten fanden in Berlin gutes Gehör, und erlangten nicht nur völlige Religionsfreiheit in allen Königlichen Landen, sondern auch die Gunst, in geistlichen und Kirchensachen keinem Konsistorium, sondern unter dem Schutze des Königs bloß ihren Bischöfen untergeben zu sein. In Berlin, Stettin, und selbst im Fürstenthum Neufchâtel zu Montmirail, that sich hierauf die Brüdersache stärker hervor; den stärksten Schwung aber nahm sie in Schlesien. Nicht zufrieden mit der allgemeinen Erlaubniß, forderte man hier meist auch für jeden bestimmten Fall noch gern eine besondere, bei der man sich nur um so fester glaubte, und die mehrentheils ohne Schwierigkeit erfolgte. Demnach erhoben sich, außer den schon genannten, die Brüderorte Gnadenberg, Gnadenfrei und Neusalz, an welchen letztern Ort, weil auf Befehl des Königs auch einer der Bischöfe der Brüder in Schlesien residiren sollte, nachgehends der dazu ersehene Polykarpus Müller hinzog, und einen Theil des theologischen Seminariums und der Erziehungsanstalten aus der Wetterau mitbrachte. Alles dieses, mit Eifer und Erfolg und in Berlin großentheils unter Mitwirkung des Grafen von Promnitz betrieben, hatte nun wohl einen glänzenden Anschein, aber Zinzendorf sah diesen Gang mit äußerster Miß-

billigung, die er auf der Synode jetzt ausführlich entwickelte. Zuerst tadelte er sehr stark, daß alle diese Schritte im Namen der mährischen Kirche und ausdrücklich für diese gethan worden, wodurch die Brüder ihr unstreitiges, und bis dahin behauptetes Gleichrecht an beide evangelische Religionen, die Lutherische und reformirte, und somit eine ihrer vorzüglichsten Eigenheiten unverwahrt außer Acht gelassen. Ferner hielt er ihnen vor, daß sie ihre schon längst ausgeübten und anerkannten Rechte aus Unkunde und Uebereilung durch Gesuch und Annahme neuer Gewährungen in Frage gestellt und geschmälert hätten, denn die neuen Ausfertigungen, mit denen sie sich so viel wußten, lauteten ja nicht anders, als ob die Brüderkirche in den brandenburgischen Landen erst von jetzt an geduldet werden sollte, da sie dies ja schon über hundert Jahre sei, und zwar so sehr, daß der Königliche Hofprediger und reformirte Theolog Jablonski zugleich Bischof der Brüder habe sein können, und beide ganz abweichende Liturgieen über dreißig Jahre ohne Widerspruch nebeneinander geführt habe. Dann klagte er sie arger Versäumniß an, nicht auf's neue ausdrücklich ihre Uebereinstimmung mit dem augsburgischen Glaubensbekenntniß erklärt, und nicht, seinem öftern Beispiele nach, auf vorgängige

Untersuchung ihrer Kirchensache gedrungen zu haben, ehe sie die Königlichen Gewährungen hingenommen; sollte es nicht ferner ihre Meinung sein, fest an der Lehre des augsburgischen Bekenntnisses, welche keine andre als die der heiligen Schrift sei, zu halten, so müßte er sich dem Dienste der Brüdergemeinden ganz entziehen, läge aber eine Nachlässigkeit zum Grunde, so möchten sie bedenken, welch leichtes und ihnen selbst höchst verderbliches Spiel sie ihren Gegnern bereitet hätten, welche diesen Stand der Sachen schrecklich mißbrauchen könnten, um alles anzugreifen, was die Brüder bisher behauptet, wie denn schon ein Beispiel vorgekommen, daß einem ihrer Prediger, der als Lutherisch vorher keine Schwierigkeiten gefunden, jetzt die Kanzel in Lutherischen Kirchen aus dem Vorwande versagt worden, daß die Brüder nun eine privilegirte besondre Religionsübung hätten; unverantwortlich sei der Leichtsinn, mit dem sie ihr wahres Verhältniß verkannt und preisgegeben, den festen Boden, worauf sie gegründet, ohne Noth verlassen, um sich auf unsichren und zweifelhaften zu begeben, der unter ihnen einzubrechen drohe, und so das Ganze ihrer Sache, unter scheinbarer Förderung, nur in Verwirrung und Gefahr gebracht hätten. Die rückhaltlose Strenge, mit welcher Zinzendorf seine volle

Meinung unumwunden vortrug, hatte bei aller Eindringlichkeit nichts Verletzendes; so ſtark er auf die Sache hielt, ſo gelaſſen, mild und nachgiebig ſtellte er alles Perſönliche, weder gab er den Andern unreine Triebfedern ſchuld, noch konnte man ihm ſolche beimeſſen; in Liebe und Vertrauen wurde das Geſchehene beſprochen, als ein Uebel, das gemeinſam zu tragen und dem gemeinſam auch abzuhelfen ſei. Gewiß iſt es ſehr zu verwundern und ein hohes Zeugniß der Aechtheit im Karakter des Grafen, daß in ſo großer und langdaurender Kriſis, da er ſo herbe Unzufriedenheit nicht verhehlte, ſo durchgreifende Rückwirkung verlangte und faſt gebot, und durch ſein Betragen ſo leicht den Vorwurf des Ehrgeizes und der Herrſchſucht auf ſich ziehen konnte, doch nie der liebevolle Bruderſinn und die herzliche Innigkeit geſtört wurde, auf welche das ganze Verhältniß urſprünglich gegründet war. Auch drang er mit ſeinen Vorſtellungen vollſtändig durch; man erkannte die Wahrheit derſelben nach fruchtloſem Widerſtreben endlich an, und mußte wohl einſehen, daß nichts Klügeres zu thun ſei, als die ganze Angelegenheit ſeinen Händen zu übergeben. Er empfing mit vier andern Brüdern von der Synode eine Vollmacht, alles noch Thunliche in Berlin und in Schleſien nach beſter Einſicht anzuordnen und abzumachen.

Von der Synode aus besuchte Zinzendorf seine Schwägerin, die Gräfin Benigna von Reuß in Pottiga, und ging dann nach Ebersdorf, wo er einige öffentliche Reden hielt. Inzwischen war David Nitschmann nach Berlin vorausgegangen, und nachdem er dem vorliegenden Geschäfte den Weg gebahnt, folgte Zinzendorf mit Gattin und Sohn und den drei übrigen Mitbevollmächtigten nach, und kam den 21. Juli daselbst an. Er hatte schon vorläufig an den preußischen Staatsminister von Cocceji, welcher mit der Brüdersache beauftragt war, seinen Wunsch geschrieben, daß bis zum Ausgange der Synode alles ruhen möchte; jetzt richtete er eine ausführliche Denkschrift an den König selbst, worin er das Verhandelte darlegte, mehrere neuerlich erhobene Beschuldigungen abwies, und in Betreff der Uebereinstimmung der Brüder mit dem augsburgischen Bekenntnisse dringend um gründliche Untersuchung bat. Allein man fand diese nicht nöthig, besonders da Zinzendorf persönlich eine Prüfung in Berlin schon bestanden hatte, und nach dem Sinne des Königs wären die Brüder, hätten sie auch von jenem Bekenntnisse ganz abweichend sich erwiesen, nicht weniger alles Schutzes werth und theilhaft geblieben. Die Bemühungen des Grafen, daß die Brüder, anstatt ihren Bischöfen, mit vorbehaltener

Verfaſſung und freier Wahl ihrer Lehrer dem Lutheriſchen Konſiſtorium untergeben würden, fanden nicht nur bei der preußiſchen Staatsbehörde keinen Eingang, ſondern auch bei den ſchleſiſchen Gottesgelehrten nicht, welche den Brüdern abgeneigt und von deren Uebereinſtimmung mit der augsburgiſchen Lehre nicht überzeugt waren, und daher, ſchon künftige Feindſeligkeiten ſinnend, keine nähere Verbindung mit ihnen wollten. Weil auf die Meinung dieſer Gottesgelehrten das kurz vorher erſchienene Bedenken des halliſchen Profeſſors Baumgarten, welcher die Angehörigkeit der Brüder zur evangeliſchen Kirche gegen den bejahenden Ausſpruch der tübingiſchen Fakultät gradezu verneinte, beſonders eingewirkt zu haben ſchien, ſo machte Zinzendorf, unermüdlich wie er war, ſich gleich daran, jene Schrift zu widerlegen, und gab unter dem Namen Siegfried eine Beleuchtung des Baumgartenſchen Urtheils heraus, welche zwar die Freunde beſtärkte, aber die Widerſacher nicht herumwandte. Hatte nun in dem Kampfe der beiden wirkſam gewordenen Behandlungsarten, — der einen, nach der die Brüderſache als etwas Beſondres und Selbſtſtändiges durch neue Rechtsverleihungen Boden und Sicherheit gewinnen wollte; der andern, wonach ſie dem Altbeſtehenden eingeſchoben nur in und mit dieſem

berechtigt sein sollte, — Zinzendorf auf der Synode auch für die letztere gesiegt, so blieb doch, nachdem die preußische Regierung mit zustimmendem Eifer der Brüder in die erstere so weit eingegangen, das Bemühen einer völligen Umlenkung nun fruchtlos, die Sachen waren schon zu weit gediehen, und man mußte sich der denn doch unläugbaren Vortheile getrösten, welche sich auf dem andern Wege wirklich ergeben hatten. Zinzendorf aber bestand darum nicht minder auf seinem erklärten Grundsatz, und that allem dawider Gehenden eifrigst Einhalt; so gelang es ihm noch zuletzt in Berlin, als die preußische Regierung, welche ihrem Geiste nach mehr die allgemeine Glaubensfreiheit, als irgend eine Rechtgläubigkeit, im Sinne hatte, zu Gunsten der Brüder eine Anzeige bei dem evangelischen Körper am Reichstage machen wollte, diesen höchst verfänglichen Schritt durch die Bemerkung, daß die Brüder im römischen Reiche als Mitbekenner des augsburgischen Bekenntnisses schon völlig angenommen, zu hintertreiben, und an dessen Stelle den Vorschlag einzulegen, daß Preußen mit den andern evangelischen Reichsständen lieber darauf hinwirken möchte, den Schwarm von Lästerschriften zu hemmen, durch welche die Brüder öffentlich verläumdet würden.

Zinzendorf reiste von Berlin am 8. August nach Schlesien ab, um die dortigen neuen Gemeinden einzurichten, für welches Geschäft er von den Brüdern bevollmächtigt und durch ein Königliches Schreiben an die Regierungen zu Breslau und Glogau des Beistandes dieser Behörden versichert war. An der Gränze der Lausitz, auf dem Schlosse des Grafen von Promnitz in Burau, welchen Ort er Gnadeck nannte, nahm er seinen Aufenthalt, hielt Erbauungen und Predigten, arbeitete Schriften und Liturgieen aus, betrieb die ihm obliegenden kirchlichen und weltlichen Geschäfte, und bereiste deßhalb auch die Orte Schlesiens, wo sich Brüder niedergelassen hatten. Die Nähe von Herrnhut gab Gelegenheit, mit dieser geliebten Gemeinde, welche zu besuchen ihm nicht erlaubt war, den lebhaftesten Verkehr anzuknüpfen. Die Brüder und Schwestern kamen, je nachdem er sie bezeichnete, abtheilungsweise nach Burau, wo zu ihrer Aufnahme weder Raum noch Bewirthung fehlte, und nahmen Theil an den frommen Uebungen wie an den gesellschaftlichen Berathungen. Auswanderer aus Mähren kamen an, wurden besprochen, angeleitet und untergebracht; hingegen eine Anzahl Ehepaare, welche nach Nordamerika zu reisen entschlossen waren, nach dieser Bestimmung abgefertigt.

Weil sich der Dienst der Brüderkirche durch deren starken Anwachs täglich vermehrte, wurden Friedrich von Watteville und später Johannes Langguth, von welchem noch ferner die Rede sein wird, zu Bischöfen erwählt. Kaum waren hier die Sachen nur auf leidlichen Fuß gebracht, als Zinzendorfs Gedanken auch schon wieder neue Thätigkeit in der Ferne suchten. Ihn schmerzte, daß seine Gemahlin so ungünstig in Rußland gewirkt hatte, und nach ihrer Abreise nur nachtheilige Eindrücke dort geblieben waren; dies alles wieder auszugleichen fühlte er sich unwiderstehlich angereizt. Eine seinen bisherigen ganz entgegengesetzte Aufgabe war ihm dort gestellt; liefländische Geistliche hatten in die Lutherische Kirche die mährische Kirchenzucht einführen wollen, und ihr gewaltsamer, von den Brüdern unbedacht unterstützter Eifer, der selbst eine Kaiserliche Kommission nöthig gemacht hatte, mußte mißbilligt, das Angefangene rückgängig gemacht werden. Inzwischen konnte dem Grafen bei seinem Vorhaben nicht entgehen, welchen Gefahren er die Brüdersache durch seine neue Entfernung preisgab. Gewarnt durch das, was sich während seiner Abwesenheit im vorigen Jahre zugetragen, nahm er diesmal seine Vorkehrungen nur desto sorgsamer. Schon hatte er ein Schreiben an alle Brüder gerichtet, worin er

nachdrücklich darauf drang, daß aller Orten auf die Grundideen gehalten würde, besonders in denjenigen Bezügen des inneren Verkehrs, welche die Leitung des gesellschaftlichen Ganzen betrafen; er verhehlte nicht, daß hievon abhängen würde, ob er der Gemeinde ferner dienen solle. Jetzt erließ er einen neuen Brief, worin er verlangte, seines Vorsteheramtes und aller Verantwortung entbunden, oder durch eine neue Vollmacht in Stand gesetzt zu werden, allem Unzeitigen oder Schädlichen, was in der Gemeinde unternommen werden möchte, mit Nachdruck zu begegnen, und alles dagegen, was er für nützlich und nöthig halten würde, gehörig auszuführen. Sein Ansehn war so vollkommen hergestellt, daß ohne irgend einen Widerspruch, mit größten Lobreden und gänzlichem Vertrauen, ihm sein Vorsteheramt bestätigt, sein Vorwissen und Gutfinden zu allen wichtigen Dingen für unentbehrlich erklärt, und ihm sogar überlassen wurde, seinen Nachfolger in diesem Amte selber zu ernennen. So ausgerüstet und sichergestellt, doch ohne sich noch zu äußern, wiefern er sich gebunden achten wolle, trat er in Begleitung seines Sohnes und einiger Brüder seine Reise nach Rußland an, und kam den 23. December wohlbehalten nach Riga.

Hier aber, als er bei dem Feldmarschall Grafen

Lascy, dem er schon von unterwegs sein Vorhaben schriftlich gemeldet hatte, um Pässe zur Weiterreise nach St. Petersburg anhalten ließ, wurden nicht nur diese verweigert, sondern auch er selbst und seine Begleiter auf die Festung in Verhaft gebracht, wo man sie zwar schonend und freundlich behandelte, doch aber ihre Papiere wegnahm und mit dem Bericht über den ganzen Vorgang zur Untersuchung nach St. Petersburg mitsandte. Zinzendorf schrieb aus diesem Verhaft ausführlich an die russische Kaiserin Elisabeth, indem er seine Absichten darlegte, sein Benehmen rechtfertigte, und um gründliche Untersuchung aller mit ihm zusammengehörigen Verhältnisse bat. Auch an seine Gemahlin durfte er schreiben, und er meldete ihr, daß es ihm wohlginge, daß er auf den Heiland vertraue, und alle beste Hoffnung habe; er sagte am Schlusse: „Ich habe mein Lebtage zu nichts weniger Inklination gehabt, als zu Arresten, da es nun aber dazu kommt, ist mirs recht. Ich kann weiter nichts sagen, als was ich dir schon ehmals gesagt habe: Wenn ich nicht da bin, so sei du ganz da, und thue meine Treue doppelt.“ Die Antwort aus St. Petersburg kam ohne Zögern, man hatte dort weder Sinn noch Zeit, in dergleichen Angelegenheiten untersuchend einzugehen, und nahm den kürzesten und

förderlichſten Ausweg, den Grafen des Weges, den er gekommen, ohne weiteres zurückzuſchicken. Als ihm dies angezeigt und er bedeutet wurde, daß er nun ohne Säumen abzureiſen habe, betrübte ihn ſehr, daß keine Unterſuchung Statt finden ſollte, und er bat um einigen Aufſchub, weil er noch eine Aenderung des Befehls von St. Petersburg nachträglich ankommen zu ſehen hoffte, allein die Friſt wurde nicht bewilligt, und er mußte am 12. Januar 1744. unter militairiſcher Begleitung, die ihn erſt an der preußiſchen Gränze verließ, die Rückreiſe antreten. Seine in Rußland geſcheiterten Erwartungen ſuchten ſich in Königsberg einigermaßen ſchadlos zu halten, indem er bei der theologiſchen Fakultät daſelbſt auf Unterſuchung ſeines Grundes und ſeiner Handlungen antrug; ſein eiliges Dringen erlangte auch ſchnell genug Antwort, allein ablehnende, und ſelbſt ſein Begehren, mit einem oder dem andern Fakultätsmitgliede ein theologiſches Geſpräch über die Gemeinſchaft der ſeit dem Jahre 1724. neu hervorgetretenen mähriſchen Brüder mit der Lutheriſchen Kirche zu halten, fand keinen Eingang, und unverrichteter Dinge ſetzte er ſeine Reiſe nach Berlin fort. Da er jedoch ganz darauf verſeſſen war, dieſe Gemeinſchaft zu erweiſen und anerkannt zu ſehen, wozu er die Leute, ſobald ſie ſich

nur auf die Sache einließen, zwingen zu können meinte, so entwarf er noch späterhin eine Reihe von Fragen, deren Beantwortung den Gottesgelehrten in Königsberg durch die höchste Behörde in Berlin bestimmt abgefordert werden sollte, worauf aber eben so wenig geachtet worden ist. In Berlin blieb er nicht lange, sondern begab sich nach Burau, wohin von Herrnhut seine Gemahlin und seine älteste Tochter, nebst mehreren Brüdern und Schwestern, zu seinem Empfange gekommen waren. Gleich an demselben Tage traf die Nachricht ein, daß der Graf von Promnitz in Erbach, wo er sich grade aufhielt, nach einem gottseligen Abschied aus der Zeit gegangen sei, wodurch inzwischen den Verhältnissen in Burau keine Veränderung gekommen scheint. Zinzendorf drückte seine Empfindungen bei diesem Todesfall in einer Ode aus, worin er das Thema des mit vornehmem Stande verknüpfbaren frommen Berufs in sehr fließenden Reimzeilen, aber höchst prosaischer Redestellung, seltsam erörternd abhandelt. So heißt es unter andern, nachdem er sein Mißtrauen gegen die Frömmigkeit der Vornehmen angedeutet:

„Nicht, daß mir die Adelschaft
Dieser Erd' und ihrer Ehre
Gräulich wäre,

Oder

Oder ich mich gegen Herrn
Wollte sperren,
Nein! in Wahrheit, wenn sie wissen,
Wie sich Herren halten müssen,
Hab' ich sie von Herzen gern."

Weiterhin wird von dem Abgeschiedenen wohl gesagt:

„O wie drückte ihn sein Stand!
Und er war ihm doch nicht schädlich,
Sondern räthlich.
Seine anvertraute Leut
Zeugen's heut:
Herr zu heißen hoc respectu,
Da man Herr ist cum effectu,
Das ist keine Eitelkeit."

Allein die früheren Bedenklichkeiten, welche anfangs auch gegen Promnitz gehegt waren, werden im Allgemeinen doch festgehalten:

„Aber mit dem Zeugenstab
Nach Regentenstäben greifen,
Arbeit häufen,
Die man nicht bestreiten kann
Ohne Bann,
Das ist weder kompatibel
Mit der Lehre in der Bibel,
Noch mit einem klugen Mann."

Nach einer Besichtigungsreise in Schlesien, und einem zweimaligen kurzen Besuch in Herrnhut

und Bertholdsdorf, wohin, bei noch bestehendem, aber von der sächsischen Behörde schon minder streng angesehenem Verbot, ihn das Herz unwiderstehlich gezogen, und nachdem er fruchtlos noch stets dahin gearbeitet, die Brüder mit dem Lutherischen Konsistorium in das gewünschte Verhältniß zu bringen, in diesen Bemühungen aber nur steigende Widerspenstigkeit erfahren, schickte er sich an, diese Gegenden zu verlassen und wieder nach der Wetterau zu ziehen. Er traf den 1. Mai zu Marienborn ein, wohin seine Pilgergemeinde ihm theils vorausgegangen war, theils nachfolgte, und bald auch seine ganze Familie sich versammelt hatte. Die Pfandschaft des Schlosses ließ er, in Folge einer mit Beuning gepflogenen Unterhandlung, auf sich übertragen, und richtete sich daselbst völlig zum Bleiben ein. Hier drängten sich nun wieder die Arbeiten und Geschäfte von allen Seiten. Er übernahm jetzt ausdrücklich den Beruf eines vollmächtigen Dieners der Brüderkirche, worüber er sich bis dahin nur bedingt erklärt hatte, und die geistlichen und weltlichen Angelegenheiten aller Gemeinden, Anstalten und Missionen flossen in seiner Hand zusammen; da hiebei seine innere Beschäftigung mit religiösen Gegenständen, sein Umgang mit dem Heiland, seine Erbauungen und Predigten, seine Sorg-

ſamkeit für den Gang jeder Abtheilung, ja für den Seelenzuſtand jedes Einzelnen, im geringſten nicht abnahm, und dazwiſchen Synoden, Streitigkeiten und andre Vorgänge ſeine Zeit oft ausſchließlich anſprachen, ſo wurde das Bedürfniß eines vermehrten Beiſtandes täglich größer, und er ſuchte dieſen ganz natürlich in ſeinen Nächſten und Vertrauteſten. Der Gräfin verblieb die Sorge für das Hausweſen, welches, bei dem fortwährenden Ab- und Zufluſſe von Pilgern und Gäſten aller Art, einer großen Freiherberge glich. Für die Gemeindeſachen wurde der Aelteſtin Anna Nitſchmann ihre Nichte beigegeben, und beide blieben, als die zuverläſſigſten Gehülfinnen für alles die Schweſtern Betreffende, fortan ſtets um den Grafen; ſein Sohn Chriſtian Renatus erhielt das Amt eines Mitälteſten der ledigen Brüder; ſeine Tochter Benigna wurde Vorſteherin bei der Gemeinde in Herrnhaag; Langguth, welchen Friedrich von Watteville dem Verhältniſſe zu Liebe, das zwiſchen dieſem jungen Mann und der Gräfin Benigna wünſchenswerth erſchien, förmlich zum Sohn annahm, wurde als nächſter Mitarbeiter des Grafen beſtellt. Zum Theil mußte auch dieſer ſein Biſchofsamt, ungeachtet er daſſelbe längſt niedergelegt, wieder für einzelne Thätigkeiten aufnehmen. Da für alle dieſe Ver-

hältniſſe keine Benennung ausſchließlich angemeſſen ſein wollte, und doch eine allgemein brauchbare nöthig ſchien, ſo fing Zinzendorf in dieſer Zeit an, ſich den Ordinarius der Brüder zu nennen, eine Bezeichnung, welche mancherlei ſchicklichen Sinn vereinigte, ohne mit den ſchon gangbaren beſtimmten Bedeutungen völlig zuſammen zu fallen. Dieſer Name verblieb ihm bis an ſein Ende. Um jeden Anſtoß, welchen ſein Grafenſtand noch geben konnte, zu entfernen, ging er mit Ernſt darauf aus, ihn, wie früher in Amerika, nun auch in Deutſchland abzulegen, und reiſte deßhalb nach Wetzlar, um eine Urkunde darüber auszuſtellen; allein der Reichskammerrichter Graf von Virmond brachte ihn von dem Vorſatz ab, indem er ihm die wichtigſten Gegengründe und beſonders die Verwirrung und die Widerſprüche vorhielt, welche ſein Beiſpiel anſtiften würde, wenn daſſelbe für Andre als Anforderung zur Nachfolge erſcheinen ſollte, wodurch zahlloſe Verhältniſſe beunruhigt werden müßten. Eine Hauptſorge blieb nun die Befeſtigung der ſogenannten Tropen oder Richtungen in dem Brüderverein, deren Erhaltung und Ausbildung ihm ungemein am Herzen lag, denn er ſah darin eine Bewahrung gegen vieles Uebel und einen ſichern Gewinn großer Vortheile. Er fand zwar eine merk-

liche Verschiedenheit unter den Brüdern, indem die eigentlichen Mähren steif an den Bibelworten festhielten, die Reformirten genau forschten und fast ängstlich im Ausdruck waren, die Lutherischen hingegen eher zu getrost und muthig hervortraten, allein diese Verschiedenheit konnte in der Gemeinde ganz gut erhalten werden, ohne deren Einheit zu gefährden. Diesen Gegenstand vorzüglich bearbeitete er auf einer Synode, die zu Marienborn vom 12. Mai bis 15. Juni gehalten wurde; hier faßte man den Beschluß, daß jedes in die Brüdergemeinde eingetretene Mitglied bei seinem ursprünglichen Glauben treulich bleiben, dieser aber in der Gemeinde seinen eignen Vorsteher oder Bischof haben sollte; die Mähren hatten schon ihre Bischöfe, für die Reformirten wurde jetzt Watteville als solcher eingesetzt, für die Lutherischen wünschte man einen angesehenen Geistlichen in Holstein zu gewinnen, der aber sich mit Alter und Schwachheit entschuldigte. Mit den Lutherischen Geistlichen näher zusammen zu kommen, und sie zu einer gewissen Anerkennung zu zwingen, machte Zinzendorf in seiner unermüdeten Beharrlichkeit auch noch in Erfurt einen Versuch, als er auf einer Reise nach Gotha, wo er mit dem Herzoge wegen der wieder eingeleiteten Niederlassung in Neudietendorf zu sprechen hatte, einige Tage

dort sich aufhielt; allein auch hier wich man seinem Andringen aus. Später fand noch eine zweite Synode in diesem Jahre zu Marienborn Statt, auf welcher neben andern Gegenständen besonders auch die Reinhaltung der Gemeinde besprochen wurde, daß keine Heuchler in ihr entstehen, sondern Seelenführung und Lebenswandel stets nach der inneren Wahrheit erscheinen möchte. Jemehr die Brüdersache sich ausbreitete, jemehr stiegen damit auch ihre Anfechtungen, und sie bedurfte eines um so stärkeren Gewichts in ihrem Innern. An manchen Orten wurden obrigkeitliche Verordnungen gegen den Grafen und die Brüder gegeben, andrerseits schrieben angesehene Gottesgelehrte, wie der gelehrte und fromme Probst Bengel, dessen Erklärung der Offenbarung St. Johannis vielen Ruhm hatte, mit großer Wirkung in solchem Sinn. Zu neuen Anfechtungen gab Zinzendorf selbst unaufhörlich den reichsten Anlaß. Während seine einsichtsvolle, verständige und kluge Thätigkeit den gesellschaftlichen Zustand der Brüder, unter Schwierigkeiten aller Art, mit oft scheiterndem und doch im Ganzen fortschreitenden Erfolg, leitend, zurückführend, vordringend, zusammenhaltend, zu behaupten und zu fördern strebte, und man seine gesammte Kraft dahin gespannt glauben konnte, blieb ein Theil immer noch

einer inneren Beſchäftigung zu Dienſt, einem unreifen Erkenntnißgrübeln, einem grillenhaften Phantaſieſchwunge; dieſen im warmen Gefühle ſeines ächten Eifers allzu leichtſinnig vertrauend, konnte er in der Einſamkeit, die er neben ſeinem vielen Weltverkehr jetzt häufig ſuchte, die abentheuerlichſten Vorſtellungen ausheckeu, wagte die ſeltſamſten Bilder und bedenklichſten Lehrſätze. Manches von dem, was wir des Zuſammenhanges wegen ſchon früher angedeutet haben, die Wundenlitanei, viele der nicht zu rechtfertigenden Lieder, die willkührlichen Annahmen über die Dreieinigkeit, beſonders die Aeußerungen über den heiligen Geiſt, der durchaus unter den drei Perſonen als die Mutter ſich darſtellen ſollte, entſtand in dieſer Zeit, oder wurde doch mehr geſtaltet und ruchtbar. Die Brüder, ſchon ganz wieder in ſeiner Leitung, folgten ihm nach dieſer Seite nur um ſo leichter, als nicht in ihm allein ſolch phantaſtiſcher Trieb ſich regte, und was er vortrug, wurde gern gebilligt und geſteigert. Die Lehre von dem Mutterthum des heiligen Geiſtes nahm die Synode freundlich an, indem die Herzen in ſich unmittelbar von dieſer Muttertreue überzeugt wurden. Spangenberg ſagt, er könne den Grafen nur bedauern, daß er in ſeinen Aeußerungen von der ewigen Gottheit ſo weit gegangen, mit ſeinen eignen Grund-

sätzen, nach welchen die Frömmigkeit mehr mit dem Herzen, als mit dem Erkennen zu thun habe, im Widerspruch, und seinen Kräften und Gaben, welche auf solche tiefeindringende Forschungen nicht gestellt gewesen, noch weniger gemäß. Unglaublich war das Aergerniß, welches die Welt an diesen Bildern und Redensarten nahm, die bald überall bekannt wurden; der Lärm, die Feindschaft und der Spott, welche darüber ausbrachen, verursachten dem Grafen unsägliche Bestürzung und Schmerz; er nahm zwar später den Ausweg, im Allgemeinen alles zurückzunehmen und zu verdammen, was er in solcher Art Anstößiges geäußert, allein im Einzelnen behauptete er gleichwohl die Zulässigkeit mancher solchen Vorstellung, und konnte besonders von der Mutterschaft des heiligen Geistes nie ganz abkommen. Die Seltsamkeit seiner Ausdrücke, die einseitige Uebertreibung, in welcher sein Eifer um irgend eines Spruches willen jede andre Wahrheit vergessen konnte, machten seine Vorträge und Lieder, welche in der zu Marienborn angelegten Privatdruckerei zur schnellen Verbreitung unter den Brüdern gedruckt, aber oft noch schneller in den Händen der Fremden und Gegner gesehen wurden, zum fortdauernden Anlaß des Gespöttes und Haders; besonders fiel das zärtliche Tändeln auf, in welchem jeder tüchtige Ernst unterzugehen drohte. Zinzen-

dorf hielt das kindliche, innig vergnügte und gleichsam spielerliche Wesen eines am Heilande hängenden Herzens für eine große Seligkeit, und meinte, jeder Mensch habe sich aus seiner Kindheit etwas zurückzuholen, etwas Spielendes, Herzliches, Gradeſ, und man dürfe sich durch den Mißbrauch, der dabei Statt finden könne, eben so wenig stören lassen kindlich zu sein, als man wegen des Mißbrauchs der Vernunft aufhören dürfe vernünftig zu sein. Allein eben er selbst übte solchen Mißbrauch, und gab auch Andern den freiesten Anlaß dazu. Personen seiner nächsten Umgebung griffen diese Richtung lebhaft auf, und unterhielten sich in engerem Verein mit Gedichten auf das Leiden und die Wunden des Heilandes; da überbot man sich in sonderbaren und willkürlichen Bildern, und wußte der Thorheit keine Gränze. Es entstand eine neue theologische Sprache, eine kauderwelsche Wortspielerei, nur den Eingeübten verständlich, aber dem Grafen, welcher der leeren Form leicht aus seinem Innern einen überschwellenden Inhalt lieh, gar genehm und vertraulich, und er ließ sich ganz und gar zu ihr verführen. Was er und seine Nächsten thaten, das thaten aber auch Andre; die Brüdergemeinde hatte seit einiger Zeit durch fremden Zudrang sich außerordentlich vermehrt, und wenn auch Zinzendorf diesen äußeren Anwachs bedenklich

fand und lieber gehemmt hätte, so war doch die Sache bereits geschehen und auch noch immer schwer zu hindern. Unter den neuen Mitgliedern aber fanden sich ungeprüfte, verworrene und doch nicht unbegabte Leute, welche für ihre besondern Unarten, Schwärmereien und Wunderlichkeiten hier freien Raum hatten, und bald auch ältere Mitglieder hineinzogen. Dies geschah um so leichter, als die Gemeinde zu Herrnhaag in einer Art von Ungebundenheit lebte, wozu der Mangel an Gemeindestatuten und die Vernachlässigung der Kirchenzucht nicht wenig beitrug, welche Zinzendorf mit Bedacht, weil die Gegner sie als ein päbstliches und unerträgliches Joch verschrieen, und weil er die vorwaltende Neigung zu ihr dem Lutherischen Tropus hinderlich erachtete, allmählich sehr hatte erschlaffen lassen. Daraus entstand nun ein Gewirr der mannigfachsten Ketzereien und Ausschweifungen in Worten und Benehmen. Vieles Unanständige, was in dieser Art vorging, blieb dem Grafen längere Zeit verborgen, theils weil er ungern persönliche Anklägereien vernahm, theils weil man seinen allzu heftigen, bei wirklichen Fehlern nicht immer Maß haltenden Eifer scheute, oder auch wohl ihn selbst dem Irrwege folgen sah. Endlich aber mußte die Sache doch zum Ausbruch kommen; die Ernstergesinnten

hielten ihren Tadel über die unwürdigen Spiele-reien ihrer Brüder nicht länger zurück, die nächsten Mitarbeiter des Grafen, und nach und nach faſt die ganze Gemeinde, theilten ſich in zwei Partheien, welche einander mit Leidenſchaft befehdeten, und ſich wechſelſeitig verachteten und verdammten. Zinzendorf war ſehr erſchrocken, als plötzlich dieſer Zuſtand ſich vor ihm enthüllte; er ſah mit Unwillen, daß der Weg, welchen er gegangen und begünſtigt, über alle Gränzen hinaus geführt war, und daß er ſelbſt ſolchen Ausſchweifungen unwiſſend gedient hatte, aber auch mit Mißvergnügen, daß dieſe Verirrungen auf der Gegenſeite mit allzu ſtrenger Härte verurtheilt wurden. Seine Neigung konnte er der mißbrauchten Richtung doch nicht ganz entziehen, am wenigſten vermochte er dasjenige, was er ſelbſt darin gethan, zu verdammen, und ſo ſchränkte er das Unweſen zwar möglichſt ein, tadelte aber doch am meiſten diejenigen, welche darauf ein nach ſeiner Meinung übergroßes Gewicht legten, und ein ſo ſtrenges Richtamt ausübten. Dieſe Partheiung war für den Augenblick nicht völlig zu beruhigen, ſondern wogte noch längere Zeit fort, bis nach und nach eine maßhaltende Mitte ſich verſtärkte, vieles Störende beſeitigte, und der Aufregung allmählig Einhalt that.

Während dieser Zerrüttungen setzte Zinzendorf alle sonstigen Arbeiten, die ihm oblagen, gleichmäßig fort, und ließ weder in den gewohnten Erbauungen noch in irgend einer andern Thätigkeit für die Gemeinde nach. An diesem unermüdeten, täglich in ächter Frömmigkeit rein und kräftig erneuten Eifer, an diesem unauslöschlichen Feuer und Triebe des Herzens, hing die Erhaltung des Ganzen, welches bei seinen inneren Schwankungen, Kämpfen und Verwirrungen, und bei den äußeren Verfolgungen und Gefahren, ohne dieses fruchtbringende Walten des Grafen hundertmal auf dem Punkte stehen konnte, auseinander zu fallen oder gesprengt zu werden. Im Jahre 1745. sahen die Hauptorte der Brüder auch durch die großen Welthändel sich bedroht; doch blieb jedes größere Unglück günstig abgewendet. Herrnhut lag mitten im Schauplatze des Krieges, welchen Friedrich der Große abermals gegen Oesterreich und gegen Sachsen zu führen hatte; die Fürsorge des wohlwollenden und siegreichen Königs schützte diesen Ort. Bei Marienborn standen eine Zeitlang die österreichischen und englischen Truppen den französischen schlagfertig gegenüber, allein die Feindseligkeiten verzogen sich, und in allem Wechsel der kriegerischen Bewegungen erhielt die Gemeinde nur friedlichen Besuch,

indem Generale und Offiziere ſich mit ihr bekannt zu machen wünſchten, und dann meiſtens mit vortheilhaften Eindrücken ſchieden. Auf zweien Synoden, welche während dieſer Zeit zu Marienborn gehalten wurden, betrieb Zinzendorf wieder vor allem die nähere Geſtaltung der Tropen, und ſuchte die Brüder mehr und mehr dafür zu gewinnen. Er warnte gegen Dünkel und ſtolze Zuverſicht auf die Vorzüge ihrer Gemeindeordnung und Kirchenzucht, hielt ihnen vor, daß nicht Liebhaberei für ſolche Formen, ſondern nur Gnade, welche ſchon bis dahin ſie gebracht habe, ſie auch weiter bringen könne, und forderte ſie zu Dank und Demuth auf. Zugleich traf er Einrichtungen zur Förderniß der Geſchäfte; nach dem Vorbilde der alten Brüderkirche wurden zum Betriebe der äußeren Angelegenheiten, welche für die Biſchöfe weniger geeignet ſchienen, zwei bürgerliche Aelteſte nebſt zweien Gehülfen ernannt, für geiſtliche Hülfsbeſorgungen mehrere Diakonen und Diakoniſſen eingeſegnet, verſchieden von den bisherigen Helfern und Helferinnen, und auch von den ſchon beſtehenden, mit Leitung des Gemeindehaushalts beauftragten Diakonen. Die Weihung, welche einzelne Brüder und Schweſtern, nach ihrem Wunſche, zu unbedingtem Dienſte des Heilands und der Gemeinde bisher

durch eine ſogenannte Konfirmation zu empfangen pflegten, erhielt die Benennung der Annahme zur Akoluthie, wie die alſo Geweihten die der Akoluthen. Die mancherlei Zuſtände, in welchen die Brüderſache bald hie bald da Nachhülfe nöthig hatte, ließen den Grafen nie lange bei demſelben Geſchäft gleichmäßig ausdauern, ſondern riefen ihn, wozu auch ſchon Gewohnheit und Neigung einſtimmten, immer auf's neue nach den verſchiedenſten Ländern und Orten ab. So reiſte er im Anfange des Jahres 1745. mit ſeiner Gemahlin nach Holland wo er ſich mit dem reformirten Tropus, für welchen er an Watteville's Stelle irgend einen angeſehenen reformirten Prediger zum Vorſteher wünſchte, wieder vergebliche Mühe machte, die Brüder in Heerendyk beſuchte, deren Verpflanzung nach der bei Utrecht von einem holländiſchen Brüderfreund angekauften Baronie Zeyſt berathen half, und auch für die Miſſionen thätig war. Zu Ende des Aprils nach Marienborn zurückgekehrt, fand er wegen der Brüdergemeinde in Preußen ernſtliche Schwierigkeiten zu verhandeln, wegen deren er im Oktober ſelbſt nach Berlin reiſte. Sein Sohn Chriſtian Renatus und ſeine Tochter Benigna begleiteten ihn, ſeine Gemahlin und Watteville aber kamen von Herrnhut, wohin ſie ſchon früher der dortigen Ge-

schäfte wegen gereist waren, gleichzeitig daselbst an, wo die Mutter Zinzendorfs sie alle freundlich aufnahm, und sich herzlich der herangewachsenen Enkel freute, deren frühe geistliche Richtung und Thätigkeit ihr seltsam und wunderbar genug sein mußte. Er speiste bei der Königin Mutter; dem Könige selbst aber persönlich zu nahen, war auch diesmal, wie früher, keine Gelegenheit. Einigen Beschwerden der Brüder wurde durch des Grafen Verwendung abgeholfen, wegen des reformirten Tropus wollte sich aber auch hier noch nichts fügen. Ueber Neusalz, Burau und Neudietendorf, wo überall die gewohnten Beschäftigungen, Ansprachen und Erbauungen vorgingen, kehrte die Pilgerschaft nach Marienborn zurück, wo sogleich wieder eine Synode, hauptsächlich den inneren Gemeindegang betreffend, dann das theologische Seminarium und andre Anstalten und Verhältnisse, neuen Drang der Geschäfte gaben.

Im April 1746. reiste Zinzendorf mit seinem Pilgeranhang wieder nach Holland, um die in ihrer Verpflanzung von Heerendyk nach Zeyst nun wirklich begriffenen, aber auf beiden Orten eben deßhalb getheilt wohnenden Brüder zu besuchen. Er predigte wiederholt in Heerendyk, feierte ein Fest der Aufnahme in die Gemeinde, und reiste darauf

über Utrecht nach Amsterdam, wo er sogleich eine große Gefahr zu bestehen und der Vorsehung die glücklichste Rettung zu danken hatte. Spät abends angelangt legte er sich um Mitternacht nieder, und las, wie er pflegte, um sein Gemüth von den gehäuften Eindrücken des Tages zu befreien, wozu weniges ihm schon genügte, vor dem Einschlafen in einem Buche. David Nitschmann, der mit ihm in demselben Zimmer schlief, wachte nach einigen Stunden plötzlich auf, sah den Tisch und das Bett des Grafen in Flammen, ja dessen Schlafkleider schon angebrannt, und konnte das Feuer nur eben noch theils mit den Händen ersticken, theils mit Wasser löschen; er vollbrachte dies so schnell und still, daß Zinzendorf gar nicht aufwachte, sondern ruhig fortschlief, und erst am Morgen hörte und sah, was geschehen war. In Zeyst wurde eine Synode gehalten, auf welcher der Graf nochmals das augsburgische Bekenntniß eifrig zur Sprache brachte, und die holländischen Brüder dahin zu vermögen suchte, daß sie insgesammt demselben offen beipflichteten, allein vergebens, denn der Lehre jenes Bekenntnisses hielt man sich ohnehin zugethan, mit den Lutherischen Geistlichen aber, aus deren Mitte die heftigste Feindschaft gegen die Brüder überall hervorging, wollte man keine nähere Verbindung knüpfen.

fen. Das Vorſteheramt des Lutheriſchen Tropus übernahm nun, damit daſſelbe fürerſt nur in ſichern Händen wäre, Zinzendorf ſelbſt, indem er ſeine Eigenſchaft als Biſchof wieder hervorwandte. Wegen des allgemeinen Haushalts wurde vieles berathen, und der Graf, welcher auch dieſer Verwaltung, jedoch nicht mit ſonderlichem Geſchicke, vorſtand, wünſchte manches geändert; viele der Ausgaben, welche für das Ganze der Brüdergemeinden geſchahen, floſſen in den Aufwand ein, welchen er für ſich und die Seinigen ganz aus eignen Mitteln machte; er litt auf ſolche Weiſe beträchtliche Einbuße, allein man wußte für jetzt noch keine Abhülfe zu treffen. In Zeyſt erfolgte auch die eheliche Verbindung der Gräfin Benigna mit Johannes von Watteville, ehmals Langguth genannt; dieſe Heirath war längſt vorbereitet, ſie entſprach den Neigungen und Abſichten aller Betheiligten, man hoffte ſegenreiche Wirkungen davon; die Standeserhöhung Langguths erleichterte die Sache für die weltlichen Meinungen, Zinzendorf aber hatte erklärt, daß es für ihn dergleichen nicht erſt bedurft hätte. Nach einigem Aufenthalt in Amſterdam, wo ihn die Miſſionsſachen viel beſchäftigten, ſeine Hausverſammlungen aber durch übergroßen Zulauf der Menge geſtört wurden, reiſte er mit geringer Begleitung,

indem ein zahlreiches durch Gegenwind verspätetes Gefolge auf einem eigends gemietheten Schiffe nachkam, von Helvoetsluys nach England ab, und war den 18. Juli in London. England war noch im Kriege mit Frankreich begriffen, und wegen der noch nicht gedämpften, zu Gunsten des vertriebenen Hauses Stuart gegen das regierende Haus Hannover gemachten Aufstandsversuche in großer innerer Bewegung. Die Brüder hatten hin und wieder Verdächtigungen erlitten, welche der Umstand bestärkte, daß ihnen der Eid, welcher gefordert wurde, außer dem Könige Georg habe niemand ein Recht zur Krone von England, bedenklich war, besonders den Missionaren in Nordamerika, weil ihnen das Leisten dieses Eides bei den dortigen Ansiedlern alles Vertrauen nehmen mußte, indem die Mehrzahl derselben schlechterdings jedes Schwören für Sünde hielt. Zinzendorf suchte durch seine vielfachen Verbindungen dahin zu wirken, daß den Brüdern jener Eid erlassen würde, welches auch in der Folge durch eine Parlamentsakte wirklich geschah. Die beiden Wesley suchten abermals nähere Vereinigung mit den Brüdern, zu denen auch mehrere Methodisten, da Zinzendorf eine Gemeinschaft beider Verfassungen unzulässig fand, völlig übertraten. Eine Synode, auf welcher das Verhältniß der Brüder zur

engliſchen Kirche beſprochen wurde, hatte nicht den gewünſchten Erfolg; der Erzbiſchof von Canterbury, Johann Potter, mit welchem Zinzendorf in freundſchaftlichem Verkehr geblieben war, zeigte günſtige Geſinnungen, allein die Brüder, welche aus der engliſchen Kirche zur Gemeinde gekommen waren, hatten keine Neigung, ſich auch an jene noch anzuſchließen. Dagegen lief die erfreuliche Nachricht ein, daß der Oberhofprediger Cochius in Berlin, mit Zuſtimmung ſeiner geiſtlichen und weltlichen Behörde, nun endlich eingewilligt habe, dem reformirten Tropus vorzuſtehen. Zinzendorf verließ jetzt England wieder, und kam, nach überſtandenem Seeſturm, den 4. November wieder in Helvoetſluys an, beſuchte Heerendyk und Zeyſt, wo neuerdings Reden und Berathungen Statt fanden, und ging von da nach der Wetterau zurück. Aber auch hier war diesmal kurze Raſt. Seinem Schwager dem Grafen von Reuß, mit dem er in Holland zuſammengetroffen, hatte er das Verſprechen gegeben, nach Ebersdorf zu kommen, und das vorige Verhältniß mit den dortigen Frommen wieder anzuknüpfen; dies gelang mit Hülfe des Hofpredigers Steinhofer vollkommen, und nach einem kurzen, mit Arbeiten und Andachten erfüllten Aufenthalt, kehrte er ſehr

befriedigt, im December, abermals nach der Wetterau zurück.

Hier hatte sich indeß für die Verhältnisse, welche mühsam genug ihre Last im Innern trugen, nun auch von außen schwieriges Ungemach entwickelt; und zwar aus dem Gedeihen und Vortheil selbst, in welchem die Sachen erschienen, sollte diese Gegenwirkung hervorgehen. Die Geldmacht, welche bei Stiftung des Herrnhaags thätig gewesen, hatte der Niederlassung falsche Grundlagen zugemischt; anstatt sich im Kreise der reinen Gesinnung abzuschließen, welche hier alleinige Triebfeder bleiben mußte, war man auf einen Boden hinausgeschritten, welcher wenigstens für den andern Theil die Beziehungen der Herrschaft und des Eigennutzes aufregte. Die großen Geldvorschüsse, welche der Reichthum der holländischen Freunde für die Brüdersache dargeboten, zwischen den Häusern Ysenburg-Büdingen und Ysenburg-Meerholz getheilt, waren zwischen beiden ein Gegenstand des Neides und der Eifersucht, jedes dankte es den Brüdern übel, daß sie sich auch mit dem andern eingelassen hatten; für jene Summen waren mit dem Boden zugleich bedeutende Stücke der obrigkeitlichen Gewalt verpfändet, und es machte Verdruß, so wesentliche herrschaftliche Rechte nun von Fremden

ausgeübt zu ſehen. Die Niederlaſſungen zu Herrnhaag und Leuſtadt gediehen zuſehends, und dehnten ſich mehr und mehr in der Umgegend aus; viele reiche Leute aus Holland, England und der Schweiz wurden angezogen; in den Kinderanſtalten allein befanden ſich 600. Kinder, großentheils von auswärtigen Aeltern; Verkehr und Gewerbe blühten. Beſonders glaubte das Haus Büdingen ſich unter dieſen Umſtänden verkürzt, die Brüder in zu großem Vortheil, die geſchloſſenen Uebereinkünfte irrig. Nun fehlte es nicht an Gegnern aller Art, welche das herrnhutiſche Weſen als abſcheulich und gottlos verdammten, und es unverantwortlich finden wollten, daß ein ſolcher Staat im Staate, wie die Brüder durch Aneignung jener obrigkeitlichen Rechte nun wirklich bilden ſollten, geduldet würde. Dies ergriffen die büdingiſchen Behörden begierig, ſie verſuchten Beſchränkungen jener Rechte, oder beſtritten deren Ausübung ganz, machten dagegen neue Forderungen, und es entſtand das widerwärtigſte Verhältniß, in welchem die Brüder nicht ausharren konnten. Der Kampf war lebhaft auf beiden Seiten, und man glaubte auf beiden Seiten Recht zu haben. Zinzendorf hatte an jenen Uebereinkünften wenig Theil genommen, vieles darin ſogar ganz mißbilligt, allein zur Vermittlung der Streitigkeiten,

welche ſich daraus erhoben, wollte er ſeine Hand gern bieten. Auf das Verlangen von Büdingen übernahm er die Vermittlung förmlich, allein verdarb es bald mit beiden Theilen. Sein Anerbieten, Leuſtadt oder ein andres reichsfreies Gut, für eine außerordentlich hohe Summe zu kaufen, erregte in Büdingen neuen Argwohn, bei den Brüdern den ſtärkſten Tadel einer unbefugten Freigebigkeit, wobei ſie zu Grunde gehen würden. Die Verhandlungen wurden durch ſich ſelbſt und durch begleitendes Thatwirken nur ſtets herber, und zogen ſich in die Länge mit düſtrer Ausſicht; einſtweilen wurde die Pfandſchaft von der einen Seite nicht mehr gehalten, von der andern kündigte Beuning ſeine dargeliehene Summe von 150,000. Gulden dem Hauſe Büdingen. Mit Anfang des Jahres 1747. gab Zinzendorf ſeine Wohnung in Marienborn auf, wegen deſſen Verpfändung der Graf von Meerholz ihm auch Verdrießlichkeiten machte, und zog nach dem Herrnhaag, wo er ſich ein Haus mit einem Gemeindeſaal hatte erbauen laſſen, dagegen verlegte er die Mädchenanſtalt nach Marienborn und das Seminarium nach Lindheim. Seine Arbeit in der Gemeinde war jetzt aber nur noch unermüdeter, und keine äußerlichen Geſchäfte konnten ihn darin ſtören. Durch Predigten, Anreden, einzelne Be-

ſprechungen, wirkte er bald öffentlich, bald vertraulich, mit größtem Zudrang von Brüdern und Fremden. Unter den Fremden, welche nach Herrnhaag kamen, war auch ſein alter Freund Nikolaus von Watteville, den er in Paris gekannt, und den er ſich herzlich freute wiederzuſehn. Sein Schwager Graf von Reuß, jetzt völlig der Brüdergemeinde angehörig, ſtarb während ſeines erneuten Beſuchs in Herrnhaag, und hinterließ einen Sohn, der ſpäter mit des Grafen von Promnitz hinterlaſſener Tochter vermählt wurde, indem der Zweck, dieſe bedeutenden Namen und Verhältniſſe durch ihre Vereinigung den Brüdern nur um ſo feſter zu erhalten, den Abſichten der Vorſehung ſelbſt nur gemäß dünken konnte. Auf einer Synode, die vom 12. Mai bis zum 14. Juni dauerte, wurden an die Stelle des Biſchofs Polykarpus Müller, der eben verſtorben war, zwei neue gewählt, Johannes von Watteville und Leonhard Dober, überdies 30. Diakonen und Diakoniſſen und 200. Akoluthen ernannt. Für den Lutheriſchen Tropus bewies Zinzendorf unausgeſetzt den größten Eifer, und bemühte ſich wegen öffentlicher Anerkennung des Glaubensbekenntniſſes der Brüder als eines mit dem augsburgiſchen übereinſtimmenden abermals fruchtlos bei dem würtembergiſchen Oberkonſiſtorium, welches die Entſchei-

dung der Sache höflich ablehnte. Die Partheiung unter den Brüdern dauerte übrigens fort, und es erforderte große Sorgfalt, die ſtreitigen Anſichten, welche zum Vorſchein kamen, in kampfloſem Gleichgewicht zu halten. Zinzendorf bemühte ſich zwar, einige ausſchweifende Vorſtellungsarten und Ausdrucksweiſen zu beſchränken, allein hiezu ſtrengere Maßregeln anzuwenden hielt er für unſtatthaft, wie er denn in dieſer Zeit überhaupt aller Kirchenzucht abhold war, und ſich dahin äußerte, der Gemeindegehorſam ſei eine Seligkeit, und brauche nicht erſt vorgeſchrieben zu werden, ſo lange das Herz des Menſchen mit den Grundideen ſeiner Gemüthsſchule harmoniſch bleibe, denke es aber anders, ſo werde alle Art eines geiſtlichen Zwanges gegen daſſelbe nicht eine Gelegenheit zum Beſinnen, wie die leibliche Zucht gebe, ſondern ein Krankheitsſtoff zu Verhärtung und Heuchelei, ja er wünſchte ſich Glück, daß er durch die Freiheit, die er geſtattet, manches an den Tag gebracht, was ſich ſonſt heuchleriſch verborgen haben würde. Und er ſelbſt, jenem einlenkenden Streben zum Troß, gab fortwährend das Beiſpiel eines ungebundenen, phantaſtiſchen Schwunges, wie denn auch ſeine Predigten und Reden erfüllt von Bildern und Spielereien blieben, welche ſeine eifrigſten Anhänger ſpäterhin nur beſeufzen konnten.

Inzwiſchen ergab ſich aus eben den Umſtänden, welche für Zinzendorf in der Wetterau den Geſichtskreis verdüſterten, eine wundervolle Aufhellung deſſelben in der Lauſitz. Er hatte ſchon immer geſagt, ſeine Verbannung aus Sachſen würde zehn Jahre dauern, dieſe waren nun verfloſſen, allein es zeigte ſich keine Aenderung. Sein großmütterliches Gut Großhennersdorf war ihm zum Kauf angeboten worden, allein er hatte es abgelehnt, weil er noch verbannt war, und nur endlich doch ſich bewegen laſſen, es für ſeine Tochter Benigna zu erſtehen. Dies wurde in Dresden beſprochen, man rühmte den Wohlſtand von Herrnhut, den Fleiß und die Ordnung der Brüder, ihre großen Verbindungen in Holland und England wurden nicht vergeſſen, und die Geldſummen, über welche ſie in der Wetterau verfügt hatten, und noch ſonſt wohl verfügen könnten, entgingen der Aufmerkſamkeit nicht. Die Feinde Zinzendorfs waren zum Theil verſtorben, die Freunde benutzten die Gelegenheit, und ſo geſchah es, daß unerwartet von hoher Hand die Eröffnung an ihn gelangte, der König erlaube ihm nach Sachſen zurückzukommen. Man war ſo aufrichtig, ihm hiebei zugleich die Erwartung zu zeigen, daß er bei ſeinen auswärtigen Freunden ein anſehnliches Darlehn für die ſächſiſche Kammer ver-

mitteln werde, und wirklich säumte Zinzendorf nicht, diesen Beweis seiner treuen Ergebenheit für das Kurhaus zu geben, und bewog den Bruder Beuning, jene dem Hause Büdingen gekündigten 150,000. Gulden der sächsischen Kammer zu versprechen. Die Nachricht hievon machte am Königlichen Hofe den besten Eindruck, und man ließ den Grafen nun sogar wissen, man wünsche mehrere solche Niederlassungen, wie Herrnhut, im Lande zu haben, und biete ihm hiezu, und zugleich zum Unterpfande für jenes Darlehn, die Erbpacht des Kurfürstlichen Schlosses Barby und des Amtes Döben an. Zinzendorf reiste hierauf am 10. September über Neudietendorf nach der Lausitz, und kam in Bertholdsdorf am 16. in derselben Stunde an, in welcher vor sechs Jahren der Heiland als Aeltester der Gemeinde war erkannt worden. Nach kurzem Verweilen in Herrnhut und Großhennersdorf, wo er sich nicht einrichten wollte, bis alles in Dresden völlig in's Reine gebracht wäre, ging er nach Gnadenberg und Gnadenfrei in Schlesien, wo auch seine Gemahlin eintraf, und von hier im Anfang Oktobers nach Leipzig, wo er mit dem Staatsminister Grafen von Hennike nähere Abrede wegen seiner Zurückrufung zu nehmen hatte. Anfangs wollte er die Gnade, die ihm den Aufenthalt in Sachsen

wieder gestattete, nicht eher förmlich ausgesprochen wissen, bis man seine und der Brüder Sache durch die von ihm schon längst begehrte Kommission neuerdings gründlich untersucht hätte; doch das Dekret war schon ausgefertigt, und auf den Rath des Ministers nahm er dasselbe, mit dem Vorbehalt einer künftigen Untersuchung, einstweilen dankbar an. Am 14. Oktober war er wieder in Herrnhut, und setzte hier alsbald seine gewohnte Thätigkeit fort; unter andern Gegenständen wurde besonders die Diakonie berathen, und der Haushalt der Pilger unter der Benennung des Gemeindehauses festgestellt, wo für die Aufnahme und Beförderung der Diener Jesu bestens gesorgt wurde. Er selbst war abwechselnd in Bertholdsdorf und Großhennersdorf, am meisten doch in Herrnhut. Bei seinen Sabbathliebesmahlen wurden über 200. Personen bewirthet. Am 26. November reiste er wieder nach dem Herrnhaag ab, wo dringende Geschäfte seiner harrten, besuchte auf der Durchreise in Bauzen seine Tante Henriette, von der ihn seither, bei aller ursprünglichen Liebe, einige Mißverständnisse getrennt hatten, in Dresden den Grafen von Hennike, rastete in Neudietendorf, und traf am 7. December auf dem Herrnhaag ein.

Der Frieden war mit dem Hause Büdingen

noch nicht hergestellt. Der regierende Graf begünstigte zwar die Brüdersache genug, aber dem Erbgrafen war sie zuwider, und dessen Sinn überwog in mancherlei Einflüssen, die seine Stellung ihm leicht machte. Zinzendorf, der bisher mit einem streitfertigen Beamten zu thun gehabt, bewies die Klugheit, von diesem ab unmittelbar an den Erbgrafen zu gehen, der hiedurch in ein neues Verhältniß gesetzt wenigstens darauf einging, vorläufig die Sachen auf fünf Jahre unverändert, und sich mit einer festgesetzten jährlichen Summe für die herrschaftlichen Einkünfte von Herrnhaag abfinden zu lassen. Dieser Erfolg befriedigte für den Augenblick, und der Graf wandte sich getrost mit neuer Kraft auf die Arbeiten im Innern der Gemeinde, die er mit Predigten, Chorreden und sonstigen Ansprachen, auch das theologische Seminarium mit Vorträgen über das augsburgische Bekenntniß, treu bediente. Seiner Tochter Benigna und deren Gemahle Johannes von Watteville, welche sich berufen fühlten, nach Amerika zu reisen, gab er, nach ausführlicher Unterredung über die Wirksamkeit, welche jenseits des Weltmeers ihrer wartete, seinen Segen, und das junge Ehepaar reiste nach Holland ab. Er selbst aber hatte sein Hauptanliegen stets im Sinne, die kirchliche und obrigkeitliche Untersuchung

und Anerkennung der Brüder als einer dem augsburgiſchen Bekenntniß angehörigen Religionsgeſellſchaft. Er war ſeiner Sache hierin ſo gewiß, daß er es ordentlich darauf anlegte, wie in neuerer Zeit ein deutſcher Philoſoph die Leute zum Verſtehen ſeiner Lehre zu zwingen meinte, dieſes Eingeſtehen auch den Widerſetzlichſten abzunöthigen; die Schwierigkeit war ihm nur, ſie dahin zu bringen, daß ſie die Sache wirklich anfaßten. Dies in Dresden durchzuſetzen ſchien die Gelegenheit jetzt vorhanden, und er reiſte daher im März wieder nach Sachſen. Unterwegs in Neudietendorf und beſonders in Ebersdorf, und darauf in Herrnhut und Großhennersdorf, wohin auch ſeine Gemahlin und ſein Sohn aus der Wetterau nachkamen, widmete er den Gemeindeſachen den größten Eifer, hielt Berathungen, in welchen er die Tropen wieder fleißig erörterte, arbeitete die Tagesloosungen aus, und zeigte ſich überall wirkſam, wo irgend ein frommes Anliegen oder ein Häuflein Erweckter ſeiner bedürfen konnte. In Dresden hatte er ſein Begehren, nachdem er andre Wege vergebens geſucht, unmittelbar bei dem Könige angebracht, und mußte nun den Erfolg abwarten. Inzwiſchen veranſtaltete er gegen Ende des Juni zu Gnadenberg in Schleſien eine Synode, zu welcher auch der Vorſteher des reformirten Tro-

pus, Oberhofprediger Cochius, aus Berlin ſich einfand, ein erſtes Beiſpiel dieſer Art, und um ſo wichtiger, als Cochius ausdrücklich die Erlaubniß des Königs von Preußen empfangen hatte, der Synode, ſofern ſie in preußiſchen Landen gehalten würde, in jener Eigenſchaft beizuwohnen. Hier war denn hauptſächlich wieder von dem augsburgiſchen Bekenntniſſe die Rede, damit nnter den Brüdern ſelbſt keine Zweideutigkeit in dieſem Betreff übrig bliebe. Mittlerweile war in Dresden das Darlehn auf Barby in Richtigkeit gebracht, den mähriſchen Brüdern daſelbſt und in ganz Sachſen die nämlichen Vorrechte, die ſie bisher in Herrnhut genoſſen, vorläufig zugeſichert, und nach vielen Zweifeln auch die vielgewünſchte Unterſuchungskommiſſion bewilligt worden. Man hatte dem Grafen bemerkt, daß über Herrnhut ſchon vor eilf Jahren günſtig geſprochen worden, und es unthunlich ſein würde, das ſchon Abgemachte wieder in Frage zu ſtellen, es könne die neue Unterſuchung daher, mit Ausſchluß jenes Ortes, nur auf die Brüderſache überhaupt gehen; der Graf ſah die Richtigkeit und den Vortheil dieſer Bemerkung ein, und es wurde angenommen, daß die Unterſuchung nur die eigentlich mähriſche Brüderkirche, nicht aber ihren Lutheriſchen und reformirten Tropus angehe. Die Kommiſſion traf

endlich zu Ende des Juli in Großhennersdorf ein; sie bestand aus sieben Mitgliedern, worunter der Oberkonsistorialpräsident Graf von Holzendorf, der Oberamtshauptmann Graf von Gersdorf, der Landeshauptmann von Löben, und die Professoren der Theologie, Doctor Teller aus Leipzig, und Doctor Weikmann aus Wittenberg, lauter einsichtsvolle und den Brüdern eher günstige als abgeneigte Männer. Eilf Abgeordnete der Brüder, von den Bischöfen hiezu beauftragt, traten mit der Kommission sofort in Verhandlung. Hier gab es nun Schriften zu prüfen, Erörterungen anzustellen, Fragen hin und wieder zu wenden, Sätze durchzuführen oder zu erläutern, theils in schriftlicher Form, theils in mündlichem Gespräch. Zinzendorf hatte anfangs den Verhandlungen persönlich aus Bescheidenheit ausweichen wollen, aber die Kommissarien und die Brüder begehrten seine Mitwirkung einstimmig, und er mußte nun redend und schreibend die Seele des Ganzen sein. Dabei setzte er seine täglichen Hausversammlungen fort, denen wie seinen Predigten die Kommission öfters beiwohnte; ferner dichtete er für den Geburtstag des Königs eine Kantate, welche feierlich aufgeführt wurde, und so verabsäumte er überhaupt nichts Weltliches noch Geistliches, was die Tage mit sich brachten. Eifersüchtig aber be-

trieb er vor allem die ersehnte Anerkennung; sie sollte nicht durch Annahme bloßer Erklärungen der Brüder, noch durch stillschweigende Voraussetzung abseiten der Kommissarien, sie sollte durch deren eindringliche Prüfung und persönliche Ueberzeugung ausdrücklich und bestimmt erfolgen; darauf ging sein ganzes Trachten, dahin glaubte er die Sache zwingen zu müssen. Allein dies wollte sich keineswegs so schnell ergeben, und da einige Gegenstände unvermuthet in hitzige theologische Streitigkeiten führten, in welchen der Graf mit seiner vielgestaltigen Gemüthlichkeit nicht im Vortheil gegen die festgestellte Wissenschaft der Universitätsgelehrten stand, von welchen der eine, Doctor Weikmann, die Brüner nun schlechterdings nicht als augsburgische Bekenntnißverwandte anerkennen, und lieber aus der Kommission ausscheiden wollte, so hätte die Sache gar leicht, ungeachtet der befriedigenden Erklärungen der Brüder, eine sehr widerwärtige Wendung nehmen können, wäre nicht die Kommission im Ganzen so einsichtsvoll-gerecht und billig-wohlgesinnt gewesen, um das Wesentliche unter solchen Zwischenfällen fest im Auge zu behalten. Indeß wurde der heftige Wunsch Zinzendorfs nicht sogleich erfüllt; die Kommissarien hielten sich gegen die Brüder zu keinem Ausspruche verpflichtet, wiewohl sie

nicht

nicht verhehlten, daß derſelbe günſtig lauten würde, und die Anerkennung der Brüder als augsburgiſcher Bekenntnißverwandten nicht zu bezweifeln ſtehe. Man konnte demnach die Kommiſſion dennoch als glücklich ausgegangen anſehen, und den vollgültigen Erfolg in der nächſten Zeit erwarten. Nach dieſem großen Siege, denn das war es in der That, verweilte Zinzendorf nur noch kurze Zeit in der Lauſitz, reiſte gegen die Mitte des Auguſt nach Ebersdorf, und von da nach dem Herrnhaag, wo er am letzten Tage des Monats ankam, und darauf, in eigends gehaltenen Berathungen, theils von dem Geſchehenen Bericht gab, theils neue Geſchäfte fleißigſt betrieb.

Die Nachrichten aus England lauteten in dieſer Zeit wenig tröſtlich, die in Deutſchland gedruckten Schmähſchriften waren ſeit einiger Zeit in's Engliſche überſetzt worden, fanden große Verbreitung, und wirkten ſehr nachtheilig; auch wurden die Brüder oft mit den Methodiſten als ein- und dieſelbe Sekte angeſehn, daher von der engliſchen biſchöflichen Kirche übel verkannt und angefeindet, und geriethen darüber in Bedrängniſſe, welche beſonders für ihre zahlreichen Miſſionen die ſchlimmſten Folgen haben konnten. Es erſchien dringend nothwendig, daß ihre Sache dort neuerdings kräf-

tig vertreten und geschickt durchgefochten würde; zu einer obrigkeitlichen Anerkennung, wie man ihrer nun in Sachsen schon gewiß sein konnte, mußte es auch in England gebracht werden. Zinzendorf beschloß, die Sache zu versuchen, und ließ sich eine Vollmacht ausfertigen, kraft deren er befugt wurde, alle in Holland, England und andern Ländern eingeleiteten Unterhandlungen der Brüder nach seiner Einsicht zu führen und abzuschließen, wobei er jedoch nicht umhin konnte, über die Last weltlicher Geschäfte, die auf ihm läge, zu klagen, und besonders den Wunsch zu äußern, der Diakonie, oder der Verwaltung des Haushalts der Brüderkirche, überhoben zu sein; er gab zu erkennen, wie er am liebsten fortan dem Innern der Gemeinde, den Herzen der Brüder und der Seelensache dienen möchte, welches sein eigentlichster Beruf von jeher gewesen sei. Doch war er weit entfernt, sich deßhalb der äußeren Vertretung der Brüder schon wirklich entziehen zu wollen. Er reiste vielmehr im Herbst mit seiner Gemahlin und seinem Sohne, mit Friedrich von Watteville, dem jungen Grafen von Reuß und ansehnlichem Pilgergefolge nach Holland ab, wo er in Zeyst den inneren Gemeindegang fleißig bearbeitete, mancherlei Geschäfte berathen half, und zum Schlusse des Jahres sich nach England auf dem Paketboot

einschiffte, wo er äußerst seekrank dennoch eine Singestunde hielt, und dem Heiland die Brüder und das Werk Gottes in ihnen anempfahl. Ein Schiff, Irene genannt, welches in Neuyork für die Seereisen der Brüder gebaut worden war, und jetzt 150. derselben unter Johann Nitschmanns Anführung über England nach Nordamerika bringen sollte, hatte ihn wegen des Sturms, der das Annahen der Schaluppen unmöglich machte, nicht mehr aufnehmen können; sie kamen aber beiderseits glücklich in England an. Ein Edikt, welches in Hannover gegen die Brüder, obgleich deren keine dort wohnten, ergangen war, und in England ungünstige Aufmerksamkeit erregte, gab dem Grafen Anlaß, darüber in einem Schreiben an den König einige Vorstellungen zu machen. Die Hauptsache blieb jedoch, in England selbst eine obrigkeitliche Untersuchung der Brüder zu bewirken, wozu irgend eine Petition an das Parlament den schicklichen Anlaß geben mußte. Diese Sache war nicht so leicht abzuthun; sie mußte zuerst unter den Brüdern zur Reife kommen, dann jeder Anstoß der englischen Kirche möglichst vermieden, und endlich im Parlament die nöthige Fürsprache und Stimmung gewonnen werden. Das erste wurde durch eine Provinzialsynode gefördert, wo man die Sache gründlich besprach, für

das zweite dienten dem Grafen ſeine ſchon beſtehenden Bekanntſchaften, zu dem dritten war beſonders der Generallieutenant Oglethorpe behülflich, ein vieljähriges Parlamentsglied, und den Brüdern gewogen, die er in Nordamerika genau kennen gelernt hatte. Nach dem Rathe dieſes und andrer geſetzkundigen Freunde wurde dem Hauſe der Gemeinen eine Petition der Brüder um Freiheit von Eid und Waffendienſt durch den General eingereicht, der ſie durch eine ausführliche Rede unterſtützte; zwar drang ein angeſehenes Mitglied in einer heftigen Gegenrede auf Abweiſung der Petition, allein fünf andre Mitglieder vertheidigten ſie, und das Haus übergab ſie einem Ausſchuſſe von mehr als 40. Mitgliedern, unter welchen auch jener Gegenredner war, zur gründlichen Unterſuchung. Zinzendorf hatte als Advokat der Brüder die Obliegenheit, dieſe Verhandlung zu leiten, allein er wollte und konnte nicht perſönlich darin auftreten, ſondern bevollmächtigte fünf des Engliſchen vollkommen mächtige Brüder, unter welchen auch der Freiherr von Schrautenbach war, denen er Tag für Tag das Nöthige angab, auf die Fragen des Ausſchuſſes zu antworten. Das Ergebniß fiel ganz nach Wunſch aus, der Ausſchuß berichtete günſtig, die Petition wurde in eine Bill verwandelt, als ſolche nochmals einem Ausſchuſſe

von 70. Mitgliedern übergeben, und ging darauf im Unterhause einmüthig durch. Größere Schwierigkeiten waren im Oberhause zu gewärtigen, der alte Bischof von London, Doctor Sherlock, wollte sich der Bill entschieden widersetzen, und Zinzendorf schrieb deßhalb an den Bischof von Lincoln, welcher deutsch konnte, er möchte eine Unterredung zwischen ihm und jenem Bischofe vermitteln; allein die übrigen Bischöfe hatten in einer gehaltenen Versammlung schon beschlossen, für die Brüder zu stimmen, und nach Einsicht des dem Unterhause erstatteten Berichts gab auch Doctor Sherlock seinen Widerspruch auf. Zwar sprachen mehrere Lords entgegen, und namentlich der Großkanzler, welchem Zinzendorf sogar schrieb, er wolle, bei so wichtigen Anständen, lieber die Sache zurücknehmen, da der eigentliche Zweck, die Untersuchung der Brüderkirche und ihrer Lehre und Verfassung, schon erreicht sei, allein der Großkanzler wünschte nur einige Ausdrücke abgeändert, und nachdem dies geschehen, wurde die Bill einstimmig angenommen, darauf, der Veränderungen wegen, von dem Unterhause nochmals gutgeheißen, und endlich durch die Königliche Bestätigung am 6. Juli 1749. zur Parlamentsakte erhoben. Die Brüder wurden als Mitglieder einer alten evangelischen bischöflichen Kirche

anerkannt, von Eidleistung, sofern sie ihnen bedenklich erschiene, befreit, eben so vom Waffendienste ganz und vom Antheil an den Geschwornengerichten in peinlichen Fällen. Die Erlangung eines solchen Anerkenntnisses, und auf solchem Wege einer öffentlichen und großartigen Staatsverhandlung, war der wichtigste weltliche Vorschritt, welchen die Brüdersache bis dahin gemacht; sie stand nun in den Reichsgesetzen eines Landes, wo die Gesetze alles, und keinem leichten Wechsel unterworfen sind, gründlich fest; während anderswo die noch so große Beschützung und Gunst widerrufbar von jedem neuen Zufall abhängig erschien. Die Wirkung dieses Erfolges zeigte sich alsbald bedeutend; an vielen Orten in England, Schottland und Irland und in den nordamerikanischen Pflanzungen lud man die Brüder zu Niederlassungen ein, deren auch einige zu Stande kamen, in England besonders nahm die Gemeinde einen neuen Schwung, der auch günstig auf das Festland zurückwirkte. Zinzendorf suchte den guten Eindruck zu verstärken; er hatte mit den Bischöfen von London und Lincoln freundliche Unterredungen, schrieb in englischer Sprache eine Darlegung der Lehre und Verfassung der Brüder, und bereiste die Gemeinden, die sich im Lande schon sehr vermehrt hatten, besonders in Yorkshire, wo Fulneck

als ein bedeutender Brüderort heranwuchs. Nicht unwichtig war auch in Bezug auf dies Gedeihen der Brüderſache in England, daß der engliſche Biſchof von Sodor und Man ſich entſchloß, die Leitung des durch das Ableben des Oberhofpredigers Cochius erledigten reformirten Tropus zu übernehmen.

Seiner Hausgemeinde, welche durch ab- und zugehende Pilger, beſonders auch durch das Verweilen vieler nach Weſtindien, Nordamerika und Grönland abzufertigenden Heidenboten, zeitenweiſe ſehr anſehnlich war, widmete der Graf ungewöhnliche Fürſorge. Nicht nur arbeitete er, wie immer, mit eifrigſtem Antheil für den Seelenzuſtand der Einzelnen und den ſegenreichen Gang der Geſammtheit, zu deſſen beſſerer Führung und Berathung er, außer ſeinen Reden, Bet- und Singeſtunden, auch noch eine beſondre Hauskonferenz einrichtete, ſondern auch auf das Aeußere erſtreckte ſich die Sorgfalt, es ſollte den ihn umgebenden Pilgern auch in dieſer Beziehung an nichts fehlen, und eine gewiſſe Strenge und Aermlichkeit, welche bisher bemerkbar geweſen, wich einer minder einfachen und reichlicheren Lebensweiſe. In der Kleidung entſtand auch eine merkliche Aenderung, ſie wurde reicher grade dadurch, daß man ſie vereinfachen wollte; denn bis-

her hatte sich jeder, wiewohl ohne Prunk, doch nach Gewohnheit seines Standes getragen, jetzt wünschte Zinzendorf diesen Unterschied aufgehoben; man wählte daher eine mittlere Tracht, zu welcher zwar einige Brüder und Schwestern aus ihrer bisherigen um vieles hinabstiegen, die große Mehrzahl aber bedeutend herauf, und das Ganze mußte sich daher ungemein erhöht darstellen. Offenbar wirkte hier der Anblick und die Berührung der geordneten englischen Lebensart der Mittelklassen ein, deren Ehrbarkeit und Bildung dort mehr als anderswo mit einem gewissen Wohlstand und Aufwand in Verbindung steht. Seine Hausversammlungen mußte er gegen den allzu großen Zulauf bewahren; nicht geringer war der Drang zu den deutschen Predigten, welche er in der Brüderkapelle hielt, und die unmittelbar darauf ein Bruder in englischer Sprache genau wiederholte. Außer diesen bestimmten Beschäftigungen suchte Zinzendorf in dieser Zeit gern einsam zu bleiben, wozu mancherlei Ursachen beitrugen. Er bedurfte, und grade im Glück am meisten, des stärkenden Umgangs mit dem Heilande, ohne welchen er sich gebeugt und verlassen fühlte; nur mit dieser stets erneuten Kräftigung konnte er zu den vielen und wechselnden Arbeiten, die er betrieb, getrost hervortreten. Aber auch Trübsale

machten ihn dieſer Stärkung jetzt ſehr bedürftig. Briefe aus Deutſchland gaben ihm zum erſtenmale deutliche und umfaſſende Einſicht des Uebels, welches im Stillen das Innere der Gemeinde durchwuchert hatte, und ihr eine gränzenloſe Verwilderung drohte. Die ausſchweifenden Spiele der Einbildungskraft, die ſchwächliche Tändelei und das kindiſche Weſen mit dem Heiland, welche ſich im Herrnhaag erzeugt hatten, waren auf den Gipfel der Albernheit geſtiegen; in erſchreckender Weiſe enthüllte ſich plötzlich das Verderben durch eine Menge von Thatſachen, in welchen die Frömmigkeit zum Unweſen geworden ſchien. Zinzendorf hatte vieles dieſer Art ſchon gewußt, einiges ſelbſt verſchuldet, aber das Uebel nie ſo arg und die Heilung deſſelben ſchon im Zuge geglaubt. Jetzt wurde ihm zum erſtenmal kund, was alles ihm bisher entgangen, und noch in vollem Fortſchritte begriffen war. Erſchrocken ſchauderte er vor dem Bilde zurück, das ihm nun in unläugbarer Wahrheit die Augen traf. Schnelle und entſchiedene Abhülfe, das war klar, mußte verfügt werden. An der Spitze dieſer Verirrung, welche in ſolcher Uebertreibung der Graf nicht mehr als ſein eigne anſehn konnte, ſtand ſein Sohn Chriſtian Renatus, den er ſogleich zu ſich nach London berief. David Nitſchmann dagegen

mußte nach Deutschland eilen, um alle Gemeinden zu besichtigen, das Unwesen überall zu erforschen und möglichst auszurotten. Der Sohn kam an, erfuhr die Strenge des Vaters, aber auch dessen Liebe, und gab willig dem andern Wege sich hin, auf den man ihn jetzt umlenkte. Zinzendorf selbst aber gerieth in große Beklommenheit; er konnte die Quelle jener Schwärmereien nicht so ganz, und selbst ihre Wirkungen nicht alle gleichmäßig verdammen, auch schien derselbe Fall bei dem Einen zu entschuldigen, bei dem Andern nicht; einzelne Thatsachen sprachen seine Milde an, andre regten unmittelbar seinen ärgsten Zorn auf. In diesem Gedränge, da er nicht hoffen konnte, sein inneres Gefühl mit äußerer Gerechtigkeit in Einklang zu bringen, wählte er sich eine sonderbare Zuflucht. Er verschloß sich allen weiteren Mittheilungen, mied alle darauf hinlenkenden Gespräche, und wies mit Unwillen die näheren Anzeigen von sich, die man ihm geben wollte, er behauptete nachdrücklich ein völliges Ignoriren. Sein Betragen in dieser Hinsicht war auffallend und unbegreiflich, er verweigerte schlechterdings jede Aufklärung, und gerieth darüber in dauernden Zwist mit einigen Brüdern, welche die Sache gründlich durchzuarbeiten wünschten, aber er wollte lieber den Seinigen ein Räthsel und von

ihnen mißbeurtheilt sein, als einen Gegenstand anrühren, der sein Inneres zerriß, und bei dem er eben so sehr seine Milde wie seine Strenge fürchtete. Für das Allgemeine hatte er die nöthigen Maßregeln angeordnet, die Sichtung war eingeleitet, das Einzelne in diesem betrübten Wirrwesen wollte er dem Heiland und dessen Fügung anheimstellen, wobei das Gute schon ohne menschliches Zuthun in jedem am sichersten würde gerettet und das Schlechte zerstört werden. Und in der That, es scheint, daß Zinzendorf in diesem bedenklichsten Falle nicht klüger hätte handeln können.

Inzwischen waren gute Nachrichten aus Westindien eingegangen, wo Johannes von Watteville und Benigna mit gutem Erfolge wirkten. Aus Sachsen kam die Versicherung, daß der König das Dekret zu Gunsten der Brüder nun wirklich erlassen habe. Leonhard Dober traf aus Liefland ein, und als David Nischmann von seiner Besichtigung der Gemeinden aus Deutschland wiederkehrte, wurde Dober dahin abgesandt. Die dortigen Liedersachen enthüllten sich immer mehr in ihren ungeahndeten Fortschritten, allein sie waren bereits in der Umkehr und ließen völlige Heilung hoffen. Als darauf Johannes von Watteville aus Amerika zurückkam, wurde auch dieser nach Deutschland geschickt,

um die Gemeinden zu bereisen, und die Reinigung derselben zu vollenden. Bei allen diesen Maßregeln verharrte Zinzendorf aber dennoch in der angenommenen Stellung, und wollte hinsichtlich dieser Angelegenheit nichts Näheres mehr vernehmen, noch gesprächsweise äußern, sondern stritt gegen alles, was man ihm dieserhalb aufdringen wollte. Seiner Thätigkeit fehlte es während seines fortgesetzten Aufenthalts in England nicht an andern Gegenständen. Eine Synode im September 1749. zu London, hauptsächlich dem Gemeindegang gewidmet, eine andre im Juni 1750. ebendaselbst, auf welcher unter andern die Stellung der Gemeinde gegen ihre und des Grafen persönliche Widersacher besprochen wurde, mannigfache Berathungen wegen einzelner Gemeinden, dabei die Geschäfte des Syndikats und der Diakonie, und zwischen allem diesen immerfort die eifrigste Besorgung der Seelen, die täglichen und öfteren außerordentlichen Andachten und Reden, ungerechnet den stets zunehmenden Briefwechsel und den unvermeidlichen Umgang mit Personen, deren Bekanntschaft wichtig war, dies ungefähr bezeichnet den Kreis von Beschäftigungen, von welchen Zinzendorf sich nicht ablösen konnte. Zwar äußerte er wiederholt den Wunsch, alle seine Aemter niederzulegen, und von der Leitung der Ge-

meinde zurückzutreten, womit die meiſten Feindſeligkeiten, wie er glaubte, da ſie hauptſächlich auf ſeine Perſon gerichtet wären, gegen die Brüder von ſelbſt wegfallen würden; auch ſei nur die Predigt des Evangeliums ſein wahrer Beruf, meinte er, nicht aber das Syndikat noch die Diakonie, zu deren Geſchäft er wenig tauge; und in der That zeigte er ſich beſonders der letzteren Aufgabe nicht gewachſen, indem er weder die nöthige Kenntniß des bürgerlichen und gewerblichen Lebens, der Bedürfniſſe und Hülfsquellen, der vortheilhaften und nachtheiligen Wege deſſelben hatte, noch in dieſen Verhältniſſen ein richtiges Maß vorausbeſtimmen, oder das beſtimmte, bei aller Sparſamkeit, die er ſich zum Geſetz gemacht, mit erforderlicher Strenge feſthalten konnte; gleichwohl hätte ihn auch in dieſem Amte nicht leicht jemand zu erſetzen vermocht, ſein Eifer, ſeine Selbſtaufopferung, ſein eignes bedeutendes Vermögen, und das große Zutrauen, welches er nach allen Seiten einflößte, gaben ſeiner Verwaltung in zahlreichen Fällen Nachdruck und Hülfe, wie ein noch ſo gründlicher Kenner und Rechner ſie ſchwerlich finden konnte; auch war die Gemeinde von der Ueberzeugung durchdrungen, daß ſie ſeiner nicht entrathen könne, und er fühlte ſelbſt, daß er, wenn auch ſonſt für jene Geſchäfte gar nicht der

rechte Mann, doch unter dieſen Umſtänden noch unentbehrlich ſei, und ließ ſich daher gefallen, die bis dahin getragene Laſt auch ferner noch zu tragen. In der Einſamkeit von Ingatſtonehall, einem Landſitze, den er eine halbe Tagereiſe von London gemiethet hatte, und wohin er ſich bisweilen zurückzog, bearbeitete er unter andern auch vielfache Verzeichniſſe, ſowohl der Orte, Gemeinden, Chorhäuſer, Kirchen und Anſtalten der Brüder, als auch der Perſonen, welche bisher dem Dienſte der Gemeinde auf irgend eine Art vorgeſtanden, ja auch ſolcher, die, ohne zur Gemeinde zu gehören, ihr wichtig und werth geworden waren; an dergleichen ſtatiſtiſchen Ueberſichten und Aufzählungen hatte er von jeher beſondere Freude, und die Namenreihen dienten ihm auch zu den Fürbitten, mit welchen er ſein Gebet ausführlich auf alles Einzelne zu heften liebte.

In Sachſen und in England hatte die Brüderſache jetzt unter obrigkeitlicher Gewähr feſten bürgerlichen Boden erlangt, der auf einem anderen Punkt hingegen ihr wieder entſchlüpfen ſollte. Der alte Graf von Yſenburg-Büdingen war im Oktober 1749. geſtorben, und der Erbgraf hatte die Landesregierung angetreten. Die Verhältniſſe von Herrnhaag waren dieſem ſchon längſt ein widriges Augenmerk, und bereitwillig folgte er den Rath-

schlägen, welche die Feinde der Brüder ihm eingaben. Man hatte ihm vorgestellt, die Gemeinde schmälere ihm seine Rechte, und wenn die Sachen so fortgingen, würde Zinzendorf ihn mehr und mehr verdrängen, und sich als Herr des Landes einschleichen. Die Aufkündigung des Darlehns hatte die Erbitterung gegen Zinzendorf vermehrt, und die Brüder ihrerseits trugen durch eitle Reden und unschicklichen Trotz, wie ihre eignen Berichte gestehen, nicht wenig dazu bei, die Sachen zum Aeußersten zu treiben. Die in Druckschriften mehr als je gehäuften Anschuldigungen gegen die Brüder, die Verirrungen, welche in Herrnhaag Statt gefunden, konnten ein strenges Verfahren gegen die Gemeinde leicht beschönigen. Der junge Graf nahm sich vor, die Sache jetzt, da er die Gewalt hatte, scharf anzufassen. Gleich bei der Huldigung, die ihm zu leisten war, verlangte er von der Gemeinde, sie sollte eidlich versprechen, daß sie durch ihre Einrichtung und Verfassung keine Unterthänigkeit unter dem Grafen von Zinzendorf oder den Vorstehern und Aeltesten, die mit ihm zusammenhingen, suchen wollten. Nach mannigfachem hin und her schreiben, beharrte der regierende Graf unter gesteigerten Vorwürfen in seinem Begehren, sie sollten schlechterdings dem Grafen von Zinzendorf und ihren Ael-

testen und Leitern absagen, die Brüder dagegen weigerten sich standhaft, und baten um Untersuchung und Gelegenheit sich zu verantworten, jedoch vergebens, denn es hieß, die Sachen wären durch öffentliche Streitschriften hinlänglich aufgeklärt. Endlich erschien am 18. Februar 1750. ein landesherrliches Patent, welches den Einwohnern von Herrnhaag, die sich von dem herrnhutischen Wesen lossagen wollten, Freiheit zu bleiben und Schutz versprach, allen denen aber, welche dies verweigerten, binnen drei Jahren auszuwandern befahl. Zinzendorf, von den frühern Vorgängen benachrichtigt, hatte durch ein Schreiben aus London sich dem regierenden Grafen zu einem freiwilligen Verlassen des Herrnhaags unter billigem Abkommen erboten, allein dieses gewaltsame und vertragswidrige Verfahren schnitt alle Unterhandlung ab, und eine Gemeinde, welche noch vor kurzem sorglos den luftigsten Tändeleien nachgehangen, mußte plötzlich in härtester Prüfung zu wirklichster Sorge für Boden und Fach übergehen! Aber hier trat der gute Grund der Brüder sogleich klar und fest aus jeder Umdämmerung hervor. Wohlmeinende Fremde riethen zwar, die Brüder sollten ihr gutes Recht behaupten, und es fehlte nicht die Wahrscheinlichkeit, dasselbe glücklich durchfechten zu können; andre Wege der Vermittelung schienen auch nicht ganz verschlossen; allein

allein die sämmtlichen Einwohner des Herrnhaags, durch den Bischof Johannes von Watteville, der grade zu diesen entscheidenden Tagen aus London angelangt war, glücklich geleitet und gestärkt, faßten den Entschluß, zu schweigen und zu leiden, verwarfen das Anerbieten der Regierung, und schickten sich sofort an, ihre Wohnungen, Werkstätten und Nahrungen zu verlassen. In den ersten drei Tagen machten 90. ledige Brüder sich auf den Weg nach Pennsylvanien. In kurzen Fristen folgten andre, die theils nach Sachsen und Schlesien, theils nach Holland und England abzogen, die Kinderanstalten wurden nach der Lausitz, nach Ebersdorf und andern Orten bestimmt, und es zeigte sich, daß der vor kurzem noch blühende Ort schon vor der festgesetzten Zeit ganz geräumt sein würde; der Verlust an liegender und fahrender Habe, welcher bei dem schnellen Aufbruch unvermeidlich war, indem die Häuser gar nicht, manches nur zu geringsten Preisen verkauft werden konnte, schien den Brüdern gar nicht in Betracht zu kommen. Um so mehr war der Graf von Büdingen durch diesen Erfolg seiner Maßregeln betroffen, und seine anwohnenden Unterthanen, ihrer noch vor kurzem gegen die Brüder beim Reichskammergericht geführten Klagen uneingedenk, jammerten laut über einen Abzug, der

auch ihren Wohlstand empfindlich verletzen mußte. Nun erhob sich die Beschuldigung, die Vorsteher der Gemeinde wirkten durch Drohungen und falsche Versprechungen auf die Leute, und verführten oder zwängen sie wider Willen zum Auswandern; jeder Einzelne wurde nun von der Gräflichen Behörde befragt und geprüft, und auf alle Weise zum Bleiben ermahnt, allein vergebens, die Auswanderung blieb im Zuge, fremde, zum Theil vornehme Personen, kamen nun erst um Aufnahme bittend nach Herrnhaag, und begehrten mit auszuwandern; über 470. Köpfe zogen gleich im ersten Jahre wirklich ab. Nur Ein Mann, durch Anerbietungen verführt, sagte sich von der Gemeinde los und wollte in Herrnhaag bleiben, aber zur Beschämung der Behörde fühlte er bald Reue, bat die Brüder um Verzeihung, und ergriff ebenfalls den Wanderstab.

Als Zinzendorf in London die ausgebrochene Verfolgung erfuhr, war er anfangs tief betrübt, bald aber, als die Gemeinde sich so herrlich bewährte, empfand er die freudigste Beruhigung, und hielt sich überzeugt, daß der Heiland den Brüdern durch solche Schmach nur himmlische Gnade sende, und nach so vielen zweifelhaften und mißlichen Vorgängen die denn doch wohl zu hart beschuldigte Gemeinde durch die sprechendste Thatsache in wah-

rem Lichte zeigen wolle. Seine Gemahlin, welche dieſe ſchweren Tage im Herrnhaag miterlebt und keine ſchonende Behandlung erfahren hatte, und ſein Schwiegerſohn, der als ein würdiger Jünger des Heilands erſchienen war, brachten ihm nach London den genaueſten Bericht. Die Sorge für das Unterkommen der Ausgewanderten und ihrer ferneren Nachfolger mußte nun in vielfachſte Thätigkeit übergehn; ſie vertheilte ſich zwar auf die ganze Brüdergemeinde, lag aber im Ganzen doch hauptſächlich dem Grafen ob. Er blieb in England, ſowohl der vielen Hülfsmittel wegen, die ihm dort zu Gebote ſtanden, als auch um das Aufſehn und vielleicht den Haß zu vermeiden, welche ſein übrigens unfruchtbares Erſcheinen in Deutſchland jetzt hätte wecken können. Zwar ſchrieb er noch an den büdingiſchen Regierungsrath Brauer mild und verſöhnlich, und erbot ſich ſogar, den Herrnhaag mit andern als den weggezogenen Leuten zu beſetzen, allein ohne Wirkung. Die Auswanderung wurde ſtill und demüthig fortgeſetzt, ohne Aufſehen und Unruhe. Nachdem in England auf der letzten Synode der Gang der Gemeindeſachen nochmals gründlich berathen worden, glaubte der Graf, nach anderthalbjähriger Abweſenheit, doch wieder nach dem Feſtlande zurückkehren zu müſſen. Er nahm von

den Brüdern und Schwestern in London, die er noch Person für Person sprach, liebevollen Abschied, und schiffte sich am 11. Juli in Harwich ein. Sein Sohn und Schwiegersohn begleiteten ihn, die Grä-fin war vorausgereist. Bis zum 1. August blieb er in Zeyst, wo er unter stärkstem Zudrange öffentliche Versammlungen hielt, und reiste dann über Neu-wied, wo der regierende Graf schon längst eine Niederlassung der Brüder wünschte, nach Lindheim und Marienborn, besuchte die im Herrnhaag noch verbliebenen Brüder und Schwestern, die er durch eine Rede tröstend erfreute, setzte dann seinen Weg nach Sachsen fort, und erreichte am 14. August das Schloß Barby, welches den Brüdern bereits übergeben war, und wo seine Gemahlin seiner schon wartete, seine Pilgerbegleitung aber bald nach ihm eintraf. Hier wurde sogleich eine schon vorbereitete Synode gehalten, auf welcher die im Innern der Gemeinde festzuhaltenden Grundideen, die Sichtung der Mitglieder, der Umsturz von Herrnhaag und die fortdauernden Streitschriften gegen die Brüder, zur Sprache kamen. Ueber die Ausschweifungen, welche in Bildern und Wortspielen waren getrieben worden, äußerte er sich unumwunden, verwarf die Meinung, als hingen jene im geringsten mit der Lehre von der Versöhnung zusammen, und ver-

ſprach, ſo lange er Athem habe, ſolchen Verirrungen, die er als Teufelsſchule bezeichnete, kräftig entgegenzutreten. Uebrigens bekannte er, die Brüder und Schweſtern verdienten ſeinen Dank, welche ihm den größten Theil dieſes Unfugs in der Zeit, da ihn die großhennersdorfiſche Kommiſſion und die engliſche Parlamentsverhandlung völlig hingenommen, ſchonend vorenthalten hätten, indem dieſe wichtigen äußeren Angelegenheiten mit der eben ſo wichtigen inneren ſich in ſeinem Denken und Thun nur übel durchkreuzt haben würden. Nach der Synode ſprach er jedes Mitglied derſelben noch beſonders, prüfte auch die dem Seminarium angehörigen Brüder der Reihe nach in einzelner Unterredung, wie er von jeher zu thun liebte. Im Oktober reiſte er dann über Leipzig und Dresden, wo er wegen Barby noch manches verabredete, und kam den 13. nach Herrnhut, wo er in Berathungen, Werken der Andacht und Erbauungen, und vielfachen ſchriftlichen Arbeiten, den ganzen Winter verblieb. Was an Herrnhaag verloren ſchien, wuchs in dem feſtgegründeten Gedeihen Herrnhuts und der vielen neuen Gemeinden in Sachſen, Schleſien, Holland und England, der Miſſionen zu geſchweigen, den Brüdern reichlich wieder zu, und die Gemeinde bewegte

sich auf wogendem Gewinn und Verlust doch im Ganzen höchst gedeihlich vorwärts.

Ehe wir nun der Lebensbahn Zinzendorfs weiter folgen, haben wir seine während der letzteren fünf Jahre sehr bedeutende schriftstellerische Thätigkeit und Wirkung näher anzusehen. Die Streitschriften gegen die Brüder, oder — wie man sie durchaus nennen wollte — Herrnhuter, hatten sich, nach Maßgabe der Ausbreitung der Gemeinde, mitausgebreitet und gesteigert. Sie waren großentheils wahre Schmähschriften, Zeugnisse leidenschaftlichen Hasses und beschränktester Schulgelehrsamkeit, voll grober Verläumdungen und elenden Mißverstandes. Diese Schriften unbeachtet zu lassen, wenigstens einer unmittelbaren Widerlegung sie nicht zu würdigen, war im Allgemeinen Zinzendorfs Grundsatz; doch wurde der Anreiz, dem Falschen das Wahre nicht nur durch That und Wandel, sondern auch schriftlich entgegenzustellen, oft unwiderstehlich, und führte auf den Kampfplatz, um, wenn auch nicht die Gegner selbst, doch ihre Waffen zu treffen. Grade die Geistlichen und Prediger waren es, welche am heftigsten eiferten, und sich nicht scheuten, ihre vor der Welt meist ehrenhaften Namen mit denen der niedrigsten Ausgewiesenen oder Ausreißer zusammenzustellen, welche in der Gemeinde ihre

Rechnung nicht gefunden hatten, und sich, durch verrätherische Mittheilung angeblicher Geheimnisse und Schandsachen, für ihre getäuschten selbstsüchtigen Erwartungen oder vermeintlich erlittenes Unrecht schadlos halten wollten. Von namhaften Männern, unter welchen Bengel, Walch und Baumgarten durch ihr Ansehn, Häntzschel, Winkler, Frörcisen, Fresenius und Andre durch ihre Heftigkeit sich auszeichneten, zählte man schon gegen zwanzig Hauptschriften gegen den Grafen, seine und seiner Anhänger Lehre, Verfassung und Wandel. Einige Verirrungen und Unsicherheiten, welche nicht zu läugnen waren, mußten den Gegnern trefflich dienen, das Tollste und Abscheulichste, was geistlose Bosheit ersinnen konnte, damit zu verknüpfen und wahrscheinlich zu machen. Um nicht diese zum Theil gewichtvollen Beschuldigungen, wenn sie ganz unwidersprochen blieben, zum Nachtheil selbst der bürgerlichen Verhältnisse der Gemeinde werden zu lassen, fühlte sich der Graf im Jahre 1745. gedrungen, eine allgemeine Vertheidigungsschrift herauszugeben; sie führt den Titel: „Die gegenwärtige Gestalt des Kreuzreichs Jesu in seiner Unschuld, das ist, verschiedene deutliche Wahrheiten denen unzähligen Unwahrheiten gegen eine bekannte evangelische Gemeinde entgegen," und stellt, ohne Neu-

nung einzelner Gegner und Schriften, doch mit steter Rücksicht auf sie, eine Reihe von Sätzen auf, welche den Sinn und das Wesen der Brüdersache nach ihren mannigfachen Beziehungen bestimmt aussprechen; eine Anzahl von Briefen, Eingaben und andern Verhandlungsschriften sind als Belege beigefügt. Dieses Buch, mit vieler Wärme und nicht ohne Besonnenheit abgefaßt, machte bei Unbefangenen guten Eindruck. Bald nachher begann der Graf eine Folge von Aufsätzen, worin er, nach Art persönlicher Denkschriften, sich selbst und sein ganzes Treiben mit vertraulicher Offenheit darlegt; das erste und zweite Stück dieser Mittheilungen erschienen zu Ebersdorf, wo sie im December 1746. geschrieben worden; die nach und nach entstehende Folge von zwölf Stücken nebst Beilagen wurden zuletzt in einen Band vereinigt, und unter dem Titel gedruckt: „Ludwigs von Zinzendorf περὶ ἑαυτοῦ, das ist, naturelle Reflexiones über allerhand Materien, nach der Art, wie er bei sich selbst zu denken gewohnt ist.“ Dies ist ohne Zweifel die eigenthümlichste und merkwürdigste Schrift des Grafen, aus der wir deßhalb öfters ganze Stellen hier angeführt haben, besonders über seine frühesten Begegnisse und Gesinnungen. Das Buch ist in der persönlich erzählenden und betrachtenden Weise, wie

es anhebt, leider nicht fortgeführt, sondern lenkt bald in Verhandlung und mitunter in bloße Aufrechnung von Besonderem ein, welches den Antheil des Lesers nicht sehr festhält; und so bleibt uns eines der anziehendsten Bücher, das hier hätte entstehen können, und in der deutschen Litteratur ein wichtiges Denkmal geworden wäre, doch nur zu missen! Von Zinzendorfs Reden an die Gemeinde wurde im Jahre 1746. eine Sammlung herausgegeben, unter dem Titel: „Zweiunddreißig einzelne Homilien;" ferner neun seiner in London gehaltenen Predigten, sodann die in Zeyst an die Synode gehaltenen Reden. Zwei Theile seiner öffentlichen Gemeindereden des Jahres 1747. folgten, dann „Einunddreißig Diskurse über die augsburgische Konfession," welche er dem theologischen Seminarium vorgetragen hatte, endlich noch die gewöhnlichen Loosungsbüchlein, einzelne Aufsätze, Lieder. Mit den Reden und Vorträgen war es nicht immer richtig bestellt, vieles war von ihm selbst nachlässig hingeschrieben, andres von fremder Hand unvollkommen aufgefaßt, alles aber hätte einer genauen Durchsicht und strengen Zurechtstellung bedurft, denn außer dem Willkührlichen, Gewagten und Tändelhaften, was nur allzurichtig der damaligen Meinung und Art des ursprünglichen Verfassers entsprach,

war auch andres Störende vorhanden, was durch Unkunde und Nachläſſigkeit der Gehülfen verſchuldet war. Und die guten Eindrücke, welche dem Kreuzreich und den naturellen Reflexionen etwa folgten, wurden mehr als aufgewogen durch die zahlloſen Blößen und Anſtößigkeiten, welche der Druck aller dieſer Reden einem großen Theile der theologiſchen Leſewelt unvermeidlich darbot. Die Angriffe hörten nicht auf, und wiewohl Zinzendorf ſich in Streitigkeiten nicht einlaſſen wollte, ſo wurde er doch wiederholt auf den Kampfplatz gezogen. Eine Hauptarbeit wurde von Spangenberg theils unternommen, theils veranlaßt; er las alle Gegenſchriften aufmerkſam durch, ſchrieb alle Beſchuldigungen und Anklagen, ohne Verfaſſer und Buch zu nennen, auf einzelne Zettel aus, welchen dann der Graf ſeine bald kürzere bald ausführlichere Beantwortung hinzufügte. Die Schriften Spangenbergs: „Darlegung richtiger Antworten auf mehr als dreihundert Beſchuldigungen," im Jahre 1751. erſchienen, und „Apologetiſche Schlußſchrift, worin über tauſend Beſchuldigungen nach der Wahrheit beantwortet werden," ein Jahr ſpäter herausgekommen, liefern nebſt eignen Aufſätzen, Briefen und andern Beilagen, den ganzen Verlauf dieſer Erörterungen, in welchen, man kann es nicht läugnen, Zinzendorf oft ſehr

gründlich, geschickt und geistreich erscheint. Allein er erschrack doch beim Ueberblick einer solchen Masse von Anklagen und Vorwürfen, und wurde über das arge Mißverstehen seiner Schriften nun selbst bedenklich; er sah viele Schwächen derselben ein, glaubte in vielen Behauptungen zu weit gegangen zu sein, manchen Ausdruck mißbraucht zu haben, und um sich aus aller dieser Verwirrung und Pein mit einemmale zu befreien, erwählte er das große Mittel, öffentlich zu erklären, er wolle sämmtliche Ausgaben seiner bis dahin gedruckten Schriften, als mangelhaft und mancher Erläuterung bedürftig, für das Publikum kassirt haben, und bei künftigen Ausgaben mit Vorsicht und Genauigkeit jede gewünschte Läuterung vornehmen, wobei er freilich bedaure, daß auch die schlichte Natürlichkeit und unbefangene Zuversicht seiner Aeußerungsweise hin und wieder leiden würden.

Mittlerweile ging in Herrnhut alles den besten Gang. Der im Februar 1751. eintretende Tod Christian Davids, des ersten mährischen Ansiedlers in Herrnhut und Führers der ersten Heidenboten nach Grönland, beraubte den Grafen eines erprobten, ungemein thätigen und einflußreichen Mitarbeiters; man pflegte von ihm zu sagen: wir haben nur Einen solchen Mann! jedoch besaß die Gemeinde

in ihrer Mitte genugsame Gaben, um einen solchen Verlust nicht grade als einen Mangel fühlen zu müssen. Zinzendorfs Verlust allein wäre in dieser Zeit noch unersetzlich gewesen. Seine Thätigkeit schien mit den Jahren zu wachsen, und theilte sich auf das zweckmäßigste zwischen den großen weltlichen Geschäften und der inneren Gottseligkeit; zu der letzteren wandte ihn stets der tiefste Herzenstrieb, zu den ersteren riefen ihn Pflicht und Talent. Im April 1751. mußte er nach Dresden reisen, um mit der dortigen Behörde, und mit dem Premierminister Grafen von Brühl selbst, der mit Zinzendorf persönlich wohl den größten Abstich machte, aber den Zusammenhang desselben mit bedeutenden Geldquellen höchlich schätzte, wegen einiger Verhältnisse in Barby bestimmtes Abkommen zu treffen. Hierauf besuchte er Niesky, einen von böhmischen Auswanderern, die man in Herrnhut aufzunehmen nicht gewagt hatte, seit dem Jahre 1742. auf dem Boden eines Herrn von Gersdorf unweit Herrnhut gegründeten Brüderort. Im Mai hielt er wieder in Herrnhut mancherlei Berathung, begab sich im Juni nach Gnadenberg, dann nach Barby, wo das Seminarium und das Archiv von Marienborn und die Knabenanstalt von Lindheim eingetroffen waren, und seiner und seines Sohnes Christian Renatus

besonderen Sorgfalt, die sich der Reihe nach auf jeden Einzelnen erstreckte, theilhaft wurden. Nachdem er auch den öffentlichen Gottesdienst in der Schloßkapelle eingerichtet hatte, reiste er von hier im Juli nach Ebersdorf, wo er von zahlreichen Mitarbeitern umgeben war, denn immer fand sich eine Pilgerschaar zu ihm, theilweise seine Schritte begleitend, theilweise ihnen vorauseilend oder nachfolgend. Er bekannte hier in mehrtägigen Berathungen, daß sein eigentlicher Beruf der Umgang mit dem Worte Gottes und die Sorge für das Heil der Seelen sei; als ein Jünger Jesu werde er diesem Berufe fortan ausschließlich folgen, und alles meiden, was ihn nach andrer Richtung zerstreuen könnte. Er hatte England mit der Absicht verlassen, nach seinem in Deutschland gemachten Besuche dorthin zurückzukehren; denn er fand den Aufenthalt daselbst ungemein günstig, um zwischen den europäischen Gemeinden und den amerikanischen Missionen mitteninne zu stehen, und zugleich die zahlreichen und wichtigen Angelegenheiten der Brüder in England persönlich zu besorgen. Nun schien ihm zweckmäßig, die Oberleitung der Brüdersache auf längere Zeit ganz nach England zu verpflanzen, wo der gesetzliche Schutz, welchen die Brüder erlangt hatten, ihnen zugleich den sichersten Boden

gab. In diesem Sinne waren bereits die letzten Verabredungen in Herrnhut genommen, und hatte jetzt der Abschied in Ebersdorf Statt. Zinzendorf trat am 21. Juli seine Reise an, wollte aber, bevor er das Festland verließ, auch noch die kleine Gemeinde der Brüder zu Montmirail im Fürstenthum Neufchatel besuchen; er kam den 1. August dort an, blieb acht Tage, sprach von der Liebe und Vertraulichkeit zum Heiland, gab sonst Rath und Anleitung, und reiste dann durch Frankreich, wo er sich wenig aufhielt, nach London.

Hier wünschte er sich in großer Stille zu halten, ohne deßhalb seine Erbauungen und Geschäftsarbeiten aufzugeben. Er hielt seine deutschen Predigten wie früher, und seine Hausversammlungen täglich in gewohnter Weise. Seine bisherige Wohnung in Bloomsbury mußte er eines Baues wegen verlassen, und bezog, weil das von ihm gekaufte Haus des Grafen von Lindsey in Chelsea die nöthigen Einrichtungen noch nicht hatte, abermals eine gemiethete Wohnung in Westminster. Er gab hier auf's neue die mündliche und schriftliche Erklärung, daß er seine Aemter insgesammt abgeben, und fortan nur als Jünger Jesu leben wolle. Dies hatte die Wirkung, daß er unter den Brüdern seitdem gewöhnlich nur der Jünger, seine Wohnung das

Jüngerhaus genannt wurde; im Uebrigen aber, da kein Nachfolger für ihn eintrat, auch er selbst sich keinen zu geben wußte, blieben die Geschäfte nach wie vor in seiner Hand. Im September kam Spangenberg mit zahlreicher Begleitung aus Deutschland, um abermals nach Nordamerika mit ihr abzugehen; dieß gab den Grafen Anlaß, sowohl mit diesen Brüdern als mit den Missionssachen im Allgemeinen sich angelegentlich zu beschäftigen. Im Oktober sah er sich zu einer Reise nach Bedford bewogen, um die dortige Gemeinde zu besuchen. Da es ihm ungeachtet seines Wunsches und Bedürfnisses nicht gelingen wollte, im gewöhnlichen Zuge des Lebens zu einiger Ruhe zu kommen, so mußte er sich wohl entschließen, dieselbe durch ernstliche Vorkehrung wenigstens auf einige Zeit zu erzwingen. Seinen Hausgenossen sagte er, der Gemeinde schrieb er, daß er die nächsten zwei Monate sich die Muße nehmen wolle, alles ihm seit dreißig Jahren Begegnete zu überdenken, er habe vieles nachzulesen und mit dem Heilande darüber zu sprechen, hierin dürfe er nicht unterbrochen werden, und er wünsche deßhalb, daß man ihn während jener Zeit ganz als einen Abwesenden ansehen möchte. Man konnte nicht anders als seinem Begehren willfahren; dennoch nicht so völlig, daß er nicht häufig über manche

Dinge befragt worden wäre, über welche er allein Auskunft geben konnte. Man pflegte ihn aber schon längst nicht ohne Noth in dieser Art zu stören, sowohl, weil er in seinen Sinn vertieft oft kaum die Fragen vernahm, und verkehrten oder unsichren Bescheid ertheilte, als auch um der Aengstlichkeit willen, die er im Gebrauche seiner Zeit hatte, denn er pflegte die ganze Fülle obliegender und bevorstehender Arbeiten sorgfältig zu überschauen, und diese nach zugemessenen Zeiträumen im voraus einzutheilen, so daß er nicht nur Monate und Wochen, sondern auch Tage und Stunden auf weithinaus für dieses oder jenes Geschäft als Ziel vormerkte, wobei es denn sowohl durch die Sache selbst als durch äußere Zufälle sehr oft unmöglich wurde, solcher Zeitrechnung zu genügen, und er nicht selten die Nächte zu Hülfe nahm, um das Rückständige, welches er sich meist als ein Versäumtes zur Schuld rechnete, nachzuholen. Mit Thränen beseufzte er dann vor dem Heilande sein vermeintliches Vergehen, und unterließ nicht, sobald er wieder aufathmete, durch neue Vorausbestimmung sich neuen Anlaß zu bereuenden Vorwürfen zu bereiten. So quälte sich der treffliche Mann, seiner bewegten, allen Wellenschlägen der unberechenbarsten Zuströmungen ausgesetzten Lebensart eine Ordnung aufzubürden,

bürden, die kaum für die stillste, den Ereignissen möglichst entrückte Tagesfolge ohne stete Gefahr größerer oder minderer Brüche sich behaupten läßt!

Die Beschäftigung seiner Einsamkeit war nicht besonders fruchtbar; seine Natur wies ihn auf geselliges Wirken an. Vorarbeiten zu einem Gesangbuche für die Brüder rangen in seiner Hand noch zu sehr nach verschiedenen Richtungen; ein Auszug aus der Bibel, welcher alles Wesentliche aufnehmen und nur Unwesentliches und Wiederholungen weglassen sollte, wobei nach früherem, noch immer regem Triebe, auch neue Uebersetzung mancher Stellen nicht glücklich versucht wurde, blieb aus Mangel an Zeit und auch wohl um des Bedenklichen und Schwierigen willen, das in der Sache, lag, mit dem Anfange, der gedruckt erschien, auch schon abgeschlossen. Seine Hausgemeinde jedoch durfte auch während dieser Zeit seine Sorgfalt nicht entbehren; eben so bedachte er stets die Gemeinde der Stadt. Er hielt in dieser Zeit Predigten, welche sich besonders auch durch Kürze auszeichneten, jede dauerte kaum eine Viertelstunde, wie er denn schon immer die Andachten, um Ermüdung und Unaufmerksamkeit zu vermeiden, gern in kürzesten Abschnitten von halben und Viertelstunden wechseln ließ, dagegen die zusammenhängende Folge derselben

auch um so weiter ausdehnte. Im Januar 1752. kamen achtzehn Brüder und Schwestern aus Nordamerika zurück, andre wurden dahin abgesandt, alle nahm der Graf einige Zeit in sein Hays. Die Eingezogenheit öffnete sich so wieder mehr und mehr dem zudringenden Leben, und Zinzendorf mußte wohl einsehen, daß er doch nur den Wogen des Tages sich hinzugeben habe! Bald stand er nach allen Seiten wieder in vollem Verkehr; der Umgang mit einigen Bischöfen der englischen Kirche, mit mehreren Lords, Gelehrten und angesehenen Fremden, hatte seinen Reiz wie seinen Nutzen, der mannigfachste Briefwechsel war nicht abzulehnen, die Geschäfte drangen mit Macht heran. Zwar hatten, nach des Grafen Wunsch, einige Brüder als Beauftragte die Advokatie mit Erfolg übernommen, allein für die Verwaltung der Diakonie bot sich keine solche Aushülfe dar. Die Brüdersache war überall im Wachsen, man durfte sie nicht stokken lassen; ihre Bedienung, die Reisen, Unterrichtsanstalten, Missionen und Kolonien, erforderten große Auslagen; so kaufte die Gemeinde von Lord Granville 100,000. Acres Land in Nordkarolina zum Anbau einer Kolonie; Zinzendorf selbst hatte Ankäufe und Bauten in England unternommen; die Auswandrer von Herrnhaag bedurften mannig-

facher Hülfe; die Zuschüsse waren gering, und die Verlegenheiten fielen alle auf den Grafen zurück; er schaffte Rath, so gut er konnte, lieh an, verbürgte sich, aber der Zustand war besorglich, um so mehr, als in den Verhältnissen selbst ein festes Maß des Bedarfs gar nicht zu ermitteln war; der Sache des Heilands ließ sich kein Budget vorausbestimmen. Auch gehörte wirklich zum Gedeihen der Sache die frohe Zuversicht, das frische Wagen, mit welchem Zinzendorf getrost voranging, und diese Stärke des Vertrauens und Muthes, welche zu jedem möglichen Gewinn ein erfolgreichster Miteinsatz sind, müssen von den Rechnern selbst, obwohl ihren Ziffern entzogen, wenigstens neben diese gestellt werden. Allein Zinzendorfs Vertrauen war nicht so blind noch trotzig, um jedes Verhältniß und jeden Augenblick aus dem Kreise gewöhnlichen Weltlaufs in einen höheren Kreis einer unmittelbar göttlichen Einwirkung zu versetzen, und er fühlte, daß menschliche Klugheit, Einsicht und Sorgfalt auch im Dienste der Vorsehung stehen, und in ihnen dieser versäumt werden könne. Er bemühte sich daher nach besten Kräften, die Sachen zu halten, und einem Ausbruche vorzubeugen; das Erbieten eines fremden Mannes, ihm für die Brüder eine namhafte Summe darzuleihen, wurde dankbar angenommen. Uebrigens aber suchte

er auch die Verwaltung beſſer zu ordnen, wünſchte die allgemeinen Ausgaben der ganzen Brüderſache von denen einer jeden beſonderen Gemeinde genau getrennt, und faßte die Leitung, da er ſich ihr einmal nicht entziehen konnte, nun auch um ſo ſtrenger in ſeine Hand zuſammen, indem er die Brüder neuerdings ermahnte und verpflichtete, fortan nichts Neues ohne ſein Wiſſen und Rathen zu unternehmen, und ihm von dem Stande der Sachen in jeder Gemeinde, außerordentliche Vorgänge ungerechnet, jeden Monat regelmäßigen Bericht zu geben.

Bei ſeinen Arbeiten ging ihm ſein Sohn Chriſtian Renatus bisher treulich zur Hand, und mit ſolchem Eifer, daß er, ohne daß man es wußte, oft ganze Nächte hindurch am Schreibtiſch durchwachte. Dieſen Anſtrengungen erlag ſein durch Ueberreizungen weicher Gefühle ſchon geſchwächter Körper, und er ſtarb zu Ende des Mai's 1752. an der Auszehrung. Der Graf war tief bekümmert über dieſen Verluſt, er mochte wohl auch jetzt in manchen Augenblicken die frühere Strenge zu hart finden, welche er gegen die ſchwärmeriſchen Verirrungen des Sohnes bewieſen hatte. Die Gräfin eilte von Herrnhut nach London, um den ſterbenden Sohn noch zu ſehen, allein in Zeyſt angelangt erfuhr ſie ſeinen Heimgang, und blieb nun wo ſie grade war;

erſt nach vier Wochen ſetzte ſie die Reiſe nach London fort, theilte Schmerz und Liebe mit ihrem Gemahl, und reiſte dann, nach ausführlichen Geſchäftsverabredungen, gegen Ende des Auguſt wieder nach Herrnhut zurück, wo ihre Anweſenheit dringend erfordert wurde. Zinzendorf erhielt durch die hinterlaſſenen Papiere ſeines Sohnes die vielfachſten Zeugniſſe von deſſen inniger Frömmigkeit und glühendem Eifer für den Heiland; in ſeinen Tagebüchern und zahlreichen Liedern fand ſich neben dieſer Geſinnung die tiefſte Bekümmerniß über den Schaden ausgedrückt, den er angerichtet zu haben glaubte, und ſelber kaum verwinden zu können ſchien, obgleich er ſeither alles angewandt hatte, die Verirrten von dem Abwege zurückzubringen. Er wirkte auch in der That mit großem Einfluß auf die Herzen, die ſein liebevolles Zartgefühl ihm aller Orten gewonnen hatte, und um den lieben Grafen Chriſtel, wie man ihn nannte, floſſen viele Thränen. Allein Zinzendorf mußte bald gewahr werden, daß in den Aufſätzen und Liedern ſelbſt, worin der Verſtorbene jener Richtung abſagte, noch vieles von derſelben zu finden war, und daß im Grunde, bei veränderter Stellung des Gegenſtandes, die gleiche Gefühls- und Einbildungsweiſe unverändert fortgedauert hatte. Noch deutlicher trat dies hervor, als er, im theuren

Andenken seines Sohnes, auf einige Zeit die Leitung der von diesem bisher geführten Chöre der ledigen Brüder in allen Gemeinden nun selbst zu übernehmen anfing. Das Spielende und Tändelnde der Ausdrücke zeigte sich hier noch keineswegs verbannt, und Zinzendorf, der endlich alle Arbeiter dieser Chöre zu einer Synode nach London berief, mußte seinerseits, indem er diese Art eifrig verwerfen wollte, ihr doch selbst einigermaßen nachgeben, und auch er fiel in seinen Liedern und Reden in manche Wendung zurück, die er schon mißbilligt hatte, und die auch jetzt eher Gebrauch als Billigung finden konnte, indem kindliche Neigung arglosen Gefühls und einsichtiges Urtheil prüfenden Verstandes friedlich nebeneinander gingen. Vielleicht hat grade diese halbe Nachgiebigkeit, wenn sie auch gar nicht so beabsichtigt war, dem Unwesen ein schnelleres Ende gebracht, als irgend eine folgerechte Strenge es vermocht hätte, denn in der That mußte sich allmählig der Hang zu einer Sache verlieren, welche keinen Reiz des Widerstandes wecken konnte, weil sie genug geduldet war, und doch keinen Reiz der Aufmunterung fand, weil ein ausgesprochener Tadel sie fortwährend traf.

Im folgenden Jahre 1753. brach ein Unheil, welches unter allem Bemühen der Abwehr doch nur

gewachsen war, unaufhaltsam aus. Einige Brüder, vermögende Kaufleute, hatten den Diakonen ansehnliche Summen dargeliehen, welche sie schleunigst wiederfordern mußten, da sie durch einen betrüglichen Bankrott unerwartet selbst in's Gedränge kamen. Als dies verlautete, säumten auch die andern Gläubiger nicht, deren Zahl sich nun bedeutend genug zeigte, die Diakonen sahen sich von allen Seiten bestürmt, und hatten keine Zahlungsmittel. In Gefahr, sich zahlungsunfähig erklären zu müssen, was nicht ohne den unersetzlichsten Schaden der Brüdergemeinde geschehen konnte, wandten sie sich an den Grafen, welchen zugleich jene Kaufleute und von den fremden Gläubigern die Freundgesinnten lebhaft angingen, durch seine Vermittlung ein Abkommen zu bewirken. Zinzendorf war über die Größe des Unheils betreten, er hatte die Diakonen eingesetzt, vermeintlich geleitet, aber freilich die Geldgeschäfte ihrem Gutdünken überlassen, und sie waren weiter gegangen, als er es genehmigt haben würde; was begegnet war, sah er demnach als seinen Fehler an, und machte sich über seinen Mangel an Aufsicht bittre Vorwürfe. Wiewohl er seine Mittel jetzt selbst nicht übersehen konnte, da mancherlei Schulden, Bürgschaften und Verpflichtungen schon auf ihm lasteten, vielerlei Ausgaben voraus-

bestimmt und auf manche Einnahme nicht sicher zu rechnen war, so entschloß er sich doch schnell, ungeachtet der ernstlichen Abmahnung eines angesehenen Rechtgelehrten, der die Sache allzu bedenklich fand, und schrieb an die sämmtlichen Gläubiger, er übernehme die ganze Schuld, und wolle sie fristweise abzahlen, inzwischen aber verzinsen. Jener Rechtsgelehrte wurde durch die großmüthige und gottvertrauende Handlung des Grafen so gerührt, daß er mit Thränen die Gläubiger zum Vergleich ermahnte; die meisten willigten ein, nur einige derselben, welche den Brüdern größeres Unheil wünschten, wollten keine Bedingungen annehmen, sondern gleich und voll bezahlt sein; alle Vorschläge und Bitten waren fruchtlos, aber die Kraft der guten Sache bewies sich nur um so glänzender, da grade hiedurch andre freundlichgesinnte Gläubiger bewogen wurden, aus eignen Mitteln jene hartherzigen zu befriedigen, und den Vergleich nur um so günstiger zu stellen. Aber auch bei diesem Abkommen dauerte die Verlegenheit noch lange fort, die Verwirrung und Hülflosigkeit kam immer auf neuen Seiten hervor, erwartete Summen blieben aus, versuchte Schritte mißlangen, fest und unwandelbar stand nur das zu Leistende; schon war eines Tages Zinzendorf bedroht, ins Gefängniß abgeführt zu

werden, als noch zu rechter Zeit die Post, früher als gewöhnlich eintreffend, ihm die nöthige Summe brachte. Die Schuldennoth war eine schwere Prüfung der Brüder, in welcher nicht alle so bestanden wie Zinzendorf, den sie doch am härtesten traf. Als die Aussichten am meisten verdunkelt waren, und fast kein Durchkommen mehr zeigten, da wurde er wieder ganz freudig und zuversichtlich; wo die menschliche Klugheit völlig ausging, da vertraute er um so hingegebener der Hülfe des Heilandes. Gegen sich selbst war er in dieser Sache ungemein hart; er berief die Aeltesten der Gemeinde zu sich, und bekannte ihnen mit vielen Thränen sein Verschulden, daß er nicht besser Aufsicht geführt, und sein Amt so übel verwaltet habe, er verlangte, sie sollten ihn, wie er verdient, aller seiner Aemter entsetzen, und dies allen Gemeinden anzeigen. Ihm wurde nun zwar keineswegs hierin willfahrt, allein er benahm sich seitdem als ein seines Amts einstweilen Erledigter, und ertheilte zwar den Aeltesten auf Befragen seinen Rath, ordnete aber selber nichts an, und redete während einiger Zeit sogar in seiner Hausgemeinde seltner. Der gewohnte Gang erlitt dadurch keine Störung, der lebendige Einfluß war vorhanden, auf die Form kam es weniger an. Schon die Pilgerreisen und Missionssachen, von

denen er sich nicht ablösen konnte, hielten den Grafen regsam; es fand darin ein beständiger Wechsel Statt, und namhafte Dinge wurden unternommen. Johannes von Watteville, der bereits Vater geworden, hatte eine Besichtigungsreise nach Grönland gemacht; ein Bruder Hokker versuchte als Arzt in Aegypten und Abyssinien der Sache des Heilands neue Wege zu bahnen; Spangenberg reiste mit dem Brüderschiff Irene zwischen England und Amerika her und hin. Lindseyhouse, wo der Graf jetzt wohnte, war der Mittelpunkt all dieses Verkehrs, die Pilger nahmen ihre Wohnung hier, und blieben oft längere Zeit, auch kamen alle Berichte an den Grafen. Uebrigens war seine neue Wohnung ganz für den Zweck eingerichtet, daß die Oberleitung der gesammten Brüdergemeinde hier nach Zeit und Umständen ihren Sitz haben könnte; große Säle zu Andachten und Berathungen fehlten nicht, viele Gastzimmer waren eingerichtet, eine Kapelle, ein Gottesacker, und außer den nöthigen Schreibanstalten auch eine Buchdruckerei. Eine Synode wurde hier gehalten, bei welcher, weil Zinzendorf ihn durchaus ablehnte, den Vorsitz Leonhard Dober übernehmen mußte. Die große Demuth des Grafen schloß aber keineswegs seinen freiesten Antheil an den Verhandlungen aus, er

ſtrafte ſich ſelbſt ohne Schonung, aber auch Andre ohne Scheu, ja bisweilen gerieth er in ſo heftigen Eifer, daß er nachher tagelang Reue darüber hatte. In ſeinen Predigten drang er auf die Liebe zum Heilande, auf kindliches Vertrauen zu ihm, und auf Abwendung von Dünkel und Eitelkeit. Seine Ausdrücke fielen hiebei oft ſo zärtlich und kindlich aus, daß man wohl ſehen konnte, die verrufenen Lieder wirkten in ihm noch fort. In der That hatte er ſich ſeit einiger Zeit vorzugsweiſe mit der Auswahl eines Geſangbuchs beſchäftigt, und den erſten Theil deſſelben in London unter dem Titel: „Alt- und neuer Brüdergeſang" im Jahre 1753. drucken laſſen; er enthielt über 2000. Lieder, ältere, neuere, überſetzte, bearbeitete. Zehn Brüder wurden beauftragt, das Buch zu prüfen, an welchem ſie nichts Erhebliches auszuſetzen fanden. Im folgenden Jahre kam der zweite Theil heraus, über 1000. neuere, beſonders eigne Lieder des Grafen enthaltend, und obgleich er den Willen gehabt, alles im Ausdruck Bedenkliche, Spielende und Ungewöhnliche ſorgfältig wegzulaſſen, ſo war ihm dies doch ſo wenig gelungen, daß vielmehr neues Aergerniß daraus entſtand, und er das ganze Buch in der Folge preisgab. Auch an einem engliſchen Brüdergeſangbuch half er thätig arbeiten, ſammelnd und

übersetzend. Um der großen Fluth von Schmähschriften zu begegnen, welche jetzt in England, größtentheils aus dem Deutschen übersetzt, gegen die Brüder hervortraten, ließ er einige, früher deutsch verfaßte, wahrhafte Nachrichten über die Brüder jetzt in englischer Sprache drucken.

Nach so viel Spannungen und Stürmen befiel den Grafen im Anfange des Jahres 1754. eine Krankheit; sie hinderte ihn nicht, auch in Geschäften noch Rath zu ertheilen, und sie begünstigte seine Hinwendung zu dem Heiland, in dessen Umgang er die angenehmsten und seligsten Stunden genoß. Er überdachte mit innigster Rührung die Gnade, welche der Gemeinde doch unter so drohenden Erschütterungen zu Theil geworden, und hielt zum Danke dafür, als er genesen war, mit seiner Hausgemeinde ein feierliches Gebet und Liebesmahl. Förderſamſt betrieb er darauf, gewarnt durch die Uebel, deren Wiederkehr abzuwenden war, eine bessere Anordnung der Diakonie, setzte eine neue Behörde ein, und trennte so viel als möglich die Verwaltungen der Gesammtheit und der besonderen Gemeinden, so wie der einzelnen Anstalten; auch die Missionen erhielten ihre eigne Diakonie. Seine Berathungen dieser Art fanden eine große Stütze an seiner Gemahlin, die wieder von Herrnhut auf einige Mo-

nate nach London kam; in andern Angelegenheiten stand ihm vorzüglich Johannes von Watteville bei, welcher die deutschen Gemeinden besichtigt hatte, und ihm von allen Sachen Bericht ertheilte. Er selbst machte im Juni eine Reise zum Besuche der Brüdergemeinden durch England. In Bristol entstand eine neue Gemeinde, deren Theilnehmer schon längst den Brüdern angehört hatten. In Fulneck wurde Grundbesitz erworben, an anderen Orten anderes eingerichtet. Ueberall hielt er Musterung und Anreden, jetzt auch in englischer Sprache, an die Chorabtheilungen, die Gemeindearbeiter, an jeden Einzelnen, in Fulneck nach einander an mehr als 1200. Personen. An diesem Orte geschah es, daß er in der Singstunde nach dem abwesenden Organisten John Worthington fragend erfuhr, derselbe liege in den letzten Zügen, darauf ihn besuchte, von ihm die Hoffnung bald bei Christus zu sein vernahm, aber dagegen ihm erklärte, er hätte ihn noch gern auf den Gemeindesaal bei der Orgel, dann hinzutrat, dem von heftigem Husten Befallenen die Hand segnend auflegte, und hierauf wegging; der Kranke fiel in tiefen Schlaf, erwachte gestärkt, spielte am dritten Tage die Orgel wieder, genas völlig, und lebte noch über zwanzig Jahre. Bei solchen Wirkungen, deren die Brüder doch mit heimlicher

Freude zu sehr gedenken mochten, lange zu verweilen oder sie besonders hervorzustellen, verbot das richtige Gefühl Zinzendorfs, welches, die Gefahren des furchtbaren Abweges ahndend, in diesem Betreff ernstlich jede Spielerei mied. Auf einer Synode im November 1754. wurde John Gambold, bisheriger Prediger der Gemeinde in London, zum Bischof erwählt und eingesegnet, da es bei der Vermehrung der Brüder in England angemessen erschien, daß diese Würde daselbst bleibend besetzt wäre. In seinen Predigten und Reden fuhr Zinzendorf mit Eifer fort, auf den Kern aller Frömmigkeit, auf die Reinheit des Herzens und die Liebe zum Heilande zu dringen. Von den Streitigkeiten, von welchen die Brüdersache noch stets umgeben war, suchte er sich möglichst abzuwenden; er bekannte übrigens, daß er darin häufig gefehlt habe, bald zu nachgiebig, bald wieder — wie namentlich gegen die beiden Wesley — zu streng, und durch seine Aeußerungen über die Dreieinigkeit Ursache zu vielen Mißverständnissen gewesen sei; man solle überhaupt, meinte er, in die Geheimnisse der Gottheit nicht eindringen wollen, sondern vor allem sich an des Heilands Person und Verdienst halten. Ein kleines Gesangbuch, ein Kinderbüchlein, und Liturgieen und Litaneien zum Gebrauch der Gemeinde,

gingen in dieser Zeit aus seiner frommen Stimmung hervor; dieser, auf herzählendes Vergegenwärtigen gerichteten Stimmung war auch verwandt, daß er die Namen der im Dienste des Heilands heimgegangenen Brüder, ferner die Namen aller Liebhaber Jesu nach der Folge der Jahrhunderte, an die Saaleswände schreiben ließ, und dem Ueberblicke dieser Reihen gern erbauliche Betrachtung verknüpfte. Von dieser, unter solchen friedlichen Arbeiten ruhiger hingegangenen Zeit schrieb er: „Es ist dieses Jahr 1754. ein stilles liturgisches Jahr gewesen, ein Jahr eines besondern Umgangs mit dem Heiland. Viel Erfahrungen; viel Verheißungen; viel Lektionen."

Seit beinahe viertehalb Jahren ohne Unterbrechung befand sich nun Zinzendorf in England, eine für sein bisher so wechselvolles Leben ungewöhnliche Stätigkeit. Aber endlich riefen Holland und Deutschland um so stärker den so lange Abwesenden in ihre Mitte zurück, als die Nothwendigkeit seiner nachhelfenden Hand überall gefühlt wurde. Zwar gedieh aller Orten die Brüdersache, der Gang der inneren Seelenarbeit wie der Zustand der äußeren Anstalten war im Ganzen befriedigend, doch fehlte es im Einzelnen hie und da, und die Brüder hatten sich schon gewöhnt, den Grafen, wie sehr dage-

gen er auch eiferte, für den unentbehrlichſten Mann zu halten. Er wollte jedoch England nicht verlaſſen, ohne dort alles wohlbeſtellt zu haben. Zur Beſichtigung der Gemeinden in England und Irland wurde Johannes von Watteville, und zu mannigfachen Geſchäften in verſchiedener Richtung noch gegen dreißig Mitarbeiter entſandt. Seine nach dieſem Abgange noch übrige Hausgemeinde ließ er im Februar 1755. größtentheils nach Holland vorausgehen, er ſelbſt aber hielt ſich noch einige Zeit einſam und ſtill in Lindſeyhouſe, wo er mit großem Eifer noch die nöthigſten Geſchäfte ordnete, und auch noch zwei engliſche Schriften für den Druck ausarbeitete, deren eine in Geſtalt eines Hirtenbriefes, zuſammengeſetzt aus Bibelſprüchen, ſogenannte Statuten oder allgemeine Grundſätze des thätigen Chriſtenthums lieferte, eine andre gegen die Feinde der Brüder eine neue Vertheidigung verſuchte, wozu er, ungeachtet er dergleichen nicht mehr ſchreiben wollte, durch vieles Zureden angeſehener Freunde, worunter auch einige Biſchöfe der engliſchen Kirche, noch zuletzt vermocht worden war. Auch gab er in einem Anhange zu den Brüderliedern eine große Anzahl der unverfänglicheren Lieder ſeines Sohnes in Druck. Nach herzlichem Abſchied von ſeinen zurückbleibenden Mitarbeitern, ſchiffte er bei widri-

ger

ger See nach Holland hinüber, und kam den 31. März in Zeyst an, wo er die Gemeinde sogleich durch eine Singstunde erbaute. Seine Versammlungen, Anreden, Berathungen und vertrauliche Gespräche waren wie immer. Ein Hauptanliegen aber wurde ihm hier die bessere Gestaltung der Diakonie; man hatte im Beginn nach einem zu großen Maßstabe gehandelt, ein bedeutendes Schuldenwesen war zu ordnen, und ein billiger Vergleich mit den Gläubigern, wie er in England gelungen, sehr zu wünschen. Allein die Sache war für diesmal nicht zu bewerkstelligen, auch keine baldige Beseitigung der Hindernisse zu hoffen, und der Graf setzte nach vierwöchentlichem Aufenthalt seine Reise nach Neuwied fort. Die kleine Gemeinde daselbst bestand größtentheils aus französischen Mitgliedern, die von Herrnhaag dorthin gezogen waren; er hielt ihnen einige Reden in französischer Sprache, und gab seinen Rath zum erst beginnenden Anbau und noch dürftigen Erwerbwesen. Ueber Neudietendorf und Ebersdorf, dann über Kleinwelke und Niesky, wo überall sein Eifer etwas zu thun fand, gelangte er am 2. Juni nach Herrnhut. Dieser Ort, seitdem er des obrigkeitlichen Schutzes und Wohlmeinens genoß, hatte sich zum Erstaunen gehoben und ausgedehnt, neue Gebäude stiegen empor, die Gewerbe

blühten, zahlreicher Fremdenbesuch von Geringen und Vornehmen fehlte nicht, besonders zogen die Kinderanstalten, welchen auch Auswärtige gern ihre Söhne und Töchter anvertrauten, viele Personen herbei. Zinzendorf sah gerührt dieses sichtbare Gedeihen seines Werkes, er dankte dafür dem Heiland innigst, aber ruhte selbst nur um so weniger. Eine vorübergehende Krankheit durfte ihn kaum stören, unermüdlich arbeitete er in Berathungen, Erbauungen und Gesprächen, sowohl für das Ganze, als für besondere Theile und für Einzelne; zu seinen Hausversammlungen strömte alles herbei, der Saal faßte die Zuhörer nicht. Dem Chor der Eheleute hielt er besondre Reden, die unerwartet im Druck erschienen, und nicht weniges Aergerniß verursachten; allein sie waren nach einem schlechtgeschriebenen Hefte gegeben, das ein Geistlicher in der Lausitz durch Zufall erhalten, und ohne allen Fug der Oeffentlichkeit überliefert hatte, sie konnten daher mit Grund verläugnet werden. Bei dem Chor der ledigen Schwestern war nach wie vor Anna Nitschmann sein treuer Beistand. Ganz vorzüglich aber nahm er sich der Kinderanstalten an, hielt Bet- und Singestunden und Liebesmahle mit den Kindern, fragte nach ihrem Herzenszustand, und suchte ihnen die heißeste Liebe zu dem Heiland einzuflößen.

Nicht wenigeren Fleiß widmete er den äußeren Geschäften; in mehrtägigen Berathungen wurde der Haushalt strenger geordnet, der des Grafen und seiner Familie von dem der Gemeinde bestimmt abgetrennt, das Schuldenwesen erwogen, und die schon angeordnete eigne Diakonie jeder besondern Gemeinde und Anstalt neuerdings bestätigt. Im Oktober besuchte der Graf die Anstalten in Barby, wo das Seminarium und Pädagogium der Brüder blühten, und seit kurzem auch ein akademisches Kollegium errichtet war, in welchem außer der Gottesgelehrtheit auch die Rechtswissenschaft und Heilkunde gelehrt wurden, damit die Zöglinge der früheren Anstalten innerhalb des Brüderkreises ihren ganzen Studienlauf vollenden könnten, weil der Besuch andrer Universitäten, wiewohl niemand daran gehindert wurde, doch in mancher Beziehung sich nachtheilig gezeigt hatte. Für die Weltweisheit waren keine Lehrstühle angeordnet; sie stand in ihrer damaligen Gestalt bei den Frommen sehr ungünstig; von Zinzendorf selbst hatte man den Reimspruch.

„Besser noch in Phantasie
Stehn, als in Philosophie;
Fühlen wird durch Prüfen just,
Raisonniren ist Verlust."

Mit den neuen Lehrern, besonders aber mit den Aerzten, unterhielt sich der Graf ausführlich über die Stellung und den Gebrauch ihrer Wissenschaften zu der Sache des Heilands, und empfahl dringend, diese in allem als Richtschnur festzuhalten. Er empfing hier auch vielen Besuch von Erweckten aus der Nachbarschaft, unter denen auch einige Prediger waren, welche, wie auch anderwärts häufig vorkam, in ihren sonstigen Verhältnissen ganz verharrend mit den Brüdern innigste Gemeinschaft hielten. Im Anfange des Novembers traf er in Herrnhut wieder ein, zog aber bald nach Bertholdsdorf in sein altes Haus, welches er Bethel nannte, richtete seine, der Oertlichkeit gemäß, nur kleine Hausgemeinde bei sich ein, und hielt Versammlungen, Predigten und Chorreden. Die Chöre der Eheleute, der Wittwer und Wittwen und der ledigen Schwestern erfreuten sich wiederholt seines besondern Eifers. Er suchte jede Person einzeln genau kennen zu lernen, und jeder das ihr Heilsamste darzubieten. Mit den Helferinnen hatte er noch eigne Berathungen, in welchen hinsichtlich der Jungfrauen unter andern ausgesprochen wurde, sie hätten sich dem Heilande treu und keusch zu bewahren, auf daß alle ihre Glieder, alle ihre Handlun-

gen, alle Umstände ihres Lebens, dem Herrn zur Ehre und Freude werden möchten.

So ferner in dem Kreise von Bertholdsdorf und Herrnhut, Großhennersdorf, Barby und andern nahen Orten seine persönliche Anwesenheit wechselnd, setzte er seine mannigfachen Thätigkeiten unermüdet fort. Im April 1756. wurde eine Synodalkonferenz gehalten, welche zunächst die mährischen Brüder betraf, und diesem Tropus in sich selbst und in dem Ganzen der Brüdergemeinde abermals befestigen half. Eine allgemeine Synode, zur Berathung und Stärkung in den eingeschlagenen Hauptwegen, und zur Besorgung vieler einzelnen Geschäfte, fand im Juni und Juli desselben Jahres Statt. Während derselben erlebte Zinzendorf den härtesten Verlust, der ihn betreffen konnte. Die Gräfin war durch das bewegte und angestrengte Leben, welches sie mit ihrem Gemahl geführt, in ihrer Gesundheit schon lange geschwächt; seit dem Tode ihres geliebten Sohnes Christian Renatus hatte sich ihr Sinn merklich verändert; ohne besonders zu leiden, nahm sie allmählig ab, und entschlief endlich am 19. Juli sanft und schmerzlos im dreiundfünfzigsten Lebensjahre. Sie wurde allgemein so schmerzlich beweint, daß Zinzendorf selbst als Tröster auftreten mußte, und die Rathschlüsse des

Heilands auch in diesem Heimgange zu ehren mahnte; sie sei müde gewesen, sagte er, und habe sich nach dem Sabbath gesehnt. Ihren hohen Werth und das reine Glück seiner Ehe hatte er von jeher liebend und preisend anerkannt. Neun Jahre vor ihrem Tode bezeugte er öffentlich von ihr in den naturellen Reflexionen: „Ich habe fünfundzwanzig Jahr aus Erfahrung gelernt, daß die Gehülfin, die ich habe, die einzige gewesen, die von allen Enden und Ecken her in meinen Beruf paßt. Wer hätte sich in meiner Familie so durchgebracht? Wer hätte vor der Welt so unanstößig gelebt? Wer hätte mir in Ablehnung der trocknen Moral so klug assistirt? Wer hätte den Pharisäismus, der sich alle diese Jahre hindurch immer herbei gemacht, so gründlich gekannt? Wer hätte die Irrgeister, die sich von Zeit zu Zeit so gerne mit uns vermengt hätten, so tief eingesehen? Wer hätte meine ganze Oekonomie so viele Jahre so wirthschaftlich und so reichlich geführt, wie es die Umstände erfordert? Wer hätte mir den Detail des Hauswesens so ungerne und doch so ganz abgenommen? Wer hätte so ökonomisch und doch so nobel gelebt? Wer hätte so apropos niedrig und hoch sein können? Wer hätte bald eine Dienerin, bald eine Herrin repräsentirt, ohne weder eine besondere Geistlichkeit zu

affektiren, noch zu mundaniſiren? Wer hätte in einer Gemeinde, wo ſich alle Stände beifern einander gleich zu werden, aus weiſen und realen Urſachen eine gewiſſe Diſtinktion von außen und innen zu mainteniren gewußt? Wer hätte einem Ehegatten ſolche Reiſen und Proben paſſiren laſſen? Wer hätte zu Land und See ſolche erſtaunliche Mitpilgerſchaften übernommen und ſoutenirt? Wer hätte die Welt ſo apropos zu ehren und zu verachten gewußt? Wer hätte unter ſo mancherlei faſt erdrückenden Gemeindeumſtänden ſein Haupt immer empor gehalten und mich unterſtützt? Wer endlich unter allen Menſchen hätte, ereignenden Falles, ein wahreres, ein plauſibleres, ein überzeugenderes Zeugniß von meinem innern und äußern Privatweſen ablegen können, als eine Perſon von ihrer Kapacität, von ihrer Nobleſſe zu denken, und von ihrer Unvermengtheit mit allen den theologiſchen Vorgängen, in die ich verwickelt worden!" Früher ſchon, im Jahre 1733., ſagte er in einem Gedicht von ihr:

„Ihre wicht'ge Rede,
Die ſie an mich thut,
Und ſo manche Töde
Lieblich nennt und gut,
Ihres Geiſtes Weide

Was die Sinnen schmerzt,
Macht mein Herz voll Freude,
Munter und beherzt.

Meine Herzensschwester!
Du bist wirklich so,
Wie die Fürstin Esther,
Deines Stands recht froh.
Unter Centnerlasten
Stehst du aufgericht,
Als wenn sie dir paßten;
Ja, sie drücken nicht! —

Einen Blick der Freude
Und der Innigkeit,
Sah man, wenn wir beide
Eine kurze Zeit
Von einander waren,
Und uns wiedersahn,
In den sechszehn Jahren
Dir beständig an."

Sie wurde von Allen, welchen sie näher bekannt geworden, auf gleiche Weise geschildert; da aber keine Eigenschaft tüchtig sein kann, ohne Widerspruch zu wecken, so hatte auch die seltne, hochsinnige Frau die bedenkliche Ehre allgemeinen Lobes nicht, sondern manche Anfeindung, und sogar die gröbsten Verläumdungen wohlgemuth erfahren! Zin-

zendorf machte sich es zum eignen Geschäft, die mit ihr verlebten 34. Jahre vor dem Heilande ganz zu überdenken, die empfangenen Gnaden mit beschämtem Dank, seine dabei nunmehr ihm bemerklichen Fehler und Mängel aber mit reuigen Thränen anzuerkennen. Die Güter, welche bisher auf seiner Gemahlin Namen gestanden, ließ Zinzendorf, der sich mit weltlichem Eigenthum nicht mehr befassen wollte, nunmehr auf seine Tochter Benigna übergehen, welcher demnach von den sämmtlichen Erbunterthanen und Schutzgenossen in herkömmlicher Art gehuldigt wurde. Er selbst wandte seine Thätigkeit unverdrossen wie sonst auf die Sache des Heilands; er sorgte nah und fern für die Angelegenheiten der Gemeinde, erbaute sie durch Reden und Schriften, und traf die wichtige Einrichtung, daß alle Aemter, damit es nie an geübten und bewährten Dienern fehlen möchte, doppelt besetzt wurden. Nach Aegypten und Abyssinien gingen neue Boten ab. Große Mühen gaben auch die Niederlassungen der Brüder in Nordamerika; der Krieg zwischen Frankreich und England brachte dort vielfache Bedrängnisse. Der Einbruch der Preußen in Sachsen, mit welchem in diesem Jahre der siebenjährige Krieg anhob, wurde zur bedenklicheren Störung, deren Ausgang Zinzendorf, welcher nicht ohne tiefe Bekümmerniß, doch

mit gottergebener Fassung in diesen Sturm hineinsah, nicht mehr erleben sollte. Herrnhut sah die kriegführenden Heere ganz in seiner Nähe, von beiden Theilen standen sogar öfters große Streitkräfte, im August 1757. bis zu 200,000. Mann, in dieser Gegend angehäuft, und Durchmärsche, Lieferungen und andres Ungemach verschonte die Brüderorte nicht. Allein im Ganzen blieben sie vor ärgsten Schrecknissen bewahrt, und Besuche frommer oder auch bloß neugieriger Kriegsbefehlshaber brachten Schutz und Ansehn. Die Gemeinde blieb in ihrem gewohnten Gange, alle Arbeiten wurden fortgesetzt; auch Zinzendorf selbst änderte nichts in seinem Thun, nur hielt er sich einsamer als sonst in seinem Hause, und litt nicht, daß von den Zeitläuften viel die Rede wäre. Sogar neue Bauten, ein neuer Gemeindesaal, ein Haus für die Mädchenanstalt, ein neues Chorhaus für die Wittwen, kamen in dieser Kriegeszeit, von welcher man sonst nur Hemmung und Zerstörung zu sehen hatte, glücklich zu Stande, und zeugten von dem besonderen Segen, der über Herrnhut waltete.

Seine stilleren Arbeiten unterbrach Zinzendorf auch jetzt bald wieder durch kleine Reisen; er besuchte im März 1757. Ebersdorf, im Mai die Gemeinden in Schlesien. Im Juni und Juli hielt

er Synodalberathungen wieder in Herrnhut, wobei zur Leitung der Gesammtökonomie, so wie der verschiedenen Diakonien der einzelnen Zweige, ein oberstes Kollegium wirklich gebildet wurde; man fand auch im Geistigen ohne Unterlaß zu wachen und zu bessern, und ließ sich durch die merkliche Abnahme der früheren Anfeindungen nicht einschläfern. Nicht nur wurden die Laster, welche sich in einzelnen Unwürdigen etwa zeigten, mit strengem Eifer ausgetilgt, auch den Irrthümern und Unarten, welche hin und wieder noch vorkamen, wandte man sorgsame Abhülfe zu, und suchte die Gemeinde in jeder Hinsicht rein zu halten, indem auch die Aufnahme in dieselbe stets erschwert wurde. Das Wichtigste jedoch, was sich für den Grafen und für die Gemeinde in dieser Zeit ereignete, war seine neue Verheirathung. Durch den Tod der Gräfin hatte seine ganze Lebenseinrichtung einen großen Riß erfahren, sein gewohnter Gang war unterbrochen, und seine Tage geriethen in merkliche Unordnung. Der Haushalt kam in Zerrüttung, die Pilgergemeinde, welche demselben angehörte, ging auseinander. Zinzendorf selbst gab sich ungeregelt seinen Arbeiten hin, nahm gewöhnlich die Nacht zu Hülfe, und schwächte damit seine ohnehin schon wankende Gesundheit. Seine einsichtsvollen Freunde

und Mitarbeiter überlegten die Sache, und kamen dahin überein, daß er ſich baldigſt wieder vermählen ſollte. Dieſer ihm eröffnete Rath und Wunſch fand Eingang, und mit dem Entſchluſſe war auch ſogleich die Wahl entſchieden. Sollte ihm eine zweite Gattin werden, ſo konnte dieſe nur Anna Nitſchmann ſein, die bewährte Freundin und Gehülfin des Grafen und vieljährige Aelteſtin der Gemeinde, in welcher ihre Arbeit unter den Schweſtern reich geſegnet war. Ihr reiferes Alter, noch jüngere Tage gleichſam bewahrend, ſchien den Verhältniſſen eben gemäß, ihre geringe Herkunft durfte nach der Denkart der Brüder kein Hinderniß ſein. Die Verläumdungen, welche ſchon längſt den reinen und edlen Umgang dieſer befreundeten Seelen zu ſchmähen geſucht, waren zu niedrig, um irgend berückſichtigt zu werden. Da ſich alles günſtig für den neuen Bund vereinigte, ſo konnte die Trauung ſchon am 27. Juni 1757. in Bertholdsdorf vor ſich gehen, wovon Zinzendorf nachher alle Gemeinden durch ein beſonderes Schreiben, mit Angabe ſeiner Gründe und Betrachtungen, benachrichtigte. Seine Lebensweiſe geſtaltete ſich hierauf wieder freundlicher; die Hausgemeinde wurde hergeſtellt; ſeine Reden und Erbauungen, ſeine vielfachen Geſchäftsarbeiten gingen wie ſonſt, nahmen aber auch mit

ſichtbarem Nachtheil ſeine Nächte noch oft in Anſpruch, welches man vergeblich abzuſtellen ſuchte. Zwei Monate darauf trat er mit ſeiner Gemahlin eine Reiſe nach der Schweiz an; ſein Schwiegerſohn und ſeine beiden Töchter, Benigna und Eliſabeth, begleiteten ihn nebſt mehrerem Pilgergefolge. Ueber Barby und Marienborn begab er ſich zunächſt nach Montmirail, um die dortigen Brüder zu beſuchen. Hierauf ging er nach Genf, Bern, Aarau und Baſel, an welchen Orten aus allen Gegenden der Schweiz und aus dem Elſaß die zahlreichſten Freunde ſich um ihn verſammelten, und ſeinen Vorträgen, die er theils deutſch theils franzöſiſch hielt, mit Eifer beiwohnten. Die Rückreiſe fiel ſchon in den Winter; durch die mannigfachen Anſtrengungen ſeiner geiſtigen Arbeiten geſchwächt, wie er denn inmitten alles übrigen Treibens auch noch die Looſungen und andre erbauliche Schriften zum Druck förderte, und von den Beſchwerden der Jahrszeit hart befallen, kam er durch Schwaben und Franken erkrankt nach Ebersdorf, wo ſein Zuſtand den Seinigen und ihm ſelbſt einen nahen Heimgang anzudeuten ſchien. Doch in des Heilands Willen gern ergeben, nahm er nun ſeine unvermuthete Geneſung dankbar an, wie er ſeine Abberufung empfangen hätte, und traf am Ende des Januar-

1758. wieder in Herrnhut ein. Seine Thätigkeit konnte aber nicht ruhen; er gab sich mit gewohntem Eifer seinen Vorträgen und allen Ansprachen hin, die sich ihm zudrängten; er hielt neue Berathungen, aus welchen eine nochmalige Vermehrung der Arbeiter, die Abtheilung der Chöre in mehrere Klassen, die Verfertigung von Hymnen und Liturgien für jedes Chor, und sonstige Nachhülfe aller Art hervorging; dazwischen machte er kleine Reisen, oft in ungünstigstem Wetter, und strengte sich durch alles dieses dergestalt an, daß ihn im April ein Entzündungsfieber, welches damals herrschte, gewaltig ergriff und dem Sterben nahe brachte. Doch genas er auch diesmal, aber wiederum nur, um sich neuen Arbeiten zu unterziehen. Bei kaum hergestellter Gesundheit reiste er im Juni gleich wieder nach Neusalz, um dortigen Berathungen beizuwohnen, wo vieles von der Lehre und den Einrichtungen der Brüder verhandelt wurde. In Kleinwelke bei Bauzen besuchte er eine Gemeinde von Wenden, die er in ihrer frommen Richtung und ihrem eigenthümlichen Bestehen ernstlich bekräftigte. Nachdem er hierauf in Barby einige Wochen zugebracht, entschloß er sich sogar zu einer größeren Reise nach Holland, wo mancherlei Verhältnisse der Brüder sein Wiederkommen wünschenswerth zu machen

ſchienen, und auch vieles Nöthige in Betreff der Niederlaſſungen in Nordamerika, welche der Krieg durch Indianer und Europäer hart heimſuchte, ſo wie überhaupt der Miſſionen, deren Gedeihen ſtetes Einwirken erforderte, gelegner anzuordnen war.

In Heerendyk, wo er mit ſeiner Hausgemeinde ſich zum Wohnen einrichtete, nahm er, auf Rath und Andringen ſeiner Nächſten, zwar einige Rückſicht auf ſeine Geſundheit, lebte ſehr mäßig, hielt feſtgeſetzte Stunden zum Mittag- und Abendeſſen, arbeitete nicht in die Nacht hinein, und widmete täglich eine beſtimmte Zeit dem Spazierengehen und freundſchaftlichem Geſpräch; allein er ſchonte ſich in der übrigen Zeit um ſo weniger, hielt täglich drei Verſammlungen mit ſeiner Hausgemeinde, mannigfache Berathungen, und griff, wie immer, redend, ſchreibend und ordnend überall ein. Vor allem drang er unabläſſig dahin, daß die Gemeinde von innenher blühte und gedeihe; es ſei möglich, meinte er, daß noch eine höhere Gnadenökonomie komme, wenn aber das Evangelium irgend in einer größeren Klarheit ausbrechen ſollte, als die Brüder bis dahin es gehabt, ſo wären ſie verbunden, ſich gleich mit anzuſchließen, und ihre bisherige Geſtalt nicht länger zu bewahren, als dieſelbe dem Heiland ein nützliches Werkzeug ſei; in dieſer Geſinnung frei-

lich dürften, so hoffte er, sie dem Geiste nach ein solches Werkzeug bis zum Ende aller Zeiten bleiben. Er fertigte von Holland aus mehrere Boten ab, nach Grönland, nach Nord- und Südamerika, und zum erstenmale nach Ostindien, wohin die Brüder auf die dänischen Besitzungen durch den König selbst eingeladen worden. Die besondre Sorgsamkeit des Grafen erfuhr auch der nächstliegende Brüderort Zeyst, den er häufig besuchte, und wo der Gemeinde, durch seine Vermittelung, wichtige Grundstücke gesichert wurden. Eine allgemeine Synode, die er zu versammeln wünschte, mußte wegen des fortwährenden Kriegs noch aufgeschoben bleiben. Die Noth und Gefahr dieser Unruhen traf die Brüder an manchen Orten sehr hart; Sachsen und besonders Schlesien waren der Schauplatz der blutigsten Schlachten und verderblichsten Truppenzüge; Herrnhut sah wechselnde Sieger; viele Ortschaften, wo Brüder wohnten, wurden gänzlich zerstört; die meisten Gemeinden litten von Einquartierung und Geldforderungen großes Ungemach, so Neuwied, wo die französischen Truppen lange gehaust hatten, und ein trostreicher Besuch des Grafen sehr willkommen war. Er kehrte von hier nach Holland zurück, wo er bis gegen die Mitte des Novembers noch in Zeyst unter gewohnten Arbeiten verweilte, dann aber

mit

mit seinem Gefolge, jedoch ohne seine Tochter Benigna und ihren Gatten, welche nach England zur Visitation der dortigen Gemeinden übergeschifft waren, seine Rückreise nach Sachsen antrat. Nach einigem Aufenthalt in Barby und Kleinwelke kam er zur Christnacht in Herrnhut an, und beging diese und den Antritt des Jahres 1760. mit der Gemeinde sehr andächtig und feierlich. Hier fanden sich auch alsbald Benigna und Johannes von Watteville aus England wieder ein, und Zinzendorf hatte die Freude, mit letzterem, der in Ansichten und Handlungsweise seit einigen Jahren merkbar von ihm abwich, welches ihrer Liebe zwar nicht Eintrag gethan, doch aber manche Aeußerung über den bestehenden Unterschied verursacht hatte, durch herzliche Verständigung in die frühere Einigkeit zurückzukehren. Ueberhaupt widmete er dem inneren Zustande der Seelen, auf welchen ihm alles ankam, auf's neue den sorgsamsten Fleiß. Die ganze Gemeinde besprach er einzeln der Reihe nach, um jedes Mitglied ganz kennen zu lernen, ihm zu helfen, zu rathen, und alle in gleicher Richtung zu erhalten. Das Fortbestehen der Brüdersache glaubte er neben der Führung der Aemter besonders von der Wahl der Personen abhängig, welchen die Aufnahme in die Gemeinde gestattet würde. Man solle

hiebei, empfahl er dringend, nur mit größter Vorsicht verfahren, und die Schwierigkeiten lieber mehren als mindern; die Brüdergemeinde sei als eine Anstalt zu betrachten, welche besonderen Zwecken der Vorsehung diene, nicht aber für jeden Menschen zum Seelenheil erfordert werde; nicht wer überhaupt selig werden wolle, sondern wer zu diesem eigenthümlichen Wege, das Heil zu erlangen und zu fördern, seinen besondern Beruf unzweifelhaft darthue, sei in die Gemeinde aufzunehmen; eben so habe man bei den Verheirathungen, durch welche der eigentliche Stamm der ansässigen Einwohner und Bürger der Gemeindeorte fortgepflanzt würde, genau darauf zu achten, was dem Ganzen ersprießlich sei; das Häuflein ihrer Mitglieder möchte immerhin klein bleiben, wenn es nur die Gnade des Heilands bewahre. Eifrig empfahl er hingegen zu herzlichem Verkehr und traulichem Anschließen die ächten Kinder Gottes und Liebhaber des Heilands, welche sich in allen Religionen vertheilt fänden, und, ohne Glieder der Gemeinde sein zu können, doch an deren segenreichem Wirken Theil zu haben wünschten. Solcher zugewandten Freunde, in der Welt ausgestreut, und daher Diaspora genannt, haben in der That von jeher eine große Zahl sich den Brüdern angehörig erhalten, und als

eine auch dieſen fruchtbare Genoſſenſchaft erwieſen. So ſtellte Zinzendorf gegen das Ende ſeiner Laufbahn das ausgebildete Werk ſeines Lebens auf denſelben Grundſätzen neuerdings feſt, auf welchen daſſelbe auch im unentwickelten Anfang ſchon glücklich gediehen war. Mit Dank und Rührung blickte er häufig auf jene frühere Zeit zurück, heiter und muthig ſah er eben ſo der nächſtkommenden entgegen. Für die Synode, welche mit dem erſehnten Frieden erwartet wurde, ſuchte er die Arbeiten mit großem Fleiße möglichſt vorzubereiten. Seine täglichen Geſchäfte betrieb er mit großem Eifer. Die Looſungen für das Jahr 1761. fertigte er zum Druck. Im Anfange des Mai unterbrach er dieſe Arbeiten, und ſchickte ſich an, nochmals eine Reiſe nach Holland zu machen. Eine andre Unterbrechung jedoch war dieſem und jedem ferneren Vorhaben zugedacht.

Seine Gemahlin erkrankte, und zwar ſo heftig, daß man alsbald an ihrem Aufkommen zweifeln mußte. Doch ehe noch dieſe Krankheit zur Entſcheidung kam, ſah er ſich ſelbſt von einer ſchneller entſchiedenen befallen. Sein Körper befand ſich ſchon ſeit längerer Zeit, wie die häufigeren Krankheiten der letzten Jahre bewieſen, in einem Zuſtande der Schwächung, der ihn für jeden Eindruck empfindlicher machte. Den 5. Mai 1760. fühlte

er sich unwohl, verrichtete aber noch seine vormittägige Arbeit, setzte sich mittags zu Tisch, machte dann ein Gedicht auf den Festtag der ledigen Schwestern, und besuchte deren Liebesmahl, bald jedoch mußte er sich zu Bette legen, und von dem herbeigerufenen Arzte wurde die Krankheit für ein hitziges Katharralfieber erklärt. Schon gewohnt an solches ihm mehrmals im Jahre wiederkehrendes Uebel, sah er doch gleich den jetzigen Anfall als etwas besonderes an. Abends redete er mit seinen drei Töchtern und einigen Hausgenossen sehr vertraulich und lieblich über seinen Zustand. In jeder Krankheit, sagte er, habe er sonst einen Wink des Heilands vorausgesetzt, und auch immer, bei genauerem Forschen, leicht erkannt, und darauf gethan, was zu seiner inneren Besserung nöthig gewesen, worauf die äußere bald erfolgt; diesmal aber sei es anders, der Heiland verweise ihm nichts, sondern gebe ihm ein heitres Gemüth und einverstandene Zuversicht. In großer Schwäche brachte er die nächsten Tage, in fast gänzlicher Schlaflosigkeit die Nächte zu, doch wollte er nicht gleich allem Antheil an den Geschäften entsagen, und ließ sich noch die neuesten Nachrichten von den Heidenbotschaften der Brüder vorlesen. Der zunehmende Husten hinderte ihn am Reden, doch bekam er am 8. einige Erleichterung,

und sprach viel mit den Umstehenden, unter welchen seines ältesten Freundes Friedrich von Watteville Gegenwart ihn besonders freute; die vertrautesten Gemeindearbeiter wechselten Stunde um Stunde bei ihm ab, und empfingen seine liebevollsten, zärtlichsten Worte, die er mit den freudigsten Blicken begleitete. Einem Anfall von Steckfluß, der ihm die Zunge schwer machte, entrang er sich wieder, ließ am 9. Mai in aller Frühe Johannes von Watteville rufen, und sagte ihm, der ganz nahe zu ihm sich hinbeugen mußte, mit schwacher Stimme: „Mein lieber Sohn, ich werde nun hingehen. Ich bin mit meinem Herrn ganz verstanden. Er ist mit mir zufrieden. Ich bin fertig zu ihm zu gehen. Mir ist nichts mehr im Wege.“ Darauf sprach er mit ihm noch über einige Gegenstände der letzten Berathungen, und empfahl sie seiner Obhut. Friedrich von Watteville und David Nitschmann empfingen auch noch liebevolle Worte von ihm. Seine Töchter, die er sodann rufen ließ, grüßte und segnete er mit freundlichen Blicken und Neigung des Hauptes, konnte aber, durch einen neuen Steckfluß gelähmt, nicht mehr mit ihnen reden. Um sein Bette her und in den nächsten Zimmern hatten sich unterdeß wohl hundert Brüder und Schwestern versammelt; er sah sich einigemal freundlich nach ih-

nen um, nahm ihre thränenvollen Abſchiedsblicke heiter auf, legte ſein Haupt zurück, ſchloß die Augen, und während Johannes von Watteville die Worte ſagte: „Herr! nun läſſeſt du deinen Diener in Frieden fahren!" hauchte er mit dem Worte „Frieden" den letzten Athem aus. Alſo verſchied Zinzendorf, deſſen Sterben nicht, wie das mancher Andern, nur als das Ende ihres Lebens obenhin, ſondern, als eine weſentliche Mitgift und Verherrlichung ſeines Lebens, umſtändlich zu berichten war.

Sein Heimgang wurde der Gemeinde, wie dies bei jedem Sterbefalle an Brüderorten zu geſchehen pflegt, durch Poſaunentöne verkündiget. Die ganze Gemeinde verſammelte ſich nachmittags auf dem Betſaale, vernahm von Johannes von Watteville eine kurze, dem Vorgang gewidmete Rede, fiel auf die Kniee, und pries den Heiland, der durch den Abgeſchiedenen ſo viele Gnade gewirkt. Am folgenden Tage wurde der Leichnam mit einem weißen Talar bekleidet, wie ſolchen bei Kirchenhandlungen die Biſchöfe der Brüder zu tragen pflegen, in einem violet beſchlagenen Sarge ausgeſtellt, und von der ganzen Gemeinde chorweiſe beſichtigt. Erſt am 16. Mai, nachdem bis dahin der geſchloſſene Sarg noch immer von wechſelnden Geſellſchaften der Brüder und Schweſtern unter erbaulichen Geſprächen und

Gesängen umstellt geblieben, erfolgte das Begräbniß. Dasselbe mitanzusehen waren aus der umliegenden Gegend über 2000. Fremde nach Herrnhut gekommen, unter ihnen angesehene österreichische Offiziere, und selbst von den in Zittau stehenden Truppen eine Ehrenwache Kaiserlicher Grenadiere. Außer den fremden Zuschauern begleiteten 2100. Gemeindeglieder den Sarg, welchen 32. Prediger und Diakonen, wie sie eben aus verschiedenen Gemeinden, zum Theil aus Holland, England, Nordamerika und Grönland, zugegen waren, abwechselnd trugen. Unter Musik und Absingung von Liedern, auch des Chorals: „Ei wie so selig schläfest du, und träumest süßen Traum!" geschah die Bestattung auf dem Hutberge, dem Gottesacker der Gemeinde, mit den üblichen Gebräuchen, während eine stille Ehrerbietung alle Anwesenden und ein seliger Frieden ganz Herrnhut erfüllte. Dem Grafen wurde später ein Leichenstein gesetzt, als besondre Ausnahme von der sonstigen Gleichheit für ihn ein größerer, als die der Andern, mit der Inschrift: „Allhier ruhen die Gebeine des unvergeßlichen Mannes Gottes, Nikolai Ludwigs, Grafen und Herrn von Zinzendorf und Pottendorf, der durch Gottes Gnade und seinen treuen und unermüdeten Dienst in diesem achtzehnten Sekulo wieder erneuerten

Brüderunität würdigsten Ordinarii. Er war geboren zu Dresden am 26. Mai 1700. und ging ein zu Herrnhut in seines Herrn Freude am 9. Mai 1760. Er war dazu gesetzt, daß er Frucht bringe, und eine Frucht, die da bleibe." Ihm zur Linken lag seine erste Gemahlin begraben, bald auch wurde zu seiner Rechten ihm die zweite zugesellt; sie folgte ihm noch in demselben Monate nach, mit gleicher heiteren Ergebung in des Heilands Willen. Mit seiner ersten Gemahlin hatte Zinzendorf sechs Söhne und sechs Töchter gehabt, von welchen aber die meisten früh wieder verstorben waren, nur drei Töchter überlebten ihn, Benigna, vermählt mit Johannes von Watteville, Marie Agnes, welche den Grafen Moritz von Dohna, ebenfalls ein Mitglied der Brüdergemeinde, heirathete, und Elisabeth, deren Gemahl ein Freiherr Friedrich von Watteville wurde. Sie folgten nebst ihren Gatten den Wegen des Vaters treu und eifrig nach, und blieben der Brüdergemeinde hülfreich angeschlossen und in gesegnetem Andenken.

Zinzendorf war von Gestalt groß, in der Jugend schlank, in späteren Jahren wohlbeleibt; sein Ansehn deutete auf Kraft und Gesundheit, die nur durch Anstrengungen erschüttert worden. Seine Haltung und Geberden waren ungezwungen, oft

nachläſſig, doch vornehm und bedeutend; man ſah ihm den höheren Stand an, in welchem er geboren worden. Sein Geſicht hatte wohlgebildete Züge, einen ſchönen Mund, eine hohe Stirn, ſeine blauen Augen waren voll dunklen Feuers und milder Freundlichkeit. Sein Erſcheinen war ſogleich gewinnend, ſein Benehmen offen, zutraulich und liebreich, mit Leuten geringen Standes voll gleichſtellender Güte, mit Gebildeten und Vornehmen fein und gemeſſen. Weich und klangvoll trug ſeine Stimme ſeine fließende Rede, ſeinen wohltönenden Geſang; ſein Geſpräch reizte durch eigenthümlichen Gehalt und anmuthige Wendungen. Unter allen Umſtänden behielt ſeine Rede die ſorgloſe Natürlichkeit der gewöhnlichen, bequemen Umgangsſprache, ohne Schmuck und Aufſpannung, und nur erhaben, feierlich, rührend und fortreißend, wenn die Gewalt des Innern ſie dazu machte. Mit jeder Sinnesweiſe und Denkart, auch mit ganz feindlicher, wußte er geſchickt und nicht ſelten fruchtbar zu verkehren; dabei verläugnete er ſeine eigne Meinung keineswegs, ſondern ſagte ſie in unverſtellter Aufrichtigkeit grade heraus, und damit bisweilen dem Hörer die härteſte Wahrheit, ohne daß dieſer beleidigt worden wäre. Ein überwiegendes Anſehn, das von ihm ausging, kannte er wohl, und mochte

deſſen Wirkung nicht grade zurückhalten. Die natürliche Stimmung ſeines Weſens aber, wenn ſie nicht geſtört wurde, war zutrauliche Einfalt und harmloſe Fröhlichkeit, ſie ging in muntre Laune und ſogar in ſtreitbaren Scherz und Witz über, wenn hiezu der Anlaß war. Regten irgend Eindrücke ihn tiefer an, ſo entfaltete ſich die Kraft ſeines drangvollen Herzens, ſeines feurigen Gemüths und beflügelten Geiſtes in leidenſchaftlicher Fülle. Die reizbarſte Seele, von lebhaften Vorſtellungen bewegt, führte jeden ergriffenen Gegenſtand ſtets allzu leicht zur Uebertreibung, und wechſelte darin von einem Aeußerſten zum andern. Sein aufwallender Eifer übte häufig zu große Strenge, ſeine zärtliche Vorliebe nicht ſelten zu große Nachſicht; oft ertrug er mit größter Geduld harten Widerſpruch und Tadel, meiſt aber ſetzte ihn auch ſchon der kleinſte Einwurf, den er nicht erwartet hatte, in unverhältnißmäßige Hitze, bis er Zeit gewann ſich zu beſinnen. Ein bei kleinen Umſtänden hartnäckig verweilendes Schelten und Zanken, z. B. über eine nach ſeinem Dünken unrecht geſtellte Bank, war ihm, wie überhaupt jenem Zeitalter, eigen; hatte ſein Unmuth ſich ergoſſen, ſo war jedoch alles vorbei, und ſeine Heiterkeit jedes hohen Schwunges fähig. Leicht eingenommen von einer

Vorſtellung, ließ er ſie dann unbedingt herrſchen, ſo lange es ging; ſo war in einer Zeit das Wort arme Sünder alles bei ihm, in andrer war es das Blut der Verſöhnung, und eben ſo vertauſchte er dies wieder mit andrem Lieblingsausdruck, worein man ſich denn fügen mußte. In ſpäterer Zeit, da ſein großes, umfaſſendes Gedächtniß öfters in der Treue nachließ, wurde dies eine Quelle mancher Sonderbarkeit, da er Dinge läugnete, deren Beweiſe vorlagen, und andre behauptete, die nie ſo geſchehen waren; denn er hatte ſich gewöhnt, ganze Ereigniſſe nur in Einem ihrer Bezüge zu beurtheilen und feſtzuhalten, und wollte dann in der Folge ſie auch nur in dieſem einen, oft von andren Mitwiſſern unbeachteten Bezuge gelten laſſen.

Mit einer großen Phantaſie begabt, aus deren mächtiger Gluth ſeine raſtloſe Thätigkeit ſich ſtets erneute, war er jeden Augenblick ſich ſelber zum Gebrauche fertig, der Begeiſterung ſicher, wo und wie ſie gefordert war. Doch ihm diente das Feuer ſeiner Einbildungskraft nicht ſowohl, als es ihn vielmehr beherrſchte und leitete; die von daher belebten Vorſtellungen wirkten mächtiger ſogar, als das unmittelbare Gefühl, welches ſeinem Herzen zu jeder menſchlichen Theilnahme ſonſt reichlich inwohnte. Hierüber ſagt er ſelbſt im Anfange der

naturellen Reflexionen: „Ich habe die Bequemlichkeit nicht, unter die Leute zu gehören, die entweder vom Gefühl regieret, oder durchs Gefühl satisfacirt, oder auch nur durch Gefühl amusirt würden: ich gehöre unter die denkende Leute, und unter die Leute, die sehr abstrakt denken, die geschwind denken, und denen die Gedanken zu nahe an einander hängen, um einen oder mehreren übrigen Bildern dazwischen Raum zu lassen. Ich verwerfe die Empfindung nicht; ich hatte sie für einen besondern Tropum der Providenz mit dem menschlichen Gemüth zu handeln; ich habe durch meinen Beruf was davon kennen gelernt; ich bin selbst nicht ohne Empfindung geblieben; und in so ferne sie unter die inneren Fakultates gehört, so habe ich doch das unentbehrlichste davon bei Gelegenheit auch zur Hand gehabt: aber ich kann mich auf keine Weise unter diejenige zählen, die die Empfindung als ein Talent anzusehen haben." Seltsam aber nennt er hier Denken, was eben nicht dieses, wobei es vor allen Dingen auf gesetzlichen Zusammenhang der Begriffe ankommt, sondern nur gleichsam ein rasches Bewegen eines geistigen Inhalts ist, und ungeachtet der logischen Gebilde dieses aufgeregten Inhalts doch wesentlich der Phantasie angehört. Denn wiewohl Zinzendorf sich mit den höchsten Gegen-

ſtänden der Erkenntniß unaufhörlich beſchäftigte, und oft die tiefſinnigſten Erſchaue glücklich faßte, ſo kann man doch den Namen eines Denkers dem nicht vorzugsweiſe beilegen, der ſeine Gedanken nur als eine Mannigfaltigkeit beſitzt, ohne je eine Einheit und Mitte zu geſtalten, aus der ſein geſammtes Wollen und Schauen ſich folgerecht ableitete. Wir haben geſehen, wie ſehr der Mangel an Wiſſenſchaftlichkeit in ſeiner Glaubenslehre ihn ſelbſt und ſeine übereilt nach Zufall ergriffenen Behauptungen bloßgeſtellt ließ. Seine Begabung lag nicht nach dieſer Seite, deſto reichlicher nach einer andern. Er war auserſehen zu lebendigem Wirken auf Welt und Menſchen, und darin iſt er gewiß den erſten Männern aller Zeiten zu vergleichen. Hiezu waren alle Talente in ihm vereinigt; Fähigkeit, einen großen würdigen Gegenſtand zu erfaſſen, und in allen ſeinen Zerſplitterungen und Verfremdungen niemals zu verlieren; richtige Einſicht im Allgemeinen von Welt und Menſchen, taktvolles Urtheil über ſie im Einzelnen, vielartigſte Klugheit und Gewandtheit ſie zu behandeln; Leichtigkeit zum Anordnen und Ausführen; erfinderiſche Mannigfaltigkeit in Hülfsmitteln und Auswegen, mit ſtets feſtem Abſehn auf das Ziel; kühnes Vorſchreiten und behutſames Maßhalten; Stärke des einſamen

wie des öffentlichen Handelns; Muth, Geistesgegenwart, Ausdauer, ohne welche nichts vollbracht wird; zu allem diesen das unauslöschliche Feuer der arbeitsamsten Thätigkeit, und die stets gerüstete Macht der Beredsamkeit, der schriftlichen und mündlichen, das wahre Meisterzeichen des Staatsmannes, — wir fragen, welcher wesentlichen Eigenschaft Zinzendorf zu einem solchen wohl noch entbehrte?. Ein Staatsmann unstreitig war er, ein Staatsmann erhabner Art, wie der Fürst und das Reich ihn bedingten, denen sein Dienst gewidmet war. Er floh die hiesigen Geschäfte nur aus Liebe zu den höchsten, die allein ihm genügen konnten. Auf diesem Standpunkt, auf dieser Bahn möchte gegenwärtige Lebensbeschreibung ihn vorzugsweise gezeigt haben.

Doch so große und reiche Eigenschaften, wie glänzende Persönlichkeit sie auch für die Welt gebildet hätten, würden hier noch wenig bewirkt haben, ohne den tiefen und mächtigen Gehalt, der sie als heilige Flamme durchleuchtete und bewegte, die Glaubensbegeisterung und Frömmigkeit, welche von Anbeginn und bis zum letzten Hauche das Leben Zinzendorfs erfüllten. Insbesondre auf den Heiland bezogen, war diese religiöse Durchdrungenheit der unerschütterliche Grund alles seines Treibens. Wel-

cherlei Drangsal ihn auch betreffen, in welche Verwirrung er auch gerathen mochte, stets fand er in seinem Innern die heilige Stätte wieder, in welcher ihm Zuflucht und Stärkung sicher war. Daher konnten keine Abschweifungen der Phantasie, keine Schwachheiten des Gemüths und Mängel des Geistes ihm dauernd schaden, weil unter allem diesen der ächte Quell der Frömmigkeit dort fortrauschte, und er zur Rückkehr dahin den Weg nie verlor. Daß man an der Aechtheit dieser Frömmigkeit oft gezweifelt, daß auch wohl seine Nächsten an ihm irr geworden, und sogar seine Tante witzig von ihm gesagt, er habe im Reiche der Demuth nach der obersten Stelle gestrebt, dies darf uns nicht befremden. Auch wir läugnen die Einmischung vieler Irrthümer, weltlicher Absichten und irdischer Hülfsmittel in Zinzendorfs Handlungen keineswegs; er war allerdings neben dem frommen auch der vornehme Mann, zugleich ein Diener und das Haupt der Gemeinde, ließ oft den schmeichelhaften Verehrungen seiner Person und seines Namens allzu vielen Raum, suchte sein Werk und Ansehn auch vor der Welt günstig herauszustellen; oft beherrschte ihn Willkühr, leitete ihn Vorurtheil, bestimmte ihn persönliche Rücksicht; dem allgemeinen Menschengeschick im bewegten Weltleben entging er

nicht. Doch die Persönlichkeit, welcher Großes aufgetragen ist, muß auch selber bedeutend auftreten, ihr eignes und die höheren Interessen verstricken sich unauflöslich, und lassen sich nicht mehr getrennt behandeln. Ein erfahrner und dabei kindlicher Mensch, wie Zinzendorf war, wird immer sich selbst als nächsten Gegenstand empfinden, wird oft und ausführlich von sich zu reden haben, sein Thun und Leiden, sein Wollen und Hoffen, ja sein Verdienst und seine Tugend erörtern müssen, ohne daß man ihn deßhalb eitler Selbstliebe beschuldigen darf. Allein hier kann Zahl und Art solcher Mängel, wie sie der gemeine Tag erscheinen läßt, nichts entscheiden; wenn die Frage ist nach Falschem oder Aechtem, so kommt es auf die Urbezeichnung an, welche das innerste Wesen trägt, und in diesem Betreff, wir wiederholen es, steht uns Zinzendorf in unzweifelhafter Reinheit und Würdigkeit.

Was er hervorgebracht, ist seine beste Lobrede. Sein Werk, verbreitet in allen Welttheilen, besteht in segenreichem Fortgang. In Deutschland, Holland, Großbritannien, Dänemark, Schweden, Rußland, in Nord- und Südamerika, Grönland, Afrika, West- und Ostindien, sind herrnhutische Gemeindeorte, Kolonieen oder Missionen, in welchen überall, nach jetzt einstimmigen Zeugnissen, stiller

Fleiß

Fleiß und glücklicher Frieden herrscht, und ein eigner Geist der Frömmigkeit sich in den Einrichtungen Zinzendorfs mit seltner Treue fortpflanzt. Nicht jeder nach einem seligen Leben verlangende Fromme darf die Brüderanstalten für sein Bedürfniß angeordnet glauben, Zinzendorf selbst warnt oft gegen diesen Irrthum, aber jedem unbefangenen Beobachter werden sie in ihren Ergebnissen stets achtungswerth erscheinen müssen. Ein vorzügliches Bild herrnhutischer Sinnesart und Verhältnisse hat Goethe in den Bekenntnissen einer schönen Seele niedergelegt; dasselbe ist dem inneren Gehalte nach so wahr und ächt, als durch die Darstellung reizend und eindringlich, und wir müssen mit Schiller übereinstimmend hier die Macht des Genie's bewundern, durch welche diesen Stoff die Dichtung so gründlich, wie es sonst nur die von der Sache selbst erzeugte Gesinnung könnte, sich angeeignet hat. Friedrich Leopold Graf zu Stolberg bezeugt dies gültig. Ein würdiges Bild von Zinzendorfs persönlichem Auftreten hat Steffens in den Kreis seiner Dichtungen von den Familien Walseth und Leith erfreuend eingeflochten.

Blicken wir von dem gelungenen Werke Zinzendorfs auf sein strebendes Wirken zurück, so finden wir, daß allerdings dieses letztere durch eine wunderbare

Vereinigung vieler mitwirkenden Vortheile begünstigt werden mußte, um ein solches Ergebniß liefern zu können. Schon der Grafenstand Zinzendorfs ist in diesem Betracht von nicht zu übersehender Wichtigkeit; nach ganzen Richtungen hin und durch manchen schwierigen Moment erhielt sich die Sache vorzugsweise auf jener Stütze. Es bedurfte der politischen Verhältnisse von Deutschland, ihrer Zerrissenheit und Gegensätze, ferner der erschöpften Zustände der protestantischen Kirche überhaupt, damit solch neue Religionsweise Boden gewänne, und sich zu eigenthümlichem Bestande ausbildete. Nicht weniger gehörte dazu, daß der Stifter nur mit Begeisterung, aber ohne eigentlichen Plan handelte, denn einen solchen, dem er nach ausgedachten Grundlinien zu einem bestimmten Ziel gefolgt wäre, hat er nie gehabt; in der freien Lebensbewegung allein konnte diese Sache den wenigsten Hindernissen begegnen, nur nach und nach aus sich selbst und den Umständen sich gestalten. Merkwürdig bleibt es immer, auch unter allen jenen Begünstigungen, wie grade zwischen den verheerendsten Weltstürmen — die Kriege Karls XII. wütheten im Anfange des Jahrhunderts, die Kriege Friedrichs des Großen über die Mitte hinaus, — und neben der entgegenstehenden, erfolgreichen, zu Glanz und Herrschaft gelan-

genden Denkart des Zeitalters, in welchem das Genie und die Thätigkeit Voltaire's wirkten, dieſe milde Friedensgeſtalt chriſtlicher Frömmigkeit glücklich emporwachſen konnte. Nicht vergeſſen ſei hier auch die große Zahl tüchtiger und zuverläſſiger Männer, die als treue Gehülfen ſich zu dem Grafen fanden, die Chriſtian David, Nitſchmann, Dober und ſo viele andre Männer zum Theil von größtem Karakter und Gaben, und wie ſie ſtets um einen Höheren, zu deſſen Beglaubigung und Dienſt, unbegreiflich woher auf einmal, ſich verſammeln. Dieſe waren zugleich eine Pflanzſchule würdiger Nachfolger Zinzendorfs. Unter ihrem ordnenden Wirken, durch Johannes von Watteville, Gregor, Layritz und Andre, beſonders aber durch Spangenbergs langjährige Thätigkeit, hat die Brüdergemeinde ſich in der Folge von vielen Uebertreibungen gereinigt, die Spielereien und Ueppigkeiten in Liedern und Gebräuchen noch mehr abgeſchafft, und ihre Verfaſſung auf gründlichen Einrichtungen neu befeſtigt. Auch der Haushalt der Geſammtheit, welche bei Zinzendorfs Ableben noch gegen 150,000. Thaler Schulden gehabt haben ſoll, kam auf ſichern Fuß. Dabei wurde in den weſentlichen Anordnungen des Stifters, deſſen Namen ſtets in größten Ehren ge-

halten wird, nur weniges geändert; noch immer waltet sein Geist und Sinn; auch seine besondre Sprachweise, in zarter Naivetät vieler herkömmlichen Ausdrücke die gleiche für den gewöhnlichen Umgang wie für den kirchlichen Gebrauch, verblieb den Herrnhutern bis auf den heutigen Tag ein treulich überliefertes Vermächtniß.

Als Schriftsteller war Zinzendorf ungemein fruchtbar und wirksam; über hundert seiner Werke, größere und kleinere, sind gedruckt, sie finden sich an den gewöhnlichen Orten verzeichnet, die wichtigsten theils im Früheren auch hier schon angegeben; eine Menge von Briefen, Tagebüchern und andern Aufsätzen, sind handschriftlich aufbewahrt. Der Werth dieser Arbeiten ist sehr ungleich, es findet sich kein einziges durchbildetes, gediegenes Werk darunter, aber in den meisten schöne Gedanken, hinreißendes Gefühl, anmuthige und geistreiche Wendung. Die natürliche, nach Eingebung und Behagen des Augenblicks leicht hinfließende Umgangssprache, die er auch im Schreiben behielt, verschaffte ihnen bei den verschiedensten Klassen desto leichter Eingang. In seinen Gedichten trägt er meist die Schuld seiner Zeit, welche in dichterischer Bildung sehr zurückstand; wir haben daher nur genügende,

nicht reichliche Proben ſeiner Verſe mitgetheilt, laſſen jedoch gern hier zum Schluſſe noch einige ſchöne, an einem Thomastage von ihm verfaßte Strophen folgen, welche durch Inhalt und Ausdruck gleicherweiſe befriedigen:

„Ach einem Thomasglücke
Auf ein paar Augenblicke,
Dem wollt' ich zu gefallen
Gern tauſend Meilen wallen.

Mich zum Gerippe ſehnen,
Und einen Bach von Thränen
Aus meinen Augen ſchütten,
Wenn Er ſich ließ erbitten!

Doch, lieber Gott, was wähl' ich?
Mach mich beim Glauben ſelig:
Willſt du die Augen binden,
Das Herz kann blindlings finden."

Seine Proſa hingegen iſt ſehr oft vortrefflich, und läßt bedauern, daß ſo ſchöne Anlagen nicht in eine günſtigere Zeitbildung gefallen ſind. Die deutſche Sprache rang damals in roher Unſicherheit zwiſchen den traurigſten Abwegen hin; ſie ſchleppte ein barbariſches Gemiſch, das ſie weder abwerfen noch bemeiſtern konnte. Die Verhältniſſe, unter welchen Zinzendorf ſchrieb, ließen ihn grade am tiefſten in

diesen Uebelstand eingehen. Er weiß es selbst, daß er darin alles Maß überschreitet, allein er kann und mag dies nicht ändern, und leitet den Fehler nicht nur genügend her, sondern versucht ihn sogar mit Gründen zu rechtfertigen. Er beginnt die Vertheidigung seines Stils mit einem Geschichtchen: „Der Graf N. in Ungarn, — erzählt er, — (ist er gestorben, so ist's nicht lange), hatte vielleicht die besten Pferde in ganz Europa. So wenig aber vor diesem die Offiziers von einer Uniforme wußten, so wenig bekümmerte sich der Graf N. seiner Pferde couleur zu egalisiren. Dahero konnt's leicht sein, daß Braune und Rappen vor Eine Kutsche kamen. Kurz, ohne zu sagen, wie weit es ging, so waren eben seine Karossiers diversi coloris. Das werden ihm nun wohl die Herren Ambassadeurs in den nächsten Jahren kaum nachthun: aber Herren, die zugleich gute Wirthe sind, haben ihm das schon abgelernet, nämlich mehr auf die Gleichheit der Güte, als der Farbe der Pferde zu reflektiren." Dies wendet er nun auf die Mischung verschiedener Sprachen an, und fährt fort: „Ich weiß, daß die bigarrure des stili, welchen ich auf den Kredit eines meiner Herren Gegner nunmehro ins siebzehnte Sekulum setze, mit Vorbehalt, mein jus quaesitum auf die Schreibart des sechszehnten,

debito loco et tempore, auch wieder hervorzusuchen, in Deutschland ganz abkommt, und daß der Karakter des achtzehnten Sekuli, welches sich sehr mit der Bagatelle occupirt, und über welches unsre späte Nachkommen gewiß mehr kritisiren werden, als wir über alle vorhergehenden, hat es bei unsern Landsleuten so mit sich gebracht, daß sie es kurzum mit der freien deutschen Sprache in dreißig Jahren dahin haben wollen, wohin es mit der französischen, die doch von dem nutu eines einzigen und ziemlich absoluten Kollegii dependirt hat, binnen hundert Jahren kommen ist; ohne im geringsten zu konsideriren, daß sich ein französischer Professor in der Provinz zu Tod schämen würde, wenn er anders Französisch redte und schriebe, als zu Paris; da hingegen in Deutschland fast auf einer jeden Universität der Jargon des Landes in vollem Flor bleibt, darinnen die Universität liegt. — Dieser Inkorrigibilität des Dialekts ungeachtet sind sie fast alle eins worden, ihre Sprache wortreicher zu machen même aux dépens du sens commun, und sich lieber nur halb und noch zehnmal unverständlicher, als zuvor, auszudrucken, ehe sie ein fremd Wort brauchten. Wie die ehrbare deutsche Tracht abkam, die in einem Theil des Reichs und zu Zürich noch am eigentlichsten obtinirt, so behielten sie

die Prediger; daher ich immer den Separatisten gezeigt, daß sie diese Tracht der Prediger billiger zur Modestie als zum Hochmuth auszulegen hätten. So geht mir's mit dem stilo des siebzehnten Seculi. Ich halte darüber, ja ich pousſire ihn weiter als zuvor, und vermehre seine lateinische und griechische und französische emphases mit englischer, auch wohl holländischer Energie: aber gewiß nicht sowohl, um mich in diesen Sprachen zu exerciren, als aus der allerseriösesten Absicht, meinen wahren Sinn so gut als möglich auszudrucken, und von aller Aequivokation zu befreien, und dabei freilich Einigen lieber ganz unverständlich zu bleiben, denen ich doch mit einer noch so deutschen Expression mich nicht deutlicher machen könnte, hingegen andern und gesetzten Leuten, die sich das Forschen nicht verdrießen lassen, eine möglichst unzweideutige Auskunft zu geben. Ich bin von Herzen bereit, alle die fremden in einheimische phrases zu verwandeln, sobald mir jemand äquipollente Ausdrücke in meiner Muttersprache dazu zeigt. Bis dahin will ich den englischen und holländischen bon sens imitiren, der alle benachbarte Sprachen naturalisirt hat, die ihm seinen Sinn ganzer machen helfen. Denn das ist ja der Zweck aller Sprachen: das dient ad esse der Sprachen; die Eleganz gehört nur ad bene esse."

Inzwiſchen will er dieſes Einmengen nicht über das Bedürfniß treiben, ſondern die Reinigung, ſobald ſie geſchehen kann, ſtets vorziehen. So ſagt er ausdrücklich: „Die Poeſieen in den Sammlungen waren ſo beſchaffen, daß ſie noch alle erſt ihre letzte Limam künftig kriegen ſollten, und wurden nur einſtweilen aufbehalten. Daher ſetzte man eben den Sinn hin, in was für einer Sprache man ihn am nächſten und glücklichſten exprimiren könnte, en attendant, daß ſich das deutſche Wort einmal dazu fände.“ Man ſieht, daß er mit der Praxis eine leidliche Theorie verband, in einigem ſogar dem Einſpruche zuſtimmte, welchen der große Philolog Friedrich Auguſt Wolf gegen übertriebenen Puriſmus zu erheben pflegte.

Zinzendorfs Leben iſt ſchon oftmals beſchrieben worden, am ausführlichſten von Spangenberg, in ehrenwerthem Sinn und mit genauem Fleiß, indeß bei allem Raume von acht Bänden in einigen Richtungen doch nur allzu kurz gefaßt. Gedrängtere Darſtellungen haben Reichel und Duvernoy verſucht. Die Nachrichten des Grafen von Lynar ſind nur bedingt anzunehmen; er hat Zinzendorfen nie geſehen. Die Schilderung, welche Johann Georg Müller in Schaffhauſen aus gedruckten Hülfsmit-

teln zusammengestellt hat, ist ein sehr gelungenes Werk. Ein kurzer Aufsatz von Herder faßt bezeichnende Züge in raschen Ueberblick. Aus vertrauter persönlicher Bekanntschaft hat der jüngere Freiherr von Schrautenbach, der Sohn dessen, bei welchem Zinzendorf in Lindheim zu Besuch gewesen, eine merkwürdige Karakterzeichnung des Grafen entworfen, die erst neuerlich im Druck herausgegeben worden, sie verdient die größte Anempfehlung. Von den vielen zu verschiedenen Zeiten gemahlten Bildnissen Zinzendorfs will man ein um das Jahr 1740. von Kupetzky verfertigtes als das in jedem Sinne glaubhafteste auszeichnen; nach ihm hat kürzlich F. Lehmann ein wohlgelungenes Kupferbild geliefert.

Ueberblicken wir diesen Lebenslauf nochmals, legen wir gegeneinander, was Leid und Freude, Bekümmerniß und Glück, Niederes und Höheres, Zagen und Zuversicht, an diesem Herzen für Theil gehabt, und ziehen wir die Summe des Guten wie die des Schlechten, so müssen wir uns wohl sagen, daß Zinzendorf ein seliges Leben geführt, wie nur wenigen Menschen es beschieden ist! Sein Leben ist als ein glückliches und beneidenswerthes auch von solchen anzuerkennen, die weder seines Glaubensbekenntnisses noch seiner Sinnesart sind, noch ihm

nachzuahmen den Wunsch und Beruf haben. Und so dürfen wir auch von ganz allgemeinem Standpunkt aus, beim Anschauen dieses Mannes, in ganz weltlicher Betrachtungsweise, hier mit der Bemerkung schließen, daß überall solcher Segen waltet, wo der Mensch in den Kämpfen der Welt nicht ihr selbst, sondern einem höheren Leben sich vertrauenvoll zuwendet. —